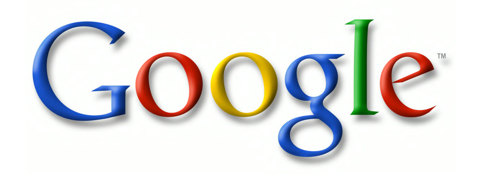





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Historische Darstellungen und Charakteristiken,

für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Dritter Band.

Die Geschichte der neuern Zeit.

Köln, 1864.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Die Geschichte der neuern Zeit

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Köln, 1864.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

G. A. Schmitt, 1868.

Uebersicht des Inhaltes.*)

Einleitung.

*) Die ganz oder theilweise vom Herausgeber bearbeiteten Aufsätze sind mit einem * bezeichnet.

Zweiter Zeitraum: Von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution 1648—1789.

I. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.

II. Das 18. Jahrhundert bis zur französischen Revolution.

Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Revolution, 1789—1815.



Einleitung.

1. Charakter der neuern Zeit.

(Nach Rudolf Lorentz, die allgemeine Geschichte der Völker der neuern Zeit und ihrer Cultur, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Die neuere Geschichte ist das dritte Hauptstück in der gesammten Geschichte der Menschheit. Sie darf als ein solches neben dem Alterthume und dem Mittelalter aufgestellt werden, trotz dem, daß keine so allgemein Epoche machende Begebenheit sie von dem vorhergehenden Weltalter scheidet, als der weitgreifende Völkersturm und der Sturz des römischen Reiches, mit welchem die alte Welt politisch zertrümmert wurde. Viele haben die neuere Zeit dem Alterthume schlechthin entgegengesetzt und begreifen in ihr das Mittelalter mit, ohne dieses als ein wahres Culturalter, so wie es verdient, von der Folgezeit zu sondern. In der That darf auch nicht verkannt werden, daß die Bildung des dritten Weltalters, dem wir angehören, ungleich mehr in dem zweiten, als dieses in dem ersten, wurzelt; denn, während das Mittelalter über Schutt und Trümmern einer untergegangenen Welt sich erhebt, und nur seine Keime in einem vom Blute der Vorzeit gedüngten Boden entwickelt, so erscheint die Neuzeit als Fortsetzung und Vollendung aller derjenigen Bildungsstoffe, die das Mittelalter zeitigte, ohne Vernichtung des Früheren und zunächst Vorhandenen. Dessen ungeachtet bereitete sich mit dem sechszehnten Jahrhundert ein solcher Zusammenfluß von Begebenheiten vor, daß in Folge derselben die spätere Zeit ihren Charakter gänzlich veränderte und eben deßhalb als ein neues Culturalter in seiner Abtrennung von dem früheren gerechtfertigt wird.

Für die Gestaltung der neuen Zeit ist in doppelter Hinsicht wichtig die Eroberung Constantinopels durch die Türken, zuerst in so fern, als mit ihr ein neuer Staat in Europa auftrat, dessen Verhält-

nisse nicht ohne Einfluß auf das europäische Gleichgewicht blieben. Schon daß ein Reich unterging, welches fast tausend Jahre hindurch das Andenken der alten Welt, wenn auch nur als ein Schutthaufen, erhalten hatte, schien bedeutungsvoll einen Umschwung der Dinge anzukündigen. Das Osmanenvolk, welches schon lange Europa bedroht hatte, setzte sich während eines kurzen Zeitraumes in den Besitz schöner Länder, die allen drei Welttheilen angehören, des Ostens von Europa, ganz Vorderasiens bis zum kaspischen Meere und der Nordküste von Afrika. Alle diese Länder unterwarfen die Türken mit ungestümer Tapferkeit; nur diese und die Entschlossenheit der Anführer, so wie die Uneinigkeit der Christen, zumal der Fürsten des fast zerfallenen deutschen Reiches, das aller inneren Einheit ermangelte und in Friedrich III. ein schwaches Oberhaupt hatte, machen es erklärlich, daß ein asiatischer Menschenstamm auf europäischem Boden festen Fuß fassen konnte. Weit folgenreicher aber als in politischer Hinsicht unmittelbar wurde mittelbar das Eindringen der Türken in Europa dadurch, daß eine beträchtliche Anzahl griechischer Gelehrten sich bei der Eroberung Constantinopels vor dem feindlichen Schwerte nach Italien, das in alter Handelsverbindung mit dem byzantinischen Reiche stand, flüchteten. Hier fanden sie den Frieden, den sie in der Heimat entbehrten, hier Freunde, Gönner und Beschützer der Gelehrsamkeit, deren Werth man mehr ahnete als anerkannte, hier einen für alles Große empfänglichen Sinn. Jetzt stieg der frühere Eifer für die Alten, als man sich nicht bloß mit Latiums Geistesproducten beschäftigte, sondern auf die lauteren Quellen von Hellas zurückging, zu einer Begeisterung, die über die Nachbarländer ausströmte. Nicht bloß, daß aus den Alten die Ideen-Masse der Neueren belebend erweitert wurde, daß die neueren Sprachen an dem Muster der lateinischen und griechischen erstarkten, auch die Wissenschaften wählten die Vorarbeiten des Alterthums zu ihrer Grundlage und wurden eben dadurch wieder hergestellt.

Es war eine besondere Gunst des Schicksals, daß wenige Jahre zuvor, ehe die Flüchtlinge des Ostens die Ueberbleibsel einer großartigen Literatur dem Westen überbrachten, diejenige Kunst erfunden war, durch welche allein das unschätzbarste Eigenthum der Vergangenheit ein Gemeingut werden konnte, die Buchdruckerkunst. Sie fand in der Vervielfältigung der alten Classiker ihre erste und edelste Beschäftigung, sie wurde die Dienerin der allmählich fortschreitenden, allgemein verbreiteten Intelligenz, die den Hauptcharakter und das unsterbliche Eigenthum unserer Jahrhunderte bildet. Europa veränderte also ebenso gut seine geistige Seite als seine politische Gestalt.

Auch hatte die Kunst begonnen, sich in verändertem Geiste zu verjüngen, die Malerei war in der byzantinischen Schule durch griechische Künstler wieder erwacht, nahm bei den italienischen Meistern einen neuen Schwung an und gewann durch eine niederländische Erfindung (die Oelmalerei) unglaubliche Vorzüge. Im 15. Jahrhundert war Italien der allgemeine Sitz der schönen Künste und feierte schon im

nächsten deren Blütezeit; von ihm lernten Frankreich, Deutschland und die Niederlande, und wie es im Alterthum und Mittelalter in verschiedener Beziehung die Beherrscherin der Menschheit war, so wurde es in der neueren Zeit die Lehrerin Europa's.

Zugleich erhielt die ganze Kriegsverfassung eine Umgestaltung durch die allgemeine Anwendung des Schießpulvers und die Einführung stehender Heere.

Die Kunde des Schießpulvers, wovon bei den Chinesen und den alten Indern schon früh bestimmte Spuren sich nachweisen lassen, haben die Mauren mit nach Spanien gebracht und dasselbe war schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern Europa's bekannt, ohne daß man die Kraft seiner Elasticität kannte oder anwandte. Die Erfindung der Feuerwaffe (Kanonen, Mörser) und ihre Anwendung zum Schutz von festen Plätzen, woher der Name Geschütz, wird um das Jahr 1380 gesetzt und namentlich deutschen Mönchen als Erfindern zugeschrieben, unter denen Berthold Schwarz der bekannteste ist, der bald nach Freiburg oder Nürnberg, bald nach Mainz, Köln oder Goslar versetzt wird. Allein schon im Anfange des 13. Jahrhunderts wird das Geschütz von den Arabern in Spanien gebraucht und kam von da zunächst (um 1342) nach Flandern, von hier nach Frankreich, wo es die mit den Flamändern verbündeten Engländer schon unter Eduard III. bei Belagerungen anwandten. Die erste Ausbildung erhielt das Geschützwesen in Frankreich unter Ludwig XI., in Deutschland unter Maximilian I. (s. Nro. 9) — Das kleinere Feuergewehr (Flinten) kömmt unter dem Namen Luntenröhren oder Feuerbüchsen schon im 14. Jahrhundert, namentlich im schwäbischen Städtekriege vor. Im Anfange des 15. Jahrhunderts werden sie unter den Namen Handbüchsen, Handschlangen erwähnt, später als Hakenbüchsen (arquebuse), weil sie beim Abfeuern auf eine Gabel oder Bock gelegt wurden. Im Jahre 1411 haben die Schweizer schon 4000 Handfeuerwaffen, die 25—28 Pfund schwer waren, während in andern Heeren die Schützen noch die Armbrust vorziehen.

Den ersten Grund zu den stehenden Heeren legte König Karl VII. von Frankreich durch die Errichtung einer stehenden Reiterei (der Ordonnanz Compagnieen) und eines nationalen Fußvolkes, welches von den Freiheiten, die es genoß, den Namen Freischützen (francs-archers) erhielt, vgl. 2. Bd., S. 608 f. Der vorher verachtete und völlig vernachlässigte Infanteriedienst kam wieder zu Ehren, und der Adel, welcher bis jetzt hauptsächlich die Reiterei gebildet hatte, verlor den Geschmack am Kriegsdienste, weil er weder zu Fuß fechten, noch in gleicher Stellung mit dem gemeinen Manne dienen wollte. Von jetzt an entschied weniger die Tapferkeit einzelner Kühnen und Starken, als ganze Massen, weniger persönlicher Muth und Kraft, als der Geist, der die Massen leitete. Die Taktik wurde neu geschaffen und die Strategik erhielt eigentlich erst ihr Dasein. Die Kriegsführung wurde zur Wissenschaft erhoben, als deren Theile sich eine ganz neue Befestigungslehre, das

Artillerie- und Ingenieurwesen ausbildete. Gegen diese regelmäßig geübten und mit Kunst geleiteten Schaaren vermochten die Haufen widerspänstiger Vasallen immer weniger, das Faustrecht nahte sich seinem Ende. Jeder Staat, der hinter Frankreich nicht zurückbleiben wollte, mußte ebenfalls zur Errichtung stehender Heere schreiten. Die dadurch wachsenden Geldbedürfnisse führten zu einem geregelten Steuersystem.

Nicht der Zeit, aber der Bedeutung nach stehen unter den großen Begebenheiten, welche den Anfang einer neueren Zeit begründen, als die ersten und folgenreichsten oben an die Entdeckung Amerika's und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien.

Die Entdeckung der neuen Welt hat nicht bloß den Schleier gehoben, der seit Jahrhunderten einen bedeutenden Theil der Erdoberfläche den Augen der Bewohner des andern Theiles entzogen hatte, nicht nur dem Handel und der Industrie ein unermeßliches Feld neuer Speculationen eröffnet, die Masse der Metalle vermehrt, den Werth der Dinge erhöht, den Luxus und die Sitten verfeinert, sondern auch den wissenschaftlichen Forschungen ein neues, unendliches Gebiet aufgeschlossen, indem diese Entdeckung den Bewohnern der alten Welt die Werke der Schöpfung verdoppelte. Der Scharfsinn des Menschen wuchs mit der Erweiterung des Feldes, das seinen Untersuchungen dargeboten wurde. Die nautische Astronomie, die physische Geographie im weitesten Sinne, die Geologie der Vulcane, die beschreibende Naturgeschichte haben seit dem ihre Gestalt durchaus verändert. Ein neues Festland bot den Seefahrern eine Küsten-Ausdehnung von 120 Breitegraden dar, den Naturforschern neue Pflanzen- und Thier-Familien, dem Philosophen eine gemeinsame Menschenrasse, die durch den langen Einfluß der Nahrungsmittel, der Temperatur und der Sitten die verschiedensten Modificationen erlitten hatte und in eine fast unendliche Anzahl von Sprachen gespalten war, deren wunderlicher Bau doch den gemeinsamen Grundtypus nicht verkennen ließ, dem Geologen die umfangreichste Gebirgskette, die durch unterirdische Feuer emporgehoben, reich an edlen Metallen, an ihrem jähen Abhange und auf ihren terrassenförmigen Hochebenen, in einem verhältnißmäßig unbedeutenden Raume, die Klimate und Erzeugnisse der entferntesten Zonen neben einander vereinigt. Niemals hat eine rein die Körperwelt betreffende Entdeckung durch Erweiterung des Gesichtskreises eine außerordentlichere und dauerndere Veränderung in geistiger Beziehung hervorzurufen vermocht, nie hatte der Mensch das Bedürfniß lebendiger gefühlt, die Natur zu beobachten und die Mittel zu vervielfältigen, durch welche sie mit Erfolg zu befragen ist. *)

In Verbindung mit der gleichzeitigen Auffindung des directen Seeweges nach Ostindien hatte die neue Entdeckung die wichtigsten

*) Nach Alex. von Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt.

Folgen für den Welthandel, der aus Land- in Seehandel umgewandelt wurde. Die alten Handelswege wurden verlassen und neue eröffnet, dadurch aber der Rang der europäischen Staaten völlig verändert. Die Länder am Mittelmeere sanken in gleichem Grade, wie die am atlantischen Ocean stiegen. Venedig insbesondere sah den ostindischen Handel, den es bisher fast allein getrieben hatte, in die Hände der Portugiesen und Holländer übergehen und mußte sich allmählich auf den Küstenhandel des adriatischen Meeres beschränken. Spanien erhob sich zur ersten europäischen Macht und ging nebst Portugal den übrigen oceanischen Mächten mit der Ausführung eines ausgedehnten Colonialsystems voran, durch welches die Europäer ihre Herrschaft und mit dieser zugleich europäische Civilisation über alle Erdtheile ausgebreitet haben.

Während der allgemein verbreitete Handel ein Band der europäischen Nationen wurde, verursachte die Reformation eine große Trennung der christlichen Völker, die selbst zu blutigen Kriegen führte und trug nicht wenig zur Ausbildung und Erhaltung der Idee eines politischen Gleichgewichtes bei. Seit der Entdeckung Amerika's und der Reformation drehen sich alle Weltbegebenheiten um Schifffahrt und Handel oder um Religion, ein großer Theil der Kriege waren daher Religions- oder Handelskriege.

Welches aber sind nun die unterscheidende Merkmale der neuern Zeit im Gegensatz zur alten und mittlern Zeit?

Zuvörderst erweitert sich plötzlich mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts der Schauplatz der Geschichte auf eine Weise, wie es die Vorzeit nie ahnen konnte. Die alte Welt oder Europa, Asien, Afrika waren der Boden des historischen Völkerlebens so gut für das Mittelalter, als für das Alterthum, nur daß Europa im Mittelalter sich bereits denjenigen Vorrang vor den beiden anderen Welttheilen begründete, den die Neuzeit zu einem unbestrittenen machte, und daß die Geschichte von den Ländern rings um das Mittelmeer nach dem Norden und Westen hinzog. Durch die Entdeckung Amerika's aber wurde die Geschichte eine Welt- oder Erdgeschichte im eigentlichsten Sinne des Wortes, indem sie alle Theile des Erdenrunds umfaßte. Die Herrschaft der Europäer in den übrigen Welttheilen führte dahin auch europäische Cultur, und nur in so fern sich diese geltend machte, greift die Geschichte außereuropäischer Länder in die Hauptmasse der menschlichen Geschichte ein, welche wesentlich eine europäische ist. Bald wirken die Anpflanzungen auf ihre Mutterstaaten zurück und bestimmen sogar zum Theile das Verhältniß dieser gegen einander. Ein solches großartiges Schauspiel kannte weder das Alterthum noch das Mittelalter, die vielseitige Wechselwirkung des über alle Erdtheile verbreiteten Menschengeschlechtes sind erst Charakter der neueren Zeit.

Mit dem erweiterten Schauplatze menschlicher Thätigkeit mußte sich auch der Gesichtskreis der Betrachtenden vergrößern. Wie die Schiffe zwischen Ländern und Welttheilen, welche ein unergründliches Meer trennt, freundschaftlichen und feindlichen Verkehr unterhielten, so hatte

in der Erfindung der Buchdruckerkunst die Gedankenwelt das Mittel gefunden, durch welches der Geist zu dem Geiste spricht. Schnell wurden die Erfahrungen der Einzelnen zu einem Gemeingute erhoben, was sonst selten die Grenzen der Heimat überschritt, den verschiedensten Nationen mitgetheilt, und durch diesen Wechselverkehr eine Intelligenz befördert, deren Allgemeinheit noch alltäglich im Steigen begriffen ist. In früheren Zeiten gehörte die höhere Bildung nur einzelnen bevorrechteten Ständen und Personen an, neben denen der große Haufe unterdrückt und verachtet dastand; die neuere Geschichte stellt nicht bloß eine weit verbreitete Classe der Gebildeten auf und eine Erhebung von einst verachteten Classen der Gesellschaft, sondern auch eine steigende Volksbildung. Mit der zunehmenden Intelligenz hält gleichen Schritt die Ausbildung der Wissenschaften und Künste. Das Leben mußte sich in allen Rücksichten verfeinern und durch unzählige Erfindungen umgestalten, indem der Geist wissenschaftlicher Forschung und kaufmännischer Speculation der Liebe zum Luxus in die Hände arbeitete.

Der Charakter einer größeren Intelligenz offenbart sich in neuerer Zeit am meisten und bewundernswürdigsten in den politischen Verhältnissen; denn, obwohl die Staaten meist die alten blieben, traten doch unter ihnen weit genauere und allseitigere Beziehungen ein, so daß ganz Europa als ein System von Staaten erscheint. Das Bedürfniß der Abwehr gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit lehrte den Mächten Europa's die ersten schwachen Anfänge zu einer solchen Vereinigung. Dazu kommt die Entstehung eines Völkerrechtes, das, eine Folge der Cultur selbst, mehr nach stillschweigender Uebereinkunft, als durch ausdrückliche Verträge sich hervorbildete und im Kriege, wie im Frieden, geltend machte. Durch dieses Völkerrecht erkennen sich die Staaten gegenseitig als frei und unabhängig an und bilden einen Verein, der auf der Unverletzlichkeit ihres rechtmäßigen Besitzstandes beruht. Demnächst erzeugt sich in dem Staatenvereine die Idee eines Gleichgewichtes, zu dessen Erhaltung gegen Uebermacht und Anmaßung Einzelner die Staaten sich durch Bündnisse vereinigen; die gegenseitige Anerkennung sichert in solchen Fällen auch den Staaten von geringerem Umfange ihren Werth und läßt jeden großen Eroberungsversuch zuletzt dennoch scheitern. Auch wirkte der bedeutende Rang, den Seemächte in dem Staatensysteme einnehmen, auf das günstigste für die Erhaltung des Gleichgewichtes, schon in so fern, als sie verhinderten, daß großen Landmächten, die durch Volksmenge sich am leichtesten bildeten, die alleinige Entscheidung zustehe. Seemächte, wie England, kennt das Mittelalter gar nicht, Italiens Republiken schützten durch ihre Flotten mehr den Handel, als daß sie — die Kreuzzüge abgerechnet — entscheidend in die politischen Begebenheiten eingriffen; ähnlich war es im Alterthume, und als Rom weltherrschend wurde, vernichtete es die Seemächte, weil es selbst die Stärke seiner Landmacht ohne Nebenbuhler fühlbar machen wollte.

Weniger auffallend sind die Veränderungen, welche die Staaten in ihrem Inneren erlitten. Die meisten Staaten waren erbliche Monarchieen; sie hatten sich größtentheils ihrer ganzen Verfassung nach aus den Feudalstaaten des Mittelalters entwickelt, daher findet man in ihnen neben der monarchischen Macht überall einen sehr einflußreichen Adel, der seine Rechte theils aus den ältesten Zeiten, in denen das Heergefolge mit Gütern von den Heerkönigen belehnt worden, theils aus Verträgen mit den Landesherren herschrieb. Dieser Adel bildete nächst der Geistlichkeit, die in verschiedenen Ländern sich während des Mittelalters einen überwiegenden Einfluß errungen hatte, zwar noch jetzt die bevorrechteten Stände des Staates, welche theils sich der Steuerfreiheit erfreuten, theils auf ständischen Versammlungen bei Entscheidung der National-Angelegenheiten eine bedeutende Stimme führten; aber neben ihnen war durch das städtische Leben in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters als ein dritter freier Stand der bürgerliche aufgeblüht, und übte, obwohl er selbst durch Steuern am meisten belastet war, doch auf Landtagen den größten Einfluß, in so fern er diese Steuern bewilligen mußte, und in ihm die ganze Kraft der Nation im Allgemeinen lag.

In den beschränkteren Sphären und Schauplätzen des Alterthums und zum Theile auch des Mittelalters ergötzten uns die auf eine großartige Weise hervortretenden Gestalten der Helden und Wohlthäter der Menschheit, die auf die Nachwelt leuchten und durch das Dämmerlicht einer grauen Zeitferne an das Ideale streifen. Griechenlands weise Staatenlenker, Roms thatkräftige Helden ergreifen auch den kältesten Beobachter der Welt, der in ihnen Menschengröße und Menschenwerth anzuerkennen gezwungen wird. Das poetische Mittelalter mit allen seinen romantischen Zügen von Heldenkraft, das Ritterleben und die Mystik, aber auch die Gräuel des Faustrechtes beschäftigen durch Wechsel und Gegensatz angenehm die Phantasie. Beiden Weltaltern verleiht es einen eigenthümlichen Reiz, daß sie Gestalten und Erscheinungen vor unsere Seele führen, die so ganz von dem abweichen, was uns die nächste Umgebung in der Gegenwart bietet. Einen solchen Reiz des Ungewöhnlichen und Ueberraschenden suchen wir freilich vergebens in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, hier schwächt die Nähe der Zeit jede Täuschung und läßt die Gegenstände mehr in einer dürren Wirklichkeit erscheinen. Großartige Charaktere verschwinden in ihren Umgebungen, die Individualitäten der Völker werden vergessen über die Häupter, welche an ihrer Spitze stehen, die Geschichte verliert sich in die Genealogie oder in die Cabinette der Fürsten, die Hofpolitik bestimmt die Verhältnisse der Staaten in Krieg und Frieden, die Kräfte der Reiche beruhen auf einem Systeme berechnender Klugheit, und selbst wo noch Republiken bestehen, werden vergebens die großen Charaktere des Alterthums gesucht. Aber wenn auch das Einzelne mehr in der Neuzeit verschwindet, so ist das Allgemeine erhabener; nicht Personen, sondern Begebenheiten nehmen auf eine großartige Weise die Theilnahme

in Anspruch, und bieten dasjenige Interesse, welches den Freund der Geschichte und den gebildeten Mann im Allgemeinen leitet, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären; also die Beziehung der drei letzten Jahrhunderte zu den Begebenheiten des heutigen Tages wird das letzte Hauptstück der Menschengeschichte einem Kreise von Lesern geeignet machen, dem sonst die Vorwelt ferner liegt.

2. Die Lage Europa's im Anfange der Neuzeit.

(Nach Joh. Grafen Mailáth, Geschichte von Oesterreich.)

Im Anfange des 16. Jahrhunderts gestaltete sich die Welt neu; in jedem Lande Europa's traten große Veränderungen ein oder bereiteten sich vor, und die entferntesten Welttheile wurden in das Interesse der kleinsten Staaten mit verflochten.

Die pyrenäische Halbinsel hatte sich während 700jährigen Kampfes mit den Arabern und Mauren in verschiedene kleine Königreiche ausgebildet. Nach und nach verschmolzen diese Königreiche in einander, so daß deren nur drei übrig blieben: Portugal, Castilien und Aragon. Portugal, das kleinste dieser Reiche, erhob sich in jener Zeit durch den Geist großer Könige, durch Muth und ritterlichen Sinn der Einwohner, zu einer kaum geahneten Höhe. Die Thaten der Portugiesen in Ostindien überbieten die Erfindungen des reichhaltigsten Gedichtes (des Camoens) und gaben den Handelsverhältnissen Europa's eine neue Richtung. Castilien und Aragon verschmolzen durch einen glücklichen Zufall in ein Reich. Das Herrscherhaus in Aragon war auf eine Person, König Ferdinand, zurückgeführt; dasselbe trat in Castilien ein, mit dem Unterschied, daß der letzte Sprosse castilischer Regenten ein Mädchen war. Isabella, so hieß die Erbin, vermählte sich mit Ferdinand von Aragon, und auf die Art endeten nicht nur die Fehden beider Reiche unter sich, sondern die vereinte Macht beider stieg so hoch, daß sie das alternde Reich der Mauren angreifen und stürzen konnten. So war nun das Königreich Spanien gebildet. Durch eine unerwartete Entdeckung stieg die Macht des Landes riesenhaft; ein genuesischer Schifffahrer, Christoph Columbus, sah im Geist auf der noch unbefahrenen Hälfte der Erdkugel Land; an mehren Höfen als Träumer verlacht, würdigte der spanische Hof des Mannes Antrag und rüstete drei Schiffe. Die Entdeckung von Amerika und der Besitz unermeßlicher Länder daselbst, deren Goldgruben unerschöpflich schienen, war der Gewinn, den Spanien von diesem Unternehmen erntete.

Zwischen Frankreich und Spanien lag das kleine Königreich Navarra, unbedeutend durch sich selbst, durch seine Lage bestimmt, einem seiner beiden mächtigen Nachbarn heimzufallen, nur als Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich merkwürdig.

Frankreich hatte sich unter zwei Königen, Karl VII. und Ludwig XI., aus dem Stand tiefer Ohnmacht zu großer Selbständigkeit und Kraft emporgearbeitet. Wenn man bedenkt, daß Karl VII. an die Loire zurückgedrängt war, daß sich der größte Theil seiner Länder in den Händen Englands befand, daß die mächtigsten Vasallen gegen ihn zu Felde lagen: so scheint es kaum begreiflich, wie er und sein Nachfolger den Engländern Alles bis auf Calais entreißen konnten, wie die Provence, die Dauphiné und Burgund in ihre Hände kamen, wie die Kraft des hohen Adels dem König zugethan ward, das Recht Auflagen ohne der Stände Bewilligung zu erheben, ihm zu Theil wurde. Der König von Frankreich gebot über die Kraft eines thätigen, kriegslustigen, geistreichen Volkes beinahe uneingeschränkt und stand somit mächtiger da, als alle andern europäischen Regenten; und ein stehendes Heer war immer bereit die Beschlüsse des Königs mit der Ueberlegenheit unausgesetzter Kriegsübung durchzusetzen.

In England hatte lange Jahre hindurch der Gräuel des Bürgerkrieges gewüthet im Streit zwischen den Häusern York und Lancaster, oder, nach den Sinnbildern beider Häuser zu reden, im Krieg der weißen und der rothen Rose erschöpfte England seine Kräfte dergestalt, daß es in die europäischen Angelegenheiten nicht nur nicht entscheidend einzugreifen, sondern nicht einmal das zu vertheidigen im Stande war, was es auf dem europäischen Continent bereits inne hatte. Wie auf der pyrenäischen Halbinsel eine Heirath zwei Reiche vereinigte, so vereinigte die Ehe Heinrich's VII. mit Elisabeth, Eduard's IV. Tochter, die Rechtstitel der Häuser Lancaster und York.

Die Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden waren vor einem Jahrhundert durch die Weisheit Margarethens, Tochter Waldemar's III., in der Union zu Calmar unter einem Scepter vereinigt. Die Folge dieser Union aber waren blutige Kriege zwischen Dänemark und Norwegen auf der einen, und Schweden auf der andern Seite. Die Kronen der drei Länder waren auf dem Haupte König Johann's, aus dem Hause Oldenburg, vereinigt. Die Zeit war noch nicht gekommen, in welcher diese Länder in die europäischen Welthändel mit verflochten werden sollten. Dies war der Reformation aufbewahrt.

In Rußland wurde damals, durch Wasiliewitsch I., der Grundstein zur gegenwärtigen Größe des russischen Reichs gelegt. Ursprünglich besaß er nur zwei Provinzen, Moskau und Wladimir. In langer Regierung unterwarf er sich Nowogrod und die anliegenden Provinzen; seine Unternehmungen waren mit solchem Erfolg gekrönt, daß er die Grenzen seines Reichs bis nach Schweden, Litthauen, den Ufern des kaspischen Meeres und Sibirien erweitert sah.

In den schönsten Ländern Europa's waren die Osmanen gelagert; durch die Eroberung von Constantinopel war ihre Macht in Europa fest begründet. Durch den Schrecken ihrer Waffen in der ganzen Welt gefürchtet, erschienen sie wie ein furchtbar aufsteigendes Gewitter. Es war vorauszusehen, daß sie über kurz oder lang ihre Eroberungen in

Europa erweitern würden. Daß es nicht jetzt geschah, lag bloß daran, weil ihre Waffen in Asien beschäftigt waren.

Drei Reiche sollten der Damm sein gegen die anschwellende Macht der Osmanen: Polen, Ungarn, Venedig.

Polen war seit 200 Jahren im Krieg mit dem deutschen Orden und hatte ihm in der neueren Zeit bedeutendes Land abgenommen (Westpreußen). Es besaß alle Elemente zu einem mächtigen Reich, großes Gebiet, fruchtbaren Boden, eine tapfere, kriegslustige Bevölkerung. Doch war der Herrscherstamm der Jagellonen niemals im Stande, dem Lande solche Einrichtungen zu geben, durch welche die Verwaltung desselben einen geregelteren Gang genommen hätte und die Erfolge nach außen dauernd gesichert worden wären.

In Ungarn war eben ein gewaltiger Herrscher, Matthias Corvinus, gestorben. Sein Nachfolger Wladislaw, Bruder des Königs von Polen, hatte mit Matthias Corvinus gar keine Aehnlichkeit; an materieller Macht war er zwar seinem Vorgänger überlegen, denn er besaß außer Ungarn noch Böhmen, aber es fehlte ihm der überlegene Geist seines großen Vorgängers.

Italien war in mehre kleinere Gebiete zertheilt. Unter den größeren derselben war Neapel gut eingerichtet, aber die Könige waren oft grausam und treulos, um ihre Plane durchzusetzen; deßhalb war keine Liebe im Volk für König Ferdinand, und das Reich selbst, obschon schwer zugänglich und nur in der Fronte angreifbar, dennoch leicht zu erobern. Der römische Hof begann viel von jenem Gewicht und Ansehen zu verlieren, welches er in der älteren Zeit über die ganze Christenheit behauptet hatte. Der Aufenthalt der Päpste zu Avignon; das hierauf folgende große Schisma, in dem sich zwei, ja drei Päpste zugleich wechselseitig verketzerten; die Forschungen, die eben deßhalb über die Grenzen der päpstlichen Macht eingeleitet wurden; die Concilien von Constanz und Basel; die Angriffe Wiclef's auf der einen und der Bettelmönche auf der andern Seite hatten das kirchliche Ansehen der Päpste erschüttert, und es hätte einer Reihe von Päpsten bedurft, die an Hoheit der Gesinnung, Einsicht und Gemüth Innocenz III. geglichen hätten, um das wankende päpstliche Ansehen wieder zu erkräftigen. Zum Unglück für den päpstlichen Stuhl aber war gerade in jener bedenklichen Zeit, außer Pius II., kein Papst von besonderen Geistesgaben aufgetreten. Weniger mit den kirchlichen Angelegenheiten als den Welthändeln beschäftigt, verloren sie mehr und mehr ihr lang behauptetes Ansehen und sanken in die Reihe kleinerer weltlichen Fürsten herab. Ferrara, damals dem Hause Este, Mantua dem Hause Gonzaga gehorchend, waren kleine Staaten, ohne selbständige Politik; ihr Schicksal wurde immer durch die Plane und Absichten der größeren italienischen Staaten bestimmt. Die Republik Florenz war, nach vielfachen Bewegungen, der Leitung Lorenzo's von Medicis († 1492) heimgefallen und unter ihm zu großem Wohlstand erblüht. Doch ließ sich die Dauer des Glücks und der Ruhe von Florenz nicht erwarten, da Beides

keine andere Grundlage hatte als Lorenzo's überwiegende Persönlichkeit. Sein Sohn, Peter, der Erbe seiner Reichthümer und seines Ansehns, besaß die Eigenschaften nicht, das Uebergewicht in die Länge zu behaupten. Savoyen und Piemont gehorchten einem dreijährigen Kinde, Karl II., dessen Mutter, Bianca, aus dem Geschlechte der Grafen Montferrat, als Vormünderin die Geschäfte leitete. Das Herzogthum Mailand hatte großen Zuwachs erhalten durch Genua, Parma und Piacenza, es gehorchte dem Hause Sforza. Die Republik Venedig stand unter den italienischen Staaten als der mächtigste da, durch innere Einrichtung, Reichthümer und Consequenz in Planen und Ausführung derselben im Stande, sich mit jedem europäischen Staate zu messen. Sie besaß die Inseln Candia und Cypern, viele Ländereien auf dem festen Lande von Italien, und die Stadt Venedig war das Herz des europäischen Handels. Aber auf dem Gipfel der Macht stehend, war die Republik bereits in den Quellen ihres Glanzes angegriffen; denn der Handel, durch welchen Venedig mächtig geworden, drohte, seit der Umsegelung des Vorgebirges der guten Hoffnung, einen andern Weg einzuschlagen.

Die Schweizer befanden sich auf dem Gipfel ihrer Macht, sie waren die tapfersten Soldaten von Europa, und alle Monarchen bewarben sich um ihre Freundschaft; das Heer galt für das beste, in welchem die meisten Schweizer gezählt wurden. Aber hoher Sold, Beute und Siegestrunkenheit hatten die Gesinnung der Schweizer geändert. Sie waren dem Meistbietenden feil, wortbrüchig, der augenblickliche Vortheil entschied. Von den alten Schweizern war ihnen nur die Tapferkeit geblieben. Aber nicht mehr das Herz führte sie in die Schlacht, es fehlte die Begeisterung des Gemüths, und so geschah es, daß sie bald den Ruf der Unüberwindlichkeit verloren.

Das deutsche Reich befand sich in einer Art von Auflösung. In mehrere Staaten getheilt, hinderte das entgegengesetzte Interesse derselben Deutschland nach Außen hin jene überwiegende Stellung einzunehmen, zu der es durch Größe des Gebiets, Zahl und Tapferkeit des Volkes berufen schien. Die deutschen Fürsten hatten Gesinnungen angenommen, die wenigstens in einer Beziehung denen ihrer Väter ganz unähnlich waren. In früherer Zeit war die Kaiserwürde der Gegenstand des höchsten Ehrgeizes der Fürsten. Sie wagten das Blut ihrer Unterthanen, die Schätze der Väter, ihr eigenes Leben an die Krone. Selbst kleinere Fürsten strebten nach der höchsten Würde der Christenheit, in der Hoffnung, selbe durch die Macht der deutschen Nation zu behaupten und zugleich ihrem eigenen Geschlecht aufhelfen zu können. Dies Alles hatte sich anders gestaltet. Es fand sich Niemand, der die Ehre, römischer Kaiser zu heißen, mit der Wohlfahrt seiner Länder hätte erkaufen wollen; und bereits waren zwei Fürsten aus dem Hause Habsburg ohne ihr Zuthun zum Oberhaupt des deutschen Reiches gewählt worden.

Unter allen deutschen Fürstengeschlechtern war keines dem Hause Habsburg an Macht vergleichbar. Nachdem es hundert Jahre hin-

durch, gleich den meisten deutschen Fürstenhäusern, sich durch Theilungen und Familienhader geschwächt, waren am Ende der Lebenstage Friedrich's III. (IV.) alle österreichische Erblande in seiner Hand wieder vereinigt, und der Besitz der vorderen Lande reich vergütet durch den Zuwachs der niederländischen Provinzen, die sein Sohn Maximilian mit Maria, Karl's des Kühnen Tochter, erheirathete. Diese bedeutende Macht setzte Maximilian allerdings in den Stand, die Würde des römischen Kaisers mit mehr Nachdruck zu behaupten, als es jeder andere deutsche Fürst vermocht hätte. Allein eben die niederländischen Provinzen brachten ihn in neue Verwicklungen, welche den Habsburgern bisher fremd waren. Dieser Besitz brachte die Habsburger in Berührung mit Frankreich und führte Kriege herbei, die, wenn auch oft unterbrochen, durch Friedensschlüsse scheinbar ausgeglichen, sich durch Jahrhunderte immer erneuten. Der Charakter der Besitzungen des Hauses Oesterreich war verschieden. Die Niederlande reich, geldstolz, auf ihre Privilegien pochend, das Uebergewicht offenbar auf Seite der Städte, die Regierung vielfach gehemmt durch Bevorrechtungen der Provinzen und Gemeinden. Die alten Erblande erschöpft durch die unglückliche Regierungsperiode Friedrich's III. (IV.), die Verwaltung in Unordnung, das Volk tapfer, treu, nur in der Noth unruhig, aber auch dann noch besonderer Aufwiegelung durch Parteihäupter bedürfend und stets bereit, sie auf den Ruf des Regenten zu verlassen. Kurz, in den Niederlanden Wohlstand und Uebermuth, in den deutschen Erblanden Noth und Treue.



Erster Zeitraum: Von der Entdeckung Amerika's bis zum westfälischen Frieden 1492—1648.

3. Columbus.

(Nach Otto Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, den Christophoro Colombo (spanisch: Colon) als Sohn ansprechen zu dürfen. Er selbst hat in einer öffentlichen Urkunde Genua als seine Vaterstadt bezeichnet (siendo yo nacido en Genova), wo er um das Jahr 1456 geboren war. Sein, wie es scheint, begüterter Vater schickte ihn zur Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia, doch nur kurze Zeit genoß er diesen Unterricht, denn schon mit 14 Jahren begab er sich auf die See, um nie mehr das nautische Handwerk zu verlassen. Auf diesen Seereisen kam er 1477 auch mit einem Stockfischhändler nach Island. Doch erhielt er hier keine Kunde über die früheren normannischen Entdeckungen des Festlandes von Nordamerika, dessen Ostküste schon um das Jahr 1000 von Grönland aus aufgefunden und nach den dort (von einem Deutschen, Tyrker) entdeckten wilden Weinreben das Winland benannt worden war. Daß er von diesem Continente im Südwesten Islands nichts wußte, geht schon daraus hervor, daß nicht das öde Winland, sondern die Culturländer Ostasiens, die bewimpelten indischen Meere sein späteres Ziel waren.

Nach seinen nautischen Erfahrungen schien es ihm nicht unmöglich, den Ostrand Asiens durch eine Ueberfahrt über den atlantischen Ocean oder in seiner Sprache „das Morgenland in westlicher Richtung" aufzusuchen. In Lissabon, wo er die Großenkelin des ersten Lehnsträgers von Porto Santo, Perestrello, heirathete und dadurch dessen Karten und Schiffsbücher erhielt, erfuhr er, daß vor ihm schon andere diesen Gedanken verfolgt hatten und daß namentlich der berühmte Astronom Toscanelli, mit dem er auch in Briefwechsel trat, die atlantische Fahrt nach Ostasien für leicht ausführbar erklärt hatte. Durch diesen Gelehrten ermuthigt, machte der Genueser dem Könige Johann II. von Portugal den Vorschlag, ein Geschwader über den Ocean nach den

Ländern zu führen, deren Reichthümer und hohe Gesittung Marco Polo (s. Bd. II. S. 622 f.) so verführerisch geschildert hatte. Der König legte den Antrag einer nautischen Behörde vor, die ihn als allzu unsicher verwarf, während andere Sachverständige, wie Martin Behaim, zu dem Unternehmen ermuntert haben sollen. Als die ungünstige Entscheidung erfolgt war, hielt den heimatlosen Wanderer, dessen Ehe der Tod bereits getrennt hatte, nichts in Portugal zurück, und er verließ 1484 mit seinem Knaben Diego heimlich flüchtend das Reich, welches seine Dienste verschmäht hatte. Damals trennte er sich von seinem Bruder Bartolomé, welcher an der Entdeckung des Vorgebirges der Guten Hoffnung theilnehmen sollte und noch bis 1487 in Lissabon sich aufhielt, dann aber zu Schiff nach England ging, unterwegs in die Hände von Seeräubern fiel und sein Brod durch Kartenzeichnen in London am Hofe König Heinrich's VII. erwarb, den er zugleich für die Unternehmung seines Bruders zu gewinnen suchte.

War auch der Gedanke, Ostasien durch eine atlantische Ueberfahrt zu finden, nicht neu, sondern schon oft Gegenstand des Nachdenkens gewesen, so bestand doch Colon's Verdienst darin, seine Zeitgenossen zur Ausführung desselben bewogen zu haben. Glücklicher Weise hätte er, wie die damaligen Kosmographen, von der Entfernung Asiens von Europa eine irrige Vorstellung, welche diesen Abstand nur auf 130 Längengrade schätzte. Allerdings sagt schon Eratosthenes: „die bewohnte Erde heißen wir nur den Welttheil, den wir bewohnen und kennen; doch mag es in derselben gemäßigten Zone noch einen zweiten, ja mehrere bewohnbare Erdtheile geben." Allein diese großartige Ahnung des alexandrinischen Gelehrten von einem Festlande zwischen Asien und Europa hat Colon zum Glück nicht gekannt oder nicht beachtet, denn jeder Gedanke an eine atlantische Ueberfahrt mußte fallen, wenn die Küstenabstände wirklich, wie Eratosthenes richtig annahm, beinahe 240 Längengrade betrugen. Weit größern Werth, als auf die zweifelhaften Stellen der alten Classiker, legte Colon auf die Briefe des Toscanelli und eine Karte desselben, die er bei seiner ersten Ueberfahrt benutzte; dieser aber berechnete die Entfernung von Lissabon bis Zipangu im japanesischen Archipel nur auf 100 Längengrade und in der Mitte des Weges sollte noch eine geräumige Insel Antiglia liegen, ein Product der damaligen Kartenzeichner, das vielleicht jener von Platon beschriebenen Insel Atlantis seine Entstehung verdankte. Ein weiterer glücklicher Irrthum verminderte auch noch den Längenwerth eines geographischen Grades unter dem Aequator (auf 56 Miglien).

Das Unternehmen des Genuesen hätte nur auf einem wunderlichen Gewebe von Irrthümern geruht, wenn nicht zugleich eine Anzahl von Beobachtungen deutlich die Nähe eines Festlandes im Westen verrathen hätten. Der warme Meeresstrom, der sich aus dem Golfe von Mexico nach den Westküsten unseres Welttheils ergießt, trug nämlich die seltsame Correspondenz des unbekannten Festlandes nach Europa. Ein portugiesischer Pilot fischte auf der Höhe der Azoren ein künstlich aber

ohne eiserne Werkzeuge geschnitztes Holz aus dem Meere. Ein ähnliches Stück überseeischer Industrie sah Colon bei seinem Schwager, dem Statthalter auf Porto Santo. Dem lauschenden Seemann erzählten Bewohner von Fayal und Graciosa, daß Fichtenstämme einer fremden Art von Westen her an ihre Inseln gespült worden seien. Nach den Azoren waren auch Kähne mit Leichen eines fremdartigen Menschenschlages getrieben worden.

Von Portugal wandte sich Columbus nach Spanien und trat 1486 in Dienst und Sold der castilischen Krone, welche sein Anerbieten den Gelehrten, der Universität Salamanca zur Prüfung vorlegte. Diese waren verschiedener Meinung; man ließ den Anschlag zwar nicht fallen, verschob aber die Ausführung bis der Krieg gegen die Mauren in Granada beendigt wäre. Ermüdet durch die Verzögerung des arabischen Krieges, wollte Colon 1491 sich an den französischen Hof begeben, als er von der Königin Isabella eine Einladung erhielt im Lager vor Granada zu erscheinen, gerade zu der Zeit, als die letzte arabische Stadt capitulirte. Neue Schwierigkeiten erregten die hohen Forderungen des Genuesen für sich und seine Nachkommen: Erhebung in den Adelstand, Macht und Titel eines Vicekönigs in den neu entdeckten Ländern, den Zehnten der Einkünfte aus denselben u. s. w. Der Schatzkanzler von Aragonien, Sant Angel, bewog nicht nur die Königin darauf einzugehen, sondern streckte auch, weil der Kronschatz völlig leer war, aus eigenem Vermögen den Aufwand für 3 Schiffe auf ein Jahr (5300 Ducaten) vor.

Erste Reise 1492—93.

Am 3. August 1492 verließ Columbus den Hafen von Palos. Ein Umstand, der nicht in seiner Berechnung lag, erleichterte die Ueberfahrt außerordentlich, nämlich der unter dem Breitenkreise der Canarien in jener Jahreszeit herrschende Nordost-Passatwind. Gerade dieser Umstand erfüllte sein Schiffsvolk mit der bangen Besorgniß, es werde nie ein Wind zur Rückkehr nach Spanien sich einstellen, aber von dem Plane einiger Meuterer, den Columbus über Bord zu werfen und dann vorzugeben, er sei bei seinen astronomischen Beobachtungen zufällig in's Meer gestürzt, findet sich in dem Schiffsbuche desselben nicht die geringste Andeutung *). Als man am 7. October verschiedene Geschwader Vögel gegen Südwesten fliegend bemerkt hatte, gab Colon, der wohl wußte, daß die Portugiesen ihre meisten Inseln durch Verfolgung ziehender Vögel entdeckt hatten, der Fahrt die Richtung gegen West-Süd-Westen. Am 10. October klagten, heißt es im Schiffsbuche, die Ma-

*) Sein Sohn Don Fernando Colon, der zu einer Zeit schrieb, wo es galt, an die halb vergessenen, halb verdunkelten Verdienste seines Vaters zu erinnern, hat die Ueberfahrt mit einer Verschwörung der Schiffsmannschaft ausgestattet. Vgl. die Anmerkung bei Peschel S. 168 und die Anmerkung bei Alexander von Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt, II. Band S. 114.

trosen über die unerträgliche Dauer der Reise. Doch ermuthigte sie Colon durch die Aussicht auf den großen, in Indien bevorstehenden Gewinn. Nachdem man am 11. October verschiedene vom Lande her schwimmende Gegenstände bemerkt hatte, erblickte am 12. October, Nachts um 2 Uhr, ein Matrose auf der voraussegelnden unbedeckten Pinta zuerst Land. Es war eine der Bahama-Inseln, die Watlingsinsel, welche die nackten Einwohner derselben Guanahani nannten.*) Nach Aubruch des Morgens landete Colon mit den Befehlshabern der beiden andern Schiffe, den Gebrüdern (Martin und Vincente) Pinzon und ergriff als Admiral und Vicekönig für die Krone Castilien Besitz von dem neuen Lande, das er zu Ehren des Erlösers Sanct Salvador nannte, wie eine zweite Insel Sanct Maria de la Concepcion. Sich nach Süden wendend, fand er die Nordküste der Insel Cuba, die er Anfangs für das Zipangu auf Toscanelli's Schiffskarte hielt und wo er vergebens Gewürze suchte. Eben so entdeckte er auf dieser ersten Reise die Insel Haiti, welcher er wegen der Aehnlichkeit mit andalusischen Landschaften den Namen Espagnola gab; die lucayischen Eingebornen, welche er als Führer an Bord hatte, schilderten ihm die Bewohner von Haiti als Menschenfresser und ließen dabei den Namen Cariben laut werden, den der Admiral ungenau auffaßte, so daß durch ihn der Ausdruck Canibal oder Canibalen für die menschenfressenden Stämme Amerika's verbreitet worden ist. Auf Haiti zeigten sich bei dichterer Bevölkerung höher entwickelte Zustände als auf dem öden Cuba, und da man auch in kurzer Zeit durch Tausch einen beträchtlichen Werth an Goldschmuck eingehandelt hatte, so gründete er hier die erste europäische Ansiedlung und erbaute aus den Trümmern eines seiner Schiffe, das auf einer Sandbank gescheitert war, eine Burg mit Thurm und Graben. Drei Officiere mit 40 Personen blieben in der kleinen Veste zurück. Mit den beiden andern Schiffen trat er am 16. Januar 1493 die Rückreise an und benutzte die Fucusbänke des großen atlantischen Kräutermeeres zur Ortsbestimmung auf dem Ocean. Als ein Sturm die beiden Schiffe trennte und den Untergang der Entdecker befürchten ließ, schrieb Colon die Ergebnisse seiner Entdeckung auf ein Pergament und sicherte dem Finder ein Geschenk von 1000 Ducaten zu, wenn er die versiegelte Schrift uneröffnet dem castilischen Hofe überbringe. Die Depesche warf er in einer Tonne in's Meer. Ein zweiter Sturm trieb ihn wider Willen an die portugiesische Küste und nöthigte ihn, im Tajo vor Anker zu gehen. König Johann II. von Portugal empfing ihn mit verstellter Heiterkeit und äußerte nur beiläufig, daß nach den Staatsverträgen mit Castilien die entdeckten Länder wegen ihrer Nähe an den Azoren zu seinen Besitzungen gehören müßten. Inzwischen war

*) Die Lage Guanahani's ist durch die Untersuchung des Capitän A. B. Becher (the landfall of Columbus im Journal of the royal geogr. society, vol. XXVI. p. 189—203) dahin entschieden worden, daß nicht die Katzen-Insel, sondern die Watlings-Insel der Landungsplatz war. Vgl. Das Ausland, 1857. Nro. 20. S. 468.

Martin Pinzon mit der Pinta in Galicien gelandet und hatte zuerst den Monarchen die Entdeckung gemeldet, dann traf er mit Columbus an demselben Tage (18. März) in Palos ein. Der Hof empfing den Admiral in Barcelona mitten auf dem gefüllten Markte, wo er neben dem Throne des Königspaares niedersitzen durfte, die höchste Ehre für einen spanischen Unterthanen. Er selbst, der Hof und das überraschte Spanien ahneten noch nicht das große Geheimniß eines neuen Festlandes, und nur Wenige äußerten schüchtern ihre Zweifel, daß die entdeckten Inseln und Küsten dem „morgenländischen Ocean" angehörten.

Um den Ansprüchen Portugals entgegenzutreten, wandte sich der spanische Hof an den Papst wegen Bestätigung der bereits vollzogenen und aller künftigen Besitzergreifungen im Westen des atlantischen Meeres, eine Entscheidung, die Portugal nicht mißachten konnte, weil auch seine Rechtsansprüche auf alleinigen Genuß der afrikanischen Entdeckungen und der Schifffahrt nach Indien nur auf der Gültigkeit älterer päpstlichen Bullen beruhte. Alexander VI. verlieh durch eine Bulle 1493 der castilischen Krone alle Gebiete, Inseln und Festlande 100 spanische Meilen westlich von jeder der azorischen oder capverdischen Inseln, doch wurde in Folge von Unterhandlungen mit Portugal dieser Meridian auf 370 Leguas westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges vorgerückt: alles Land westlich von dieser Demarcationslinie (raya) sollte der Krone von Castilien, alles Land östlich aber Portugal zufallen.

Zweite Reise 1493—96.

Die glänzende Schilderung, welche Columbus von den neu entdeckten tropischen Ländern machte, veranlaßte die spanische Regierung, die Ausrüstung einer neuen Flotte mit dem größten Eifer zu betreiben. Bereits im Herbste 1493 sah sich der Admiral an der Spitze eines Geschwaders von 17 Segeln mit 1500 Spaniern, die, voll hoher Erwartungen, ihm von Cadix aus in eine unbekannte Welt folgten. Mit ihnen wanderten die kostbarsten Besitzthümer älterer Cultur, unsere Hausthiere und Halmfrüchte, in die neue Welt, um dieser bald ein europäisches Ansehen zu verleihen. Durch eine südlichere Richtung sicherte sich der Admiral unter geringerer Breite den Nordost-Passat, daher konnte die Ueberfahrt in 20 Tagen vollendet werden. Auf Haiti, wo man die zurückgelassenen Ansiedler im Besitz großer Gold-Reichthümer zu finden gehofft hatte, erblickte man nur Brandtrümmer an der Stelle der Burg und stieß auf Leichen, über welche das Gras hoch aufgeschossen war; nach wenigen Tagen schon zeigte das Klima seine traurige Macht: der dritte Theil der Einwanderer erkrankte am Fieber, welches auch den Admiral nicht verschonte. Dazu kam eine Meuterei seines Zahlmeisters, dessen Bestrafung dem Admiral allgemeinen Haß zuzog. Die Entdeckung von Porto-Rico und von Jamaica waren fast die einzigen Ergebnisse dieser zweiten Reise. Auf Haiti hatte Colon eine neue Colonie gegründet und unter der Verwaltung seiner Brüder Bartolomé und Diego verlassen.

Dritte Reise 1498—1500.

Durch die bedeutenden Kosten und die geringen Resultate der Ansiedlungen war das Unternehmen schon der öffentlichen Ungunst verfallen, als der Admiral auf den unseligen Einfall gerieth, die neue Welt, welche er als das irdische Paradies gepriesen hatte, der Wohlfeilheit wegen mit Verbrechern zu bevölkern, so daß die Auswanderung als Strafe erscheinen mußte. Am 30. Mai 1498 verließ er mit 6 Schiffen S. Lucar de Barrameda, auf der Höhe von Ferro entsandte er 3 derselben auf dem nächsten westlichen Wege nach Haiti, er selbst schlug mit den 3 andern die Richtung nach dem Aequator ein, weil ihn die alte Truglehre beherrschte, daß unter gleichen Breitengraden gleiche Producte vorkämen; er hoffte also unter dem Breitengrade von Guinea auf das meiste Gold und die kostbarsten Dinge zu stoßen. So gerieth er in die Zone der äquatorialen Windstillen und die Hitze wurde so unerträglich, daß bereits die Reifen von den Fässern sprangen und Wassermangel eintrat. Er gab daher die südliche Richtung auf, ging mit dem Passat wieder nach Westen und entdeckte die Insel **Trinidad** und das öde **Orinoco-Delta**, also einen Theil des **Festlandes von Süd-Amerika**. Damals ahnete Colon zuerst, die Küste könne vielleicht ein Festland sein. Doch Besorgnisse um das Schicksal der Colonie auf Haiti, die er vor anderthalb Jahren verlassen hatte, die Befürchtung, daß die Lebensmittel, die er ihr zuführen sollte, verderben möchten und Mangel an Geld, um die Matrosen zu bezahlen, bestimmten ihn, die neue Entdeckung zu unterbrechen und auf dem nächsten Wege nach Haiti zu segeln. Bei seiner Ankunft fand er die Colonie in anarchischem Zustande und wußte keinen andern Ausweg, als mit den (spanischen) Insurgenten eine für diese günstige Capitulation einzugehen, freilich um sie, wie er selbst gesteht, bei der nächsten Gelegenheit zu brechen. Es fehlte ihm der Zauber einer gebieterischen Persönlichkeit unter den verwegenen Abenteurern, die er nach der neuen Welt geführt hatte und die zum Theil enttäuscht als Bettler und Sieche nach Europa zurückkehrten und dem Urheber ihres Unglücks nachredeten, als habe er fiscalisches Gut unterschlagen und trachte danach, mit Hülfe der Seinigen sich unabhängig zu erklären. Der Hof erkannte selbst den politischen Fehler, in Entfernungen, die jede Aufsicht verhinderten, die Macht über Leben und Tod der Unterthanen einem Manne anvertraut zu haben, der sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Als nun Colon selbst um die Zusendung eines „gelehrten Richters“ gebeten hatte, ernannten die Monarchen den ungestümen Francesco de Bobadilla zum „**regierenden Richter**“ mit der Befugniß, Personen jeden Ranges, wenn er es für den Dienst der Krone ersprießlich halte, aus der Colonie zu entfernen. Dieser traf in San Domingo ein, als Colon mit der Unterdrückung neuer Unruhen beschäftigt war, und dabei durch eine Schreckensjustiz nachholte, was er durch frühere Schwäche versäumt zu haben glaubte. Der neue Statthalter begehrte die Auslieferung aller

Verhafteten mit den Untersuchungsacten, gewährte den Häuptern des früheren Aufstandes Gnade, nahm in dem Hause des Admirals ohne Weiteres Quartier, erließ ohne Ermächtigung den königlichen Zehnten und ertheilte Freiheit, auf Gold zu schürfen. Den Admiral ließ er ohne Verhör in Ketten schließen und mit seinen Brüdern nach Spanien einschiffen; der Capitän wollte ihnen auf der Fahrt die Ketten abnehmen lassen, allein Colon litt es nicht, um mit seiner einzigen Waffe, nämlich durch Beschämung, den schnöden Fürstendank zu vergelten. Das Königspaar ließ ihn sogleich bei seiner Landung in Freiheit setzen und empfing den tief Gekränkten am Hoflager in Granada. Seine Rede erstickte vor Schluchzen, die Monarchen aber gaben sich alle Mühe, ihn zu besänftigen, indem sie jede Ermächtigung zu Bobadilla's Rohheit ableugneten und dem Admiral den vollen Genuß seiner Würden und Privilegien zusicherten. Gerne ging man auf sein Anerbieten ein mit 4 Schiffen auf eine neue Entdeckung auszulaufen. Die Statthalterschaft auf Haiti aber erhielt Ovando an Bobadilla's Stelle, denn er schien geeigneter zur Bezähmung aller ungestümen Elemente der jungen Ansiedlung als Colon, dem es weder gelungen war, die Gemüther zu gewinnen, noch die Ungehorsamen (zum Theil von ihm hingeführte Verbrecher) an Gehorsam zu gewöhnen.

Vierte Reise 1502—1504.

Das Ziel dieses letzten Unternehmens blieb immer noch der westliche Weg nach China, also die Aufsuchung einer mittelamerikanischen Durchfahrt. Nach einer raschen Reise bis zu den caribischen Inseln konnte er der Lust, sich in Domingo aufs Neue als Admiral zu zeigen, nicht widerstehen, ward aber von Ovando abgewiesen. Noch warnte er die dort zur Abfahrt nach Spanien bereit liegende Flotte, auf welcher sich Bobadilla und eine schwere Fracht an Gold befanden, vor einem gewaltigen Sturme, den er aus astrologischen Gründen erwartete; die Warnung wurde nicht beachtet und der Sturm vernichtete 20 Schiffe mit der ganzen Mannschaft (auch Bobadilla). Auf der weitern Fahrt entdeckte Colon Honduras und Costa-Rica (d. h. Goldküste); von den Indianern erhielt er unbestimmte Nachrichten von der Südsee, die er aber durch sein hartnäckiges Festhalten an der Geographie des Ptolemäus so mißverstand, daß er die Südsee für den Meerbusen von Bengalen hielt. Der fortwährende Ost- und Nord-Ost-Wind bestimmte den Admiral gerade beim Isthmus von Panama umzukehren. Als er im Juni 1503 nach Jamaica kam, mußte er seine beiden Schiffe auf den Strand laufen lassen, weil sie in Folge der unsäglichen Stürme selbst unter den größten Anstrengungen an den Pumpen nicht mehr flott zu halten waren. Um dem Statthalter von Haiti (Ovando) Nachricht von seiner hülflosen Lage zu geben, unternahm es sein Flottenschreiber Diego Mendez mit dem Capitain Fiesco in zwei indianischen Barken hinüber zu segeln; doch erst nach 7 Monaten erhielt Mendez von dem argwöhnischen Ovando die Erlaubniß, in San Domingo ein Schiff

zu miethen, und dazu fand sich erst Gelegenheit im Frühjahre 1504. Unterdessen fielen die Gestrandeten, von Fieber und Elend heimgesucht, mit der Leichtgläubigkeit von Verzweifelnden auf den abenteuerlichen Verdacht, der Admiral wolle sie als Pflanzer auf Jamaica festhalten und habe dem Fiesco heimlich befohlen, nicht wiederzukehren. Ein Versuch der Verschwornen, d. h. beinahe sämmtlicher noch gesunder Matrosen, auf indianischen Barken nach Haiti zu segeln, mußte wegen des schlechten Wetters aufgegeben werden. Bald nachher hörten die Eingebornen auf, Lebensmittel zu liefern, sei es aus Mangel oder weil sie über die Ungebühr der Verschworenen erbittert waren. Da half sich Colon mit der listigen Drohung, daß sie bald die Zeichen des Zornes am Himmel sehen würden. Als nun wirklich die ihm aus dem Kalender bekannte Mondfinsterniß eintrat, bestürmten die Eingebornen ihn, den Grimm der Gottheit abzuwenden. Er verkündete ihnen erst dann die Erhörung, als das Licht des Planeten wieder zunahm und seitdem blieben die Lieferungen der abergläubischen Indianer nie mehr aus. Mit dem von Mendez gemietheten Fahrzeug kehrte der erkrankte Admiral nach Spanien zurück, kurz vor dem Tode der Königin Isabella. Vergebens bestand er auf der Wiedereinsetzung in das Vice-Königthum, bis der Tod ihn von den zunehmenden körperlichen Leiden befreite. Am 21. Mai 1506 starb er in Vallodolid, ohne eine Ahnung zu haben, daß er, wie seine Grabschrift im Carthäuser-Kloster zu Sevilla sagt, dem Reiche „Castilien und Leon eine neue Welt schenkte.“ Später in den Dom von San Domingo übertragen, ruhen seine Gebeine seit 1796 in der Cathedrale Habanas, wohin sie die Spanier nach Abtretung der Insel Haiti mitnahmen.

Den Namen Amerika, d. h. Land des Amerigo, für den neuen Erdtheil hat ein Deutscher, Martin Waldseemüller, der seinen Namen nach der Unart seiner Zeitgenossen in Hylacomylus übersetzte, zuerst vorgeschlagen *) in einer kleinen Abhandlung über mathematische Geographie, die er seiner lateinischen Ausgabe der „vier Schifffahrten des (Amerigo) Vespucci“ vorangehen ließ. Dieser Florentiner hatte zweimal Brasilien besucht und nannte selbst die von ihm geschilderten Länder die neue Welt. Auch erscheint der Name Amerika auf den ältesten gedruckten Karten (1520 und 1522) nur auf die brasilianische Küste beschränkt und entweder mit dem Zusatze „Provincia“ oder „America vel Brasilia sive Papagalli terra (Papageienland)“. Zu der schnellen Verbreitung des Namens mag aber die dem Gehör gefällige Form und eine gewisse Lautsymmetrie zu den Namen der andern Welttheile wesentlich beigetragen haben.

*) Quarta orbis pars, quam, quia Americus invenit, Amerigen, quasi Americi terram, sive Americam nuncupare licet.

4. Entdeckungen und Niederlassungen der Portugiesen.

(Nach Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen und Heinrich Schäfer, Geschichte von Portugal, bearbeitet vom Herausgeber.)

Zehn Jahre verstrichen nach der Rückkehr des Bartolomeo Diaz von seiner Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung (s. Bd. II. S. 621), bis man in Portugal die weitere Fahrt nach Indien unternahm. Erst die erfolgreichen Fahrten des Columbus im Dienste der Spanier veranlaßten den König Emanuel den Großen, den Admiral Vasco da Gama im Sommer 1497 mit 4 Schiffen nach Indien zu senden. Als das Geschwader die Südspitze Afrika's umschifft hatte (22. Nov.), wurde die Fahrt längs der Ostküste Afrika's gegen Norden verzögert durch die Strömungen des Mozambique-Canals. Erst Mitte April 1498 erreichte man Malinda, dessen König dem Gama eine Audienz auf dem Wasser gab und ein Bündniß mit ihm schloß, welches den portugiesischen Indienfahrern später wichtige Vortheile gewährte. Mit einem arabischen Lootsen an Bord segelte das Geschwader im Südwestmonsun quer über den indischen Ocean und erreichte (20. Mai) Calicut, den größten Hafen an der Küste Malabar und Indiens überhaupt. Hier hatten sich frühzeitig arabische Kaufleute niedergelassen und sich durch den ergiebigen Handel zwischen Morgenland und Abendland bereichert. Diese befürchteten die Concurrenz der Portugiesen und wußten die anfänglich günstige Stimmung der Regierung gegen die Fremden in's Gegentheil zu verkehren, indem sie die Portugiesen als Seeräuber verdächtigten. Gama, als er einen Theil seiner Mannschaft durch den Scorbut verloren hatte, trat die Rückreise an und wurde bei seiner Ankunft in Lissabon (August 1499) vom Könige in den Adelsstand erhoben.

Der Seeweg war zwar gefunden, aber der ungastliche Empfang in Indien hatte die Portugiesen hinlänglich belehrt, daß sie den arabischen Einfluß gewaltsam vernichten müßten, ehe sie zum ungestörten Genuß des orientalischen Handels gelangen könnten. Am 9. März 1500, also früh genug, um den Südwestmonsun noch zu erreichen, lief Pedralvarez Cabral mit 13 Segeln und 1500 Mann an Bord von Lissabon aus. Auf dieser Fahrt entdeckte er Brasilien; ein Sturm aber versenkte ihm auf der Ueberfahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung einige Schiffe und zerstreute das Geschwader, so daß nur 6 Segel am 13. September 1500 vor Calicut Anker warfen. Dort arbeiteten die arabischen Kaufleute mit allen asiatischen Listen gegen die Seefahrer. Politische Feindschaften erwecken aber unvermuthet Freunde. Als daher Cabral sein Glück in Cotschin, einem Hafen zweiten oder dritten Ranges, versuchte, fand er bei dem Radscha dieses Lehensgebietes den wärmsten Empfang und ausreichende Pfefferfrachten für seine Fahrzeuge. In Cananor, dessen Radscha ihn gleichfalls zum Anlaufen eingeladen hatte,

konnte er sich mit den noch fehlenden Ingwerladungen versehen, worauf er am 16. Januar 1501 die Anker lichtete und Lissabon am 31. Juli erreichte.

Diese beiden Häfen, Cotschin und Cananor, besuchte auch ein drittes Geschwader von 4 Schiffen, welches schon im März 1501 ausgelaufen war. Auf der Rückfahrt wurde die völlig unbewohnte Insel St. Helena gefunden und man gewahrt daraus, in welchem großen Abstande von dem Festlande Afrika's die Seefahrer schon damals ihren Heimweg suchten. Waren diese Geschwader, wie man bemerkt haben wird, nur bewaffnete Kauffahrteiflotten gewesen, so gingen im Frühjahr 1502 unter drei Befehlshabern 20 Segel ab, von denen Vasco da Gama 10 nach Malabar führte. Er suchte Calicut mit einem Bombardement heim, schlug zwei indische Flotten und fuhr mit 13 Schiffen voller Gewürze nach der Heimat. Diesmal aber blieb ein zweites Geschwader in den indischen Gewässern zurück und stellte sich bei Dschard Hafun, dem östlichen Horne Afrika's, auf, um die arabischen Indienfahrer beim Auslaufen aus dem rothen Meere wegzufangen, denn es war jetzt auf eine gänzliche Vernichtung des malabarisch-alexandrinischen Handels abgesehen. Der Sultan von Aegypten mußte es aber spüren, wenn der indische Handel nicht mehr die Zollkassen Alexandriens füllte. Auch waren es wohl die Venetianer, die in Voraussicht einer gänzlichen Verödung der ägyptischen Gewürzmärkte den Mamluken-Sultan zur Vertreibung der Portugiesen aus Indien drängten. Das sinkende Reich der Mamluken war aber nicht mehr fähig, den alexandrinischen Handel, den Lebensquell des ägyptischen Staates, zu retten, denn alle Anstrengungen führten nur zur Ausrüstung einer einzigen, der ersten und letzten Kriegsflotte. Die Portugiesen kamen ihnen aber zuvor, denn 1505 führte einer der glänzendsten Feldherrn, Dom Francisco d'Almeida, 22 Segel mit 1500 Mann königlicher Truppen, die für einen dreijährigen Dienst angeworben worden waren, nach Indien. In dem ersten Kampfe (1508) unterlagen die Portugiesen trotz der heldenmüthigen Leitung des Sohnes des ersten Vicekönigs von Indien, Lorenz d'Almeida, der selbst blieb. Doch der Vater rächte den Tod des tapfern Sohnes, indem er sich nach einem zweiten Kampfe, der vom Morgen bis in die Nacht gedauert hatte, der vereinigten ägyptisch-malabarischen Flotten bemächtigte (Februar 1509).

Im Herbste 1509 ging die Statthalterschaft an den großen Alfons Albuquerque über. Dieser eroberte sowohl Goa, welches zu einer großartigen Handelsstadt aufgeblüht war, als Ormuz an der Einfahrt zum persischen Meerbusen, welches den Seehandel Irans und der Euphrat-Tigris-Länder mit Indien durch vollständige Beherrschung der Wasserstraße sich tributär gemacht hatte. Seitdem waren die Portugiesen die unbestrittenen Gebieter des indischen Oceans. Sie beherrschten die größten Hafenplätze durch die Forts, welche sie angelegt hatten, der arabische Handel war vernichtet, der iranisch-indische bewegte sich an ihren Geschützen vorüber. Kein Fahrzeug durfte sich ohne portugiesische

Pässe in den Gewässern sehen lassen, denn jeder andere Kauffahrer wurde wie ein Seeräuber behandelt. Die arabischen Pflanzstädte an der Mozambique-Seite Afrika's waren ihnen tributpflichtig geworden, ihre Geschwader gingen das rothe Meer hinauf und ängstigten Dschidda, den Hafenplatz Mekka's. Die europäischen Kauffahrer konnten jetzt nur noch in Lissabon Gewürze finden, wohin Pfeffer aus Calicut, Ingwer aus Cananor, Zimmet von Ceylon gelangte. Diese Seeherrschaft ließ sich ohne große Anstrengung behaupten. Denn seit das ägyptische Geschwader vernichtet worden war, gab es keine asiatischen Kriegsflotten mehr diesseits Cap Comorin und ein Jahrhundert sollte vergehen, ehe europäische Seemächte die Portugiesen in jenen entfernten Gewässern beunruhigten.

Schon bald nach ihrer Ankunft in Calicut hatten die Portugiesen erfahren, daß Malacca ein Welthandelsplatz sei, wo arabische, indische, malayische, javanische und chinesische Kauffahrer ihre Waaren austauschten. Deshalb hatten sie (1508) mit dem dortigen Sultan einen Vertrag geschlossen, der ihre Flagge vor allen andern bevorzugte. Allein auch hier wirkten ihnen die Araber entgegen und sowohl Alfonso als Jorge Albuquerque hatten noch manche Kämpfe zur Behauptung Malacca's zu bestehen. Zur festern Begründung der portugiesischen Herrschaft in Indien legte Albuquerque eine Reihe von festen Plätzen und Handelsfactoreien an, und die leicht zu vertheidigende Inselstadt Goa wurde der Sitz und Mittelpunkt dieser Herrschaft, als deren Gründer Albuquerque mit Recht genannt werden darf. Zugleich bahnte er seinem Vaterlande den Weg zu weitern Unternehmungen durch Gesandtschaften nach Siam, den Molukken, Java, China, um die Stellung ihrer Fürsten, ihre Regierungsweise, die Verträge und den Handelsverkehr, die sie unter einander hatten, zu erfahren und durch alle ihm möglichen Mittel und Wege in Freundschaft mit ihnen zu treten.

Dennoch gelang es übelgesinnten oder mißvergnügten Untergebenen des General-Capitäns in Indien und geheimen Feinden im Rathe des Königs, Albuquerque's Absichten zu verdächtigen, als bezwecke er, unterstützt und geschützt von den ihm ergebenen Beamten und Officieren, von den Besatzungen der Festungen und von den eingebornen Fürsten und Völkern, deren Liebe er erworben habe, sich zum unabhängigen Beherrscher von Indien empor zu schwingen. Diese Vorstellungen wirkten so sehr auf Emanuel, daß er Albuquerque's Zurückberufung beschloß und den ihm wenig geneigten Lopo Soares als Statthalter nach Indien schickte. Bald bereute er jedoch den erlassenen Befehl, und als der Sultan von Aegypten aus Unwillen über das Eindringen der Portugiesen in das rothe Meer, eine starke Flotte rüstete, um die Portugiesen in Indien zu bekämpfen, vertraute der König Albuquerque, unter Anerkennung seiner großen Leistungen, den Oberbefehl der gegen jene Armada bestimmten Flotte. Diese glänzende Rechtfertigung traf ihn nicht mehr am Leben. Der große Held und Staatsmann war ins Grab gesunken mit gebrochenem Herzen (16. Dec. 1515).

Bei seinem Tode stand Portugals Macht auf ihrem Gipfelpunkte. Wie sehr Albuquerque der eigentliche Gründer und gewaltige Träger derselben gewesen, ward erst klar, als nach seinem Heimgange bei den unterworfenen oder verbündeten Fürsten und Völkern Indiens die Anzeichen von Ungehorsam und Verrath, bei den Portugiesen die von Habsucht und Zügellosigkeit hervortraten. Zwar wurden unter Albuquerque's Nachfolgern Verbindungen mit China und Siam angeknüpft, einzelne Punkte auf Ceylon und Sumatra gewonnen, die Molukken den Spaniern abgekauft (s. Nro. 5 am Ende). Aber bald verschwand die Begierde nach Ruhm, die vorher die Triebfeder der Thaten der Portugiesen in Indien gewesen war und an ihre Stelle trat Gewinnsucht. Die Vice-Könige betrachteten ihre Stelle, zu der sie oft durch Schleichwege gelangt waren, als ein sicheres Mittel der eigenen Bereicherung innerhalb der kurzen Frist (3 Jahre) ihrer Statthalterschaft, die Unter-Beamten folgten ihrem Beispiele, die Soldaten überließen sich, bei der gänzlich aufgelös'ten Kriegszucht, dem Müßiggange oder wurden Handelsleute. Seit der Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) nahm der Verfall der portugiesischen Macht in Indien mit ungleich rascheren Schritten zu, bis von den indischen Besitzungen allmählich eine nach der anderen in die Gewalt der Holländer gerieth.

---

5. Die erste Erdumsegelung.

(Nach Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unter den Eroberern, welche 1506 der Flotte des Francesco d'Almeida nach Indien folgten, befand sich Ferdinand Magalhaens (sprich: Magaliängs), ein Adliger aus Oporto. Bei der Eroberung von Malacca diente er unter dem großen Alfons Albuquerque, später als Officier in Azamor, einer afrikanischen Eroberung der Portugiesen, wo er bei einer Razzia gegen Berbernstämme einen Lanzenstich in die Kniekehle erhielt und davon zeitlebens einen hinkenden Gang hatte. Nach Portugal zurückgekehrt, verlangte er vom Könige Emanuel für jene indischen Dienste eine kleine Erhöhung seines Monatssoldes (von $2^1/_2$ auf 3 Ducaten), und da diese verweigert wurde, trat er in spanische Dienste. Er gewann den Kaiser Karl V. für den Versuch, ein Geschwader um die Südspitze Amerika's über das stille Meer nach den Molukken oder Gewürzinseln zu führen, die nach seiner Berechnung im spanischen Demarcationskreise liegen sollten.

Mit großen Vorrechten ausgestattet, verließ er mit 5 Schiffen am 20. September 1519 San Lucar de Barrameda, erreichte im Januar 1520 das Cap Santa Maria (östlich von Montevideo) und begann im Süden des La-Plata-Stromes die Entdeckungen an der damals noch

nicht berührten Küste Südamerika's. Im Hafen S. Julian brachte er den (unserm Sommer gleichzeitigen) australischen Winter zu und unterdrückte eine Meuterei der Capitäne der übrigen Schiffe. Der Ankerplatz wurde von den Bewohnern des rauhen, damals in Schnee gehüllten Landes besucht, die, von jenen Seefahrern Patagonier genannt, in Folge übertriebener Berichte, lange Zeit als ein Riesengeschlecht gegolten haben. Zwei von ihnen behielt man an Bord zurück, um sie als Merkwürdigkeit nach Europa zu bringen. Als Magalhaens die von ihm benannte Straße erreicht hatte, welche von dem wunderlich zerrütteten Archipel des Feuerlandes und den trügerischen Sunden der Südspitze von Amerika gebildet wird, schickte er das stattlichste Schiff, S. Antonio, zur Untersuchung der Golfe aus, verließ aber selbst unvorsichtig seinen Ankerplatz und beschäftigte seine Matrosen mit Fischfang. Als der S. Antonio von seiner Erforschung ohne Ergebniß zurückkehrte, fand er das Geschwader nicht mehr, das Schiffsvolk verlangte die Heimkehr und warf den sich weigernden Capitän in Ketten; in Spanien, wo der Antonio am 6. Mai 1521 eintraf, verbreitete man die schlimmsten Beschuldigungen über Magalhaens. Dieser aber vollendete die Durchfahrt in den stillen Ocean und erreichte in west-nord-westlicher Richtung die Inseln, denen sein Schiffsvolk den Namen der Diebes-Inseln (Ladrones) beilegte, wegen der Frechheit, womit die olivenfarbigen, nackten Einwohner an Bord kamen und stahlen. Magalhaens setzte an's Land und plünderte ihre Vorräthe an Cocosnüssen, Yameswurzeln und Zuckerrohr, womit sich die entkräftete Mannschaft nicht wenig erquickte, da sie seit Monaten nichts genossen hatte, als den zu Staub zerfallenen, von Würmern belebten und von Ratten verunreinigten Zwieback. Bessere und reichlichere Lebensmittel fanden sie auf der Insel Sebu, einer der Philippinen, deren Beherrscher sich mit seiner Familie und einigen hundert Unterthanen taufen ließ und Kaiser Karl V. den Lehnseid schwur. Begleitet von dem getauften Radscha begab sich Magalhaens nach der kleinen Insel Mactan, östlich von Sebu, um diese seinem christlichen Bundesgenossen zu unterwerfen. Ohne die Geschütze auszuschiffen, da die Boote sich dem Ufer nicht nähern konnten, betrat er mit 55 Gefährten das Ufer, mußte aber bald vor den Mactanesen die Flucht ergreifen und wurde im Handgemenge durch einen Speerstich in den Kopf getödtet (27. April 1521). Diese Niederlage hatte auch die Sinnesart der trügerischen Christen auf Sebu geändert, der Radscha lud die Spanier zu einem großen Banket ein, und 24, welche dieser Einladung folgten, um nicht feige zu erscheinen, wurden ein Opfer dieser Treulosigkeit, während die frohlockenden Eingebornen am Ufer vor den Augen der Spanier die aufgepflanzten Kreuze fällten. Die auf 150 Mann zusammengeschmolzene Mannschaft kam auf zwei Schiffen nach den Molukken, hier trennte sie sich, da ein Schiff einer bedeutenden Ausbesserung bedurfte. Das zurückbleibende Schiff sollte seinen Weg durch die Südsee nach Panama suchen, die Victoria aber kehrte mit Gewürzen beladen und mit 47 Europäern und 13 Eingeborenen

an Bord, um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa zurück, doch erlagen noch mehr als 20 dem Hunger und nur 13 Europäer erreichten (nebst 3 Asiaten) nach der fast dreijährigen Reise um die Welt den Hafen, wovon sie ausgegangen, am 6. September 1522.

Die (5) Gewürzinseln, welche unter dem gemeinsamen Namen der Molukken (oder richtiger Malukken) begriffen werden, sind ein Gegenstand des Streites zwischen den Spaniern und Portugiesen geworden, weil, bei der Unvollkommenheit der astronomischen Instrumente, beide Staaten behaupteten, diese Inseln lägen innerhalb ihres Demarcationskreises (s. S. 17), bis zuletzt (1529) Karl V. seine Ansprüche für 350,000 Ducaten an Portugal verkaufte oder vielmehr verpfändete, wobei sich Portugal die Rückforderung der Kaufsumme vorbehielt, falls sein Eigenthumsrecht sich durch genauere Messungen ergeben sollte, ein Vorbehalt, von welchem nie Gebrauch gemacht worden ist.

6. Die Eroberung Mexiko's. Ferdinand Cortez.

(Nach C. Wernicke, die Geschichte der Welt, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem Columbus den Weg nach der neuen Welt eröffnet hatte, trieb der einmal angeregte Unternehmungsgeist, noch mehr aber die Sucht, ohne Mühe reich zu werden, zu immer neuen Entdeckungen. Schon 1512 ward Florida entdeckt, Balboa drang, nach Anweisung eines jungen Kaziken, von der Colonie S. Maria am Meerbusen von Darien, bis zur Südsee vor, die er, bis an die Brust in's Wasser gehend, für den König von Spanien in Besitz nahm; 1517 unternahm Hernandnez Cordova, auf Veranlassung des Diego Velasquez, des Eroberers und Statthalters von Cuba, von dieser Insel aus eine Fahrt nach Westen und entdeckte die Küste von Yucatan, deren Bewohner baumwollene Gewänder trugen; im folgenden Jahre (1518) erfuhr man bei einem abermaligen Besuche dieser Küste, daß das reiche, trefflich angebaute Land dem mächtigen Kaiser Montezuma gehöre, der in der Stadt Mexiko seine Residenz habe. Deshalb beschloß Velasquez die Eroberung dieses ausgedehnten Reiches und wählte zur Ausführung des kühnen Unternehmens den Ferdinand Cortez.

Dieser, der Sohn eines spanischen Edelmannes, war 1504 nach Domingo und von da mit Velasquez nach Cuba gekommen. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er sich durch Klugheit und Unerschrockenheit ausgezeichnet, als er mit nur 508 Mann, von denen nur 13 mit Flinten, 32 mit Armbrüsten, die übrigen mit Schwertern und Piken bewaffnet waren, die Eroberung eines mächtigen Reiches unternahm (1519).

Die alten Mexikaner besaßen einen nicht unbedeutenden Grad von Bildung. Sie trieben Ackerbau, waren geschickte Weber und Färber,

verstanden Gold und Silber zu gießen und zu formen, besaßen Werkzeuge von Bronze und wußten auch die härtesten Steine kunstvoll zu bearbeiten. Sie hatten schriftliche Urkunden und Jahrbücher, die in Hieroglyphenschrift abgefaßt waren, und von denen viele Fragmente erhalten worden sind. Als Papier bedienten sie sich eines geglätteten Gewebes von Baumwolle. Auch in der Sternkunde müssen sie Kenntnisse gehabt haben, da sie ein Sonnenjahr von 365 Tagen hatten, welches in 18 Monate zu je 20 Tagen eingetheilt wurde. Die übrig bleibenden 5 Tage galten für unglücklich; man verrichtete an denselben weder Arbeiten noch heilige Gebräuche, sondern überließ sich nur dem Vergnügen. Nach 52 Jahren schalteten sie immer 13 Tage ein, so daß also das Jahr, wie im julianischen Kalender, eigentlich 365 Tage 6 Stunden zählte. Ein Zeugniß von der hohen Stufe künstlerischer Bildung, zu welcher die Mexikaner gelangt waren, geben besonders die bedeutenden Ueberreste großartiger Baudenkmäler, die sich erhalten haben und zum Theil in eine vorchristliche Zeit hinaufreichen. Die religiösen Denkmäler haben die Form kolossaler Altäre, in Gestalt einer vierseitigen, genau nach den vier Weltgegenden gerichteten Pyramide sich erhebend, die nach oben zu einer größeren oder kleineren Fläche abgeschnitten ist. Diese Denkmäler waren meistentheils mit großen Höfen umgeben, in welchen sich die Wohnungen der Priester befanden und die Räume, deren man für den Gottesdienst bedurfte. Endlich finden sich auch selbständige Bildsäulen, theils Götterfiguren, theils Gestalten von Menschen, die vielleicht ebenfalls Verehrung genossen. Am bedeutendsten sind die Ruinen einer Stadt, welche im J. 1787 mitten im Urwalde aufgefunden wurden und einen Umfang von drei Quadratmeilen einnehmen. Noch stehen daselbst weitläufige Mauern von Tempeln und Palästen, Ruinen von Denkmälern, Brücken und Wasserleitungen. Außerordentlich groß ist die Zahl der Pyramiden in Mexiko. Der Franciscaner Torquemada zählte 40,000, und Cortez sah von der Pyramide von Cholula aus allein 400. Jetzt sind von Allem, was die mexikanische Baukunst schuf, freilich nur Ruinen vorhanden; aber großartig müssen jene Denkmäler in der That gewesen sein, und sie erregten die Bewunderung der Spanier um so mehr, je weniger dieselben auf einen solchen Anblick vorbereitet waren.

Cortez landete da, wo jetzt das Fort St. Juan d'Ulloa liegt. Durch kriegerische Uebungen versetzte er die Indianer in das höchste Staunen. Sie hielten die Spanier für höhere Wesen, die den Donner und Blitz in ihrer Gewalt hätten, und als sie sahen, wie die Reiter vom Pferde stiegen, geriethen sie vor Verwunderung außer sich, denn sie hatten gemeint, beide wären zusammen nur e i n Wesen. Cortez erklärte, er habe von seinem Könige, dem mächtigsten Beherrscher der Ostländer, Aufträge an den Kaiser, die er nur diesem selbst überbringen dürfe, und er werde deshalb nach Mexiko kommen. Nach sieben Tagen erschienen Gesandte des Montezuma, die ihm reiche Geschenke überbrachten, feines Baumwollenzeug, kostbare Teppiche, Abbildungen von Thieren

und Pflanzen, Mosaik von Federn, goldene mit Edelsteinen besetzte Armspangen und Halsbänder, goldne Thierbilder, zwei schwere Scheiben, die eine, welche die Sonne darstellte, von Gold, die andere, ein Bild des Mondes, von Silber, und dergleichen. Zugleich aber ließ ihn Montezuma dringend ersuchen, das Land zu verlassen, da er den längeren Aufenthalt fremder Krieger nicht dulden könne. Als Cortez bei seinem Verlangen blieb, nach Mexiko zu kommen, schickte Montezuma eine zweite Gesandtschaft mit noch reicheren Geschenken; dadurch wurden aber die Spanier nur noch begieriger nach dem Besitze eines so herrlichen Landes. Manche unter ihnen wünschten indessen die Rückkehr, theils aus Zaghaftigkeit, theils weil sie als Freunde des Velasquez nicht länger unter einem von ihm inzwischen abgesetzten Anführer stehen wollten. Doch Cortez ließ alle mitgebrachten Schiffe verbrennen, bis auf eines, welches er nach Spanien sandte mit Berichten an Karl V. Die kriegerischen Tlascalaner, welche gegen Mexiko ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt hatten, wurden angegriffen und genöthigt, die Oberhoheit des Königs von Spanien anzuerkennen. Ehrfurchtsvoll nahmen sie die Spanier, welche sie für überirdische Wesen hielten, in ihre Hauptstadt auf, versorgten sie reichlich mit Lebensmitteln und folgten ihnen zu Tausenden auf dem weiteren Zuge.

Endlich am 8. November 1519 hatte man die Hauptstadt erreicht. Sie lag auf einer Insel des See's Tezcuco, die durch vier Dämme mit dem Festlande verbunden war, eine imposante Stadt mit 60,000 weißen Häusern und 2000 Tempeln mit 360 Thürmen. Tausend vornehme Männer, mit Federn geschmückt und in Mäntel von feinem Baumwollenzeuge gekleidet, kamen den Spaniern entgegen. Ehrerbietig begrüßten sie Cortez und verkündigten die Ankunft des Montezuma, der bald darauf in königlicher Pracht erschien. Er saß auf einem kunstvoll gearbeiteten Tragsessel, der von vier reich gekleideten Dienern getragen wurde, während andere einen prächtigen Baldachin über seinem Haupte hielten. Feierlich begrüßte er die Spanier, in einer Weise, wie es in Mexiko nur von Niederen gegen Höhere Sitte war, so daß alle Mexikaner von Verwunderung ergriffen wurden. Darauf führte er sie in einen großen steinernen Palast, den er ihnen zur Wohnung anwies, und erzählte dem Cortez: er habe immer erwartet, daß einst einer der Nachkommen jenes Königs, der in uralter Zeit nach Sonnenaufgang gewandert sei, wiederkommen würde, um sein Recht auf den Thron geltend zu machen. Er habe die Ueberzeugung, daß der König von Spanien dieser angestammte Herrscher sei, und er wolle daher sich und sein ganzes Reich demselben unterwerfen. Cortez traute indessen den Worten des Montezuma nicht, sondern dachte vor Allem auf seine Sicherheit und suchte sich durch Wachen und Aufstellung geladener Kanonen vor Ueberfall zu schützen.

Bald nach seiner Ankunft in Mexiko fand Cortez einen Vorwand, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Ein mexikanischer Feldherr hatte die dem Cortez verbündeten Völkerschaften angegriffen, und

die in Veracruz zurückgelassenen Spanier kamen ihnen zu Hülfe. Einer derselben gerieth aber in die Hände der Mexikaner, die ihn tödteten und sein Haupt in den Städten des Landes umherschickten, zum Zeichen, daß die Spanier auch sterbliche Menschen seien. Endlich wurde das abgeschnittene Haupt auch nach der Hauptstadt gebracht. Sobald Cortez dies erfuhr, begab er sich mit seinen entschlossensten Hauptleuten in den Palast des Königs und forderte Genugthuung. Montezuma versprach strenge Bestrafung des Feldherrn, und Cortez erklärte, er für seine Person sei damit zufrieden, aber seine Gefährten seien mißtrauisch geworden, und um sie zu beruhigen, müsse er auf einige Tage zu ihnen kommen. Montezuma weigerte sich dessen mit Entschiedenheit als gegen seine Würde streitend; als aber ein Spanier drohend ausrief: „Wozu bedarf es vieler Worte? Laßt uns ihn mit Gewalt wegschleppen oder niederstoßen", gab der König erschreckt nach und folgte den Spaniern. Das Volk wollte ihn auf dem Wege befreien; er aber winkte der andrängenden Menge freundlich zu, als ginge er freiwillig mit. Der erwähnte Feldherr des Königs wurde darauf mit fünf seiner Offiziere nach Mexiko gebracht und vor dem Palast des Montezuma lebendig verbrannt; ja, Cortez ließ sogar dem Könige selbst während der Hinrichtung Fesseln anlegen. Im Uebrigen erfuhr Montezuma eine ziemlich milde Behandlung. Als aber nun Cortez auch Anstalten traf, den Götzendienst auszurotten, fing das Volk an, laut zu murren, und Montezuma befahl den Spaniern, das Land zu verlassen. Cortez befand sich in einer sehr mißlichen Lage; er stellte sich deshalb, als sei er bereit, dem Verlangen des Königs nachzugeben, nur müsse er erst neue Schiffe bauen; er hoffte dadurch Zeit zu gewinnen, bis die Verstärkungen aus Spanien ankämen; seine Lage sollte sich aber noch mehr verschlimmern. Velasquez nämlich hatte bereits 18 Schiffe mit 800 Mann zu Fuß, 80 Reitern und 12 Kanonen unter Narvaez abgesandt, mit dem Auftrage, den Cortez in Fesseln zu legen und die Eroberung fortzusetzen. Cortez verlor jedoch den Muth nicht. Er ließ 140 Mann zur Bewachung des Montezuma zurück; mit den übrigen eilte er nach der Küste, überfiel den Narvaez bei Nacht, nahm ihn gefangen, bewog seine Truppen, sich unter seinen Oberbefehl zu stellen und kehrte mit ihnen nach Mexiko zurück. Dort fand er Alles in der größten Aufregung. Der Anführer der zurückgelassenen Spanier hatte durch Stolz und Härte die Mexikaner so beleidigt, daß sie sich rüsteten, die Fremdlinge zu vertreiben, und einen wüthenden Angriff auf den Palast der Spanier machten, in welchen sich auch Cortez geworfen hatte. Wohl fanden Tausende ihren Tod; aber immer neue Scharen strömten von allen Seiten des Landes herbei und ersetzten die Gefallenen. Auf den Wunsch des Cortez trat Montezuma selbst im königlichen Schmucke, begleitet von seinen Beamten, auf die Zinne des Palastes, um die tobende Menge zu beschwichtigen. Er befahl ihnen, aus einander zu gehen; die Fremden würden abziehen. Schweigend vernahmen die Mexikaner seine Worte; aber plötzlich erhob sich ein lautes Getöse; ein

Hagel von Steinen und Pfeilen flog gegen den unglücklichen König, den man laut einen Verräther nannte; von zwei Pfeilschüssen verwundet und von einem Steinwurfe am Kopfe getroffen, sank er zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, riß er in Verzweiflung den Verband von seinen Wunden, verschmähte alle Nahrung und starb nach wenigen Tagen, wahrscheinlich am 13. Juni 1520. Mit verzweifelter Tapferkeit setzten indessen die Mexikaner den Kampf fort; sie stritten für ihre Götter und ihr Vaterland, und endlich sah sich Cortez zum Abzuge genöthigt. In größter Stille zog er in der Nacht des 1. Juli über den Damm, welcher Mexiko mit dem Festlande verband. Aber plötzlich sah er sich von allen Seiten angegriffen; der ganze See wimmelte von Nachen; ein dichter Hagel von Pfeilen und Steinen flog auf die Spanier herab. Viele wurden erschlagen, viele ertranken, andere geriethen lebend in die Gewalt der Mexikaner und wurden den Götzen geopfert; alles Geschütz und fast alle Pferde gingen verloren, und am Morgen fand Cortez, der selbst, obgleich verwundet, überall im Kampfe voran gewesen war, kaum die Hälfte seiner Schar noch am Leben. Indessen gab er die Hoffnung der Eroberung Mexiko's doch nicht auf. Mit neuen Planen beschäftigt, zog er sich in das Land der Tlascalaner zurück. So vergingen fünf Tage, als sie in die Nähe von Otumba kamen. Da sahen die Spanier zu ihrem Schrecken die ganze weite Ebene von mexikanischen Kriegern bedeckt. Unter der Führung Guatimozins, eines Neffen Montezuma's, den das Volk auf den Thron erhoben hatte, waren sie zum Vernichtungskampfe gegen die Feinde des Vaterlandes ausgezogen. Hier galt es Sieg oder Tod. Sicher wären die Spanier unterlegen, wäre es Cortez nicht gelungen, sich der mexikanischen Reichsfahne zu bemächtigen. Als die Mexikaner dieselbe sinken sahen, wandten sie sich, von abergläubischem Schrecken ergriffen, zur Flucht, und ungehindert konnte Cortez nach Tlascala weiter ziehen. Unerwartet erhielt er kurz darauf eine Verstärkung. Es landeten nämlich zwei Schiffe, die Velasquez dem Narvaez, dessen Schicksal er noch nicht kannte, nachgesandt hatte, und Cortez bewog die Mannschaft derselben leicht, sich ihm anzuschließen. Jetzt konnte er die Unzufriedenen unter den Soldaten des Narvaez entlassen und nach Cuba zurückschicken; mit den Uebrigen beschloß er wieder gegen Mexiko zu ziehen. Die Stadt war aber ohne Schiffe nicht anzugreifen; denn der Weg über die Dämme allein war zu gefahrvoll. Cortez ließ deshalb in den Wäldern von Tlascala Holz zum Schiffbau fällen; Balken und Bretter wurden gezimmert, und achttausend Tlascalaner trugen dieselben auf ihren Schultern bis an das Ufer des See's. Das Heer des Cortez bestand nur aus 550 Mann zu Fuß und 40 Reitern; als Geschütz führte er 9 Kanonen mit sich. Aber 10,000 tlascalanische Krieger schlossen sich ihm an, und immer mehr Eingeborne stießen voll Haß gegen die Azteken zu ihm. Alsbald begann ein Kampf mit den Kähnen der Mexikaner, die sie in großer Menge umschwärmten. Die Ueberlegenheit der spanischen Kriegskunst machte sich auf die glänzendste Weise geltend. Ein großer Theil

der mexikanischen Canoes wurden in den Grund gesegelt, die andern ergriffen die Flucht. Guatimozin gebot den Seinigen, zum Schein zurückzuweichen, und während die Spanier ungestüm nachdrängten, entsandte er eine Abtheilung erlesener Krieger, um den Spaniern zu Lande und zu Wasser in den Rücken zu fallen, und ließ den Damm durchbrechen. Viele stürzten in die Kluft; Andere geriethen in die Gewalt der Feinde. Cortez selbst war in der größten Lebensgefahr. Sein Pferd stürzte, und er wurde von sechs Mexikanern ergriffen; doch da warf sich einer seiner Hauptleute denselben entgegen und rettete den Feldherrn mit Aufopferung des eigenen Lebens. Sechszig Spanier und über 1000 Tlascalaner wurden vermißt; Cortez selbst blutete aus vielen Wunden. In der auf diesen Unglückstag folgenden Nacht bot sich den Geretteten ein grauenhaftes Schauspiel dar. Die ganze Stadt war erleuchtet, und die Spanier sahen, wie die Mexikaner in dem Alles an Glanz überstrahlenden Tempel in wildem Jubel tanzten, wie die unglücklichen Gefangenen entkleidet und gezwungen wurden, vor dem Bilde des Kriegsgottes zu tanzen, sahen, wie man ihnen lebend das Herz ausriß, um es dem Gotte zum Opfer zu verbrennen; der Schmerzensschrei der Unglücklichen drang in ihre Ohren; ja, sie glaubten, die wohlbekannten Stimmen ihrer Gefährten zu unterscheiden.

Mit Rachedurst erfüllt, erneuerten die Spanier so bald als möglich den Angriff, und Cortez ließ jetzt jeden eroberten Theil der Stadt sogleich zerstören. Mit dem Schutte wurden die Canäle ausgefüllt, so daß die Reiterei in den Straßen kämpfen konnte. Guatimozin versuchte, über den See zu entfliehen. Die Spanier aber waren wachsam; sein Schiff wurde eingeholt, und er wurde gefangen genommen. Mit würdevoller Fassung ergab sich der unglückliche König und bat nur um Schonung seiner Gemahlin und seiner Kinder.

Die Spanier hatten erwartet, in der eroberten Stadt unermeßliche Schätze zu finden; sie sahen sich indessen völlig getäuscht und begannen laut zu murren. Sie meinten deshalb, die Mexikaner hätten ihre Schätze verborgen oder in den See versenkt, und einer der raubgierigen Anführer suchte durch Folterqualen von dem unglücklichen Guatimozin und einigen seiner Räthe die Entdeckung der verborgenen Reichthümer zu erpressen, indem er ihre mit Oel bestrichenen Fußsohlen an langsamem Feuer rösten ließ. Ihn aber entriß Cortez selbst, der über solche Grausamkeit entrüstet war, dem martervollen Tode.

Nach dem Falle der Hauptstadt unterwarf Cortez mit leichter Mühe alle Provinzen des Reiches, und nun begann er die zerstörte Stadt nach einem großartigen Plane prächtiger wieder aufzubauen. Aber seine Gegner in Spanien waren indessen nicht müßig gewesen. Als Bevollmächtigter Kaiser Karl's V. erschien Don Tapia mit dem Auftrage, Cortez abzusetzen und an seine Stelle zu treten. Cortez wußte sich indessen durch eine Vorstellung bei dem Kaiser vollständig zu rechtfertigen und wurde zum Statthalter und Generalcapitän des Landes ernannt, welches den Namen Neu-Spanien erhielt. Vor Allem suchte er nun

den Spaniern den Besitz des Landes zu sichern. Durch Verleihung von Ländereien bewog er seine Offiziere, sich im Lande anzusiedeln.

Indessen erneuerten sich bald am spanischen Hofe die Anfeindungen gegen Cortez, und kaiserliche Commissarien erschienen, um ihn zur Verantwortung zu ziehen und ihn zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig fänden. Er hielt es aber unter seiner Würde, sich in dem Lande, welches der Schauplatz seiner großen Thaten gewesen war, zur Verantwortung zu stellen und begab sich daher 1528 selbst nach Spanien. Mit reichen Schätzen, gefolgt von einer großen Zahl edler Mexikaner, erschien er mit aller seiner hohen Stellung angemessenen Pracht vor dem Kaiser, der ihn mit den größten Ehrenbezeugungen empfing. Er rechtfertigte sich vollkommen; aber dennoch konnte er seinen früheren Einfluß nicht wieder erlangen; die Furcht, er könne sich in Mexiko zum selbständigen Herrscher aufwerfen, hinderte den Kaiser, gegen ihn gerecht zu sein. Die Civilgewalt in Neuspanien wurde deshalb von der militärischen getrennt, und dem Cortez nur die letztere übertragen. Mißvergnügt kehrte er nach Mexiko zurück, und theils um den vielen Unannehmlichkeiten zu entgehen, die ihn dort trafen, theils von Thatendurst getrieben, ging er bald auf neue Entdeckungen aus. So fand er 1536 die Halbinsel Californien. Um kräftigere Unterstützungen für seine Unternehmungen zu erhalten, begab er sich 1540 nochmals nach Spanien; aber der Kaiser nahm ihn kalt auf, die Minister begegneten ihm mit Uebermuth; nicht einmal die Erstattung der großen Summen, die er auf die Entdeckung von Californien verwendet hatte, konnte er erreichen.

Im Jahre 1541 nahm Cortez noch an dem Zuge Karl's V. gegen Algier Theil. Dies war sein letztes Unternehmen. Seitdem wurde er gänzlich vernachlässigt und mißachtet. Eine etwas stolze Aeußerung, dem Kaiser gegenüber, daß er ihm mehr Provinzen erworben habe, als seine Väter ihm Städte hinterlassen hätten, brachte ihn vollends in Ungnade. Voll Unmuth zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, und starb aus Gram über den ihm widerfahrenen Undank am 2. December 1554 auf seinem Landgute bei Sevilla, 69 Jahre alt. Sein Leichnam wurde seinem Wunsche gemäß nach Mexiko gebracht, und noch jetzt zeigt man in einer dortigen Kirche sein einfaches Grabmal.

7. Die Eroberung von Peru. Franz Pizarro.

(Nach C. Wernicke, die Geschichte der Welt.)

Bald nach der Eroberung von Mexiko gelang den Spaniern auch die Auffindung und Unterwerfung des reichen Goldlandes Peru, von dem man zuerst durch Balboa (S. 26) nähere Nachrichten erhalten hatte. Francesco Pizarro, dem die Ausführung dieses Unternehmens vorbehalten war, der unächte Sohn eines spanischen Edelmannes, war

in der Erziehung so gänzlich vernachlässigt worden, daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte. Lange Zeit hütete er die Schweine, bis er endlich, um der harten Behandlung zu entgehen, die er zu erdulden hatte, Soldat wurde. Zunächst ging er nach Italien in den Krieg; dann aber schiffte er sich zu Sevilla mit einigen Abenteurern, die nach den Schätzen der neuen Welt begierig waren, nach Amerika ein. Er wurde dort mit Cortez und Balboa bekannt und machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit. Ueberall zeichnete er sich durch Muth, Tapferkeit und Beharrlichkeit aus, so daß ihm ungeachtet alles Mangels an Bildung eine Befehlshaberstelle übertragen wurde. Von Habsucht und Ehrgeiz getrieben, verband er sich mit Diego de Almagro und Hernando de Luque, welche das nöthige Geld hergaben, zur Aufsuchung und Unterwerfung der reichen Länder an der Südseeküste. Mit einem einzigen Schiffe und 112 Mann segelte er 1524 von Panama an der Küste entlang bis Tumbez, wo er genauere Nachrichten über Peru erhielt. Aber er sah bald ein, daß er zu schwach sei, um daselbst eine Colonie anzulegen, zumal da der Statthalter von Panama ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Er kehrte daher 1527 nach Panama zurück, um ihn zu seinen Gunsten zu stimmen. Da ihm dies nicht gelang, so schiffte er selbst nach Spanien. Kaiser Karl V. empfing ihn sehr zuvorkommend, und Pizarro wußte denselben durch die Beschreibung von den Reichthümern Peru's so zu gewinnen, daß er von ihm mit Ehrentiteln überhäuft wurde und die Erlaubniß erhielt, alles Land in Peru bis 200 Meilen südlich von Tumbez zu erobern und als Generalcapitän zu regieren. Die Kosten der Ausrüstung übernahm Pizarro selbst, und Cortez, der sich gerade damals in Spanien aufhielt, gab ihm dazu ein Darlehn. Jetzt kehrte er nach Panama zurück. Im Mai 1532 gründete er an der Bai San Michael die erste spanische Colonie in Peru. Immer weiter drang er von hier aus in das Innere des Landes vor, und immer mehr wuchs sein Staunen über den herrlichen Anbau desselben und die Bildung seiner Bewohner. Der Ackerbau wurde durch künstliche Bewässerung gefördert. Eine Kunststraße zog sich 500 Stunden weit an der Meeresküste entlang; eine andere, eben so lange, führte von der Küste aus in das Innere des Landes. In einer Länge von 30 Meilen hatte man eine gewaltige steinerne Mauer über die Cordilleren bis an den See von Titicaca gezogen, die, wenn auch sehr beschädigt, noch besteht. Ueberhaupt zeichneten sich die Peruaner in der Baukunst aus. Zwar war in ihrem Lande nur eine bedeutende Stadt, die Hauptstadt Cuzco, aber diese war dafür mit desto größerer Pracht gebaut. Der große Sonnentempel zu Cuzco war ganz mit Goldplatten gepflastert und über dem Hauptaltare befand sich ein Bild der Sonne von massivem Golde, so groß, daß es fast von einer Wand bis zur andern reichte. Zu beiden Seiten desselben erhoben sich goldene Throne, auf denen die kunstvoll einbalsamirten Körper der verstorbenen Inka's oder Könige saßen. Die Privathäuser waren zweistöckig, mit einem röthlichen, glänzenden Mörtel bekleidet.

Eben so Bemerkenswerthes leisteten die Peruaner in der bildenden Kunst. In dem Tempel des Gottes Viracocha, 16 Stunden südlich von Cuzco, fanden die Spanier die Bildsäule des Gottes, welche in Gesichtszügen, Kleidung und Haltung so ganz in europäischer Weise gebildet war, daß sie meinten, es wäre ein Bild des Apostels Bartholomäus. Ebenso fand man treffliche Bildwerke von edlem Metall, kunstvoll gearbeitete Gefäße von Thon. Ihre Religion bestand in Gestirndienst, und Menschenopfer waren dem friedfertigen Volke gänzlich unbekannt.

Die Urgeschichte der Peruaner ist größtentheils mythisch. Nach ihren Sagen kam Manco Capac, ein Sprößling der Sonne, ihrer höchsten Gottheit, im 12. Jahrhundert nach Chr. in ihr Land, milderte die bisher rohen Sitten der Bewohner, lehrte sie die Religion und allerlei Künste und gab ihnen bürgerliche Einrichtungen. Er theilte das Volk in Adlige, Freie und Knechte, und beherrschte es selbst als erster Inka oder König. Seine Nachkommen folgten ihm in der Regierung. Der zwölfte Inka, Huana Capac, eroberte das Königreich Quito und vermählte sich mit der Tochter des besiegten Königs, die ihm einen Sohn, den Atahualpa gebar; aus einer früheren Ehe aber hatte er noch einen älteren Sohn, den Huascar. Gegen die Landesgesetze theilte er vor seinem Tode, 1529, das Reich unter seine beiden Söhne, so daß Atahualpa Quito und den Norden, Huascar den Süden des Reiches erhalten sollte. Darüber kam es aber nach seinem Tode zwischen beiden Brüdern zum Kriege, und Atahualpa, dem das Heer seines Vaters anhing, nahm den Huascar gefangen und ließ alle übrigen Mitglieder der königlichen Familie ermorden. Beide Brüder ersuchten Pizarro um Beistand; dieser aber sagte dem Atahualpa, der ihm reiche Geschenke übersandt hatte, Hülfe zu und ließ ihn zu einer mündlichen Unterredung auffordern. Er hatte jedoch dabei von Anfang die Absicht, sich der Person des Inka zu bemächtigen. Atahualpa erschien auf einem prächtigen Tragsessel, umgeben von einem glänzenden Hofstaate und gefolgt von einem 30,000 Mann starken Heere. Auf ein von Pizarro gegebenes Zeichen stürzten die Spanier über die Peruaner her, hieben die dem Inka zunächst stehenden nieder, diesen selbst aber ergriff Pizarro und schleppte ihn fort. Gleichzeitig ließ er die Reiterei einhauen, und wenige Schüsse der beiden spanischen Kanonen reichten hin, das indianische Heer in die Flucht zu jagen. Die Spanier setzten den Fliehenden nach, Alles vor sich niedermetzelnd, und erst der Einbruch der Nacht machte dem gräulichen Blutvergießen ein Ende. Viertausend Peruaner sollen an diesem Tage ermordet sein, und eine unermeßliche Beute an Gold und Silber fiel den Spaniern in die Hände. Da Atahualpa sah, wie begierig die Spanier nach Gold waren, versprach er, für seine Freilassung das ganze Zimmer, in welchem er gefangen gehalten wurde, so hoch er mit den Händen reichen konnte, mit goldenen Gefäßen anfüllen zu lassen. Pizarro ging auf den Vorschlag ein und machte selbst mit Kohle einen Strich an den Wänden des Zimmers, um die Höhe zu

bezeichnen. Atahualpa ließ nun aus den Tempeln und Palästen des Landes so viel goldene Gefäße als möglich zusammenbringen, und die Peruaner beeiferten sich, sie schnell herbeizuschaffen, als sie hörten, daß dadurch das Leben und die Freiheit des geliebten Herrschers gerettet werden könne. Der gefangene Huascar aber, der auch davon gehört hatte, versprach Pizarro noch weit mehr Gold, wenn er ihm Hülfe leiste, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Als Atahualpa dies erfuhr, glaubte er nur durch Huascar's Tod sein Leben sichern zu können. Er gab deßhalb in der Stille Befehl zu seiner Ermordung, die auch sogleich von den Peruanern vollzogen wurde. Inzwischen war das 22′ lange und 16′ breite Gefängniß des Atahualpa schon fast bis zu der bezeichneten Höhe mit goldenen Gefäßen angefüllt; man schätzte den Werth derselben auf zwei Millionen spanische Thaler, und die Spanier begannen schon, die Schätze unter sich zu theilen. In Kurzem erwartete der gefangene Inka, freigelassen zu werden; dazu aber war Pizarro durchaus nicht geneigt, vielmehr ließ er ihm, sobald er die Ermordung Huascar's erfuhr, förmlich den Proceß machen. Er selbst saß mit Almagro, der inzwischen auch nach Peru gekommen war, zu Gericht, und der unglückliche Inka wurde als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener und Empörer gegen den König von Spanien zum Feuertode verurtheilt. Vergebens verlangte Atahualpa, nach Spanien vor den König geführt zu werden; man achtete nicht darauf; er wurde nur am Pfahle erdrosselt, statt lebendig verbrannt zu werden.

Die Peruaner hatten sich indessen wieder ermannt, und erst nach vielen hartnäckigen Kämpfen gelang dem Pizarro die Eroberung. Während Almagro einen Eroberungszug nach Chile unternahm, widmete sich Pizarro mit großer Klugheit der Ordnung und Sicherung der inneren Verhältnisse seiner Statthalterschaft, und da Cuzco zu weit vom Meere entfernt war, legte er 1534 eine neue Hauptstadt, das jetzige Lima, an. Die Grausamkeit, mit welcher die Spanier im Lande verfuhren, reizte indessen die Peruaner zu einem verzweifelten Versuche, das verhaßte Joch abzuschütteln. Sie sammelten sich unter Huascar's Bruder Manco Capac und schlossen den Pizarro selbst in Lima, seine drei Brüder aber in Cuzco ein, und einer der letzteren fand bei der Belagerung seinen Tod. Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Almagro aus Chile herbei, schlug die Peruaner bei Cuzco, nahm aber die Stadt für sich in Besitz und machte Pizarro's Brüder, Fernandez und Gonzalo, zu Gefangenen. Pizarro hatte sich inzwischen in Lima glücklich behauptet und sandte 500 Mann zum Entsatz von Cuzco, das er noch von den Peruanern belagert glaubte. Auch diese Heeres-Abtheilung ward von Almagro gänzlich besiegt, und seine Hauptleute riethen ihm jetzt, Pizarro's Brüder zu tödten. Aus Menschlichkeit wies er diesen Vorschlag zurück, zu seinem Verderben; denn Gonzalo entkam, und durch listige Unterhandlungen wußte Pizarro auch die Freilassung seines anderen Bruders zu erlangen. Kaum waren sie aber frei, so sandte er sie an der Spitze eines Heeres gegen Cuzco; der

fünfundsiebenzigjährige Almagro wurde gefangen genommen und als Verräther hingerichtet.

Die Strafe für diese Schändlichkeit blieb nicht aus. Pizarro erbitterte Almagro's Anhänger dadurch, daß er sie bei der nun folgenden Ländervertheilung gar nicht berücksichtigte, während er seine Freunde mit Gütern überhäufte. Die Mißvergnügten sammelten sich deßhalb um den jungen Almagro, den Sohn des Ermordeten, und am 26. Juni 1541, einem Sonntage, drangen 18 Verschworene, von dem Hauptmann Herreda geführt, zu Lima in den Palast Pizarro's. Ein Officier, der ihnen den Weg vertreten wollte, wurde niedergestoßen, und nach tapferer Gegenwehr fiel Pizarro, von einem Lanzenstoß in die Kehle getroffen, zugleich mit seinem Stiefbruder Alcantara. Jubelnd zogen die Verschwornen durch die Straßen der Stadt, und der junge Almagro sah sich bald an der Spitze einer bedeutenden Macht. Schon wollte er sich zum Statthalter ausrufen lassen; da erschien ein Bevollmächtigter des Königs von Spanien, besiegte Almagro 1542, nahm ihn gefangen und ließ ihn zu Cuzco öffentlich enthaupten. Noch lange (bis 1554) dauerte es aber, bis Peru zur Ruhe gebracht wurde.

---

8. Italien, der Mittelpunkt der europäischen Politik, 1494—1515.

(Vom Herausgeber.)

1. Eroberung Neapels durch Karl VIII. 1495.

In Neapel herrschte seit dem Sturze der Hohenstaufen (Bd. II. S. 432) das Haus Anjou. Die letzte Erbin desselben, Königin Johanna II., hatte zu ihrem Nachfolger an Kindes Statt angenommen zuerst den König Alfons V. von Sicilien, aus dem Hause Aragonien, und später Ludwig Renatus aus dem jüngern Hause Anjou, welches die Provence besaß. Bei ihrem Tode (1436) bestand Alfons auf der Gültigkeit seiner früheren Rechte, die Waffen entschieden ebenfalls für ihn und Renatus mußte als Titularkönig von Neapel nach Frankreich zurückkehren. Doch gab er seine Ansprüche nie auf, und diese erbte bei dem Aussterben des Hauses Anjou (1481) Ludwig XI., als Sohn der Schwester des Renatus. Dieser aber vermied es, seine Rechte gegen eine auswärtige Macht geltend zu machen, da er des äußern Friedens bedurfte, um durch Unterwerfung der Stände des Reiches seine unumschränkte Macht im Innern zu begründen (vgl. Bd. II. S. 610). Desto mehr entsprach eine solche Unternehmung der durch die Lectüre von Kriegsgeschichten und Ritterromanen entzündeten Ruhmliebe seines Sohnes und Nachfolgers Karl VIII. Wie dieser Neapel

eben so schnell erobert als wieder verloren hat, ist bereits an anderer Stelle (Bd. II. S. 612 f.) erzählt worden.

2. Eroberung Mailands durch die Franzosen 1499.

Der tragische Ausgang des ersten italienischen Krieges schreckte Karl's Nachfolger, Ludwig XII., nicht ab, außer den alten Ansprüchen der französischen Krone auf Neapel, auch, als Enkel der Valentine Visconti (Gemahlin Ludwig's von Orleans, eines Bruders Karl's VI., s. die Stammtafel im II. Bde. S. 597), persönliche Ansprüche auf Mailand zu erheben, wo nach dem Aussterben des Visconti'schen Mannesstammes der tapfere Condottiere (Söldnerführer) Franz Sforza, der Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, das Herzogthum an sich gerissen hatte *), obgleich der Prinzessin Valentine und ihren Nachkommen die Succession zugesagt war. Da der Herzog von Savoyen für Geld den Franzosen freien Durchzug durch sein Land gestattete und die Venetianer, gegen das Versprechen der Abtretung von Cremona und der Landschaft Ghiara d'Adda (Land und Festungen jenseits der Adda), ihnen Hülfstruppen stellten, so war Ludwig Sforza mit dem Beinamen Moro (mit der Maulbeere), der durch Vergiftung seines Neffen Johann Galeazzo das Herzogthum Mailand gewonnen hatte, von zwei Seiten bedroht und da er auch bei seinen eigenen Unterthanen verhaßt, ja von seinen Feldherrn, Söldnern und Beamten verrathen war, so floh er beim Vordringen der Franzosen zu Kaiser Maximilian nach Innsbruck. Nach seiner Entfernung unterwarf sich Mailand und Ludwig XII. eilte aus Lyon herbei, um in herzoglicher Kleidung seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt zu halten. In 20 Tagen war der ganze Feldzug beendet. Aber die Franzosen verloren Mailand noch schneller als früher Neapel; denn sowohl das stolze, anmaßende Betragen des neuen Statthalters Trivulzio, der auf alle Weise die guelfische Partei, welcher er selbst angehörte, begünstigte, als die Ausschweifungen und Frevel der Soldaten bewirkten, daß vom Adel wie vom geringern Volke die Rückkehr Sforza's ersehnt wurde. Dieser benutzte sofort die ihm günstige Stimmung und eroberte mit 8000 Schweizern sein Herzogthum so schnell wieder, als er es eingebüßt hatte. Aber die Franzosen erhielten Verstärkung, namentlich 10,000 neugeworbene Schweizer unter la Tremouille, welcher die Schweizer seines Gegners durch Bestechung und das Versprechen freien Abzuges zu bewegen wußte, nicht gegen ihre Landsleute zu fechten. Zwar weigerten sie sich, den Herzog auszuliefern und ließen ihn in Mönchskleidung entkommen, aber als ein Preis auf

---

*) Franz Sforza † 1466.
Gem. Bianca Maria Visconti.

- Galeazzo Maria † 1476.
  - Johann Galeazzo † 1494.
    - Franz † 1511.
- Lodovico (Moro) † 1508.
  - Maximilian † 1530, Franz † 1535.

seinen Kopf gesetzt war, verrieth ein Landmann aus Uri den verkappten Franciscaner, welcher in einem finstern Kerker zu Loches in Berri sein Leben beschloß. Das ganze Herzogthum Mailand, wozu damals auch Genua gehörte, unterwarf sich wieder den Franzosen.

3. Eroberung Neapels durch die Franzosen und Spanier 1501.

Als Ludwig XII. den Besitz Mailands durch den Sturz Ludwig Sforza's gesichert glaubte, dachte er auch an die Wiedereroberung Neapels. Die meisten Schwierigkeiten befürchtete er von Ferdinand dem Katholischen von Aragonien wegen dessen Verwandtschaft mit dem aragonischen Zweige in Neapel. Deßhalb machte er ihm (wie vorhin den Venetianern) den Vorschlag, die Eroberung gemeinschaftlich zu unternehmen und das Eroberte zu theilen. Ferdinand ging auf den Vorschlag ein und sagte dennoch, als der König Friedrich II. von Neapel sich an ihn um Hülfe wandte, diese sofort zu, unter der Bedingung, daß ihm einige feste Plätze in Calabrien zur Sicherung seiner Truppen angewiesen würden. Als die Franzosen zu Lande in Neapel einrückten, während die Spanier mit einer Flotte vor dem Hafen Neapels erschienen, entfloh der schmählich getäuschte König Friedrich nach der Insel Ischia, und selbst hier nicht einmal sicher vor der Treulosigkeit Ferdinand's, trat er mit seinem gefühlvolleren und redlicheren Gegner Ludwig XII. in Unterhandlung und gab diesem die südliche Hälfte seines Königreiches gegen das Herzogthum Anjou und eine Jahresrente ab. Er starb als Privatmann in Tours 1504. Er erlebte noch die Genugthuung, daß seine Feinde sich über die Beute entzweiten und die Waffen gegen einander kehrten. Die beiden französischen Feldherren wurden besiegt: Aubigny bei Seminara von Antonio de Leyva, der Herzog von Nemours bei Cerignoles von Gonsalvo von Cordova. Durch diese beiden Siege wurde Ferdinand der Katholische alleiniger Herr von Neapel, welches über 200 Jahre (bis 1713) im Besitze Spaniens blieb.

4. Krieg gegen Venedig 1508—1509.

Die Republik Venedig stand damals noch in ihrer höchsten Blüte, sie besaß außer ihrer wunderbaren, sich durch Kirchen und Paläste täglich verschönernden Hauptstadt ein ansehnliches Gebiet auf dem Festlande von Oberitalien (die terra firma), welches sich bis nach Bergamo und Brescia ausdehnte, ferner die Halbinsel Istrien, die Küste von Dalmatien und Albanien, sowie mehrere neapolitanische Häfen und behauptete gegen die Türken noch die jonischen Inseln, Candia und Cypern. Diesem Gebiete entsprach ihre Land- und Seemacht; ihr Handel war der ausgebreitetste und damals ohne bedeutenden Nebenbuhler, ihr Reichthum unermeßlich, ihre Finanzen wohl geordnet, ihre aristokratische Verfassung bis zum Ideal ausgebildet. Aber das Gefühl ihrer Größe hatte Stolz, das Gelingen fast aller Plane Kühnheit erzeugt und ihre Nachbarn sahen mit Eifersucht auf ihre Macht hin. Schon 1504 hatte

sich Ludwig XII. mit Kaiser Maximilian und dem Papste Julius II. gegen die Venetianer verbunden, um ihnen das wieder zu entreißen, was sie vom Kirchenstaate (in der Romagna), von den Besitzungen des österreichischen Hauses und vom Herzogthum Mailand sich angeeignet hatten. Dieser Vertrag war damals nicht zur Ausführung gekommen, wurde aber 1508 unter Hinzuziehung des Königs Ferdinand des Katholischen von Aragonien erneuert als Ligue von Cambrai: Ferdinand sollte fünf früher an Venedig verpfändete Seestädte in Unteritalien zurückerhalten, der Papst die (nach dem Tode Alexander's VI.) an Venedig verlornen Städte der Romagna, Ludwig XII. was er den Venetianern bei der Eroberung von Mailand abgetreten hatte oder diese beim Erlöschen des Hauses Visconti vom Herzogthum Mailand abgerissen hatten, der Kaiser den östlichen Theil der terra firma nebst Friaul und Istrien. Der König von Ungarn, die Herzöge von Savoyen, Mantua und Ferrara traten diesem, aus Mächten von dem verschiedensten Interesse zusammengesetzten Bunde auf die an sie ergangene Einladung bei.

Ludwig XII. erschien auch diesmal zuerst auf dem Kriegsschauplatze und gewann durch den Sieg bei Agnadello in Ghiara d'Adda 1509 Alles, was von dem ehemaligen Herzogthum Mailand an die Venetianer gekommen war; ebenso unterwarfen sich die Städte der Romagna, außer Ravenna, dem Papste. Da der Papst die Seele der Ligue war, so galt es zunächst, ihn von derselben zu trennen. Daher gab der venetianische Senat dem Commandanten von Ravenna den Befehl, dem Papste die Thore von Ravenna zu öffnen; eben so befriedigte die Republik den König von Spanien durch Abtretung der fünf Seestädte.

Nachdem Venedig gedemüthigt war, wollte der Papst die fremden Mächte, eine durch die andere, aus Italien entfernen, und zwar zuerst die Franzosen, theils weil deren König wegen seiner Hülfsquellen und Thätigkeit am meisten zu fürchten war, theils haßte Julius II. diesen persönlich, weil er seine Hoffnung, früher schon (1492) Papst zu werden, vereitelt hatte. Deßhalb stiftete der Papst 1511 eine neue Ligue, die heilige genannt, mit Venedig, Spanien und den Schweizern, der bald auch England beitrat.

5. Krieg der heiligen Ligue gegen die Franzosen 1512—1513.

Ludwig XII. hatte die Statthalterschaft von Mailand und den Oberbefehl über die französische Armee in Italien seinem 24jährigen Schwestersohne Gaston de Foix anvertraut. Dieser zog dem spanisch-päpstlichen Heere, welches sich im mittleren Italien sammelte, entgegen und schlug dasselbe bei Ravenna nach tapferer Gegenwehr; aber der siegreiche Feldherr wurde bei der Verfolgung der Feinde tödtlich verwundet. Nun traten auch die beiden andern Mitglieder der heiligen Ligue auf den Kriegsschauplatz: die Schweizer vertrieben die Franzosen aus Mailand und setzten Maximilian Sforza, den Sohn des Ludovico

Moro, als Herzog ein; Heinrich VIII. von England landete in Frankreich und besetzte Artois. Zuletzt trat auch noch Kaiser Maximilian zur heiligen Ligue und gedachte mit Schweizer-Söldnern für seinen Enkel Karl (V.) Burgund zu erobern. Doch der Tod des Papstes Julius (21. Februar 1513) löste die heil. Ligue auf, der folgende Papst Leo X., der zweite Sohn Lorenzo's von Medici, brachte eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Venedig und einen Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien zu Stande. So gesichert, versuchte Ludwig XII. nochmals, Mailand zu erobern, sein Heer besetzte auch schnell das ganze Herzogthum bis auf die Festung Novara, in welche sich Maximilian Sforza warf, doch wurde es hier von den Schweizern überrascht und geschlagen, während die Engländer kurz vorher in der sog. Sporenschlacht bei Guinegate gesiegt hatten. Diese beiden Niederlagen vernichteten einstweilen alle Aussichten der Franzosen auf Eroberungen in Italien.

6. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I., 1515.

Der folgende König, Franz I., hatte die Tochter seines Oheims und Vorgängers, Ludwig's XII., geheirathet und daher dieselben Rechte auf Mailand wie dieser. Da er seine Regierung mit irgend einer großen Waffenthat zu beginnen wünschte, so führte er ein wohlgerüstetes Heer von 50,000 Mann, das schönste und stärkste, das noch über die Alpen gezogen war, nebst einem auserlesenen Corps von 4000 Reitern (unter diesen Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel") nach Italien. Weil die Schweizer im Dienste Maximilian Sforza's die in Susa sich vereinigenden Alpenpässe über den Mont Cénis und den Genèvre besetzt hatten, ließ er einen Theil der Truppen zur See nach Genua gehen, welches sich in des Königs Schutz begeben hatte, während der andere Theil, unter dem Connetable von Bourbon, geführt von einem piemontesischen Jäger, sich einen neuen Uebergang über die Alpen bahnte und nach Coni herabstieg. Ueberrascht zogen sich die Schweizer auf Mailand zurück. Bei Marignano, fast vor den Thoren Mailands, griffen sie die Franzosen gegen Abend (den 13. Sept. 1515) an, der Kampf wurde durch die Nacht unterbrochen, aber am andern Morgen erneuert und dauerte bis gegen Mittag; schon waren die beiden Flügel des französischen Heeres geworfen und das Centrum erwehrte sich kaum des Andranges der Schweizer, als die Venetianer diesen im Rücken erschienen und zugleich der Marschall Trivulzio die Dämme, welche den Fluß Lambro einschlossen, durchstechen ließ, so daß die Schweizer bald bis an das Knie im Wasser standen und ihnen nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Es war die erste Niederlage, welche ihre Infanterie erlitt. Diese Schlacht, von welcher derselbe Trivulzio sagte, sie sei nicht ein Menschenkampf, sondern ein Riesenkampf gewesen und im Vergleich mit ihr die 18 Schlachten, denen er beigewohnt, Kindergefechte gewesen — entschied über das Schicksal Mailands. Der siegende König, nachdem er aus den Händen Bayard's den Ritterschlag empfangen

hatte, hielt einen triumphirenden Einzug in Mailand. Maximilian Sforza, der die von ihm gehegten Hoffnungen keineswegs erfüllt hatte, dankte ab und lebte von einem Jahrgehalte (30,000 Ducaten) in Frankreich bis zu seinem Tode im Jahre 1530.

---

9. Deutschland unter Maximilian I.

(Nach Leop. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, und Friedr. Lorentz, Handbuch der deutschen Geschichte.)

Wenn Maximilian bei seinen Zeitgenossen ein so rühmliches Andenken hinterlassen hat, so rührt das nicht von dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern von seinen persönlichen Eigenschaften her. Alle gute Gaben der Natur waren ihm in hohem Grade zu Theil geworden: Gesundheit bis in die spätern Jahre — wenn sie etwa erschüttert war, reichte eine starke Leibesübung, anhaltendes Wassertrinken hin, sie wieder herzustellen; — zwar nicht Schönheit, aber Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, so daß er seine Umgebung in jeder ritterlichen Uebung in der Regel übertraf; ein Gedächtniß, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals erlebt oder gehört oder in der Schule gelernt hatte; richtige, scharfe Auffassung: er täuschte sich nicht in seinen Leuten, er bediente sich ihrer zu den Dienstleistungen, die für sie selbst eben die angemessensten waren; eine Erfindungsgabe ohne Gleichen: alles, was er berührte, ward neu unter seinen Händen; auch in den Geschäften ein das Nothwendige mit sicherm Gefühle treffender Geist, überhaupt eine Persönlichkeit, welche Bewunderung und Hingebung erweckte, welche dem Volke zu reden gab. Was erzählte man sich alles von seinen Jagden, — wie er im Land ob der Ens einen gewaltigen Bären in freiem Hag allein bestanden; wie er in Brabant in hohlem Weg einen Hirsch, der schon einen Anlauf wider ihn genommen, noch in dem Momente erlegt; wie er im Brüsseler Wald von einem wilden Schwein übereilt, ehe er von dem Pferd gestiegen, es zu seinen Füßen erstochen habe; besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gemsenjagd im höchsten Gebirge; er zeigte in Allem behenden Muth, gleichsam eine elastische Gegenwart des Geistes. So erscheint er dann auch vor dem Feinde. Im Bereiche feindlicher Geschütze setzt er ans Land, bildet seine Schlachtordnung und gewinnt den Sieg; im Scharmützel nimmt er es wohl mit vier oder fünfen allein auf; in den Schlachten muß er sich oft eines grade gegen ihn ausgeschickten Feindes in zweikampfartigem Zusammentreffen erwehren; denn immer voran findet man ihn, immer mitten im Getümmel der Gefahr — Proben von Tapferkeit, die nicht allein dienten, um in müßigen Stunden im Theuerdank aufgezeichnet zu werden. Als einen großen Feldherrn können wir ihn nicht betrachten, allein für die Organisation einer Truppe, die Ausbildung der verschie-

denen Waffengattungen, die Bildung eines Heeres überhaupt, wohnte ihm eine treffliche Gabe bei. Die Miliz der Landsknechte, von welcher der Ruf der deutschen Fußvölker wieder erneuert worden, verdankt ihm ihre Begründung, ihre erste Einrichtung. Das Geschützwesen hat er auf einen ganz andern Fuß gebracht: eben hier bewährte sich sein erfinderischer Geist am glänzendsten; da übertraf er die Meister selbst; seine Biographen schreiben ihm eine ganze Anzahl von glücklichen Verbesserungen zu. Er hatte ein unvergleichliches Talent, die Menschen zu behandeln. Die Fürsten, welche seine Politik verletzte, wußte er doch in persönlichem Umgang zu befriedigen. Die wilden Ritter, gegen die er Reich und Bund aufbietet, erfahren doch wieder solche Aeußerungen von ihm, daß es ihnen, wie Götz von Berlichingen sagt, eine Freude im Herzen ist, und sie nie etwas gegen Kaiserliche Majestät oder das Haus Oesterreich gethan hätten. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten, ihren Tänzen, ihren Schießübungen nimmt er Antheil; nicht selten thut er selber den besten Schuß mit der Armbrust; damit unterbricht er die schwierigen und ermüdenden Geschäfte des Reichstages. Alles, was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit der geistigen Auffassung, Offenheit des Gemüthes. Er war ein tapferer Soldat, ein gutmüthiger Mensch; man liebte und fürchtete ihn.

Maximilian hatte bei seinem Thun und Lassen bei weitem weniger den Vortheil des Reiches, als die Zukunft seines Hauses im Auge. Als achtzehnjähriger Jüngling war er nach den Niederlanden gegangen, und hatte durch die Verbindung von Burgund und Oesterreich eine neue europäische Macht begründet. Es gibt überall, in dem Staate wie in den Wissenschaften, vermittelnde Thätigkeiten, die das Neue zwar noch nicht zu Stande bringen, aber aus allen Kräften vorbereiten. Die Macht, die sich bildete, kam unter Maximilian noch nicht zu voller Erscheinung. Aber dadurch, daß er die fürstlichen Gerechtsame in den Niederlanden wie in Oesterreich aufrecht erhielt, von dort die Franzosen, von hier die Ungarn abwehrte, daß er die große spanische Erbschaft herbeiführte, zu der ungrisch-böhmischen definitiv den Grund legte, ist seine Thätigkeit doch von dem größten Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewesen. Wie ganz anders, als damals, da sein Vater von Oesterreich verjagt, er selber in Brügge gefangen, standen nun seine Enkel! nie hatte ein Geschlecht großartigere, umfassendere Aussichten.

Obgleich Maximilian durch seinen persönlichen Charakter eher dem Mittelalter angehörte, als der neuern Zeit, da er sich mit dem jenem eigenthümlichen ritterlichen Gefühl und Hang zum Romantischen in abenteuerliche Unternehmungen einließ, ohne die politische Berechnung und die Ueberlegung des Verstandes, welche den Geist der neuern Zeit bezeichnet, so war doch er bestimmt, Deutschland durch die Aufhebung des Faustrechts in die neuere Zeit hinüber zu führen. Dieses Resultat wurde durch die Stellung beschleunigt, in welcher sich Maximilian sogleich im Anfange seiner Regierung befand. Auf der einen Seite zwangen ihn die Einfälle der Türken, welche 1493 bis nach Laibach

streiften, und auf der andern Seite seine Theilnahme an den Angelegenheiten Italiens, Hülfe von den deutschen Ständen zu verlangen. Die Deutschen waren jedoch gegen den Zusammenhang ihres Reiches mit Italien schon so gleichgültig geworden, daß der Einfall der Franzosen in dasselbe (s. S. 36) ihnen kein so dringender Gegenstand der Berathung zu sein schien, als die Herstellung und Begründung der Ordnung und des Friedens in Deutschland. Besonders die Städte erklärten sich gegen jede Geldhülfe, bevor nicht Friede, Recht und Ordnung im Reiche aufgerichtet wäre. So preßten die Stände der Verlegenheit des Königs den ewigen Landfrieden und Verordnungen zur Aufrechthaltung und Handhabung desselben ab. Zuerst wurde der sogenannte königliche Landfriede von Worms am 7. August 1495 bekannt gemacht. Durch denselben wurden alle Befehdungen bei Strafe der Reichsacht auf ewig verboten; wer einem Landfriedensbrecher Unterstützung oder Vorschub irgend einer Art leisten würde, wurde mit demselben in eine Klasse gestellt.

Da in Folge des ewigen Landfriedens Jeder mit seinen Ansprüchen gegen einen andern an die Entscheidung der Gerichte gewiesen wurde, so war die Errichtung eines höchsten Reichsgerichts für die unmittelbaren Reichsstände, welche ihre Streitigkeiten bisher mit den Waffen ausgemacht hatten, nothwendig. Der natürliche Richter wäre eigentlich der König und das competente Gericht das an dem Hoflager desselben bestehende Hofgericht gewesen, allein die Stände verlangten ein von dem königlichen Hoflager unabhängiges und in einer dazu bequem gelegenen Stadt des Reiches fest angeordnetes Reichsgericht, an dessen Besetzung sie selbst Theil nehmen wollten. Mit dem königlichen Landfrieden wurde daher zugleich die Kammergerichts-Ordnung publicirt. Das Gericht erhielt einen Kammerrichter, der entweder ein geistlicher oder weltlicher Fürst oder doch wenigstens ein Graf oder Freiherr sein mußte, zum Präsidenten, und sechszehn sogenannte Urtheiler zu Beisitzern, die zur Hälfte aus Doctoren beider Rechte, zur Hälfte aus Rittern bestehen sollten. Ihre Ernennung hing zwar vom Könige ab, aber mit dem Rathe und der Einwilligung der versammelten Stände. Dadurch, daß das Kammergericht in erster Instanz nur für die unmittelbaren Reichsstände bestimmt war, und die Klagen der Unterthanen nicht anders annehmen durfte, als in Fällen, wo dieselben an den unmittelbaren Ausspruch des Königs appelliren konnten, erlitt die Gerichtsbarkeit der Reichsstände über ihre Unterthanen durch das Kammergericht keine Beeinträchtigung. Maximilian selbst eröffnete am 31. October 1495 zu Frankfurt das neue Kammergericht, zu dessen erstem Präsidenten der Graf Friedrich von Zollern ernannt worden war. Zum Zwecke der Handhabung des Landfriedens und der Vollziehung der Kammergerichts-Urtheile kam 1512 eine neue Eintheilung des Reiches in zehn Kreise zu Stande. In jedem der zehn Kreise wurde ein Hauptmann mit einigen Räthen angestellt, um nicht bloß den Landfrieden zu handhaben, sondern auch die Urtheile des Kammergerichts zu vollziehen.

Mit der Errichtung des Kammergerichts hängt die factische Lossagung der schweizerischen Eidgenossenschaft von dem deutschen Reichsverbande eng zusammen. Die Schweizer weigerten sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen und die Jurisdiction des Kammergerichts anzuerkennen. Diese Widerspenstigkeit gegen allgemeine Beschlüsse des Reiches verschaffte dem römischen Könige eine gute Gelegenheit, um mit Hülfe des Reichs seine Privatstreitigkeiten mit den Schweizern zu seinem Vortheile zu entscheiden. Zwischen Tyrol und Graubünden bestand nämlich schon lange ein Streit über das Münsterthal, und gegen die Macht Maximilians suchten die Graubündener dadurch ein Gegengewicht, daß sie der schweizerischen Eidgenossenschaft beitraten (1498). Maximilian bot nun gegen die letztere nicht allein den schwäbischen Bund, zu dem Tyrol gehörte, sondern auch das deutsche Reich auf; er begann daher den Krieg mit großen Hoffnungen, allein mußte ihn, da er allenthalben gegen die Schweizer unglücklich war, und von dem Reiche nicht so nachdrücklich, als er erwartet hatte, unterstützt wurde, durch den Baseler Frieden beendigen (22. Sept. 1499). Nach den Bedingungen desselben blieben die Schweizer im Besitz aller ihnen gehörigen Länder, und behaupteten sich darin, ohne daß sie von Oesterreich eine fernere Störung oder von dem deutschen Reiche wegen der Nichtanerkennung des Kammergerichts eine Feindseligkeit erlitten.

Als Maximilian seinen Römerzug antreten wollte (1508), hatte er nicht kriegerische Macht genug, um den Durchzug durch das venetianische Gebiet, welchen ihm die Venetianer nicht anders, als ohne sein Heer gestatten wollten, zu erzwingen. Er nahm daher den Titel erwählter römischer Kaiser an, und legte so den Grund zu der Veränderung, daß man die kaiserliche Würde nicht mehr als abhängig von der Krönung durch den Papst betrachtete, sondern die Wahl der deutschen Kurfürsten für genügend hielt, um zur Annahme des kaiserlichen Titels zu berechtigen.

Den Krieg, welchen Maximilian aus Unwillen über die seinem Römerzuge in den Weg gelegten Hindernisse wider Venedig begann, mußte er aus Mangel an Geld bald aufgeben, da ihm die reiche Republik eine Söldnermacht entgegenstellen konnte, welcher der Kaiser nicht gewachsen war. Sein Haß wurde jedoch durch den Uebermuth vergrößert, mit welchem die venetianische Regierung ihren Sieg über ihn feierte, und trieb ihn an, mit andern Mächten, die nicht weniger Ursache hatten, über Venedigs Stolz und Uebermuth aufgebracht zu sein, in ein Bündniß zu treten, unter dem Namen der Ligue von Cambrai, welches auf die Eroberung und Theilung aller venetianischen Besitzungen auf dem festen Lande berechnet war. Da Venedig von den Franzosen angegriffen und geschlagen in eine völlige Muthlosigkeit versank, bemächtigte sich zwar Maximilian des ihm bestimmten Antheils ohne große Mühe (1509), allein er versäumte es aus persönlichem Hasse gegen die Republik seine augenblickliche Ueberlegenheit zu einem vortheilhaften Vertrage zu benutzen, und dem Beispiele des Papstes und des Königs

Das Haus Habsburg in Deutschland und Spanien.

Ferdinand d. Kathol. v. Aragonien, Sardinien und Sicilien, später auch von Neapel und Navarra, † 1516. — **Isabelle** v. Castilien † 1504.

1) **Maximilian I.** mit a) Maria v. Burgund. b) Bianca Maria v. Mailand.

Wladislaw II., König v. Böhmen und Ungarn.

Kinder Ferdinands und Isabellens: Isabelle (Gem. Emanuel v. Portugal) † 1498. — Johann † 1497. — **Johanna** d. Wahnsinnige † 1555.

Sohn Maximilians: Philipp d. Schöne † 1506.

Kinder Wladislaws: Anna mit Ferdinand I. — Ludwig II. † 1526.

Sohn Isabellens: Michael † 1500.

Kinder Philipps und Johannas: Eleonore, 2. Gem. Franz I. — 2) **Karl** (I.) V. Gem. Isabella v. Portugal. — 3) **Ferdinand I.** — Maria mit Ludwig II. v. Ungarn.

Kinder Karls V.: Philipp II. v. Spanien. 2. Gem. Maria v. Engl. — Margaretha, Statthalterin d. Niederlande. — Don Juan d'Austria.

Kinder Ferdinands I.: 4) **Maximilian II.** — Ferdinand. — Karl.

Kinder Philipps II.: Don Carlos, Philipp III.

Kinder Maximilians II.: 5) **Rudolf II.** 6) **Matthias.** Ernst. Max. Albrecht.

Sohn Karls: 7) **Ferdinand II.**

Kinder Philipps III.: Anna, Gem. Ludwig's XIII. — Philipp IV. — Maria Anna.

Sohn Ferdinands II.: 8) **Ferdinand III.**

Sohn Annas: Ludwig XIV.

Kinder Philipps IV.: Maria Theresia. Margar. Theresia. Karl II.

Kinder Maria Annas und Ferdinands III.: 9) **Leopold I.** mit 1. Margar. Theresia v. Spanien. 3. Eleonore v. d. Pfalz.

Sohn Ludwigs XIV.: Ludwig Dauphin † 1711.

Kinder Ludwigs Dauphin: Ludwig, Herz. v. Burgund, † 1712 — Philipp V.

Kinder Leopolds I.: 1. Maria Antonie mit Max. v. Baiern. — 2. 10) **Joseph I.** † 1711. — 3. 11) **Karl VI.** (III. v. Spanien 1704—1711).

Sohn Ludwigs v. Burgund: Ludwig XV.

Kinder Maria Antonies: Joseph Ferdinand, Erbe d. span. Monarchie † 1699. — Karl Albert, Kaiser (Karl VII.) 1742—1745.

Tochter Karls VI.: 12) **Maria Theresia.** Gem. Franz I., Herz. v. Lothr., später v. Toscana.

Kinder Maria Theresias: 13) **Joseph II.** † 1740. — 14) **Leopold II.** † 1792.

Sohn Leopolds II.: 15) **Franz II.** † 1835.

Mit den Zahlen 1—15 sind die Kaiser außer Karl VII.) bezeichnet.

von Aragonien zu folgen, welche sich von der Ligue von Cambrai los-sagten und statt derselben mit Venedig die heilige Ligue gegen die Franzosen schlossen (4. Oktober 1511). Maximilian zog daher aus der bedrängten Lage Venedigs den wenigsten Vortheil (s. S. 39).

So wenig Maximilian mit den Waffen ausrichtete, so wenig sein Muth, seine Gewandtheit und die von ihm im deutschen Kriegswesen gemachten Verbesserungen ihm Kriegsglück verschafften, so stieg doch sein Haus während seiner Regierung zur bedeutendsten Macht in Europa empor. Es war Oesterreichs Bestimmung, durch Heirathen und nicht durch Eroberungen groß zu werden. Maximilian's ältester Enkel, Karl, war nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters, des Königs Ferdinand von Aragonien (1516), König des von nun an vereinigten Spaniens geworden; er verband damit Sicilien, Neapel, die Niederlande und die in einer neuentdeckten Welt von den Spaniern schon gemachten und noch zu erwartenden Eroberungen. Seinem zweiten Enkel Ferdinand verschaffte Maximilian die Aussicht auf den Besitz von Ungarn und Böhmen. Obgleich ihm der König Wladislaw schon früher die Nachfolge hatte zusichern müssen, so suchte doch Maximilian durch eine Wechselheirath den Ansprüchen seines Hauses auch eine verwandtschaftliche Weihe zu geben. Er gab daher Wladislaw's einzigem Sohne Ludwig seine Enkelin Marie zur Gemahlin, während er zugleich Wladislaw's Tochter Anna mit seinem Enkel Ferdinand vermählte (1515). Sein Bestreben, noch bei Lebzeiten seinem Enkel Karl auch die deutsche Krone aufzusetzen, gelang zwar nicht, allein es war vorauszusehen, daß sie demselben nach Maximilian's Tode nicht entgehen würde. Die Reichsstände konnten selbst einem so mächtigen Manne, wie Maximilian's Enkel Karl war, ihre Krone anvertrauen, da sie ihm jeden Augenblick fühlbar machen konnten, er wäre nicht berufen, um das Reich despotisch zu regieren, sondern um sich mit der Ehre zu begnügen, das Oberhaupt einer Föderation von Fürstenthümern und Republiken zu sein. Von der Theilnahme des Reiches an den auswärtigen Unternehmungen seines Oberhauptes konnte ein Kaiser um so weniger erwarten, da sie fast völlig aufhörte, seitdem sich gegen das Ende von Maximilian's Regierung in dem Schooße der deutschen Nation selbst ein Gegensatz zu bilden anfing, der den Gemüthern und Leidenschaften zu Hause Beschäftigung genug gab, um die Bewegung nach außen hin unmöglich zu machen.

Bisher hatte Deutschland gleichgültig zugesehen, wie sich sein Zusammenhang mit Italien nach und nach auflöste; von jetzt fing es an, denselben gewaltsam zu zerreißen. Auf diesem Zusammenhang und dem damit verbundenen Verhältnisse des deutschen Königs zu dem Papste hatte das Hauptinteresse des deutschen Mittelalters beruht: die gewaltsame Losreißung von Italien und der Abfall eines großen Theils der deutschen Nation von dem Papste ist daher als der letzte vollendende Schritt in dem Uebergange Deutschlands aus dem Mittelalter in die neuere Zeit zu betrachten. Diesen Schritt that Deutschland durch die Reformation.

---

10. Beginn der Reformation in Deutschland. Martin Luther.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte.)

Den ersten Anstoß zur großen Kirchentrennung gab die Verkündigung des vom Papste Leo X. ausgeschriebenen Ablasses, dessen Ertrag zum Ausbau der von Julius II. begonnenen, unerhört prächtigen Peterskirche zu Rom verwandt werden sollte. Für Deutschland übernahm Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, die Verkündigung des Ablasses, und gebrauchte dazu den in diesem Geschäfte schon erprobten Dominicaner Tetzel von Leipzig. Dieser Mann überschritt noch die ihm gegebene Vollmacht, indem er den außerordentlichen Werth seiner Ablaßzettel anpries, und den Käufern derselben unbedingte Nachlassung aller Schuld und Strafe verhieß*). Als dieser Unfug auch in der Nähe von Wittenberg getrieben wurde, widersetzte sich demselben Martin Luther, aus Eisleben gebürtig, Augustiner-Mönch und Lehrer der Theologie auf der zu Wittenberg neu gestifteten Universität. Er predigte wider Tetzel's Ablaßhandel und machte am 31. October 1517 95 Thesen bekannt. Diese Sätze waren hauptsächlich gerichtet gegen die übertriebenen Behauptungen der Ablaßprediger von dem Werthe ihrer Waare, gegen die Anwendung des Ablasses auf die Seelen im Fegfeuer, wider die falsche Sicherheit derjenigen, die unbedingtes Vertrauen auf den Ablaß setzten, wider die Lehre von dem der Verwaltung des Papstes übergebenen Schatze der Kirche u. s. w. Die wesentliche Lehre der Kirche vom Ablasse ließ Luther hier noch unangetastet; ja er sagte im 71. Satze: „Verflucht sei, wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet."

Bei diesem ersten Hervortreten hatte Luther wenig zu befürchten; der bessere Theil der Nation sah es mit Wohlgefallen, daß er sich diesem, die Kirche und die deutsche Nation gleichmäßig herabwürdigenden Unfuge kräftig entgegenstellte. Selbst Bischöfe, wie Lorenz von Bibra, Bischof von Würzburg, bezeugten laut ihren Beifall; der Bischof Johann von Meißen duldete ohnehin keinen Ablaß-Prediger in seiner Diöcese. Auch zeigten sich die ersten Gegner Luther's ihm auf keine Weise gewachsen. Diese waren, außer Tetzel, dessen Lehrer Conrad Wimpina, Professor zu Frankfurt an der Oder, Sylvester Prierias, Magister Palatii zu Rom, und Jakob Hochstraten, Inquisitor zu Köln, schon aus dem Streite mit Reuchlin zu seinem Nachtheile bekannt; in ihren Schriften wurde Luther als offenbarer Ketzer behandelt, und selbst der weit bessere Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt, stimmte in diesen Ton ein. Luther antwortete schnell allen diesen Gegnern, suchte

*) Diese Behauptung wird von neuern Kirchenhistorikern bestritten auf Grund einer „Instruction" Tetzel's an die Pfarrer, worin Beichte und Reue als Bedingung der Erlassung der Kirchenstrafen vorgeschrieben wird, s. Alzog, Universalgeschichte der christlichen Kirche, S. 706. Anm. 1.

nun aber auch durch die Herausgabe deutscher Schriften auf das Volk zu wirken, und in diesen führte er schon den für seinen Lehrbegriff so wichtigen Grundsatz aus, daß der Glaube allein Vergebung der Sünden gewähre. Zugleich sandte er eine zur Erläuterung seiner Thesen herausgegebene Schrift unmittelbar an den Papst selbst, versicherte in dem beigefügten sehr demüthigen Briefe, daß er in dem Ausspruche des Papstes die Stimme Christi erkennen wolle, aber auch: daß er nicht widerrufen könne.

Leo X. hatte bisher dieser Sache, welche er für ganz unbedeutend hielt, wenig Aufmerksamkeit gewidmet, er soll sogar dem warnenden Prierias geantwortet haben, das seien bloße Mönchszänkereien (invidie fratesche); der alte Kaiser Maximilian sah hier schärfer; er machte den Papst in einem Briefe auf die Gefahr, die von diesem Mönche drohte, aufmerksam. Doch schon vor Ankunft dieses Briefes war eine Aufforderung an Luther erlassen worden, sich binnen 60 Tagen zu Rom zu verantworten; auf die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen und der Universität Wittenberg gestattete indeß Leo, daß die Sache in Deutschland durch den päpstlichen Legaten, Cardinal Thomas de Vio von Gaeta, geschlichtet werden sollte. Dieser, der berühmteste scholastische Theolog jener Zeit, suchte vergeblich Luthern, der sich zu Augsburg im October 1518 vor ihm stellte, zum unbedingten Widerrufe zu bewegen; statt dessen appellirte Luther von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst. Als nun Leo in einer im November 1518 erlassenen Bulle die Lehre vom Ablasse, in der Form, welche Luther bestritt, doch ohne diesen zu nennen, bestätigte, ging Luther weiter, und appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, damals der mächtigste deutsche Fürst, schien geneigt, Luthern, welcher durch seinen Ruf die Blüte der von ihm gestifteten Universität Wittenberg so sehr erhöhte, zu schützen; der Papst sandte daher seinen Kammerherrn, Karl von Miltiz, um den Kurfürsten zu gewinnen. Dieser gewandte Hofmann ließ sich auch mit Luther selbst in Unterhandlungen ein, konnte ihn zwar nicht zum Widerruf bewegen, gewann ihm aber doch das Versprechen ab, daß er schweigen wolle, wenn auch seine Gegner zum Schweigen gebracht werden könnten. Aber alle Versuche, dem bevorstehenden Schisma durch gütliche Ausgleichung vorzubeugen, wurden vereitelt durch die Disputation, welche zu Leipzig im Juni und Juli 1519 zwischen Andreas Bodenstein, genannt Carlstadt und Luther einerseits, und Eck andrerseits in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen statt fand. Hier läugnete Luther schon, durch Eck gereizt, geradezu den Primat des Papstes, und als man ihm in dem Streite über die guten Werke die bekannte Stelle aus dem Briefe Jakobi entgegenhielt, verwarf er ohne Bedenken das kanonische Ansehen dieses Briefes.

Ermuthigt durch die ihm günstige Gesinnung eines großen Theils der Nation, besonders des Adels, und durch das Verhalten seines Kurfürsten, der allen Aufforderungen zur Unterdrückung der neuen Lehre

widerstand, wagte Luther nun im Juni 1520 das Buch: „An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung" herauszugeben. Dieser Schritt war eine förmliche Lossagung von der Kirche; der Reformator begehrte Aufhebung der Klostergelübde und des Cölibats, Abschaffung der Festtage und Fasten und Vertilgung des ganzen canonischen Rechts. Der weltlichen Obrigkeit, erklärte er hier, gebühre das Recht, sündige Geistliche, Bischöfe und Päpste abzusetzen, und der Papst, dessen Gewalt die Seelen zur Verdammniß führe, sei der Antichrist. Bald nachher erschienen seine in gleichem Geiste verfaßten Schriften von der Messe und von der babylonischen Gefangenschaft; in der ersten bestritt er die Lehre vom Opfer der Eucharistie, und tadelte die Austheilung der Eucharistie unter einer Gestalt, in der andern aber verwarf er auf einmal vier Sacramente: die Firmung, Ordination, Ehe und Krankensalbung.

Eck war nach der Leipziger Disputation nach Rom gereist und hatte dort durch seine Vorstellungen endlich eine Bulle ausgewirkt, in welcher 41 aus Luther's Schriften gezogene Sätze als Irrthümer verworfen waren, und dem Urheber derselben die Excommunication gedroht wurde, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufen würde. Als Verkündiger und Vollstrecker dieser Bulle trat Eck selbst in Deutschland auf, bereitete ihr aber eben dadurch den ungünstigsten Empfang; denn während einerseits die Bulle als das Werk persönlicher Rachsucht erschien, fanden andererseits die Bischöfe durch diesen ihm ertheilten Auftrag ihre Rechte verletzt; der Kurfürst von Sachsen aber, auf den hier Alles ankam, erklärte nach dem Rathe des Erasmus: Luther's Sache müsse erst durch unparteiische Schiedsrichter untersucht, und seine Lehre aus der Schrift widerlegt werden, ehe er etwas gegen ihn vornehmen lassen könne. Luther selbst hatte anfänglich die Miene angenommen, als ob er die Bulle für erdichtet halte; als dies aber nicht länger anging, setzte er sich auch schnell über jede Schranke hinweg; er schrieb „wider die Bulle des Antichrist", wiederholte unter den heftigsten Schmähungen gegen den Papst die Appellation an ein allgemeines Concil, und verbrannte dann am 10. December 1520 die päpstliche Bulle und zugleich das Gesetzbuch des canonischen Rechts öffentlich vor dem Thore von Wittenberg. Die Bulle Leo's warf er mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn (Martin Luther) betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Um diese That zu rechtfertigen, berief er sich nachher auf die unchristlichen Lehren, welche im canonischen Rechtsbuche enthalten seien. Gleichzeitig boten seine Anhänger jedes Mittel auf, das Volk gegen den päpstlichen Stuhl zu fanatisiren; dazu dienten besonders die Spottbilder von Lukas Cranach, und die zahlreichen Schmähschriften von Ulrich von Hutten. Unter solchen Umständen eröffnete im Anfange d. J. 1521 Kaiser Karl den Reichstag zu Worms.

11. Karl's V. Wahl und Wahlkapitulation.

(Nach Leop. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, zum Thei bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon Maximilian hatte auf einem Reichstage zu Augsburg 1518 die Stimmen von fünf Kurfürsten (einschließlich der jetzt wieder herbeigezogenen böhmischen) für seinen Enkel Karl gewonnen, nur die Kurfürsten von Sachsen und Trier wendeten hauptsächlich ein, daß eine päpstliche Constitution die Verbindung des Königreichs Neapel, welches Karl besaß, mit der deutschen Krone verbiete. Nach Maximilian's Tode aber hielten sich die Kurfürsten an ihr Versprechen nicht mehr gebunden und es fehlte nicht an Einwendungen gegen den jungen Fürsten. Man bemerkte, er verstehe nicht einmal deutsch und habe noch keine Probe persönlicher Tüchtigkeit gegeben; die Menge seiner Länder werde ihm keine Zeit lassen, sich dem Reiche zu widmen; jene päpstliche Constitution schließe ihn ausdrücklich aus. Unter diesen Umständen faßte ein fremder König, ohnehin der natürliche Nebenbuhler der österreichisch-burgundischen Macht, Franz I. von Frankreich, die ernstliche Absicht, nach der erledigten höchsten Würde der Christenheit zu streben.

König Franz war noch im Aufgang seines Glückes und Ruhmes. Die Schlacht von Marignano, durch welche er Mailand wiedererobert, die persönliche Tapferkeit, die er dort bewiesen, hatte ihm eine Stellung in Europa und einen großen Namen gemacht. Der König behauptete, von Deutschland aus aufgefordert worden zu sein, sich um die Krone zu bemühen. Seine Anhänger empfahlen ihn besonders deshalb, weil er so tapfer sei, weil kein andrer Fürst sich so gut eigne, den Krieg gegen die Türken zu führen, den man doch einen oder den andern Tag unternehmen müsse. Es haben früher und später französische Könige ähnliche Absichten gehegt: Philipp von Valois, Ludwig XIV.; Keiner aber hat je so viel Aufforderung in der Lage der Dinge, so viel Aussicht gehabt, wie Franz I.

Die Versprechungen des Königs übertrafen alles, was bisher erhört worden. Man versicherte in Paris, er biete jedem weltlichen Kurfürsten 200,000 Kronen als Geschenk, 100,000 Franken jährliche Pension, und jedem geistlichen die Hälfte hiervon an. Den beiden östlichen Kurfürsten, Brandenburg und Sachsen, wurden überdieß glänzende Vermählungen für ihre Erben mit reichen Aussteuern in Aussicht gestellt. Auch die Oesterreicher schonten das Geld nicht. Sie hatten den eigenthümlichen Vortheil, daß das Wechslerhaus der Fugger, das die großen Geldgeschäfte in Deutschland machte, für sie Partei nahm und den Franzosen seine Dienste versagte. Aber überdies, war nicht König Franz ein Fremder? — durfte das kurfürstliche Collegium es wagen, die Krone, von deren Behauptung auf allen Reichstagen die Rede gewesen war, so leichtsinnig von der Nation abkommen zu lassen?

Als die Kurfürsten in Frankfurt zusammenkamen, hatte König Franz bereits keine Aussicht mehr. Nur der andre Wunsch tauchte noch einmal auf, einen wahrhaft einheimischen Kaiser zu haben. Man dachte an Kurfürst Joachim von Brandenburg; aber seine eigenen Verwandten, vor allem sein Bruder von Mainz waren gegen ihn: sie fanden, die Behauptung der kaiserlichen Würde mache Anstrengungen und besonders Kosten nöthig, welche die Kraft der Mark und ihrer ganzen Familie aufreiben würden; Joachim würde niemals die hinreichende Stimmenanzahl gehabt haben. Bei weitem wichtiger war es, daß sich die Blicke der Versammelten auf Kurfürst Friedrich von Sachsen wendeten. Aber er kannte die Geschäfte des Reiches zu lange und zu gut, um nicht zu wissen, daß das Uebergewicht der Macht dazu gehöre, um diese stolzen, kräftigen, zur Unabhängigkeit emporstrebenden Fürsten und Stände in Einheit und Unterordnung zusammenzuhalten. Er erklärte sich öffentlich für König Karl. Seine Stimme brachte auch die zum Entschluß, die bisher noch schwankend gewesen waren.

Am 28. Juni versammelten sich die Kurfürsten in ihren scharlachnen Amtskleidern, in jener engen, kleinen, halbdunkeln Kapelle am Chor der Bartholomäuskirche, die ihnen zum Conclave diente. Schon waren sie alle einmüthig. Mainz fragte, wie das Herkommen gebot, zuerst Trier: Trier erwählte den Erzherzog Karl von Oesterreich, Prinzen von Burgund, König von Spanien. So wählten sie alle; der König von Frankreich hatte keine Stimme.

Jedoch dachten die Kurfürsten darauf, einem so mächtigen Fürsten, wie sie wählten, gegenüber, zugleich auch die Rechte des Reiches wahrzunehmen. Sie legten dem erwählten römischen König eine ziemlich strenge Capitulation vor. Man bestimmte darin, daß die Aemter nur mit Deutschen besetzt, die Verhandlungen nur in deutscher Sprache geführt, die Versammlungen des Reiches nur innerhalb der Grenzen der deutschen Nation gehalten werden sollten. Und hierbei vergaßen denn die Kurfürsten auch ihre eigenen Rechte nicht. Sie sollten zum Reichsregiment gezogen, ohne ihre Einwilligung kein Krieg angefangen, kein Bündniß geschlossen, kein Reichstag angekündigt, geschweige denn eine Steuer ausgeschrieben werden; was mit Rath und Hülfe der Stände im Kriege gewonnen werde, sollte auch immer dem Reiche verbleiben.

Die Fürsten wählten sich allerdings ein mächtiges Oberhaupt. Aber unter einem Fürsten wie dieser, der in so vielen Ländern zu gebieten hatte, dem so viele Kriege bevorstanden, konnten sie am ersten zu jener ständischen Verfassung, zu der Theilnahme an den Reichsgeschäften gelangen, nach der sie unter Maximilian schon immer getrachtet hatten.

Sonderbare Mischung der verschiedenartigsten Beweggründe, die zu der Wahl Karl's V. zusammenwirkten! Es ist nicht zu leugnen: Geldzahlungen in reichem Maße, wie an die Fürsten, so an ihre Angehörigen und Räthe, Erwerbung neuer Gerechtsame, verwandtschaftliche Verbindungen, nähere oder entferntere, die entweder schon bestanden,

oder jetzt geschlossen, oder für die Zukunft verheißen wurden, aber dabei auch Abneigung gegen die Fremden, obwohl sie am Ende noch mehr Geld boten; Anhänglichkeit an das Haus, das dem Reiche schon mehrere Kaiser gegeben und eine gewohnte Verehrung genoß; zugleich die persönlichsten Beziehungen und die Rücksicht auf das allgemeine Wohl.

12. Der Reichstag zu Worms.

(Nach Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.)

Nachdem Karl V. am 23. October 1520 in Aachen feierlich gekrönt worden, berief er zu Anfange des J. 1521 seinen ersten Reichstag nach Worms, zunächst zur Bewilligung einer Reichshülfe zu dem vorzunehmenden Römerzuge, aber zugleich um die kirchlichen Streitigkeiten zur Entscheidung zu bringen. Der päpstliche Gesandte Aleander mißbilligte es, daß eine vom Oberhaupt der Kirche bereits entschiedene Angelegenheit noch einmal weltlichen Richtern vorgelegt werden sollte, und um dies zu verhindern, wurde auf seine Vorstellung am 3. Jan. 1521 eine zweite Bannbulle erlassen, in welcher der Fluch, der in der ersten nur bedingungsweise ausgesprochen war, in den stärksten Ausdrücken ganz unbedingt über Luther und seine Anhänger wiederholt wurde. In Worms selbst bewies Aleander in ausführlicher Rede, daß keineswegs allein die Rechte des Papstes, sondern auch die wesentlichen Grundlagen des Christenthums angegriffen worden. Obgleich manche Punkte, welche Aleander aus Luther's Buche über die babylonische Gefangenschaft (worin dieser die vier Sacramente der Firmung, der Priesterweihe, der Oelung und der Ehe verwarf) mittheilte, auf etliche Fürsten und selbst auf den Kaiser einen widrigen Eindruck machten, beharrten doch mehrere dabei, man müsse genauer untersuchen, ob Luther bloß gegen Mißbräuche oder auch gegen das wahre Christenthum geschrieben habe; alle aber erklärten, wenn man sich auf Erörterungen über Glaubenssachen auch gar nicht einlasse, müsse Luther doch darüber befragt und vernommen werden, ob er das wirklich gelehrt habe und noch lehre, was ihm der Papst zur Last lege. Uebrigens betrachtete man die religiösen Angelegenheiten keineswegs als persönliche, allein Luther betreffende; sondern faßte von Reichs wegen die Mißbräuche ins Auge und entwarf ein Verzeichniß von 101 Beschwerden und Klagepunkten, welche Deutschland wider den römischen Hof aufzustellen habe. Verletzung obrigkeitlicher Rechte, Erpressungen mannigfacher Art, Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichen, kurz Alles und Jedes ward berührt, was jetzt oder früher zu Streit oder Tadel Veranlassung gegeben hatte.

Mit sicherem Geleite des Kaisers und mehrerer Fürsten versehen, brach Luther, gegen die Erwartung der römischen Bevollmächtigten, gen Worms

auf. Unterwegs ward er überall mit Freuden und Ehren aufgenommen und zog den 16. April 1521 unter großem Zulauf des Volkes in Worms ein; am folgenden Tage, Nachmittags um vier Uhr, ward er vom Reichsmarschalle Ulrich von Pappenheim vor die Reichsversammlung gefordert. Ehe er eintrat, sagte der unter den Waffen grau gewordene Georg Frunsberg: „Münchlein! Münchlein! du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in unserer ernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sei nur getrost und fahre in Gottes Namen fort, er wird dich nicht verlassen!" In der Reichsversammlung, in welche Luther jetzt eintrat, saßen außer dem Kaiser und seinem Bruder, dem Könige Ferdinand, sechs Kurfürsten, 28 Herzöge, dreißig Prälaten, viele Fürsten, Grafen, Abgeordnete von Städten und fremden Mächten, überhaupt 200 Personen. An den Fenstern, auf den Gängen und den benachbarten Straßen hatten sich mehrere tausend Menschen eingefunden. Der Vicar des Kurfürsten von Trier, Johann von Eck (nicht mit dem ingolstädtischen Kanzler zu verwechseln), führte das Wort gegen Luther, und fragte ihn nach einem lateinisch gesprochenen Eingange, ob er die Bücher (deren Titel man ihm vorlas) für die seinigen erkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Luther bejahte die erste Frage, fügte aber hinsichtlich der zweiten hinzu, es scheine ihm sträflich und vermessen, dieselbe sogleich bestimmt zu beantworten; denn sie betreffe das Wort Gottes und das Heil der Seelen. Er bitte deshalb um Bedenkzeit. Nach einer kurzen Berathschlagung der Fürsten erhielt er durch Eck den Bescheid: aus den kaiserlichen Berufsschreiben habe er ersehen, worüber man ihn befragen werde, und hinreichend überlegen können, was er antworten wolle; doch bewillige man ihm, um keinen Grund zur Klage zu geben, 24 Stunden Bedenkzeit. Am folgenden Tage (18. April) wiederholte Eck in der Reichsversammlung die Frage: ob Luther seine Bücher widerrufen wolle? und dieser antwortete nach einer höflichen Einleitung: „meine Schriften sind nicht von gleicher Art. Einige, zur Erklärung der Bibel und zur Erbauung geschrieben, haben selbst meine Gegner gebilligt, und sie widerrufen, hieße Christum verläugnen; andere sind gegen die Irrthümer, Mißbräuche und Tyranneien des Papstthums, für die Wahrheit und die Rechte des Kaisers und der Stände geschrieben. Ein Widerruf auf Veranlassung der letzten würde jene Tyrannei im Namen Aller zu bestätigen scheinen und das Verderben vieler Seelen nach sich ziehen. Endlich habe ich gegen einzelne Personen (Vertheidiger jenes Unrechts) geschrieben, heftiger, als es sich für einen christlichen Gottesgelehrten schickt. Gern bekenne ich diesen Fehler; allein den gesammten Inhalt der letztgenannten Schriften kann ich eben so wenig, als den der übrigen widerrufen und hierdurch die Wahrheit verläugnen. Sobald man mich mit Zeugnissen der heiligen Schrift überwindet, bin ich bereit, selbst meine Bücher zu verbrennen; denn nicht aus Anmaßung, sondern um der Wahrheit willen habe ich das Werk begonnen."

Der Vicar erinnerte ihn, er möge nicht auf fremdartige Dinge abschweifen und bedenken, daß man von ihm nur eine einfache und deutliche Beantwortung der Frage verlange: ob er seine Bücher widerrufen wolle? Luther sprach hierauf mit lauter Stimme: „da seine kaiserliche Majestät und die hohen Fürsten eine einfache Antwort ohne Winkelzüge verlangen, so sage ich: wenn man mich nicht durch Zeugnisse der Schrift oder ganz klare einfache Gründe überwindet, so werde und will ich nicht widerrufen. Denn dem Papste und den Kirchenversammlungen, welche sich oft geirrt und widersprochen haben, kann ich nicht unbedingt glauben, oder gegen mein Gewissen handeln. Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir, Amen."

Am folgenden Tage, den 19. April, ward ein Schreiben Karl's vorgelegt: „da Luther's hochmüthige Lehre alles Bestehende angreife und umstoße, so wolle er, seinem Stamme und deutschem Sinne gemäß, Alles daran setzen, diese Ketzerei auszurotten. Leid thue es ihm, so lange gezögert zu haben; jetzt solle Luther, wie der Geleitsbrief verspreche, zurückgebracht, sonst aber als ein Ketzer behandelt werden. Den Ständen liege ob, hierüber einen christlichen Beschluß zu fassen." Doch ließ sich der Kaiser (gutentheils nach dem Wunsche des Pfalzgrafen Ludwig und des Kurfürsten von Sachsen) bewegen, daß nochmals gütliche Unterhandlungen mit Luther begonnen würden; dies jedoch, wie die Katholiken meinten, nur damit er in sich gehe, alsdann wolle man auch Sorge tragen, ihm die Verzeihung des Papstes auszuwirken. Am Tage nach der Schlacht bei Villalar, 24. April 1521 (s. S. 64), begann die freundschaftliche Verhandlung in Gegenwart der Kurfürsten von Trier und von Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, des Bischofs von Augsburg und mehrer angesehenen und gelehrten Männer. Auf die Frage: ob er sich dem Spruche einer künftigen Kirchenversammlung unterwerfen wolle? gab er zur Antwort: „ja, sofern nicht Aussprüche der Gelehrten und Schlüsse der Kirchenversammlungen gegen Worte der Schrift angeführt werden; denn diese unterliegen keinem menschlichen Urtheile." Endlich fragte der Kurfürst von Trier milde und herablassend: er solle selbst angeben, wie ihm und der Sache könne geholfen werden? und Luther antwortete: „ist es der Rath oder das Werk eines Menschen, so wird's in wenig Jahren untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen können." So mißlang also auch dieser zweite Versuch, die Spaltung zu vertilgen.

Am 26. April verließ Luther Worms, nachdem der Vorschlag, ihm das sichere Geleit nicht zu halten, nochmals, selbst von seinem Feinde, Herzog Georg von Sachsen, bestimmt verworfen worden; am 26. Mai ward er geächtet. Die von Aleander entworfene, durch die kaiserliche Kanzlei in einigen Punkten geänderte Aechtungs-Urkunde erzählt, wie der Papst anfangs milde, dann mit gesetzlicher Strenge gegen Luther vorgeschritten sei; dessen Irrlehren und Frevel beträfen die Sacramente, die Würde der Geistlichen, den Papst und die Kirchenversammlungen, die Lehre vom freien Willen, Messe, Fürbitte und Fegfeuer. Noch zwanzig

Tage (so heißt es weiter) gilt das sichere Geleit; später soll man ihn ergreifen und zur Bestrafung ausliefern. Jeder, der ihn schützt, aufnimmt, seine Bücher verlegt, druckt, kauft oder lieset, wird geächtet. Ohne Erlaubniß des Bischofs (ordinarius loci) oder eines Theologen der nächsten Universität darf Nichts gedruckt und verbreitet werden, was auf Kirche und Religion Bezug hat. Jeder Uebertreter dieser Vorschriften ist ohne weiteres, als Beleidiger kaiserlicher Majestät zu betrachten.

Auf dem Rückwege von Worms nach Wittenberg verschwand Luther plötzlich, und seine Freunde klagten laut: man habe das sichere Geleit gebrochen und ihn getödtet. Erst später verlautete: er sei auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen aufgehoben und als Ritter Georg nach der Wartburg in Thüringen gebracht worden. Hier beschäftigte ihn vor Allem die Uebersetzung der heil. Schrift. Solcher Uebersetzungen gab es seit 1466 allerdings bereits etliche, allein sie waren nicht sorgfältig nach der Urschrift, sondern lässig nach der Vulgata gefertigt. Bei dieser neuen benutzte Luther den Rath von Melanchthon, Jonas Bugenhagen u. A.; im Ganzen und Wesentlichen ist sie aber sein Werk, und nach Form und Inhalt für jene Zeit und die damaligen Hülfsmittel so vortrefflich, daß selbst Gegner ihren Beifall nicht versagen können. Sie ward eine unverwüstliche Grundlage und ein unvergängliches Mittel der mannigfachsten Entwickelung unserer Sprache.

13. Der Bauernkrieg.

(Nach Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.)

Während die neue Lehre in den Erbländern des Kaisers und seines Bruders Ferdinand, in dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen, im Brandenburgischen und in mehreren geistlichen Herrschaften verfolgt ward, und außer dem Kurfürsten Friedrich eigentlich keiner der größern Stände sich ihrer annahm, ergriffen desto eifriger die zahlreichen Glieder des Reichsadels und die Städte für sie Partei. Unter den letzteren waren es Magdeburg, Nürnberg und Frankfurt, welche zuerst ihren Gottesdienst nach Luther's Grundsätzen veränderten. Vieles wirkte dabei ein der Kirchengewalt feindlicher Geist, der aus mancherlei Reibungen der geistlichen und der städtischen Behörden in den meisten größern Bürgergemeinden schon in den vorhergehenden Jahrhunderten entstanden war, und die gewaltsamsten Auftritte herbeigeführt hatte. Städtischen Obrigkeiten, die seit langen Jahren mit Bischöfen und Domcapiteln in Zwist über Gerichtsbarkeiten, Steuerfreiheiten, Zehnten, Zinsen und dergleichen standen, oder sich vielleicht gar den Hoheitsrechten derselben entzogen hatten

oder entziehen wollten, war natürlich der Anlaß nicht unwillkommen, Gegnern und ungern ertragenen Obern ihr Uebergewicht fühlbar zu machen, oder sich mit Hülfe der allgemeinen Volksbewegung derselben ganz zu entledigen. Das Reichsregiment und der Reichstag konnten nicht Einhalt thun, und die Erklärungen und Schlüsse derselben schienen eher den Freunden als den Gegnern der Neuerung günstig.

Inzwischen ereignete sich eine Begebenheit, welche für den Bestand der neuen Lehre weit verderblicher als alle Anstalten der Gegenpartei zu werden schien. Wie nach gemeinsamer Verabredung, erhoben sich nämlich in mehrern Gegenden Deutschlands die untern Volksklassen gegen die obern, besonders die Bauern gegen den Adel, und gaben der Lehre von der evangelischen Freiheit und dem freien Gebrauche der Schrift, womit Luther, unter dem Beifalle der Fürsten, Ritter und Magistrate, die geistliche Herrschaft angegriffen und erschüttert hatte, eine Anwendung, durch welche das weltliche Regiment, gleich dem Priesterthum, aus seinen Fugen gerissen und in Trümmer gestürzt werden mußte.

Das Landvolk und die Bewohner der kleinen Städte in Oberdeutschland waren seit langer Zeit mit ihrem Zustande äußerst unzufrieden, und zu einer gewaltsamen Veränderung desselben gestimmt. Die Frohndienste, welche ihre geistlichen und weltlichen Herren von ihnen forderten, die Plünderungen und Verheerungen, denen sie bei den häufigen Fehden, welche trotz des gebotenen Landfriedens in diesen Gegenden immer noch vorkamen, ausgesetzt waren, der Druck der Auflagen, welcher mit dem Eintritte neuer Bedürfnisse und dem steigenden Aufwande der Großen zunahm, besonders aber das Beispiel der benachbarten Schweizer, welche, der Herrschaft des Adels entledigt, von ihren Obrigkeiten mit keinen außerordentlichen Steuern belegt und durch kein fremdes Kriegsvolk heimgesucht wurden, von ihren Kriegszügen aber mit reicher Beute heimgekehrt waren, — alles dieses nährte unter diesen Landleuten einen stillen Grimm, der nur eines schwachen äußern Anlasses bedurfte, um in Aufruhr und Empörung auszubrechen. Da einzelne Aufstände zwar immer durch Blutvergießen gedämpft, die drückenden Verhältnisse aber niemals untersucht und erleichtert wurden, so nahm die Erbitterung in furchtbarem Maaße zu. Was war natürlicher, als daß die heftigen Schriften, welche Luther gegen die geistliche Herrschaft ausgehen ließ, von den Unterthanen geistlicher Herren in weltlichem Sinne genommen, und die Aufforderungen, das „Joch der Pfaffen und Mönche" abzuschütteln, auf die den Aebten und Prälaten schuldigen Dienste, Zehnten und Zinsen bezogen wurden? Auch läßt sich nicht läugnen, daß Luther zuweilen Worte fallen ließ, die nichts weniger als geeignet waren, einen im Volke vorhandenen Gährungsstoff zu beschwichtigen. Dabei fehlte es nicht an schwärmerischen und verschlagenen Köpfen, welche Geschick und Neigung hatten, sich des rohen Haufens zur Ausführung kühner Entwürfe zu bedienen, und die vorhandenen Funken zur Flamme anzublasen. Im Jahre 1524 empörten sich in der Gegend von Constanz

die Bauern wider den Abt zu Reichenau, weil er ihnen keinen evangelischen Prediger zulassen wollte. Diesen ersten Bewegungen folgten bald andere, heftigere. Am 1. Januar 1525 wurde der Abt zu Kempten von dem Landvolke, das im Verein mit den Städten war, überfallen und nach Ausplünderung seines Klosters gezwungen, durch einen Vertrag den Rechten, welche man ihm streitig machte, zu entsagen. Dieses Beispiel reizte die Nachbarn zur Nachahmung. Auf den Gebieten der umliegenden Bischöfe und Aebte, bald auch der Grafen und Herren, sammelte sich alles Landvolk in bewaffneten Haufen. Die Bauern ließen ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Vorwurf, daß sie Aufrührer seien und daß das neue Evangelium dieses Unheil verschulde, zu widerlegen suchten. In 12 Artikeln waren ihre Forderungen zusammengestellt, welche sich hauptsächlich auf das Wahlrecht ihrer Prediger, Abschaffung der Leibeigenschaft, Zehnten, Antheil an der Jagd, dem Vogel- und Fischfang, Benutzung der Gemeindewaldungen, Festsetzung der Dienste, Abgaben und Pachtgelder und dgl. bezogen. Diese und noch eine andere Schrift schickten sie an Luther mit der Aufforderung, einen Ausspruch darüber zu thun. Von dem Manne, der so beredt von der Freiheit eines jeden Christen gepredigt und mit den Worten der Bibel den höchsten Gewalten auf Erden Trotz geboten hatte, erwarteten sie mit voller Gewißheit Vertheidigung ihres Beginnens. Luther befand sich in großer Verlegenheit. Er konnte ihnen nicht Recht geben, ohne die Reden seiner Feinde, daß seine Lehre zum Aufruhr führe, zu bekräftigen, und ohne es mit den Fürsten und dem Adel, welche ihn gegen Papst und Kaiser geschützt hatten und ferner schützen sollten, für immer zu verderben. Dennoch wagte er es, in einer Vermahnung, die er zugleich an die Fürsten und an die Bauern im Druck ausgehen ließ, den erstern zuerst sehr ernste und kräftige Wahrheiten über ihre Regimentsweise zu sagen, wobei er freilich seinen Standpunkt vornehmlich gegen die geistlichen Herren und gegen die seiner Lehre feindlichen Fürsten nahm, indem er Bedrückung des Evangeliums als den hauptsächlichsten Anlaß der Unruhen darstellte. Nachdem er den Großen in's Gewissen geredet, wandte er sich an die Bauern mit so freundlichen Worten, daß es beinahe schien, als sei er nicht weit davon entfernt, ihnen Recht zu geben. Er rieth, man solle aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten einige Rathsherren wählen, und die Sache freundlicher Weise „handeln und stillen, so daß die Herren ihren steifen Muth herunter ließen und ein wenig von ihrer Tyrannei und Unterdrückung wichen, die Bauern aber auch sich weisen ließen, und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch griffen, aufgäben." Aber die gut gemeinte Ermahnung verfehlte die beabsichtigte Wirkung und Luther kam nun bei den Genossen des Aufstandes in den Verdacht, er heuchle den Fürsten, und rede jetzt nach andern Grundsätzen, als nach welchen er dem Papste den Krieg erklärt hatte, und fortwährend dem Gebote des Kaisers und der Reichsversammlung Folge versagte.

Inzwischen wurde die Gestalt des Aufruhrs immer furchtbarer.

Das Heer der Bauern wälzte sich aus Schwaben nach Franken. Ueberall wurden Burgen und Abteien erobert oder geplündert; aber freiwillig eröffneten die Bürger mehrerer Landstädte den Verkündigern einer neuen, ihnen günstigern Ordnung der Dinge die Thore. Dies geschah unter andern in dem württembergischen Städtchen Weinsberg, und ein Graf Ludwig von Helfenstein wurde bei dieser Gelegenheit mit seiner, aus 70 Mann bestehenden Besatzung gefangen. Die Bauern, welche erfahren hatten, daß der schwäbische Bundeshauptmann diejenigen ihrer Bundesgenossen, welche in seine Hände fielen, hinrichten ließ, wollten durch ein Beispiel der Wiedervergeltung schrecken, und verurtheilten den Grafen mit seinen Leuten zum Tode. Vergebens flehte die Gemahlin des Gefangenen, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme, die Anführer der Bauern kniefällig um das Leben ihres Gatten; dieser wurde mit seinen Unglücksgefährten in die vorgehaltenen Spieße der Bauern gejagt und umgebracht, während ein Bube, der ehemals in seinen Diensten gestanden, vor ihm herging und ihm auf einer Pfeife zum Tode, wie zum Tanze, vorspielte. Der Gräfin wurde das Kind auf dem Arme verwundet, sie selbst gemißhandelt und endlich auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt. Dieser Vorfall steigerte die Wuth des Adels gegen die Bauern auf den höchsten Grad, und verdarb auch in Luther's Augen ihre Sache gänzlich. Ohne das, was den gefangenen Bauern widerfahren war, zu einiger Entschuldigung der Blutthat in Anschlag zu bringen, und ohne zu erwägen, daß doch nicht alle Haufen und deren Anführer an derselben Theil gehabt, ließ er sich durch seinen Abscheu vor der abscheulichen Handlung bestimmen, ein ganz uneingeschränktes Verdammungsurtheil über alle Genossen des Aufstandes zu sprechen, und sie alle insgesammt als fluch- und todeswürdige Mörder zu bezeichnen. In einer Schrift, die er unter dem Titel: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern," ausgehen ließ, forderte er die Fürsten und Herren auf, keine Geduld und Barmherzigkeit weiter gelten zu lassen, sondern mit gutem Gewissen drein zu schlagen, so lange sie eine Ader regen könnten. Diese heftige Schrift ward von vielen als blutdürstig und unchristlich getadelt, und im Widerspruch mit der vorigen und überhaupt mit Luther's früherm Verfahren befunden. Erst habe er, bemerkten seine Gegner, durch sein Beispiel und seine Schriften das Volk aufgewiegelt, und nun, da die Gährung sich nicht plötzlich durch seinen Zauberspruch beruhigen lasse, und die aufgereizten Gemüther nicht sogleich auf sein Gebot zum Gehorsam zurückkehren wollten, heiße er Menschen gleich wilden Thieren behandeln.

Wie stark die Macht des Wortes gewesen war, Leidenschaften zu entflammen, so kraftlos erwies sie sich, dieselben zu beschwichtigen. Anstatt Luther's Ermahnungen Gehör zu geben, verbreiteten sich die Bauernheere über ganz Franken. Die Bischöfe entflohen, die Städte aber, die zum Widerstande zu schwach oder deren Bewohner der beabsichtigten Reformation der Kirche und des Reichs geneigt waren, öffneten die

Thore und traten dem Bunde bei. Zu Heilbronn nahm ein engerer Ausschuß der Bauern seinen Sitz; die Grafen von Löwenstein wurden gezwungen, im Bauernkittel, mit einem weißen Stabe in der Hand, dahin zu wandern, und die Annahme der zwölf Artikel zu beschwören. Da unterwarf sich ein großer Theil des Adels dem harten Gesetze der Noth, und bezeichnete sich mit dem weißen Kreuze, welches die Bauern am Hute oder auf der Brust trugen. Auch Ritter Götz von Berlichingen war einer der Bauern-Hauptleute geworden, aber, wie er selbst berichtet, nur aus Zwang, indem er in seiner Burg keinen Widerstand zu leisten vermochte, und seine Flucht zum Kurfürsten von der Pfalz, dem er seine Dienste angetragen hatte, durch seine Frau, die im Kindbette lag, und nicht allein zurückbleiben wollte, dadurch verhindert worden war, daß sie das bejahende Antwortschreiben unterschlagen hatte.

Der Ueberlegenheit des Geschützes und der Reiterei, wenn beide Waffengattungen gehörig angewendet wurden, vermochten die Bauern nicht zu widerstehen. Bei Königshofen an der Tauber wurden sie in einer hitzigen Feldschlacht geschlagen und bei Engelstadt, in einem zweiten Treffen gänzlich aufgerieben. Unzählige Gefangene wurden an den Landstraßen gehängt, oder sonst umgebracht, zum Theil mit grausamen Martern, wie denn der Mensch, der dem Grafen von Helfenstein zum Tode aufgespielt hatte, mit einer eisernen Kette an einen Pfahl geschmiedet und ringsum mit Flammen umgeben ward. Markgraf Kasimir von Brandenburg ließ zu Rothenburg alle Bürger und Einwohner durch einen Herold unter Trompetenschall auf den Markt berufen und dann auf der Stelle 11 der Anwesenden, am folgenden Tage aber 13 enthaupten. Die Weiber, die sich beim Aufruhr thätig erwiesen hatten, wurden an den Pranger gestellt, und zum Theil in's Narrenhaus gesperrt. Andern Theilhabern der Empörung ließ der Markgraf die Finger abhauen oder die Augen ausstechen. Dies widerfuhr zu Kitzingen 58 Personen. Zugleich wurde die alte Form des Gottesdienstes überall wieder hergestellt, und zur Vergütigung des angerichteten Schadens eine schwere Auflage auf alle Bürger und Bauern gelegt. In den übrigen Theilen von Oberdeutschland wurde die Empörung in ähnlicher Weise bezwungen und bestraft. Die Zahl derer, die in den Schlachten, oder unter Henkershand, oder in den Flammen der angezündeten Ortschaften umkamen, mochte sich in die Hunderttausende belaufen. Die blühendsten und volkreichsten Landschaften waren Einöden geworden, voll rauchender Trümmer und Leichenhaufen. Die Grafen und Herren aber, die mit den Bauern gezogen waren, verschwinden aus ihrer Geschichte; nach dem unglücklichen Ausgange haben sie sich wahrscheinlich auf ihre Burgen zurückgezogen, und ihre Verwandten und Standesgenossen wohl absichtlich keine große Nachfrage gehalten. Nur Götz von Berlichingen machte eine unglückliche Ausnahme. Als er nach Stuttgart ritt, überfielen ihn unterwegs Bündische. Nach mehrjähriger Gefangenschaft in Augsburg wurde er zu immerwährender Gefangenschaft auf seinem eigenen Schlosse verurtheilt. Er mußte schimpfliche Urfehde

schwören, nie über die Grenzen seiner Burg zu schreiten, nie wieder zu Pferde zu sitzen, und nie eine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, für Uebertretung eines dieser Punkte aber ein Strafgeld von 25,000 Gulden zu zahlen. So lebte er eilf Jahre, und erst nach Auflösung des Bundes ward er vom Kaiser begnadigt.

Während dies in Schwaben und Franken geschah, war Thüringen und Sachsen Schauplatz einer Bewegung, die noch weit mehr als der Aufruhr in Oberdeutschland in bedenklicher Verwandtschaft mit der kirchlichen Neuerung zu stehen schien. Thomas Münzer, einer der kühnsten und beredtesten Freunde Carlstadt's, legte es darauf an, die Lehre und Wirksamkeit des Wittenbergschen Reformators durch eine vollkommene Verbesserung der Kirche und des Staates zu verdunkeln, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die wahre Kirche, wie sie zur Zeit der Apostel bestanden, herstellen, und die in der Schrift verheißene evangelische Freiheit der Kinder Gottes in's volle Leben setzen sollte. Er selbst behauptete, einen besondern Auftrag von Gott erhalten zu haben, die Auserwählten zu einem Bunde zu vereinigen und durch denselben das Reich Gottes auf Erden zur Erfüllung zu bringen. Er schaffte die Ceremonien, den Gesang, die geistliche Kleidung und alle andern, seiner Partei mißliebigen Formen des Gottesdienstes ab. Bald aber ging er weiter, indem er gegen die weltliche Obrigkeit loszog. Diejenigen seien verrückt, welche behaupteten, man müsse unvernünftigen Fürsten gehorchen und dergestalt zweien Herren, Gott und Belial, dienen. Diese Aussprüche waren ganz geeignet, dem großen Haufen zu gefallen. Er ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß alle Güter gemeinschaftlich sein müßten, weil nach der Apostelgeschichte 4, 32. die ersten Christen alle ihre Habe zusammengethan und in völliger Gemeinschaft derselben gelebt hätten. Daher arbeiteten die Armen nicht mehr, sondern wenn einer Tuch oder Getreide nöthig hatte, ging er zu einem Reichen und forderte es aus christlichem Rechte; wurde es verweigert, nahm er es entweder mit Gewalt, oder er erhielt es durch den Ausspruch des Thomas. Dieses Haupt der christlichen Gemeinde in Mühlhausen residirte im Hofe der, mit den übrigen Mönchen und Stiftsherren vertriebenen Johanniter, deren Eigenthum und reiche Einkünfte er sich zugeeignet hatte. Da Mühlhausen als freie Reichsstadt keinem Fürsten unterworfen war, und der schwache Arm des in Süddeutschland sitzenden kaiserlichen Regiments in so weite Ferne nicht reichte, trieb er sein Wesen ganz ungestört wohl ein Jahr lang, bis die anfänglichen Fortschritte des Bauernaufruhrs in Schwaben und Franken ihm den Gedanken eingaben, in der allgemeinen Gährung und bei der Bestürzung der Fürsten sein neues Gottesreich über die Grenzen des mühlhauser Gebiets auszudehnen. Daher ließ er sich jetzt in seinen Predigten vernehmen, daß die Zeit der Erfüllung nahe herbei gekommen sei. Im Franziscaner-Kloster wurden Büchsen gegossen und das Landvolk strömte in Haufen herbei, um unter Theilnahme am großen Heereszuge gegen die sündige Welt reiche Beute zu machen.

Doch war ihm das Verderben schon nahe. Landgraf Philipp von Hessen, ein junger thatkräftiger Fürst, hatte die Rebellion in seinem Lande durch Waffengewalt bezwungen und sich darauf mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, mit Georg von Sachsen und einigen andern benachbarten kleinen Fürsten vereinigt, um auch dem Münzer'schen Wesen ein Ende zu machen. Das Heer dieser Verbündeten bestand aus 6000 Mann, meist Reisigen und Adel. Auf die Kunde von diesem Heereszuge ließ Münzer seine Leute auf einem Berge bei Frankenhausen eine Wagenburg schlagen, um den Angriff der Reiterei zu erschweren; aber aus Mangel an Geschütz und anderer Kriegsrüstung geriethen die Anstalten sehr unvollkommen, so daß einem großen Theile des Haufens der Muth entfiel. Aber Münzer verhieß den Seinen gewissen Sieg nach dem Beispiele Gideon's, Jonathan's und David's, die auch mit wenigen Erlesenen viele Tausende von Heiden überwunden. „Lasset euch nicht erschrecken das schwache Fleisch," schloß er, „und greift die Feinde kühnlich an. Ihr dürft das Geschütz nicht fürchten, denn ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsensteine, die sie gegen uns schießen, im Aermel auffangen will. Ihr sehet, daß Gott auf unserer Seite ist, denn er gibt uns jetzo ein Zeichen. Sehet den Regenbogen, der eben am Himmel steht; er bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe. Darum seid unerschrocken und stellt euch zur Wehre; es will Gott nicht, daß ihr Friede mit den gottlosen Fürsten machen sollt!" Diese Rede und die Erscheinung des Regenbogens gab denen, welche zu schlagen begehrten, das Uebergewicht über die friedlich Gesinnten. Darauf stimmten die Anführer das Lied: „Komm heiliger Geist" an. Die Menge fiel mit vollen Kehlen ein; aber die Hoffnung, daß sie in diesem Begeisterungsrausche siegen würde, schlug durch verkehrte Anordnung fehl. Anstatt mit ihrer stärkern Masse auf die an Zahl schwächern Fürstlichen den Angriff zu thun, blieben die Bauern hinter der Wagenburg stehen, und blickten im Vertrauen auf die Verheißung ihres Propheten gen Himmel, nach den Engeln, welche herabsteigen und für sie streiten sollten. Da von den schlecht gerichteten Schüssen wenige oder gar keine trafen, glaubten sie, die Verheißung Münzer's, daß er alle Kugeln im Aermel auffangen werde, gehe in Erfüllung. Sie wurden aber bald aus ihrer Täuschung gerissen. Die Reiterei brach in ihre Wagenburg ein, und stach die Vordersten nieder, worauf sich alsbald die übrigen in die Flucht gegen die Stadt wandten. Dergestalt fielen der Bauern bei 5000; in Frankenhausen, welches sich ohne Widerstand ergab, wurden der dort Ergriffenen sogleich 300 enthauptet. Münzer ward, auf dem Boden eines Hauses im Bette liegend, gefunden, und indem er sich für einen armen Fieberkranken ausgab, durch seine Brieftasche verrathen, welche er unvorsichtig auf dem Bette neben sich hatte. Er widerrief nicht nur seine Irrthümer, sondern bekannte sich auch auf's neue zum Glauben der römischen Kirche und genoß das Sacrament unter einer Gestalt. Bei der Hinrichtung soll

er kleinmüthig und verzagt gewesen sein, so daß er den Glauben, der damaligen Sitte gemäß, nicht allein herzusagen vermocht, sondern Herzog Heinrich von Braunschweig ihm denselben vorgebetet habe; dieselbe Erzählung berichtet aber auch, daß er im Kreise, ehe er den tödtlichen Streich empfangen, laut und zusammenhangend gesprochen, zwar sein eigenes Unrecht bekannt, aber auch die umstehenden Fürsten ermahnt habe, milder und gerechter gegen das arme Volk zu sein, um solchen Unheils in der Zukunft überhoben zu bleiben. Nach dieser Rede wurde er enthauptet, und der Kopf auf einer Stange im Felde aufgesteckt; die Fürsten aber zogen ein jeder in sein Land, um die Ueberreste des Aufstandes zu bezwingen.

14. Die Reformation in der deutschen Schweiz. Zwingli.

(Nach Joseph Ignaz Ritter, Handbuch der Kirchengeschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Fast gleichzeitig mit Luther war in der Schweiz Ulrich Zwingli als Reformator aufgetreten. Geboren zu Wildhaus im Toggenburgischen am ersten Tage des Jahres 1484 (also Altersgenosse Luther's), hatte er in Bern, Wien und Basel seine philologische und theologische Ausbildung erhalten. Als Priester erhielt er seine erste Anstellung in Glarus, zehn Jahre später ward er Pfarrer in dem berühmten Kloster Einsiedeln und bald nachher (1518) Prediger an der Domkirche in Zürich. Damals predigte ein Franziscaner aus Mailand, Bernardin Samson, den päpstlichen Ablaß. Zwingli eiferte dagegen und fand bei dem Bischof von Constanz und dem großen Rathe der Stadt Zürich Beifall und Unterstützung; letzterer befahl (1520) allen Predigern nur das als christliche Lehre vorzutragen, was sich aus der heiligen Schrift erweisen lasse. Im Jahre 1522 verlangte Zwingli mit einigen Amtsbrüdern vom Bischof von Constanz die Gestattung der Priesterehe; die Ablehnung dieses Gesuches gab ihm Veranlassung, förmlich aus der katholischen Kirche auszuscheiden. Mit dem General-Vicar des Bischofs von Constanz, Johannes Faber, ließ er sich in ein Religionsgespräch über die Fürbitte der Heiligen und die Messe ein; der Magistrat von Zürich erkannte ihm den Sieg zu. Bald wurden die Neuerungen auch in's Werk gesetzt: die Messen und Bilder abgeschafft, die Klöster verlassen, die Geistlichen nahmen nach Zwingli's Vorgang Weiber. In Basel beförderten der Professor und Pfarrer Johann Oekolampadius und ein aus Frankreich vertriebener Edelmann, Wilhelm Farel, die Reformation. Dann folgten Schaffhausen, Appenzell und nach einigem Schwanken auch der größte und mächtigste Canton, Bern. Der wesentlichste Punkt, worin Zwingli von Luther abwich, war seine Abendmahlslehre, denn er sieht in dem Abendmahle nur ein Symbol des Leibes und Blutes Christi.

So glücklichen Fortgang nun auch die neue Lehre in Zürich und den genannten Cantonen hatte, so beharrten doch Zug, Luzern und die 3 Waldstätte: Schwyz, Uri, Unterwalden standhaft bei der alten Lehre, denen auch Freiburg und Solothurn beitraten. Als bei fortwährend steigender Erbitterung die Züricher die Zufuhr von Lebensmitteln in die katholischen Cantone versperrten, brach der offene Krieg aus, die Züricher wurden bei Cappel (1531) geschlagen, Zwingli, der in voller Rüstung mit in den Kampf ausgezogen war, fiel in der Schlacht, und in demselben Jahre starb Oekolampadius an einem Pestanfalle. Dem Siege folgte ein Friede mit Zürich und Bern, welche ihre Religion behielten; doch in den kleinern Cantonen (Glarus, Aargau, St. Gallen, Solothurn) begann eine Restauration des Katholicismus, wodurch schon damals das Verhältniß beider Bekenntnisse so festgestellt ward, wie es die folgenden Jahrhunderte hindurch blieb.

15. Karl's V. auswärtige Kriege.

(Nach Friedrich Ancillon, europäische Staatengeschichte des 16. Jahrhunderts, aus dem Französ. übersetzt von Friedr. Mann, und Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Karl V. befand sich in Spanien, als er die Nachricht von seiner Erwählung zum römischen Könige vernahm. Die Undankbarkeit, mit der er die Dienste des Cardinals Ximenes belohnte, der während seiner Abwesenheit Spanien regiert hatte, der seinem Verdienste alles, der Gnade nichts verdankte, hatte die Spanier empört. Sie konnten es Karln nicht verzeihen, daß er durch seine Verachtung den Tod eines Greises beschleunigt hatte*), der alles ertragen konnte, nur nicht die Undankbarkeit seines Regenten, daß er sich sogar geweigert hatte, diesen weisen Minister zu sehen, der ihm ein blühendes Königreich übergab, Oran auf seine Kosten erobert und sein Vaterland regiert, vertheidigt und bereichert hatte. Außerdem schien es, als ob Karl die Grundsätze der Verwaltung des Cardinals nicht anerkennen wollte, indem er andere befolgte, die aber von der Art waren, daß sie die erstern gern zurückwünschen ließen. In Flandern geboren (24. Februar 1500) und erzogen, standen seine Gewohnheiten und Sitten in einem zu großen Widerspruch mit denen der Spanier. Man sah ihn wie einen Fremden an, der sich nach den Sitten und Gebräuchen seiner Nation entweder nicht bequemen wollte oder konnte. Die niederländischen Minister glaubten ihn nur darum begleitet zu haben, um sich auf Kosten der

*) Hefele, Geschichte des Cardinals Ximenes (1844), führt den Franz Ruyz als Gewährsmann an, daß die Verabschiedung dem Cardinal nicht mitgetheilt worden, weil er bereits krank darnieder gelegen, so daß er also nicht vor Gram gestorben wäre.

Eingebornen des Landes zu bereichern und zu erheben; Karl selbst schien nur darum gekommen zu sein, um Gelder zu erheben, zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne, die dem Wohl Spaniens geradezu entgegen, oder wenigstens unnütz waren. Nachdem er die Stände zu Corunna zusammen berufen und gesehen hatte, welche Zögerung und welchen Widerstand sie seinen Absichten entgegensetzten, außerdem voll Eile zur Abreise, um sich in Frankfurt krönen zu lassen, war er aus Spanien mit höchster Unzufriedenheit abgereis't, und ließ hier eine Gährung zurück, die zu verscheuchen sein Lehrer Adrian von Utrecht, den er an seiner Statt während seiner Abwesenheit erwählt hatte, wenig geeignet war. Die Mißvergnügten, deren Revolutionsplan durch Karl's Abwesenheit noch mehr verstärkt und angefeuert wurde, stifteten eine Verbindung unter dem Namen der **heiligen Junta**; und Burgos, Segovia, Madrid, Toledo und Salamanca ergriffen die Waffen, um ihre Rechte zu vertheidigen. Die Städte verlangten ganz laut eine neue Einrichtung der Municipalitäten, die Reduction der Krondomainen, die Abstellung der adeligen Steuerimmunitäten und beschlossen, die Mutter Karl's, die unglückliche Johanna, welcher der Tod ihres Gemahls den Verstand geraubt hatte, auf den Thron zu setzen. Die Aufrührer bemächtigten sich Toledo's, ihre Absichten erweiterten sich mit ihrem Erfolge, schon veränderten sie ihre Sprache und glaubten die Freiheit nur in den republicanischen Formen zu finden. **Johann Padilla**, ein junger Edelmann voll kühner Ideen, hohen Muthes, keine Gefahr scheuend und seine Frau Maria von Pacheco, glühend von Enthusiasmus und großer Aufopferungen fähig, leiteten die Insurrection.

Franz I., der von dem Zustande Spaniens unterrichtet war, glaubte einen so günstigen Augenblick nicht vorbeigehen lassen zu müssen, um Navarra, das dem Johann von Albret durch Ferdinand den Katholischen war entrissen worden, wieder zu erobern. Dem Lesparre, einem Bruder von Lautrec, wurde diese Expedition übertragen; er dringt in Navarra ein und Pampelona öffnet ihm die Thore. Durch seinen Erfolg kühner gemacht, rechnet er auf die Einladungen der Aufrührer und dringt bis in Castilien vor; aber die Gegenwart des Feindes führt einen Theil der Verirrten wieder zu ihrer Pflicht, die sie dem Vaterlande schuldig sind, zurück; die Aufrührer werden bei **Villalar** (1521) geschlagen, die Anführer sterben auf dem Schafott, oder mit den Waffen in der Hand, oder ergreifen die Flucht; Lesparre wird in einer Schlacht, eine Meile von Pampelona, gefangen genommen. Karl kehrt in seine Staaten zurück, und nach mehreren blutigen Bestrafungen, kann er ohne Gefahr eine Milde zeigen, welche die völlige Ruhe wieder herstellt. Aber Franz hat einen bösen, ohnmächtigen Willen gezeigt; der Krieg scheint unvermeidlich und Franz war offenbar der angreifende Theil.

Karl's V. erster Krieg gegen Franz I. 1521—1526.

Heinrich VIII. von England versuchte den Krieg zu hintertreiben und die Unterhandlungen eröffneten sich zu Calais. Franz kann die

vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehmen; der König von England verbindet sich mit dem Kaiser gegen ihn und die Feindseligkeiten fangen in Italien an.

Das widerrechtliche Verfahren des Marschalls Lautrec in Mailand und die Frevel, die sich die Franzosen hier zu Schulden kommen ließen, hatten das Herz der Einwohner von ihm abgewendet; Leo X. faßte den Plan, Franz Sforza in Mailand wieder einzusetzen. Prospero Colonna, ein eben so tapferer als geschickter General, thätig, ohne sich zu übereilen, und vorsichtig, ohne furchtsam zu sein, commandirte die verbündete Armee und erkämpfte die wichtigsten Vortheile. Lautrec leidet an Geldmangel; die habsüchtige Mutter des Königs, Louise von Savoyen, so wie der schwache Finanzminister Semblancai, hatten die Gelder, die für die Armee in Italien bestimmt waren, unterschlagen. Lautrec sieht sich außer Stande, die Schweizer zu bezahlen; diese aufrührerischen Truppen zwingen ihn, den Prospero Colonna, der sich bei Mailand verschanzt hatte, anzugreifen; trotz seiner Tapferkeit und seiner vortrefflichen Anordnungen wird der Marschall bei Bicocca geschlagen (1521). Die Schweizer verlieren den Muth und ziehen sich über ihre Berge zurück, Mailand ist verloren und es bleibt den Franzosen von ihrer gesammten Eroberung in Italien nichts weiter übrig, als das Schloß von Mailand und das von Cremona.

England erklärt jetzt Frankreich förmlich den Krieg; Venedig, bis jetzt sein Bundesgenosse, Florenz, Genua, der Herzog von Ferrara und der Marquis von Mantua ergreifen Karl's Partei und treten dem Bündnisse bei. Solch einer Masse von Feinden vermag Franz nur seinen Muth, die Hülfsquellen seiner Nation, die Unerschrockenheit Bayard's und die Talente des Connetable Karl von Bourbon entgegenzusetzen, als eine Verschwörung die Gefahren des Königs noch vermehrt und Frankreich einen Helden raubt, der den Staat allein noch retten konnte. Bourbon nämlich, der ein Gegenstand des Hasses der Louise von Savoyen geworden war, weil er ihre Liebe verschmähte, hatte nur mit innerlicher Wuth die Beleidigungen, denen er durch diese rachsüchtige Frau ausgesetzt war, und die so wenig verdienten Gunstbezeugungen, mit denen Franz den Minister Bonivet, eine Creatur seiner Mutter, überhäufte, ertragen können. Ueberdies machte man ihm noch die Hinterlassenschaft seiner Gemahlin streitig. Die Königin Louise von Savoyen, eine Tante der Verstorbenen wagte es, Ansprüche auf diese Erbschaft zu machen, obgleich die gegründeten Rechte des Connetable klar vor aller Augen lagen. Dieser glaubte aller Verpflichtungen gegen eine Regierung, die ihm Unrecht thue und ihn seiner Güter beraube, entledigt zu sein und den Gefühlen der Rache und des Ehrgeizes folgend, leiht er den schlauen Vorschlägen, welche ihm Karl thun läßt, ein williges Ohr. Der Kaiser schmeichelt ihm mit der Idee, einen unabhängigen Staat für ihn zu bilden und selbst das Königreich Arelat wieder zu erneuern; er verspricht ihm seine Schwester Eleonore, Wittwe des Königs von Portugal, zur Gemahlin, wenn er während

der Abwesenheit des Königs in Italien sich an die Spitze seiner Freunde und zahlreichen Vasallen stellen will, um Frankreich zu empören und zu zerstückeln. Die Verschwörung wird entdeckt, Bourbon rettet sich nach Italien, der Kaiser vertraut ihm den Oberbefehl über seine Truppen und dieser Coriolan der neuern Geschichte, welcher es vergißt, was er sich selbst und Frankreich schuldig ist, wendet seine Talente zum Verderben seines Vaterlandes an, nichts als Rache athmend.

Franz schickte Bonivet mit einer Armee nach Italien. Dieser, welcher glaubte, daß blinde Tapferkeit ihm statt alles andern dienen könne, war im Begriffe, Mailand wieder zu erobern, aber er verlor eine kostbare Zeit, welche die Verbündeten zur Vermehrung ihrer Truppen benutzten. Er ward bei Biagrassa geschlagen. Bayard deckte seinen Rückzug; an einer gefährlichen Wunde, die dieser Held empfangen, starb er, seinen gesammten Ruhm zu Grabe tragend; er ward Frankreich gerade in einem Zeitpunkte entrissen, wo es mehr als jemals seines Armes und seiner Talente bedurfte. Bourbon wagte einen Einfall in die Provence und belagerte vergeblich Marseille. Heinrich VIII. drang von der Seite der Picardie bis zwanzig Meilen vor Paris. Aber beide verzweifelten, weitere Fortschritte machen zu können; Franz stellte sich ihnen entgegen und zwang sie zum Rückzuge. Darauf geht er von neuem über die Alpen, der herannahende Winter hält ihn nicht auf und seine Feinde, die diesen Angriff nicht vermuthen, werden unversehens überfallen. Bourbon fehlt es an Truppen und Geld. Mailand öffnete seine Thore. Statt die Kaiserlichen aus Italien zu verjagen und seine Vortheile zu verfolgen, besteht Franz darauf, **Pavia**, einen festen Ort, der mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen war, und von dem vortrefflichen Antonio di Leyva vertheidigt wurde, zu belagern. Bourbon langte mit einer Armee an, die seine Thätigkeit geschaffen hatte. Franz, der sich unnöthiger Weise dadurch geschwächt hat, daß er einen Theil der Armee gegen Neapel gesandt hatte, blieb vor Pavia, und beharrte, gegen den Rath seiner besten Officiere, die Belagerung fortzusetzen. Am 24. Februar 1525, dem Geburtstage Karls V., hatte Pescara Alles mit großer Klugheit zur Schlacht vorbereitet und angeordnet. Als die Kaiserlichen dem Befehle gemäß ihre Zelte verbrannten, glaubten die Franzosen sie flöhen; bald aber sahen sie sich angegriffen, und der Kampf ward nun so bunt und verwickelt, daß die Erzählungen über den Hergang unter einander abweichen. Allmählich wandte sich die ganze Last der Schlacht wider Franz; Bonivet, dessen Rath so viel geschadet, stürzte sich unter die Feinde und fand den gewünschten Tod; die Blüte des Adels, die besten Anführer erlagen heldenmüthig kämpfend, 8 bis 10,000 kamen ums Leben, alles Gepäck, alles Geschütz ging verloren. Als König Franz sah, daß jede Anstrengung vergeblich und nichts mehr zu retten sei, schlug er verwundet und fast vereinzelt den Weg zur Brücke über den Ticino ein. Hier ward ihm aber sein Pferd erschossen, ein Spanier setzte seinen Degen in die Fugen der Rüstung des Gestürzten und drohte ihn zu erstechen, wenn er sich nicht ergebe. So-

bald Franz diese Lebensgefahr bemerkte, rief er: „ich bin der König und ergebe mich dem Kaiser!". Von allen Seiten drängten jetzt die Soldaten herbei, und jeder wollte von ihm eine Beute, ein Andenken besitzen, so daß Helm und Federbusch geplündert, ja vom Kleide ein Stück nach dem andern abgeschnitten ward, bis fast nichts übrig blieb. Hierbei behielt der König Fassung und solche Heiterkeit, daß er selbst mit den Soldaten scherzte. Auch Pescara und dessen Vetter, der Marchese del Guasto, bezeigten dem Könige die höchste Achtung. In diesem Augenblicke sah man Bourbon nahen, den von französischem Blute noch triefenden Degen in der Hand, worüber Franz sich so entsetzte, daß Pescara jenem entgegen ging und ihn bat: er möge den Degen einstecken und sich gemäßigt und milde gegen seinen alten Herrn benehmen. Bourbon versprach es, ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, suchte, obwohl vergebens, dessen Hand zu ergreifen und sprach: „wenn Euer Majestät meinem Rathe in manchen Dingen gefolgt wären, würden Sie sich nicht in der jetzigen Noth befinden, und das Blut des französischen Adels nicht diese Felder düngen!"

Alle zogen mit dem Könige gen Pavia. Unterwegs sprachen ihn die Soldaten vielfach an; er ließ sich ihre Worte übersetzen, belachte das Heitere und gab dem Plumpen eine geschickte Wendung. Einer, seiner Kraft wegen Roland zubenannt, sagte ihm: „ich habe gestern bleierne Kugeln gegossen für das niedere Volk, sechs silberne für die Vornehmen, eine goldne für Euch. Die meisten sind gut angebracht; da Euch aber Gott den Tod auf dem Schlachtfelde nicht bestimmte, so nehmt diese goldne Kugel, acht Ducaten schwer, und verwendet sie zu Eurer Auslösung." Lachend ging der König auf den Antrag ein. — Als man jetzt vor Pavia anlangte, gab er den Wunsch zu erkennen: man möge ihn nicht gefangen in die Stadt bringen, welche er so lange vergebens belagert habe; er ward deshalb in ein benachbartes Kloster und später nach Pizzighetone geführt und von hier auf sein Verlangen nach Madrid. Vierzehn Tage nach der Schlacht von Pavia war kein Franzose mehr in Italien und auch von der gen Neapel geschickten Abtheilung blieben nur Wenige übrig, welche Andreas Doria in Civita-Vecchia abholte.

Karl V. empfing die Nachricht von der Schlacht bei Pavia mit großer Mäßigung, erlaubte keine Freudenfeuer oder Feste, sondern ging zur Kirche, dankte Gott knieend für sein Glück und äußerte: er werde dies benutzen, um Freunde zu belohnen, Feinden zu verzeihen und den Frieden innerhalb der Christenheit herzustellen. Auf keiner Seite (dies befahl er) sollten seine Heere in Frankreich einbrechen.

Nachdem beide Theile größere Forderungen und Weigerungen aufgegeben hatten, kam am 14. Januar 1526 zu Madrid folgender Vertrag zu Stande: Franz tritt nach seiner Freilassung das Herzogthum Burgund ab und stellt dafür seine beiden Söhne als Geiseln. Er entsagt allen Ansprüchen auf Italien und die Niederlande, entschädigt Bourbon und seine Anhänger und läßt alle Kriegsgefangenen frei. Des Kaisers Schwester Eleonore, welche Franz heirathet, bekommt eine

reiche Ausstattung, darf aber keine Ansprüche auf die spanische Monarchie machen. Der König unterstützt den Kaiser mit seiner Flotte bei den Zügen nach Italien und den Kriegen wider die Türken. Er läßt diesen Vertrag durch die Reichsstände bestätigen und verspricht auf Eid und Ehre sich wieder in Spanien als Gefangener zu stellen, wenn diese Bedingungen nicht in der gesetzten Frist erfüllt sind. Von jetzt an behandelten sich Karl und Franz mit größter Freundlichkeit, die Verlobung fand Statt und es folgten Feste mannigfacher Art.

Unterdeß kam der Madrider Vertrag aus Frankreich vollzogen zurück, Karl begleitete den König bis Torrejon und sprach, als sie sich endlich trennen sollten: „Bruder, erinnert ihr Euch dessen, worüber Ihr mit mir einig geworden seid?" — „Sehr wohl," antwortete Franz und sagte den Inhalt des ganzen Vertrages her. Auf des Kaisers erneute Frage: ob er ihn zu halten entschlossen sei? wiederholte er sein Versprechen und fügte hinzu: „wenn ich ihn übertrete, so haltet mich für schlecht und niederträchtig!" Den 21. März 1526 erreichte Franz die spanische Grenze und den Fluß Bidassoa. Auf einem Boote fuhr er hinüber, auf einem zweiten kamen ihm seine Söhne entgegen. Nach kurzen Umarmungen und wenigen Worten der Freude und des Schmerzes trennte sich der Vater von den Kindern, sprang ans Land, bestieg ein türkisches Pferd und rief fortsprengend und den Hut schwenkend: „noch bin ich König!"

Wenige Tage nachher ersuchten ihn die kaiserlichen Gesandten: er möge, laut seines Versprechens, den madrider Vertrag auf französischem Boden nochmals bestätigen. Auf wiederholte Erinnerungen Karl's hieß es: man müsse Parlament und Stände erst auf den Inhalt des Vertrages vorbereiten und für dessen Annahme zu bestimmen suchen. Indeß geschah vielmehr das Gegentheil und die burgundischen Stände erklärten: sie könnten in die Abtretung ihres Landes nicht willigen. Als Karl die ihm nunmehr statt des Herzogthums gebotenen zwei Millionen Kronen nicht annehmen wollte und auf buchstäbliche Erfüllung des madrider Vertrages drang, warf Franz die Maske ganz ab und ließ eine lange Rechtfertigung drucken, daß und warum er jenen Vertrag nicht halten wolle und könne. Er sei nachtheilig für Frankreich und widerspreche seinem Krönungseide, Nichts vom Reiche abzubringen; er sei erzwungen, Niemand aber verpflichtet etwas zu halten, was man ihm in der Gefangenschaft abpresse; ja es sei ein solcher Eid eigentlich niemals geleistet worden. An demselben Tage nämlich, wo Franz den Vertrag vollzog und beschwur, legte er vor seinen eigenen Dienern eine feierliche Erklärung ab, daß er Nichts erfüllen wolle, da Alles erzwungen sei. Die Diener beschwuren die Geheimhaltung und vollzogen dennoch mit dem Könige den Vertrag. Endlich beschloß das Parlament: der König sei weder verpflichtet, den Vertrag zu halten, noch verpflichtet, nach Spanien zurückzukehren; und er hielt sein Verfahren ungeachtet der kaiserlichen Widerlegungen vor seinem Gewissen und der ganzen Welt für gerechtfertigt.

Karl's V. zweiter Krieg gegen Franz I., 1527—1529.

Mittlerweile hatten Unterhandlungen zwischen dem Papste und dem Kaiser zu keinem Schluß geführt, weil jener abwarten wollte, was der befreite Franz sagen und thun werde. Jetzt erhöhte der Eine die Hoffnungen des Andern und es kam am 22. Mai 1526 zwischen Clemens, Franz, Venedig und Sforza ein Bund zu Stande, welchen man den heiligen nannte, weil ein Papst an der Spitze stehe. Auch die Schweizer, Florentiner und Heinrich VIII. traten demselben mehr oder weniger bei. Die Theilnehmenden (so lautet der Inhalt) versprechen sich unter einander Frieden und Schutz. Sforza erhält Mailand und zahlt jährlich wenigstens 50,000 Goldstücke an den König von Frankreich. Der Kaiser läßt Franzens Söhne für billige Lösung frei, hält nie mehr Soldaten in Italien, als dem Papste und den Venetianern gut dünkt und zahlt dem Könige von England, was er ihm schuldig ist. Karl und sein Bruder Ferdinand werden aufgefordert, diesem Bunde beizutreten; willigen sie nicht unbedingt in alle ihnen vorgelegte Bedingungen, so wird ihnen auch Neapel abgenommen und dem Papste übergeben. Als Abgeordnete dem Kaiser die Bedingungen des heiligen Bundes vorlegten, entgegnete er: Franz habe sehr Unrecht, sein Wort und seinen Eid zu brechen. Er werde die Geiseln behalten, Sforza als treulosen Lehnsmann strafen, Neapel (sein Eigenthum) wider Jeden vertheidigen, Mannschaft in Italien halten, wie es ihm nöthig erscheine und den König von England bezahlen mit dem Gelde des Königs von Frankreich.

Noch immer befehligte Herzog Karl von Bourbon in der Lombardei ein aus Deutschen, Spaniern und Italienern bunt zusammengesetztes Heer. Mit größter Schlauheit entwarf er den Plan, dieses Heer gegen Rom zu führen, und mit größter Klugheit führte er ihn aus. Ungünstige Witterung, Mangel und Noth aller Art ertrugen die Soldaten in der Aussicht so großen Lohnes. Am Abend des 5. Mai 1527 langten die Kaiserlichen vor Rom an und Bourbon forderte Aufnahme in die Stadt und freien Durchzug nach Neapel. Der Papst aber glaubte, Bourbon könne mit Gewalt nichts ausrichten, weil er der Eile halber sein Geschütz zurückgelassen habe. Deßungeachtet ordnete dieser Alles zum Sturme und erinnerte die versammelten Soldaten an die Größe der Unternehmung, die ringsum drohenden Gefahren, den Ruhm und Lohn des Sieges und an die Ehre des Kaisers. Kaum wollten sie ihn anhören, so groß war ihr Eifer.

Begünstigt von einem dicken Nebel, zogen Alle am Morgen des 6. Mai zu den Mauern und der Sturm begann. Der Widerstand, insbesondere mancher alten Krieger, war aber hartnäckiger, als man erwartet hatte, und mehrere der Angreifenden wurden zaghaft; da ergriff Bourbon selbst eine Leiter, rief Alle auf, ihm zu folgen und stieg die Mauer hinan. In diesem Augenblicke traf ihn eine Kugel in die Hüfte, er stürzte hinab und starb nach einer Stunde. Die Römer verloren die Fassung, als Einzelne durch ein Mauerfenster eindrangen und ver-

gaßen die Vertheidigung des Ganzen in dem Wahne, sich und ihr Besitzthum vereinzelt retten zu können. Von allen Seiten drangen die Sieger vor und nun erfolgte eine fast beispiellose Plünderung und Verwüstung Roms, dieser ersten Stadt der damaligen Welt. Nichts ward für heilig geachtet, weder Männer noch Frauen, weder Alte noch Junge wurden verschont, und Freunde des Kaisers gleich seinen Feinden geplündert, mißhandelt, umgebracht. Niemand legte dem Hasse, der Habsucht, dem Uebermuth einen Zaum an; erst nach sieben oder, wie Andere wollen, nach vierzehn Tagen, als die Sieger im Uebermaß aller Frevel selbst ermatteten und 5000 oder gar 8000 Menschen umgekommen waren, stellte sich die Ruhe einigermaßen von selbst her. Wäre Bourbon am Leben geblieben, manches Böse hätte er verhindert. Der Papst wollte und konnte noch im Augenblicke der Bestürmung Roms entfliehen, faßte aber auf die Nachricht von Bourbon's Tode neue Hoffnung und blieb in der Engelsburg. Hier ward er belagert, bis Mangel an Lebensmitteln und Furcht, durch Minen in die Luft gesprengt zu werden, ihn zu einem Vertrage zwangen, wonach er jedem Bündnisse wider Karl V. entsagte und nebst den Cardinälen gefangen bleiben sollte, bis er, anderer Bedingungen nicht zu gedenken, 400,000 Ducaten für das Heer zahle.

Als der Kaiser von all diesen ganz unerwarteten Ereignissen Nachricht bekam, zeigte er die größte Theilnahme am Schicksale des Papstes und befahl, ihn frei zu lassen. Als aber dieser Befehl in Rom kund ward, erhoben vor allen die Deutschen (welche zeither am wenigsten von der Beute und dem Gelde bekommen hatten) den lautesten Widerspruch, und zwangen den Papst, für die richtige Zahlung von 350,000 Goldstücken ihnen Geiseln zu stellen.

Mittlerweile war das französische Heer unter Lautrec bereits im Juli 1527 über die Alpen gegangen, nahm (weil das obere Italien seit Bourbon's Abzug von kaiserlicher Mannschaft entblößt war) Genua, Alessandria und andere wichtige Städte ein, eroberte Pavia, und behandelte diese Stadt, aus Zorn über die früher daselbst erlittene Niederlage, auf die wildeste und grausamste Weise. Mit Ausnahme Neapel's und weniger Plätze kam das ganze Reich in die Hände der Franzosen, deren Benehmen indeß fast nothwendig allgemeinen Haß erzeugen mußte. So wurden z. B. allein bei der Einnahme von Melfi an 7 bis 8000 Menschen, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts erschlagen. Lautrec belagerte Neapel, während Andreas Doria es von der Meerseite einschloß. Philipp Doria, ein Neffe jenes großen Mannes, trug einen vollständigen Sieg über Hugo von Moncada, den Vicekönig von Neapel, davon. Moncada wurde in der Schlacht getödtet; doch waren alle diese Siege unnütz. Lautrec verlor zu viel Zeit, die Pest richtete große Verwüstungen unter seinen Truppen an und Franz schickte ihm durchaus kein Geld. Doria, ein Gegenstand der Verleumdungen der Hofleute, die ihm die gehässigsten Absichten zur Last legten, ward von der Undankbarkeit des Königs, der ihm seine Gelder nicht auszahlte, gereizt, ließ Lebensmittel in das ausgehungerte

Neapel bringen, kehrte sodann mit seiner Flotte nach Genua zurück und ermunterte es, das Joch Frankreichs abzuschütteln. Lautrec starb vor Verdruß und hinterließ den Ruhm einer großen aber übel geleiteten und fast immer unglücklichen Tapferkeit. Nur geringe Ueberbleibsel seiner Armee langten in Frankreich wieder an.

Karl und Franz wünschten beide den Frieden; jener fürchtete das Glück der Türken (s. S. 79) und wollte ihren Fortschritten Einhalt thun, dieser war erschöpft. Die Unterhandlungen eröffneten zu Cambrai Margaretha, die Tante des Kaisers, und Louise von Savoyen, die Mutter Franz I.; beide eingeweiht in die Geheimnisse der Staatskunst, beide voll Geschicklichkeit und Gewandtheit, schenkten Europa den Frieden, der für Spanien vortheilhaft und ehrenvoll, aber für Frankreich erniedrigend war. Freilich blieb ihm Burgund, aber Karl behielt sich seine Rechte auf diese Provinz vor. Franz entsagte allen Ansprüchen auf Artois und Flandern und verpflichtete sich, zwei Millionen Thaler als Lösegeld für seine Söhne zu bezahlen. Genua blieb frei; Franz Sforza ward wieder in Mailand eingesetzt. So hatte also die Verletzung des madrider Friedens nur dazu gedient, Spaniens Macht zu erweitern und zu befestigen.

Karl's V. Zug gegen Tunis, 1535.

Seit vielen Jahren war die Küste Spaniens und Süditaliens den Seeräubereien und Anfällen der Mohammedaner ausgesetzt. Die Johanniter, welchen Karl V. 1530 Malta und Gozzo eingeräumt hatte, vermochten nicht, sie abzuhalten; ja die Gefahr erhöhte sich von Tage zu Tage, seitdem Hayradin Barbarossa, der Sohn eines Töpfers in Lesbos, durch Klugheit und Tapferkeit erst Anführer einer bedeutenden Flotte, dann nach Vertreibung Muley Hassan's sogar König von Tunis und ein begünstigter Schützling Sultan Soliman's geworden war. Im nächsten Jahre, so ging das nicht unwahrscheinliche Gerücht, wolle er Neapel angreifen, auch nahmen die Räubereien und Plünderungen schon jetzt kein Ende. Obgleich eine große Zahl Franzosen als Gefangene in Tunis schmachteten und der allgemeine Vortheil der Christenheit hervorgehoben ward, lehnte König Franz allen Antheil an einer Unternehmung wider jenen Raubstaat und zum Besten des Hülfe suchenden Muley ab, denn er sei mit Soliman und Barbarossa in Frieden; ja er gab diesem von den feindlichen Planen des Kaisers Nachricht. Mit 420 größern und kleinern Schiffen segelte Karl den 13. Juni 1535 von Cagliari ab, und landete am 16. in Afrika bei Puerto Farina, dem alten Utica. Ungeachtet zweckmäßiger Anstalten und muthiger Vertheidigung, ward das feste Hafenschloß Goletta erstürmt, Barbarossa selbst in die Flucht geschlagen und fünf Tage darauf Tunis mit Hülfe der christlichen Sclaven erobert. Ueberall zeigte der Kaiser den größten persönlichen Muth und die Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn; wies aber den Vorschlag von Barbarossa's Bäcker, seinen Herrn zu vergiften, mit Verachtung und den Worten zurück: durch die

Waffen, nicht durch Betrug und Verrath, bekämpfe er seine Feinde. — Muley Hassan versprach bei seiner Wiedereinsetzung (denn Stadt und Land selbst zu behalten, erschien dem Kaiser gegen seinen Schützling ungerecht und auch wohl unausführbar), er wolle keinen Seeraub treiben, alle Christen ungestört leben lassen, Gottesdienst und freien Handel bewilligen und jährlich 12,000 Ducaten Zins bezahlen. Als Karl jetzt 10,000 oder, wie andere wollen, gar 22,000 Christensclaven aus schrecklicher Gefangenschaft befreite, ja sie außerdem kleidete und versorgte, erhoben sie seinen Ruhm in allen Landen und verkündeten: er wage Gut, Leib und Leben in gerechtem Kriege, während alle andern Könige und Fürsten nur ihrer kleinen Streitigkeiten und des nächsten Vortheils gedächten!

Dritter Krieg Karl's V. mit Franz I., 1536—1538.

Niemand war über diesen Ruhm unmuthiger wie Franz, und als Karl höflichst die französischen Gefangenen dem französischen Gesandten übergab, reizte dies den König nur zu Zorn und Neid, ohne Dankbarkeit zu erwecken. Er verband sich mit Heinrich VIII., der über die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien mit Papst und Kaiser zerfiel, reizte die Protestanten überall gegen den Kaiser und schloß endlich um die Zeit, wo Karl den Zug gegen Tunis unternahm, nach langen geheimen Verbindungen ein öffentliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Türken.

Am 24. October 1535 starb Sforza kinderlos und setzte den Kaiser zum Erben ein; was für diesen als eine neue Bestätigung seiner Rechte gelten konnte, wenn er anders einer solchen bedurft hätte. Franz dagegen meinte: seine Ansprüche an Mailand lebten durch jenen Todesfall wieder auf, weil er ihnen nur zum Besten Sforza's entsagt habe. Daß diese letzte Behauptung dem Buchstaben und Sinn der Friedensschlüsse von Madrid und Cambrai widersprach, und Sforza nur durch die Gnade Karl's wieder in den Besitz des verlornen Herzogthums gekommen war, kümmerte Franzen wenig.

Der Kaiser kam am 5. April 1536 in Rom an und ward seiner Milde und Herablassung halber mit der größten Begeisterung aufgenommen; er hatte die, durch Franzens Schuld verlängerte Zeit der Unterhandlung mit großer Thätigkeit benutzt und stand ihm nicht mehr, wie vor fünf Monaten, ungerüstet gegenüber. Karl hatte in Norditalien 50,000 oder (wie Andere sagen) gar 60,000 Mann und 100 Kanonen beisammen. Leicht verjagte er, zum Theil weil der Marchese von Saluzzo zu ihm übertrat, die Franzosen aus Savoyen und erreichte die Grenze ihres Reichs. Bei ernster Prüfung der Frage, welche Maßregeln jetzt zu ergreifen wären, erklärte der eine Hauptfeldherr des Kaisers, Marchese del Guasto: ein Einfall in Frankreich habe die größten Schwierigkeiten und werde selbst im glücklichsten Falle keinen dauernden Vortheil herbeiführen; man solle vielmehr Turin und Piemont einnehmen, und den Franzosen alle Eingänge nach Italien versperren;

Antonio von Leyva hingegen behauptete: man solle die Raubthiere in ihren Höhlen aufsuchen und ihm sei geweissagt, in Frankreich zu sterben und in S. Denis begraben zu werden. Innerhalb seines eigenen Landes müsse Franz den Krieg auf eigene Unkosten führen. Obgleich Karl dieser Ansicht geneigt war, schien es ihm doch gerathen, die Stimmung des Herres zu erforschen, weßhalb er demselben in einer Rede die Lage der Dinge auseinander setzte und zuletzt sagte: „wer für den Einmarsch in Frankreich ist, erhebe Kriegsgeschrei." Da zeigte sich der größte, allgemeinste Beifall. Am 25. Juli 1536, dem Tage des spanischen Schutzheiligen S. Jakob, dem Jahrestage der Eroberung von Tunis, betrat das Heer den französischen Boden, welches Zusammentreffen bedeutsamer Umstände Karl benutzte, um Alle nochmals durch eine zweckmäßige Anrede zu befeuern. Viele Franzosen wollten kühn eine Schlacht wagen und die Feinde vertreiben, oder das Leben verlieren; allein frühere Erfahrungen und die Zahl der Gegner schreckte so ab, daß die Ansicht des Connetable Montmorency die Oberhand behielt. Man solle (dies verlangte der ernste, strenge Mann) das Land verwüsten, Lebensmittel hinwegbringen oder vernichten, die Einwohner entfernen und alle Mannschaft in befestigten Lagern versammeln, welche der Feind weder erobern noch umgehen könne. Glücklicherweise hatten die Franzosen noch Zeit genug, diesen Plan in einem solchen Umfange vollführen zu können, daß das kaiserliche Heer schon auf dem Hinzuge nach Marseille in manche Verlegenheit kam. Das menschenleere, verwüstete Land bot keine Hülfsquellen; Feigen und Weintrauben, die man beim Mangel anderer Lebensmittel aß, erzeugten, gleichwie die Hitze des Sommers, böse Krankheiten, bis Karl durch Noth aller Art gezwungen wurde, am 10. September die Belagerung Marseilles, mit Zurücklassung vieler Waffen und Gepäcks, aufzuheben. Fünf Tage nachher starb Antonio de Leyva, zum Theil aus Kummer, daß sein Rath so schlechten Erfolg gehabt hatte. Ueberall am Wege lagen Kranke, Todte, Gepäck, Waffen, Pferde in grausiger Mischung; 30,000 Menschen verloren durch den erfolglosen Feldzug ihr Leben, und wenn Montmorency jetzt so kühn vorgedrungen wäre, als er vorher verständig gezögert hätte, Wenige dürften von dem ganzen Heere Karl's entkommen sein, der schwer erkrankt Genua erreichte und Ende November nach Spanien segelte.

Der Feldzug des Jahres 1537 entschied Nichts. Theils deßhalb, theils noch aus andern Gründen wurden beide Theile dem Frieden geneigt; der Kaiser nämlich, weil Soliman einen Einfall in das Neapolitanische that und bei Essek in Ungarn siegte; der König, weil sein Bündniß mit den Ungläubigen die lautesten Vorwürfe erweckte und sich ihm, ungeachtet alles Glücks, keine Aussicht eröffnete, die alten Eroberungsplane durchführen zu können. Der 75jährige Papst Paul III. begab sich selbst nach Nizza, um durch persönliche Vermittelung einen völligen Frieden zu Stande zu bringen. Er konnte aber die ebenfalls angelangten Monarchen nicht vermögen, sich zu sehen oder zu sprechen,

und mußte sich begnügen, daß zwischen ihnen am 18. Juni 1538 ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen ward. Vermöge desselben behielt jeder, was er besaß.

Auf der Rückfahrt nach Spanien im Juli 1538 trieb Sturm oder Vorsatz den Kaiser an die französische Küste. Nach so langer Feindschaft, Herausforderungen, beschimpfenden Vorwürfen, kam er unerwartet mit Franz zusammen und beide suchten sich in wechselseitigem Vertrauen und in Höflichkeiten zu übertreffen. Man sah darin eine neue, erfreuliche Bürgschaft fernerer Waffenruhe.

Karl's V. Zug gegen Algier, 1541.

Spanien und Italien bedurften schleunigen und mächtigen Schutzes gegen die furchtbaren Plünderungen und Verwüstungen, welche Hassan Aga, von Algier aus, an allen Küsten verübte. Andreas Doria und der Statthalter Mailands, Marchese del Guasto, stellten zwar vor: die Gefahren von Frankreich und den Türken her wären größer und dringender, und für einen Feldzug gegen Algier die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Karl beharrte jedoch bei seinem Plane; denn er hielt es für beschimpfend, Mißhandlungen seiner Unterthanen länger zu dulden, auch werde die türkische Macht durch den Angriff Algiers ebenfalls geschwächt, und König Franz sei außer Stande, vor Beendigung des Unternehmens mit Nachdruck Krieg zu erheben. So ward jeder erhobene Widerspruch beseitigt; auch erschien ja die Absicht, alle nichtswürdigen Raubstaaten an der Nordküste Afrika's zu zerstören, so preiswürdig, die Erinnerung an den Erfolg vor Tunis so ermunternd, und die getroffene Vorbereitung in jeder Hinsicht umfassend, zweckmäßig und genügend.

Am 20. October landete Karl's treffliche Flotte vor Algier und ein muthiges Heer von 22,000 Mann ward ohne Widerstand ausgeschifft. Aber schon zwei Tage nachher begannen so furchtbare Regengüsse, daß alle Zelte fortgerissen, Schießgewehre und Pulver unbrauchbar wurden und Niemand in dem entstehenden Moraste zu bleiben wußte. Noch vertraute man der Flotte, auf welcher sich die reichlich mitgebrachten Lebensmittel befanden, als ein beispiellos heftiger Orkan die Schiffe ergriff, von den Ankern losriß, auf dem Meere zerstreute und versenkte, oder an dem felsigen Ufer zertrümmerte. Diese furchtbare Zeit benutzten die Algierer und griffen das erschreckte, ermattete, von Hunger gequälte Heer an. Mit bewunderswerther Fassung, Thätigkeit und Klugheit ordnete der Kaiser Alles an, was die Umstände verlangten oder erlaubten. Willig theilte er jede Noth und Anstrengung, bis Jeder sich schämte, hinter ihm zurückzubleiben. Endlich sammelten sich die geretteten Schiffe und Karl befahl (den Eigenthümern unwillkommen) die Pferde zu ersäufen, um desto mehr Menschen fortzubringen. Kaum aber war dieses Geschäft gutentheils beendet, so erhob sich plötzlich ein zweiter Sturm, trieb die Schiffe nochmals gewaltsam aus ein-

ander und zerstörte nicht wenige. Die ängstliche Sorge, wie man die Mannschaft endlich aus Afrika hinwegbringen solle, ward auf sehr bittere Weise beseitigt, denn ansteckende Krankheiten brachen aus und rafften sehr Viele dahin. Der letzte, welcher sich einschiffte, war der Kaiser selbst; nach manchen, auf der Rückfahrt ausgestandenen neuen Fährlichkeiten erreichte er Spanien Ende November 1541.

Eben so traurig stellten sich die Angelegenheiten der Christen zu Soliman II. Die Venetianer mußten ihm alle Inseln des Archipelagus und alle Städte des Peloponnes abtreten, und nach dem Tode Johann Zapolya's (21. Juli 1540) suchte und fand dessen Wittwe, unbekümmert um frühere Verträge mit Ferdinand, Hülfe für ihren neugebornen Sohn bei dem Sultan. Allein nach kurzem Scheine großmüthiger Unterstützung nahmen die Türken das ganze Land für sich in Beschlag, trieben Ferdinand's Mannschaft von Ofen zurück, drangen bis nach Oesterreich vor und wollten vom Frieden nur hören, wenn der König ganz Ungarn abtrete und für Oesterreich Zins zahle.

Vierter Krieg Karl's V. gegen Franz I., 1542—1544.

Durch diese doppelten großen Unfälle vor Algier und in Ungarn hielt König Franz des Kaisers Macht für so geschwächt, daß er mit unzweifelhaftem Erfolge einen neuen Krieg beginnen könne. Er verband sich überdies mit Dänemark, Schweden und dem Herzoge von Cleve. Alle alten, so oft beseitigten Forderungen und Ansprüche wurden französischer Seits noch einmal hervorgesucht und außerdem ein einzelnes Ereigniß, mit lauten Klagen, als genügende und gerechte Veranlassung zum Kriege geltend gemacht: nämlich die Ermordung der französischen Gesandten Rincon und Fregoso! Hiermit verhielt es sich aber auf folgende Weise. Rincon war ein Spanier und entweder rechtswidrig zu den Franzosen übergegangen oder vielleicht wegen der frühern in seiner Vaterstadt vorgefallenen Unruhen geächtet; Fregoso hatte als ein Gegner Doria's und der kaiserlichen Partei Genua verlassen müssen. Beide schickte König Franz nach Venedig und Constantinopel, um wider den Kaiser Verbindungen anzuknüpfen oder zu verstärken. Verkleidet, ohne Pässe und ohne amtlichen Charakter, schifften jene heimlich auf kleinen Booten den Po hinab, um das venetianische Gebiet zu erreichen. Der hiervon benachrichtigte Statthalter Mailands, Marchese del Guasto, gab deßhalb Befehl, sie aufgreifen zu lassen; als sie aber hierbei Widerstand leisteten, kam es zu einem ernsten Gefechte und beide wurden erschlagen. Diese Begebenheit stellte nun Franz als einen vorsätzlichen, alles bürgerliche und Völkerrecht mit Füßen tretenden Mord dar, beschuldigte öffentlich den Marchese aufs heftigste und suchte den Schatten des Verbrechens auch mittelbar über den Kaiser zu verbreiten.

Er wagte das bis dahin Unerhörte: Barbarossa ward mit 80—100 Schiffen als Freund in Marseille und Nizza aufgenommen; mit einem französischen Gesandten am Bord plünderte er die italienischen Küsten und machte an 5000 christliche Gefangene. Nur mit Mühe gelang es

der spanisch-neapolitanischen Flotte, Barbarossa den größten Theil seiner Beute wieder abzunehmen, während die Franzosen, nach dessen Entfernung, selbst Nizza plünderten und verwüsteten. Franz machte nicht das Herzogthum Mailand, welches so lange das Ziel seiner Wünsche und Unternehmungen gewesen war, zum Hauptschauplatze des Krieges, sondern die Niederlande; doch beschränkte sich der ganze Erfolg des Jahres 1542 auf die Besitznahme eines Theiles des Herzogthums Luxemburg und auf die Eroberung mehrerer Grenzfestungen. Die zum Kriege aufgebotenen Mittel waren bald erschöpft, während der Kaiser vom Könige Heinrich VIII. von England 10,000 Mann zur Hülfe erhielt. Mit einem aus allen von ihm beherrschten Nationen zusammengesetzten Heere von 44,000 Mann zog Karl zunächst in die Länder des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve, der allein von den deutschen Protestanten sich in ein Bündniß mit Franz eingelassen hatte, um mit dessen Hülfe alte, längst vom Reiche verworfene Ansprüche seines Hauses auf Geldern zu behaupten. Dieser war der Macht des Kaisers nicht gewachsen und zog sich bei dessen Annäherung zurück, die Kaiserlichen berannten Düren an der Roer. So tapfer sich auch die Stadt vertheidigte, so wurde sie doch mit Sturm erobert, alle Einwohner niedergehauen und der Ort selbst in einen Aschenhaufen verwandelt. Dieses abschreckende Beispiel bewog alle andere Städte des Herzogthums Jülich, sich dem Kaiser zu unterwerfen, ehe ein abgesandtes Corps Franzosen ihnen zu Hülfe kommen konnte, der Herzog mußte dem französischen Bündnisse entsagen und auf Geldern verzichten. Während sein Bundesgenosse Heinrich VIII. bei Calais landete und Boulogne umlagerte, drang der Kaiser selbst bis in die Champagne vor und erreichte, aller Gegenbemühungen der Franzosen ungeachtet, im September Epernay und Chateau Thierry. Nur noch zwei Tagereisen, sprachen die Kriegslustigen, und wir sind in Paris und im Stande, dem Könige Franz Gesetze vorzuschreiben, ja sein Reich zu theilen. Der Kaiser ließ sich indeß von seinem Glücke keineswegs berauschen, sondern überlegte, daß ohne Schlacht Paris nicht zu erreichen, die üble Jahreszeit vor der Thüre und Geldmangel eingebrochen sei; daß ferner so viele andere Gegenstände seiner Thätigkeit, und alle Länder des Friedens bedurften. Ebenso siegte auch in Frankreich die Königin Eleonore und der Herzog von Orleans über den Dauphin und seine kriegslustige, dem Volke verhaßte Partei. Am 18. September 1544 kam deßhalb der Friede zu Crespy unter folgenden Bedingungen zu Stande: jeder Theil gibt zurück, was er seit dem Waffenstillstande von Nizza erobert hat. Der König von Frankreich stellt ein Hülfsheer gegen die Türken und entsagt allen Ansprüchen auf Mailand, Neapel, Flandern, Artois und Geldern. So mißglückten des Königs Vergrößerungsplane zum vierten Male vollständig und Frankreich war in dieselbe Lage zurück versetzt, in welcher es sich beim Tode Ludwig's XII. befunden hatte.

---

16. Kriege mit den Türken.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unmittelbar nachdem Franz I. von Frankreich bei Pavia in die Gefangenschaft Karl's V. gerathen war, wandte sich, wie es scheint, nicht er selbst, sondern seine Mutter Louise, wohl nicht ohne seine Mitwissenschaft, an Sultan Soliman, um ihm mit seiner Hülfe die Freiheit zu verschaffen. Allein der Gesandte mit diesem Schreiben wurde schon unterwegs, auf Anstiften des Sandschaks von Bosnien und vielleicht Ferdinand's I. (Bruder Karl's V.), sammt seinen 12 Begleitern ermordet und aller der kostbaren Geschenke beraubt, die er dem Sultan überbringen sollte. Eine zweite Gesandtschaft (des Grafen Johann Frangipani), die von dem Könige selbst während seiner Gefangenschaft in Madrid betrieben wurde, erreichte zwar Constantinopel, erhielt aber nur allgemeine Zusagen und Beileidsbezeugungen, und so viel steht fest, daß Soliman auch ohne besondere Aufreizung von Franz I. seine Waffen damals wieder gegen Ungarn gerichtet haben würde, denn schon Anfangs 1524 (also ein Jahr vor der Schlacht bei Pavia) hatte er dem Könige Ludwig von Ungarn angekündigt, er werde selbst kommen, um sich seiner Hauptstadt Ofen zu bemächtigen und seine Herrschaft dann über Deutschland und ganz Europa ausdehnen.

König Ludwig hatte zwar diese Drohung in würdiger Weise beantwortet, aber als sie zur Wahrheit werden sollte, sah er sich auf seine eigenen Kräfte hingewiesen; nicht einmal aus Deutschland von seinem Schwager Ferdinand I., dessen österreichische Länder doch am meisten mitbedroht waren, konnte er eine wirksame Unterstützung erlangen, denn die Reformationsbewegung hatte die Geister der Sache des Türkenkrieges entfremdet, so viel auch auf allen Reichstagen und in den Reichsabschieden von „Türkennoth" und „Türkenhülfe" die Rede war. So hatte Ludwig dem gewaltigen Feinde, dessen Stärke, freilich übertrieben, auf 300,000 Mann mit 300 Kanonen geschätzt wurde, kaum 25,000 Mann und 80 Feldgeschütze entgegen zu stellen. Bei Mohacs sollte am 29. August 1526 eine der merkwürdigsten Schlachten der neueren Kriegsgeschichte das Schicksal Ungarns entscheiden. Die ersten Angriffe der Ungarn waren glücklich, die Reiterei durchbrach das erste Treffen der Osmanen, wurde aber, als sie sich ohne Nachhalt zu weit vorwagte, von dem mörderischen Feuer der osmanischen Geschütze geworfen, Alles suchte in aufgelös'ter Flucht Heil und Rettung, aber die Meisten fanden auf der Stelle ihren Tod; den entseelten Körper des Königs Ludwig, der im begeisterten Siegesmuthe schon fast bis zum Pfortenzelte Soliman's vorgedrungen war, fand man später mit Wunden bedeckt in einem Sumpfe. Er hatte erst das 20. Jahr erreicht. Mit ihm erlag an diesem Tage die Blüte des ungarischen Adels und eine Menge Prälaten, welche das Kreuz mit dem Schwerte vertauscht hatten.

Nachdem Ofen, wohl gegen den Willen des Sultans, in Asche gelegt worden, trat dieser den Rückzug an, wozu ihn theils der aufgelös'te Zustand seines Heeres, theils die Schwierigkeit, dasselbe während des Winters in dem fremden, wenig bietenden Lande zu erhalten, bestimmten. Auf diesem Rückwege wurde das ganze Land von Pesth bis Peterwardein von den in Raub- und Mordlust verwilderten Schaaren mit Feuer und Schwert in eine Wüste verwandelt, Ungarn soll in diesen wenigen Monaten an 200,000 Menschen verloren haben, die theils kämpfend ihren Untergang gefunden hatten, theils als Sclaven weggeschleppt oder gewaltsam hingemordet wurden.

Im Uebrigen war es, wie Soliman selbst eingestanden haben soll, als er zu Ofen vor des unglücklichen Königs Ludwig Bilde dessen trauriges Geschick beklagte, gar nicht seine Absicht, Ungarn für jetzt dem osmanischen Reiche einzuverleiben. Weder in Ofen noch in einem andern der von ihm eroberten Orte blieben osmanische Besatzungen zurück. Auch soll er damals schon den Magnaten, welche sich zu Pesth vor seinem Throne beugten, die Zusicherung ertheilt haben, daß er Johann Zapolya, den Woiwoden von Siebenbürgen, fortan als ihren König anerkennen und ihm als solchem seinen mächtigen Schutz angedeihen lassen werde. Noch ehe der Sultan seine Hauptstadt wieder erreicht hatte, war Zapolya von seiner mächtigen Partei zum Könige erwählt und als solcher gekrönt worden, während auf der andern Seite König Ferdinand seine vorzüglich von seiner Schwester Maria, des Königs Ludwig Wittwe, unterstützten Ansprüche auf die Krone Ungarns selbst mit Gewalt der Waffen durchzusetzen entschlossen war. Dieser zog mit Heeresmacht in Ungarn ein, vertrieb Zapolya aus Ofen und nöthigte ihn, nachdem er ihn bei Tokay geschlagen, sich nach Siebenbürgen zurückzuziehen. Voll Verzweiflung und schon fast von allen Seiten verlassen, glaubte nun Zapolya sich nur noch dadurch retten zu können, daß er sich dem mächtigen Sultan der Osmanen in die Arme werfe und von ihm Schutz und Hülfe verlange. Während Ferdinand zu Stuhlweißenburg (5. Nov. 1526) die ungarische Königskrone empfing, begab sich Laszky, ein polnischer Edelmann, der schon als Gesandter des Königs Sigismund von Polen die einflußreichen Persönlichkeiten am Hofe Soliman's kennen gelernt hatte, nach Constantinopel und erhielt für Zapolya, der sich König Johann nannte, die Zusage des osmanischen Schutzes gegen Ferdinand, dessen zwei Gesandtschaften an die Pforte ohne Erfolg blieben.

Soliman erschien im Sommer 1529 mit angeblich 250,000 Mann und 300 Geschützen abermals auf der blutgetränkten Ebene von Mohacs und fand erst ernstlichen Widerstand unter den Mauern Ofens. Doch bald capitulirte die schwache Besatzung und fiel größtentheils der Mordlust der Janitscharen zum Opfer. Nachdem hier Zapolya feierlich auf den Thron Ungarns eingesetzt worden, ging der Heereszug ohne Aufenthalt weiter gegen Wien.

Das christliche Europa war in gleicher Weise bedroht, wie damals,

als die Araber bis in die Mitte Frankreichs vorgedrungen, oder damals, als die mongolische Weltmacht, nachdem sie den Nordosten und Südosten von Europa überflutet, zugleich an der Donau und an der Oder das christliche Germanien angriff. König Ferdinand, der seine Residenz nach Linz verlegte, wurde nicht müde, seinen Bruder, Kaiser Karl, welcher um diese Zeit in Genua eingetroffen war, mit Briefen zu bestürmen, daß er ihm so schnell als möglich Hülfe schicken möge. Blieb auch, aller Bitten ungeachtet, die Hülfe von dieser Seite aus, so erhielt doch Ferdinand aus den Erbländern Böhmen und Mähren etwa 60,000 Mann. Wien selbst hatte 22,000 Mann Besatzung. Dieser ließ Soliman ankündigen, wenn sie ihm die Stadt übergebe, so wolle er weder selbst hineinkommen, noch sein Volk hinein lassen, sondern weiter vorrücken, wo nicht, so wisse er doch, daß er am dritten Tage sein Mittagsmahl in Wien halten werde; dann werde er furchtbare Rache nehmen. Die Antwort der Besatzung soll gelautet haben: er möge nur zum Mahle kommen, man werde ihm mit Karthaunen und Hellebarden anrichten. So begann er denn die Belagerung, deren Hauptkunst damals in dem Untergraben der Mauern und dem Anlegen von Minen bestand. Die Wiener aber verstanden sich auch auf unterirdische Arbeiten und es begann gleichsam ein Krieg unter der Erde. Die Minen der Feinde wurden aufgespürt und zerstört. Zwar gelang es den Türken, einen nicht unbedeutenden Theil der Mauer zwischen der Burg und dem Kärthner Thor zu sprengen, aber ein dreimaliger Sturm wurde mit bedeutenden Verlusten abgeschlagen (9., 11. und 12. Octbr.). Ein vierter und letzter (14. Octbr.) war kaum mehr ernstlich gemeint, die Janitscharen mußten, ungeachtet des hohen Sturmsoldes (20 Ducaten für den Mann) fast mit Gewalt gegen die Breschen getrieben werden. Ein glücklicher Ausfall der Belagerten und die Gerüchte von einem nahen Entsatz beschleunigten den Aufbruch zum Rückzuge. Es war das erste Mal, daß dem siegreichen Sultan ein Unternehmen so ganz gescheitert war, aber es entging ihm nicht, in welche gefährliche Lage er kommen könne, wenn er mitten im feindlichen Lande, ohne feste Plätze, in der schlechten Jahreszeit, von einem Feinde angegriffen würde, dessen Tapferkeit er so eben kennen gelernt hatte. Auf dem äußerst beschwerlichen und verderblichen Rückzuge wurde das Gepränge der Belehnung Zapolya's mit der ungarischen Königskrone nochmals wiederholt. Die darauf folgenden Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg, weil Ferdinand auf Ungarn nicht ganz verzichten und der Sultan keine Theilung „dieses seines Königreiches" zugeben wollte.

Die letzte Friedensbotschaft, welche im Namen Ferdinand's anbot, dem Nebenbuhler Zapolya für dessen Lebenszeit Ungarn zu lassen, wenn es nur nach dem Tode desselben an ihn zurückfallen sollte, mußte dem Heere (ebenfalls von 250,000 Mann) folgen, mit welchem Soliman 1532 abermals nach Ungarn aufbrach *). Die gewaltige Macht, wo-

*) Die Beschreibung dieses Auszuges lautet bei einem Venetianischen Chronisten

mit er den „König von Spanien“ im Herzen Deutschlands aufsuchen wollte, sollte sich dieses Mal nicht an den Bollwerken Wiens, wo man ihn zum zweiten Mal erwartete, sondern an den Mauern der kleinen Stadt und Feste Günz brechen. In Wien war man schon auf Alles gefaßt; 12–15,000 Mann Kerntruppen bildeten die Besatzung; in seiner Nähe, auf dem Tulmerfelde, hatte sich das Reichsheer gesammelt, dieses Mal eine stattliche Schaar, welche durch die Hülfstruppen, die der Kaiser noch in aller Eile aus Italien, Spanien und den Niederlanden herbeigezogen hatte, an die 80,000 Mann wohlgerüstet in Reih und Glied gehabt haben soll. Es scheint, daß es der Sultan mit dieser Macht doch nicht sogleich aufnehmen wollte. Er wandte sich, anstatt über Ofen direct auf Wien loszugehen, dieses Mal mit seiner Hauptmacht weiter westlich und fand da hinter den Mauern von Günz einen ebenbürtigen Gegner. Dieser war Niklas Jurischitsch, welcher ihm schon als Unterhändler des Königs gegenüber gestanden hatte. Alle Stürme wurden von der schwachen Besatzung, kaum 700 Mann, nur schlecht bewaffnet und im Kriegshandwerk nicht geübt, unterstützt von den 2000 waffenfähigen Einwohnern glücklich abgeschlagen, alle Aufforderungen zur Uebergabe stolz zurückgewiesen. Der letzte Sturm, es war der zwölfte, wurde am 28. August von den Janitscharen unternommen, bald waren die Vertheidiger in einen letzten Verhau zurückgedrängt, schon weheten die türkischen Banner an acht Stellen auf der Mauer, da stießen die wehrlosen Flüchtlinge, Weiber, Greise und Kinder ein durchdringendes Geschrei der Verzweiflung aus, vermischt mit der Anrufung Gottes. Die siegreichen Osmanen erschraken und wichen zurück. „Der allmächtige Gott“, ruft Jurischitsch aus, „hat

---

also: 120 Stücke Geschütz eröffneten ihn; dann folgten 8000 Janitscharen, denen man das Vergnügen ansah, das es ihnen machte, gegen die Deutschen geführt zu werden; hinter denen trugen Schaaren von Kameelen ein unermeßliches Gepäck. Hierauf kamen die Sipahi der Pforte, 2000 Pferde stark; ihnen war die heilige Fahne anvertraut, der Adler des Propheten, die schon bei der Eroberung von Rhodus geweht, mit Edelsteinen und Perlen auf das reichste geschmückt. An diese schlossen sich die jungen Knaben an, die eben als ein Tribut der unterworfenen christlichen Bevölkerung ausgehoben worden, und an der Pforte ihre Erziehung bekamen; in Goldstoff gekleidet, mit langen Locken wie die Frauen, rothe Hüte mit weißen Federbüschen auf dem Kopf, alle mit gleichen, auf die Weise von Damascus künstlich gearbeiteten Lanzen. Hinter denen ward die Krone des Sultans getragen, die vor Kurzem ein Sanuto von S. Canzian zu Venedig für 120,000 Ducaten nach Constantinopel gebracht hatte. Dann erblickte man das unmittelbare Hofgesinde des Sultans, 1000 Männer, die schönsten Leute, die man hatte finden können, von gigantischer Gestalt; die Einen hatten Jagdhunde an Leitriemen, die Andern führten Falken zur Vogelbeize; alle waren mit Bogen bewaffnet. In deren Mitte nun ritt Soliman in goldverbrämtem, carmosinem Gewand, mit schneeweißem, edelsteinbesetztem Turban; Dolch und Schwert an seiner Seite, auf kastanienbraunem Roß. Dem Sultan folgten die vier Wesire, unter denen man Ibrahim, der sich obersten Rathgeber des Sultans nannte, Befehlshaber des ganzen Reichs desselben und aller seiner Sclaven und Barone; und diesen dann die übrigen Herren des Hofes mit ihren Dienern.

uns sichtbarlich gerettet.“ Der Sultan überließ Stadt und Schloß dem tapfern Gegner, der sich keine Stunde länger hätte halten können — ein Ereigniß, welches an die delphischen Götter mahnen könnte, die sich dem Einbruch der Gallier in Griechenland entgegenstellten oder an die Erscheinung, die dem Drusus mitten in Deutschland zurief: „bis hierher und nicht weiter!“ *)

Soliman, der in der Hoffnung ausgezogen war, daß die Entzweiungen unter den Christen, besonders den Deutschen, dem Kaiser jeden großartigen Widerstand unmöglich machen würde, sah sich nun einem trefflichen Heere von 80,000 Mann gegenüber, wie man es seit Jahrhunderten in der Christenheit nicht gesehen hatte, welches die Elemente vereinigte, die in Italien den Sieg entschieden hatten: deutsche Kraft und Ordnung, italienische Beweglichkeit und die beharrliche Verschlagenheit der Spanier. **) Daher trat er nach einem Raubzuge seiner leichten Truppen durch Oesterreich und nach einem selbst geleiteten, aber vergeblichen Angriffe auf Graz den Rückzug an, überall die Spuren barbarischer Verwüstung hinterlassend.

Andererseits aber sah sich auch der Kaiser und sein Bruder außer Stande, einen entscheidenden Schlag auszuführen und wenigstens Ungarn wieder zu gewinnen. Dies beruhte auf der ungünstigen Stimmung des Heeres; nicht allein die Italiener, sondern auch die deutschen Reichstruppen glaubten, mit der Vertreibung der Türken sei ihre Aufgabe erledigt und die Kriegshauptleute zogen ihre Instructionen hervor, in denen von einer Eroberung Ungarns für Ferdinand nicht die Rede war.

Eben so wenig war auf dem Wege der Unterhandlungen zu gewinnen, die immer wieder erneuert wurden, obgleich eine mehrjährige Erfahrung deren Nichtigkeit schon zur Genüge dargethan hatte. Neue Hoffnungen schöpfte Ferdinand, als Zapolya 1540 starb. Aber sofort erhob sich eine starke Partei für dessen erst wenige Tage alten Sohn Johann Sigmund und die verwittwete Königin und erhielt vom Sultan die Bestätigung des verwaisten Königssohnes als Nachfolgers seines Vaters auf dem ungarischen Throne.

Im Sommer 1541 sandte Soliman eine förmliche Kriegserklärung an Ferdinand, der ein Heer bei Ofen gesammelt hatte, und verließ Constantinopel, um seine siegreichen Waffen abermals bis an die äußersten Grenzen Ungarns zu tragen. Am 2. Sept. hielt er seinen Einzug in Ofen und wandelte die Hauptkirche der blutlos eroberten Stadt durch das feierliche Freitagsgebet in eine Moschee um. Eine osmanische Besatzung und osmanische Verwaltung sicherte hier die Herrschaft des Sultans. Während neuer Unterhandlungen sammelte Ferdinand ein Heer von 60,000 Mann deutscher Reichstruppen, Italiener und Ungarn, unter Anführung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Dieses belagerte 7 Tage Pesth, als es aber zum Sturm kommen sollte, ver-

*) Nach L. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III. S. 430.
**) Siehe daselbst S. 431 f.

langten die meuterischen Truppen vorerst Zahlung und da man diese nicht leisten konnte, liefen sie aus einander. Dies war die einzige klägliche That des Feldzuges vom J. 1542, welcher zum Glück auch von den Osmanen lau betrieben wurde.

Desto derbere Schläge erfolgten im J. 1543, wo Soliman selbst wieder mit unerhörter Macht und Pracht im Felde erschien. Der Hauptschlag war gegen Gran gerichtet. Die nur 1500 Mann starke Besatzung hatte wenigstens den Muth, die Aufforderung zu unbedingter Uebergabe zurückzuweisen, und leistete einige Tage tapfern Widerstand. Als aber, ein verhängnißvolles Wahrzeichen, das goldene Kreuz auf der Kathedrale durch eine feindliche Kanonenkugel herabgeschleudert wurde, da sank auch die Kraft und der Muth der Belagerten. Die Besatzung capitulirte auf freien Abzug, aber dem abziehenden Anführer der Spanier nahm man die Pferde höhnend: „wer zu Schiffe wegfährt, braucht keine Pferde." Man mochte durch Verrath wissen, daß die Sättel mit Gold gefüllt waren. Stuhlweißenburg büßte 10 Tage später den heldenmüthigen Widerstand einiger Tage mit Niedermetzelung fast seiner ganzen Bevölkerung. Der Sultan begnügte sich damit, das starkbefestigte Gran zur äußersten Vorhut osmanischer Herrschaft gegen den Westen hin gemacht zu haben. Die 40,000 Mann, welche Ferdinand unterdessen bei Preßburg zusammengezogen hatte, scheinen ihn doch einigermaßen abgeschreckt zu haben, und da er Winterfeldzüge nach dieser Richtung hin überhaupt nicht liebte, so entließ er das Heer bei Belgrad in die Winterquartiere und kehrte nach Constantinopel zurück. Das plötzlich eintretende schlechte Wetter und vielleicht mehr noch die Widerspänstigkeit der Truppen verhinderten auch jede Unternehmung Ferdinand's und im nächsten Jahre wurde durch den Statthalter von Ofen ein Waffenstillstand vermittelt. Neue Unterhandlungen führten erst 1547 zu einem Frieden, oder vielmehr einem neuen Waffenstillstande auf 5 Jahre, demzufolge Ferdinand nur gegen einen jährlichen Tribut (von 30,000 Ducaten) den ruhigen Besitz des kleinen Theiles von Ungarn, den er noch gerettet hatte, sich sicherte. So endete dieser dritte, siebenjährige Türkenkrieg.

---

17. Die Reichstage zu Speyer und Augsburg und der Religionsfriede zu Nürnberg.

(Nach Heinrich Rückert, deutsche Geschichte.)

Wiewohl sich Luther in seinen Schriften sehr nachdrücklich gegen die türkischen Gräuel ausgelassen hatte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade die damalige Furchtbarkeit der Türken den Fürsten, die der neuen Lehre huldigten, sehr zu Statten kam und ohne diesen Umstand

die Lage der neuen Religionspartei ungleich mißlicher gewesen sein würde als es auf dem Reichstage zu Speyer im Frühjahre 1529 der Fall war.*)

Bei der stets wachsenden Türkengefahr sahen der Kaiser und sein Bruder Ferdinand keine andere Rettung als einmüthige, tüchtige und dauernde Hülfe von Seite des ganzen Reichs. Aber es war sicher, daß die evangelischen Stände sich nicht dazu verstehen würden, wenn man sie zur unbedingten Vollziehung des wormser Edictes nöthigen wollte, wie es die katholische Partei und der Papst laut forderten und Karl selbst fest entschlossen gewesen war. Unter solchen Umständen begann im Februar 1529 der Reichstag zu Speyer, der sehr zahlreich besucht wurde. Die kaiserlichen Vorlagen lauteten: zuerst die Reichshülfe bewilligen, dann die Religionsangelegenheiten berathen. Aber die Stände und zwar diesmal die katholisch gesinnten kehrten die Ordnung um. Die kaiserlichen Vorschläge in den kirchlichen Händeln schienen ihnen zu mild und so setzten sie es mit beträchtlicher Stimmenmehrheit durch, daß sie geschärft und in solcher Fassung zum Reichsschlusse erhoben wurden. Dieser ging dahin, daß bis zu einem allgemeinen, von dem Papste ausgeschriebenen Concilium innerhalb Jahresfrist oder einer Versammlung der kirchlichen und weltlichen Häupter der deutschen Nation unter dem Vorsitz des Kaisers alle diejenigen Stände, welche bisher das wormser Edict vollzogen, dabei verharren und ihre Unterthanen nöthigenfalls mit Gewalt dazu anhalten, die Stände dagegen, welche in ihren Ländern die neue Lehre geduldet oder eingeführt, von allen weiteren Neuerungen abstehen, auch Niemand verwehren sollten, den Gottesdienst nach alter Weise zu halten. Kein geistlicher Stand dürfe an seinen geistlichen oder weltlichen obrigkeitlichen Rechten geschädigt werden, bei Strafe der Acht.

Aber Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, der Landgraf Philipp von Hessen nebst vierzehn Reichsstädten legten gegen den Reichsschluß eine förmliche Protestation ein, an die sich bald noch eine Appellationsschrift an den Kaiser und ein zukünftiges freies christliches Concil reihte. Die protestirenden Stände begründeten ihr Recht damit, daß die Beschlüsse von 1526, „wonach bis zu einem allgemeinen Concilium jeder Stand in Betreff des wormser Edictes es so halten solle, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne“ mit Stimmenmehrheit gefaßt seien und jetzt nicht durch bloße Stimmenmehrheit umgeworfen werden dürften, auch daß es sich nicht um gewöhnliche Reichssachen, sondern um Gewissensangelegenheiten handle, über die nur ein Concil entscheiden könne oder wie man sonst sich darüber verständigen wolle.

Doch die Türkenhülfe bewilligten auch sie, denn sie sahen, daß auch ihr Dasein auf dem Spiele stand, wenn es Soliman gelang, in Deutsch-

*) Nach K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, I. 312.

land einzudringen. Ein augenblicklicher Vollzug der speyerer Beschlüsse stand nicht zu fürchten, so lange die Türken drohten und Italiens politische Lage die Anwesenheit des Kaisers erheischte. Aber sobald beides oder auch nur eines davon ins Gleiche gebracht war, konnte man das Aeußerste erwarten. Um daher ihre Kräfte fester als bisher zusammenzuschließen, versuchten sie zuerst die dogmatischen Streitigkeiten in ihrer Mitte zu beseitigen. Landgraf Philipp von Hessen nahm sich mit gewohnter Rührigkeit der Sache an. Auf seinen Betrieb fanden sich die Häupter beider reformatorischen Richtungen am 1. October 1529 zu Marburg ein. Luther und Melanchthon, Zwingli mit seinem Melanchthon, Oecolampadius aus Basel, trafen hier persönlich zusammen. In langwierigen und peinlichen Unterhandlungen verglichen sie sich über die meisten streitigen Punkte, selbst theilweise über die Lehre vom Sacrament des Altars. Aber über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl konnte man zu keiner Verständigung gelangen. Da man aber alles Gewicht auf diesen einen Punkt zu legen fortfuhr, so ging als Ergebniß des Gespräches gerade das Gegentheil von dem hervor, was man beabsichtigt hatte: die klare und scharf ausgesprochene Ueberzeugung beider Theile, daß man im Glauben nicht einig sei. Landgraf Philipp hoffte indessen immer noch eine politische Einigung zu Stande zu bringen und dazu hätte Zwingli von Herzen gerne geholfen. Aber Kurfürst Johann erklärte unter Luther's Beirath, daß ein Bündniß nur zur Vertheidigung und Erhaltung des wahren Glaubens dienen solle und darum auch nur von solchen geschlossen werden könne, die den wahren Glauben hatten. Er legte wiederholt, erst in Schwabach, zuletzt in Schmalkalden 17 Artikel vor, ganz nach strengster lutherischer Fassung. Diese sollte jeder Reichsstand erst unterschreiben, ehe er zu der Verhandlung über die Art der gemeinsam zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln zugelassen würde. Nicht bloß verschwand dadurch die Aussicht auf den Beitritt der eidgenössischen reformirten Stände, der mächtigen Städte Zürich, Bern, Basel, sondern auch die wichtigsten südwestdeutschen Reichsstädte, Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, verweigerten die Unterschrift und nahmen an den im Januar 1530 zu Nürnberg eröffneten Berathungen keinen Theil. Die Haltung der Protestanten in Nürnberg war merkwürdig genug. Sie begaben sich aus Angst, dem Gewissen zu nahe zu treten, der schätzbarsten Bundesgenossen und zwar in einem Augenblicke, wo man den Kaiser täglich aus Italien zurückerwartete, der die speyerer Protestation und Appellation als eine offene Auflehnung gegen sich und das Reich bezeichnete, die er ernstlich abthun müsse.

Zwei Monate nach der festgesetzten Zeit, am 15. Juli 1530, traf Karl aus Italien in Augsburg ein. Er hatte zu Bologna am 24. Februar dieses Jahres, an seinem 30. Geburtstage, aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen, der letzte von allen deutschen Herrschern, der diesen herkömmlichen Schmuck seines Amtes nach alter Weise erwarb.

Die Stände des Reichs waren zahlreicher als je und meist in Begleitung weltlicher und geistlicher Räthe und Autoritäten erschienen, denn hier sollte die große Religionsfrage endgültig entschieden werden und es darum nicht bloß ein gewöhnlicher Reichstag, sondern auch eine Nationalsynode sein. Jedermann war auf die Haltung des Kaisers gespannt: die Protestanten glaubten nicht viel für sich hoffen zu dürfen und die katholische Partei rechnete sicher auf ihn. Doch er zeigte zu allgemeiner Ueberraschung eine große Milde und Geneigtheit zu friedlicher Verständigung. Es war ihm so weit damit Ernst, als er nicht gesonnen war, der katholischen Partei und dem Papste ihren vollen Willen zu thun und sich dadurch zu ihrem Werkzeug zu machen. Er wollte selbst die große Frage in der Hand haben und nach seinem Interesse erledigen, das ihm allerdings mit der Erhaltung der wesentlichen Stücke des alten Glaubens und Cultus, aber nicht der Kirchen-Verfassung zusammenfiel.

In den eröffneten Verhandlungen wurde die Religionssache selbstverständlich zuerst vorgenommen und die Reichsstände aufgefordert, dem Kaiser ihre Meinung darüber schriftlich vorzulegen. Die Protestanten hatten schon ein solches Actenstück vorbereitet. Zur Grundlage waren die Schwabacher Artikel genommen und von Melanchthon mit möglichster Schonung für die Gegenpartei in Inhalt und Form überarbeitet. Luther selbst war nicht in Augsburg. Er blieb in Coburg zurück, mehr auf den dringenden Wunsch des Kurfürsten als nach seinem eigenen Willen. Man fand es nicht statthaft, ihn, der noch unter Bann und Acht stand, dem Angesicht der kaiserlichen Majestät und den päpstlichen Legaten gegenüberzustellen, noch mehr fürchtete man seine maßlose Heftigkeit.

Die Bekenntnißschrift der Protestanten wurde am 25. Juni dem Kaiser und den versammelten Reichsständen in feierlichster Sitzung vorgelesen und zwar in deutscher Sprache, dann wurde ein lateinisches und deutsches Exemplar dem Kaiser überreicht. Unterzeichnet hatten der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Städte Nürnberg und Reutlingen. Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau sahen sich veranlaßt eine eigene Confession, die der vier Städte, zu überreichen, wie auch Zwingli eine solche an den Kaiser schickte. Sie unterschied sich wesentlich von den beiden anderen durch die Schroffheit, mit der sie in den controversen Punkten die evangelische Lehre der katholischen entgegenstellte.

Zu großem Erstaunen der Protestanten trat der Kaiser darauf hin nicht als Vermittler, sondern als Entscheider auf und somit nach ihrer Auffassung auf die Seite der Gegenpartei. Er ließ von katholischen Theologen, Eck, Cochläus, Wimpina, den berühmtesten wissenschaftlichen Bekämpfern der Reformation, eine sogenannte Refutation, Widerlegung der augsburgischen Confession, entwerfen, worin die Protestanten in einer Anzahl von Punkten des offenen Irrthums geziehen wurden. In diesen Punkten, erklärte der Kaiser, sollten die Unterzeichner der augsburgischen

Confession nachgeben, wo nicht, werde er gegen sie verfahren, wie es einem Kaiser und Vogt der römischen Kirche gezieme.

Doch die Protestanten ließen sich durch die kaiserlichen Drohungen nicht einschüchtern. Kurfürst Johann verdiente sich hier durch seinen schlichten Muth den Namen des Beständigen und hielt moralisch seine Partei zusammen, auch als alle weiteren Vermittelungsversuche fruchtlos blieben.

Die katholische Majorität setzte einen Reichsschluß durch, in welchem den Protestanten zu ihrer vollständigen Wiedervereinigung mit der Kirche eine Frist bis zum 15. April 1531 gestellt, ihnen bis dahin jede Neuerung untersagt, die früheren ihnen günstigen Reichsabschiede bis 1529 aufgehoben und, was das Gefährlichste war, wenn es durchgeführt werden konnte, die Reichsgerichte angewiesen wurden, gegen die Stände unnachsichtlich zu verfahren, die sich dem nicht fügen wollten, besonders aber gegen alle, welche den geistlichen Gütern und Stiften ihre Rechte und Einkommen schmälerten oder sich ihrer bemächtigt hätten. Die Protestanten überreichten noch eine Rechtfertigungsschrift, die sogenannte Apologie der augsburgischen Confession, doch der Kaiser nahm sie nicht einmal an, sondern erklärte, daß wenn sie sich innerhalb der gesetzten Frist nicht fügten, Gewalt gegen sie gebraucht werden solle. Nunmehr verschwanden bei allen protestantischen Ständen die Zweifel, ob jetzt der Fall der Nothwehr eingetreten sei.

So kam nach langwierigem und eifrigem Verhandeln im Frühling des Jahres 1531 ein Vertheidigungsbündniß zu Schmalkalden zu Stande. Es sollte ausdrücklich weder dem Rechte des Kaisers noch irgend eines andern Reichsstandes damit zu nahe getreten werden, sondern nur zur „Erhaltung des Evangeliums" dienen, wenn Gewalt zu seiner Unterdrückung gebraucht würde. Jeder wurde dazu eingeladen, der sich nicht offen für Zwingli erklärte. So ließ man auch die vier oberdeutschen Städte zu, die in Augsburg ein besonderes Bekenntniß übergeben hatten.

Der Bund bestand bald aus dem Kurfürsten Johann, dem Landgrafen Philipp, drei Herzogen von Braunschweig, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen von Mansfeld und eilf größeren Städten, meist Reichsstädten, doch waren auch Magdeburg und Braunschweig darunter. Einstweilen sollte er für sechs Jahre gelten. Seine Einrichtung war noch ganz unvollständig und wäre es jetzt zum Kriege gekommen, so hätte er als Bund wenig Widerstand leisten können. Auch die katholische Partei in Deutschland war mit dem Kaiser rasch wieder zerfallen. Er hatte endlich die Zeit für passend erachtet, wo er die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige und zu seinem Nachfolger im Reiche durchsetzen könnte. Wollte er seiner eigenen mühseligen Thätigkeit für die Größe seines Hauses einen sicheren Boden geben, so konnte es nur geschehen, wenn er auch über seinen Tod hinaus ihm die deutsche Krone erhielt. Wirklich fügten sich alle Kurfürsten, obwohl nicht mit freudigem Herzen, bis auf den einen sächsischen,

doch dessen Protestation wurde nicht geachtet und Ferdinand ward römischer König. Aber Herzog Wilhelm von Baiern hatte selbst ehrgeizige Pläne auf die deutsche Krone und wünschte jeden Anderen lieber als seinen übermächtigen Nachbarn, siegreichen Rivalen in Böhmen und sonstigen politischen Gegner Ferdinand in ihrem Besitze. Er wurde durch Ferdinand's Wahl so gereizt, daß er mit den Schmalkaldnern auf der einen Seite, mit Franz von Frankreich auf der andern Seite unterhandelte und auf gewisse Fälle sich ihnen verband. Sein Einfluß auf seine Partei war so groß, daß er einen Theil davon nicht gerade mit sich fort, aber doch von dem Kaiser abzog. Endlich drohte wieder eine neue Türkengefahr. Soliman dachte seine Niederlage vor Wien zu rächen und seine Rüstungen ließen das Aeußerste befürchten. Wieder einmal mußte die Reichshülfe schleunigst beansprucht werden oder Oesterreich war verloren. Aber die Protestanten erklärten, sie würden bei den offenkundigen feindseligen Absichten des Kaisers keine Hülfe bewilligen, ja die Möglichkeit schien nahe zu liegen, daß sich ein großer Bund zwischen allen Feinden des Hauses Habsburg bilden könnte, zwischen Frankreich, England, Dänemark, den Schmalkaldnern, Baiern und andern mißvergnügten Fürsten im Niederland, Zapolya und den Türken, eine bis dahin noch unerhörte Combination, die jedoch bald ernstlich versucht wurde.

Dies Alles war Ursache genug, weßhalb die angedrohten strengen Maßregeln gegen die Protestanten unterblieben. Karl und Ferdinand näherten sich ihnen sogar und wußten es in schlauberechneter Nachgiebigkeit so zu lenken, daß am 23. Juli 1532 auf einem Tage zu **Nürnberg** ein förmlicher Vergleich zu Stande kam, wonach bis zu einem Concil oder einhelligen Reichsschluß kein Reichsstand den andern der Religion halber beleidigen oder bekriegen solle. Alle kammergerichtlichen Processe wegen kirchlicher Angelegenheiten, der Hauptgegenstand der Besorgniß für die Protestanten, wurden aufgehoben und für die Zukunft die Annahme neuer verboten.

Zum Danke zeigten sich die Protestanten jetzt zu einer nachdrücklichen Türkenhülfe bereit. Alle thaten geflissentlich ein Uebriges, im Gegensatz zu der Art wie es sonst bei einem Reichsaufgebot herging. Besonders zeichneten sich die Reichsstädte aus, die in der Rüstung ihrer Truppen, in der Menge und Güte ihres Kriegsmaterials, vor Allem in ihrer trefflichen Artillerie ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen. So kam das schönste Heer zusammen, welches Deutschland seit Jahrhunderten aufgebracht hatte. Soliman hatte unterdessen Ungarn überschwemmt, war aber durch die Belagerung der kleinen Festung Günz lange aufgehalten und sehr geschwächt worden. Als das deutsche Heer bei Wien eintraf, kehrte er eiligst um, ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen. Damit war der Zweck des Feldzugs nach der Ansicht der meisten Reichsfürsten erreicht. Es war ihnen nicht damit gedient, ganz Ungarn für Ferdinand zu erobern, sie wollten nur die deutsche Grenze sichern und den Türken die Wiederkehr wenigstens für

die nächste Zeit verleiden. Deßhalb löste sich das Reichsheer zum größten Theil auf und nur der kleinere setzte mit den kaiserlichen Truppen den Krieg in Ungarn fort.

18. Die Wiedertäufer in Münster.

(Nach Wilh. Robertson, Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V. aus dem Englischen übersetzt von Jul. Aug. Remer.)

Die Wiedertäufer erhielten ihren Namen von ihrer, sie von andern Secten hauptsächlich unterscheidenden Lehre, daß das Sacrament der Taufe nicht Kindern, sondern nur erwachsenen Personen ertheilt werden könne, weßhalb sie alle, die zu ihrer Secte übertraten, von Neuem tauften. Sie erscheinen zum Theil als Reste früherer Secten oder politischer Parteien, wie sie denn namentlich ähnliche communistische Grundsätze befolgten, wie schon im Bauernkriege (s. S. 56) hervorgetreten waren. Sie behaupteten nämlich, unter Christen, welche die Lehre des Evangeliums zur Vorschrift und den Geist Gottes zum Führer hätten, sei eine Obrigkeit nicht allein nicht nothwendig, sondern als ein Eingriff in ihre geistliche Freiheit unerlaubt und gesetzwidrig; der aus der Geburt, dem Range oder den Gütern entstehende Unterschied sei dem Geiste des Evangeliums, der alle Menschen als gleich ansieht, zuwider und müsse deßwegen abgeschafft werden; alle Christen müßten alle ihre Güter in eine gemeinschaftliche Kasse zusammen werfen und in dem Stande der Gleichheit leben wie Glieder einer Familie; da weder die Gesetze der Natur, noch die Vorschriften des Evangeliums dem Menschen in Absicht auf die Zahl der Weiber, die er nehmen dürfte, einen Zwang anlegten, so könnte er eben die Freiheit gebrauchen, die Gott den Patriarchen gelassen hätte.

Zwei anabaptistische Propheten, Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem und Johann Bockold oder Beuckels, ein Schneider von Leyden, die von einem unsinnigen Eifer, Proselyten zu machen, angesteckt waren, schlugen ihren Sitz in Münster auf, einer der vornehmsten kaiserlichen freien Städte in Westfalen, die zwar unter der Oberhoheit ihres Bischofs stand, aber von ihrem eigenen Senat und Bürgermeistern regiert wurde. Wie es keinem von diesen beiden Schwärmern an den Talenten fehlte, die zu einem solchen Unternehmen nothwendig erfordert werden, nämlich an einem entschlossenen Muthe, dem Schein einer großen Heiligkeit, einem kühnen Vorgeben einer göttlichen Begeisterung und einer zuversichtlichen und überredenden Sprache, so gewannen sie in Kurzem viele Anhänger. Unter denselben war Rothman, der zuerst die Reformation in Münster gepredigt hatte, und Knipperdolling, ein

Bürger von gutem Herkommen und beträchtlichem Ansehen. Durch den Beitritt solcher Schüler aufgemuntert, lehrten sie ihre Meinungen öffentlich und machten, nicht zufrieden mit dieser Freiheit, verschiedene wiewohl vergebliche Versuche, von der Stadt selbst Meister zu werden. Da sie endlich insgeheim viele Anhänger aus den benachbarten Provinzen hatten kommen lassen, so setzten sie sich unvermuthet und bei Nacht in Besitz des Arsenals und des Rathhauses, liefen mit bloßen Schwertern und erschrecklichem Heulen durch die Stadt und schrieen eins ums andere: „thuet Buße und laßt euch taufen," und: „ziehet aus, ihr Gottlosen." Der Magistrat, die Domherren, der Adel und die vernünftigsten Bürger, Protestanten sowohl als Katholiken, flohen in großer Verwirrung, und ließen die Stadt unter der Herrschaft eines unsinnigen Pöbels, der meistentheils aus Ausländern bestand. Da nun nichts mehr vorhanden war, wodurch sie in Furcht oder in Schranken hätten gehalten werden können, so entwarfen sie einen neuen Plan einer Regierung und erwählten Knipperdolling und einen andern Proselyten zu Bürgermeistern. Matthias war indessen ihr einziger Regent, und gab in dem Stil und mit dem Ansehen eines Propheten alle seine Befehle, und auf den Ungehorsam gegen dieselben folgte sogleich die Todesstrafe. Er machte den Anfang damit, daß er den Pöbel aufwiegelte, die Kirchen zu plündern, und alle ihre Zierathen zu zerstören; darauf ließ er alle Bücher, ausgenommen die Bibel, als unnütz und gottlos verbrennen; die Ländereien derer, die aus der Stadt entwichen waren, wurden für verfallen erklärt, und sollten an Auswärtige verkauft werden; er befahl, jeder solle, was er an Gold, Silber und Kostbarkeiten besäße, herbringen und zu seinen Füßen legen. Die Reichthümer, die durch dieses Mittel zusammengebracht wurden, legte er in einer öffentlichen Schatzkammer nieder und ernannte Diakonen, die sie zu einem allgemeinen Gebrauch verwalten mußten. Da auf solche Art die Glieder seiner Republik allesammt einander vollkommen gleich gemacht waren, so befahl er, sie sollten alle gemeinschaftlich an öffentlich angerichteten Tafeln essen, und schrieb sogar das Essen vor, das ihnen jeden Tag aufgetragen werden sollte. Der Entwurf seiner Reformation war also ausgeführt, und nun ging seine erste Sorge auf die Vertheidigung der Stadt. Er errichtete ungeheure Magazine allerlei Art; verbesserte und erweiterte die Festungswerke; Jedermann, ohne Unterschied der Person, mußte mit daran arbeiten; er errichtete aus den Leuten, die zu Kriegsdiensten taugten, ordentliche Corps von Soldaten und bemühte sich den Ungestüm ihrer Begeisterung durch eine ordentliche Disciplin furchtbarer zu machen. Er sandte Boten an die Wiedertäufer in den Niederlanden und lud sie ein, sich in Münster zu versammeln, dem er den Namen des Berges Zion gab, damit von da aus alle Nationen des Erdbodens unter ihre Herrschaft gedemüthigt werden möchten.

Mittlerweile hatte der Bischof von Münster eine beträchtliche Armee zusammen gebracht, und rückte vor die Stadt, sie zu belagern. Bei

seiner Annäherung that Matthias an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft einen Ausfall, griff ein Quartier des bischöflichen Lagers an, brach durch die Verschanzungen ein und kehrte nach einem großen Gemetzel, mit Ruhm und Beute nach der Stadt zurück. Berauscht von diesem Glücke erschien er den folgenden Tag mit einem aufgehobenen Spieße in der Hand und erklärte, er wolle mit einer Handvoll Leute wie Gideon ausziehen und das Heer der Gottlosen schlagen. Dreißig Personen, die er namentlich aufrief, folgten ihm ohne Bedenken in diesem unsinnigen Unternehmen, stürzten als Rasende in den Feind und wurden sämmtlich niedergehauen. Der Tod ihres Propheten verursachte unter seinen Jüngern anfänglich große Bestürzung. Bald aber belebte Bockold, durch eben die Gaben und Ansprüche, durch welche Matthias so großes Ansehen gewonnen hatte, ihren Muth und ihre Hoffnung in einem so hohen Grade wieder, daß er ihm in einer vollkommenen und uneingeschränkten Herrschaft und Einrichtung aller ihrer Angelegenheiten folgte. Kurz nach dem Tode seines Vorgängers hatte er den Pöbel durch Weissagungen auf eine ganz außerordentliche Begebenheit vorbereitet. Darauf zog er sich nackend aus, lief durch die Straßen und schrie mit lauter Stimme: das Königreich Zion sei vor der Thür; alles Hohe auf Erden sollte erniedriget und alles Niedrige sollte erhöhet werden. Damit dies erfüllet würde, befahl er, die Kirchen als die höchsten Gebäude in der Stadt sollten geschleift und dem Boden gleich gemacht werden; setzte die Rathsherren, die Matthias ernannt hatte, ab; nahm dem Knipperdolling das Bürgermeisteramt, die höchste Würde dieser Republik, und befahl ihm, das Schimpflichste und Ehrloseste, den Dienst eines gemeinen Büttels, zu übernehmen. Anstatt der abgesetzten Rathsherren ernannte er zwölf Richter, nach der Zahl der Stämme Israels, die alle Angelegenheiten besorgen mußten, und für sich selbst behielt er eben die Gewalt, die Moses ehemals als Gesetzgeber dieses Volkes besessen hatte.

Inzwischen war er mit einer Gewalt und mit Titeln, die noch nicht die allerhöchsten waren, nicht zufrieden. Daher mußte ein Prophet, den er gewonnen und gestimmt hatte, das Volk zusammenrufen, und ihm sagen, es sei der Wille Gottes, daß Johann Bockold König zu Zion sein und auf dem Throne David's sitzen sollte. Johann kniete nieder, war dem himmlischen Rufe, der an ihn, wie er feierlich betheuerte, gleichfalls ergangen war, gehorsam und wurde von der betrogenen Menge alsobald als König erkannt und angenommen. Von dem Augenblicke an erschien er in einem königlichen Aufzuge. Er trug eine goldene Krone und die prächtigste und reichste Kleidung. Auf der einen Seite wurde ihm eine Bibel, und auf der anderen ein bloßes Schwert vorgetragen. Wenn er öffentlich erschien, war er mit einer zahlreichen Garde umgeben. Er ließ Münzen mit seinem eigenen Bildnisse prägen, und ernannte die hohen Beamten seines Hofstaats und Königreichs. Unter denselben ward Knipperdolling zum Gouverneur der Stadt, zur Belohnung für seine vorhergehende Unterwerfung, erhoben.

Da Bockold nunmehr zur höchsten Gewalt gestiegen war, fing er an, Leidenschaften blicken zu lassen, die er bisher im Zaum gehalten, oder wenigstens nur heimlich befriedigt hatte. Er stimmte also seine Propheten und Lehrer, daß sie dem Volke einige Tage nach einander von der Rechtmäßigkeit und selbst von der Nothwendigkeit, mehr als ein Weib zu nehmen, vorschwatzen mußten, welches ihrer Behauptung nach ein Vorrecht sei, das Gott seinen Heiligen vorbehalten hätte. Da nun ihre Ohren dieser frechen Lehre gewohnt, und ihre Leidenschaften mit der Hoffnung so unbegrenzter Wollüste entzündet waren, so gab er ihnen selbst ein Exempel von dem, was er einen Gebrauch der christlichen Freiheit nannte, und nahm mit einem Male drei Weiber, unter welchen die Wittwe seines Vorgängers Matthias, eine Person von ungemeiner Schönheit, war. Nach und nach vermehrte er die Zahl seiner Weiber dergestalt, daß sie sich endlich bis auf 14 oder 16 belief. Aber die Wittwe des Matthias war die einzige, die er des Titels einer Königin würdigte, und die den Glanz und die Pracht der königlichen Hoheit mit ihm theilte. Nach dem Beispiele seines Propheten überließ sich der große Haufe der ungezähmtesten und zügellosesten Wollust. Niemand war mit einem Weibe zufrieden: sich dieser christlichen Freiheit nicht zu bedienen, hieß ein Verbrechen. Mit der Vielweiberei wurde zugleich ihre unzertrennliche Gefährtin, die Freiheit der Ehescheidung, eine neue Quelle der Verderbniß eingeführt. Alle Ausschweifungen, deren die Leidenschaften der Menschen, wenn sie weder durch die Gewalt der Gesetze, noch durch das Gefühl des Anstandes zurückgehalten werden, fähig sind, wurden begangen; und durch eine ungeheure und fast unglaubliche Verbindung wurde Wollust mit Religion verknüpft, und die liederlichste Ruchlosigkeit begleiteten die Casteiungen einer fanatischen Andachtsübung.

Unterdessen waren die deutschen Fürsten über die Beschimpfung, die Bockold ihrer Würde durch seine stolze Anmaßung des königlichen Titels angethan, empört, und die unreinen Sitten seiner Anhänger, die ein Schandfleck des christlichen Namens waren, erfüllten Jedermann mit Abscheu. Luther, der gegen diesen schwärmerischen Geist gleich bei dessen Erscheinung geeifert hatte, klagte nunmehr bitterlich über seinen Fortgang. Er entlarvte diesen Betrug mit sehr bündigen Beweisen und einer sehr heftigen Schreibart, und rief alle Stände von Deutschland mit lauter Stimme auf, einem Unsinne Einhalt zu thun, der der Gesellschaft eben so schädlich als der Religion verderblich wäre. Der Kaiser war mit anderen Sorgen und Entwürfen beschäftigt, und hatte nicht Muße genug, auf einen so entfernten Gegenstand zu denken. Aber die Reichsfürsten, die der römische König zusammen berief, bewilligten Mannschaft und Gelder, um den Bischof von Münster, der nicht im Stande war, eine hinlängliche Armee zu erhalten, und deswegen die Belagerung der Stadt in eine Blocade verwandelt hatte, zu unterstützen. Ungeachtet der klugen Anstalten ihres Königs, für ihren Unterhalt zu sorgen und seiner regelmäßigen und genauen Sparsamkeit bei dem öffent-

langten die meuterischen Truppen vorerst Zahlung und da man diese nicht leisten konnte, liefen sie aus einander. Dies war die einzige klägliche That des Feldzuges vom J. 1542, welcher zum Glück auch von den Osmanen lau betrieben wurde.

Desto derbere Schläge erfolgten im J. 1543, wo Soliman selbst wieder mit unerhörter Macht und Pracht im Felde erschien. Der Hauptschlag war gegen Gran gerichtet. Die nur 1500 Mann starke Besatzung hatte wenigstens den Muth, die Aufforderung zu unbedingter Uebergabe zurückzuweisen, und leistete einige Tage tapfern Widerstand. Als aber, ein verhängnißvolles Wahrzeichen, das goldene Kreuz auf der Kathedrale durch eine feindliche Kanonenkugel herabgeschleudert wurde, da sank auch die Kraft und der Muth der Belagerten. Die Besatzung capitulirte auf freien Abzug, aber dem abziehenden Anführer der Spanier nahm man die Pferde höhnend: „wer zu Schiffe wegfährt, braucht keine Pferde." Man mochte durch Verrath wissen, daß die Sättel mit Gold gefüllt waren. Stuhlweißenburg büßte 10 Tage später den heldenmüthigen Widerstand einiger Tage mit Niedermetzelung fast seiner ganzen Bevölkerung. Der Sultan begnügte sich damit, das starkbefestigte Gran zur äußersten Vorhut osmanischer Herrschaft gegen den Westen hin gemacht zu haben. Die 40,000 Mann, welche Ferdinand unterdessen bei Preßburg zusammengezogen hatte, scheinen ihn doch einigermaßen abgeschreckt zu haben, und da er Winterfeldzüge nach dieser Richtung hin überhaupt nicht liebte, so entließ er das Heer bei Belgrad in die Winterquartiere und kehrte nach Constantinopel zurück. Das plötzlich eintretende schlechte Wetter und vielleicht mehr noch die Widerspänstigkeit der Truppen verhinderten auch jede Unternehmung Ferdinand's und im nächsten Jahre wurde durch den Statthalter von Ofen ein Waffenstillstand vermittelt. Neue Unterhandlungen führten erst 1547 zu einem Frieden, oder vielmehr einem neuen Waffenstillstande auf 5 Jahre, demzufolge Ferdinand nur gegen einen jährlichen Tribut (von 30,000 Ducaten) den ruhigen Besitz des kleinen Theiles von Ungarn, den er noch gerettet hatte, sich sicherte. So endete dieser dritte, siebenjährige Türkenkrieg.

---

17. Die Reichstage zu Speyer und Augsburg und der Religionsfriede zu Nürnberg.

(Nach Heinrich Rückert, deutsche Geschichte.)

Wiewohl sich Luther in seinen Schriften sehr nachdrücklich gegen die türkischen Gräuel ausgelassen hatte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade die damalige Furchtbarkeit der Türken den Fürsten, die der neuen Lehre huldigten, sehr zu Statten kam und ohne diesen Umstand

die Lage der neuen Religionspartei ungleich mißlicher gewesen sein würde als es auf dem Reichstage zu Speyer im Frühjahre 1529 der Fall war. *)

Bei der stets wachsenden Türkengefahr sahen der Kaiser und sein Bruder Ferdinand keine andere Rettung als einmüthige, tüchtige und dauernde Hülfe von Seite des ganzen Reichs. Aber es war sicher, daß die evangelischen Stände sich nicht dazu verstehen würden, wenn man sie zur unbedingten Vollziehung des wormser Edictes nöthigen wollte, wie es die katholische Partei und der Papst laut forderten und Karl selbst fest entschlossen gewesen war. Unter solchen Umständen begann im Februar 1529 der Reichstag zu Speyer, der sehr zahlreich besucht wurde. Die kaiserlichen Vorlagen lauteten: zuerst die Reichshülfe bewilligen, dann die Religionsangelegenheiten berathen. Aber die Stände und zwar diesmal die katholisch gesinnten kehrten die Ordnung um. Die kaiserlichen Vorschläge in den kirchlichen Händeln schienen ihnen zu mild und so setzten sie es mit beträchtlicher Stimmenmehrheit durch, daß sie geschärft und in solcher Fassung zum Reichsschlusse erhoben wurden. Dieser ging dahin, daß bis zu einem allgemeinen, von dem Papste ausgeschriebenen Concilium innerhalb Jahresfrist oder einer Versammlung der kirchlichen und weltlichen Häupter der deutschen Nation unter dem Vorsitz des Kaisers alle diejenigen Stände, welche bisher das wormser Edict vollzogen, dabei verharren und ihre Unterthanen nöthigenfalls mit Gewalt dazu anhalten, die Stände dagegen, welche in ihren Ländern die neue Lehre geduldet oder eingeführt, von allen weiteren Neuerungen abstehen, auch Niemand verwehren sollten, den Gottesdienst nach alter Weise zu halten. Kein geistlicher Stand dürfe an seinen geistlichen oder weltlichen obrigkeitlichen Rechten geschädigt werden, bei Strafe der Acht.

Aber Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, der Landgraf Philipp von Hessen nebst vierzehn Reichsstädten legten gegen den Reichsschluß eine förmliche Protestation ein, an die sich bald noch eine Appellationsschrift an den Kaiser und ein zukünftiges freies christliches Concil reihte. Die protestirenden Stände begründeten ihr Recht damit, daß die Beschlüsse von 1526, „wonach bis zu einem allgemeinen Concilium jeder Stand in Betreff des wormser Edictes es so halten solle, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne" mit Stimmenmehrheit gefaßt seien und jetzt nicht durch bloße Stimmenmehrheit umgeworfen werden dürften, auch daß es sich nicht um gewöhnliche Reichssachen, sondern um Gewissensangelegenheiten handle, über die nur ein Concil entscheiden könne oder wie man sonst sich darüber verständigen wolle.

Doch die Türkenhülfe bewilligten auch sie, denn sie sahen, daß auch ihr Dasein auf dem Spiele stand, wenn es Soliman gelang, in Deutsch-

*) Nach K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, I. 312.

land einzudringen. Ein augenblicklicher Vollzug der speyerer Beschlüsse stand nicht zu fürchten, so lange die Türken drohten und Italiens politische Lage die Anwesenheit des Kaisers erheischte. Aber sobald beides oder auch nur eines davon ins Gleiche gebracht war, konnte man das Aeußerste erwarten. Um daher ihre Kräfte fester als bisher zusammenzuschließen, versuchten sie zuerst die dogmatischen Streitigkeiten in ihrer Mitte zu beseitigen. Landgraf Philipp von Hessen nahm sich mit gewohnter Rührigkeit der Sache an. Auf seinen Betrieb fanden sich die Häupter beider reformatorischen Richtungen am 1. October 1529 zu Marburg ein. Luther und Melanchthon, Zwingli mit seinem Melanchthon, Oecolampadius aus Basel, trafen hier persönlich zusammen. In langwierigen und peinlichen Unterhandlungen verglichen sie sich über die meisten streitigen Punkte, selbst theilweise über die Lehre vom Sacrament des Altars. Aber über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl konnte man zu keiner Verständigung gelangen. Da man aber alles Gewicht auf diesen einen Punkt zu legen fortfuhr, so ging als Ergebniß des Gespräches gerade das Gegentheil von dem hervor, was man beabsichtigt hatte: die klare und scharf ausgesprochene Ueberzeugung beider Theile, daß man im Glauben nicht einig sei. Landgraf Philipp hoffte indessen immer noch eine politische Einigung zu Stande zu bringen und dazu hätte Zwingli von Herzen gerne geholfen. Aber Kurfürst Johann erklärte unter Luther's Beirath, daß ein Bündniß nur zur Vertheidigung und Erhaltung des wahren Glaubens dienen solle und darum auch nur von solchen geschlossen werden könne, die den wahren Glauben hatten. Er legte wiederholt, erst in Schwabach, zuletzt in Schmalkalden 17 Artikel vor, ganz nach strengster lutherischer Fassung. Diese sollte jeder Reichsstand erst unterschreiben, ehe er zu der Verhandlung über die Art der gemeinsam zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln zugelassen würde. Nicht bloß verschwand dadurch die Aussicht auf den Beitritt der eidgenössischen reformirten Stände, der mächtigen Städte Zürich, Bern, Basel, sondern auch die wichtigsten südwestdeutschen Reichsstädte, Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, verweigerten die Unterschrift und nahmen an den im Januar 1530 zu Nürnberg eröffneten Berathungen keinen Theil. Die Haltung der Protestanten in Nürnberg war merkwürdig genug. Sie begaben sich aus Angst, dem Gewissen zu nahe zu treten, der schätzbarsten Bundesgenossen und zwar in einem Augenblicke, wo man den Kaiser täglich aus Italien zurückerwartete, der die speyerer Protestation und Appellation als eine offene Auflehnung gegen sich und das Reich bezeichnete, die er ernstlich abthun müsse.

Zwei Monate nach der festgesetzten Zeit, am 15. Juli 1530, traf Karl aus Italien in Augsburg ein. Er hatte zu Bologna am 24. Februar dieses Jahres, an seinem 30. Geburtstage, aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen, der letzte von allen deutschen Herrschern, der diesen herkömmlichen Schmuck seines Amtes nach alter Weise erwarb.

Die Stände des Reichs waren zahlreicher als je und meist in Begleitung weltlicher und geistlicher Räthe und Autoritäten erschienen, denn hier sollte die große Religionsfrage endgültig entschieden werden und es darum nicht bloß ein gewöhnlicher Reichstag, sondern auch eine Nationalsynode sein. Jedermann war auf die Haltung des Kaisers gespannt: die Protestanten glaubten nicht viel für sich hoffen zu dürfen und die katholische Partei rechnete sicher auf ihn. Doch er zeigte zu allgemeiner Ueberraschung eine große Milde und Geneigtheit zu friedlicher Verständigung. Es war ihm so weit damit Ernst, als er nicht gesonnen war, der katholischen Partei und dem Papste ihren vollen Willen zu thun und sich dadurch zu ihrem Werkzeug zu machen. Er wollte selbst die große Frage in der Hand haben und nach seinem Interesse erledigen, das ihm allerdings mit der Erhaltung der wesentlichen Stücke des alten Glaubens und Cultus, aber nicht der Kirchen-Verfassung zusammenfiel.

In den eröffneten Verhandlungen wurde die Religionssache selbstverständlich zuerst vorgenommen und die Reichsstände aufgefordert, dem Kaiser ihre Meinung darüber schriftlich vorzulegen. Die Protestanten hatten schon ein solches Actenstück vorbereitet. Zur Grundlage waren die Schwabacher Artikel genommen und von Melanchthon mit möglichster Schonung für die Gegenpartei in Inhalt und Form überarbeitet. Luther selbst war nicht in Augsburg. Er blieb in Coburg zurück, mehr auf den dringenden Wunsch des Kurfürsten als nach seinem eigenen Willen. Man fand es nicht statthaft, ihn, der noch unter Bann und Acht stand, dem Angesicht der kaiserlichen Majestät und den päpstlichen Legaten gegenüberzustellen, noch mehr fürchtete man seine maßlose Heftigkeit.

Die Bekenntnißschrift der Protestanten wurde am 25. Juni dem Kaiser und den versammelten Reichsständen in feierlichster Sitzung vorgelesen und zwar in deutscher Sprache, dann wurde ein lateinisches und deutsches Exemplar dem Kaiser überreicht. Unterzeichnet hatten der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Städte Nürnberg und Reutlingen. Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau sahen sich veranlaßt eine eigene Confession, die der vier Städte, zu überreichen, wie auch Zwingli eine solche an den Kaiser schickte. Sie unterschied sich wesentlich von den beiden anderen durch die Schroffheit, mit der sie in den controversen Punkten die evangelische Lehre der katholischen entgegenstellte.

Zu großem Erstaunen der Protestanten trat der Kaiser darauf hin nicht als Vermittler, sondern als Entscheider auf und somit nach ihrer Auffassung auf die Seite der Gegenpartei. Er ließ von katholischen Theologen, Eck, Cochläus, Wimpina, den berühmtesten wissenschaftlichen Bekämpfern der Reformation, eine sogenannte Refutation, Widerlegung der augsburgischen Confession, entwerfen, worin die Protestanten in einer Anzahl von Punkten des offenen Irrthums geziehen wurden. In diesen Punkten, erklärte der Kaiser, sollten die Unterzeichner der augsburgischen

Confession nachgeben, wo nicht, werde er gegen sie verfahren, wie es einem Kaiser und Vogt der römischen Kirche gezieme.

Doch die Protestanten ließen sich durch die kaiserlichen Drohungen nicht einschüchtern. Kurfürst Johann verdiente sich hier durch seinen schlichten Muth den Namen des Beständigen und hielt moralisch seine Partei zusammen, auch als alle weiteren Vermittelungsversuche fruchtlos blieben.

Die katholische Majorität setzte einen Reichsschluß durch, in welchem den Protestanten zu ihrer vollständigen Wiedervereinigung mit der Kirche eine Frist bis zum 15. April 1531 gestellt, ihnen bis dahin jede Neuerung untersagt, die früheren ihnen günstigen Reichsabschiede bis 1529 aufgehoben und, was das Gefährlichste war, wenn es durchgeführt werden konnte, die Reichsgerichte angewiesen wurden, gegen die Stände unnachsichtlich zu verfahren, die sich dem nicht fügen wollten, besonders aber gegen alle, welche den geistlichen Gütern und Stiften ihre Rechte und Einkommen schmälerten oder sich ihrer bemächtigt hätten. Die Protestanten überreichten noch eine Rechtfertigungsschrift, die sogenannte Apologie der augsburgischen Confession, doch der Kaiser nahm sie nicht einmal an, sondern erklärte, daß wenn sie sich innerhalb der gesetzten Frist nicht fügten, Gewalt gegen sie gebraucht werden solle. Nunmehr verschwanden bei allen protestantischen Ständen die Zweifel, ob jetzt der Fall der Nothwehr eingetreten sei.

So kam nach langwierigem und eifrigem Verhandeln im Frühling des Jahres 1531 ein Vertheidigungsbündniß zu Schmalkalden zu Stande. Es sollte ausdrücklich weder dem Rechte des Kaisers noch irgend eines andern Reichsstandes damit zu nahe getreten werden, sondern nur zur „Erhaltung des Evangeliums" dienen, wenn Gewalt zu seiner Unterdrückung gebraucht würde. Jeder wurde dazu eingeladen, der sich nicht offen für Zwingli erklärte. So ließ man auch die vier oberdeutschen Städte zu, die in Augsburg ein besonderes Bekenntniß übergeben hatten.

Der Bund bestand bald aus dem Kurfürsten Johann, dem Landgrafen Philipp, drei Herzogen von Braunschweig, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen von Mansfeld und eilf größeren Städten, meist Reichsstädten, doch waren auch Magdeburg und Braunschweig darunter. Einstweilen sollte er für sechs Jahre gelten. Seine Einrichtung war noch ganz unvollständig und wäre es jetzt zum Kriege gekommen, so hätte er als Bund wenig Widerstand leisten können. Auch die katholische Partei in Deutschland war mit dem Kaiser rasch wieder zerfallen. Er hatte endlich die Zeit für passend erachtet, wo er die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige und zu seinem Nachfolger im Reiche durchsetzen könnte. Wollte er seiner eigenen mühseligen Thätigkeit für die Größe seines Hauses einen sicheren Boden geben, so konnte es nur geschehen, wenn er auch über seinen Tod hinaus ihm die deutsche Krone erhielt. Wirklich fügten sich alle Kurfürsten, obwohl nicht mit freudigem Herzen, bis auf den einen sächsischen,

doch dessen Protestation wurde nicht geachtet und Ferdinand ward römischer König. Aber Herzog Wilhelm von Baiern hatte selbst ehrgeizige Pläne auf die deutsche Krone und wünschte jeden Anderen lieber als seinen übermächtigen Nachbarn, siegreichen Rivalen in Böhmen und sonstigen politischen Gegner Ferdinand in ihrem Besitze. Er wurde durch Ferdinand's Wahl so gereizt, daß er mit den Schmalkaldnern auf der einen Seite, mit Franz von Frankreich auf der andern Seite unterhandelte und auf gewisse Fälle sich ihnen verband. Sein Einfluß auf seine Partei war so groß, daß er einen Theil davon nicht gerade mit sich fort, aber doch von dem Kaiser abzog. Endlich drohte wieder eine neue Türkengefahr. Soliman dachte seine Niederlage vor Wien zu rächen und seine Rüstungen ließen das Aeußerste befürchten. Wieder einmal mußte die Reichshülfe schleunigst beansprucht werden oder Oesterreich war verloren. Aber die Protestanten erklärten, sie würden bei den offenkundigen feindseligen Absichten des Kaisers keine Hülfe bewilligen, ja die Möglichkeit schien nahe zu liegen, daß sich ein großer Bund zwischen allen Feinden des Hauses Habsburg bilden könnte, zwischen Frankreich, England, Dänemark, den Schmalkaldnern, Baiern und andern mißvergnügten Fürsten im Niederland, Zapolya und den Türken, eine bis dahin noch unerhörte Combination, die jedoch bald ernstlich versucht wurde.

Dies Alles war Ursache genug, weßhalb die angedrohten strengen Maßregeln gegen die Protestanten unterblieben. Karl und Ferdinand näherten sich ihnen sogar und wußten es in schlauberechneter Nachgiebigkeit so zu lenken, daß am 23. Juli 1532 auf einem Tage zu Nürnberg ein förmlicher Vergleich zu Stande kam, wonach bis zu einem Concil oder einhelligen Reichsschluß kein Reichsstand den andern der Religion halber beleidigen oder bekriegen solle. Alle kammergerichtlichen Processe wegen kirchlicher Angelegenheiten, der Hauptgegenstand der Besorgniß für die Protestanten, wurden aufgehoben und für die Zukunft die Annahme neuer verboten.

Zum Danke zeigten sich die Protestanten jetzt zu einer nachdrücklichen Türkenhülfe bereit. Alle thaten geflissentlich ein Uebriges, im Gegensatz zu der Art wie es sonst bei einem Reichsaufgebot herging. Besonders zeichneten sich die Reichsstädte aus, die in der Rüstung ihrer Truppen, in der Menge und Güte ihres Kriegsmaterials, vor Allem in ihrer trefflichen Artillerie ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen. So kam das schönste Heer zusammen, welches Deutschland seit Jahrhunderten aufgebracht hatte. Soliman hatte unterdessen Ungarn überschwemmt, war aber durch die Belagerung der kleinen Festung Günz lange aufgehalten und sehr geschwächt worden. Als das deutsche Heer bei Wien eintraf, kehrte er eiligst um, ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen. Damit war der Zweck des Feldzugs nach der Ansicht der meisten Reichsfürsten erreicht. Es war ihnen nicht damit gedient, ganz Ungarn für Ferdinand zu erobern, sie wollten nur die deutsche Grenze sichern und den Türken die Wiederkehr wenigstens für

die nächste Zeit verleiden. Deßhalb löste sich das Reichsheer zum größten Theil auf und nur der kleinere setzte mit den kaiserlichen Truppen den Krieg in Ungarn fort.

— — —

18. Die Wiedertäufer in Münster.

(Nach Wilh. Robertson, Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V. aus dem Englischen übersetzt von Jul. Aug. Remer.)

Die Wiedertäufer erhielten ihren Namen von ihrer, sie von andern Secten hauptsächlich unterscheidenden Lehre, daß das Sacrament der Taufe nicht Kindern, sondern nur erwachsenen Personen ertheilt werden könne, weßhalb sie alle, die zu ihrer Secte übertraten, von Neuem tauften. Sie erscheinen zum Theil als Reste früherer Secten oder politischer Parteien, wie sie denn namentlich ähnliche communistische Grundsätze befolgten, wie schon im Bauernkriege (s. S. 56) hervorgetreten waren. Sie behaupteten nämlich, unter Christen, welche die Lehre des Evangeliums zur Vorschrift und den Geist Gottes zum Führer hätten, sei eine Obrigkeit nicht allein nicht nothwendig, sondern als ein Eingriff in ihre geistliche Freiheit unerlaubt und gesetzwidrig; der aus der Geburt, dem Range oder den Gütern entstehende Unterschied sei dem Geiste des Evangeliums, der alle Menschen als gleich ansieht, zuwider und müsse deßwegen abgeschafft werden; alle Christen müßten alle ihre Güter in eine gemeinschaftliche Kasse zusammen werfen und in dem Stande der Gleichheit leben wie Glieder einer Familie; da weder die Gesetze der Natur, noch die Vorschriften des Evangeliums dem Menschen in Absicht auf die Zahl der Weiber, die er nehmen dürfte, einen Zwang anlegten, so könnte er eben die Freiheit gebrauchen, die Gott den Patriarchen gelassen hätte.

Zwei anabaptistische Propheten, Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem und Johann Bockold oder Beuckels, ein Schneider von Leyden, die von einem unsinnigen Eifer, Proselyten zu machen, angesteckt waren, schlugen ihren Sitz in Münster auf, einer der vornehmsten kaiserlichen freien Städte in Westfalen, die zwar unter der Oberhoheit ihres Bischofs stand, aber von ihrem eigenen Senat und Bürgermeistern regiert wurde. Wie es keinem von diesen beiden Schwärmern an den Talenten fehlte, die zu einem solchen Unternehmen nothwendig erfordert werden, nämlich an einem entschlossenen Muthe, dem Schein einer großen Heiligkeit, einem kühnen Vorgeben einer göttlichen Begeisterung und einer zuversichtlichen und überredenden Sprache, so gewannen sie in Kurzem viele Anhänger. Unter denselben war Rothman, der zuerst die Reformation in Münster gepredigt hatte, und Knipperdolling, ein

Bürger von gutem Herkommen und beträchtlichem Ansehen. Durch den Beitritt solcher Schüler aufgemuntert, lehrten sie ihre Meinungen öffentlich und machten, nicht zufrieden mit dieser Freiheit, verschiedene wiewohl vergebliche Versuche, von der Stadt selbst Meister zu werden. Da sie endlich insgeheim viele Anhänger aus den benachbarten Provinzen hatten kommen lassen, so setzten sie sich unvermuthet und bei Nacht in Besitz des Arsenals und des Rathhauses, liefen mit bloßen Schwertern und erschrecklichem Heulen durch die Stadt und schrieen eins ums andere: „thuet Buße und laßt euch taufen," und: „ziehet aus, ihr Gottlosen." Der Magistrat, die Domherren, der Adel und die vernünftigsten Bürger, Protestanten sowohl als Katholiken, flohen in großer Verwirrung, und ließen die Stadt unter der Herrschaft eines unsinnigen Pöbels, der meistentheils aus Ausländern bestand. Da nun nichts mehr vorhanden war, wodurch sie in Furcht oder in Schranken hätten gehalten werden können, so entwarfen sie einen neuen Plan einer Regierung und erwählten Knipperdolling und einen andern Proselyten zu Bürgermeistern. Matthias war indessen ihr einziger Regent, und gab in dem Stil und mit dem Ansehen eines Propheten alle seine Befehle, und auf den Ungehorsam gegen dieselben folgte sogleich die Todesstrafe. Er machte den Anfang damit, daß er den Pöbel aufwiegelte, die Kirchen zu plündern, und alle ihre Zierathen zu zerstören; darauf ließ er alle Bücher, ausgenommen die Bibel, als unnütz und gottlos verbrennen; die Ländereien derer, die aus der Stadt entwichen waren, wurden für verfallen erklärt, und sollten an Auswärtige verkauft werden; er befahl, jeder solle, was er an Gold, Silber und Kostbarkeiten besäße, herbringen und zu seinen Füßen legen. Die Reichthümer, die durch dieses Mittel zusammengebracht wurden, legte er in einer öffentlichen Schatzkammer nieder und ernannte Diakonen, die sie zu einem allgemeinen Gebrauch verwalten mußten. Da auf solche Art die Glieder seiner Republik allesammt einander vollkommen gleich gemacht waren, so befahl er, sie sollten alle gemeinschaftlich an öffentlich angerichteten Tafeln essen, und schrieb sogar das Essen vor, das ihnen jeden Tag aufgetragen werden sollte. Der Entwurf seiner Reformation war also ausgeführt, und nun ging seine erste Sorge auf die Vertheidigung der Stadt. Er errichtete ungeheure Magazine allerlei Art; verbesserte und erweiterte die Festungswerke; Jedermann, ohne Unterschied der Person, mußte mit daran arbeiten; er errichtete aus den Leuten, die zu Kriegsdiensten taugten, ordentliche Corps von Soldaten und bemühte sich den Ungestüm ihrer Begeisterung durch eine ordentliche Disciplin furchtbarer zu machen. Er sandte Boten an die Wiedertäufer in den Niederlanden und lud sie ein, sich in Münster zu versammeln, dem er den Namen des Berges Zion gab, damit von da aus alle Nationen des Erdbodens unter ihre Herrschaft gedemüthigt werden möchten.

Mittlerweile hatte der Bischof von Münster eine beträchtliche Armee zusammen gebracht, und rückte vor die Stadt, sie zu belagern. Bei

seiner Annäherung that Matthias an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft einen Ausfall, griff ein Quartier des bischöflichen Lagers an, brach durch die Verschanzungen ein und kehrte nach einem großen Gemetzel, mit Ruhm und Beute nach der Stadt zurück. Berauscht von diesem Glücke erschien er den folgenden Tag mit einem aufgehobenen Spieße in der Hand und erklärte, er wolle mit einer Handvoll Leute wie Gideon ausziehen und das Heer der Gottlosen schlagen. Dreißig Personen, die er namentlich aufrief, folgten ihm ohne Bedenken in diesem unsinnigen Unternehmen, stürzten als Rasende in den Feind und wurden sämmtlich niedergehauen. Der Tod ihres Propheten verursachte unter seinen Jüngern anfänglich große Bestürzung. Bald aber belebte Bockold, durch eben die Gaben und Ansprüche, durch welche Matthias so großes Ansehen gewonnen hatte, ihren Muth und ihre Hoffnung in einem so hohen Grade wieder, daß er ihm in einer vollkommenen und uneingeschränkten Herrschaft und Einrichtung aller ihrer Angelegenheiten folgte. Kurz nach dem Tode seines Vorgängers hatte er den Pöbel durch Weissagungen auf eine ganz außerordentliche Begebenheit vorbereitet. Darauf zog er sich nackend aus, lief durch die Straßen und schrie mit lauter Stimme: das Königreich Zion sei vor der Thür; alles Hohe auf Erden sollte erniedriget und alles Niedrige sollte erhöhet werden. Damit dies erfüllet würde, befahl er, die Kirchen als die höchsten Gebäude in der Stadt sollten geschleift und dem Boden gleich gemacht werden; setzte die Rathsherren, die Matthias ernannt hatte, ab; nahm dem Knipperdolling das Bürgermeisteramt, die höchste Würde dieser Republik, und befahl ihm, das Schimpflichste und Ehrloseste, den Dienst eines gemeinen Büttels, zu übernehmen. Anstatt der abgesetzten Rathsherren ernannte er zwölf Richter, nach der Zahl der Stämme Israels, die alle Angelegenheiten besorgen mußten, und für sich selbst behielt er eben die Gewalt, die Moses ehemals als Gesetzgeber dieses Volkes besessen hatte.

Inzwischen war er mit einer Gewalt und mit Titeln, die noch nicht die allerhöchsten waren, nicht zufrieden. Daher mußte ein Prophet, den er gewonnen und gestimmt hatte, das Volk zusammenrufen, und ihm sagen, es sei der Wille Gottes, daß Johann Bockold König zu Zion sein und auf dem Throne David's sitzen sollte. Johann kniete nieder, war dem himmlischen Rufe, der an ihn, wie er feierlich betheuerte, gleichfalls ergangen war, gehorsam und wurde von der betrogenen Menge alsobald als König erkannt und angenommen. Von dem Augenblicke an erschien er in einem königlichen Aufzuge. Er trug eine goldene Krone und die prächtigste und reichste Kleidung. Auf der einen Seite wurde ihm eine Bibel, und auf der anderen ein bloßes Schwert vorgetragen. Wenn er öffentlich erschien, war er mit einer zahlreichen Garde umgeben. Er ließ Münzen mit seinem eigenen Bildnisse prägen, und ernannte die hohen Beamten seines Hofstaats und Königreichs. Unter denselben ward Knipperdolling zum Gouverneur der Stadt, zur Belohnung für seine vorhergehende Unterwerfung, erhoben.

Da Bockold nunmehr zur höchsten Gewalt gestiegen war, fing er an, Leidenschaften blicken zu lassen, die er bisher im Zaum gehalten, oder wenigstens nur heimlich befriedigt hatte. Er stimmte also seine Propheten und Lehrer, daß sie dem Volke einige Tage nach einander von der Rechtmäßigkeit und selbst von der Nothwendigkeit, mehr als ein Weib zu nehmen, vorschwatzen mußten, welches ihrer Behauptung nach ein Vorrecht sei, das Gott seinen Heiligen vorbehalten hätte. Da nun ihre Ohren dieser frechen Lehre gewohnt, und ihre Leidenschaften mit der Hoffnung so unbegrenzter Wollüste entzündet waren, so gab er ihnen selbst ein Exempel von dem, was er einen Gebrauch der christlichen Freiheit nannte, und nahm mit einem Male drei Weiber, unter welchen die Wittwe seines Vorgängers Matthias, eine Person von ungemeiner Schönheit, war. Nach und nach vermehrte er die Zahl seiner Weiber dergestalt, daß sie sich endlich bis auf 14 oder 16 belief. Aber die Wittwe des Matthias war die einzige, die er des Titels einer Königin würdigte, und die den Glanz und die Pracht der königlichen Hoheit mit ihm theilte. Nach dem Beispiele seines Propheten überließ sich der große Haufe der ungezähmtesten und zügellosesten Wollust. Niemand war mit einem Weibe zufrieden: sich dieser christlichen Freiheit nicht zu bedienen, hieß ein Verbrechen. Mit der Vielweiberei wurde zugleich ihre unzertrennliche Gefährtin, die Freiheit der Ehescheidung, eine neue Quelle der Verderbniß eingeführt. Alle Ausschweifungen, deren die Leidenschaften der Menschen, wenn sie weder durch die Gewalt der Gesetze, noch durch das Gefühl des Anstandes zurückgehalten werden, fähig sind, wurden begangen; und durch eine ungeheure und fast unglaubliche Verbindung wurde Wollust mit Religion verknüpft, und die liederlichste Ruchlosigkeit begleiteten die Casteiungen einer fanatischen Andachtsübung.

Unterdessen waren die deutschen Fürsten über die Beschimpfung, die Bockold ihrer Würde durch seine stolze Anmaßung des königlichen Titels angethan, empört, und die unreinen Sitten seiner Anhänger, die ein Schandfleck des christlichen Namens waren, erfüllten Jedermann mit Abscheu. Luther, der gegen diesen schwärmerischen Geist gleich bei dessen Erscheinung geeifert hatte, klagte nunmehr bitterlich über seinen Fortgang. Er entlarvte diesen Betrug mit sehr bündigen Beweisen und einer sehr heftigen Schreibart, und rief alle Stände von Deutschland mit lauter Stimme auf, einem Unsinne Einhalt zu thun, der der Gesellschaft eben so schädlich als der Religion verderblich wäre. Der Kaiser war mit anderen Sorgen und Entwürfen beschäftigt, und hatte nicht Muße genug, auf einen so entfernten Gegenstand zu denken. Aber die Reichsfürsten, die der römische König zusammen berief, bewilligten Mannschaft und Gelder, um den Bischof von Münster, der nicht im Stande war, eine hinlängliche Armee zu erhalten, und deswegen die Belagerung der Stadt in eine Blocade verwandelt hatte, zu unterstützen. Ungeachtet der klugen Anstalten ihres Königs, für ihren Unterhalt zu sorgen und seiner regelmäßigen und genauen Sparsamkeit bei dem öffent-

lichen Tisch, fingen sie an, den herannahenden Hunger zu fühlen. Verschiedene kleine Haufen ihrer Brüder, die zu ihrem Beistande aus den Niederlanden anrückten, wurden aufgefangen und in Stücke gehauen, und da ganz Deutschland bereit stand, sich gegen sie zu verbinden, so hatten sie nicht die geringste Hoffnung zur Hülfe. Einer von den Weibern des Königs war ein Wort entfallen, das einiger Maßen zu verstehen gab, als ob sie an seiner göttlichen Sendung zweifelte. Sogleich rief er alle übrigen zusammen, befahl der Gotteslästerin, so nannte er sie, niederzuknieen, und schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab. Die übrigen ließen über diese grausame Unthat so wenig Abscheu blicken, daß sie vielmehr zugleich mit ihm mit einer rasenden Freude um den blutenden Leichnam ihrer Gespielin hertanzten.

Inzwischen standen die Belagerten die äußerste Hungersnoth aus. Aber sie ertrugen lieber Drangsale, deren Beschreibung die Menschlichkeit empört, als daß sie eine Capitulation angenommen hätten, die ihnen von dem Bischof angeboten wurde. Endlich gab ein Ueberläufer dem Feinde Nachricht von einer schwachen Stelle der Befestigungswerke, die er bemerkt hatte, versicherte die Belagerten, die von Hunger und Strapazen abgemergelt wären, hielten daselbst sehr wenig Wache und erbot sich bei Nacht eine Partei dahin zu führen. Der Vorschlag wurde angenommen, und eine auserlesene Mannschaft mußte dem Ausreißer folgen. Sie kletterten unbemerkt über die Mauern, machten sich Meister von einem Thore und ließen die übrige Armee hinein. Die Wiedertäufer wurden überrumpelt, aber sie wehrten sich auf dem Marktplatze mit einem Muthe, den die Verzweiflung verdoppelte. Uebermannt indessen von der Menge, und von allen Seiten umgeben, wurden die meisten erschlagen und die übrigen gefangen genommen. Unter den letzteren war der König und Knipperdolling. Jener wurde in Ketten gelegt, von einer Stadt zur andern dem Volke zum Schauspiel herumgeführt und jeder Beschimpfung ausgesetzt. Endlich wurde er nach Münster, dem Schauplatz seiner königlichen Würde und seiner Verbrechen zurückgeführt und mit den ausgesuchtesten und langwierigsten Martern zu Tode gequält. Er ertrug sie sämmtlich mit einer erstaunlichen Standhaftigkeit.

Eben so starben seine Genossen Knipperdolling und Krechting, indem sie, nach stundenlanger Marter mit glühenden Zangen, mit einem glühenden Dolche vollends getödtet wurden. Ihre Leichname wurden in drei eisernen Käfigen aufgehängt und der Verwesung preisgegeben, zum Schrecken für alle, die auf ähnlichen Wegen zu wandeln Lust verspüren könnten.

19. Die Reformation in der französischen Schweiz. Calvin.

(Nach Heinr. Leo, Universalgeschichte.)

Johann Calvin (Jean Caulvin) war zu Noyon in der Picardie 1509 geboren, Sohn des Secretairs des Bisthums, Gerard Caulvin, Enkel eines Böttchers im benachbarten Dorfe le Pont l'Evèque. Er war von Jugend auf von ausgezeichneten Gaben, und ward (namentlich von der frommen Mutter) sehr gottesfürchtig erzogen. Mit den Söhnen der Familie de Mommor bezog er die hohe Schule zu Paris, um Theologie zu studiren, und erhielt bereits in seinem 18. Jahre die Pfarrei in Pont l'Evèque. Diese Stelle jedoch gab er auf und entschloß sich, die Rechtswissenschaft zu studiren; er besuchte nun außer Paris auch die Universitäten von Orleans und Bourges. Am letzteren Orte lernte er den Melchior Wolmar aus Rothweil kennen, der ihn Griechisch lehrte und ihn schon sehr der Reformation geneigt machte. Von Deutschland aus hatten sich die Gedanken der Reformation schon vielfach in Frankreich verbreitet und ergriffen bald Calvin mit aller Gewalt, so daß er 1532 seine juristischen Studien wieder aufgab, und trotz der Verfolgungen, welche damals die Evangelischen in Frankreich erfuhren, entschieden als Verbreiter der evangelischen Lehren auftrat. Er ließ damals sein erstes Werk, einen Commentar zu Seneca's Büchern de clementia drucken. Nicht lange nachher arbeitete er für den neuerwählten Rector der Sorbonne, Nicolas Cop aus Basel, eine Rede zum Feste Allerheiligen aus, in welcher er vom Evangelium und von der Rechtfertigung durch den Glauben sprach. Cop las die Rede ab, erfuhr aber so üble Folgen davon, daß er nach Basel fliehen mußte, und auch Calvin mußte sich durch die Flucht retten. Er ging nach der Landschaft Saintonge, dann nach Nerac an den Hof des Königs von Navarra, wo er den 95jährigen Jacques le Fevre d'Estaples (Faber Stapulensis) traf, den Erzieher der Kinder des Königs, der von 1523 bis 1530 die ganze Bibel französisch übersetzt und vielfach zur Pflanzung der neuen Lehre in Frankreich gewirkt hatte. Trotz der vielen drohenden Gefahren gab er 1534 sein Werk über den Seelenschlaf (psychopannychia) zu Orleans heraus; dann aber wich er und kam 1535 nach Basel, wo er noch unter Wolfgang Capito die hebräische Sprache studirte.

Bald zeigte es sich, daß Calvin nicht bloß für Frankreich, sondern auch für die Schweiz, für die protestantische Welt in ihrem weitesten Umfange einer der bedeutendsten Männer werden sollte, denn als Franz I. von Frankreich, um den Makel seiner Beziehungen zu dem ketzerischen Heinrich VIII. von England, zu den Lutheranern und sogar zu dem Sultan aufzuwiegen, in Frankreich härtere, systematischere Verfolgungen über die Protestanten verhängte, gab Calvin nun das Werk, welches eines der festesten Fundamente des Protestantismus ward, die christianae religionis institutio (August 1535) zu Basel heraus und

dedicirte sie dem König Franz, den er durch die Zuschrift zu Gunsten des Protestantismus umzustimmen suchte.

Damals (seit 1532) hatte Guillaume de Farel aus Gap im Delphinat, ein Schüler le Fevre's, in der burgundischen Reichsstadt Genf der protestantischen Lehre Eingang verschafft. Die Annahme der Reformation führte Genf mit dem Schirmvogt des dasigen Bisthums, mit dem Herzoge von Savoyen, der es 1536 belagerte, in Krieg; da wendeten sich die Genfer um Hülfe nach Neuenburg und Bern und die Berner halfen nicht nur durch einen Heereszug unter Hans Nägeli, sondern eroberten auch das Bisthum Lausanne gegen Savoyen und dessen Verbündete und zogen des geflohenen Bischofs Einkünfte und Gerichte an sich. Am 7. August schlossen Bern und Genf ein 25jähriges Burgrecht, welches die Reformation in Genf und im Waadtland feststellte.

Als Calvin nach Genf kam und weiter ziehen wollte, da die engen Verhältnisse Genfs seiner Weiterbildung nicht förderlich zu sein schienen, drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, der ihn treffen müsse, weil er nicht Gottes, sondern seine Ehre suche. Dieser Vorwurf hielt Calvin fest; er ward Prediger und Lehrer der Theologie in Genf, und bildete hier mit Farel, Viret und de Beze einen Freundesbund, der den Grund für die reformirte Kirche in den französisch redenden Ländern legte. Die Bürger beschworen das neue Glaubensbekenntniß, und wer dem Bekenntnisse nicht beitrat, verlor sein Bürgerrecht. Die sittlichen Forderungen Farel's und Calvin's, als sie dieselben streng durchzuführen suchten, vereinigten in Genf alle lockeren, sinnlichen Naturen zu einer Oppositionspartei; die Parteiung brachte Unruhe; die damit verbundene politische Aufregung machte auch ernstere besorgt und den Predigern abgeneigt. Die Folge war, daß die Behörden diese unabhängige geistliche Gewalt nicht dulden wollten, und Calvin nebst Farel verurtheilten, innerhalb dreier Tage Genf zu verlassen. Sie gingen über Zürich und Basel, letzterer nach Neufchatel, wo er Prediger ward; ersterer als Prediger der französischen Gemeinde nach Straßburg. Von Straßburg aus reis'te Calvin zu Besprechungen mit den deutschen Protestanten (unter denen ihm Melanchthon der wertheste war), nach Frankfurt, Hagenau und Worms, sogar nach Regensburg. Inzwischen war in Genf die Sehnsucht nach Calvin immer höher gewachsen; einer seiner hauptsächlichsten Gegner, des Aufruhrs überwiesen, brach auf der Flucht den Hals; ein zweiter war wegen Mordes enthauptet worden; zwei mußten wegen Verraths gegen die Stadt diese meiden. Dringende Botschaft lud 1540 Calvin zur Rückkehr ein; er kehrte nun zurück, und mit ihm derselbe sittlich-ernste Geist, der früher Grund zu seiner Vertreibung geworden war.

Hinsichtlich der Abendmahlslehre erklärte er sich so, daß er Luther bei weitem näher stand als Zwingli, und seine Anhänger sich nachher wohl in Deutschland der veränderten augsburgischen Confession vielfach anschließen konnten. Luther nahm an, der wahre Leib Christi werde mit dem Brode vereinigt genossen, so daß zwar das Brod selbst nicht

verwandelt werde, sondern Brod bleibe, aber zugleich den wahren Leib enthalte, der mit, in und unter dem Brode dem Genießenden, also auch dem Nichtgläubigen, gereicht werde; während Calvin lehrte, daß der Leib Christi gleichzeitig mit dem Brode, aber nicht in dem Brode, sondern so genossen werde, daß die Seele des Christen zugleich geistig mit dem Leibe Christi gespeiset werde, wenn der Mund das Brod empfange. Das Brod blieb dieser Auffassung zufolge immer bloß ein Zeichen; ein Zeichen, das auf den, welcher nicht daran glaube, dessen Seele also nicht zugleich auch gespeis't ward, keine Wirkung hätte. Calvin's Anhänger galten in Frankreich, so wie Calvin selbst, für Lutheraner, bis wenige Jahre vor Calvin's Tode seine Anhänger (de Beze an ihrer Spitze) in dem Religionsgespräche zu Poissy (1561) sich doch ganz gegen die Transsubstantiation, auch gegen das, was davon in Luther's Fassung übrig blieb, erklärten, von welcher Zeit an dann der Name Calvinisten in Gang kam. — Calvin starb am 27. Mai 1564.

---

20. Die Kirchenversammlung in Trient.

(Nach Joh. Jos. Ignaz Döllinger, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte.)

Noch niemals war das Verlangen nach einem ökumenischen Concilium allgemeiner und nachdrücklicher ausgesprochen worden, als im Anfange des 16. Jahrhunderts. Fürsten und Völker erwarteten von ihm, daß es einerseits den vielfältigen Mißbräuchen, welche die Kirche entstellten, abhelfe, andererseits dem raschen und gewaltigen Umsichgreifen der neuen Lehren ein Ziel setze. Unter Clemens VII. hinderten die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. die Berufung des Conciliums, und, wie es scheint, war dieser Papst überhaupt demselben abgeneigt; aber sein Nachfolger, Paul III., erkannte gleich im Anfange seines Pontificats die Nothwendigkeit einer Kirchenversammlung öffentlich an, und setzte eine Congregation von Cardinälen nieder, welche sich mit den Anstalten dazu beschäftigen sollte. Die Convocations-Bulle, welche 1536 erschien, bestimmte Mantua als den Versammlungsort und den Anfang auf den Mai des folgenden Jahres. Allein die Protestanten weigerten sich, an dem Concilium Antheil zu nehmen, hauptsächlich weil Mantua zu fern und unsicher sei; und da auch der Herzog von Mantua Schwierigkeiten machte, so sah sich der Papst genöthigt, die Eröffnung zu verschieben. Der päpstliche Legat schlug auf dem Reichstage zu Speyer 1542 die nahe an Deutschland und Italien gelegene, auch zu den österreichischen Landen gehörige Stadt Trient vor, welche die katholischen Fürsten annahmen, und am 22. Mai erschien die Indictions-Bulle, worin der Anfang der Synode auf den 1. November festgesetzt war, und besonders die deutschen Prälaten und Fürsten auf die Nothwendigkeit ihrer Gegenwart aufmerksam gemacht wurden. Unterdeß

brach der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich wieder aus, zu Trient erschienen nur wenige Prälaten, die sich wieder zerstreuten; dem Papste blieb daher nichts anderes übrig, als seine Legaten wieder zurückzurufen, das Concilium zu suspendiren und zu versprechen, daß es, sobald die Zeiten ruhiger geworden, wieder aufgenommen werden solle. Auch war der Friede zu Crespy kaum geschlossen, als Paul mit größter Sorgfalt wieder an der Eröffnung der Synode arbeitete, die auch endlich am 13. December 1545 Statt fand. Nebst drei päpstlichen Legaten waren 4 Erzbischöfe, 22 Bischöfe, 5 Ordensgenerale und die Gesandten des Kaisers und des römischen Königs anwesend. Es war eine zweckmäßige, auch schon auf früheren Concilien getroffene Einrichtung, daß jeder Session die Congregationen vorhergingen, in welchen die eigentlichen Verhandlungen Statt fanden; auf mehrere Particularcongregationen folgte denn immer noch eine Generalcongregation, in welcher das Decret als Resultat der Verhandlungen verfaßt, und hierauf in der Sitzung feierlich verkündigt wurde. Es wurde ferner entschieden, daß nicht, wie zu Constanz, nach Nationen, sondern wie früher, stets wieder nach Personen gestimmt werden solle.

Nachdem man in der dritten Sitzung durch die Vorlesung des nicänischen Symbolums den Grund des Glaubens gelegt, der durch die folgenden dogmatischen Decrete nur erläutert und entwickelt werden sollte, so wurden in der 4., auf der schon 5 Cardinäle, 19 Erzbischöfe, 42 Bischöfe zugegen waren, zwei sehr wichtige Decrete angenommen. In dem ersten wurde ausgesprochen, daß das Concilium nicht nur alle Bücher des alten und neuen Testamentes, sondern auch die Traditionen über den Glauben und die Sitten, welche in der Kirche durch ununterbrochene Succession erhalten worden seien, mit gleicher Ehrfurcht annehme. In dem 2. Decrete wurde bestimmt, daß die alte lateinische Uebersetzung, die unter dem Namen der Vulgata durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte in der Kirche bewährt worden, bei öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen als authentisch (d. h. nichts wider den Glauben und die Sitten enthaltend) angenommen werde, und Niemand sie unter irgend einem Vorwand verwerfe.

In der 5. Sitzung wurde das Dogma von der Erbsünde auseinandergesetzt. In der 6. Sitzung wurde das wichtige und ausführliche, mit der größten Sorgfalt vorbereitete Decret von der Rechtfertigung kund gemacht; in 33 beigefügten Canones waren die neuen Lehren darüber verworfen. Der Gegenstand der 7. Sitzung war die Lehre von den Sacramenten im Allgemeinen, und von der Taufe und Confirmation im Besondern.

Unterdeß verbreitete sich zu Trient das Gerücht von einer ansteckenden Krankheit, welche unter den Einwohnern sich zu zeigen anfange; die Aerzte, befragt, erklärten, daß das Uebel allerdings die Symptome der Pest habe, und der Aufenthalt daher für die Väter unsicher sei, worauf die Legaten in der 8. Sitzung die Verlegung des Conciliums nach Bologna in Vorschlag brachten; 36 Bischöfe stimmten dafür, aber

der Cardinal Pacheco und 15 Bischöfe, Unterthanen des Kaisers, widersetzten sich nachdrücklich, und blieben auch auf Befehl ihres Monarchen, als die Uebrigen nach Bologna abreisten, zu Trient zurück, ohne jedoch irgend einen Synodalact vorzunehmen. Aber auch die Versammlung zu Bologna unternahm nichts von Wichtigkeit, es wurden zwar zwei Sitzungen gehalten, die 9. und 10., man verschob aber alle Verhandlungen bis die Zurückgebliebenen nachgefolgt sein würden. Am 1. Mai 1551 wurde das Concilium wieder zu Trient mit der 11. Sitzung eröffnet, aber Heinrich II., König von Frankreich, mit dem Papste und dem Kaiser wegen des von ihm beschützten Herzogs von Parma in Krieg verwickelt, verbot seinen Bischöfen, dahin zu gehen, und ließ durch seinen Gesandten Amyot in der 12. Sitzung erklären, daß er es nicht als ökumenisches anerkennen werde. Indeß wurde die 13. Sitzung gehalten, in welcher das Decret nebst den Canones über die Eucharistie verkündigt wurde. In der 14. Sitzung wurden die Decrete und Canones über die Sacramente der Buße und letzten Oelung verlesen.

Unterdeß kamen die Gesandten des Herzogs von Württemberg, des Kurfürsten von Sachsen, und einiger protestantischen Städte zu Trient an, und begehrten freies Geleit für ihre Theologen; die sächsischen Gesandten wurden in einer Generalcongregation vorgelassen, und da man die Ankunft ihrer Theologen erwarten wollte, so wurde in der 15. Sitzung ein Decret verlesen, welches die Entscheidung über die seit der letzten Sitzung verhandelten Gegenstände verschob. Allein die Protestanten waren mit dem erhaltenen Geleitsbrief unzufrieden; nach ihrem Begehren hätte in denselben eingerückt werden sollen, daß ihren Theologen eine entscheidende Stimme bewilligt werde, daß man die früher entschiedenen Gegenstände von Neuem untersuchen wolle, daß die heilige Schrift allein in Glaubenssachen Richterin sein solle, daß der Papst sich dem Concilium unterwerfe und die Bischöfe von dem ihm geleisteten Eide entbinde. Bald nahmen aber alle Verhandlungen ein Ende; der Krieg des Kurfürsten Moritz mit dem Kaiser brach aus, seine Truppen besetzten die tiroler Pässe, viele Bischöfe, einen Ueberfall befürchtend, verließen hierauf Trient, und in der 16. Sitzung am 21. April 1552 wurde die Suspension des Conciliums, ohngeachtet der Protestation von 12 spanischen Bischöfen, beschlossen.

Neun Jahre dauerte diese Unterbrechung; erst Papst Pius IV. berief das Concilium 1561 von Neuem, und am 18. Januar 1562 ward es zum dritten Male eröffnet; schon in der 17. Sitzung waren 112 Prälaten zugegen; doch geschah in dieser und in den 3 folgenden noch nichts Wichtiges, denn man erwartete noch die Bischöfe anderer Nationen.

Nachdem in den 4 folgenden Sitzungen sowohl die Glaubenslehre über das Abendmahl, das Meßopfer, die Priesterweihe, die Ehe verkündet, als auch wichtige Bestimmungen über die kirchliche Disciplin getroffen worden, war der Wunsch, das Concilium, welches bereits 18 Jahre (mit Unterbrechungen) gedauert hatte, beendigt zu sehen, allgemein.

Daher war die 25. Sitzung die letzte, ihre Decrete betrafen die Lehre vom Reinigungszustande nach dem Tode, die Verehrung der Heiligen, die Ablässe u. s. w. Von zwei in dieser Sitzung bekannt gemachten Reformations-Decreten betraf das eine die Ordensgeistlichen und Klöster, das andere die Excommunication. Endlich wurden noch einmal alle verfaßte Decrete vorgelesen. Alle Väter, 255 an der Zahl, unterschrieben die Acten der Synode und Pius IV. bestätigte die Beschlüsse 1564.

Das ökumenische Concilium von Trient ist unstreitig die wichtigste und segensreichste Begebenheit in der neueren Geschichte der katholischen Kirche. Wir verdanken demselben eine Reihe vortrefflicher Verordnungen und wohlthätiger Einrichtungen, durch welche die verfallene kirchliche Disciplin hergestellt, viele Mißbräuche aufgehoben und eine bessere Ordnung im Clerus eingeführt wurde; und noch weit größer wäre der Segen geworden, den diese gotterleuchtete Synode verbreitete, wenn ihre Vorschriften allgemeiner angenommen und sorgfältiger befolgt worden wären. Die Glaubensentscheidungen sind mit bewunderswürdiger Klarheit, Präcision und Weisheit abgefaßt; die Katholiken wurden dadurch in ihrem Glauben befestigt, und wenn es der Synode nicht gelang, die Abgefallenen zum Glauben und zur Gemeinschaft der Kirche zurückzuführen, so theilt sie dieses Schicksal mit allen früheren Synoden.

21. Die Stiftung der Gesellschaft Jesu.

(Nach Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen.)

Die älteren Mönchsorden hatten der Kirche in ihrer durch die Reformation herbeigeführten Bedrängniß nicht viel geholfen. Daher sah die Curie es gern, daß sich neue Orden mit veränderter, dem Bedürfniß der Zeiten entsprechender Rüstung und Streitweise bildeten. Dergleichen waren die 1524 in Rom zusammengetretenen und von dem Cardinal Caraffa (nachmaligem Papste Paul IV.) besonders begünstigten Theatiner; die 1535 in Mailand gestifteten Barnabiten; die Somasker; die Väter des Oratoriums und andere. Diese Ordensgesellschaften sollten dem öffentlichen Gottesdienste sein altes Ansehen wieder verschaffen, den häufigen Gebrauch der Sacramente der Buße und des Abendmahls empfehlen, oft und erbaulich predigen, Kranke besuchen, Verbrecher zum Richtplatze begleiten, und sich besonders angelegen sein lassen, durch Lehre und Beispiel dem Eingange des Protestantismus entgegen zu wirken.

Aber der Ruf und Erfolg dieser aller wurde durch die Gesellschaft Jesu verdunkelt.

Ein spanischer Edelmann, Don Inigo oder Ignatius von Loyola, war der Stifter derselben. Nach einer schweren Verwundung bei der Vertheidigung von Pampeluna gegen die Franzosen 1521 längere Zeit

ans Bett gefesselt, wurde er durch Lesung von Geschichten der Heiligen und durch daran geknüpfte fromme Betrachtungen mit Begeisterung für die kirchlichen Ideen und mit dem Wunsche erfüllt, den Glaubenshelden früherer Jahrhunderte an die Seite zu treten. Nachdem ein Versuch, diesen Wunsch durch Bekehrung der Mohammedaner in Palästina zu verwirklichen, fehlgeschlagen war, faßte er den Gedanken, eine geistliche Gesellschaft zu errichten, welche der Kirche in ihren, durch den Unglauben der Christen herbeigeführten Bedrängnissen beistehen sollte und begab sich, um vorher die Mängel seiner früheren Bildung zu ergänzen, zuerst nach Barcelona, dann nach Paris. Mit großer Willensstärke unterzog er sich, obwohl schon im Mannesalter, der schweren Mühe, die Bahn der Studien von ihren ersten Anfängen an zu durchlaufen. Im J. 1534 erlangte er die philosophische Magisterwürde, verlor aber sein eigentliches Ziel nie aus den Augen. Es gelang ihm, Freunde unter seinen Studiengenossen zu finden, welche sich seine Begeisterung mittheilen ließen. Am 16. August 1534 versammelten sich fünf derselben mit ihm in der Kirche des Nonnenklosters auf dem Montmartre bei Paris und gelobten einander, nach Empfange des Sacramentes allen weltlichen Gütern zu entsagen, um allein dem Besten der Kirche zu leben, ihren Plan aber dem Papste vorzulegen, damit dieser denselben genehmigen und sich ihrer nach seinem Gefallen bedienen möge.

Dieser Plan bestand im Allgemeinen darin, die vereinzelten Kräfte der kirchlich Gesinnten in einem Bunde zu vereinigen, und durch denselben das Lehr- und Verfassungswesen der alten Kirche sicher zu stellen, zu erweitern und zu befestigen. Als Mittel zur Verwirklichung desselben sollte zunächst folgerechte, dem kirchlichen Sinne förderſame Erziehung und Unterweisung der Jugend, erbauliche Einrichtung des Gottesdienstes und eifrige Pflege der Seelsorge dienen, der Erfolg aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, daß tüchtige Männer sich geneigt fänden, in die Gesellschaft zu treten, sondern dieselbe sich selbst ihre Mitglieder bilden, und zu diesem Behufe zugleich eine Erziehungs- und Lehranstalt sein, in welcher die Jugend aller Stände versammelt, nach einem bestimmten Plane unterwiesen, und nach Maßgabe ihrer Talente und Verhältnisse entweder der Welt zurückgegeben oder für die Dienste des Ordens gewonnen und zur Mitgliedschaft vorbereitet würde.

Nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich und Oberitalien kam Ignatius 1537 nach Rom. Als Papst Paul III. den Plan des neuen Instituts gelesen hatte, rief er aus: Das ist Gottes Finger! Indeß wurde die Prüfung desselben dem Cardinal Contareni übertragen. Anfänglich äußerten einige Mitglieder des Cardinal-Collegiums die Meinung, die Kirche habe der Mönchsgesellschaften genug, und es sei gerathener, die alten zu bessern, als deren neue zu stiften. Aber der günstige Bericht Contareni's und der entschiedene Beifall des Papstes brachte diese Opponenten gar bald zum Schweigen, und im September 1540 wurde die neue Gesellschaft Jesu von Paul III. durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae bestätigt. Nach dem von Lojola übergebenen und

7*

in die päpstliche Urkunde aufgenommenen Entwurfe sollte dieselbe vornehmlich „auf das Wachsthum der Seelen im christlichen Leben und Glauben", auf die Fortpflanzung der Religion durch öffentliche Predigten, durch geistliche Uebungen, Werke der Liebe, Unterricht der Knaben und Ungelehrten im Christenthum, auf Beichthören und geistlichen Trost bedacht sein. Kurz vor seinem Tode erweiterte Papst Paul III. die Vorrechte der Gesellschaft. Sie wurde von der Gerichtsbarkeit und Aufsicht der Bischöfe befreit und unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles genommen, ihren Vorstehern und Priestern erlaubt, überall Bethäuser zu haben, und in denselben oder an andern schicklichen Orten öffentlich Messe zu lesen, auch während eines Interdicts, wofern sie nur nicht selbst zu demselben Anlaß gegeben. Mit Erlaubniß ihres Generals sollten die Jesuiten auch in den Ländern der Schismatiker und Ungläubigen sich aufhalten, mit ihnen umgehen und von ihnen Lebensbedürfnisse empfangen dürfen; sie sollten nicht verbunden sein, sich zu Revisionen der Klöster, zu Diensten der Inquisition und dergleichen gebrauchen zu lassen; von ihren Gütern nicht den geringsten Zehnten oder andere Gebühren bezahlen; alle ihnen geschenkten Häuser, Collegien, Kirchen und Güter sogleich als vom apostolischen Stuhle bestätigt angesehen werden. Ohne alle Erlaubniß eines Andern, sollte der General öffentliche Lehrer der Theologie und anderer Wissenschaften bestellen dürfen. Endlich sollten Jesuiten, welche sich in entfernten Ländern der Ungläubigen aufhielten, das Recht haben, ihre Beichtenden nach auferlegter Büßung von allen Sünden loszusprechen, über verbotene Ehen zu dispensiren und überhaupt die Stelle eines katholischen Bischofs zu vertreten, wenn sich keiner in der Nähe befände.

Bei diesen den Jesuiten ertheilten Bevorrechtungen ging der römische Hof von dem Gesichtspunkte aus, daß die erschütterten Verhältnisse der Kirche nicht durch die, für den ruhigen Bestand derselben angesetzten Behörden, sondern durch außerordentliche Bevollmächtigte wieder in Ordnung gebracht werden müßten, ein Verfahren, welches weltliche Regenten und Staatsführer, in alten wie in neuen Zeiten, oft genug in Anwendung gebracht haben, welches aber denen, die mit solcher Vollmacht versehen worden sind, außer dem Hasse der Opposition, gegen welche sie gebraucht wurden, gewöhnlich auch die Abneigung der ordentlichen Behörden und ihrer Mitglieder, so redlich dieselben es auch mit der Staatsgewalt meinen mochten, in reichem Maße eingetragen hat. Sowohl die Bischöfe als die andern Mönchsorden empfanden es äußerst übel, daß ihre Wirksamkeit für ungenügend erklärt ward, und ließen die neuen Günstlinge und Werkzeuge des heiligen Stuhles ihren Unmuth entgelten. Die Protestanten erkannten und haßten in den Jesuiten ihre gefährlichsten Gegner. Das Bestreben, die Völker theils durch gewaltsame, theils durch klug ersonnene Maßregeln unter den Gehorsam der Kirche zurück zu führen, erschien begreiflicher Weise denen in einem ganz anderen Lichte, welche in diesem Gehorsam ein unerträgliches Joch für die Gewissen verabscheuten, als denen, welche in demselben die

unerläßliche Bedingung des ewigen Heiles verehrten. So viel ist gewiß, daß dieser Männerbund, welcher der Kirche des Abendlandes zur Zeit ihrer größten Bedrängniß rettend zur Seite trat, derselben zwei Drittheile Europa's erhielt und ihr jenseits der Meere durch Glaubensboten und Martyrer mehr Anhänger, als sie diesseits verloren, erwarb.

22. Der Schmalkaldische Krieg. Moritz von Sachsen.

(Nach C. W. Böttiger, Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen, und Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem zu Crespy (18. Sept.) 1544 mit Frankreich der Friede abgeschlossen war (s. S. 76), suchte Karl V. vor Allem die endlosen, ihn an jeder auswärtigen Unternehmung hindernden deutschen Religionsstreitigkeiten beizulegen. Deßhalb drang er in den Papst, das (1542 wieder auseinander gegangene oder noch nicht förmlich eröffnete) Concilium zu Trient in Gang zu bringen, und in die Protestanten, dasselbe zu beschicken.

Da jedoch die Protestanten die Theilnahme an dem 1545 eröffneten Concilium in Trient verweigerten, so berief der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg. Aber auch hier erschienen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, und Philipp, Landgraf von Hessen, gegen des Kaisers ausdrücklichen Wunsch nicht in Person, wohl aber der Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg (fränkischer Linie). Während hier die Katholiken der Meinung waren, man müsse den Religionsstreit ganz dem Concilium überlassen und der Kaiser solle die Protestanten zwingen, sich dessen Aussprüchen zu unterwerfen, verlangten die Protestanten einen Religionsvergleich im Wege eines deutschen Concils.

Darauf ließ sich der Kaiser nicht ein, sondern warb ein Heer in den Niederlanden und forderte den Papst auf, das ihm versprochene Contingent zu stellen. Auf die Anfrage der Protestanten, was die Rüstungen bedeuteten, ertheilte er eine unbestimmte Antwort, daß er die Erhaltung des Friedens suche, daß er aber auch gegen die Ungehorsamen sein kaiserliches Ansehen zu gebrauchen und nach dem Rechte zu verfahren entschlossen sei. So rettete er den Schein, als gelte es nur der politischen Partei des Schmalkaldischen Bundes, nicht aber der Religion, und so traten selbst Protestanten, wie die brandenburgischen Markgrafen und Moritz von Sachsen, auf seine Seite. Aber in einer Bulle des Papstes ward die Ausrottung der neuen Lehre deutlich genug als Zweck der ganzen Unternehmung ausgesprochen. Dies regte nun

den Religionseifer der Protestanten aus seinem Schlummer auf, und weit mehr Krieger als die Werbungen der Fürsten führte diese Erklärung des Papstes den Verbündeten zu.

Die Rüstungen der Protestanten veranlaßten den Kaiser, über die beiden Bundeshäupter die Reichsacht auszusprechen, weil sie „Fürsten (den Herzog Heinrich von Braunschweig) und Bischöfe verjagt, geistliche Stifter eingezogen, fremdes Gut mit Beschlag belegt, jeden Rechtsgang verworfen, Verschwörungen gegen ihn angezettelt und Verträge mit fremden Mächten geschlossen hätten“.

Die günstige Gelegenheit, den Kaiser mit seinen 8700 Mann in Regensburg einzuschließen, ließ man vorübergehen, so daß dieser die aus Italien und den Niederlanden erwarteten Truppen ohne Hinderniß heranziehen und bald die Offensive ergreifen konnte. Die Schmalkaldischen Verbündeten, obwohl ihr Heer allmählich auf 80,000 Fußgänger, 10,000 Reiter und 100 Kanonen gestiegen sein soll, wichen unter beständigen Verlusten aus Süddeutschland zurück. Es war vor allzu vielem Rathe oft eine volle Rathlosigkeit, und ein Theil des Unglücks rührte unstreitig von dem doppelten Kriegsbefehle und dem vielköpfigen Kriegsrathe her. Dazu kam, daß König Ferdinand, weil jetzt die Türkengefahr beseitigt war, Ende October mit seinen Ungarn, Böhmen und Schlesiern in das Kurfürstenthum Sachsen einrückte und auch Moritz einen Theil desselben besetzte — angeblich, um den Böhmen zuvor zu kommen! Nun war für den Kurfürsten kein Bleiben mehr, er eilte in sein Kurfürstenthum zurück, um dieses wieder zu erobern, und auch der Landgraf ging nach Hause; ganz Oberdeutschland unterwarf sich dem Kaiser. Da Moritz seine Truppen schon in die Winterquartiere gelegt hatte, so war es dem Kurfürsten ein Leichtes, nicht allein sein eigenes Land wieder zu gewinnen, sondern er eroberte auch das seines Gegners Moritz größtentheils und bedrohte selbst Böhmen.

Der Kaiser, den damals (1547) der Tod von zwei ehemaligen Feinden, Heinrich VIII. († 28. Jan.) und Franz I. († 31. März), befreit hatte, drang Anfangs April mit einem kleinen, aber ausgesuchten Heere durch die Oberpfalz nach Böhmen vor, verstärkte sich hier mit den Truppen seines Bruders und Moritzens und rückte in Sachsen ein. Er plünderte Alt-Dresden (die jetzige Neustadt) und stieß am 24. April auf den Kurfürsten bei Mühlberg an der Elbe. Es war ein Sonntag und der Kurfürst hörte eben die Predigt, während die kaiserliche Reiterei durch eine ihr gezeigte Fuhrt der Elbe auf das andere Ufer gelangte; den Degen im Munde, schwammen die Spanier herüber, um Fahrzeuge für Brücken herbeizuschaffen. Obgleich das übrige Heer (16,000 Mann) nebst dem Geschütze nicht so leicht folgen konnte, begann die Reiterei sogleich den Kampf in der Lochauer Haide. Die Reiter des Kurfürsten, der nach geendetem Gottesdienste auf dem Kampfplatze erschienen war, flohen zuerst und rissen das Fußvolk mit sich fort; der geordnete Widerstand hörte bald auf. Johann Friedrich focht ritterlich, ward verwundet und mußte sich, als persön-

liche Tapferkeit nichts mehr half, einem Edelmann aus Meißen ergeben. Der siegende Kaiser sagte: veni, vidi, Deus vicit.

Als der gefangene Kurfürst vor den Kaiser gebracht ward, redete er ihn an: „Allergnädigster Kaiser, das Glück hat mich zu Eurem Gefangenen gemacht und ich hoffe als Fürst behandelt zu werden." Hier unterbrach ihn Karl und sagte: „Itzt also nennt Ihr mich Kaiser, bisher hieß ich nur Karl von Gent. Eure Sünden haben Euch in den Zustand gebracht, in welchem Ihr itzt seid, und Ihr sollt so behandelt werden, wie Ihr es verdient." Hierauf senkte der Kurfürst das Haupt und schwieg. Als ihn aber der Kaiser einige Tage nachher mit dem Tode bedrohen ließ, wenn er nicht die Uebergabe von Wittenberg bewirke, gab er eine so muthige Antwort, daß der Kaiser sah, er habe sich in ihm geirrt. Bei einer angestellten Berathung stimmten die Räthe des Kaisers für den Tod und er ließ in seinem Namen das Todesurtheil abfassen und dem Kurfürsten bekannt machen. Dieser spielte eben Schach mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig und zeigte beim Vorlesen der Urkunde nicht die geringste Gemüthsbewegung, sondern sprach: „Ich werde zum Tode verurtheilt, weil ich Wittenberg nicht übergeben will. Das kann dem Kaiser nichts helfen, den Wittenbergern nichts schaden, und jeder meiner Söhne wird mich ersetzen." Nach dieser Antwort spielte er ruhig weiter. — Diese Standhaftigkeit erweckte selbst die Achtung seiner heftigsten Gegner, und Karl, welcher durch den (mit deutschen Rechtsformen überdies ganz unverträglichen) Urtheilsspruch wohl nur hatte schrecken wollen, gab gern den Verwendungen des Kurfürsten von Brandenburg, des Herzogs von Cleve und des Herzogs Moritz Gehör, welcher letzte in milderem Wege ebenfalls eher sein Ziel zu erreichen hoffte, als wenn eine grausame Hinrichtung des Kurfürsten Haß und Verzweiflung aufs Höchste getrieben hätte. Am 19. Mai kam endlich folgender Vertrag zu Stande: dem Kurfürsten wird die Lebens- oder andere körperliche Strafe erlassen, aber er bleibt in der Gefangenschaft des Kaisers und seine kurfürstliche Würde wird von diesem nach Belieben einem Andern übertragen. Am 4. Juni ernannte der Kaiser Moritz an die Stelle seines Vetters Johann Friedrich zum Kurfürsten.

Nach diesen Ereignissen verlor Landgraf Philipp den Muth. Denn obgleich Einige meinten, er könne und solle den Krieg mit Hülfe der niederdeutschen und hanseatischen Städte weiter führen, so zweifelten doch die Besonnenern an allem glücklichen Erfolge und riethen ihm, so bald und so gut als möglich mit dem Kaiser abzuschließen. Nach manchen Verhandlungen kam, unter Vermittlung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, der Entwurf eines Vertrages zu Stande, des Inhalts: der Landgraf ergibt sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade und bittet fußfällig um Verzeihung. So schwer diese und andere Bedingungen auch waren, richteten sich des Landgrafen Einwendungen doch hauptsächlich nur auf das Bedenkliche der ersten, welche Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte. Den Bitten der vermittelnden Kur-

fürsten Gehör gebend, erklärte jedoch der Kaiser: „daß solche Ergebung dem Landgrafen zur Leibesstrafe, ewigem Gefängniß noch Einziehung der Güter, weiter als in den Artikeln stehe, nicht gereichen, der Landgraf aber solches nicht wissen, sondern sich schlechthin und frei ergeben solle." Den 18. Juni zog dieser in Halle ein, und am folgenden Tage ward eine Versammlung von Fürsten, Prälaten, Feldherren und Gesandten berufen, in welcher Philipp erschien, dem Kaiser zu Füßen fiel und durch seinen Kanzler Günderode erklären ließ: er ergebe sich auf Gnade und Ungnade, bitte aber um Aufhebung der Acht und Herstellung in den vorigen Stand, verspreche dann auch alle Punkte des Vertrages zu halten. In der kaiserlichen Antwort hieß es: „die Acht und Lebensstrafe werde aufgehoben, deßgleichen auch, daß seine fürstlichen Gnaden weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Einziehung der Güter, mehreres und weiteres, denn die Artikel der Abrede, so Ihre Majestät gnädigst gewilligt, möchte beschwert werden." Während dieses Auftrittes (so lautet der, von Einigen jedoch in Zweifel gezogene, Bericht eines Augenzeugen) lachte der Landgraf auf eine so höhnische Weise, daß der Kaiser mit dem Finger drohte und sprach: „wart, ich will Dich lachen lehren." Gewiß stand Philipp von selbst auf, als Karl zögerte, ihm hierzu das Zeichen zu geben, auch reichte der Kaiser ihm die Hand nicht, was bei vollständigen Aussöhnungen sonst gewöhnlich war.

Den Abend brachten der Landgraf, die Kurfürsten und viele der angesehensten Personen heiter bei dem Herzog von Alba zu; endlich aber wollten Alle, auch der Landgraf, aufbrechen, da erklärte Alba: dieser müsse als Gefangener bei ihm bleiben. Jeder erstaunte über diese ganz unerwartete Zumuthung, Philipp gerieth in den höchsten Zorn, und beide Kurfürsten klagten, daß sie offenbar getäuscht wären. Die kaiserlichen Räthe und Beamten, an welche sie sich zunächst wandten, antworteten aber einstimmig: es sei billig, den Landgrafen wenigstens bis zur Erfüllung des Vertrages in sicherer Haft zu behalten; auch sei ihm nicht die Freiheit, sondern nur versprochen worden: er solle nicht mit e w i g e m Gefängniß beschwert werden. Als endlich dem Kaiser bekannt ward, welcher Streit über den Sinn des Vertrages und das Recht der Gefangennehmung entstanden sei, erklärte er: ehe hierüber Mißdeutung entstehe, wolle er lieber den ganzen Vertrag aufheben, Philipp frei ziehen lassen und den Krieg weiter gegen ihn führen. Anfangs war der Landgraf geneigt, hierauf einzugehen, allein er mußte der Eroberung und dem Verluste seiner ganzen Lande entgegensehen. Deßhalb gestanden die vermittelnden Kurfürsten ein: daß der Fehler von ihnen herrühre und der Kaiser Recht zur Verhaftung habe; doch baten sie, diese möglichst abzukürzen, wozu sich Karl auch geneigt erklärte.

Schon im October 1547 waren die lästigen Bedingungen des halischen Vertrages fast ganz erfüllt und der Landgraf, so wie die bürgenden Kurfürsten Moritz und Joachim lebten in der festen Hoffnung, seine Freilassung werde nunmehr ungesäumt erfolgen. Sie machten deßhalb auf dem Reichstage in Augsburg (November 1547) in Verbin-

dung mit der Landgräfin und den hessischen Ständen ihre Anträge, und erboten sich wiederholt, nöthigen Falls die Söhne des Landgrafen oder andere Personen als Geisel zu stellen. Der Kaiser lehnte aber den Vorschlag der Freilassung ab und nahm den Landgrafen mit nach den Niederlanden, wo er ihn, besonders nachdem er zu entfliehen versucht hatte, unbekümmert um wiederholte Vorstellungen seiner Verwandten und der Kurfürsten, in strenger Haft halten ließ. Im November 1551 wiederholten die letztern, unterstützt von etlichen Fürsten, ihre Bitte um Freilassung des Landgrafen; der Kaiser ging aber nicht darauf ein. Nochmals, am 1. März 1552, schrieb Moritz aufs dringendste und beweglichste: der Kaiser, den er wie seinen Vater von Herzen liebe, werde ihn nicht abschlägig bescheiden, sondern nach fünfjähriger Geduld endlich seinen Schwiegervater entlassen und zeigen, daß des Kurfürsten Ehre ihm etwas gelte.

Inzwischen hatte Moritz nebst dem Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, dem Herzoge von Mecklenburg und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen am 5. October 1551 ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich gegen den Kaiser geschlossen und eingewilligt: daß jener (für anderweite Hülfe) die Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun einnehme und mit Vorbehalt der Reichsrechte als Reichsvicarius behalte. So nach dieser Seite gedeckt und von Karl noch immer nicht zufrieden gestellt, rüstete Moritz mit größter Schnelligkeit und Heimlichkeit, und stand nebst seinen Verbündeten am 1. April 1552 bereits vor den Thoren von Augsburg. Jetzt ergingen ihre öffentlichen Erklärungen wider den Kaiser, des Inhalts: die ertheilten Versprechungen würden nicht gehalten, alle Bedingungen habe der Landgraf erfüllt und bleibe dennoch, ohne Rücksicht auf des Kurfürsten Fürbitten, in der Haft; fremde Mannschaft bedrücke gegen die Gesetze das Reich u. s. w. „Deßhalb haben wir einmal Herz und Mannheit geschöpft und wollen mit Andern vereint das beschwerliche Joch der Dienstbarkeit von uns werfen und die alte, löbliche Freiheit unseres geliebten Vaterlandes retten."

Dem Kaiser kamen diese Erklärungen und der Krieg völlig unerwartet, er hatte weder Geld noch ein Heer, und ließ, bei dem raschen Vorrücken der Verbündeten, durch König Ferdinand mit ihnen über Abschließung eines Waffenstillstandes verhandeln. Hierdurch nicht aufgehalten, wandte sich Moritz mit größter Schnelligkeit gen Tirol, eroberte Füssen und Eresburg und würde den Kaiser in Innsbruck gefangen haben, wenn eine Meuterei seiner Söldner nicht Zögerung herbeigeführt hätte. In einer stürmischen regnerischen Nacht ließ sich der am Podagra schwer erkrankte Kaiser in einer Sänfte gen Villach tragen, sein Hofstaat folgte in der größten Unordnung und am 23. Mai besetzte Moritz jene Stadt. Doch fühlte er, daß die Vorwürfe der Arglist, des Undankes und Ehrgeizes, so wie die Gefahren der ganzen Unternehmung nur durch raschen Abschluß eines billigen Friedens beseitigt werden könnten. Daher kam am 31. Juli 1552 der Passauer Vertrag zu Stande und setzte fest: der Krieg hat ein Ende, der Landgraf von

Hessen erhält seine Freiheit und erfüllt die früheren Bedingungen. Binnen sechs Monaten beruft der Kaiser einen Reichstag, um über die Religionssachen zu verhandeln. Niemand wird deßhalb beunruhigt, und wenn kein Beschluß zu Stande kommen sollte, verbleiben den Protestanten ihre Rechte, Religionsübung, Einnahmen und Güter.

Da der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach den Passauer Vertrag nicht anerkennen wollte, so schloß Moritz gegen diesen zu Eger einen Bund mit Ferdinand von Ungarn, Heinrich von Braunschweig und einigen Reichsständen des fränkischen Kreises. Den in Franken eröffneten Krieg versetzte Markgraf Albrecht selbst durch eine kühne Wendung nach Niedersachsen, und hier im lüneburgischen Amte Peine, bei dem Dorfe Sievershausen, kam es am 9. Juli 1553 zu der entscheidenden Schlacht, in welcher nach langem und hartnäckigem Reiterkampfe (das Fußvolk scheint nur wenigen Antheil genommen zu haben, war auch zum Theil noch zurück) Albrecht gänzlich geschlagen wurde. Aber der Sieg war theuer erkauft. Herzog Moritz wurde von hinten durch einen Schuß in den Leib (angeblich mit einer silbernen, mit Speck umschlagenen Kugel) tödtlich verwundet, unter einen Weidenbaum gelegt, wo er noch die Verfolgung leitete, als er, wie Epaminondas, den Sieg erfahren hatte. Am 11. Juli verschied er.

Rascher und thätiger ist selten ein Fürstenleben über die Bühne gegangen als das des Herzogs Moritz. In 12 Jahren fast eben so viel Feldzüge, eine große Anzahl Reisen, Besuche von Reichstagen und Fürstenversammlungen, dabei hochwichtige innere Institutionen füllen seine Regierung aus. Wie groß der Glanz und Ruhm nach außen war, den er seinem Sachsen für lange Zeit zu verleihen wußte; wie bereitwillig man ist, die Tiefe seiner Politik, den Umfang seiner Combinationen, den Heldenmuth mancher Unternehmung zu erheben, so fühlt man sich oft mitten in der Freudigkeit des Urtheils unheimlich befangen und gehemmt, wenn man an die Mittel denkt, die ihn zum Ziele führten, und blickt unwillkürlich von der Elbe hinüber zu jenem frommen Dulder an der Ilm und Saale, der weit beschränktern Geistes und weit mindern Glanzes doch Eins voraus hatte, den frommen Sinn, die treue Redlichkeit. So glänzt Jeder auf seine eigne Weise. Auf Moritz aber mag man billig das Wort des Augustinus anwenden: „unser Geist ist voll Unruhe, bis er ruhet in Gott!" Er war ein Mann von den größten Anlagen, für Krieg und Frieden gleich geschickt und thätig; aber es fehlte ihm die einfache Haltung eines großen Charakters, ohne welche jene Eigenschaften des höchsten Glanzes entbehren. Durch seinen Zug wider den Kaiser und den Vertrag von Passau hat er dem Protestantismus wesentlich genützt; aber an diese Ereignisse knüpft sich das traurige Andenken des ersten Verlustes deutscher Grenzländer. — Markgraf Albrecht ward am 12. September 1553 vom Herzog von Braunschweig nochmals besiegt, dann geächtet, und gerieth allmählich in die größte Noth und Verachtung, bis eine schreckliche Krankheit am 8. Januar 1557 seinem wüsten Leben ein Ende machte.

Mit dem bürgerlichen Frieden war jedoch der kirchliche nicht hergestellt, und selbst die eifrigsten Vertheidiger der Kirchenversammlung verloren die Hoffnung, durch sie alle Parteien auszusöhnen. Nach langem Zögern kam es, durch Karl's Ermahnungen und König Ferdinand's unermüdlichen Eifer, in Augsburg zu ernstern Berathungen über die religiösen Angelegenheiten.

Der hier am 26. September 1555 geschlossene Religionsfriede setzte fest: Niemand wird fernerhin wegen seiner religiösen Ansichten beunruhigt oder mit weltlichen oder kirchlichen Strafen belegt. Die Protestanten bleiben im ruhigen Besitze der erworbenen Kirchengüter. Katholische Prälaten, welche ihre Religion ändern, verlieren ihre Stifte und Würden. Niemand soll die Unterthanen eines Andern von ihrer Religion abzubringen suchen; wohl aber steht jenen, gegen billige Abgaben, das Wegziehen frei. Die Anhänger Zwingli's und Calvin's waren in diesen Frieden nicht einbegriffen.

23. Karl's V. Abdankung und Tod.

(Nach Fr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Abschlusse des Passauer Vertrages hatte Kaiser Karl V. einen Versuch gemacht, die von den Franzosen im April 1552 (in Folge des Vertrages mit Moritz von Sachsen s. S. 105) besetzte Stadt Metz wieder zu gewinnen. Er umschloß dasselbe mit einem Heere von 60,000 Mann; aber Regen und Kälte erzeugten ansteckende Krankheiten, welche die Hälfte seines Heeres hinrafften und ihn nöthigten, die Belagerung aufzuheben (1. Januar 1553). Der Krieg dauerte an der Nordgrenze fort, bis die beiderseitige Erschöpfung einen fünfjährigen Waffenstillstand herbeiführte, der, abgeschlossen (am 5. Februar 1556) in dem Kloster Vaucelles bei Cambrai, den ersten Schritt zur Schmälerung Deutschlands enthielt, indem er die Franzosen im Besitze ihres, durch Bethörung deutscher Fürsten gelungenen Raubes (der Städte Metz, Toul, Verdun und einiger Orte in Luxemburg) ließ.

Wie also durch den Augsburger Religionsfrieden (s. oben) im Jahre vorher die Religionsstreitigkeiten beendet waren, so stellte der Waffenstillstand von Vaucelles auch in weltlicher Hinsicht die Ruhe einstweilen her, und nun konnte der Kaiser einem Entschlusse genügen, den er schon früher gefaßt und auch bereits zum Theil ausgeführt hatte: dem Entschlusse, der Herrschaft zu entsagen. Nachdem er schon im Juli 1554 seinem Sohne Philipp das Königreich Neapel übergeben hatte, versammelte er am 25. October 1555 Verwandte, Beamte und Stände in Brüssel. Gestützt auf einen Stab und die Schulter Wilhelm's von Oranien, sprach der von Gichtschmerzen hart mitgenommene

Kaiser kurz und würdig von seiner Regierung und seinem jetzigen Vorhaben. „Neun Mal (dies erzählte er unter Anderem) kam ich nach Deutschland, sechs Mal nach Spanien, sieben Mal nach Italien, zehn Mal nach Flandern, vier Mal nach Frankreich, zwei Mal nach England, zwei Mal nach Afrika, vier Mal segelte ich über die Nordsee, acht Mal durchs mittelländische Meer. Krieg habe ich angefangen, mehr gezwungen, denn aus Neigung. Schmerzlicher als alle Mühe und Anstrengung ist es für mich, Euch zu verlassen; aber nothwendig, da ich unfähig bin, meinen Beruf länger zu erfüllen. Schon früher faßte ich in Deutschland den Beschluß, abzudanken; Empörung jedoch, der französische Krieg und der Wunsch, Deutschlands Grenzen unverletzt zu erhalten, regten mich nochmals auf. Jetzt lege ich die Regierung nieder, nicht um meiner Bequemlichkeit willen oder aus Scheu vor Anstrengungen; sondern weil meine längere untaugliche Herrschaft Euch nur schaden würde. Haltet fest an dem katholischen, von jeher in der Christenheit anerkannten Glauben; ohne ihn fehlt die Grundlage alles Guten und Unheil aller Art bricht herein. — Oft habe ich gefehlt, in falschem Jugendeifer, aus Mangel an Erfahrung, oder aus menschlicher Schwachheit überhaupt; betheuere aber, daß ich nie mit Wissen, Bedacht und Vorsatz Jemanden beleidigt, oder Unrecht gethan habe, oder von Andern habe thun lassen. Sollte dennoch Einer glauben, er könne sich mit Recht beschweren, so bitte ich ihn, mir meine Irrthümer und Alles zu verzeihen, worüber Klage zu erheben wäre."

Hierauf wandte sich Karl mit Thränen und theilnehmenden Worten an seinen Sohn und ermahnte ihn, er solle seine Unterthanen lieben, gerecht herrschen und den katholischen Glauben mit der Sorgfalt seiner Vorfahren aufrecht erhalten. Ganz erschöpft von der Anstrengung und Gemüthsbewegung, mußte Karl sich wieder setzen; alle Gegenwärtigen waren aufs tiefste bewegt und weinten und mit ihnen der Kaiser, der zuletzt nur noch sagen konnte: „meine Kinder, ich übergebe Euch Gott, möge er Euch Betrübte in seinen Schutz nehmen." — Philipp kniete vor seinem Vater nieder und sagte: „so unwürdig ich solcher Ehre bin, und so schwer die Last meinen Schultern ist, will ich doch meinem Vater gehorchen und hoffe, mit Gottes Hülfe, die Flanderer gerecht und so zu beherrschen, daß sie keinen Grund haben werden, sich über mich zu beklagen."

Jetzt legte auch Maria, des Kaisers Schwester, ihre seit 25 Jahren mit Verstand und Mäßigung geführte Statthalterschaft nieder. Am 27. October huldigten die Stände der meisten Landschaften, und Philipp beschwor ihre Rechte. Im Frühlinge des folgenden Jahres übernahm dieser auch die Regierung Spaniens, und am 7. September 1556 legte Karl ebenfalls die Kaiserkrone nieder.

Zehn Tage nachher schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen Eleonore von Frankreich und Maria von Ungarn ein, landete in Spanien und ward aller Orten von Adel, Geistlichkeit und städtischen Behörden ehrenvoll empfangen. Am 24.

Februar 1557 (seinem 57. Geburtstage, dem Tage des Sieges bei Pavia und der Kaiserkrönung in Bologna) bezog Karl seine einfache Wohnung in dem Hieronymitenkloster des heiligen Justus bei Placentia. Schon früher hatte ihn die Schönheit dieser einsamen Gegend so angesprochen, daß er den Wunsch ausdrückte, den letzten Abend seines Lebens hier zuzubringen. Reine, frische Luft wehte von den Bergen herab, ein klarer Bach begrenzte den Garten, welcher an Karl's Wohnung stieß, und Cedern, Granaten und Orangen streckten ihre blühenden, fruchtbeladenen Zweige bis zu seinen Fenstern. Mit wenigen getreuen Dienern führte Karl hier, allen Antheil an weltlichen Geschäften von sich weisend, ein stilles, höchst einfaches Leben. Musik, Pflege seines Gartens, wissenschaftliche Beschäftigungen und geistliche Uebungen füllten seine Zeit. Dieses einfache Leben stärkte Anfangs seine Kräfte, dann kehrten die alten Uebel mit erneuter Stärke zurück, und Karl fühlte, daß sein erschöpfter Leib ihnen bald unterliegen müsse. Deßhalb ordnete er, dem Tode mit begeisterter Kühnheit oder wehmüthiger Sehnsucht ins Auge schauend, an, daß sein Leichenbegängniß schon bei seinem Leben mit allen Feierlichkeiten begangen werde*). Zu diesem Zwecke ließ er sein Grabmal in der Capelle des Klosters errichten, seine Diener gingen paarweise mit Fackeln in der Hand dahin. Er selbst folgte im Todtengewande und wurde feierlich in den Sarg gelegt. Während der Seelenmesse betete er mit den Umstehenden für die Ruhe seiner Seele. Die Ceremonie endete damit, daß der Sarg mit Weihwasser besprengt wurde; die Versammlung ging aus einander, Karl stieg aus seinem Sarge und begab sich in seine Zelle, voll von den schwermüthigen Gedanken, die eine so sonderbare Ceremonie hervorbringen mußte. Der Eindruck, den dieses Bild des Todes auf seine Seele machte, griff ihn so an, daß er den folgenden Tag von einem Fieber befallen wurde, dem er am 21. September 1558 erlag. Seine Schwestern Eleonore (die zweite Gemahlin Franz I.) und Maria (Gemahlin des bei Mohacs gefallenen Königs Ludwig II. von Ungarn) starben in demselben Jahre.

„Wo man den Ehrgeiz des Herrschers anzuklagen übereingekommen war, da zeigt die neueste Revision der Geschichtschreibung**) den edlen, vor keinem Hinderniß, keiner Widerwärtigkeit zurückweichenden Muth ernster Ueberzeugung, und die Abdankung, durch welche sich der Kaiser so hoch über alle irdische Größe erhebt, die seine wechselvolle Laufbahn in ungewöhnlichem Maße umgeben hatte, verbreitete über den Abend seines Lebens eine Glorie klar und mild, wie sie uns aus dem bewegten Leben irdischer Herrscher selten entgegentritt."

---

*) Das Leichenbegängniß bei Lebzeiten wird als sehr unwahrscheinlich dargestellt von **Mignet, Charles-Quint, son abdication — et sa mort.**

**) Durch die vom Baron Kervyn von Lettenhove in Paris entdeckten Commentarien, d. h. Aufzeichnungen Karl's V., deutsch herausgegeben v. L. A. Warnkönig. 1862.

24. Parallele zwischen Karl V. und Franz I.

(Nach Leop. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert, und Desselben französische Geschichte.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem 16. Jahre war er zur Regierung Spaniens berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzu viel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im J. 1529, im 30. seines Lebens, in Italien erschien.

Von da an begann er, seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er auf an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schiffte er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter", hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß

die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet; zwischen Beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es gab kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire", entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Karl fiel ihm ins Wort: „ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indessen noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten. Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit 20 Jahren im Sinne gehabt. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in

Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Besonders seit dem Schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen. Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine Alles in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht, wie für ihr Vorrecht, demselben, so oft und so lange es ihre Umstände erlaubten, zu folgen. Aber auch die andern Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahin strömte, 12,000, ja zuweilen bis zu 18,000 Pferden. Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein Jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders da er so viele Gnaden persönlich zu vertheilen hatte. Der Hof war eine Vereinigung von allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe. Nicht alles mag wahr sein, was man von der Sinnlichkeit des Königs erzählt, wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des

Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an einem Tage hat er 60 Mal seine Lanze gebrochen. Wie der schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der stärkste und gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um die Augen der Gesellschaft, die ihn umgab, an der Wuth dieses Thieres zu weiden; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; alles floh aus einander; der König ging dem heranstürzenden Thiere entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhofe verblutete; er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen.

Man weiß jedoch, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen und die Thätigkeit des Geistes einen leicht erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem König stellte sich die mannichfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt, zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen, oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm persönlich einen Gehalt und folgten seinem Hofe! Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. Franz I. hatte ganz unbegrenzte Wißbegier; so viel er auch wußte, denn er sprach über die meisten Dinge mit Einsicht und Geist, so wünschte er noch mehr zu lernen, und besonders die Classiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er zu seiner eigenen Genugthuung Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Denn bei weitem die Meisten waren in seinem Falle; sie folgten seinem Beispiel; mit Recht hat man den König gepriesen, daß er sein Volk, hauptsächlich hierdurch, aus der alten Unwissenheit gezogen habe.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen

Werkstätten, besuchte sie darin und zeigte ihnen persönliche Gunst. Wie in der Literatur so in der Kunst, beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinaus reicht. Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einfluß gewesen, als Franz I. Seine Zeit hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück: die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz; eben so aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über Alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen. Ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Zeit ist König Franz I. selbst.

Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück. In seinen ersten Jahren setzte sich lange Zeit hindurch das Verhältniß fort, in dem er aufgewachsen war; seine Mutter übte einen großen Einfluß auf seine Entschlüsse aus. Er besuchte sie alle Tage nach der Mittagstafel oder am Abend und theilte ihr mit, was ihm in Geschäften vorgetragen worden. Später wurden alle wichtigen Geschäfte in dem Schlafzimmer des Königs, unmittelbar nachdem er aufgestanden war, in Berathung gezogen, ehe irgend eine andere Beschäftigung des Tages sich seines Geistes bemächtigte. Es ist das Conseil des affaires, das sich in dieser Weise auch unter den Nachfolgern fortgesetzt hat. Nur die Hochgestellten, Vertrautesten konnten daran Antheil nehmen. Wie die fremden Gesandten in den ersten Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und seinen verständigen Sinn in den Geschäften rühmen; so versichern sie noch in den letzten, daß die großen wichtigen Entscheidungen doch immer von ihm selbst ausgehen. Was sie an ihm vermißten, war, wie sie sich ausdrückten, Arbeitsamkeit des Geistes. Er war zufrieden anzuordnen und bekümmerte sich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen.

Lange Zeit pflegten die Minister gleichsam freie Hand zu haben; denn noch knüpfte sich die Verwaltung an die großen Aemter und Staatswürden; sie schienen zuweilen allmächtig zu sein, als hätten sie Niemanden über sich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der sie sich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere gestürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugesehen, sich mit einem Mal dagegen erhob — die Einflüsterungen Dritter, denen er lange Widerstand ge-

leistet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; aber er war auch eifersüchtig, daß Jemand sich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm unbequem gewesen wäre. An bestimmten Personen lag ihm so viel nicht; er schloß sich mit Leichtigkeit an; eben so geschwind aber vergaß er wieder.

Er war freigebig und wollte es sein; Vielen kam er verschwenderisch vor; bei allem seinem Aufwand aber wußte er einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu retten, und hinterließ eine für unvorhergesehene Fälle bestimmte Summe in seinem Schatz.

Franz I. liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen; aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährender politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davon getragen, aber gegen den klugen, niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dies anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, so wie seine guten Erfolge, waren die der Nation.

---

25. England unter den vier ersten Tudor's.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution und R. Pauli, Geschichte von England.)

Heinrich VII., 1485—1509.

Der Sieger bei Bosworth (s. 2. Bd. S. 622) fand für gut, alle Untersuchungen über die Quelle seines Thronrechtes abzuschneiden. Nach seiner Krönung erklärte er dem Parlament, „er sei auf den Thron gekommen durch sein gutes Erbrecht und durch das sichere Urtheil Gottes, der ihm in der Schlacht den Sieg verliehen", umging so das verhaßte Recht der Eroberung. Er ließ sich übrigens vom Parlament ersuchen, Elisabeth von York zu ehelichen, Papst Innocenz VIII. ertheilte die Dispensation wegen der Verwandtschaft und beugte dabei jeder Auslegung, als gründe der König sein Anrecht auf diese Ehe, durch die Erklärung vor, der König sei Erbe der Krone und auch in dem Falle, daß seine Ehe mit Elisabeth kinderlos bliebe, würden des Königs Kinder aus einer andern Ehe die Krone erben. Das war der Punkt, wohin der König wollte. Er ließ die Engländer sich freuen über die glückliche Vereinigung beider Rosen, aber nahm sich wohl in Acht, ein

Thronrecht seiner Gemahlin gelten zu lassen, welches ihn in ihren Unterthan verwandelt haben würde.

Indem Heinrich, statt die Parteien zu vereinigen, so selbst Partei zu nehmen gezwungen war, rief er mit den Vortheilen, die es brachte, Lancaster zu sein, auch die Gefahren über sein Haupt herbei, die es brachte, kein York zu sein. Aus diesem Hause war ein schuldloser Knabe noch am Leben, Eduard, Brudersohn der beiden letzten Könige, Eduard's IV. und Richard's. Es war der Sohn des unglücklichen Herzogs Georg von Clarence, der als ein Opfer des Bruderhasses fiel. Dem Knaben gab sein Oheim Eduard den Titel Graf Warwick, nach dem Hause seiner Mutter. Als Richard III. seinen einzigen Sohn verlor, war er eine Zeit lang zweifelhaft, ob er den Knaben Warwick zu seinem Thronfolger erheben oder ihn gefangen setzen sollte. Sein Argwohn entschied für die Gefangenschaft. Heinrich VII. fing seine Regierung damit an, daß er den nun 15jährigen Prinzen aus seinem bisherigen Gefängniß in das engere Gewahrsam des Tower bringen ließ.

Im Jahre 1492 trat Perkin Warbeck in Irland auf, gab sich für den zweiten Sohn Eduard's IV. aus, für den Richard: er sei im Tower glücklich am Leben geblieben, als sein Bruder Eduard V. umgebracht ward, sei nach langer Gefangenschaft entkommen. Durch weise Milde gewann Heinrich die Irländer und er brauchte den jungen Herrn, der sich König Richard IV. nannte, hier nicht mehr zu fürchten. Dagegen nahm sich Schottland plötzlich seiner an, wo es wirrig zuging. Denn dort war Jakob III. kürzlich ermordet, Jakob IV., von den Mördern seines Vaters geleitet, sagte dem falschen Richard Hülfe zu, der einen Einfall in England wagte. Aber als es nun gelten sollte, zog sich Schottland zurück, schloß Frieden, ließ seinen Schützling im Stiche. Diesen aber verließ am Tage der Entscheidung der fürstliche Muth, den er zur Schau getragen, er entwich und gab sich hernach gefangen. Heinrich hatte ihm das Leben zugesagt und hielt sein Versprechen.

Von nun an ruhten aber auch alle Verschwörungen und Jakob von Schottland ehelichte des Königs Tochter Margaretha, eine Verbindung, welche späterhin England und Schottland zusammenbrachte. Seinen Erstgebornen, Arthur, verheirathete der König um dieselbe Zeit mit Katharinen, der Tochter Ferdinand's des Katholischen, allein der fünfzehnjährige Prinz starb bald darauf. Jetzt sollte der zweite Sohn, Heinrich, in diese Ehe eintreten, allein die beiden Väter feilschten Jahre lang um die Mitgift, und es war noch nichts zu Stande, als der König am 22. April 1509 starb, im 52. Lebensjahre.

Zweck seiner ganzen Politik, hauptsächlich der auswärtigen war, sich und seinem Lande Frieden zu erhalten, dessen er mehr bedurfte, als zahlreicher Siege. Selten war es ihm daher mit dem Kriege Ernst, er zog das Schwert nur, um es sofort wieder einzustecken, und nachdem er sich bereits neue Garantieen für den Frieden verschafft hatte. Fremde hoben mit Recht hervor, daß es seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers nicht so ruhig und gesetzlich hergegangen sei.

Doch ist nicht zu läugnen, daß Geiz und Habgier zwei schlimme Flecken in des Königs Charakter bildeten, die mit zunehmendem Alter, und, sobald der Friede gesichert, die Erfolge seiner weisen Herrschaft wieder zu Schanden zu machen drohten. Dem König ging nun einmal nichts über die tägliche Beschäftigung mit seinen Einnahmen und Ausgaben, über musterhafte Oekonomie in seinem Haushalte und den Finanzen, über das stete Wachsthum seines Schatzes. Wenn es ihm gelang, mit Hülfe einer knappen Haushaltung einen Schatz anzusammeln, der bei seinem Tode 1,800,000 Pfd. St. betragen haben soll, der indeß von seinem verschwenderischen Nachfolger auf der Stelle verschleudert wurde, so muß man nicht vergessen, daß auch mit der Rückkehr des Friedens Handel und Wandel in erhöhtem Maße aufblühte, und immer größere Massen edlen Metalles in das Land flossen, der König stand nicht an, gelegentlich sein eigenes Geld in bedeutende mercantile Unternehmungen zu stecken.

Allein wie viel er auch mit seinem Gelde gewirkt haben mag, seine Klugheit that doch das Meiste. Ihr vornehmlich mußte das aufmerksame Europa es zuschreiben, wenn Wales jetzt unzertrennlich mit England vereinigt, Irland sogar enger herangezogen worden, wenn Schritte geschahen, die für die eventuelle Vereinigung mit Schottland schon damals bedeutungsvoll erscheinen mußten, wenn das Reich mit sämmtlichen Nachbarstaaten in festen politischen Bündnissen stand. Wie kaum ein anderer König vor ihm, war dieser Fürst aber auch durchaus sein eigener Minister. Er scheute sich freilich keineswegs, tüchtige Männer heranzuziehen. Sie alle aber stehen in ihrer Thätigkeit weit hinter der des Königs zurück; sobald ihr Auftrag erfüllt ist, treten sie in den Hintergrund. Kein einziger von ihnen steigt zu der Stellung eines erkorenen Lieblings empor, wie Eduard IV. und sogar der kraftvolle, autokratische Heinrich VIII. sie besaßen. Seine innersten Gedanken verlauteten erst, sobald sie in der Ausführung begriffen waren. Heinrich VII. ist also wahrhaft ein selbstregierender König zu nennen, dem es darauf ankam, von allem, was drinnen und draußen vorging, genau unterrichtet zu sein. Hierauf gründete sich die Achtung und die Furcht, die er seinen Unterthanen einflößte, so wie das Ansehen und die Hochachtung, die er sich im Auslande erworben hatte. Mit Recht stellt ihn daher sein großer Biograph mit allen seinen Tugenden und Gebrechen einem Ludwig XI. und Ferdinand dem Katholischen an die Seite, indem er meint, daß sie als die drei Magier jener Tage bezeichnet werden könnten. Die Nachwelt hat ihn seiner Weisheit wegen wohl den Salomon von England genannt, denn auch Salomon, sagt Bacon, drückte sein Volk.

Heinrich VIII., 1509—1547.

Der zweite Tudor ist der wahre Vereiniger der Rosen, denn in ihm mußten auch die Yorkisten, wegen seiner Mutter, den rechten Thronerben sehen. Also unbestrittenes Erbrecht, unvergleichlicher Reichthum und in dem blühenden Alter von 18 Jahren die Aussicht auf eine

lange Regierung finden sich hier zusammen. Dazu kam eine ungemeine körperliche Stattlichkeit. Ritterlichen Uebungen ergeben, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, hörte der junge Fürst regelmäßig drei Messen des Tages. Es war eine Freude, ihn latein, spanisch, französisch reden zu hören; war er doch als jüngerer Sohn ursprünglich für ein hohes Kirchenamt gebildet. Wenn noch der Zuversicht auf die Dauer der Dynastie, die auf zwei Augen stand, etwas abgehen mochte, so erfüllte die Vermählung des Königs mit Katharina von Aragonien gleich im ersten Sommer alle Wünsche.

Reichthum und Jugend, die ihren Willen haben, halten sich nicht gern zu Hause. Heinrich fühlte sich mächtig versucht, von der zähen Zurückhaltung seines Vaters in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten abzuweichen. Derzeit lag man gerade in den Nachwehen der berühmten Ligue von Cambray. Papst, Kaiser, Spanien, Frankreich, alle Eins zum Sturze von Venedig, und gleich darauf wieder uneins, weil der eine Verbündete den andern den Vorsprung abgewonnen hat und in Italien für eigene Rechnung gute Geschäfte macht. „Wäre nicht jetzt," so fragte man in Heinrich's Rathe, „der Augenblick, die alten Ansprüche auf Frankreich, die fast zum leeren Titel geworden sind, zu erneuern?" Viele verneinten das mit Recht. Denn sollten die Engländer Frankreich erobern, damit ihre künftigen Könige in Paris residiren könnten? Nichts desto weniger verließ der junge König die Freuden seines munteren Hofes, ging 1512 mit 25,000 Mann nach Frankreich und gewann mit seinem Verbündeten, dem Kaiser, die Sporenschlacht bei Terouanne. Da am Ende Heinrich's Alliirte für sich Frieden mit Frankreich schlossen, gab auch er die Sache auf. War schon die Wiederaufnahme von Eroberungsentwürfen auf Kosten Frankreichs ein Mißgriff des Königs gewesen, was war vollends von seinem Plane zu halten, nächstens römischer Kaiser zu werden? Diesen Gedanken hatte Kaiser Maximilian angeregt, als es ihm darauf ankam, den König gegen Franz I. zu gewinnen. Allein die Bewerbung mißlang, der König von Spanien ward gewählt, er der Neffe der Königin von England.

Der neue Kaiser erreichte es, daß Heinrich in dem schon ausgebrochenen Kriege für ihn gegen Frankreich Partei nahm. Als aber jetzt ein englisches Heer von Bedeutung versammelt werden sollte, um nach Frankreich überzuschiffen, fand sich, daß der Schatz der Krone durch unsinnige Verschwendung erschöpft sei. Thomas Wolsey, der die erste Stelle im geheimen Rathe einnahm, ging selbst mit großem Gefolge in das Unterhaus, forderte 800,000 Pfund für den Krieg, durch eine Vermögenssteuer von 20 Procent aufzubringen. Er dachte einen seiner Triumphe zu feiern, die Bewilligung gleich mitzunehmen, hoffte dabei nicht wenig auf Sir Thomas More, einen königlichen Rath, den man der Krone zu Gefallen zum Sprecher gewählt hatte. Allein er fand zu seinem Erstaunen eine völlig schweigende Versammlung vor. Vergeblich, daß er den Einen anfuhr, den Andern bei Namen rief, nichts erfolgte.

Die Häuser Tudor, Stuart und Hannover.

Heinrich VII. Tudor, Sohn Margaretha's von Sommerset, Urenkelin Johann's von Lancaster, † 1509, verm. mit Elisabeth, Eduard's IV. Tochter und Erbin des Hauses York.

Arthur, Prinz von Wales, † 1502. Gem. Katharina, T. Ferdinand's des Katholischen.

Heinrich VIII., † 1547, Gem. 1) Katharina, seines Bruders Wittwe, 2) Anna Boleyn, 3) Johanna Seymour, 4) Anna von Cleve, 5) Katharina Howard, 6) Katharina Parr.
- 1) **Maria**, † 1558, Gem. Philipp II. von Spanien.
- 2) **Elisabeth**, † 1603, ohne Gem.
- 3) **Eduard VI.**, † 1553.

Margaretha, verm. mit Jacob IV. von Schottland.
- **Jacob V.**
  - **Maria Stuart** † 1587. Gem. 1) Franz II. von Frankreich, 2) Heinr. Darnley, 3) Graf v. Bothwell.
    - 1) **Jacob VI.**, in Schottland, I. in England, † 1625.
- **Margaretha**, verm. mit Mathäus Stuart.
  - Heinr. Darnley.

Maria, Gem. 1) Ludwig XII., 2) Herzog von Suffolk.
- **Francisca**, verm. mit Heinrich Gray.
  - **Johanna Gray**, † 1554, verm. mit Guilford Dudley, Sohn des Herzogs von Northumberland.

Kinder Jacobs VI.:

Elisabeth, Gem. Friedrich V. v. d. Pfalz, König von Böhmen.
- **Karl Ludwig**, Kurfürst von der Pfalz.
- **Sophia**, Gem. Ernst August von Hannover.
  - 7) **Georg I.**, 1714—1727.
    - 8) **Georg II.**, 1727—1760.
      - **Ludwig**, Prinz von Wales, † 1750.
        - 9) **Georg III.**, 1760—1820.

2) **Karl I.**
- 3) **Karl II.** 1660 — 1685.
- **Maria**, Gem. Wilhelm II., Prinz v. Oranien.
  - 5) **Wilhelm III.** von Oranien, König 1689—1702
- 4) **Jacob II.**, 1685—1688, † 1701.
  - **Maria**,
  - 6) **Anna**, 1702—1714. Gem. Prinz Georg von Dänemark.
    - **Wilhelm**, † 1700.
  - **Jacob Eduard**, der Prätendent, † 1766.
    - **Karl Eduard**, † 1788.
    - **Heinrich**, Cardinal, † 1807.

Kinder Georgs III.:
- 10) **Georg IV.**, 1820—1830.
- 11) **Wilhelm IV.**, 1830—1837.
- **Eduard**, Herzog von Kent, † 1820.
  - 12) **Victoria**, Königin seit 1837, verm. mit Albrecht von Sachsen-Coburg, † 1861.
- **Ernst August**, Herzog von Cumberland, König von Hannover, 1837, † 1851.
- **August Friedrich**, Herzog von Sussex, † 1843.
- **Adolph Friedrich**, Herzog von Cambridge, † 1850.

Die Nachricht von der Schlacht bei Pavia, welche den französischen König als Gefangenen in Karl's V. Hände lieferte, ward mit Begeisterung in London aufgenommen. Heinrich schickte einen Gesandten an den Kaiser, schlug einen gemeinschaftlichen Einfall in Frankreich vor. Man wollte in Paris zusammentreffen; der englische König wollte dann die französische Krone als rechtmäßiges Erbtheil an sich nehmen, der Kaiser sollte die burgundischen Provinzen, die ihm Frankreich vorenthielt, erhalten. Die Ausführung dieses Planes, an sich unendlich schwer, hätte den Kaiser um die Früchte seines Sieges, um die Uebermacht über den Welttheil gebracht, die er erstrebte, und diese Früchte an seinen launischen Oheim in England übertragen. Die Ablehnung erklärt sich leicht. Der König schloß nun, da aus dem großen Kriege nichts werden konnte, um so williger Frieden und Bund mit Frankreich, welches ihm 2 Millionen Kronen, in 20 Jahren zahlbar, jedes halbe Jahr 50,000, und die Fortdauer derselben Einnahme sogar für sein ganzes Leben zusagte.

Von nun an neigte Englands Politik mehr zu Frankreich hin. Auf die Auflösung der freundlichen Verhältnisse zu dem kaiserlichen Neffen wirkte auch ein Familienverhältniß im königlichen Hause ein, dessen Katastrophe in die Geschichte Englands, ja in die Weltgeschichte tief eingriff.

Die spanische Katharina, des Kaisers Mutterschwester, war 8 Jahre älter als ihr Gemahl, König Heinrich. Sie gebar ihm 5 Kinder, 2 Knaben, die früh hinstarben, auch von den Mädchen blieb nur eins, Maria, am 8. Februar 1515 geboren, am Leben. Heinrich hatte Katharinen wirklich geliebt, auch die alternde und kränkelnde hielt er hoch, wie sie es in alle Wege verdiente, jedoch ohne ihr die Treue zu erhalten. Unter seinen Freundinnen wird Maria Boleyn genannt, die Tochter des Sir Thomas Boleyn. Bald aber nahm deren jüngere Schwester, die schöne Anna Boleyn, ganz des Königs Neigung gefangen. Sie hatte ihre Jugendbildung am französischen Hofe erhalten, sie war in Tanz und Gesang allen englischen Damen überlegen. Auf die Bewerbungen Heinrich's um ihre Gunst pflegte sie zu erwidern: sie würde sich glücklich schätzen als seine Gemahlin, seine Buhlerin wolle sie nicht sein. Der König verbarg seine Leidenschaft, fing aber an gelegentlich vor seinen Vertrauten ganz bekümmert zu äußern, er besorge, in Blutschande zu leben mit der Wittwe seines Bruders, die Verödung seines Hauses durch den Tod seiner Prinzen sei des Himmels Strafe. Es werde in seiner Kinderlosigkeit die Drohung Mosis, Leviticus XX, 21, und Johannis des Täufers an Herodes, Marcus VI, 8 sich erfüllen. Wenn aber das 3. Buch Mosis im 18. und 20. Kap. die Ehe mit des Bruders Wittwe verbietet, das 5. Buch im 25. Kap. gebietet diese Ehe, in dem Falle nämlich, daß der Bruder ohne Kinder gestorben ist. Das aber war Arthur's Fall, und die Ehe war nicht einmal vollzogen worden.

Damals hatte die deutsche Reformation bereits ihre völlige Ausbildung erreicht. Heinrich VIII. war nach dem ganzen Gange seiner

Jugendbildung allen Neuerungen im Dogma feind. Als Martin Luther in seiner Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" sogar die Siebenzahl der Sacramente antastete, schrieb der König gegen ihn eine Vertheidigung der sieben Sacramente. Das Werk gefiel dem Papste Leo X. so sehr, daß er dem Könige den Titel defensor fidei verlieh, welchen Clemens VII. ihm bestätigte.

Auch jetzt hatte Heinrich keineswegs im Sinne, zu den Lehren des Reformators, den er haßte, überzutreten. Er wollte anfangs bloß drohen und wäre durch eine günstige Erklärung Roms in der Scheidungssache damals wieder umzulenken gewesen. Allein als er weiter schritt, gingen ihm durch die Vorstellungen des Sir Thomas Cromwell auf einmal die Augen auf, wie er selbst nur seines Landes Papst zu werden brauche, vor allen Dingen, um sich selbst zu dispensiren, dann aber, um seine Schatzkammer wieder zu füllen, um die Thronfolgeordnung wieder herzustellen, um eine nie gekannte Macht über das Parlament zu gewinnen und einen Nimbus des Königthums über ganz England auszugießen. Katharina ward vom Hofe entfernt. Als der Papst hierauf den König ermahnte, seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen und sich vor ihm, als dem Richter in dieser Sache, zu stellen, berief er das Parlament und bewirkte die Abschaffung der Annaten, die bisher nach Rom flossen, entzog auch der Geistlichkeit das Recht, irgend Vorschriften in Kirchensachen ohne vorherige königliche Genehmigung zu erlassen. Jetzt ward zur Scheidung geschritten, nachdem vorher der unglücklichen Fürstin ihre letzte Zuflucht, die Appellation an den Papst, durch einen Parlamentsbeschluß abgeschnitten war, welcher jedwede Appellation der Art verbot. Da Katharina nicht erschien, so erkannte das geistliche Gericht gegen sie als widerspänstig, erklärte ihre Ehe mit dem König für ungültig von Anfang her, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen sei. Vorsitzer des geistlichen Gerichts war der neue Erzbischof von Canterbury Cranmer, der durch ein Buch für die Scheidung und durch seine Thätigkeit für denselben Zweck, sowohl in Rom als bei Einziehung der Universitäts-Gutachten, des Königs Gunst und diesen hohen Platz gewonnen hatte. Vielleicht fand zuerst eine geheime Trauung statt. Im achten Monate, sei's nach der öffentlichen Erklärung, sei's nach Abschließung der Ehe, gebar Anna als schon gekrönte Königin eine Prinzessin, die nach der Meinung der Anhänger der alten Kirche in keinem Falle ehelich war, weil Anna nur als ein Kebsweib des Königs zu betrachten sei. Diese Prinzessin war Elisabeth.

So war der König Vater von 2 Töchtern. Die eine hatte er selbst für unehelich erklärt, die andere war unehelich nach der Meinung der großen Mehrzahl der Engländer. Nichts ungewisser also als die Thronfolge.

Von den Drohungen des Papstes appellirte der König an ein allgemeines Concilium und erlangte vom Parlament die Bestätigung alles dessen, was im Kirchenwesen bisher vorgenommen war. Die ganze

Macht des Papstes in England ward nun förmlich aufgehoben. Alle Beamte, alle Geistliche mußten beschwören, daß der König ihr geistliches Oberhaupt sei, daß die Ehe des Königs mit der Königin Anna die allein rechtmäßige sei und einzig auf ihr die Thronfolge sich gründe. Ein ungeheurer Umschwung warf alle bisherige Ueberzeugungen um. Man hörte Cromwelln bei jeder Gelegenheit die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den König lehren. Sir Thomas More, ein gewissenhafter Mann, Wolsey's Nachfolger in der Kanzlerwürde, die er, ein Weltlicher, gegen das Herkommen bekleidete, widerstand dem Reiche der Willkür und gab sein hohes Amt ab. Allein man ließ ihm fortan keine Ruhe. Nicht genug, daß er die neue Thronfolge anerkannte, er sollte auch beschwören, daß die Ehe mit Katharinen vom Anfang her ungültig gewesen sei. Da zog er den Tower vor. Nach einem Jahre Gefängniß starb More auf dem Schafott, von demselben Gericht verurtheilt, dessen Vorstand er gewesen war. Auch Bischof Fisher von Rochester büßte im höchsten Greisenalter das Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß der neue Suprematseid den Lehren der Kirche zuwider sei, mit demselben Tode. Auf einen Schlag wurden von den 500 Klöstern Englands etwa 380 aufgehoben; der beste Theil der Beute fiel dem Könige zu. In den nächsten 4 Jahren hob man auch die übrigen Klöster auf. So vieles auch verschleudert ward, die Krone hatte ihr jährliches Einkommen um ein Bedeutendes vermehrt.

Um diese Zeit starb die arme verstoßene Katharina und jetzt erst fühlte sich Anna vollkommen froh als Königin. Ein paar Monate darauf ward sie verhaftet und in den Tower gebracht. Sie war angeklagt, mit 5 Edelleuten, unter welchen ihr eigener Bruder sich befand, ehebrecherischen Umgang gehabt zu haben. Auf das Bekenntniß eines von diesen wurden sie sämmtlich zum Tode verurtheilt. Anna ward von einer Commission von 26 Pairs gerichtet und ebenfalls schuldig befunden. Sie ging auf das Schafott unter Betheurungen ihrer Unschuld und kein Beweis gegen sie liegt vor. Mit wie maßloser Willkür Heinrich alle Willen seinem Willen unterwarf, geht auch daraus hervor, daß er den Erzbischof Cranmer bewog, 2 Tage vor der Hinrichtung der Königin, eine Urkunde auszustellen, welche die Ehe mit Anna für von jeher null und nichtig erklärt und zwar vermöge eines Hindernisses, welches Anna ihm, dem Erzbischof, in ihren letzten Tagen bekannt haben soll, das aber der Welt verborgen blieb. So war nun auch Elisabeth für unecht und somit der Thronfolge unfähig erklärt. Heinrich hatte geweint bei der Botschaft von Katharina's Tode, den Morgen nach Anna's Hinrichtung heirathete er ihr Kammerfräulein Johanna Seymour. Sie gebar dem Könige den längst ersehnten Prinzen, den nachherigen König Eduard, und starb in der zweiten Woche darauf. Alsbald ward die 4. Frau in Aussicht genommen. Es sollte Anna, die Schwester des Herzogs von Cleve, sein. Heinrich hatte ihr Gemälde von Holbein's Hand gesehen, hatte sich berichten lassen, sie sei vollkommen so hohen Wuchses, wie er es für die Majestät seiner

Gemahlin nöthig hielt. Als er aber der Ankommenden zuerst verkleidet entgegenritt, war seine Bestürzung groß, da er sie freilich lang genug, aber ohne jeden feineren Reiz erblickte. Die neue Königin konnte weder englisch noch französisch, nur deutsch, konnte nicht spielen, nicht singen, nur lesen, schreiben und nähen. Der König war in Verzweiflung und Cromwell sollte ihm das büßen, denn er hatte die Heirath gestiftet, aber Heinrich fuhr fort, ihn mit Gütern und Ehren zu überhäufen, nur um seinen Untergang desto schmählicher zu machen. Cromwell hatte die willkommene Lehre aufgestellt, daß Hochverräther auf die bloße Anklage, ohne Proceß, verurtheilt werden dürften. Jetzt mußte er den Kelch leeren, welchen er für Andere gefüllt hatte. An demselben Tage, an welchem Cromwell seinen Sitz im Oberhause als Graf von Essex einnahm, ward die Anklage wider ihn verlesen. Das Ende war Cromwell's Hinrichtung und die Scheidung von Anna von Cleve.

Der König erwählte seine 5. Gemahlin wieder aus den Eingebornen seines Landes, Katharina Howard. Nach Jahresfrist wurde diese hingerichtet, wegen eines erwiesenen Falles der Unkeuschheit vor der Ehe, und ein Statut trat ans Licht, welches die Jungfräulichkeit künftiger Königinnen in Bedacht nahm. Die Verhehlung eines Fehltrittes wird mit derselben Strafe belegt, wie Verhehlung von Verrath.

In die Strafe dieses Statuts nicht zu verfallen, war die 6. Königin sicher, weil sie schon Wittwe war, Katharina Parr. Dennoch kam sie ihrem Ende nahe, als sie die Untrüglichkeit des Papstes von England, der zugleich ihr Gemahl war, zu bezweifeln anfing. Schon waren Anklagepunkte gegen sie entworfen, als sie schlau der Sache die Wendung gab, sie habe nur deßhalb sich in die Dispute mit dem König eingelassen, weil sie bemerkt, daß er im Eifer manchmal seiner Schmerzen vergesse. Der König litt nämlich seit lange an einem unheilbaren Geschwür am Schenkel. „Ist es nur das, Liebchen," rief der König, „so sind wir wieder Freunde." So charakteristisch diese späteren Ehestandsgeschichten sind, immer werden wir doch auf jene erste zurückgeführt, welche England vom römischen Stuhle losriß. Einen Aufstand in den nördlichen Provinzen zu Gunsten des alten Kirchenwesens unterdrückte Heinrich mit Gewalt und ließ fleißig Ketzer gegen den neuen Supremat hinrichten. Dabei blieb er im Dogma ganz bei der alten Ordnung, denn seine berühmten 6 Artikel von 1539, unter Bischof Gardiner's Einflusse abgefaßt, lehren die Transsubstantiation, entziehen dem Laien den Kelch, lassen den Geistlichen im Cölibat, behalten Seelenmessen und Ohrenbeichte bei. Es heißt Alles sagen, wenn wir hinzusetzen, daß der König sich noch ausdrücklich jede beliebige Aenderung seiner Kirchensatzungen für die Zukunft vorbehielt.

Heinrich lebte in seiner letzten Zeit ganz den Freuden der Tafel. Das geistliche Oberhaupt gewann dadurch einen körperlichen Umfang von solcher Bedeutung, daß er sich nur durch Maschinerien von einem Zimmer ins andere schaffen ließ. Das Unterschreiben mußte er aufgeben. Dem blinden Eigensinne seines langen Lebens huldigte auch

sein Testament, welches auf den Fall, daß seine Kinder Eduard, Maria und Elisabeth ohne Erben stürben, nicht die Nachkommenschaft der ältern Schwester des Königs, der Königin von Schottland, sondern die Nachkommenschaft der jüngern, der Königin von Frankreich, nachherigen Herzogin von Suffolk, zur Thronfolge beruft.

Eduard VI., 1547—1553.

Heinrich VIII. erlitt das gewöhnliche Schicksal der Despoten. Ihr Wille, knechtisch verehrt, so lange sie leben, wird zum Spotte, sobald sie die Augen geschlossen haben. Sein Testament setzte einen geheimen Rath von 16 Mitgliedern ein, welcher die Regierung führen sollte, bis sein Sohn das 18. Jahr vollendet haben würde. Eduard stand im zehnten bei seines Vaters Tode. Ein anderer Rath von 12 Personen sollte einen Staatsrath bilden, der bloß ein Gutachten abzugeben hätte. Im Rathe der Sechzehn befand sich auch Eduard Seymour, Graf von Hertford, der Mutterbruder des Königs. Dieser gewann die Mehrzahl seiner Collegen und erhob sich zuerst zum Vorsitzer des Rathes, dann zum Protector, verschmolz hierauf beide Räthe, welchen nur ein Gutachten blieb, ihm selbst aber fiel alle Macht der Krone zu. Hertford erhob sich zuletzt zum Herzog von Sommerset, unter dem Vorwande, das sei die Absicht des verstorbenen Königs gewesen.

Das Parlament gab zu dem Allem bereitwillig seine Genehmigung. Es hoffte von dem Protector Wiederherstellung in weltlichen Dingen und, wenigstens der Mehrzahl nach, auch einen Fortschritt auf dem Wege der deutschen Reformation. Es betrog sich nicht. Erzbischof Cranmer stellte sich an die Spitze der Reformation. Die Aufhebung der 6 Artikel Heinrich's machte es zur Nothwendigkeit, die in diesen aufgestellten kirchlichen Vorschriften durch neue Glaubensnormen zu ersetzen, und die 42 Artikel traten an ihre Stelle. Die Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, das Abendmahl ward unter beiderlei Gestalten in der Landessprache gespendet, in derselben eine neue Liturgie abgefaßt, nicht minder ein Katechismus. Im J. 1549 fiel auch der Cölibat.

Diese Dinge waren im raschen Gange, als dem Protector plötzlich eine Gefahr von einer Seite erwuchs, von welcher er es am wenigsten erwartet. Er hatte seinen Bruder Thomas Seymour zum Lord und Lord-Admiral von England erhoben. Thomas wollte höher hinaus. Die verwittwete Königin Katharina war ihm sehr geneigt und heirathete ihn mit unanständiger Eile bald nach Heinrich's Begräbniß. Sie brachte ihrem Gemahl neue große Reichthümer und den Glanz einer königlichen Wittwe zu. Dennoch, scheint es, konnte er ihren Tod kaum erwarten, der gleich im ersten Jahre der Ehe erfolgte. Denn ihn reizte der Gedanke, die 14jährige Prinzessin Elisabeth zu gewinnen. Als er aber den Plan entwarf, an der Spitze von 10,000 Mann den König zu entführen, die Regierungsform zu ändern, ward er gefangen gesetzt und mit der Formlosigkeit, welche damals in Hochverrathssachen stattfand,

verurtheilt und hingerichtet, ohne daß seine Ankläger ihm gegenüber gestanden hätten.

Aber der Protector fand durch seines Bruders Hinrichtung die gehoffte Ruhe nicht. Bei Einführung der neuen Liturgie brach in vielen Grafschaften ein furchtbarer Aufstand aus. Denn auf zu rohem Wege war die Reformation in England eingebrochen; eilf Zwölftheile der Nation hingen noch am alten Glauben. Entsetzliche Hinrichtungen erfolgten in mehreren Grafschaften, aber die Unterdrückung der gefährlichsten Empörung gelang am Ende nicht dem Protector, sondern dem Grafen Warwick. Dieser trat dem Protector von nun an furchtbar gegenüber und hatte um so leichteres Spiel, als Frankreich durch die Gährungen in England sich zu einer Kriegserklärung bestimmen ließ. Auch von dieser neuen Verlegenheit trug Sommerset die Schuld. Er hatte seinem Könige und England die schönste Aussicht für die Zukunft zu bereiten gedacht, indem er eine Vermählung seines unmündigen Eduard mit der jungen, ebenfalls unmündigen Königin von Schottland vermittelte, welche keine andere als Maria Stuart war. Allein der Widerwille der Schotten und die unbändige Hast, womit der Protector die Sache betrieb, bewirkten gerade das Gegentheil, einen Krieg mit Schottland und die Vermählung der jungen Königin nach Frankreich. Sommerset's Sturz war die Folge von so vielem Mißlingen, kaum daß er sein Leben rettete. Als er ein paar Jahre darauf seine Wiederherstellung versuchte, fiel sein Kopf. Warwick trat an seine Stelle und schloß Frieden mit Schottland und Frankreich.

Graf Warwick stieg zum Herzog von Northumberland; er beherrschte das Königreich ohne Nebenbuhler, was ihn quälte, war die Sorge um Dauer seiner Macht. Denn die Gesundheit des jungen Königs erlitt durch Masern und Blattern eine plötzliche Erschütterung. Kein Zweifel, daß die Lunge angegriffen war. Welches Schicksal harrte Northumberland's, des eifrigen Fortsetzers der Reformation, wenn Maria Königin ward, sie, die eine dreifache Unbill, die Leiden ihrer Mutter, ihre eigenen und ihrer Glaubensgenossen zu rächen hatte! Northumberland fand ein Gegenmittel. Die Parlamentsbeschlüsse, welche Maria und Elisabeth wegen ihrer Geburt ausschlossen, waren noch nicht aufgehoben. Im Testamente Heinrich's VIII. hatte die Linie der jüngern Schwester des Königs, Maria, ein Vorzugsrecht vor der älteren Linie erhalten. Auf dieses Vorzugsrecht baute Northumberland alle seine Plane. Maria hatte als Herzogin von Suffolk zwei Töchter geboren. Die ältere Frances heirathete Henry Gray, der zum Herzog von Suffolk erhoben ward. Aus dieser Ehe entsprang als älteste Tochter Johanna Gray. Diese ersah Northumberland zur Gemahlin für seinen Sohn Lord Guilford Dudley und zur künftigen Königin. Ein blutjunges Paar, beide kaum 17jährig. Warum durfte auch am Ende Eduard nicht thun, was sein Vater that? Er hob die Thronfolge-Ordnung auf, welche Heinrich's VIII. Testament festgestellt hatte, und erklärte die Schwiegertochter Northumberland's zur Thronfolgerin in England. Der junge

König starb bald darauf, 6. Juli 1553, 15jährig an der Schwindsucht, ehe noch das Parlament die von ihm genehmigte Thronfolge bestätigen konnte.

Maria Tudor, 1553—1558.

Als Northumberland den Tod des jungen, wohlwollenden Königs unabwendbar vor Augen sah, war seine Absicht, sich Lady Mariens zu bemächtigen. Sie empfing einen königlichen Befehl unverzüglich an den Hof zu kommen. Wirklich verließ sie die Einsamkeit ihres Schlosses Kenninghal in der Grafschaft Norfolk; allein unterwegs erhielt sie einen Wink über die wahre Lage der Dinge und kehrte sogleich um. Am 10. Juli ward des Königs Ableben verkündigt und Johanna Gray als Königin ausgerufen. Sie hatte sich in ihre hohe Bestimmung gefunden, obgleich der erste Antrag der Krone sie bis zur Ohnmacht überraschte. Den Tag darauf schrieb Maria an den geheimen Rath und verlangte ihre Proclamirung als Königin. Nicht bloß ein Kampf um die Krone, auch ein Kampf um die Kirche wollte sich entzünden. Der Kaiser vernahm mit Erstaunen die Entschlossenheit seiner Muhme, die als Kind seine Verlobte gewesen und gab ihr Beifall. Frankreich stellte sich ermuthigend auf Johanna's Seite. Northumberland zog selbst aus an der Spitze seiner längst um die Hauptstadt vorsorglich zusammengezogenen Heeresmacht, um gegen den Landadel zu kämpfen, der für Maria waffnete. Unterwegs vernahm er, der Feind zähle 30,000 Mann und es sei ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß 10,000 Mann geübter Truppen die dreifache Zahl von zusammengerafften Mannschaften geschlagen und vernichtet hätten, allein dem Herzog entsank das Vertrauen, wie er näher kam, er zog rückwärts, alsbald entwich man von seinen Fahnen und der geheime Rath rief Maria als Königin aus. Johanna hatte 9 Tage Königin geheißen, wider ihren Willen zu diesem Werke des strafbaren Ehrgeizes berufen. Am letzten Tage des Monats hielten beide Töchter Heinrich's VIII., Maria und Elisabeth, ihren feierlichen Einzug zu Pferde in London. Man konnte keine ungleichartigeren Erscheinungen sehen als diese beiden, durch das Blut weit mehr getrennten als befreundeten Prinzessinnen: hier die 38jährige Maria, die von frühem Kummer verzehrte, herbe Jungfrau, ohne irgend eine der Stattlichkeiten ihrer fürstlichen Eltern, blaß und mager, mit dunkeln, zum Erschrecken stechenden Augen und neben ihr Elisabeth, halb so alt als ihre Halbschwester, mehr einnehmend zwar als schön, aber groß und wohlgebaut.

Northumberland und einige seiner Genossen büßten ihr Unternehmen mit dem Tode; auch das junge Königspaar ward verurtheilt, doch schien die Hinrichtung dieser verführten beiden Siebenzehnjährigen fast zu grausam. Dagegen ward Bischof Gardiner aus dem Tower befreit, worin er wegen seiner Anhänglichkeit an die alte Kirche lang gesessen, und nahm seinen Platz im Rathe, bald empfing er als Kanzler die Siegel.

Königin Maria fing an, sich in bunte Farben zu kleiden, und verschwieg nicht, daß sie sich zu verheirathen gedenke. Während nun der Rath mehrere Fürsten in Vorschlag brachte, schrieb der Kaiser, wenn es ihm seine Jahre erlaubten, würde er selber nach der Ehre ihrer Hand streben und brachte seinen Sohn Don Philipp in Vorschlag. Der Schrecken der Protestanten war groß, als man vernahm, Maria habe ihren Entschluß gefaßt, diesen Prinzen zu ehelichen, der nebenbei 12 Jahre jünger als sie war.

Die kirchlichen Dinge schlugen sogleich einen andern Weg ein, allein zu Anfang in ziemlich glimpflicher Weise. Die Stimmung in England war im Ganzen diese. Man war in die neuen Lehren ohne Prüfung hineingerathen auf Königsbefehl, großen Theils ohne innern Drang, viele wider Willen. Wenige waren durch eigenes Nachdenken so darin zu Hause, daß sie sich ihrer nicht leichten Kaufes hätten entschlagen mögen. Allein die Abschaffung der päpstlichen Gerichtsbarkeit seit nun 30 Jahren sagte dem alten Sinne der Engländer für ein geschlossenes Staatswesen durchweg zu, und zweitens, von der Rückgabe der Kirchengüter, wovon ein so großer Theil in Privathände gekommen und schon durch viele Hände gegangen war, wollte Niemand etwas wissen. Das Parlament stellte vor allen Dingen die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina wieder her, gab dann seinen Willen dazu, daß der Kelch den Laien entzogen, daß der Cölibat der Geistlichkeit wieder eingeführt ward.

Da eine Empörung ausbrach, an welcher der Herzog von Suffolk Theil nahm, so wurde jetzt Johanna Gray mit ihrem schwachen Gemahl hingerichtet. Johanna hatte keinen Theil am Aufstande, allein der Kaiser hatte schon vorhin ihre Hinrichtung um der Sicherheit Mariens willen dringend angerathen.

Es war Graf Egmont, der im Namen des Infanten in London den Heiraths-Antrag machte. Das Parlament willigte in die Ehe mit Don Philipp, doch sollte er keine Regierungsrechte für sich ansprechen, auch nach Maria's Tode nicht. Bald darauf zog Philipp in London ein als König von Neapel und Herzog von Mailand. Zu Beidem erhob ihn der Kaiser durch die Abtretung seiner Regierungsrechte, damit er der würdige Gemahl einer regierenden Königin werde. Die Heirath ward am 24. Juli 1554 vollzogen.

Nicht lange nach dieser Verbindung wagte Maria den entscheidenden Schritt. Die Kirche ward feierlich wieder mit dem päpstlichen Stuhle vereinigt; es geschah auf Antrag beider Häuser des Parlaments. Diese Maßregel war Vielen im Lande nicht erwünscht, allein da gleichzeitig die Kirchengüter ausdrücklich und mit Gestattung des Papstes ihrem Schicksale überlassen wurden, eine Sache, die das Vermögen von Tausenden betraf, so ging sie bei den Lords ohne Widerspruch durch. Das Unterhaus mochte damals etwa 320 oder 330 Mitglieder zählen; es erhoben sich nur 2 Stimmen dagegen, die auch bald verstummten. Es hieß in dem Parlamentsbeschlusse: „Man gedenke mit Reue und Leidwesen des Abfalles."

Mit dem Jahre 1555 begann nun die Religionsverfolgung. Die edle Standhaftigkeit vieler Einzelnen bewährte hier, daß es doch höhere Ziele als das der Kirchengüter gegolten habe. Erzbischof Cranmer büßte vielfache Schwächen des Ehrgeizes und die mancherlei zur vermeintlichen Ehre Gottes angewandten schlechten Mittel mit dem Tode.

Philipp kam 1557 noch einmal nach England, er jetzt der mächtigste Monarch der Christenheit, Herr von Spanien, beiden Sicilien, Mailand, den Niederlanden und dem neuen Welttheile. Er kam, um seine Gemahlin zu bewegen, an seinem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, und erreichte seinen Zweck. Der Vorwand der Kriegserklärung war, daß Frankreich die Empörungen in England unterstützt habe. Bei St. Quentin haben Engländer den Sieg erfochten. Allein im Verlaufe des Krieges ging Calais, der Rest so vieler Großthaten, nach einer Belagerung von 8 Tagen an Frankreich verloren. Diese Einbuße war vielleicht eher ein Glück für England zu nennen, weil sie falsche Vergrößerungsplane zu Grabe trug. Die Königin aber sagte auf ihrem Sterbelager: „Wenn ihr meine Brust öffnet, werdet ihr den Namen Calais in mein Herz gegraben finden.“ Sie starb am 17. Nov. 1558.

26. Gustav Wasa.

(Nach Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Schweden, Dänemark und Norwegen wurden unter der Königin Margaretha im Jahre 1397 durch die calmarische Union zu einem Reiche vereinigt. Jedes Land sollte nach seinen eigenen Gesetzen regiert und behandelt, Krieg und Frieden aber von allen gemeinsam beschlossen und geführt werden. Für den Fall, daß die Familie der Unionskönige ausstürbe, war die neue Wahl den Ständen der drei Reiche zugewiesen. Eine solche Vereinigung erschien Vielen als ein großer Gewinn: denn der Norden erhalte in solchem Maße neue Macht und neues Leben, da unfehlbar alle Küsten der Ostsee (wie einst die des Mittelmeers zur römischen Zeit) bald unter einer friedlichen Herrschaft stehen, und die stammverwandten Völker (nach Beseitigung jeder inneren Fehde) leicht ihre feindlich gesinnten Nachbarn bezwingen würden. Diese fröhlichen Hoffnungen gingen indeß aus verschiedenen Gründen nicht in Erfüllung; die alte Abneigung der einzelnen Völker ließ sich nämlich durch den Buchstaben einer solchen Urkunde nicht vertilgen, vielmehr strebte jedes eben so sehr nach der Oberleitung der andern, als es dieselbe doch wiederum fürchtete. Jedes Volk wollte den König in seiner Mitte haben, und im Falle neu eintretender Wahl aus seiner Mitte ernennen. Als die Dänen (1448) einen Unionskönig wählten, ohne die Zustimmung der Schweden abzuwarten, stellten die Gegner des calmarischen Bundes

in Schweden eigene Reichsvorsteher auf (Karl Knudson 1448—1470, dessen Schwestersohn Sten Sture 1470—1504, dessen Vetter Svante Sture 1504—1512, dessen Sohn Sten Sture 1512—1520), die jedoch keineswegs anerkannt wurden. Das Haupt der dänischen Partei in Schweden war um 1517 Gustav Trolle, den der Reichsverweser Sten Sture vergebens durch Verleihung des Erzbisthums Upsala zu gewinnen suchte. Als dieser auf die Wiederherstellung des calmarischen Bundes drang, wurde er von den schwedischen Ständen abgesetzt, nach dem Kloster Westerås gebracht und bewogen, die Stiftsherren selbst zur Wahl eines neuen Erzbischofs von Upsala aufzufordern. Ja er versprach, er wolle nie nach seiner vorigen Stelle oder nach Rache trachten.

Diese Rache zu üben kam der dänische König Christian II. (reg. 1513—1523) im Juni 1518 mit einer wohlbemannten Flotte vor Stockholm an und erbot sich, da er die Stadt mit Gewalt nicht einnehmen konnte, selbst hineinzukommen und freundlich zu unterhandeln, sobald man ihm, der Sicherheit wegen, Geiseln stelle. Kaum aber waren diese (unter ihnen der nachmalige König Gustav Wasa) in seiner Gewalt, so ließ er die Anker lichten und führte sie, gegen Recht und Versprechen, als Gefangene mit sich nach Dänemark. Der Papst mußte indeß (selbst ohne Rücksicht auf Christian's entgegengesetzte Darstellung und kaiserlichen Einfluß) die Art und Weise durchaus mißbilligen, wie die Schweden mit dem Erzbischof Trolle umgegangen waren, er that sie deßhalb in den Bann und übertrug dessen Vollziehung dem Könige von Dänemark. Dieser brachte aus dem Brautschatze seiner Gemahlin Elisabeth und dem Ertrage neuer drückender Steuern ein bedeutendes Heer zusammen, welches 1520 bei Tiweda oder Bogesund in Westgothland, die Schweden besiegte. Noch wichtiger war es, daß Sten Sture an seinen Wunden starb; denn seitdem verschwand Einheit und Thätigkeit unter den Schweden und die Dänen drangen, verwüstend und ihr Verfahren mit der Bannbulle rechtfertigend, immer weiter vor.

Diese Umstände führten zu einem Frieden, welcher in Upsala geschlossen und am 31. März 1520 vom Könige in Kopenhagen bestätigt wurde. Vermöge desselben sicherte Christian Verzeihung zu für alles Vergangene, und versprach die Erhaltung aller schwedischen Gesetze, Gewohnheiten, Besitzthümer und Verleihungen. Bei der Uebergabe Stockholms (welches Christina Gyllenstierna, die Wittwe Sture's, noch eine geraume Zeit tapfer vertheidigt hatte) wurden nicht allein obige Bedingungen nochmals zugestanden, sondern ausdrücklich hinzugefügt: alle Aemter im Reiche werden ausschließlich mit Schweden besetzt. Am 7. September zog Christian in Stockholm ein. Sonntags den 4. November ward er feierlich in der Hauptkirche Stockholms gekrönt. Der König hatte viele Prälaten, Adelige, Rathsherren und andere angesehene Männer zum Krönungsfeste auf's Schloß geladen, lachte und scherzte mit ihnen und küßte und umarmte sie. So vergingen 3 Tage auf's heiterste; Niemand ahnte Böses. Da trat, erhaltener Weisung und eigener Neigung gemäß, am 7. November 1520 der Erzbischof

Gustav Trolle hervor und klagte diejenigen an, welche ihn früher von seinem Stuhle vertrieben und sein Schloß zerstört hatten. Am Morgen des 8. November (also einen Tag nach der Anklage und der Gefangennehmung jener Bezeichneten) wurden auf Christian's Befehl die Stadtthore geschlossen, die Straßen mit Wachen und Kanonen besetzt, und jedem bei Lebensstrafe geboten, seine Thüren zu schließen und im Hause zu bleiben. Gegen Mittag führte man die Gefangenen vom Schlosse herab auf den Markt und Nils Lycke, ein dänischer Rath, erklärte: der König habe ungern die Todesstrafe über sie ausgesprochen; er sei aber vom Erzbischof Trolle dreimal fußfällig und mit Thränen darum gebeten worden, auch erlaube des Papstes Bann keinen andern Ausweg, und die Verurtheilten hätten überdies den König in die Luft sprengen wollen. Bischof Vincenz von Skara, einer der Verurtheilten, widersprach laut diesen Lügen und machte dem Könige Vorwürfe, wie er sie verdiente. Allein Vorwürfe wie Bitten blieben ohne Wirkung: Bischof Vincenz und Bischof Matthias von Strengnäs wurden zuerst hingerichtet, dann die Reichsräthe und Edlen (unter ihnen Gustav Wasa's Vater) hierauf Bürgermeister, Rathsmänner und Andere, zusammen 94 der trefflichsten schwedischen Männer, ohne daß man ihnen nur erlaubt hätte, vorher das Heil ihrer Seele zu bedenken. Am folgenden Tage erging eine beruhigende, allen übrigen Sicherheit versprechende Erklärung; kaum aber kamen die Versteckten zum Vorschein, so erfolgten neue Verhaftungen und Hinrichtungen, nicht ohne empörende Grausamkeit; ja ein Bürger (so heißt es) erlitt die Todesstrafe, bloß weil er über den Tod eines andern Thränen vergoß. Gleichzeitig ergingen angebliche Rechtfertigungen des Blutbads (mit den bereits erwähnten Lügen ausgeschmückt) in alle Landschaften, wo sich zum Theil jene Blutscenen nach Christian's Weisung wiederholten: ja im Kloster Nidala ließ er selbst, ohne Anklage, Urtheil und Recht, den Abt mit 5 Mönchen ersäufen und Sten Sture's Leiche ausgraben, verstümmeln und verbrennen. In Jönköping, so wird ferner erzählt, wurden nach der Hinrichtung Lindorm Ribbing's, auch seine beiden Söhne, 9 und 6 Jahre alt, ergriffen, an ihren langen über dem Kopf zusammen gebundenen Haaren aufgehangen und dem ältesten hierauf zuerst der Kopf abgeschlagen. Als der Körper zu Boden fiel und das Blut des zweiten Knaben Kleid bespritzte, sagte dieser zum Henker: „Lieber, beflecke mir meine Kleider nicht so, wie die meines Bruders, sonst wird meine Mutter böse." Der Henker hierdurch gerührt, warf das Schwert weg und wollte den Knaben nicht enthaupten; aber es ward ein zweiter herbeigeholt, welcher, nachdem er diesen hingerichtet hatte, auch jenem Weigernden den Kopf vor die Füße legen mußte.

Nunmehr, wähnte Christian, sei Schweden für alte Widerspänstigkeit erst hinreichend bestraft und zu unbedingtem Gehorsam niedergebeugt; er setzte eine Regentschaft ein (meist Freunde oder alte Anhänger des calmarischen Bundes) und begab sich nach Dänemark mit dem Vorsatze zurück, auch hier in Kirche und Staat erhebliche Veränderungen durchzusetzen.

Die förmliche Trennung Schwedens von der dänischen Herrschaft und somit die Auflösung des calmarischen Bundes war das Werk des Gustav Wasa. Dieser, geboren den 12. Mai 1490 zu Lindholm in Upland, stammte väterlicherseits von den Wasa's, mütterlicherseits von den Sture's. Schon in früher Jugend zeigte er viel Gewandtheit, Scharfsinn und einnehmendes Wesen. Auf der Hochschule von Upsala war er fleißig und erwarb vor Allem gute Kenntnisse in der schwedischen Geschichte. Während des 1518 gegen Christian II. geführten Krieges zeichnete Gustav sich aus, gehörte aber zu den Geiseln, welche jener wortbrüchig mit nach Dänemark nahm, und ward daselbst seinem Verwandten Banner, gegen Stellung einer Bürgschaft von 6000 Thalern, in Verwahrung gegeben. Hier machte sich Gustav so beliebt und alle seine Umgebungen so treuherzig, daß man ihn unbewacht umhergehen ließ und er Gelegenheit fand, im September 1519 verkleidet nach Lübeck zu entkommen. In Schweden aber fand er (wo er im Mai 1520 anlangte) das Volk keineswegs geneigt, für die Erwerbung der Unabhängigkeit etwas zu wagen; denn (so sprachen die Meisten) Christian's Strenge treffe, und wohl nicht unverdient, nur Adel und Geistlichkeit; auch fehle es nicht an Salz und Häringen; weßhalb also Krieg erheben? Selbst Gustav's Schwester Margaretha und sein Schwager Brahe riethen ihm mit Thränen von einer Unternehmung ab, die ihnen als Aufruhr erschien. Während aber jener, der versprochenen Sicherheit vertrauend, zur Huldigung nach Stockholm reis'te, begab sich Gustav, bei seinen Planen verharrend, tiefer in das Innere des Landes. Bald darauf erhielt er die furchtbare Kunde von dem stockholmer Blutbade; sein Vater und sein Schwager waren hingerichtet, Mutter und Schwestern in Fesseln nach Dänemark abgeführt, alle Freunde todt, auf seinen Kopf ein Preis gesetzt, ringsum Furcht, Schrecken und Treulosigkeit. Aber all dieses Unglück und Elend brachte ihn nicht dahin, an sich und seinem Vaterlande zu verzweifeln, sondern es erhöhte Muth, Eifer und Kraft in seinem starken Gemüthe. Er begab sich zu den Dalekarlen, und mußte bei dem reichen Bergmann Pehrson als Tagelöhner und Drescher in Dienst gehen. Sein vornehmer Anstand erregte indeß hier Aufmerksamkeit, und ein bemerkter seidener Halskragen erweckte Verdacht. Auf näheres Befragen ergab sich, daß Pehrson und Gustav zusammen in Upsala studirt hatten; doch rieth jener aus Abneigung vor kühnen Planen, sein Freund möge sich nach einer entfernteren Gegend begeben. Fast wäre Gustav auf dem Wege, durch das Eis hindurchbrechend, ertrunken: er wäre von einem Jugendbekannten Arend verrathen worden, wenn ihn nicht dessen Frau gewarnt und er die erste Gelegenheit ergriffen hätte, zu dem Kronschützen Swen Elfson zu entkommen. Aber auch hier suchten ihn seine unermüdlichen Verfolger, und er mußte sich freuen, daß Elfson's entschlossene Hausfrau ihn als einen faulen Knecht mit der Backschaufel zur Stube hinausjagte und dadurch allen Verdacht abwandte. Als ihn Elfson bald nachher in einem Fuder Stroh versteckt weiter fuhr, durchstachen argwöhnische

Dänen die Ladung von mehreren Seiten, verwundeten ihn aber glücklicher Weise nur am Fuße, und der kluge Schütz brachte, um den Argwohn von den Blutspuren abzulenken, seinem Pferde vorsätzlich eine Wunde bei.

Dieser Gefahren und fruchtlosen Irrsale überdrüssig, gab sich Gustav um Weihnachten 1520 in einer großen Versammlung der Dalekarlen bei Möra zu erkennen. Seine begeisterte Aufforderung: sie sollten Alles für die Freiheit des Vaterlandes wagen, erweckte zwar Theilnahme, führte aber (bei der Erinnerung an frühere unglückliche Kriege) zu keinen Beschlüssen oder Thaten. Deßhalb wollte Gustav alle größeren Plane ganz aufgeben und Schweden verlassen; da trafen andere Flüchtlinge ein, welche seine Darstellung der Tyranneien nicht bloß bestätigten, sondern auch Furcht vor neuen Grausamkeiten erweckten. Zurückberufen und an die Spitze der kühnen Unzufriedenen gestellt, überraschte Gustav Falun und erklärte Christian II. den Krieg. Denn dieser habe sich durch List und Ränke auf den, schon von seinen Vorfahren verwirkten Thron gesetzt, die Krönung mit Gewalt erzwungen, seine Versprechungen überall gebrochen, der edelsten schwedischen Männer Blut frevelhaft vergossen und von ihm, Gustav, nie den Eid der Treue empfangen.

Als nun Christian, zum Theil aus Mangel an Geld, nichts that, seine Anhänger in Schweden zu unterstützen, Westerås und Upsala in Gustav's Hände fielen, und die Umlagerung Stockholms begann, so traten immer mehr aus allen Ständen auf seine Seite, und er ward im August 1521 auf dem Reichstage in Wadstena zum Reichsverweser ernannt. Ja als Christian nach den Niederlanden entfloh und Dänemark sich einen eigenen König (Friedrich I. Herzog von Holstein und Schleswig) gab, trug man Gustav auf dem Reichstage zu Strengnäs (Juni 1523) die schwedische Krone an. Er hegte ernste Zweifel, ob er darauf eingehen solle, denn das Beispiel der Sture konnte selbst einen Muthigen zurückschrecken, auch waren die meisten Festungen noch in fremden Händen, der Geldmangel groß und Kriegsmacht und Flotte in schlechten Umständen. Andererseits wollte kein echter Schwede die Verbindung mit Dänemark erneuern, keiner stellte sich ihm als Nebenbuhler entgegen und selbst der päpstliche Abgeordnete, Johannes Magnus, stimmte für seine Erhebung. So ward er 1523 feierlich zum König ernannt, hielt am 23. Juni unter höchstem Jubel seinen Einzug in Stockholm und brachte allmählich das ganze Reich in seine Botmäßigkeit.

Hiermit waren indeß Sorgen und Gefahren keineswegs ganz beseitigt: denn König Friedrich I. von Dänemark machte jetzt Ansprüche auf Schweden, und die Hanseaten verlangten Bestätigung, ja Erweiterung ihrer ungemein großen Rechte und Freiheiten, so wie den Ersatz sehr beträchtlicher Vorschüsse. Friedrich's Ansprüche wurden im October 1523 auf dem Reichstage zu Süderköping verworfen; auch konnte er sie (in Dänemark kaum befestigt und von Christian noch bedroht) wenigstens in diesem Augenblicke nicht geltend machen. Den Hanseaten, welche sich allerdings um Gustav's Erhebung Verdienste erworben hatten,

bestätigte er die bisherigen Rechte und versprach ihnen allmähliche Abzahlung ihrer Vorschüsse und Darlehen. Hierzu gebrauchte man aber viel Geld, so wie zum Abhalten der Dänen eine neue tüchtigere Kriegsverfassung. Die Noth des Landes ließ aber vielmehr eine Verringerung als eine Erhöhung der Steuern wünschen und erwarten.

In dieser Lage dachten Viele daran: ob nicht auf dem Wege der Reformation zugleich der Religion und dem Staate geholfen werden könne, und 3 Männer, Lorenz Anderson und die Brüder Peterson waren hierbei am thätigsten. Obgleich nun der König während seines Aufenthalts in Lübeck die neue Lehre liebgewonnen hatte und in einen Briefwechsel mit Luther getreten war, hütete er sich doch sehr, durch übereiltes Parteinehmen, gleichwie Christian II., die Gefahren seiner Stellung zu vermehren. Indessen wurden bald die Beschlüsse zweier Reichstage, zu Wadstena im Januar und zu Stockholm im Juli 1526 der Geistlichkeit sehr nachtheilig. Zur Besoldung eines schlagfertigen Heeres und zur Tilgung der Landesschulden überließ man dem Könige in so weit den Kirchenzehnten, als er nicht für den Gottesdienst unentbehrlich sei. Auch sprach sich die Hoffnung des, von Gustav in allen seinen Rechten bestätigten Adels immer deutlicher aus: er werde durch Einziehung der Kirchengüter ungemein viel gewinnen.

Etliche Prälaten hielten es deßhalb jetzt für erlaubt, ja für eine Pflicht, zum Schutz der Kirchenrechte, Hülfe im Auslande zu suchen, Gewalt gegen den König zu brauchen und unter den Dalekarlen Unruhen zu erregen. Diese wurden aber bald gestillt und jene nach Norwegen geflüchteten Prälaten zur Verantwortung vorgeladen. Man bewilligte ihnen sicheres Geleit, sofern sie unschuldig befunden würden; allein das außerordentliche, gegen kirchliches Herkommen großentheils mit Laien besetzte Gericht erklärte sie, ohne Rücksicht auf ihre gegen Form und Inhalt gerichteten Einreden, wegen Hochverraths des Todes schuldig, und ließ dieses Urtheil im Februar 1527 unter Spott und Hohn vollziehen.

Des Königs wachsende Einmischung in kirchliche Angelegenheiten, die gleichzeitigen Fortschritte der Reformation in Deutschland und die Gefangennehmung des Papstes Clemens VII., ließen voraussehen, daß ein zum Juni 1527 nach Westeräs berufener Reichstag von entscheidender Wichtigkeit sein dürfte. Der König ließ den Reichstag durch eine, vom Kanzler Lorenz Anderson vorgelesene, Darstellung eröffnen. Seit 7 Jahren habe er den öffentlichen Angelegenheiten mit größtem Eifer vorgestanden und nur auf wiederholte Bitten die schwere Last so lange getragen. Denn die Zahl der Mißvergnügten mehre sich, und selbst offener Aufruhr sei nicht gescheut worden. Man klage über die Abgaben; allein wären sie nicht dringender Bedürfnisse wegen bewilligt oder das Mindeste anders als zu öffentlichen Zwecken verwandt? Man schreie über theuere Zeiten, als stehe die Witterung in des Königs Gewalt, dessen Fürsorge indeß allerdings das Uebel gemindert habe. Man tadele die Belästigung der Klöster und Geistlichen, nenne ihn

einen Ketzer und behaupte, er wolle den christlichen Glauben ausrotten. Mit Hülfe der anwesenden gelehrten Männer könne er seine Unschuld beweisen und darthun, daß er das reine Wort Gottes bekenne. Weil man ihn aber ungehört bereits verurtheilt habe, so sei er entschlossen, die Regierung niederzulegen und hoffe nur, man werde ihn mit einem Lehen abfinden. Dies erschreckte die Gegner Gustav's so sehr, daß beschlossen ward, eine Botschaft wegen Beibehaltung seiner Würde an ihn zu senden; aber erst nach wiederholten dringenden Bitten ließ er sich bewegen, in der Ständeversammlung zu erscheinen. Hier war jetzt sein Sieg vollkommen: man leistete ihm den Huldigungseid und übertrug ihm die Anordnung des Kirchenwesens nach evangelischer Lehre, so wie die Ernennung und Besoldung der Geistlichen.

Obgleich der Adel des Königs Erhebung beneidete, die Vertheidiger der alten Religion ihn haßten, und die Geringeren vergebens Erlaß der Abgaben erwarteten, wußte er doch allmählich zu gewinnen oder einzuschüchtern, so daß man ihm und seinen Nachkommen auf dem Reichstage zu Oerebro, im Januar 1540, den Thron erblich zusprach. Zwar blieben Etliche, besonders die dabei weniger befragten Bauern, mit der Erbordnung unzufrieden; sie ward jedoch im Januar 1544 auf dem Reichstage zu Westeräs ein zweites Mal bestätigt, nachdem Gustav sich wiederholt zur Niederlegung der Krone bereit erklärt, die Stände ihn aber gebeten hatten, auch fernerhin zu regieren.

Ueberall zeigte sich Gustav den Verhältnissen gewachsen und, so wie sie es verlangten, bald heiter, milde und zögernd, bald ernst, schreckend und vorwärts treibend. Sein schönes Aeußere machte einen günstigen, seine Beredsamkeit bedeutenden Eindruck; vielleicht war er noch größer als Staatsmann, denn als Feldherr. Was man ihm als Härte vorgeworfen hat, erscheint sehr gemäßigt, im Vergleiche mit dem, was sich die meisten seiner Zeitgenossen zu Schulden kommen ließen. Gustav legte den ersten Grund zu einer Seemacht und suchte den Handel auf alle Weise zu befördern, obgleich die ergriffenen Maßregeln keineswegs ohne Ausnahme zweckmäßig erschienen. Vor Gustav ging der schwedische Handel nie über die Grenzen der Nordsee hinaus; jetzt nach Frankreich, England und den Niederlanden.

In den letzten Jahren seines Lebens ward Gustav ernster, niedergeschlagener; denn die liebsten Freunde hatte ihm der Tod genommen, und die Eigenschaften seines erstgeborenen Sohnes Erich erweckten ihm manche Sorge. Am 25. Juni 1560 redete er zum letzten Male zu den Ständen und nahm feierlich von ihnen Abschied. „Vor 40 Jahren, sagte er unter Anderem, irrte ich wie ein Flüchtiger umher und stieg dann unerwartet bis zum Königsthrone; das ist Gottes Werk. Für Liebe und Gehorsam danke ich Euch und bitte, Ihr möget mir meine Fehler und Schwachheiten vergeben. Man hat mich einen harten König genannt, aber wohl könnte die Zeit kommen, wo man sich nach mir sehnte. Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, und nehme deßhalb von Euch den letzten zärtlichen Abschied." Niemand in der ganzen

Versammlung konnte sich bei diesen Worten der Thränen enthalten und als nun der Greis, von seinen Söhnen umringt, hinweggeführt wurde, folgten ihm laute Segenswünsche. Drei Monate nachher, am 29. September 1560 entschlief er ruhig, im 71. Jahre seines Lebens, im 37. seiner Regierung. Ihm folgte ohne Widerspruch sein Sohn Erich XIV.

---

27. Die Blütezeit des osmanischen Reiches unter Soliman I.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Soliman war von der Stunde an, wo das Geschick die Zukunft des osmanischen Reiches und Volkes in seine Hände legte, von der Größe des Berufs durchdrungen, der ihm beschieden war; und, wie keiner in der Reihe ausgezeichneter Beherrscher dieses Reiches, besaß gerade er die Mittel und Eigenschaften, diesen Beruf auf eine Weise zu erfüllen, die seine lange Regierung zu der glänzendsten Epoche osmanischer Geschichte gemacht hat und ihr auch für das europäische Staatenleben des 16. Jahrhunderts überhaupt eine tiefeingreifende und folgenreiche Bedeutung verlieh.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob es Soliman wirklich ernstlich meinte, als er König Ludwig von Ungarn, kurz nach seiner Thronbesteigung, den Frieden unter der Bedingung bieten ließ, daß er sich ferner als tributpflichtigen Vasallen der Pforte betrachten solle. Denn ein solcher Friede war schon damals deßhalb gar nicht mehr möglich, weil die Feindseligkeiten von Seiten der Osmanen auf eine Weise begonnen worden waren, welche eine Aussöhnung, zumal unter solchen Bedingungen, mit der Waffenehre Ungarns unverträglich machte. Als einzige Antwort auf Soliman's Anträge ließ man seinen Gesandten sammt seinem Gefolge sofort ins Gefängniß werfen, sie dort erdrosseln und dann ihre Leichen, um diese Verletzung des Völkerrechts mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken, in einen Fischteich versenken. Dennoch drang die Kunde von diesem Gesandtenmord bald bis nach Constantinopel. Der Feldzug gegen Ungarn ward sofort beschlossen. Belgrad sollte sein nächstes Ziel sein.

Belgrad, Semlin und alle übrigen Grenzfestungen hatten sämmtlich nur schwache Besatzungen; es fehlte sogar an Pulver und Munition zur Bedienung der Geschütze. Miethtruppen konnte man, da es an Geld fehlte, nicht aufbringen, und der Heerbann, welcher leicht an 60,000 Mann ins Feld zu stellen im Stande gewesen wäre, leistete dem an ihn ergangenen Rufe des Königs entweder gar nicht oder doch nur säumig Folge. Belgrad würde gefallen sein, wenn auch nicht Feigheit und Verrath seinen Fall beschleunigt hätten. Nach 20tägiger Belagerung benahm der Einsturz des durch geschickt angelegte Minen bis

in den Grund erschütterten Hauptbollwerkes, des sogenannten Meilenthurms, den Bulgaren den Muth so, daß sie verrätherischer Weise und ohne Wissen der ungarischen Befehlshaber, dem Feinde die Uebergabe der Festung, gegen Zusicherung des freien Abzugs anboten. Er wurde gewährt. Kaum hatte aber die ganze Bevölkerung die Stadt verlassen, als alles, was ungarischen Namen trug, von den Janitscharen überfallen und unbarmherzig niedergemetzelt wurde.

Weitere Eroberungen nach dieser Seite hin, so leicht sie auch gerade jetzt gewesen sein möchten, lagen vorerst nicht im Plane Soliman's. Denn noch war Rhodus nicht in seiner Gewalt.

Eroberung der Insel Rhodus, 1522.

Mannichfache Gründe mußten Soliman bestimmen, seine Waffen jetzt vor Allem gegen Rhodus zu kehren: die für die Sicherheit seiner Besitzungen in Asien und Afrika so wichtige Lage der Insel, die Nothwendigkeit, nach dieser Seite hin für den ungehinderten Verkehr zwischen dem Sitze des Reiches und den unter Selim I. neueroberten Ländern einen Stützpunkt zu gewinnen, das Verlangen, die Schmach zu rächen, welche den osmanischen Waffen hier unter Mohammed II. widerfahren und gleichsam den letzten Willen Selim's I. zur Ausführung zu bringen, die Thatsache, daß damals die Rhodiser die benachbarten Küstenländer, Kleinasien, Syrien, Aegypten, mit ihren Einfällen beunruhigten, dort weit und breit das offene Land verheerten, unversehens Städte und Dörfer überfielen und alles, dessen sie habhaft werden konnten, bewegliche Habe, Vieh und Menschen, mit sich fort nach ihrer Insel schleppten.

So sollen noch Tausende von Osmanen auf Rhodus in der drückendsten Sclaverei der Erlösung geharrt haben, als Soliman seinem zweiten Wesir, Mustafa-Pascha, den Befehl ertheilte, mit der seit Selim's Tode zu diesem Zwecke schon bereit liegenden Flotte ohne Verzug gegen Rhodus auszulaufen. Sie verließ, etwa 300 Schiffe stark, mit 10,000 Mann auserlesener Truppen am Bord, um die Mitte Juni 1522 die Dardanellen, während sich gleichzeitig bei Skutari ein Heer von etwa 100,000 Mann sammelte, an dessen Spitze Soliman selbst den Weg zu Lande nach der Südküste Kleinasiens zurücklegen wollte.

Auch bei diesem Feldzuge war Soliman insofern vom Glücke begünstigt, als er in eine Zeit fiel, in welcher die Rhodiser, ganz auf sich selbst verwiesen, aus dem Abendlande, in Folge der Reformation und des (ersten) Krieges zwischen Karl V. und Franz I., nicht die geringste Hülfe erwarten konnten. Hätte man im Abendlande den ernsten Willen gehabt, Rhodus zu retten, so hätte es wenigstens nicht an Zeit gefehlt, dazu die nöthigen Schritte zu thun. Denn nachdem die osmanische Flotte bereits am 24. Juni in der einige Meilen von der Festung entfernten Bai von Parombolin Anker geworfen hatte, verstrich noch ein voller Monat unter Vorbereitungen, Vertheilung der Truppen, Anlage von Schanzen u. s. w., ehe die Belagerung wirklich ihren Anfang nahm.

Erst am 1. August wurde ein ernstlicher Angriff gemacht. Die Belagerer wurden jedoch überall mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen und der Hauptsturm, welcher am 24. September ausgeführt wurde, brach sich gleichfalls an der unerschütterlichen Tapferkeit der Ritter und dem Heldenmuthe der ganzen Bevölkerung. Nicht weniger als 15,000 Osmanen fanden an diesem Tage unter den Mauern von Rhodus ihren Untergang.

Aber selbst so entmuthigende Verluste konnten Soliman nicht bewegen, von einem Unternehmen abzustehen, von dessen Gelingen die Sicherheit seines Reiches und der Ruhm seines Namens abhing. Die Belagerung wurde während der zwei folgenden Monate fortgesetzt, und wenn man dabei auch noch geringe Vortheile mit schweren Opfern bezahlen mußte, so wurden doch am Ende die Kräfte und Mittel der Belagerten so erschöpft, daß ein längerer Widerstand kaum mehr möglich war. Erst nachdem ein letzter Sturm die Kraft der Ritter vollends gebrochen hatte, und namentlich ihr Vorrath an Pulver und Munition bis auf den letzten Schuß verbraucht war, sah sich der Großmeister genöthigt, eine ehrenvolle Capitulation abzuschließen. Schon am 5. Tage nach Unterzeichnung der Capitulation drang ein frisch aus Asien angelangter, 15,000 Mann starker Janitscharenhaufen, von Raublust angestachelt, mit Gewalt in die Stadt ein, plünderte alles, was ihm in die Hände fiel, schändete und entheiligte Kirchen und Klöster und verübte überhaupt alle Gräuel zügelloser Barbarenwuth.

Der Capitulation zufolge schiffte sich der Großmeister Villers d'Isle-Adam am 1. Januar 1523 mit dem größten Theile der Ritter nach Candia ein und siedelte sich dann nach dem Königreiche Neapel über. Papst Hadrian VI. wies ihm hierauf zunächst Civita-Vecchia zum Wohnsitze an und im December ließ er sich mit Bewilligung Clemens VII. zu Viterbo nieder. Erst 6 Jahre später, 1530, fanden die Trümmer des Ordens, nach vielfachen Mühen und Verhandlungen, endlich ihre neue bleibende Stätte auf der Insel Malta, wo sie nochmals zu frischem Leben gediehen.

Die Wichtigkeit einer solchen Eroberung mochte dem Sultan vielleicht selbst mit den schweren Opfern, welche sie gekostet hatte, nicht zu theuer bezahlt erscheinen. Denn mehr wie 100,000 Mann der besten Truppen und unter ihnen eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Heerführer hatten unter den Mauern von Rhodus ihr Grab gefunden.

Feldzüge gegen Ungarn und Oesterreich 1526—1532, s. S. 77 ff.

Feldzug nach Persien, 1534.

Nachdem sich Soliman durch den Frieden mit König Ferdinand von Ungarn an den nördlichen Gränzen seines europäischen Reiches Ruhe verschafft hatte, beschäftigten vorzüglich zwei Dinge seinen Alles umfassenden Geist und seine rastlose Thätigkeit: der Feldzug nach Persien und die Erweiterung seiner Herrschaft zur See.

Die Grenzverhältnisse des osmanischen Reiches waren, wie in Europa, so auch nach Osten hin in einer unbestimmten, zweifelhaften Lage geblieben. Es gab dort beständig Reibungen und vielfache Verlockung zum Abfall für treulose und herrschsüchtige Statthalter. So hatte um diese Zeit der osmanische Statthalter von Bidlis sich von Soliman losgesagt und unter des Perser-Schahs Schutz begeben, während auf der andern Seite die persischen Statthalter von Aserbeidschan und Bagdad dem Sultan der Osmanen ihre Huldigung und der letztere mit ihr zugleich die Schlüssel von Bagdad darbrachten. Aber beide waren nicht im Stande, sich allein gegen die Macht des Perserschahs zu halten. Bagdad wurde abermals der Botmäßigkeit des Schahs unterworfen. Das konnte Soliman nicht dulden. Was seine Vasallen nicht vermocht, das wollte er nun selbst durchsetzen. Der Feldzug nach Persien ward sogleich nach Abschluß des Friedens mit König Ferdinand ins Werk gesetzt. Er währte 2 Jahre und ist durch zwei hervorragende Thatsachen ausgezeichnet: die Eroberung von Tebris und die Besitznahme von Bagdad. Mit Feinden hatte man wenig, desto mehr mit der Ungunst der Elemente und den Mühseligkeiten des Marsches zu kämpfen. Der Rückmarsch war nicht minder langwierig und beschwerlich. Neun volle Monate vergingen, um den Weg durch Kleinasien nach Constantinopel zurückzulegen, wo Soliman am 8. Januar 1536 die fast unblutige Vereinigung des schönsten Theiles Persiens mit seinem Reiche durch triumphirenden Einzug feierte. Sowohl in Tebris, wie in Bagdad waren osmanische Statthalter zurückgeblieben und die neugewonnenen Landschaften durch die Bande alttürkischer Lehnsverfassung enger an das Reich des Sultans gekettet worden.

Von weit höherer Bedeutung für die europäischen Verhältnisse war die gleichzeitige Erhebung der osmanischen Seemacht im mittelländischen Meere. An Schiffen fehlte es Soliman freilich nicht; eine große Anzahl derselben von allen Größen lag beständig segelfertig in den Häfen von Constantinopel und Gallipoli, dem Hauptstationsorte der osmanischen Flotte. Aber das Ganze war doch noch in einem sehr mangelhaften Zustande. Es fehlte an geschickten Schiffsbaumeistern, tüchtigen Werkleuten, einer guten Bemannung, erfahrenen, geübten Schiffsführern und vor Allem an einem Admiral, welcher sich mit den Seehelden Venedigs oder mit einem Andreas Doria hätte messen können. Soliman glaubte ihn in der Person jenes kühnen Seeräuberhauptmanns aus Mitylene gefunden zu haben, welcher unter dem Namen Chaireddin oder Barbarossa, schon seit den Zeiten Selim's I. der Schrecken des mittelländischen Meeres geworden war, sich bereits 1517 eines guten Theiles des afrikanischen Küstenlandes bemächtigt hatte und Herr von Algier geworden war. Von hier aus beunruhigte er seitdem fortwährend die Küsten Spaniens, Frankreichs und Italiens, brachte die noch unter christlichem Drucke in der pyrenäischen Halbinsel zurückgebliebenen 70,000 Mauren nach der Barbarei in Sicherheit und kämpfte mit Glück gegen Andreas Doria, welcher damals für den größten Seehelden

der Christenheit galt. Von Soliman auf das glänzendste empfangen und zum Handkuß zugelassen, wurde er sofort zum Beglerbeg des Meeres, d. h. zum Oberbefehlshaber der gesammten osmanischen Seemacht ernannt.

Dessen Krieg mit Karl V. s. S. 71 f.

Den Krieg in Ungarn 1541—1547 s. S. 75.

Zwar hatte Soliman in Ofen einen türkischen Statthalter eingesetzt, und hier, wie in Fünfkirchen und an andern Orten wurde das Recht nach den Gesetzen des Koran gesprochen; allein noch nirgendwo waren sich Orient und Occident, osmanisches und europäisches Leben, Islam und Christenthum so schroff einander gegenüber getreten. Die letzten 20 Jahre der Regierungszeit Soliman's I. dürfen als ein bedeutender Wendepunkt in diesem großartigen Streite zweier Nationalitäten bezeichnet werden. Diese endlosen Heerfahrten in Ungarn, dieser beständige Wechsel von meist erfolgreichen Waffenthaten und nutzlosen Friedensverhandlungen erschöpften nach und nach die besten Kräfte des osmanischen Reiches und trugen wesentlich zur Schwächung desselben bei, Ungarn aber blieb, trotz alles Jammers und Mißgeschicks, welches der ewige Krieg über dasselbe verhängte, dennoch die Schutzmauer der abendländischen Christenheit, die gerettet wurde zu einer Zeit, wo die politische Lage Europa's sie nur zu leicht zur Beute eines mächtigen Eroberers hätte machen können.

Sultan Soliman war es nicht beschieden, sein langes, thatenreiches Leben mit einem ruhigen, heitern Alter zu beschließen. Der Glanz und Ruhm seiner Regierung wurde in den letzten Jahren durch schweres Mißgeschick verdunkelt. Von den beiden hervorragenden Unternehmungen, welche noch in diese Zeit fallen, mißlang die eine, der Angriff auf Malta, gänzlich, während die andere, sein letzter Heerzug nach Ungarn, ihn an das Ziel seiner Tage, nicht aber seiner Wünsche führte.

Wären die Johanniter auf Malta, als kühne und unternehmende Seefahrer, auch nicht schon längst die natürlichen und gefährlichsten Feinde der osmanischen Seemacht im Mittelmeere gewesen, so hätte doch ein einigermaßen durchdachter Plan Sultan Soliman von selbst von der Nothwendigkeit überzeugen müssen, sich vor Allem den Besitz dieser Insel zu sichern, wenn es ihm überhaupt mit der Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft zur See nach Westen wirklich Ernst war. Denn die wenigen Punkte an der nordafrikanischen Küste, an sich zu unsicher, konnten doch nicht genügen, in jenen Gewässern eine achtunggebietende Flotte zu unterhalten. Dazu war ein festerer Stützpunkt nöthig, wie ihn Malta von selbst darbot. Eine abermalige Eroberung der Spanier an der Nordküste von Afrika gab die nähere Veranlassung dazu. Im Jahre 1564 ließ nämlich König Philipp II. von Spanien durch seinen Admiral Don Garcia de Toledo die kleine, der spanischen Küste gegenüber liegende, Stadt Gomere de Vellez mit dem dicht davor liegenden Felsenschlosse Pignon de Vellez hinwegnehmen. Nur das letztere gab dieser Eroberung einigen Werth, weil von da aus, im

Verein mit Goletta, die Küsten von Tunis und Algier am leichtesten zu beherrschen waren. Die Festsetzung auf Malta erschien jetzt Soliman als das wirksamste Gegengewicht gegen die weitere Ausbreitung der spanischen Herrschaft auf der afrikanischen Küste. Der Feldzug dahin ward im Frühjahre 1565 ins Werk gesetzt. Die Rüstungen waren während des Winters im größten Stile betrieben worden. Unzählig war die Menge der Transportschiffe, welche, aus allen Theilen des Reiches, namentlich auch Syrien und Aegypten, zusammengebracht, die ungeheuern Massen von Mundvorrath und Kriegsbedürfnissen aufnehmen mußten. Noch nie hatte eine osmanische Flotte Geschütze von so mächtigem Kaliber getragen. Namentlich erregten 20 Riesenkanonen, wie man sie noch nie gesehen, welche mit vieler Mühe auf die Mahonen, die größten Kriegsschiffe, gebracht wurden, die allgemeine Bewunderung.

Am 1. April verließ die 130 Segel starke Flotte, welche nach und nach bis auf 200 Schiffe anwuchs, nicht unter den glücklichsten Auspicien,*) den Hafen von Constantinopel und erschien schon am 19. Mai vor Malta. Den Oberbefehl führte der Kapudan-Pascha Piali; an der Spitze der Landtruppen stand Mustafa-Pascha, ein 75jähriger Greis. Nach unsäglichen Anstrengungen fiel das kleine Fort St. Elmo in die Hände der Belagerer. Jedoch entmuthigte der Fall dieses an sich nicht sehr bedeutenden Vorwerks die tapfern Vertheidiger der Hauptstadt keineswegs. Die an sie ergangene Aufforderung zur Uebergabe wies der Großmeister, Jean de Valette, mit Verachtung zurück. Nun wurde der Angriff vor Allem auf die beiden Hafenschlösser St. Angelo und St. Michel gerichtet, welche einer gewaltigen Kette, die den Galeerenhafen schloß, zu Anhaltepunkten dienten. Vergebens wurde die Sprengung dieser Kette versucht. Nach einem mörderischen Kampfe, in welchem die Angreifer bis auf wenige ihren Tod fanden, mußte der Rückzug angetreten werden. Dieser heiße Tag, welcher übrigens auch den Johannitern theuer genug zu stehen kam, rettete Malta. Denn obgleich die Belagerung hierauf noch zwei Monate lang fortgesetzt wurde, so konnte man doch nicht einmal jener beiden Hafenschlösser Herr werden; und als dann zu Anfang September auch noch die längst erwartete Hülfe, unter dem Befehle des Vicekönigs von Sicilien, Garcia de Toledo, auf der Insel eintraf, war den osmanischen Befehlshabern der Muth schon so gesunken, daß sie das Zeichen zur Aufhebung der Belagerung gaben. Sie hatte fast 4 Monate gewährt und mehr denn 20,000 Mann das Leben gekostet. Der Verlust der Johanniter soll etwa 5000 betragen haben.

Für Soliman war das Unglück von Malta nur eine Aufforderung mehr, wenigstens die Ehre seines Namens und seines Volkes durch eine energische Wiederaufnahme des Landkrieges zu wahren, wozu ihm die noch immer untergeordneten und streitigen Verhältnisse Ungarns hin-

*) Das zum Theil schon wieder entlaufene Schiffsvolk mußte mit Stöcken nach den Galeeren getrieben werden.

längliche Gelegenheit boten. Kaiser Ferdinand zögerte mit der Entrichtung des im Frieden vertragsmäßig festgesetzten Ehrengeschenkes. Erst nach wiederholten Erinnerungen ließ er durch seinen bei der Pforte jetzt stehend beglaubigten Gesandten wenigstens einen Theil dieses Tributs überreichen. Aber damit wollte man sich von Seiten der Pforte nicht begnügen. Der im nächsten Jahre (25. Juli 1564) erfolgte Tod des Kaisers war wenig geeignet, die obwaltenden Schwierigkeiten zu heben. Kaiser Maximilian II. zeigte im Gegentheil wenig Neigung, den Forderungen der Pforte sofort Genüge zu thun, und bestand darauf, daß in jedem Falle erst der Friede, und zwar unter günstigern Bedingungen, erneuert werden müsse, bevor er sich zur Zahlung des rückständigen Tributs verstehen könne und werde. Erst im Februar 1565 erlegte Maximilian, gegen die Zusage, daß mit ihm der Friede auf 8 Jahre erneuert werden würde, die rückständigen 60,000 Ducaten. Noch ehe er indeß im Besitze der erneuerten Friedensurkunde war, führte der Ausbruch offener Feindseligkeiten mit Johann Sigismund, Zapolya's Sohn, neue Verwickelungen herbei. Sigismund hatte Szathmar besetzt, während Maximilian, als Repressalien, Tokay und Serencs wegnehmen ließ. Als beide Theile über diese Verletzung des Friedens bei der Pforte Klage führten, entschied sich Soliman natürlich für den Sohn Zapolya's und ertheilte seinen Statthaltern in Ungarn sofort Befehl, ihn gegen die Uebergriffe des neuen Kaisers mit Gewalt der Waffen zu schützen. Soliman bestand auf der Zurückgabe von Tokay, ließ den Botschafter des Kaisers ins Gefängniß werfen und erklärte nun offen den Krieg. Dieser Krieg war für Soliman selbst eine persönliche Ehrensache. Nur durch glänzende Siege in Ungarn glaubte er die Schmach austilgen zu können, die er auf Malta erfahren hatte, und eine festere Begründung seiner Herrschaft in diesem Lande schien ihm am Ende auch noch den Besitz von Wien, das Ziel seiner Wünsche, sichern zu können. Ungeachtet seines hohen Alters entschloß er sich daher, selbst noch einmal an die Spitze seines Heeres zu treten, mit welchem er, umgeben von aller kaiserlicher Herrlichkeit, am 1. Mai die Hauptstadt verließ, um lebend nicht mehr dahin zurückzukehren. Der Marsch war langwierig und beschwerlich. Soliman, krank und altersschwach, konnte nur langsam zu Wagen dem Zuge folgen. Belgrad wurde erst am 49. Tage nach dem Abmarsch von Constantinopel erreicht. Wie fast immer auf diesen ungarischen Feldzügen, hatte man auch dieses Mal unendlich viel von der Ungunst des Wetters zu leiden, welche namentlich den Uebergang über die von unaufhörlichen Regengüssen angeschwollenen Flüsse außerordentlich erschwerte. Die ganze Heeresmasse, an 100,000 Mann mit 300 Stück Geschütz, wälzte sich gegen Sigeth, welches in den ersten Tagen des August von allen Seiten eingeschlossen wurde. Am 5. August erschien Soliman selbst unter den Mauern der Festung und gleich darauf begann die regelmäßige Belagerung. Schon hatte sie einen vollen Monat gewährt, schon war Zriny's Heldenschaar, nach dem Verluste der Stadt und aller äußern Bollwerke, auf die Burg

zurückgedrängt worden, deren Ruin man auch jeden Augenblick erwartete, als Soliman in der Nacht vom 5. zum 6. September plötzlich seinen Geist aufgab.

Nach drei Tagen stieg die Hungersnoth in der Burg so, daß Weiber und Kinder, verschmachtend vor Hunger und Durst, niedersanken. Die Türken schossen Feuer in das Schloß; es zündete, die Burg loderte auf. Nun hieß es muthig sterben, und das that die Besatzung. Von seinem Kämmerer ließ sich Zriny kleiden wie zu einem Feste; den Schlüssel der Festung barg er in seinen Kleidern, und steckte hundert ungrische Ducaten zu sich, „damit", so sprach er, „wer mich findet, nicht über Mangel an Beute klage." Von vier Säbeln wählte er jenen, mit dem einst sein Vater gekämpft und den auch er als Jüngling geschwungen, da er in den Kampf ritt. So trat er unter die Seinen und öffnete das Thor. Eben stürmten die Türken heran; einen großen Mörser, der unter dem Thore lag, feuerte er auf sie ab; sechshundert fielen und mit dem lauten Rufe „Jesus!" stürzte er heraus, die Seinen ihm nach. Von zwei Kugeln und einem Pfeile getroffen, fiel er. Die Janitscharen, siegtrunken, jubelnd, trugen ihn über ihren Häuptern zum Aga, legten ihn noch lebend auf eine Kanone und schnitten ihm den Kopf ab. So endete Zriny. Zriny's Kämmerer, Mundschenk und Schatzmeister wurden gefangen; man sengte ihnen den Bart ab und führte sie zum Großvezier. Der forschte nach Zriny's Schätzen; da antwortete der Mundschenk, ein stolzer Jüngling aus edlem Geschlechte: „100,000 ungrische Ducaten, 100,000 Thaler, 1000 Becher und Gefäße hat Zriny vernichtet; was noch übrig, liegt in einer Kiste und ist keine 5000 Ducaten werth; aber Pulver hat er viel und jetzt wird es auffliegen, und jenes Feuer, ohne welches ihr das Schloß nie erobert hättet, wird euch verderben." Und kaum als er ausgeredet, flog der Thurm in die Luft und brachte 3000 Türken den Tod. 20,000 Leichen der Türken lagen um die Wälle. Die Trümmerhaufen von Sigeth sind gleichsam der Markstein der langen Heldenlaufbahn Soliman's und einer großen Epoche osmanischer Geschichte und haben für alle Zeiten eine welthistorische Bedeutung erlangt.

Soliman's durchdringender Geist blickte in den letzten Jahren seines Lebens nicht ohne lebhafte Besorgniß in die Zukunft seines Reiches, für dessen Ruhm und Größe er so viel gethan hatte. Es konnte seinem scharfen Blicke nicht entgehen, daß dieses System ewiger Kriegführung mit allen den Uebeln, die davon unzertrennlich waren, nach und nach selbst die besten Kräfte seines Reiches erschöpfen und aufzehren müsse. Er wünschte sich und seinen Völkern Ruhe, um ihnen die Lasten erleichtern zu können, die ihnen der oft theuer genug erkaufte Kriegsruhm auferlegt hatte, und endlich eine sichere Grundlage zu gewinnen für die dauernde Blüte, den Wohlstand und die erhaltenden Kräfte im Innern des gewaltigen Reiches. Auch er war, obgleich eine edlere Natur, der Gewalt menschlicher Schwächen und mißlicher Verhältnisse unterworfen, die er sicherlich nicht verkannte, über die aber auch er nicht immer ge-

bieten konnte. Die größte Schwäche, die verhängnißvollste für ihn und sein Reich war es ohne Zweifel, daß Soliman den hoffnungsreichsten seiner Söhne, den erstgebornen, durch die glänzendsten Eigenschaften ausgezeichneten Mustafa, des Vaters Ebenbild, den Liebling der Janitscharen und den Auserwählten der ganzen Nation, der Herrschsucht der Roxolane zum Opfer brachte, und an seiner Stelle ihren nichtswürdigen, verhaßten, unter dem Einflusse seines Günstlings, des verworfenen portugiesischen Juden Juan Miquez, nicht zum Regieren, sondern zur Schwelgerei und Wollust auferzogenen Sohn Selim zu seinem Nachfolger auf dem osmanischen Throne auserkor. Diese Verblendung Soliman's wirft am Ende seiner Tage einen trüben Schatten auf den Glanz und Ruhm seiner langjährigen, ereignißreichen Regierung. Denn vorzüglich sie muß als eins der hervorragendsten Merkmale des angehenden Verfalls osmanischer Größe bezeichnet werden.

28. Philipp II. von Spanien.

(Nach Leop. Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrh.)

Als Philipp zum ersten Male Spanien verließ und man ihn auch in andern Ländern ansichtig ward, bemerkte man zunächst die große Aehnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte. Dasselbe mehr weiße als blasse Gesicht; das blonde Haar; das nämliche Kinn; denselben Mund. Sie waren beide nicht groß; Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr von ihm weit übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abzunehmen, einem Jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das Nämliche gethan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern, den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinanstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und Waffen; er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus; er liebte zu Hause zu bleiben und mit seinen Günstlingen des Gespräches zu warten. Man sah, daß ihm alle Eigenschaften fehlten, welche das Volk anziehen; Italiener und Niederländer wurden ihm nicht wenig, die Deutschen entschieden abgeneigt.

Seit er nach dem Frieden von 1559 nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er, von Ort zu Ort zu reisen, wie die früheren Könige und sein Vater immer gethan. Er richtete die Residenz in dem Schlosse zu Madrid ein. An-

fangs erschien er hier bei den Festen des Volkes; später ließ er sich das Jahr ein paar Mal auf einer Gallerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Texte, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch.“ Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlte die äußere Thätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nöthig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr habe führen lassen als selbst geführt; welche daran erinnerten, daß auch Karl's Heere unter der Anführung eines Pescara und Leiva glücklicher gewesen als unter Karl's eigener. Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon.

Die andere Seite der Thätigkeit Karl's, in dem Cabinet, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt sich derselbe auch hier von unmittelbarer Berührung mit Andern entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln noch an den Sitzungen des Staatsrathes Theil nehmen. Das Getriebe seines Staates war so eingerichtet, daß sich die Geschäfte des weitläufigsten Reiches sämmtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räthe von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Berathungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämmtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Secretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm unterthänige Welt, hielt er auch die übrige in einer Art von Aufsicht; von hier aus setzte er die Triebräder eines guten Theils der gesammten Geschäfte in Bewegung. Da war er ganz unermüdlich. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Courier abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Escurial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. So war er der allerthätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet als seine Präsidenten. Von seinem Lande wollte er Alles wissen. Aber auch die Einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er einige Correspondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen aufführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der

ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Collegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person; er wußte von ihrer Natur und von ihren Eigenschaften. So regierte er sein Land im Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Es erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern die Natur, die Umgebung der Einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margarethen unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Auslande leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandten, welche ihm Relationen zuschickten, oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressirt waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntniß, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu theilen. Philipp las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich. Schien es ihm gut, so theilte er sie einem oder dem andern seiner vertrauten Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt; abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer; selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten.

Das Hauptziel seiner Politik war die Erhaltung des Gehorsams und der katholischen Religion in den eigenen und fremden Ländern, denn er hatte die Ueberzeugung, er sei die Säule der Kirche, er identificirt die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion und in jener sieht er diese. Darin bestärkten ihn die Niederländer, die zugleich von ihm und vom Papste abfielen, zu Hause ließ er die Moriscos, wie in der Ferne, bei Lepanto, (durch seinen Bruder Don Juan) die Türken bekämpfen als Feinde des christlichen Glaubens und wenn er die stolze Armada zur Eroberung Englands aussandte, wenn er die Krone von Frankreich an seinen Neffen und an seine Tochter zu bringen suchte, so überredete er sich, er thue das zum Besten der Welt.

Was die Mittel betrifft, um seine Zwecke zu erreichen, so wechselte er mit diesen nicht minder, wie mit seinen Ministern. Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in den niederländischen Angelegenheiten ein? Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt, als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Alba's zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolges willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens ausdrücklich darum, weil derselbe ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Juan, der den Niederländern angenehm war, weil er ihr Landsmann

schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiermit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater Maximilian zu vergleichen, der um zu seinem Zweck zu kommen, immer neue und immer wieder andere Mittel ergriff. Nur daß Maximilian bald im Beginn abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Aeußerstes trieb; nur daß Maximilian immer sehr aufgeregt erschien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab derselbe einer Gemüthsbewegung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu verändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit 300 Jahren erfochten hatte, von dem Siege bei Lepanto, sagte er: „Don Johann wagte sich sehr", und weiter nichts. Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergang jener Flotte, an der er die Kräfte Spaniens erschöpft, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und nicht wider die Wellen gesendet".

Es gibt in diesem traurigen Leben einige vorzüglich trübe Stellen. Warum wollte Don Carlos, sein Sohn sich gegen ihn empören? Es ist nur allzu gewiß, daß er es hat thun wollen. Allerdings stand der Prinz mit seinem Vater in entschiedenem Gegensatz. Dieser, zumal im Anfang, lauter Ruhe und Friedlichkeit, er dagegen voll eines brennenden Eifers zu den Waffen, den Soldaten zugethan, von einer Heftigkeit, die es nicht der Mühe werth hielt, Ehrgeiz, Grausamkeit oder eine andere Leidenschaft zu verbergen. Der Sparsamkeit des Königs setzte er eine glänzende Freigebigkeit entgegen. Je mehr man ihn nun beschränkte, desto heftiger wurden seine Neigungen. Von seiner bereits stipulirten Verheirathung mochte er eine größere Selbständigkeit hoffen; doch der Vater nahm die ihm bestimmte Frau für sich. So oft ein Krieg ausbrach, wollte er hin; und immer mußte er zu Hause bleiben. Endlich richtete er alle seine Wünsche darauf, daß ihm die Beruhigung der Niederlande anvertraut würde: Alba ward ihm vorgezogen. So ward dieses heftige Gemüth, indem ihm eine lebhafte Thätigkeit auf allen Seiten abgeschnitten war, in sich selbst getrieben, bis zur Verrückung gespannt. Dann wollte Karl den Alba tödten und seinem Vater entfliehen. Dann hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er ausrief: er wolle an einen Menschen, den er hasse; bis er rasend genug war, vermuthen zu lassen, sein Vater sei es, an den er wolle, dessen Leben er bedrohe. Ließ ihn nun der Vater im Gefängniß langsam hinsterben? Oder hat man in der That, wie erzählt wird, Karl's Sarg untersucht und Kopf und Rumpf getrennt gefunden? *) Genug, in so

---

*) Nach den neuesten Untersuchungen hat sich ergeben, daß Don Carlos und die Königin eines natürlichen Todes gestorben sind und niemals auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen Statt gefunden hat; siehe Fr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, III. S. 131 f.

unglückseligen Verhältnissen lebte Philipp, daß er von seinem Sohne alles befürchten oder ihn ohne Mitleid umkommen lassen mußte.

Es hatte dies auf die spätere Kinderzucht dieses Fürsten ohne Zweifel einigen Einfluß. Als er seinen Thronfolger Philipp ungewöhnlich lange unter Weibern auferziehen ließ, glaubte man, er habe sich des Don Carlos erinnert. Er hütete sich, ihm einen Granden zum Erzieher zu geben. Er ließ, wie man sagt, nicht einmal zu, daß sein Sohn und seine getreue Tochter Isabella ohne sein Vorwissen mit einander sprächen.

Was daraus erfolgen mußte, erlebte er indeß auch noch selber. Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen; seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch, zum Angriff gerüstet; einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah er nicht. Sein Sohn war ganz untüchtig. Man sagt, dies habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er es: „Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen Beiden empfehle er das Reich." Mit Thränen sagte dies der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Thränen gespart.

---

29. Der Abfall der Niederlande.

(Nach N. G. van Kampen, Geschichte der Niederlande, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem Karl V. seinem Sohne Philipp die spanischen und italienischen Staaten nebst der Grafschaft Burgund übergeben hatte (s. S. 108), blieb dieser noch vier Jahre in den Niederlanden. Ein mit Frankreich 1555 geschlossener Waffenstillstand (s. S. 107) ward 1557 gebrochen, und der Krieg erneuerte sich mit verdoppelter Kraft. An der Spitze des niederländischen Heeres stand Emanuel Philibert, der vertriebene Herzog von Savoyen, unter ihm Lamoral Graf von Egmont, durch seine Mutter zugleich Fürst von Gavre in Flandern. Doch seine Verdienste übertrafen noch die Güter des Glücks. Er hatte Karl V. nach Algier begleitet und für seine Tapferkeit den Orden des goldenen Vließes erhalten. Auch bei der Belagerung von Metz und andern Unternehmungen des französischen Krieges hatte Egmont sich ausgezeichnet. Jetzt war er nebst mehrern niederländischen Großen bei dem Heere, welches St. Quentin in der Picardie belagerte. Das französische Heer, das zum Entsatz herbeirückte, näherte sich unvorsichtig zu sehr dem feindlichen Heere, ward von Egmont, an der Spitze seiner Reiterei,

überfallen und aus einander gesprengt, und der Herzog von Savoyen vollendete den Sieg mit dem Fußvolke. Während der Schlacht betete Philipp in einer Kapelle zum h. Lorenz, dem Patron dieses Tages, und gelobte ihm für seine Hülfe ein Kloster in der Form eines Rostes, des Werkzeuges seiner Marter. Er hat später dieses Gelübde mit dem Baue des Escurials gelöset.

Wären die Sieger unaufhaltsam vorwärts gezogen, so würde Paris, von keinem andern Heere vertheidigt (Guise war mit den besten Truppen in Italien), sich, wie 1814 und 1815, haben ergeben müssen. Doch die alte Kriegsmethode ward befolgt, St. Quentin belagert und endlich erobert; aber nun war auch die Gelegenheit, den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, vorüber. Guise kam aus Italien zurück und überrumpelte mitten im Winter Calais. Jetzt schritten die Franzosen zum Angriffskriege. Da warf sich Egmont mit einem stärkeren Heere zu Gravelingen dem zu weit vorgedrungenen Feinde entgegen. Er begeisterte seine Truppen mit dem Rufe: „Unser ist der Sieg; mir folge, wem Ehre und Vaterland zu Herzen geht!" Die Franzosen, auch in der Seite von einem englischen Geschwader beschossen, geriethen in eine wilde Flucht, mit Hinterlassung großer Beute, die durch unbarmherzige Plünderung des Landvolkes zusammengebracht war. Alles Geschütz, alle Fahnen blieben mit dem gefangenen Feldherrn in den Händen der Sieger. Egmont's Ruhm wuchs durch diesen zweiten Sieg, der Flandern befreite, vorzüglich in dem Munde des Volkes, und er ward der Held der Nation. Die Lobeserhebungen, die Jeder ihm zollte, weckten, wenn auch nicht im Herzen des Königs, wenigstens in Alba's Seele einen Neid, der zum nachherigen Untergange des Helden von St. Quentin und Gravelingen wohl mag beigetragen haben.

Heinrich's II. schwerer Verlust und Philipp's II. schüchterner Sinn führte 1559 unerwartet zu Câteau-Cambresis den Frieden herbei. Der Herzog von Savoyen ward dabei in seine italienischen Besitzungen, die Frankreich erobert hatte, wieder eingesetzt, und Wilhelm von Nassau bekam sein Fürstenthum Oranien wieder. Er war einer der Unterhändler und auch einer der Geiseln des Friedens.

Margaretha von Parma, Statthalterin.

Oranien und Egmont hatten sich Beide damit geschmeichelt, Statthalter zu werden; letzterer war ein größerer Feldherr, dieser ein größerer Staatsmann; doch der König schien Beiden nicht zu trauen. Granvella, Bischof von Arras, und Alba empfahlen ihm seine natürliche Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, als eine Niederländerin von Geburt (aus Oudenarde in Flandern) und als eine Frau, deren rein katholische Religiosität keinem Zweifel unterworfen sei, während ihr Gemahl in Italien dem Könige für ihre Treue haften könne. Margaretha ward Statthalterin. Außer der allgemeinen Stellvertreterin des Königs hatte jede Provinz oder einige zusammengenommen ihren eigenen Statthalter. Oranien bekam Holland, Seeland und Utrecht, die zusammen noch nicht

das Ansehen und Gewicht des einzigen Flanderns hatten, welches Egmont erhielt. Der Graf von Hoorn, Egmont's Freund, erhielt die Admiralsstelle. So waren also die vorzüglichsten Stellen im Lande alle mit Niederländern besetzt; doch man verzieh es dem Könige nicht, daß er einen Fremden, Granvella, fast mit despotischer Macht zurückließ, denn sehr bald zeigte sich die Abhängigkeit der Statthalterin von diesem ränkevollen Minister nur zu deutlich.

Ueberhaupt war eine der vorzüglichsten Beschwerden der Nation, die zu allen folgenden Unruhen führte, die Vorliebe des Königs für Fremde, vorzüglich für Spanier. Eine andere Ursache der Unzufriedenheit gaben die spanischen Truppen, welche Philipp in den Niederlanden zurückgelassen hatte. Schon Karl V. hatte oft in seinen Kriegen spanische Soldaten, welche damals die erste Infanterie Europa's ausmachten, gebraucht, doch sie nach dem Frieden gleich wieder entlassen. Philipp aber ließ 3000 Mann Kerntruppen in Flandern auf der französischen Grenze, die sich in ihrem Nationalstolz und in der Verachtung der Niederländer die gröbsten Ausschweifungen gegen das Landvolk erlaubten. Oranien und Egmont legten in der Versammlung der Generalstaaten zu Gent, die der König noch vor seiner Abreise hielt, eine dringende Bittschrift gegen diese fremden Krieger und gegen die Anstellung von Fremdlingen in der Staatsverwaltung vor. Man erzählt, daß Philipp, hierüber entrüstet, gefragt haben soll: „ob man denn auch ihn als einen Fremdling vertreiben wolle?" Jedoch gab er sein Wort, daß die Truppen nach vier Monaten abziehen sollten. Aber gegen Egmont und Oranien, die ersten Urheber dieser Demüthigung seines Stolzes, hegte er von nun an einen unversöhnlichen Groll. Einen dritten, sehr allgemeinen Grund zum Mißvergnügen gab die Errichtung neuer Bisthümer. Bisher waren in den Niederlanden nur vier Bisthümer, wovon drei in den südlichen und nur eins (Utrecht) in den nördlichen Provinzen. Schon Philipp der Gute soll beabsichtigt haben, eine größere, der starken Bevölkerung angemessene Zahl Bischöfe anzustellen; wenigstens war es, wie die Anhänger Philipp's II. versicherten, der Zweck Karl's V., als wichtigere Unternehmungen ihn beschäftigten, und er soll diese Anordnung seinem Sohne dringend empfohlen haben. Gleich nach seinem Regierungsantritt beschäftigte sich dieser damit. Man wollte zugleich die Abhängigkeit einiger Provinzen von fremden Bisthümern und Erzbisthümern (Köln, Rheims und Lüttich) aufheben; und beide Gründe, eine bessere Seelsorge und die Stiftung eigener Kirchen, schienen diesem Schritte den Beifall der Nation versichern zu müssen. Doch auf der einen Seite kam das religiöse, auf der andern das materielle Interesse ins Spiel. Die neuen Hochstifte sollten aus den Einkünften der bestehenden Bisthümer, Abteien und Präbenden dotirt werden. Die ganze zahlreiche und mächtige Geistlichkeit regte sich jetzt für Hab und Gut. Der Erzbischof von Mecheln sollte Primas der Niederlande sein, und dazu ward gerade der verhaßte Granvella ernannt, der noch dazu den Cardinalshut bekam. Eine vierte Quelle der Unzufriedenheit und ge-

wiß die fruchtbarste in ihren Folgen war die nicht nur fortgesetzte, sondern immer zunehmende Verfolgung der neuen Lehre. Man fürchtete allgemein, daß Philipp die spanische Inquisition, deren Schrecknisse in Europa bekannt und vielleicht übertrieben waren, aufdringen wolle.

Aus allen diesen Ursachen, die schon das laute Murren aller Stände des Volkes erregten, war man vorzüglich gegen den Cardinal von Granvella aufgebracht. Er war Fremdling, er der Primas des Landes, der von der Beraubung der Geistlichkeit die reichsten Früchte genoß, er hatte am längsten den Weggang der spanischen Truppen aufgehalten, er war der furchtbarste Verfolger der neuen Lehre. Dazu kamen Gründe der Eifersucht beim hohen Adel, der sich durch ihn vom Ruder der Geschäfte entfernt sah. Nicht bloß Spott und Hohn, z. B. eine Narrenkappe als Parodie des Cardinalshutes und Caricaturen, wo man ihn Bischöfe aus Eiern ausbrüten ließ, sondern auch laute Klagen, Gesandtschaften nach Spanien und endlich das Wegbleiben aus dem Staatsrathe waren die Mittel, deren sich der hohe Adel gegen den verhaßten Burgunder bediente. Philipp konnte diesem drohenden Gewitter nicht länger widerstehen, zumal da Margaretha, die der langen Vormundschaft müde war, einmal selbst zu regieren verlangte und deßhalb die allgemeine Stimmung in ihren amtlichen Briefen weder verhehlte noch mißbilligte. So rief der König den Cardinal zurück und schickte ihn nach Rom und Neapel; allein auch von dort vernahm er über die niederländischen Angelegenheiten, wenngleich auf einem langen Umwege, seinen Rath. Im Jahre 1580 war er Philipp's Stellvertreter in Spanien, während dieser Besitz von Portugal nahm, und starb im Jahre 1585 in der vollsten Gunst seines ihm gleichgesinnten Königs. Nach Granvella's Abberufung, die im ganzen Lande eine unglaubliche Freude erweckte, kehrten Oranien und Egmont in den Staatsrath zurück, und die Verfolgung nahm merklich ab.

Philipp verlangte die gänzliche Einführung der Beschlüsse des Conciliums von Trient. Die Gährung kam nun zum Ausbruche; das Volk murrte laut, und der Adel schloß den Bund, der zur niederländischen Freiheit den Grund legte. Zunächst aber blieb es bei einer Bittschrift, die ungefähr 300 Edle zu Brüssel zu Pferde, doch unbewaffnet, der Statthalterin überreichten (5. April 1566) und worin sie nur Aufschub der Verfolgung verlangten, bis man die gänzliche Aufhebung der Edicte von der Gnade des Königs erlangt haben würde. Auf eine ausweichende Antwort Margarethens folgte eine zweite noch gemäßigtere Bittschrift, worin nur Milderung gefordert wurde. Es fehlte den Bundesgenossen nur noch als Erkennungszeichen ein Name; für diesen sorgten ihre Feinde. Als nämlich die Adligen vor der Statthalterin erschienen und ihr ein Trupp von 300 Reitern Furcht einzujagen schien, sprach Barlaimont ihr mit diesen Worten Muth ein: „es ist nur eine Bettlerbande (ce n'est qu'une troupe de gueux)," womit er die Geldverlegenheit des verschuldeten niedern Adels ausdrückte. Diese Worte von den Umstehenden gehört, waren sehr bald auch bei der Ver-

sammlung bekannt, die im kuilenburgischen Hause zusammen auf Kosten des Heinrich von Brederode die Mahlzeit hielt. Der Schimpfname ward (wie später in andern Revolutionen) als Ehrenwort angenommen, und der Ruf: „es leben die Geusen!“ war hinfort die Losung der Insurgenten; sogar in unsern Zeiten ist das Wort noch nicht ganz verschollen. Der Name Geuse ward bald von Sinnbildern begleitet. Brederode hing sich eine Bettlertasche um und trank auf die Gesundheit des Geusenbundes aus einem hölzernen Napfe, in welchen nachher jeder der Gäste einen Nagel schlug als ein Zeichen des Beitrittes. Bei dem Lärmen, den diese Orgie verursachte, erschienen auch die gerade vorbeigehenden Egmont und Oranien und konnten sich nicht erwehren, ein Glas mitzutrinken. Dies ward nachher dem Grafen als eine des Todes werthe Handlung angerechnet.

Da nun das Volk sah, daß es einen Anhalt habe, da die Edeln kurz nach der Audienz bei der Herzogin, die ihren Wünschen nicht entsprochen hatte, eine drohende Zusammenkunft zu St. Trond hielten, da die Milderung der Edicte, welche die Statthalterin einstweilen bis zur Zurückkunft der Herren von Bergen und Montigny, die sie nach Spanien schickte, einführte, dem allgemeinen Verlangen keineswegs entsprach, so fing nun das Volk an, sich selbst zu helfen. In zehn oder zwölf Tagen wurde von dem durch fanatische Predigten aufgeregten Pöbel in Flandern eine fast unglaubliche Zahl Kirchen aller ihrer Bilder, Gemälde, Zierathen, Altäre, Meßbücher beraubt, fast Alles und darunter sehr viele Meisterstücke der damaligen Kunst zertrümmert. Von Flandern pflanzte sich die Raserei nach Antwerpen fort, wo die herrliche Kathedrale, eine der schönsten der Christenheit, in einigen Stunden verwüstet ward. Auch nach dem Norden wandte sich dieses Ungewitter; in Holland wurden nur wenige Städte verschont, in Friesland und Gröningen ließ die Obrigkeit die Bilder hinwegnehmen. Bloß die Provinzen Artois, Hennegau und Luxemburg blieben ganz frei. Die Herzogin mußte endlich die völlige Religionsfreiheit, ja sogar die Abtretung einiger Kirchen an die Protestanten und den Bau anderer für ihre beiden Religionsparteien gutheißen. Jetzt traten die katholischen Mitglieder des Bundes von einer Vereinigung ab, die sie nun für eine Verschwörung gegen ihre Religion halten mußten. Egmont trat öffentlich auf die Seite der Herzogin, und mit seinem Schwerte vorzüglich besiegte sie den Bund. Er warb selbst 1500 Mann Kriegsvolk für die Herzogin, und strafte sehr viele der Bilderstürmer in seiner Statthalterschaft mit dem Galgen. Die Herzogin hatte indessen Zeit gewonnen; der Enthusiasmus der Menge war verraucht, und die Städte und Edeln, die sich theilweise zur Wehre setzten, wurden ohne große Mühe bezwungen. Schon früher hatte Margaretha die Maske abgeworfen. Sie forderte einen neuen Eid, worin dem König unbedingter Gehorsam gegen Jeden, wer es auch sei, angelobt ward. Dies war ein Mittel, die Freunde und Feinde kennen zu lernen. Der Kunstgriff gelang vollkommen; auch Egmont leistete den Eid, Brederode und Oranien weigerten sich.

Dem Scharfblick Oranien's konnte die völlige Niederlage seiner Partei nicht mehr zweifelhaft sein. Auch seine Kraft reichte nicht hin, sie jetzt noch zu stützen; er war der Rache Philipp's gewiß, und trachtete also auch noch zum letzten Male seinen Freund Egmont, dem kein besseres Schicksal bevorstand, zu warnen. In dem Dorfe Willebroek bei Antwerpen sprachen die zwei so lange unzertrennlichen Vertheidiger der niederländischen Freiheit einander zum letzten Male. Egmont blieb unerschütterlich in seinem Zutrauen auf einen Landesherrn, dem er so große Dienste geleistet hatte und der doch der Sohn des großen Kaisers sei. Oranien sagte zu Egmont: „Du wirst die Brücke sein, über welche die Spanier ins Land ziehen und die sie nachher abbrechen werden.“ Unter Thränen verließen sie einander. Egmont gewann dabei nur einen Rächer. Hoorn, obschon der neuen Lehre mehr geneigt als sein Freund und weniger sicher als er, konnte sich doch nicht entschließen, ihn zu verlassen. Der Prinz legte seine Würden nieder und begab sich ins Nassauische zu seinem Bruder Johann.

Die protestantischen Kirchen wurden mit der nämlichen Wuth zerstört wie früher die Bilder in den katholischen, und die Balken zu Galgen gebraucht. Die Edicte wurden in ihrer ganzen Strenge wieder hergestellt. Als man vernahm, daß ein Heer Spanier unter Alba's Befehle erscheinen sollte, floh alles, was nur einigermaßen an den Unruhen Theil genommen; kaum waren noch Schiffe zu bekommen, und man berechnete die Anzahl der Fliehenden auf 100,000.

Regierung Alba's. Aufstand Hollands und Seelands.

Obgleich ein Bericht der Herzogin eingelaufen war, daß die Religion ihren alten Glanz zurückbekommen, die Einwohner alle beruhigt seien, und daß der König, auch ohne Truppen, bloß durch seine Gegenwart die etwaigen Ueberreste der Unzufriedenheit leicht beseitigen werde, drang Alba auf baldige, kräftige, bewaffnete Dazwischenkunft: schon zu lange habe die Rebellion den König herausgefordert. Der Aufstand möge für jetzt ruhen, aber um bald mit erneuerten Kräften, wenn er ungestraft bliebe, hervorzutreten. Diese Gründe bestimmten den König für Alba's Sendung.

Alba zog ohne Widerstand durch die Freigrafschaft Burgund, Lothringen und Luxemburg nach Brüssel. Die bürgerliche Regierung blieb Margarethen überwiesen, mit Ausnahme der Vergehungen gegen die Religion und des Hochverrathes; diese sollte der Herzog strafen. Dieser Macht bediente er sich gleich nach seiner Ankunft in Brüssel. Egmont war ihm entgegengezogen und hatte nicht undeutlich die Worte gehört: „da kommt der Erzketzer!“ Doch der unvorsichtige Mann hielt dies für Scherz und nahm durchaus keine Sicherheitsmaßregeln, als Alba ihm Freundlichkeit und sogar eine Art Vertraulichkeit zeigte, die den Helden, der die Eifersucht Alba's auf seine Thaten kannte, desto behutsamer hätte machen müssen. Auch wurde er in Alba's Wohnung, nachdem er mit dessen Sohne Karten gespielt, zugleich mit seinem Freunde, dem

Grafen von Hoorn, gefangen genommen. Gleich darauf errichtete Alba den Rath der Unruhen, gewöhnlich der Blutrath genannt. An seiner Spitze stand der Spanier Varga, ein Mann, dessen Grausamkeit vielleicht Alba's Härte noch übertraf. Die übrigen eilf Mitglieder hatten wenig Macht gegen den Willen Alba's und Varga's, und man kann sagen, daß kein Einziger, auch von den niederländischen Mitgliedern, sich den Bluturtheilen widersetzte, die jetzt das Land zu einer ungeheuern Richtstätte machten. Margaretha jedoch wollte bei diesen Schreckensscenen nicht gegenwärtig sein. Ihre Macht war durch Alba's Vollmacht schon genug geschmälert, ihre Eitelkeit oder vielmehr ihr rechtmäßiger Stolz, daß die Unruhen, die dem Lande mit Anarchie gedroht hatten, durch ihre weise Verwaltung ganz beseitigt seien, war durch Alba's bewaffnete Sendung trotz ihrer Einwendungen und durch seine Gewaltstreiche tief gekränkt. Sie erbat sich also die Entlassung, die der König ihr in Ausdrücken höfischer Freundlichkeit gewährte. Mit dem Ende des December im Jahre 1567 verließ sie die Niederlande und suchte in Italien friedlichere Tage.

Ein Mann war Alba entwischt, von dem Granvella sagte: wenn ihr den Schweiger nicht habt, so habt ihr Nichts! Er sammelte in Deutschland ein Heer. Mit 7000 Mann fiel der streitlustige Graf Ludwig in die Provinz Gröningen ein, schlug beim Kloster Heiligerlee den Statthalter von Friesland und Gröningen, Herzog von Aremberg. Man machte sich schon in Holland die größten Hoffnungen zur Befreiung. Doch Alba, der sich selbst an die Spitze des Heeres stellen wollte, ließ zuvor in Brüssel die Hinrichtung Egmont's und Hoorn's vollziehen. Vergeblich hatten sie das Recht der Vließritter, nur durch ihres Gleichen, nur innerhalb der Grenzen Brabant's gerichtet zu werden, in Anspruch genommen; vergeblich hatten die edle Sabine von Baiern, Egmont's Gattin, und die Mutter des Grafen von Hoorn sich deßhalb an den Kaiser, die Reichsfürsten, die Vließritter in Spanien, Italien und Deutschland und an die Staaten von Brabant gewendet und Letztere das Gesuch unterstützt: man achtete dies nicht und machte ihnen zu Gent den Proceß. Die Verdienste Egmont's konnten den Groll des Königs, weil er seinem System widerstanden, nicht aufwiegen. Er wurde nebst Hoorn des Majestätsverbrechens beschuldigt, wegen Begünstigung des Prinzen von Oranien, des Adelsbundes und der Ketzer. Das Todesurtheil, welches der Blutrath sprach, war wie gewöhnlich mit Einziehung der Güter gepaart. Egmont ging mit Hoorn zum Tode. Er war noch ein schöner, kräftiger Mann von 47 Jahren. Man glaubt, daß ihm des Königs Undankbarkeit so unbegreiflich schien, daß er noch auf dem Blutgerüste Gnade erwartete. Er starb in den Gebräuchen der katholischen Kirche, die Hoorn verschmähte. Der französische Gesandte, der der Hinrichtung zusah, soll gesagt haben, daß er hier den Kopf fallen sehe, der zweimal Frankreichs Schrecken gewesen.

Schon früher war Oranien's Urtheil gesprochen. Auch er war des Hochverraths beschuldigt, bei Todesstrafe aus des Königs Staaten ver-

bannt und alle seine Güter eingezogen. Gegen seinen Bruder, der nach der Schlacht bei Heiligerlee Gröningen belagerte, zog Alba in Person. Sein Heer war 15,000, das des Grafen höchstens 12,000, Andere sagen 7000 Mann stark. Zudem waren Alba's Truppen abgehärtete Krieger, die Soldaten Ludwig's frischgeworbene Banden, die auch des Geldmangels wegen murrten und die Schlacht verweigerten: so war die Niederlage Ludwig's vollkommen, er selbst schwamm verkleidet über die Ems und entkam dem Gemetzel, worin 6000 der Seinigen blieben.

Indessen hatte der Prinz von Oranien sein großes Heer, wovon Ludwig's Truppen nur die Vorhut ausgemacht hatten, gesammelt, welches jetzt 20,000 Mann zählte. Sein Uebergang über die Maas im Angesichte des feindlichen Heeres galt für ein Meisterstück der Kriegskunst; doch er fand hier einen noch größeren Meister sich gegenüber. Da Alba des Prinzen Geldnoth kannte und wußte, daß der Verlust einer Schlacht das Signal zum Abfall mehrerer Provinzen sein würde, ging er bloß vertheidigungsweise zu Werke, verschanzte sich in der Nähe des Prinzen, schnitt ihm die Zufuhr ab, nöthigte den Prinzen, mehr als zwanzig Mal sein Lager zu wechseln, und zwang ihn endlich, aus Mangel an Geld und Lebensmitteln sein Heer zu entlassen. Oranien ging nach Frankreich zum protestantischen Heere.

Bisher hatte der Herzog sich die Protestanten oder ihre Begünstiger zu Feinden gemacht. Er schien jedoch allen Klassen von Einwohnern trotzen und sie erbittern zu wollen. Die bisherigen königlichen Einkünfte waren außer den Domainen die Bitten, von den verschiedenen Provinzen erhoben. Doch dieser Name nicht allein, auch die Sache selbst war dem unbeugsamen Manne zuwider. Er ersann also drei neue, bleibende Auflagen: ein Procent von allen beweglichen und unbeweglichen Kapitalien, einmal zu erheben; fünf Procent von allen unbeweglichen und zehn von allen beweglichen Gütern, jedesmal beim Verkaufe zu entrichten. Endlich begnügte er sich jedoch mit zwei Millionen jährlich für alle Niederlande, deren Einforderung er den Staaten überließ. Auch in anderer Hinsicht zeigte sich Alba feindlich gegen den Handel. Eine geringe Zwistigkeit mit England vermochte ihn, den englischen Handel ganz zu verbieten, auf alle englische Waaren ein Embargo zu legen, welches die Verlegung des englischen Handels von Antwerpen nach Hamburg zur unmittelbaren Folge hatte.

Der Prinz von Oranien war seit 1568 nicht unthätig gewesen. Seine öfteren Unterredungen mit dem Oberhaupte der französischen Reformirten, dem Admiral Coligny, hatten ihn mit der Idee vertraut gemacht, sein Glück auf dem Meere, dem Elemente der Holländer, zu versuchen. Die meisten der Flüchtlinge aus dieser Provinz und aus Seeland ergriffen dieses Mittel, sich an ihren Bedrückern zu rächen, mit Freuden. Ihr Augenmerk war zuerst auf Texel gerichtet; doch widriger Wind trieb sie nach der Maas, an deren Mündung das Städtchen Brielle liegt. Alba hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, aus Verachtung dieses Feindes, „der Wassergeusen", die Seeküste unbesetzt zu

lassen, welches die Eroberung dieses Ortes sehr erleichterte. Dieser erste Versuch glücklichen Widerstandes gegen die scheinbar unbezwingliche spanische Macht befeuerte die Holländer so, daß binnen Kurzem auch Vliessingen, Enkhuisen, Leyden, Dortrecht, Haarlem abfielen und sich der Aufstand bald über das ganze Land ausbreitete, wobei manche frevelhafte Willkür und Rache wider Katholiken, insbesondere wider Geistliche und Klöster verübt wurde. Die Abgeordneten der abgefallenen Landschaften versammelten sich in Dortrecht und ernannten Wilhelm von Oranien zum Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland. In Holland traten nach dem Abzuge der spanischen Besatzungen auch Rotterdam, Delft u. a. zu den Geusen über. Der Prinz selbst kam mit einem in Deutschland neu geworbenen Heere nach den Niederlanden und zog nach der Einnahme von Ruremonde nach Brabant. Doch hier sah man ihn eher als Feind, denn als Retter der Freiheit an, wozu die von seinen rohen Banden verübten Gräuel nicht wenig beitrugen. Das von Alba belagerte Mons mußte er seinem Schicksale überlassen und da die aus Frankreich erwartete Geldunterstützung ausblieb, weil dort mit der Pariser Bluthochzeit die Politik eine andere Wendung genommen hatte, so mußte er sein Heer abdanken; Geldern, Overyssel und Friesland unterwarfen sich den Spaniern und der ganze Krieg wälzte sich nach Holland. Hier erfuhr zuerst Naarden die Rache der Spanier. Die Stadt hatte sich dem Obristen Romero gegen Versicherung der Schonung freiwillig ergeben und seine Mannschaft freundlich aufgenommen. Die Bürgerschaft ward zu neuer Eidesleistung unbewaffnet in die Kirche beschieden. Kaum aber war diese angefüllt, so brachen die Soldaten unter die Wehrlosen ein, hieben sie nieder, steckten die Kirche in Brand, verbreiteten sich darauf in alle Theile der Stadt und verübten Gräuel aller Art gegen jedes Geschlecht und Alter. Diese Treulosigkeit war für alle Einwohner Hollands die Losung zur verzweifeltsten Gegenwehr; da war kein Vertrag mehr möglich, nur ein Kampf auf Leben und Tod. Haarlem lag dem spanischen Executionsheere am nächsten und hier wetteiferten Männer und Weiber in der allgemeinen Vertheidigung. Dreihundert Weiber (unter Kenau Hasselaar) bildeten eine Schaar, die manchmal mit den Männern ausfiel und den Spaniern beträchtlichen Schaden zufügte, freilich auch die grausamste Rache an den Gefangenen nahm. So wurden eilf Köpfe gefangener Spanier in einer Tonne über die Mauer geworfen und der Hohn hinzugefügt, dies sei der zehnte Pfennig mit der Rente. Erst nach siebenmonatlicher Belagerung, als alle Lebensmittel verzehrt und jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, und da die Spanier jetzt feierlich ihr Wort gaben, die Einwohner zu schonen, ergab sich die Stadt. Aber die Treulosigkeit wiederholte sich auch hier. Der Sohn Alba's, Friedrich von Toledo, ließ 300 Menschen paarweise mit dem Rücken zusammenbinden und in den Haarlemer See werfen, ein Vorspiel zu Carrier's erfindungsreicher Grausamkeit. Dagegen widerstand die Stadt Alkmar, bis Friedrich von Toledo, gewarnt durch einen aufgefangenen

Brief des Prinzen, daß man die Umgegend überschwemmen werde, die Belagerung aufhob. Zudem siegten die Geusen in der Zuyder-See über die königliche Flotte und nahmen nach 28stündigem Kampfe das Admiralsschiff „die Inquisition" genannt. Endlich bat Alba, seine allerdings angegriffene Gesundheit vorschützend, um seine Entlassung. An seiner Stelle erhielt der Großcomthur von Castilien,

Don Louis de Zuniga y Requesens,

die Statthalterschaft der Niederlande, ein mittelmäßiger Staatsmann und Krieger, dem mehr der Ruf seiner Güte, als seiner Talente zu Statten kam. Zwar besiegten die Spanier (unter Avila) auf der Mooker Haide, an der Grenze Gelderns und des Clevischen, ein von Ludwig von Nassau neugeworbenes Heer, dessen Anführer, Ludwig und sein Bruder Heinrich von Nassau und der Kurprinz Christoph von der Pfalz, auf dem Schlachtfelde blieben, dagegen vertheidigte sich in Holland die von den Spaniern blokirte Stadt Leyden mit unbezwinglichem Muthe, und als nach Oranien's Vorschlage die umliegenden Dämme durchstochen wurden und bei einer ungewöhnlich starken Flut eine Flotte der Geusen zum Entsatze der ausgehungerten Stadt heransegelte, da warfen die Spanier ihr Geschütz ins Wasser und nahmen die Flucht. Leyden erhielt zur Belohnung für seinen Heldenmuth vom Prinzen und den Generalstaaten eine Universität; daß die Einwohner zwischen diesem Geschenk und Steuerfreiheit die Wahl gehabt, ist nicht erweisbar.

Der Geldmangel veranlaßte den Statthalter durch einige niederländische Edle Friedensunterhandlungen zu eröffnen, woran auch Kaiser Maximilian II. durch Verwandte des Prinzen von Oranien Theil nahm. Doch Philipp II. wollte den Nichtkatholiken nur Auswanderung nach Verkauf ihrer Güter einräumen und dies würde die Mehrzahl des Volkes betroffen haben; daher blieben die Unterhandlungen ohne Resultat. Da Oranien seine materiellen Kräfte zu längerm Widerstande ohne fremde Hülfe für zu schwach hielt, so hatte er sich bereits bei seinen Nachbarn, Deutschland, Frankreich und England, nach solcher Hülfe umgesehen, allein Maximilian II. konnte doch nicht die Insurgenten gegen seinen Vetter Philipp II. unterstützen; in Frankreich hatte der erbärmliche Heinrich III., von den Protestanten, von seinem Bruder Franz von Alençon und bald auch von der Ligue bedrängt (s. Nro. 31), keineswegs den Muth, sich der Vertheidigung eines bedrückten Volkes zu unterziehen, und die Königin Elisabeth gab den Gesandten Oraniens damals nur erst Versprechungen. Der Prinz soll in einem Augenblicke des Unmuthes geäußert haben, daß ihm nichts mehr übrig bliebe, als Deiche und Dämme zu vernichten und mit Frauen und Kindern ein anderes Vaterland zu suchen. In diesem höchst kritischen Zeitpunkte starb plötzlich Requesens (5. März 1576).

Sein Tod war für die spanischen Truppen, die schon für 22 Monate Sold zu fordern hatten, das Signal zu einer Meuterei, um, mit

Verachtung aller Bande der Kriegszucht, sich selbst bezahlt zu machen. Mastricht wurde von ihnen geplündert und mit Gräueln aller Art erfüllt; Antwerpen, die reichste Stadt der Christenheit, sah sich dem Muthwillen eines ungezügelten Soldatenhaufens Preis gegeben: 5000 Einwohner kamen durch Feuer und Schwert um, der Werth der geraubten Güter wird auf 4 Millionen, der verbrannten auf eine gleiche Summe geschätzt. Diese große Beute wurde gleich in den ersten Tagen vergeudet, einzelne Soldaten verspielten 10,000 Piaster.

Inzwischen hatte der König seinen Halbbruder

Don Juan d'Austria,

der 1571 bei Lepanto einen glänzenden Sieg über die Türken gewonnen und deren Seemacht für immer vernichtet hatte, zum Ober-Statthalter der Niederlande ernannt. Er kam eben in Luxemburg an, als die spanischen Truppen Antwerpen plünderten. Zu ihrer Vertreibung hatten sich die südlichen mit den abgefallenen Provinzen im Frieden von Gent vereinigt und jetzt schlossen, mit Ausnahme Luxemburgs, alle Niederlande die sogenannte Brüsseler Union zur Aufrechthaltung des Genter Friedens, der Vertreibung fremder Truppen und der Vertheidigung der katholischen Religion. Diese letzte Bedingung hielt die Holländer und Seeländer, welche sich, wie der Prinz von Oranien, der reformirten Kirche angeschlossen hatten, ab, der Union unbedingt beizutreten. Nach langem Zögern entschloß sich Don Juan durch das sog. ewige Edict (im Februar 1577) die Brüsseler Union anzunehmen, weil sie nichts gegen den katholischen Glauben und gegen die Rechte des Königs enthalte, wogegen er von den zu dieser Union gehörigen Ständen als Statthalter anerkannt wurde. Die spanischen Truppen verließen das Land unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes; nur die deutschen Söldner blieben. Jetzt trauten die Niederländer dem Statthalter und er hielt einen prächtigen Einzug in Brüssel (1. Mai 1577).

Doch die Freude des Volkes war von kurzer Dauer: Don Juan, von schlechten Rathgebern umringt, strebte nach absoluter Gewalt und, nachdem er sich zweier fester Punkte (Namur und Charlemont) bemächtigt hatte, verlangte er unbedingten Gehorsam. Diese Treulosigkeit brachte Alles unter die Waffen und man schloß sich von Neuem an Wilhelm von Oranien an, der, namentlich in Brabant, allgemein als Beschützer und Retter des Vaterlandes begrüßt wurde.

Da der Krieg jetzt auf's Neue entschieden war, brachten die Staaten ein Heer von 20,000 Mann zusammen. Don Juan rief seine alten, schon wieder nach Genua zurückgekehrten, spanischen Banden, 6000 Mann stark, zurück, die mit Freuden auf ihren wohlbekannten Schlachtfeldern neuen Ruhm zu ernten suchten. Sie standen unter dem jungen Alexander Farnese, Prinzen von Parma, Sohne der vorigen Statthalterin Margaretha und des Prinzen Ottavio Farnese. Er war von gleicher Tapferkeit, aber sanfterer Gemüthsart und einem weit höheren Grade von Staatsklugheit, Gewandtheit und Menschenkenntniß als sein

Oheim Juan. Er hatte sich in der Schlacht bei Lepanto ausgezeichnet, doch Navarino darauf vergeblich belagert. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft entwickelte er seine Talente. Das königliche Heer zählte 15,000 Fußsoldaten und 2000 Reiter, auserlesene Truppen. Goignies, der das niederländische Heer anführte, war auf Namur gezogen, aber auf die Nachricht von der Stärke des Feindes auf dem Rückzuge begriffen, als Farnese an der Spitze der Reiterei das feindliche Heer in einem engen Wege bei Gemblours anfiel, zerstreute, Goignies zum Gefangenen machte, 34 Fahnen, alles Gepäck und alle Feldstücke nahm. Das Heer der Staaten hatte dabei 10,000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Zerstreuten eingebüßt; der Verlust der Sieger war gering und der Sieg desto herrlicher, da er bloß mit der Reiterei erfochten war. Diese entscheidende Schlacht kostete dem Staatenbunde fast das ganze südöstliche Brabant nebst einigen Städten im Hennegau. Doch der Mangel an Eintracht und Vaterlandsliebe, vorzüglich der südlichen Provinzen, schnöde Habsucht und Ehrgeiz der Edeln, der Religionseifer Anderer, die Zwistigkeiten der Deutschen und Franzosen, wovon jene den Protestanten, diese den Katholiken beistanden, dieses alles verhinderte entscheidende Schritte von beiden Seiten. Auch bei den Spaniern herrschte Geldmangel. Krankheiten rafften einen großen Theil ihres Heeres hinweg und Don Juan selbst verschied in der Gegend von Namur. Den großen Erwartungen, die seine Partei von ihm hegte, hatte er nicht entsprochen; es hatte sich nur zu deutlich gezeigt, daß seine Falschheit eben so wenig, wie Alba's Härte oder die Schwäche des Requesens geeignet war, die Niederländer zu gewinnen.

Alexander Farnese von Parma.

Der Nachfolger Juan's war der nämliche Alexander von Parma, dem man den Sieg bei Gemblours verdankte. Er entwarf einen von denen seiner Vorgänger durchaus verschiedenen Plan. Alles, was die Religion betraf, sollte wieder auf den alten Fuß, wie unter Karl V., hergestellt werden, doch alle politische Freiheiten und Vorrechte, welche die Niederländer fordern konnten, sollten sie ungeschmälert genießen. Man wollte ihnen sogar wieder die Entfernung der Spanier zugestehen, wenn sie ein Heer zusammen brächten, im Stande, den Feinden die Spitze zu bieten. Hiermit gewann Farnese sogleich die wallonischen, fast ganz katholischen Provinzen, die den 6. Januar 1579 eine Separatversammlung hielten, worin zwar noch der Genter Friede, doch als Hauptsache die katholische Religion als Vereinigungspunkt aufgestellt ward. Er meinte, bei dem herrschenden Verfalle des Bürgersinns und der Nationalität endlich den Aufstand, auf die entlegensten Theile des Landes beschränkt, durch eine Sanftmuth, die Alba, eine Kraft, die Requesens gefehlt hatte, gänzlich zu dämpfen. Sein Plan war trefflich berechnet; nur bedachte er nicht, daß die immer weiter vertriebenen begüterten Protestanten (der wohlhabendste Theil der Nation) sich zuletzt

in Holland aufhäufen mußten, und daß es der Masse dieser Capitalien eines der reichsten Länder der Erde nicht fehlen konnte, in den benachbarten Ländern Beschützer zu finden.

Der Abfall der südlichsten Provinzen von der Union, bewog die nördlichen, wohin die Protestanten größtentheils auswanderten, sich näher zu einigen, und durch Oranien's unermüdliche Thätigkeit entstand im Anfange des Jahres 1579 die Utrechter Union, indem die nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe sich als ein unzertrennliches Ganzes zu wechselseitigem Schutze und gemeinsamer Kriegsführung vereinigten. Freilich besaß die Union bei ihrer Stiftung mehr Eintracht, als später, nachdem durch Oranien's Tod der Mittelpunkt des Ganzen fehlte.

Während Alexander Farnese theils mit Gewalt (die Eroberung von Mastricht), theils durch Unterhandlungen die südlichen Provinzen wieder gewann, schritten die nördlichen Provinzen zu offenem Abfall von der spanischen Regierung. Nachdem Philipp II. den Prinzen Wilhelm von Oranien förmlich geächtet und jedem, der ihn todt oder lebendig ausliefern würde, nebst andern Vortheilen eine Belohnung von 25,000 Goldstücken versprochen hatte, stellte Wilhelm den Anklagen des Königs eine den Ständen überreichte Rechtfertigungsschrift entgegen, deren Inhalt diese bekräftigten. Am 26. Juli 1581 kündigten sie Philipp förmlich den Gehorsam auf, und Oranien blieb das eigentliche Haupt der neuen Republik. Doch seit dem Achtspruche Philipp's hatten mehrere Mörder seinem Leben nachgestellt und ein Franzose Jauregui ihn in den Kopf geschossen (1582), ohne ihn tödtlich zu verwunden; zwei Jahre später fand sich ein geschickteres Werkzeug für Philipp's Rache: Balthasar Gerards begab sich (10. Juli) unter dem Vorwande, einen Paß zu suchen, in den Palast des Prinzen zu Delft und traf ihn mit drei Kugeln so, daß er niederstürzte und nur noch ausrufen konnte: „Mein Gott, erbarme Dich meiner und meines armen Volkes!“ Der Mörder ward ergriffen und unter schrecklichen Martern hingerichtet.

Der Tod Wilhelm's schien der neuen Republik den Untergang zu drohen. Denn er war die Seele des Aufstandes und sein mächtiger Geist das Band, welches sein Werk zusammenhielt. Darum hatte Philipp auch bloß gegen ihn Mörder ausgesandt, deren sich im Augenblick der entscheidenden That vier aus verschiedenen Ländern, ohne von einander zu wissen, zugleich zu Delft befanden. Doch der König hatte sich in dem Volksgeiste der Niederländer verrechnet. Noch am Tage des Mordes beschlossen die Staaten von Holland, die eben in Delft anwesend waren, den Kampf nicht aufzugeben und theilten ihren Beschluß auch den Ständen von Brabant mit. Die Generalstaaten der Union übertrugen die Regierung des Landes einem Staatsrathe von 18 Mitgliedern, an dessen Spitze ein 17jähriger Jüngling gestellt würde, der damals auf der Universität Leyden studirte, Moritz von Nassau-Oranien, der zweite Sohn Wilhelm's (dessen älterer Sohn noch in Spanien gefangen war) und einer Tochter jenes sächsischen

Moritz, der Karl V. aus Innsbruck vertrieben und für Deutschland den Passauer Religionsvertrag errungen hatte.

Indessen schienen die Kräfte des Landes zu längerm Widerstande gegen die spanische Macht nicht hinreichend: die Kassen waren leer, die Bande der Kriegszucht aufgelöst, man hatte keinen Bundesgenossen und eben das Haupt aller Unternehmungen verloren, der Feind dagegen hatte einen großen Mann an der Spitze, der die Waffen der Intrigue nicht weniger als die des Krieges zu führen verstand und der allmählich Gent (1584) Brüssel (1585), Mecheln, Nimwegen und endlich nach einer höchst denkwürdigen 14monatlichen Belagerung, bei welcher beide Theile sich an Kühnheit, Tapferkeit und Ausdauer überboten, auch Antwerpen eroberte (17. Aug. 1585). Die Wichtigkeit des Besitzes dieser ersten Handelsstadt der Welt hatte bei den Spaniern das Sprüchwort veranlaßt: „wenn wir Antwerpen gewinnen, müssen die Geusen mit uns in die Messe; wenn sie es befreien, wollen wir mit ihnen in die Predigt gehen.“ Ihr Verlust war für die Union freilich empfindlich, doch ward er der Anfang der bald zu einer unglaublichen Höhe gestiegenen Größe Hollands, welches nun auch die wohlhabendsten Einwohner Gents, Brüssels und anderer belgischen Städte empfing.

Der Fall von Antwerpen entschied auch die Trennung der südlichen Niederlande von den nördlichen, und wie die Grenze sich damals feststellte, so ist sie, abgesehen von kleineren Veränderungen, in der Folge geblieben. Von Brabant behielten die Spanier den südlichen Theil, während Nordbrabant zur Union gehörte.

Um sich gegen die wachsende Macht Spaniens zu behaupten, hatten die Generalstaaten der Utrechter Union schon nach dem Verluste Gents sich an den König von Frankreich gewandt und ihm die Herrschaft angeboten, der auch anfangs sehr geneigt schien, dieselbe anzunehmen. Aber während man über die Bedingungen unterhandelte, ging auch Brüssel an Parma verloren und der französische Hof scheute sich nun ein, wie es schien, verlornes Land anzunehmen. Als daher von Frankreich nichts mehr zu hoffen war, schien England der einzige Staat, der das immermehr gefährdete Land retten könnte, um so eher, als man auf eine Glaubensgenossin mehr Vertrauen setzte. Man bot daher der Königin Elisabeth, wie vorher dem französischen Könige, die Souverainetät an; diese lehnte sie zwar ab, bewilligte aber, gegen die Verpfändung von drei Seefestungen, ein kleines Hülfsheer, unter der Führung ihres Günstlings, Robert Dudley, Grafen von Leicester, des Sohnes des ehrgeizigen Northumberland, der unter Eduard VI. England fast unumschränkt regiert hatte.

Die Generalstaaten trugen ihm nun die allgemeine Statthalterschaft auf. Die holländischen Staaten jedoch, die Elisabeth's geheime Plane durchschauten und von einer besondern Instruction Leicester's wußten, die auf die Erforschung der Hülfsquellen der Republik gerichtet war, um sie, wenn diese keinen fremden Zuschuß erforderten, sich zuzueignen, eilten, dem Grafen Moritz von Nassau die besondere Statthalterschaft

über ihre Provinz (wozu auch Seeland beitrat) zu übertragen. Vorzüglich hatte der Pensionar von Rotterdam, Johann von Oldenbarneveldt, zu diesem Entschlusse beigetragen. Leicester war über eine Maßregel, die ihm die unmittelbare Macht über die beiden wichtigsten Provinzen, nach Antwerpen's Fall das Herz der Republik, raubte, höchst unzufrieden.

Die Erscheinung Leicester's, welche die Losung zur Zwietracht gab, erreichte auch darin ihren Zweck nicht, daß sie dem Kriegsglücke eine bessere Wendung geben sollte. Parma eroberte die beiden Festungen Grave in Nordbrabant und Venlo in Obergeldern und ward dadurch Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die holländischen Grenzen.

Endlich sah Leicester die Nothwendigkeit ein, das Land, welches er so schlecht vertheidigt und mit Zwietracht erfüllt hatte, zu verlassen. Er that es in den letzten Tagen des Jahres 1587 und legte kurz nachher, auf Verlangen der Königin selbst, die Statthalterschaft nieder.

Durch die Unterstützung der Niederländer war die Königin von England in offenen Krieg mit Philipp II. gerathen und auch nach Leicester's Abgang aus den Niederlanden dauerte ein gewisses Bundesverhältniß zwischen diesen und England fort. Als nun im Jahre 1587 auch die Hinrichtung der Maria Stuart erfolgte, rüstete Philipp die „unüberwindliche Armada" zur Eroberung Englands. Parma's Wunsch, den Krieg in den Niederlanden zu endigen und dann mit völliger Sicherheit und einem fast gewissen glücklichen Ausgange auch das Nachbarland anzugreifen, mußte dem Verlangen weichen, die niederländischen Hülfsquellen durch Englands Eroberung mit einem Schlage zu vernichten.

Der Untergang der Armada gab auch dem niederländischen Kriege eine unerwartete Wendung und hob die Republik vom Rande des Verderbens auf eine glänzende Höhe. England und die Republik waren jetzt völlig Herren der See, und auch zu Lande kam eine sehr vortheilhafte Wendung der Angelegenheiten zu Hülfe. Als in Frankreich Heinrich IV. den Thron bestieg, unterstützte Philipp die Ligue, und so mußte Parma, obschon mit dem größten Widerwillen, sein Heer theilen und zugleich Heinrich IV. von Paris und die Holländer von Brabant und Flandern zurückhalten. Dies nöthigte ihn zu einem Vertheidigungskriege, welcher die Wiedereroberung der vereinigten Niederlande unmöglich machte.

Vielmehr begann im Jahre 1590 der Offensivkrieg der Niederländer, unter Leitung des inzwischen vom Jünglinge zum Manne herangereiften Moritz von Nassau-Oranien, der während einer 25jährigen militärischen Laufbahn das unsichere Spiel offener Schlachten, so viel er konnte, vermied, aber in der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, wobei es auf wissenschaftliche Berechnung ankam, seines Gleichen suchte. Dazu kam, daß die Seemacht der Niederlande immer größeren Zuwachs erhielt durch den Handel, dessen Emporblühen seit dem Falle von Antwerpen, trotz des Krieges, fast unglaublich ist. Im März 1590 wurde Breda den Spaniern wieder entrissen; ungleich glänzender

war der Feldzug von 1591 durch die Eroberung von 4 Festungen: Zütphen, Deventer, Hulst und Nymegen, und bis zum Frühjahre 1594 war durch weitere Eroberungen die Union vollkommen wieder hergestellt und die Existenz der Republik der vereinigten Niederlande gesichert. Parma war inzwischen (1592) auf einem dritten Zuge nach Frankreich zu Arras gestorben, nach Einigen an langsamem Gifte (ihm aus Spanien beigebracht), nach Andern aus Verdruß.

Albrecht von Oesterreich.

Noch weniger als Parma, konnte sein Nachfolger, der alte Graf Mansfeld, den rascheren Moritz in den (eben bezeichneten) weiteren Eroberungen aufhalten. Deßhalb ernannte Philipp (1594) den Bruder Kaiser Rudolf's II., den Erzherzog Ernst von Oesterreich, zum Statthalter und, als dieser schon im Februar des folgenden Jahres (1595) starb, dessen Bruder, Albrecht von Oesterreich, einen dritten Sohn des Kaisers Maximilian II., der in Spanien erzogen war, und früher die Statthalterschaft in Portugal verwaltet hatte. Kurz vor seinem Tode († 1598) wollte Philipp einen, wie er meinte, schlagenden Beweis seiner veränderten Gesinnung geben, nämlich die Niederlande von der spanischen Krone trennen und sie seiner wegen ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit geliebten Tochter Isabella Eugenia zum Brautschatz geben, die dann mit Albrecht von Oesterreich, dem jetzigen Statthalter, vermählt werden sollte; doch müßte, wenn die Ehe unfruchtbar blieb, das Land wieder an Spanien fallen. Die katholischen Landschaften gingen darauf ein; die vereinigten Niederländer dagegen beharrten auf ihrer Unabhängigkeit und Religionsfreiheit.

So dauerte der Krieg fort. Moritz entschloß sich, auf's Neue die Offensive zu ergreifen und zwar mit einem Zuge gegen Dünkirchen, weil diese Hafenstadt durch ihre Kaper den holländischen und seeländischen Handel störte. Der Zug ging von Seeland südwärts an Brügge vorbei, welches, wie Gent, fruchtlos an die alte Freiheit erinnert wurde, bis zum Städtchen Nieupoort, dessen Eroberung den Weg nach Dünkirchen bahnen sollte. Da Albrecht, der inzwischen Gemahl der Isabella geworden war, ihm mit 12,000 Mann nachrückte, so gerieth Moritz in eine mißliche Lage: vor sich hatte er die feindliche Festung Nieupoort, im Rücken den Feind, zur Seite das Meer und die Dünen; seine Schiffe aber hatte er zurückgeschickt, um den Truppen nichts als Tod oder Sieg übrig zu lassen. Der Kampf am 2. Juli 1600*) ward zwar gewonnen und der Erzherzog selbst verwundet, aber die Früchte des Sieges waren gering; Moritz hob die Belagerung auf, weil er die gefahrvolle Stellung erkannt hatte.

Aber auch der Erzherzog verkannte nicht die Gefahr, wie leicht

*) Ein niederländischer Geschichtschreiber (Meteren) bemerkt, daß an diesem Tage die gerade 302 Jahre vorher erfolgte Niederlage des Kaisers Adolf von Nassau (s. Bd. II. S. 501) an den Oesterreichern gerächt worden sei.

Belgien von der See abgeschnitten werden konnte und strebte daher nach dem Besitze des Hafens von **Ostende**, der dem Feinde das Eindringen in das Innere des fruchtbaren Flanderns eröffnete. Doch war diese Belagerung eine der schwierigsten, weil der Gegner als Beherrscher der See immer Gelegenheit hatte, die Stadt mit Lebensmitteln, Kriegsbedarf und frischen Truppen zu versehen und im Nothfalle auch England als Bundesgenosse in der Nähe war. Sie machte erst Fortschritte, als der tapfere und uneigennützige Marchese Ambrosio **Spinola** aus Genua sie leitete und die Festung mit aller Kraft von der Landseite angriff, während man bisher nur versucht hatte, den Belagerten durch Besetzung des Hafens die Zufuhr abzuschneiden. Aber auch die Belagerten bewiesen außerordentlichen Heldenmuth. Wenn die Belagerer mit ungeheurer Anstrengung ein Bollwerk erobert hatten, sahen sie gleich ein anderes dahinter aufgeworfen; eins unter andern hatten die Vertheidiger Neu-Troja genannt, als ob es wie diese Stadt zehn Jahre aushalten sollte. Die Belagerung von Ostende war eine Kriegsschule, worin aus allen Gegenden Europa's junge Krieger sich in der praktischen Kriegskunst übten. Erst nach dreijähriger Belagerung, welche dem Erzherzoge 72,000 Mann gekostet haben soll, ergab sich die Stadt (2. Septbr. 1604); sie war völlig in einen Schutthaufen verwandelt und blieb eine Zeit lang unbewohnt.

Die Königin Elisabeth hatte den Ausgang dieser Belagerung nicht erlebt. Ihr Nachfolger, Jakob I., schloß mit Spanien Frieden. So waren die vereinigten Niederlande wieder, wie im J. 1585, auf ihre eigenen Kräfte verwiesen, doch diese waren seitdem durch Handel, Schifffahrt und Eroberungen auch in anderen Welttheilen fast verdoppelt. Denn da Philipp II. bald nach der Eroberung Portugals (s. Nro. 30) den Niederländern den Markt von Lissabon verboten hatte, so waren diese selbst nach Indien gegangen und hatten in dem kurzen Zeitraume von 7 Jahren (1595—1602) ihren Handel über den Archipel der Sunda-Inseln, die Molukken, Ceylon und einen Theil von Hinterindien ausgebreitet. Damit die einzelnen deßhalb entstandenen Gesellschaften sich nicht durch nachtheilige Concurrenz schadeten, so wurde, vornehmlich auf Oldenbarneveldt's Rath, die **vereinigte ostindische Gesellschaft** gegründet, welche 1602 von den Generalstaaten (zunächst auf 20 J.) das ausschließliche Privilegium erhielt, nach Ostindien zu handeln.

Die Erschöpfung der spanischen Finanzen nöthigte den König Philipp III., trotz der Vortheile, welche Spinola zuletzt errungen hatte, mit der niederländischen Republik, wie mit einer unabhängigen Macht, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber die drei einflußreichsten Männer der Republik, Prinz Moritz, sein Bruder Wilhelm Ludwig und Oldenbarneveldt, waren einstimmig der Meinung, man könne nur Frieden schließen, wenn Spanien die Unabhängigkeit der Niederlande anerkenne. Spinola, der als Gesandter nach dem Haag kam und von seinem Gegner Moritz in dessen Kutsche abgeholt wurde, war zu dieser Erklärung bereit, wenn die Staaten den Handel nach Indien aufgeben

wollten, wofür ihnen die spanischen Häfen wieder geöffnet werden sollten. Dagegen aber protestirte die ostindische Gesellschaft und hob das Schmachvolle hervor, einen mit so vielen Opfern erkauften und so einträglichen Handel (schon 1606: 75% Dividende) so leicht aufzugeben und das Recht der Nation auf die freie See zu verkennen. Daher konnte man sich über einen definitiven Frieden nicht einigen und es kam, unter Vermittlung Englands und Frankreichs, nur ein Waffenstillstand auf 12 Jahre (9. April 1609) zu Stande, worin die vereinigten Provinzen als freie Staaten anerkannt, der freie Handel aber nicht ohne Weiteres bewilligt wurde.

So endigte, wenigstens für eine Zeit lang, ein Krieg, der vierzig Jahre fast ununterbrochen gewährt, der unendlich viel zerstört, aber auch ein neues Vaterland für religiöse und bürgerliche Freiheit, für Wohlfahrt und Volksglück geschaffen und dem Welthandel eine neue Richtung gegeben hatte.

30. Portugals Größe und Verfall.

(Nach H. Schäfer, Geschichte Portugals und Friedr. von Raumer, Geschichte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Immer kräftiger und lebensfrischer erhob sich Portugal seit dem 15. Jahrhundert, der erwachte Unternehmungsgeist der Portugiesen richtete seine Blicke weithin und vollführte seine Thaten auf neuen Meeren, in anderen Welttheilen. Unter dem scharfblickenden, einsichtsvollen und thatkräftigen Johann II., der dem Ruhmeseifer der Portugiesen die rechte Bahn und Richtung wies, erblühte Lissabon, die Hauptstadt des Reiches, durch Gewerbsamkeit, Handel und Schifffahrt zu größerem Wohlstand und Einfluß, zeigte der Hof ein bewegtes, reiches Leben, eine seltene geistige Regsamkeit. Der König sah gern, wenn er von den Mühen der Regierung ausruhte, einen Kreis geistreicher und aufgeweckter Männer um sich; Ritterspiele und Rohrspiele (jogos de canas) wechselten mit geistigen Unterhaltungen, in denen Musik und Dichtkunst ihre Zauber entfalteten, ihre Siege feierten.

Es folgten die Zeiten Emanuel's des Großen (1495—1521), das Vierteljahrhundert der höchsten Macht und Blüte Portugals. Nach außen waren die Bahnen geöffnet und gesichert, auf denen Vasco da Gama Portugals Macht und Herrlichkeit in Indien vorbereitete. Dieses Reich stieg rasch auf den Gipfel seiner Größe, seines Ruhmes und Reichthums. Aber es währte nicht lange, so zeigten sich, inmitten dieser glücklichen Zustände, Anzeichen der Veränderung; denn der große Reichthum und Ueberfluß, den man, weise wirthschaftend, auf die wahren Bedürfnisse hätte verwenden sollen, wurde in feinen Lebensgenüssen und für Gelüste verbraucht, die, unersättlich wie sie sind, zu übermäßigem

Aufwand verleiteten und geeignet waren, nicht allein dem großen Ueberfluß starken Abbruch zu thun, sondern auch jene Strenge der alten einfachen Sitten, die Stütze der wahren Ehre, der häuslichen und öffentlichen Wohlfahrt, zu untergraben und fast gänzlich zu verbannen. Die natürliche und unausbleibliche Folge des außerordentlichen Zuströmens von Edelmetallen und Geldsummen war eine außerordentliche Steigerung der Preise, sowohl der Natur- als der Kunsterzeugnisse, die um so höher steigen mußten, je weiter die Gewerbthätigkeit in Portugal hinter den Bedürfnissen zurückblieb, und je mehr der Landwirthschaft fleißige Hände entzogen wurden durch die entzündete Leidenschaft für das Seewesen, durch die lockende Aussicht, auf dem Meere sein Glück zu machen und im fernen Indien mit Leichtigkeit Schätze zu heben. Welche Schaaren von Portugiesen, Seeleute und Krieger, gerade die kräftigsten Jünglinge und Männer, verlangten allein die königlichen Flotten und Geschwader, welche regelmäßig nach Indien geschickt wurden! Wie mußten die Werkstätten veröden! Konnten diese die bisherigen Bedürfnisse kaum noch befriedigen, wie viel weniger die vervielfältigten, gesteigerten des vielbedürftigen Wohllebens! Indiens Schätze gingen bald großentheils nur durch die Hände der Portugiesen, um vom Fleiß des Auslandes die feinern Waaren und Kunsterzeugnisse zu kaufen, die der portugiesischen Ueppigkeit und Prachtliebe bereits zum unentbehrlichen Bedürfniß wurden.

Unter Emanuel's Sohne, Johann III. (1521—1557), ward die Inquisition, wie sie in Spanien bestand, in Portugal und dessen asiatischen und afrikanischen Besitzungen eingeführt und unter die obere Leitung des jüngsten Bruders des Königs, des Cardinal-Infanten Heinrich, gestellt. Was der Portugiesen Unternehmungsgeist und Tapferkeit im nordwestlichen Afrika gewonnen hatten, ging unter Johann III. zum Theil wieder verloren, indem man mehrere der wichtigsten Punkte aufgab, um die bisher zerstreuten Streitkräfte auf wenige Plätze zu concentriren.

Nach Johann's III. Tode folgte ihm, da seine 6 Söhne alle vor ihm gestorben waren, sein dreijähriger Enkel Sebastian (1557—1578) unter der Regentschaft seiner Mutter Katharina, welche den Cardinal-Infanten zum Beistand in Regierungsgeschäften annahm, demselben aber seit 1562 die Regentschaft ganz überließ, bis der junge König im 14. Lebensjahre die Regierung selbst antrat. Alsbald sann Sebastian nur auf Krieg gegen die Ungläubigen, den seine Lehrer ihm stets als die rühmlichste und verdienstlichste That eines Herrschers vorgestellt hatten. Zuerst wollte er eine Kriegsfahrt nach Indien unternehmen, wurde jedoch von diesem gewagten Unternehmen abgebracht, indem man ihm einen näheren Feldzug nach Afrika vorschlug. Dort war Mulei Mahommed, der Beherrscher der vereinigten Reiche von Fez und Marokko, von seinem Oheim Mulei Moluk (in Algier) vertrieben worden und suchte Hülfe zunächst bei Philipp II. von Spanien, und als diese nicht erfolgte, bei Sebastian, dem er mit der Aussicht schmeichelte, daß er

auf diesem Wege leicht Kaiser von Marokko werden könnte. Der jugendliche Fürst ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um seine heißesten Wünsche zu befriedigen, so sehr ihm auch einige seiner Räthe davon abriethen und vorstellten, daß zu einem so schwierigen Unternehmen Portugals Kräfte nicht ausreichten und er selbst, ohne Nachkommen, dem Reiche sich nicht entziehen dürfe. Selbst als der König von Fez und Marokko, benachrichtigt von den großen Rüstungen in Portugal zu einer Heerfahrt nach Afrika, sich erbot, wenn man Friede halten würde, freiwillig die Hälfte seines Reiches abzutreten, wollte Sebastian von keinen Bedingungen hören und schlug jeden Friedensantrag rund ab, fest überzeugt, daß ihn sein unfehlbarer Sieg zum Herrn von ganz Fez und Marokko machen werde. In dieser Voraussetzung hatte er sich bereits Krone und Scepter fertigen lassen, um sie dort bei seiner Krönung sogleich zu haben. Vergebens endlich stellte Mulei Mahommed selbst ihm vor, daß es dem Unternehmen nicht förderlich sein werde, wenn der König in Person dem Feldzuge beiwohne, weil er dadurch die Eifersucht der Mauren erregen und ihnen den Argwohn, er beabsichtige, sie seinem Scepter zu unterwerfen, einflößen werde. Aber auch in diesem Punkte beharrte Sebastian hartnäckig bei seinem Vorsatze. Nach vielen Verzögerungen brachte der König endlich ein Heer von beiläufig 9000 Mann zusammen, größtentheils ungeübte, unerfahrene Leute, angeführt von unfähigen Befehlshabern.

Als er zwischen Tanger und Arzilla gelandet war, rückte Moluk mit einem starken Heere ihm entgegen. Am 4. Aug. kam es bei dem kleinen Flusse Macazem zur Schlacht. Das portugiesische Heer sah sich bald von dem viermal stärkern maurischen, das in Form eines halben Mondes aufgestellt war, umringt und zuletzt, so tapfer es auch focht, so gänzlich geschlagen, daß von dem ganzen Heere keine tausend Mann übrig blieben. Der junge König kämpfte gleich einem Löwen, drei Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, er selbst ward am Arme verwundet; endlich aber, von der Menge der Feinde überwältigt, mußte er sich gefangen geben, wurde gleichwohl von den Wüthenden niedergehauen, sein Körper schrecklich zerfetzt. Nächst der Ueberzahl begünstigte die Mauren der Umstand, daß der Tod Moluk's, der, in einer Sänfte getragen, der Schlacht beiwohnte und während derselben am Fieber starb, bis zu ihrem Ende seinem Heere verborgen gehalten wurde; denn diese Kunde hätte den Muth der Mauren sicher geschwächt, vielleicht gebrochen. Mulei entkam zwar aus der Schlacht, fand aber den Tod, als er auf der Flucht über den Fluß Macazem setzen wollte. So verloren drei Könige das Leben in dieser Schlacht. Zum Glück für die Portugiesen verstand es Moluk's Nachfolger, Hamet, nicht, den Sieg gehörig zu benutzen, sonst würden die drei portugiesischen Festungen Ceuta, Tanger und Mazagan leicht verloren gegangen sein. Sebastian's Oheim, der 67jährige, kränkliche Cardinal Heinrich übernahm die Regierung (1578—80). Das bevorstehende Aussterben des burgundischen Königshauses rief die mannichfaltigsten Ansprüche auf

Portugals Thron*) schon jetzt hervor, und unter den fünf Bewerbern war Philipp II. von Spanien jedenfalls der mächtigste. Freilich bedrohte eine solche Vermehrung der spanischen Ländermasse durch einen Staat mit so umfangreichen Besitzungen und Hülfsmitteln das politische Gleichgewicht Europa's, andererseits aber hegte man die Ueberzeugung, Philipp werde nicht zugeben, daß ein Anderer, als er, Herr des benachbarten Portugal werde. Das Volk wünschte so lebhaft ein Forterben der Krone in der Dynastie, daß der Stadtvorstand von Lissabon den hochbetagten Cardinal bestürmte, sich noch zu vermählen und dazu die päpstliche Dispensation nachzusuchen. Deren Verweigerung bewog ihn, die Cortes zu berufen, um mit deren Beihülfe die Erbfolge festzusetzen und sie zu bewegen, dieselbe dem König Philipp zuzusprechen. Aber während der Adel und Clerus sich willfährig zeigte, widersprachen die Abgeordneten der Städte, und der König Heinrich starb, ehe eine Vereinbarung erfolgte. Er hinterließ das Reich in einem verworrenern Zustande, als er es bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte, von Parteiungen zerrissen, fremder Gewalt preisgegeben.

Portugal eine spanische Provinz 1581—1640.

Auf die Nachricht von Heinrich's Tode ließ Philipp II., der die geringe Neigung der Portugiesen zu ihm kannte, den Herzog Alba mit einem Heere von 20,000 Mann ganz Portugal von der Landseite einschließen, bot aber, weil er lieber seine Macht zeigen als gebrauchen, auch lieber mit Milde als mit Strenge das neue Reich erwerben wollte, demselben viele Privilegien an, wenn er friedlich in dessen Besitz gelange. Aber die Städte und das Volk nannten diese Anerbietungen, die Adel und Clerus schweigend annahmen, ein Verzeichniß von Täuschungen und ein Zeichen der geringen Macht Philipp's. Dadurch ermuthigt, ließ sich sein Gegner, der Malteser Prior Antonio von Crato, der, wenn er seine eheliche Abstammung von Ludwig, dem ältesten Bruder Johann's III., beweisen konnte, das nächste Recht auf den Thron hatte, zum Könige ausrufen. Allein sein zusammengerafftes Heer wurde vom Herzoge Alba bei Alcantara geschlagen (24. Aug. 1580) und er selbst flüchtete in Matrosenkleidung auf das stürmische Meer, hielt sich aber später in Portugal, sogar in Lissabon selbst verborgen, ein Beweis der klugen Vorsicht, die er anwandte, aber auch der unverbrüchlichen Treue, die die Portugiesen gegen ihn bewahrten, da auf seinen Kopf ein hoher Preis gesetzt war. Philipp II. aber hielt

---

*) 1. Emanuel der Große, † 1521.

2. Johann III., † 1557.	Isabella, Gem. Karl V.	Ludwig.	4. Heinrich, Cardinal, Regent 1562, König 1578—80.	Katharina, Gem. Johann v. Braganza.
Johann, † 1554. Maria	Philipp II.	Antonio, Malteser Prior.		Theodosio.
3. Sebastian, † 1578.	Philipp III.			Johann IV. König 1640.

am Tage des h. Petrus 1581 seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und vollendete damit die Besitzergreifung des neuen Reiches.

Zunächst suchte Philipp I. (von Portugal) die portugiesischen Nebenländer zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen. Von den Azoren hatte sich nur die Insel S. Miquel für ihn erklärt; um so widerspänstiger zeigten sich die übrigen, namentlich das eben so feste als wichtige Terceira, welches durch seine Lage sich vor Allen zum Ruhepunkte für die aus beiden Indien kommenden Schiffe eignete. Sie traten in Verbindung mit dem Prior Antonio, der, während man ihn in Portugal suchte, nach Frankreich entkommen war und am dortigen Hofe nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch die nachgesuchte Hülfe an Truppen und Schiffen gefunden hatte. Dieser kam selbst nach Terceira, wurde feierlich empfangen, aber seine französische Flotte geschlagen und er selbst abermals zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Noch zwei Mal versuchte er sein Glück, das erste Mal abermals mit einer französischen Flotte gegen Terceira, das zweite Mal landete er mit einer englischen Flotte, welche ihm die Königin Elisabeth überließ und der berühmte Franz Drake führte, unweit Lissabon, aber da sich Niemand für Antonio erklärte, so kehrte Drake nach England, er selbst nach Frankreich zurück, wo er 1595 in Paris starb „müde des Werbens um fremde Gunst und Hülfe".

Kaum war Philipp von diesem Gegner befreit, so erhoben sich vier Thronbewerber nach einander unter dem Namen des Königs Sebastian gegen ihn und fanden Glauben, theils weil die große Verwirrung nach der Niederlage bei Alcassar das letzte Geschick des mitkämpfenden Königs in ein gewisses Dunkel hüllte, theils weil die sehnsüchtige Liebe der Portugiesen zu ihrem Könige und ihr Widerwille gegen die spanische Herrschaft dem Wahne, daß Sebastian noch lebe und wiederkehren werde, Nahrung gaben. Doch bei den drei ersten Sebastianen lag die Betrügerei zu offen am Tage, als daß sie Philipp I. gefährlich werden konnten, sie büßten ihren Betrug auf den Galeeren oder am Galgen. Im Jahre 1598 trat aber ein Mann in Venedig auf, der durch die Angaben und Zeugnisse, womit er seine Behauptung, daß er der König Sebastian sei, bekräftigte, großes Aufsehen in Europa erregte, und auch Schwergläubige überführte. Er gab vor, daß er nach der Schlacht von Alcassar eine Reise nach Abyssinien und nach entlegeneren Ländern zu unternehmen beschlossen habe. So sei er nach Persien gekommen, habe an verschiedenen Treffen Theil genommen und mehrere Wunden erhalten, dann des Reisens müde, in Georgien unter den dortigen Christen verborgen gelebt, im Jahre 1597 seinen Weg nach Rom genommen, um sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen und zu entdecken, unterwegs aber von seinen Leuten ausgeplündert, sich nach Venedig gewandt, wo er auf Ansuchen des spanischen Gesandten vom Senat ins Gefängniß gesetzt worden sei. Auf dringendes Bitten der dortigen Portugiesen wurde er endlich losgelassen mit der Weisung, binnen acht Tagen Stadt und Land zu verlassen. Nach langem Berathen, welchen

Weg er nach Portugal einschlagen sollte, nahm er ihn über Florenz, wurde aber hier auf Befehl des Großherzogs verhaftet und auf Verlangen der Spanier dem Vicekönig von Neapel ausgeliefert, hier vom Kriegsgericht für einen Betrüger erklärt und, nachdem man ihn zur Beschimpfung auf einem Esel durch die Ortschaften geführt hatte, auf die Galeere gesetzt und nach Spanien gebracht (1601), wo er im Gefängniß sein Leben endete, ob eines natürlichen oder unnatürlichen Todes, ist ungewiß. Je schwerer er von den Spaniern verfolgt wurde, um so lebhafter nahmen die Portugiesen Theil an seinem Schicksal, nannten ihn öffentlich ihren König, wandten sich nach Rom und überall hin, um seine Befreiung zu erwirken. Ihre Ueberzeugung, daß der Unglückliche wirklich ihr König Sebastian gewesen sei, ward dadurch befestigt, daß er diesem in Körpergröße und Gesichtsbildung auffallend ähnlich und wie dieser auf der linken Seite etwas kürzer als auf der rechten war, über dem rechten Auge eine Narbe von einer Wunde aus der Kindheit und unten am Fuß ein Mal, wie Sebastian hatte; daß er viele Geheimnisse offenbarte, die Niemand als dieser wissen konnte, mit allen Regierungsangelegenheiten Portugals in seiner Zeit und den verschiedenen Beziehungen zu fremden Höfen vertraut war, den Degen, womit er einst den spanischen Gesandten beschenkt hatte, unter einer Menge anderer, die ihm vorgelegt wurden, erkannte, ebenso den Schmuck, den er der Gemahlin des Gesandten verehrt hatte, wobei er entdeckte, daß man unter einem Edelsteine desselben den Namen des Königs Sebastian finden werde, was sich richtig erwies. Philipp's Behörden vermochten den Gefangenen nicht des Betrugs zu überführen, und so brachte ihn Philipp im Kerker zum Schweigen.

Diese und andere Vorgänge hielten Philipp, so lange er Portugal regierte, in steter Furcht und Besorgniß, ein Reich wieder zu verlieren, das er mit Waffengewalt eingenommen hatte und dessen Bewohner, zum Gehorsam gezwungen und eingedenk ihrer vorigen Selbständigkeit, ihres vorigen Ruhmes und Wohlstandes, jede Gelegenheit zu ergreifen geneigt schienen, das verhaßte Joch abzuschütteln. Schon diese Besorgniß erklärt uns die Vorsichtsmaßregeln und Anstalten, die er traf, um sich Portugal's besser zu versichern. Sobald der König Portugal im Rücken hatte, fing er an, die gegebenen Versprechungen, eine nach der andern, zu brechen. Die portugiesischen Festungen wurden mit castilischem Fußvolk besetzt, die Regierungsgeschäfte wurden keineswegs behandelt, wie man es vorausgesetzt hatte; denn statt sie in Lissabon zu erledigen, mußte man alle Entscheidungen in Sachen von Wichtigkeit von Madrid abwarten. Zur Ausrüstung einer Flotte, welche gegen England bestimmt war, wurde absichtlich der Tejo ausersehen, unter diesem Vorwand Mannschaft, Geschütz, Kriegsbedarf, baares Geld in großer Menge aus dem Reiche gezogen und damit seine Seemacht, welche Portugal zum Schutze seiner auswärtigen Besitzungen so dringend bedurfte, getheilt, geschwächt.

Nach dem Tode Philipp's folgte ihm in der Regierung sein Sohn

Philipp II. (in Spanien Philipp III.), der in Bezug auf Portugal sich die Regierungsgrundsätze des Vaters zum Muster nahm, ohne sie so klug und geschickt zu verdecken und ohne die Verwaltung so selbstthätig wie dieser zu leiten. Philipp II. überließ sie größtentheils ehrgeizigen und unfähigen Ministern, die nicht allein nichts thaten, um die Thätigkeit und Betriebsamkeit, den Handel und Wohlstand der Portugiesen zu heben, sondern durch verschiedene Maßregeln, die sie ergriffen, deutlich genug die Absicht verriethen, des Volkes Kraft zu brechen und die Hülfsquellen des Landes nach Spanien abzuleiten oder zu zerstören.

Obgleich der erste Philipp mit den Niederländern in Krieg lag, hatte er doch ihren Handel mit seinen übrigen Staaten geduldet, des großen Vortheils wegen, den diese daraus zogen. Nachdem er aber Portugal erobert und damit die Hauptniederlage der indischen Waaren in seine Hände genommen hatte, glaubte er dem Handel der Niederländer, die in Lissabon die indischen Erzeugnisse holten, um sie in alle nördlichen Länder zu führen — die Quelle unermeßlicher Reichthümer für sie —, einen Hauptschlag zu versetzen, wenn er ihnen diesen Markt verschlösse. Philipp übersah, wie er damit die rührigen, klugen und muthvollen Seefahrer und Handelsleute von dem bisherigen Zwischenhandel, ihrer See- und Handelsschule, an die Quelle selbst wies und hindrängte; er ahnte nicht den großen Dienst, den er damit dem ihm so verhaßten Volk leistete. Auf Indiens Festland waren sowohl die Portugiesen, als die Eingebornen selbst zu mächtig, um ihnen widerstehen zu können, daher die Niederländer gleich Anfangs ihr Augenmerk auf den indischen Archipelagus richteten. Auf den Sunda-Inseln, Java, Sumatra, Borneo und den kleinern Eilanden, hatten die Portugiesen wenig Macht, mehr auf den Molukken; in beiden aber warteten die Eingebornen nur auf eine Gelegenheit, um die Portugiesen daraus zu vertreiben.

Die Holländer indessen waren es nicht allein, die dem ostindischen Handel der Portugiesen so großen Einhalt thaten; auch die Engländer, die Nebenbuhler der Holländer, die Feinde der Spanier, in welchen sie Portugals Herren und Gebieter sahen, fügten diesem vielfach Schaden zu. Sie vornehmlich waren die Ursache, daß die Portugiesen im Jahre 1621 einen der Hauptpunkte ihres Handels, ihrer Schifffahrt und Herrschaft, das wichtige Ormus, von dem aus sie die Küstenländer und weithin das Meer beherrschten, verloren. Sie bewogen den König von Persien, Ormus zu belagern, wogegen er ihnen für ihren Beistand das Versprechen gab, daß sie in seinem Reiche abgabenfrei sein und die Hälfte der Zolleinnahme auf der Insel genießen sollten. Hierauf griffen sie mit sechs großen Kriegsschiffen Ormus an, nahmen die Stadt und Feste ein und überlieferten sie wieder dem persischen König.

Auf diese Weise ging den Portugiesen eine Besitzung nach der andern verloren, wurde ihrem Handel eine Wunde nach der andern geschlagen, eine Folge hauptsächlich ihrer Vereinigung mit Spanien, in dessen Händel und Kriege mit anderen Staaten sie seitdem immer ver-

wickelt wurden, und eine Folge der falschen Politik der spanischen Könige und Minister, die nicht einsahen oder nicht einsehen wollten, wie innig Spaniens Wohl mit dem von Portugal verschlungen war, die vielmehr in der Verarmung und Erniedrigung der „Provinz“ Portugal ein Befestigungsmittel der spanischen Macht erblickten und von dem kranken Gliede der Monarchie die Wiederherstellung und Gesundheit des ganzen Körpers erwarteten.

Die Regierung Philipp's III. (IV. in Spanien) 1621—1640 war noch verderblicher für Portugal, da fast alle portugiesischen Besitzungen in beiden Indien verloren gingen. Die Holländer eroberten mehrere Provinzen Brasiliens, das für den Sklavenhandel wichtige St. Jorge de la Mina an der Küste von Guinea, sie breiteten den Handel der ostindischen Compagnie über ganz Indien aus, erhielten von den Chinesen die Insel Formosa, vertrieben die Portugiesen völlig aus Japan und endlich (1641) auch aus Malakka, nächst Goa, der wichtigsten portugiesischen Stadt in Indien.

Die Revolution, 1640.

Die Klagen und Vorwürfe gegen die Regierung steigerten sich von Tage zu Tage. Unser edles Vaterland, so sprachen die Portugiesen, dessen Ruhm und Macht sich über alle Theile der Welt verbreitet hatte, ist durch die Verbindung mit dem mächtigen Spanien keineswegs gestärkt worden, sondern überall in bitteren Verlust gerathen. Als unabhängige Portugiesen lebten wir mit den Völkern Europa's in Freundschaft und wurden hoch von ihnen geehrt; jetzt heißen wir die Knechte Spaniens und müssen unsere Kraft verwenden, nicht um Macht zu erwerben und Freiheit zu begründen, sondern für spanische Tyrannei gegen mißhandelte Völker. In Lissabon, einst dem reichsten Handelsplatze der Welt und dem Sitze eines glänzenden Hofes, sind fast alle Kaufmannshäuser und unzählige Gewerbtreibende zu Grunde gegangen, und es soll uns zum Troste gereichen, daß sich Spanien, durch Verkehrtheit seiner Regierung, in gleich elendem Zustande befindet. Die Könige, welche beschwuren, unsere Rechte und Gesetze, unsere Freiheiten und Sitten zu erhalten, suchen vielmehr dies Alles auszurotten, ja das Andenken der Vergangenheit, die Freude an der Gegenwart und alle Aussicht in die Zukunft mit einem Male zu vernichten. Unsere Kriegsfahnen sind zur Seite geworfen, denn sie erinnerten zu bestimmt an unsere frühere Unabhängigkeit und Größe; unsere Sprache wird verdrängt, denn in ihr sind Heldenlieder gesungen, wie sie Castilien nicht aufzuweisen hat; unsere Kriegsvorräthe hat man nach Spanien geschleppt (so allein 900 Kanonen nach Sevilla) und unsere Festungen verfallen lassen; denn unter fremdem Schutze sicher, bedürfe Portugal keiner eigenen Vertheidigung durch Portugiesen! Portugal (meinen Spaniens Könige) sei eine unbedeutende, eroberte Landschaft, die keines Staatsrechts bedürfe und keine Auszeichnung verdiene: daher beriefen sie binnen

60 Jahren nur zwei Mal die Reichsstände, daher kam Philipp II. nur ein Mal, Philipp III. nur vier Mal und Philipp IV. gar nicht nach dem vernachlässigten und verachteten Königreiche. Nur eines ward keineswegs verachtet und vernachlässigt — das portugiesische Geld. Um der spanischen, aus Thorheit und Verschwendung hervorgehenden Armuth aufzuhelfen, wurden (gegen alles Recht und ohne Genehmigung der Stände) die Krongüter veräußert, die drückendsten Steuern aufgelegt, wodurch die ärmeren Bürger und nicht minder die Kaufleute zu Grunde gerichtet werden. Arm, hungrig, elend und entwaffnet sind wir, und bleiben von Rechtswegen und verdienter Weise Knechte, wenn die so unermeßliche Tyrannei der Gegenwart und die glorreiche Erinnerung an die Vergangenheit uns nicht dahin bringen können, für Recht, Freiheit, Wohlfahrt und Unabhängigkeit Alles zu wagen!

Der Plan, Portugal immer mehr zu schwächen und wie eine eroberte Landschaft mit Spanien zu vereinigen, erhielt neue Bestätigung, als man der portugiesischen Kriegsmacht gebot, wider die ungehorsamen Catalonier zu ziehen. Deren Aufstand erschien aber den Portugiesen vielmehr gerecht und als ein löbliches, nachzuahmendes Beispiel. Unter diesen Umständen traten einige edle Portugiesen zusammen und überlegten, ob Recht und Klugheit nicht geböten, sich von der spanischen Herrschaft ganz zu befreien. Die Verschworenen richteten ihre Blicke auf den Herzog Johann von Braganza, den Enkel jener Katharina, die dem Könige Philipp II. die Krone vergebens streitig gemacht hatte. Dieser besaß fast den dritten Theil des Königreiches, gebot über große Reichthümer, genoß dabei des Volkes Liebe und Vertrauen und konnte im Falle einer allgemeinen Erhebung ihm ein Haupt, einen Führer geben. Als jedoch die Verschworenen den Herzog insgeheim von ihren Plänen unterrichteten, stimmte er keineswegs, wie sie erwartet hatten, freudig bei, sondern hob die zu Tage liegenden Bedenken hervor: die Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit aller Volksbewegungen, die größere Macht Spaniens, den Mangel an Waffen und Kriegsmitteln, die Gefahren und das Elend aller bürgerlichen Kriege. Denn er liebte mehr die Ruhe und den stillen Genuß und kannte weder die Glut der Leidenschaft, noch das Bedürfniß der Thätigkeit. Erst nachdem die Verschworenen ihm andeuteten, sie würden auch ohne ihn auf ihrem Wege fortschreiten und seine kühne und geistreiche Gemahlin Louise, Herzogin von Medina Sidonia (eine Verwandte des Ministers Olivarez) sagte: „ihm bleibe nur die Wahl, in Lissabon wie ein König oder in Madrid wie ein Verbrecher zu sterben", einigte er sich mit seinen Freunden über die weiteren Maßregeln.

Unterdessen waren aber schon längst dunkle Gerüchte über zweideutige oder aufrührerische Plane der Portugiesen bis zu Olivarez gedrungen. Da es indessen bisher an Beweisen fehlte, um ein Rechtsverfahren einzuleiten, und an Mitteln, um Gewalt gegen den mächtigen und beliebten Mann anzuwenden, so nahm Olivarez seine Zuflucht zur List. Er bot dem Herzog deßhalb die Statthalterschaft von Mailand

an, welche dieser jedoch ablehnte, weil seine Gesundheit schwach und er ohne alle Kenntniß der italienischen Geschäfte sei. Olivarez trug nunmehr dem Herzoge auf, die spanische Flotte und die portugiesischen Festungen zu besichtigen und hatte geheime Befehle gegeben, ihn bei dieser Gelegenheit gefangen zu nehmen. Aber ein Sturm zerstreute die Flotte und in die Festungen zog Johann mit so starker Begleitung ein, daß die Spanier nichts wider ihn zu unternehmen wagten. Dringender schrieb ihm jetzt Olivarez: er möge eiligst nach Madrid kommen, weil der König mit ihm über die portugiesischen Angelegenheiten rathschlagen wolle. Nachdem alle irgend brauchbaren Gründe des Aufschubs (Krankheit, Geschäfte, Rangordnung u. dgl.) erschöpft waren, ließ der Herzog alle Vorbereitungen zur Abreise und in Madrid zu seiner Aufnahme treffen, so daß Olivarez sich bereits seines Sieges freute. Aber gerade dessen immer heftigeres und bedenklicheres Ansinnen zwang den Herzog und seine Gemahlin, gleichwie die Verschworenen, zur Beschleunigung ihres Planes. Am Morgen des 1. Decembers 1640 wurden in Lissabon verabredetermaßen alle Wachen überfallen, fast ohne Widerstand entwaffnet, das Schloß eingenommen, Vasconcellos, der spanische Rathgeber der Statthalterin Margaretha von Savoyen (der sich versteckt hatte), aufgefunden, niedergestoßen und zum Fenster hinausgeworfen. Das Anfangs unkundige und bestürzte Volk zeigte jetzt die höchste Theilnahme und rief: es lebe die Freiheit und König Johann IV. von Portugal!

Als die Statthalterin in ihrem Palaste von dem Allen Nachricht erhielt und die Verschworenen auch zu ihr drangen, verlor sie keineswegs den Muth, sondern erinnerte an Eid und Pflicht und daß das Geschehene nur Entschuldigung finden könne, sofern man sich mit der an einem unwürdigen Beamten genommenen Rache begnüge und zum Gehorsam zurückkehre. Don Antonio von Menezes antwortete ihr aber: man habe die Waffen nicht ergriffen, um einen verächtlichen Menschen umzubringen, welcher den Tod durch Henkershand zu finden verdient hätte; sondern um dem Herzoge von Braganza die ihm mit Unrecht entrissene Krone aufzusetzen. Als die Herzogin nunmehr zu dem Volke sprechen und es beruhigen wollte, sagte ihr Karl Noranha: sie möge sich zurückziehen, weil man sonst die Ehrfurcht gegen sie vergessen könnte. Und was (fragte die hierdurch beleidigte Herzogin) könnte man mir wohl anthun? — Euer Hoheit, entgegnete Noranha, wenn Sie nicht zur Thür hinausgehen wollen, zum Fenster hinauswerfen! — Nach dieser Erklärung, welche jeden Widerstand vergeblich erscheinen ließ, schwieg die Herzogin und ward seitdem bis zu ihrer Abreise nach Spanien sehr anständig und ehrenvoll behandelt. So hatten einige hundert Menschen ihr Vaterland, fast ohne alles Blutvergießen, von der spanischen Herrschaft befreit. Denn binnen wenig Tagen unterwarfen sich alle Städte und Landschaften, sowie nächstdem auch die Colonieen, dem neuen Könige. Bei seinem Einzuge in die Hauptstadt am 6. December war die Freude grenzenlos. Gleiche Theilnahme und Anhänglichkeit zeigte

sich am 15. Januar 1641 bei der feierlichen Huldigung und bei Eröffnung des Reichstags.

Als die Nachricht von dem Aufstande in Lissabon nach Madrid kam, erschrak Olivarez sehr und ahnete, was für ihn persönlich daraus folgen könne; doch wußte er den König so zu umstellen, daß dieser durch ihn selbst die Botschaft empfing. Ich bringe (sagte er seinem kurzsichtigen, schwachen Herrn) eine glückliche Nachricht: Euer Majestät haben ein großes Herzogthum gewonnen; denn der Herzog von Braganza hat es verloren, indem er sich durch seine Leute und den Pöbel zum Könige hat ausrufen lassen. — Wie irrig diese Ansicht war, ergab sich indessen nur zu bald. Denn nachdem eine Verschwörung gegen König Johann war entdeckt und streng bestraft worden, mußten die Spanier Krieg erheben, um das verlorene Königreich wieder zu erobern. Aber binnen 16 Jahren waren sie nicht im Stande, dem Könige Johann irgend etwas abzugewinnen.

---

31. Die Religionskriege in Frankreich.

(Nach E. Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Im Anfange der neuern Zeit hatten die Könige von Frankreich die ihnen überkommene Macht und die Kräfte des Landes zu erfolglosen Eroberungsversuchen verwandt, als ein Religions- und Bürgerkrieg begann, welcher mehrere Jahrzehnte hindurch (1562—1598) Frankreich zerrüttete und jede Einwirkung auf das Ausland verhinderte und nicht allein die Bedeutung, die das Königthum am Ende des Mittelalters erlangt hatte, wieder zu vernichten, sondern auch eine Auflösung des Staates herbeizuführen drohte.

Franz II. (1559—1560), der älteste der vier Söhne Heinrich's II. *), war beim Antritte seiner Regierung ein Jüngling von 15½ Jahre, an Geist und Körper gleich schwach. Die Ausübung der königlichen Gewalt in seinem Namen wurde deßhalb der Gegenstand der ehrgeizigen Bestrebungen derjenigen Männer, welche wegen ihrer Geburt, wegen ihres persönlichen Verhältnisses zum Könige, oder wegen ihrer Verdienste darauf Ansprüche machen zu können glaubten. Durch ihre Abstammung standen dem Throne am nächsten die Prinzen von

---

*) Heinrich II.
mit Katharina von Medici.

Franz II. mit Maria Stuart.	Elisabeth mit Philipp II.	Karl IX.	Heinrich III. (Herzog v. Anjou) (K. v. Polen.)	Franz, Herz. v. Alençon.	Margaretha mit Heinrich IV.

Geblüt, die Bourbons *), Nachkommen eines jüngeren Sohnes Ludwigs IX., des Grafen von Clermont, Gemahls der Besitzerin der Herrschaft Bourbon, welche später zum Herzogthum erhoben worden war. Das Haupt dieser Familie war jetzt Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, welcher durch Vermählung mit Johanna von Albret zu dem Titel eines Königs von Navarra und zum Besitz von Bearn gelangt war. Von seinen zwei Brüdern war der ältere, der Cardinal Karl von Bourbon, ein Mann von mildem, gutmüthigem Sinne, aber von sehr geringen Geistesgaben. Der jüngere, der Prinz Ludwig von Condé, vereinigte im höhern Maße als irgend ein anderer Franzose seiner Zeit feines, höfliches Benehmen mit Kühnheit und Tapferkeit; er besaß eine große Gewandtheit der Rede, er war ein nicht ungeschickter Anführer im Kriege. Alle drei Brüder waren bisher gänzlich von der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen; jetzt schienen die Umstände ihnen die Theilnahme an derselben, welche sie wegen ihrer Geburt in Anspruch nehmen konnten, zu versprechen; allein es fehlte dem Könige von Navarra rasche Entschlossenheit, um die Verhältnisse zu seinem Vortheil zu benutzen, und als er endlich am Hofe erschien, befand sich die höchste Gewalt bereits in den Händen Anderer. Der Connetable von Montmorency hatte die Gunst und das Vertrauen Heinrich's II. mehr und mehr mit dem Herzoge Franz von Guise**), dem Vertheidiger von Metz und Eroberer von Calais, und dem Cardinal Karl von Lothringen theilen müssen. Die Vermählung des Dauphins Franz mit ihrer Nichte Maria Stuart, der Tochter Jakob's V. von Schottland und Maria's von Guise, im April 1558 hatte ihr Ansehen am Hofe noch bedeutend vermehrt und gab ihnen

---

*) Karl, erster Herzog von Vendome, aus dem Hause Bourbon, † 1537.

Anton, verm. mit Johanna von Albret von Navarra, † 1562.	Karl, Cardinal von Bourbon, † 1580.	Ludwig I. Prinz von Condé, † 1569.
Heinrich IV., König von Navarra 1562, † 1610. 1. Gem. Margaretha, Tochter Heinrich's II. 2. Gem. Maria von Medicis.		Heinrich I. Prinz von Condé, † 1588.

Kinder Heinrichs IV.:

Ludwig XIII. Gem. Anna von Spanien.	Isabella, verm. mit Philipp IV. von Spanien.	Henrietta Maria, verm. mit Karl I. von England.

**) Claudius von Guise.

Franz, Herzog von Guise, † 1563.	Maria, Gem. Jacob's V. von Schottland.	Karl, Cardinal von Lothringen, † 1574.
Heinrich, † 1588. — Karl von Mayenne, † 1611. — Ludwig, Cardinal, † 1588.	Maria Stuart, verm. mit Franz II.	

jetzt eine Gewalt über den jungen König, durch welche es ihnen um so leichter gelang, sich der Regierung zu bemächtigen, als auch die verwitwete Königin Katharina von Medici sich mit ihnen verband. Sie bewogen den jungen König die Regierung ihnen ausschließlich zu übertragen, namentlich dem Herzog von Guise die Leitung des Kriegswesens und dem Cardinal von Lothringen die der übrigen Staatsgeschäfte.

Nicht nur die Reformirten und die Freunde und Anhänger der Prinzen von Geblüt bildeten die Partei, welche den Guisen gegenüberstand, sondern diese wurde auch noch bedeutend verstärkt durch diejenigen Katholiken, welche die Guisen wegen ihres deutschen Ursprungs als Fremde betrachteten und haßten, und durch nicht wenige Edelleute, welche von ihnen durch Entziehung früherer Schenkungen von Domainen persönlich beeinträchtigt waren. Aus jenem Mißvergnügen ging ein Versuch hervor, die Macht der Guisen zu stürzen, die Verschwörung von Amboise, deren Zweck ein zweifacher war: man wollte den Verfolgungen der Reformirten ein Ende machen und ihnen freie Religionsübung verschaffen, dann sich der Personen der Guisen bemächtigen und die Bourbons in den ihnen durch ihre Geburt gebührenden Antheil an der Regierung einsetzen. Bald wurden die Guisen von der weiten Verzweigung der Verschwörung durch den Verrath einiger Mitwisser unterrichtet.

Der Herzog von Guise, welchen der König zu seinem General-Lieutenant im ganzen Reiche, um die Empörung zu unterdrücken und zu bestrafen, ernannte, versammelte eine beträchtliche Kriegsmacht; die aus den verschiedenen Provinzen heranziehenden Verschworenen trafen nicht zu derselben Zeit in der Umgegend von Amboise ein, sie wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Die zahlreichen Gefangenen wurden sogleich ertränkt, gehängt oder enthauptet.

Obwohl auch Katholiken an der Verschwörung von Amboise Theil genommen hatten, so betrachteten die Guisen doch mit Recht die Reformirten, welche um diese Zeit von den Katholiken mit dem Spottnamen Hugenotten bezeichnet worden*), als ihre gefährlichsten, unversöhnlichsten Feinde, und sie hegten die Ueberzeugung, daß zur Befestigung ihrer Macht vor Allem die Vertilgung derselben nothwendig sei. Sie erließen nicht nur strenge Verordnungen gegen die Versammlungen der Ketzer, sondern in der Dauphiné und Provence wurde auch offene Gewalt gegen sie verübt, und der Prinz von Condé durch ein Gericht

*) Diese Benennung verbreitete sich zur Zeit der Verschwörung von Amboise von Tours aus. In dieser Stadt herrschte nämlich der Aberglaube, daß ein Gespenst, welches man den König Hugo nannte, Nachts durch die Straßen ziehe, und da die Reformirten sich nur zur Nachtzeit zu versammeln wagten, so gaben ihnen die Katholiken den Spottnamen Hugenots. Andere erklären den Namen daraus, daß die Reformirten zu Tours ihre Versammlungen in der Nähe des nach dem Könige Hugo benannten Thores hielten. Die innere Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung gibt ihr den Vorzug vor der Meinung, nach welcher der Name Hugenotten aus dem Worte Eidgenossen entstanden sein soll.

als Haupt der Verschwörung von Amboise zur Enthauptung verurtheilt. Doch während die Guisen, um die Verantwortung für eine solche That nicht allein zu übernehmen, die Beistimmung der Königin-Mutter nachsuchten, starb unerwartet der junge König an einem Kopfgeschwüre schon am 5. December 1560.

Sein Tod entzog den Guisen ihre bisherige Macht, denn gleich beim Beginn der Regierung seines ältesten Bruders, Karl's IX. (1560—1574), bemächtigte sich die Königin-Mutter der Vormundschaft über den erst 10jährigen Knaben, doch mußte sie dem König von Navarra einigen Antheil an der Regierung zugestehen.

Bei der Krönung des Königs zu Rheims (15. Mai 1561) beklagte sich der Cardinal von Lothringen bei der Königin, daß die für die Erhaltung der katholischen Religion erlassenen Edicte nicht beobachtet würden und daß die Bekenner der neuen Lehre, sich weit mehr als früher, öffentlich versammelten. Auf seinen Antrag wurde eine Versammlung der französischen Prälaten zur Berathung über die Religionsangelegenheiten berufen. Dieses Religionsgespräch zu Poissy, bei welchem Theodor von Beza die Lehre seines Meisters und Freundes Calvin vertrat, brachte keine Einigung zu Stande, und eine Versammlung von Abgeordneten aus allen Parlamenten erließ das sogenannte Edict vom (17.) Januar (1562), welches den Hugenotten freien Gottesdienst nur außerhalb der Städte einräumte.

Bald darauf trug sich ein wahrscheinlich mehr zufälliges als beabsichtigtes Ereigniß zu, welches den Ausbruch eines allgemeinen Kampfes zwischen den beiden Religionsparteien beschleunigte. Am 1. März 1562 kam der Herzog von Guise mit seinem Bruder, dem Cardinal von Guise, und mit einem Gefolge von 200 Bewaffneten nach dem Städtchen Vassy in der Champagne, an einem Sonntage, als in einer Scheune vor demselben die reformirten Einwohner ihren Gottesdienst hielten. Seine Begleiter begaben sich sogleich dahin und störten die Andacht der Versammelten durch Spott und Schimpfreden; es kam zu einem heftigen Wortwechsel und zu Steinwürfen. Guise, welcher darauf herbeieilte, wurde von einem Steine getroffen, seine Begleiter gebrauchten jetzt ihre Waffen gegen die unbewaffneten Reformirten und in der Scheune und auf der Straße wurden 60 von diesen getödtet und eine größere Zahl verwundet. Dieser Vorfall, welchen man mit dem Namen des Gemetzels von Vassy bezeichnete, erregte allgemeinen Unwillen und Besorgniß unter den Reformirten; ungeachtet Guise durch Beweise darthun wollte, daß seine Begleitung nicht den Streit begonnen habe, so fand diese Behauptung bei ihnen keinen Glauben, sie waren meist überzeugt, daß das Unternehmen sogar beabsichtigt gewesen sei und sie sahen in demselben eine Herausforderung zu einem offenen Kampfe.

Während die Häupter der katholischen Partei sich des Besitzes der Hauptstadt versicherten, deren Beispiel den Entschluß der meisten andern Städte bestimmte, und während sie, was von noch größerer Wichtigkeit war, die Person des Königs in ihrer Gewalt hatten, so daß sie in

seinem Namen über die Kriegsmacht und die Staatseinkünfte verfügen konnten, bemächtigte sich Condé, den die Hugenotten als ihr Haupt anerkannten, der Stadt Orleans und begann so den ersten Hugenottenkrieg (1562). Seine Anhänger brachten diejenigen Städte in ihre Gewalt, in welchen sie den Katholiken an Zahl gleich oder überlegen waren, besonders in der Normandie und im südlichen Frankreich. Die Besitznahme der meisten dieser Städte geschah anfangs ohne Kampf, da die Katholiken in denselben nicht stark genug oder zu überrascht waren, um Widerstand zu leisten, bald aber verbreitete sich ein gräuelvoller Religions- und Bürgerkrieg über alle Provinzen. Auf beiden Seiten dienten Religion und Staatswohl zum Vorwande, unter welchem Parteigeist, Raubgier und Privathaß Befriedigung suchten und jedes Verbrechen ungestraft verübt wurde. Condé selbst war bis zum November in Orleans geblieben, weil seine Kriegsmacht zu gering war, um sich seinen Feinden im offenen Felde entgegenzustellen. Als er, durch deutsche Söldner verstärkt, nach Havre aufbrach, um englische Hülfstruppen an sich zu ziehen, wurde er von der königlichen Armee bei Dreux (19. Dec.) überrascht, geschlagen und gefangen. Der Herzog von Guise begann darauf die Belagerung von Orleans, aber am Tage vor dem Sturme wurde er im Lager durch einen reformirten Edelmann meuchlings erstochen, angeblich auf Coligny's Veranlassung, der nach Condé's Gefangennehmung den Oberbefehl der reformirten Armee übernommen hatte. Der Tod Guise's und andererseits die Gefangenschaft Condé's beschleunigten den Frieden zu Amboise (19. März 1563), demzufolge die freie Religionsübung den Reformirten in Paris untersagt blieb und in denjenigen Städten, wo sie bisher nicht Statt gefunden hatte, auf die Vorstädte beschränkt wurde.

Beiden Religions-Parteien war durch den Frieden keineswegs genügt, und die gegenseitigen Beschuldigungen über die Verletzung desselben wurden immer häufiger und heftiger. Der Zug des Herzogs Alba nach den Niederlanden (1567) gab dem Hofe einen günstigen Vorwand (Schweizer als) Söldner zu werben; Condé und Coligny waren überzeugt, daß die Rüstungen nur ihnen gälten und beschlossen, sich nicht überraschen zu lassen. So begann der zweite Hugenottenkrieg. Die Entscheidung erfolgte schnell durch die Schlacht bei St. Denis (10. Nov. 1567), in welcher die Katholiken das Schlachtfeld behaupteten, aber ihr Anführer, der Connetable Montmorency, tödtlich verwundet wurde. Der Mangel an Kriegszucht in der königlichen Armee, andererseits die Verlegenheit Condé's, den Sold für die deutschen (pfälzischen) Miethtruppen aufzubringen, machten beide Parteien zum Frieden geneigt, der 1568 im Dorfe Longjumeau geschlossen wurde und das Edict vom Januar 1562 ohne die späteren Einschränkungen erneuerte, wogegen die Reformirten die von ihnen besetzten Plätze zurückgeben sollten.

Der Friede dauerte kaum ein halbes Jahr, da dessen Bedingungen weder von der einen, noch von der anderen Partei erfüllt wurden.

Zwei königliche Edicte, deren eines bei Verlust des Lebens und Eigenthums die Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, verbot, das andere allen Reformirten binnen 14 Tagen alle öffentliche Aemter und Würden niederzulegen befahl, führten den dritten Hugenottenkrieg (1568—1570) herbei. Zweimal siegte die königliche Uebermacht: bei Jarnac an der Charente (13. März 1569), wo Condé nach heldenmüthigem Widerstande erschossen wurde, und bei Montcontour (3. Oct. 1569), wo Coligny, Condé's Nachfolger im Oberbefehl, gleich im Anfange der Schlacht schwer (im Gesicht) verwundet wurde. Da jedoch zunehmender Geldmangel die Fortsetzung des Krieges erschwerte, und man schon seit längerer Zeit außer Stande war, den Truppen den Sold zu zahlen, so erhielten die Hugenotten im Frieden zu St. Germain en Laye (18. Aug. 1570) nicht nur freie Religionsübung in allen Städten außer Paris und außer der Stadt, wo sich der Hof aufhielt, sondern auch Zulassung zu allen Aemtern und sogar zu ihrer Sicherheit vier feste Plätze (la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac) auf zwei Jahre.

Den Beschwerden der Hugenotten über die ihnen nachtheilige Deutung einzelner ungenauer Bestimmungen des letzten Friedens-Edictes half der König bereitwillig ab und sprach gegen ihre Abgeordneten den Wunsch bestimmt aus, durch Vermählung seiner Schwester Margaretha mit dem Prinzen Heinrich von Navarra den Frieden zu befestigen, und zugleich die Absicht, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen. Coligny wünschte diese Unterstützung nicht allein aus Theilnahme für seine niederländischen Glaubensgenossen, sondern auch, weil er glaubte, daß ein auswärtiger Krieg am sichersten den Wiederausbruch des Bürgerkrieges verhindern werde, und daß das politische Interesse Frankreichs um so mehr die Unterstützung der protestantischen Niederländer fordere, als sie sonst bei den Engländern Schutz suchen und diese dann, im Besitz der Niederlande, die gefährlichsten Feinde Frankreichs werden könnten. Er erhielt eine Einladung, an den Hof nach Blois zu kommen, weil der König ihm die Anführung in jenem Kriege bestimmt habe und über mehrere, denselben betreffende wichtige Punkte seine Meinung zu erfahren wünsche. Er wurde von dem ganzen Hofe aufs ehrenvollste empfangen, der König erklärte, daß er keinen schönern Tag im Leben gehabt habe als diesen, welcher ihm die Gewißheit gebe, daß die Unruhen in seinem Reiche beendet seien. Am 18. August 1572 fand die Trauung des Königs Heinrich von Navarra mit der Prinzessin Margaretha von Valois zu Paris durch den Cardinal von Bourbon Statt.

Die Gunst und das Vertrauen, welches der König den Reformirten und vor Allen dem Admiral Coligny fortwährend bewies, hatte das Mißvergnügen aller derer erregt, welche sich dadurch ihres bisherigen Einflusses auf den König und auf die Staatsgeschäfte beraubt sahen. Insbesondere bemerkte die Königin-Mutter, Katharina, daß der König sich immer heftiger und finsterer gegen sie zeigte, und da sie befürchtete, allen Antheil an der Regierung zu verlieren, so entschied

maßloser Ehrgeiz so wie der Rath des Grafen von Retz sie für den Entschluß, durch die Ermordung Coligny's, welchem sie, wohl nicht mit Unrecht, das Benehmen ihres Sohnes gegen sie zuschrieb, die verlorene Gewalt über diesen sich wieder zu verschaffen und dadurch zugleich, wie sie hoffte, die Kraft der reformirten Partei zu brechen. Sie faßte diesen Entschluß gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Anjou, welcher ihren Haß gegen Coligny aus gleicher Ursache theilte. Ein gewisser Maurevel wurde zum Morde gedungen, und der Herzog von Aumale verbarg ihn in einem Hause, welches einem im Dienste seiner Familie stehenden Manne gehörte, und bei welchem der Admiral vorbeizukommen pflegte, wenn er vom Louvre nach seiner Wohnung zurückkehrte. Als er am 22. August langsam und eine ihm zufällig übergebene Schrift lesend vorüberging, fiel aus einem mit einem Vorhange versehenen Fenster jenes Hauses ein Schuß, und er wurde von zwei Kugeln getroffen, deren eine ihm einen Theil des Zeigefingers der rechten Hand wegriß, während die andere ihm schwerer den linken Arm verwundete. Das Haus wurde sogleich von seinen Begleitern erbrochen, der Mörder war aber schon auf einem bereit gehaltenen Pferde entflohen. Bei der Nachricht von diesem Vorfall zeigte der König den heftigsten Unwillen und er stieß Drohungen gegen die Guisen aus, in welchen er die Anstifter vermuthete. Dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé, welche sich über die That beklagten und Paris verlassen wollten, weil sie und die Ihrigen daselbst nicht mehr sicher seien, gab er die nachdrücklichste Versicherung, daß er die Anstifter, Ausführer und Mitwisser der That in einer Weise bestrafen werde, welche sie und den Admiral befriedigen und zum Beispiele für die Zukunft dienen solle. Katharina äußerte sich in gleicher Art und sie gaben ihre Absicht auf, sich aus Paris zu entfernen. Am Nachmittage desselben Tages besuchte der König, begleitet von seiner Mutter, seinen Brüdern, den Herzogen von Anjou und Alençon, und vielen Andern, den Admiral, bezeugte den tiefsten Schmerz über seine Verwundung und schwur ihm, nach seiner Gewohnheit mit starken Flüchen, daß er diese so streng bestrafen werde, daß man es nie vergessen solle. Coligny rief Gott zum Zeugen an, daß er dem Könige stets treu und ergeben gewesen sei. Der König gewährte seine Bitte um eine geheime Unterredung, indem er seiner Mutter und seinen Brüdern ein Zeichen gab, sich nach der Mitte des Zimmers zurückzuziehen. Auf der Königin und Anjou's wiederholte Fragen nach dem Inhalte des Gesprächs während des Rückwegs nach dem Louvre, erwiederte der König mit leidenschaftlicher Heftigkeit: der Admiral habe ihm vorgehalten, daß die Macht und die Leitung aller Staatsgeschäfte allmählich in ihre Hände übergegangen sei, daß dies ihm und dem Reiche einst sehr verderblich werden könne und daß er dies abstellen müsse. Noch mehr als früher sah Katharina, so wie auch der Herzog von Anjou, ihren Einfluß auf die Regierung und auf den König bedroht, sie mußte befürchten, daß die vom Könige befohlene Untersuchung ihre Theilnahme an dem Mordanschlage gegen Coligny

enthüllen werde. Der Tod Coligny's und der andern Häupter der Reformirten konnte allein ihnen Sicherheit gewähren und wiederum Antheil an der Regierung verschaffen. Ein solcher Plan erforderte eine rasche Ausführung, da mehrere der angesehensten Reformirten darauf drangen, daß man sich ohne Aufschub aus Paris entferne. Katharina begab sich deßhalb mit den Herzogen von Anjou und Nevers, den Marschällen von Tavannes und Retz und einigen Anderen am Nachmittage des 23. August zum Könige, überredete ihn, daß die reformirte Partei wegen der Verwundung Coligny's sich zum Kampfe gegen ihn rüste, und gab vor, daß der Admiral Leute abgeschickt habe, um in Deutschland und in der Schweiz Söldner zu werben. Der König gerieth durch die eindringliche Schilderung der ihm drohenden Gefahr in den heftigsten Zorn; er wollte indeß anfangs nicht in den Tod Coligny's willigen, er fragte, ob es nicht noch ein anderes Mittel gebe, um jene Gefahr abzuwenden, und er verlangte, daß alle Anwesenden ihre Meinung aussprechen sollten. Da sie fast insgesammt der Königin beistimmten, so erklärte auch er sich plötzlich in der leidenschaftlichsten Weise für ihren Rath, er schwur mit seinem gewöhnlichen Fluche „bei Gottes Tod", er wolle, daß nicht allein der Admiral, sondern alle Hugenotten in Frankreich getödtet würden, damit keiner von ihnen übrig bleibe, welcher ihm nachher Vorwürfe machen könne, und er befahl den Anwesenden, sogleich für die Ausführung zu sorgen; nur der König von Navarra und der Prinz von Condé wurden ausgenommen, auf die Fürsprache des Marschalls von Tavannes und des Herzogs von Nevers, dessen Gemahlin die Schwester der Prinzessin von Condé war, und weil man das Gehässige einer Ermordung von Prinzen des königlichen Hauses scheute. Dem Herzog von Guise wurde die obere Leitung der Ausführung und insbesondere die Ermordung Coligny's, mit welcher sie begonnen werden sollte, übertragen. Marcel, welcher bei der Königin in Gunst stand, theilte den Anführern der Bürgermiliz, welche sich um Mitternacht auf dem Stadthause versammelten, den Mordplan mit; eine weiße Binde um den linken Arm, ein Kreuz am Hute sollte das Zeichen der Katholiken sein, das Signal zum Morde sollte durch die Glocke des Louvre gegeben werden.

Am 24. August, einem Sonntage, dem Bartholomäustage, begab sich der Herzog von Guise mit dem Herzog von Aumale, von Bewaffneten begleitet, nach Coligny's Wohnung; während er im Hofe des Hauses verweilte, drangen seine Begleiter in dasselbe ein und ermordeten Coligny, welcher bei dem sich nähernden Waffengeräusch das ihm bevorstehende Schicksal geahnt und es in unerschrockener Fassung erwartet hatte. Sein Leichnam wurde zum Fenster hinaus, zu Guise's Füßen herabgeworfen, verstümmelt, durch die Straßen geschleift und zuletzt am Galgen aufgehängt. Als darauf die Glocke des Louvre ertönte, verbreiteten sich die bereit gehaltenen Mörderschaaren durch die ganze Stadt; bald schlossen sich ihnen zahlreiche Pöbelhaufen an, eben so wohl um zu rauben und zu plündern, als um zu morden. Die Herzoge von

Nevers, Guise und Montpensier und der Marschall von Tavannes durcheilten die Straßen und entflammten die Wuth der Mörder noch mehr, indem sie Coligny und seine Genossen einer Verschwörung gegen den König und dessen Brüder beschuldigten und verkündigten, daß es der Wille des Königs sei, daß die Ketzer gänzlich vertilgt würden. In das Gebrüll der Mörder mischten sich das Geschrei, die Klagen und Verwünschungen der Sterbenden, in allen Straßen wurde geschossen, überall sah man blutgefärbte Schwerter, kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont, auf den Straßen und in den mit Gewalt erbrochenen Häusern wurde gemordet und die Leichname zu den Fenstern hinausgestürzt; viele Reformirte wurden in ihren Betten überfallen und umgebracht und fast allen lähmte Bestürzung und Schrecken Muth und Hand. Die Gouverneure in den Provinzen erhielten Befehle, durch welche sie angewiesen wurden, sich der Güter und der Person der Reformirten zu bemächtigen und, wenn auch nicht diese selbst umbringen zu lassen, doch der fanatischen Wuth des Volkes nicht zu wehren. Wenn der König anfangs die Absicht hatte, das zu Paris Geschehene als eine That der Guisen erscheinen zu lassen, und deßhalb verlangte, daß sie sich sogleich auf ihre Besitzungen begeben sollten, so wußten seine Mutter und der Herzog von Anjou, welche damals dieser Familie im höchsten Grade günstig waren, ihn zu bewegen, sich selbst öffentlich als Urheber zu bekennen. Er begab sich in das Parlament und erklärte: der Admiral Coligny und seine Genossen hätten zu ihren früheren Verbrechen auch noch das größte hinzugefügt, nämlich eine Verschwörung, um ihn und seine ganze Familie umzubringen; er habe deßhalb zu den äußersten Mitteln greifen müssen, und was zu ihrer Bestrafung geschehen, sei auf seinen Befehl geschehen, jedoch nicht der Religion wegen, noch zur Verletzung des Friedens-Edictes, welches er auch jetzt noch bestätige, und dessen unverletzliche Beobachtung sein Wille sei. Deßhalb befehle er ausdrücklich, daß die Reformirten ruhig und ungestört in ihren Häusern unter seinem Schutze leben und daß Vergehungen gegen ihr Leben und Eigenthum mit dem Tode bestraft werden sollten.

Das pariser Parlament verurtheilte Coligny, obwohl auch die den Gouverneuren aufgetragenen geheimen Nachforschungen, um sich Beweise für die angebliche Verschwörung zu verschaffen, erfolglos gewesen waren, als Urheber einer gegen den König gerichteten Verschwörung; es bestimmte, daß sein Körper oder, wenn dieser nicht aufgefunden werden könne, sein Bild durch die Straßen von Paris geschleift und am Galgen aufgehängt, daß sein Name auf immer unterdrückt, seine Güter eingezogen, sein Schloß Chatillon niedergerissen und der Boden mit Salz bestreut werden sollte. Der König von Navarra, später auch Condé traten zur katholischen Kirche über, theils durch Furcht, theils durch Ueberredung eines angesehenen reformirten Geistlichen, welcher, um sein Leben zu retten, seinen Glauben abgeschworen hatte. Auch viele von den übrigen Reformirten traten zur katholischen Kirche über, nur wenige wagten es noch, sich öffentlich zu ihrem Glauben zu bekennen.

Doch der Widerstand der Reformirten in La Rochelle bewies, daß die gänzliche Unterdrückung ihres Glaubens nicht so leicht sei, wie ihre Feinde gewähnt hatten; überdieß wünschte der Herzog von Anjou, welcher sich um die polnische Krone beworben hatte und am 9. Mai zum Könige von Polen gewählt worden war, die Beendigung des Krieges, bevor er Frankreich verließ. Erneuerte Unterhandlungen mit La Rochelle führten im Juni 1573 zu einem Vergleich, welcher im Wesentlichen den vierten Hugenottenkrieg beendete. Den Einwohnern von La Rochelle, Nismes und Montauban wurde freie Ausübung der reformirten Religion in ihren Häusern und an den ihnen gehörenden Orten, mit Ausnahme der öffentlichen Plätze und Orte, gestattet.

Seit dem Bartholomäustage hatte die Qual der Gewissensangst den König unaufhörlich verfolgt, die heftigsten Jagden, durch welche er sie zu betäuben suchte, rieben seine Kräfte nur rascher auf und vermehrten seine körperlichen Leiden; schlafend und wachend glaubte er die Leichname der Gemordeten zu erblicken; weinend und schluchzend beklagte er es, daß er bösem Rathe gefolgt sei und rief Gott um Verzeihung und Barmherzigkeit an. Er starb am 30. Mai 1574.

Die Hoffnungen und Erwartungen, welche sein Bruder Heinrich III. (1574—1589) dadurch veranlaßt hatte, daß er als Jüngling an der Spitze der königlichen Armee gestanden, daß er den Ruhm der Siege bei Jarnac und bei Montcontour getheilt und daß er, wenn auch nicht die Eigenschaften eines Feldherrn, doch Muth und Unerschrockenheit bewiesen hatte, waren gänzlich unerfüllt geblieben. Wenn er auch von der Natur mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet war, so hatte er diese durch Trägheit und durch Ausschweifungen geschwächt, und es gebrach ihm jede Charakterstärke und Thatkraft. Während er sogleich im Anfange seiner Regierung die angesehensten Männer von sich fern hielt, zeigte er ungemessene Vertraulichkeit gegen junge, verdienstlose Menschen, welche sich durch ihr anmaßendes, stolzes und possenhaftes Benehmen und durch ihren weibischen Putz lächerlich und verächtlich machten, so daß das Volk sie die Mignons des Königs nannte. Durch seine knabenhafte Liebhaberei für kleine abgerichtete Hunde, für Affen, Papageien und andere Thiere, für welche er große Summen vergeudete, gab er sich selbst dem Spotte Preis, und seine Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung der äußeren Religionsbräuche konnte ihm nicht die Zuneigung und Achtung der Katholiken erwerben, da er sich fortwährend dem Müßiggange und einer ausschweifenden Lebensweise hingab, welche in einem zu scharfen Widerspruche mit jenen Religionsübungen stand. Der Verachtung, welche er auf solche Weise gegen sich einflößte, gesellte sich bald noch der Haß bei, da er die schon sehr drückenden Abgaben unablässig vermehrte, selbst mit den höhern Staatsämtern einen schimpflichen Handel trieb und das dadurch erlangte Geld an seine unwürdigen Günstlinge verschwendete. So verbreitete sich immer mehr die Ansicht, daß er nicht fähig und würdig sei, an der Spitze des Kampfes gegen die Hugenotten zu stehen und man

richtete den Blick mehr und mehr auf diejenige Familie, welche man schon seit längerer Zeit als die Hauptstütze des katholischen Glaubens betrachtete, auf die Guisen. Diese trugen wenigstens dazu bei, wenn sie es auch nicht allein und überall veranlaßten, daß, nach dem Vorbilde der früher errichteten oder beabsichtigten katholischen Verbrüderungen, Liguen in einzelnen Städten und Provinzen, geschlossen wurden. Vertheidigung der katholischen Religion und Vernichtung des reformirten Glaubens in Frankreich war der gemeinsame und offen ausgesprochene Zweck dieser Liguen, allein da die Stifter und Mitglieder derselben fast insgesammt mit ihrem Eifer für den Katholicismus Ergebenheit gegen die Guisen verbanden, so beabsichtigten sie auch, diese an die Spitze des Staates zu stellen, und sie hofften auch für diese Absicht auf die Unterstützung des Papstes und des Königs von Spanien. Bücher wurden verbreitet, in welchen die Guisen wegen ihrer Abstammung von einer Tochter des Herzogs Karl von Lothringen, welchen Hugo Capet von der Thronfolge ausgeschlossen hatte, als Nachkommen und Erben Karl's des Großen dargestellt wurden.

In den nächsten Jahren wechselte unentschiedener Krieg mit unsicherem Frieden. Der König, dem die innere Macht und die auswärtigen Verbindungen der Ligue (namentlich mit Philipp II. von Spanien) noch furchtbarer dargestellt wurden, als sie wirklich waren, vereinigte sich zuletzt mit derselben (1585), hob alle früheren Bewilligungen zu Gunsten der Hugenotten auf und verbot die Ausübung der protestantischen Religion; Heinrich von Guise wurde zum General-Lieutenant des Reiches und der Cardinal Bourbon zum nächsten Thronerben erklärt, der König von Navarra dagegen und der Prinz von Condé, welche zur reformirten Religion zurückgekehrt waren, vom Papste Sixtus V. mit dem Banne belegt und zu der Erbfolge unfähig erklärt. Dessen ungeachtet sammelten sich zahlreiche Kriegshaufen um Heinrich von Navarra, welcher bei Courtras (1587) einen glänzenden Sieg über das königliche Heer gewann, den ersten, welchen die Reformirten in einer Schlacht erfochten. Dagegen wurde ein zu ihrer Unterstützung bestimmtes deutsches Heer vom Herzoge von Guise überfallen, und die großen Hoffnungen, welche der Sieg bei Courtras unter den Reformirten veranlaßt hatte, gingen keineswegs in Erfüllung.

In Paris erhob sich inzwischen eine neue feindliche Macht gegen den König, die Ligue der Sechszehn, welche ihn beschuldigte, daß er insgeheim den König von Navarra begünstige und diesen, einen Ketzer, Rückfälligen und Excommunicirten zu seinem Erben einsetzen wolle. Diese Ligue berief den Herzog von Guise nach Paris. Als nach dessen Ankunft auch der König die in der Nähe zusammengezogenen Truppen (Schweizer und Garden) in die Stadt einrücken ließ, bauten die Bürger in vielen Straßen Barricaden, und die dadurch vereinzelten königlichen Truppen, welche dazu angewiesen waren, beim Ausbruch des Kampfes sich auf Abwehr zu beschränken, sahen sich bald genöthigt, die Waffen zu strecken oder sich aus der Stadt zu entfernen. Während der

siegreiche Herzog von Guise der Königin Katharina seine Forderungen vortrug und mit ihr über die einzelnen Punkte verhandelte, entfloh der König nach Chartres. Er berief eine Ständeversammlung nach Blois, in welcher er eine Stütze gegen die Anmaßungen der Ligue zu finden hoffte. Allein durch die Thätigkeit und den Einfluß des Herzogs von Guise und seiner Anhänger fielen die Wahlen zum Reichstage fast überall zum Vortheile der Ligue und zum Nachtheile der Royalisten aus. Der Reichstag verlangte sofort die Ausschließung des Königs von Navarra von dem Throne. Warnungen, welche dem Könige von verschiedenen Seiten zukamen, bestärkten ihn in dem Argwohn, daß Guise insgeheim die Berathungen und Beschlüsse der Stände leite und beherrsche, daß dieser ihn absichtlich der allgemeinen Verachtung Preis gebe und sich von den Ständen zum General-Statthalter des Königreichs wolle erklären lassen, um sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen. Seine Erbitterung gegen Guise stieg aufs höchste, und die Ermordung desselben erschien ihm als das einzige Mittel, um sich wieder den Besitz der königlichen Gewalt zu verschaffen, sich die Krone zu sichern und die Macht der Ligue zu stürzen. Zum frühen Morgen des 23. December berief der König die Mitglieder des Staatsrathes unter dem Vorwande, daß er sich noch am Vormittage nach einem nahen Landhause zu einer Andachtsübung begeben und vorher mehrere wichtige Geschäfte abmachen wolle. Als Guise in den königlichen Palast kam, befanden sich im Vorzimmer des Königs acht zum Morde ausgewählte Edelleute, und sobald er die Hand ausstreckte, um den Vorhang aufzuheben, welcher vor der Thüre des Cabinets des Königs hing, stieß ihm einer von jenen einen Dolch von hinten in den Hals, so daß das ihm aus dem Munde stürzende Blut das Sprechen unmöglich machte; sogleich hieben auch die Andern mit ihren Degen auf ihn los, er stürzte, von vielen Wunden bedeckt, nieder und starb augenblicklich. Der König trat jetzt aus seinem Cabinet, sah den Leichnam einen Augenblick an und ließ dann einen Teppich über ihn legen. Der Cardinal von Guise, welcher den König, eben so wie sein Bruder, beleidigt hatte, und in welchem derselbe einen unversöhnlichen Rächer des Ermordeten fürchtete, wurde am folgenden Tage erschossen. Die Königin Katharina lag krank zu Bett, als die Ermordung Guise's, deren Absicht ihr unbekannt geblieben war, vollführt wurde. Der König theilte ihr dieselbe durch die Worte mit: er sei jetzt König von Frankreich geworden, indem er den König von Paris habe tödten lassen. Erstaunt und bestürzt erwiederte sie ihm: um den üblen Folgen vorzubeugen, seien zwei Dinge nothwendig: Schnelligkeit und Entschlossenheit. Sie starb schon am 5. Januar im 70. Lebensjahre.

Heinrich III. folgte dem Rathe seiner Mutter nicht, er war auch jetzt unfähig, rasch und mit Festigkeit zu handeln. Der sich schnell über alle Provinzen verbreitende Aufstand erhielt dadurch eine weitere Ausdehnung und eine größere Festigkeit, daß der Herzog von Mayenne die obere Leitung übernahm und an die Spitze der Ligue trat, in der Ueber-

zeugung, daß seine Ehre gebiete, die Ermordung seiner Brüder zu rächen. Auf seinen Vorschlag bildete sich in Paris ein sogenannter Generalrath der Union der Katholiken, welcher ihm unter dem Titel eines General-Lieutenants des Königreichs die ganze königliche Gewalt bis zum Zusammentritt der Reichsstände übertrug.

Auf solche Weise hatte Heinrich III. binnen wenigen Monaten die Herrschaft über den größten Theil seines Reiches verloren, und nicht allein die Reformirten, sondern auch die eifrigsten Katholiken standen ihm feindlich gegenüber. Er war außer Stande, zu gleicher Zeit den Krieg gegen die Reformirten und den König von Navarra und den gegen die Ligue zu führen; nur in der Vereinigung mit einer der Parteien war für ihn Rettung. Er versuchte zunächst, die Ligue zur Versöhnung mit ihm zu bewegen. Als der Herzog von Mayenne jedoch seine Anerbietungen zurückwies, als mehrere der angesehensten Herren der Ligue offen und bestimmt erklärten, daß sie ihn nicht mehr für ihren König anerkennen wollten, da sah er sich gezwungen, Hülfe bei dem Könige von Navarra zu suchen. Dieser benutzte die bedrängte Lage desselben nicht, um besondere Begünstigungen für sich und seinen Glauben zu fordern, er verlangte nur einen Uebergangspunkt an der Loire, um sich bei dem Vorrücken über den Fluß die Verbindung mit den Reformirten zu sichern.

Der Krieg der Royalisten gegen die Ligue, dessen obere Leitung Heinrich III. größtentheils dem Könige von Navarra überließ, begann mit glücklichem Erfolge. Der Herzog von Aumale wurde ungeachtet der mehrfach überlegenen Zahl seines Heeres gänzlich besiegt, welche Niederlage den Muth der Royalisten ebenso erhob als sie Bestürzung zu Paris verbreitete. Die Könige brachen gegen Paris auf, und bei der mehrfachen Ueberlegenheit ihres Heeres über die Kriegsmacht Mayenne's und der Entmuthigung der Pariser konnte Heinrich III. mit Zuversicht auf die Einnahme der Stadt und die Herstellung seiner königlichen Macht hoffen, als er durch Meuchelmord sein Leben verlor. Jakob Clement, ein 22jähriger Dominicanermönch, aufgereizt durch die leidenschaftlichen Predigten, welche den König als Tyrannen und als Feind der Kirche verdammten, begab sich von Paris in das Lager desselben und verlangte, vor ihn gelassen zu werden, um ihm einen Brief des Parlaments-Präsidenten Harlay, welcher noch zu Paris gefangen gehalten wurde, zu übergeben und außerdem mündliche Mittheilungen zu machen. Am 1. August übergab er den angeblichen Brief, indem er äußerte, daß er dem Könige noch etwas Geheimes mitzutheilen habe, und als dieser darauf die Anwesenden etwas zurücktreten ließ, zog er rasch ein Messer aus seinem Kleide und versetzte ihm zwei Stöße in den Leib. Der König riß das Messer sogleich wieder heraus und verwundete den Mörder am Kopfe; die bei dem sich erhebenden Lärm in das Zimmer tretenden Edelleute hieben ihn nieder. Die Verwundung schien anfangs nicht gefährlich, bald verschlimmerte sich indeß der Zustand des Königs, er erklärte gegen Heinrich von Navarra: die Ge-

rechtigkeit wolle, daß er sein Nachfolger sei, er werde aber viele Hindernisse finden, wenn er die Religion nicht ändere, und er ermahne ihn dazu. Am frühen Morgen des 2. August 1589 starb er zu St.-Cloud.

Die Beendigung der Religionskriege unter Heinrich IV. s. Nro. 32.

---

32. Heinrich IV. Sully.

(Nach Friedr. Ancillon, europäische Staatengeschichte des 16. Jahrhunderts, übersetzt von Fr. Mann, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Heinrich von Navarra war von dem sterbenden Valois zum Könige von Frankreich bestimmt und bald darauf von der gesammten Armee als König ausgerufen worden. Er nahm den Namen Heinrich IV. an. Da ihn aber das Reich nicht anerkennen wollte, so sah er sich in der traurigen Nothwendigkeit, sich mit bewaffneter Hand in den Besitz seiner eigenen Staaten zu setzen. Die Liguisten waren unter einander uneinig; obgleich darin allesammt einig, keinen protestantischen König zu wollen, so bestimmten doch einige von ihnen die Krone dem Herzoge von Mayenne, andere zogen den Cardinal von Bourbon, einen an Körper und Geist schwachen Greis, vor; noch ein dritter Theil aber, gering an Zahl, neigte sich zu Spanien. Mayenne, der zu schwach oder zu gewissenhaft war, um dem Wunsche der Partei, welche ihm den Thron bestimmt hatte, nachzugeben, rief den Cardinal Karl von Bourbon, unter dem Namen Karl X. zum Könige aus, und begnügte sich mit der Würde eines General-Lieutenants des Reichs. Heinrich IV., von einem großen Theile der Armee, die sich seinem bösen Geschicke nicht anvertrauen wollte, verlassen, sah sich gezwungen, sich nach der Normandie zurückzuziehen. Mayenne folgte ihm dahin. Die Tapferkeit Heinrich's und der Enthusiasmus, welchen seine persönlichen Eigenschaften seinen Truppen einflößten, siegten bei Arques, unweit Dieppe, über die dreimal stärkere Armee der Liguisten und Spanier. Ein noch entscheidenderer und vollständigerer Sieg, welchen Heinrich bei Ivry (1590) über den Herzog von Mayenne davon trug, vermehrte zwar den Ruhm dieses Fürsten, jedoch ohne seine Lage zu verbessern. Das Schattenbild von König, welches unter dem Namen Karl X. zum Regenten ernannt worden war, hatte der Tod verschwinden lassen, doch weigerte sich die Ligue noch immer, Heinrich als rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Mitten in der allgemeinen Verwirrung bemühten sich die Statthalter der Provinzen das Reich aufzulösen und sich zu unabhängigen Regenten zu bilden. Philipp II. verschwendete Truppen und Schätze, um seine Tochter auf den Thron zu bringen. Auf seinen Befehl drang Alexander von Parma an der Spitze einer Armee in Frankreich ein, um Heinrich IV. in seinem glücklichen Fortgange zu hemmen. Mit innigem Schmerze

sah Heinrich, der die Belagerung von Paris aufheben mußte, daß der Krieg sich in die Länge ziehen werde; man überredete ihn, daß das einzige Mittel, die Ligue aufzulösen und dem Reiche den Frieden zu schenken, die Annahme der katholischen Religion sein würde. Er gab endlich den dringenden Bitten seiner Freunde nach und schwur 1593 zu St. Denis seinen Glauben feierlich ab. Bald wurden auch die glücklichen Folgen sichtbar. Paris öffnete seinem Könige die Thore. Die Anführer der Liguisten traten in Unterhandlungen mit ihm. Jeder suchte vortheilhafte Bedingungen zu erhalten, und verkaufte den Gehorsam nur für einen sehr hohen Preis. Mayenne war nicht der letzte, welcher die Waffen niederlegte. Philipp II. indessen sah seine Projecte nun plötzlich gescheitert. Da er seine Schätze nicht fruchtlos verschwendet haben wollte, so blieb er bei dem hartnäckigen Plane, den Kampfplatz nicht zu verlassen. Doch die Schlacht bei Fontaine-Françoise benahm ihm jede Hoffnung. Nach 28 Jahren von Kampf und Intriguen erhielt Philipp keinen andern Vortheil, als den Besitz der Grafschaft Charolais, so wie die für ihn höchst peinliche Ahnung des künftigen Glückes von Frankreich.

Gleichzeitig machte das Edict von Nantes, vom Könige am 13. April 1589 unterzeichnet, dem 36jährigen Religionskriege ein Ende. Demgemäß erhielten die Reformirten freie Religionsübung in allen Orten, wo dieselbe im Jahre 1586 und im folgenden bis zum Monat August bestanden hatte, während sie in andern Orten auf die Vorstädte beschränkt blieb und ganz untersagt war in allen bischöflichen und erzbischöflichen Städten, am Hofe, im Gefolge des Königs, in Paris und in dessen Umkreise bis auf 5 Meilen. Sie wurden zu allen öffentlichen Aemtern für befähigt erklärt, überhaupt in bürgerlicher Hinsicht den Katholiken gleichgestellt, mußten aber den katholischen Geistlichen den Zehnten zahlen. Zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Parteien verschiedener Confession sollten bei den Parlamenten getheilte Kammern (chambres mi-parties) errichtet werden.

Frankreich hatte seinen Boden von den Ausländern, welche es beunruhigten, gereinigt; die Masse der Nation war der Unruhen müde und hoffte, daß die Regierung Heinrich's ihr Glück bringen würde; dagegen fürchteten die Liguisten gerechte Rache. Heinrich verscheuchte diese Furcht und übertraf Aller Hoffnungen durch ein wahrhaft großmüthiges Betragen. Sein großer Geist, über jeden Groll erhaben, vergab Allen, denn Beleidigungen zu vergessen, war seiner Seele schönstes Bedürfniß. Unvermerkt verschwand das Andenken an die Vergangenheit, die verschiedenen Parteien bildeten ein einziges Volk, und Heinrich konnte mit glücklichem Erfolge es unternehmen, alle Spuren des Bürgerkrieges zu verlöschen. Bei seiner Thronbesteigung gewährte Frankreich ein trauriges Schauspiel von rauchenden Ruinen und unbebauten Feldern. Alles lag darnieder, der Ackerbau, die Industrie, der Handel hatten aufgehört, weil es an öffentlicher Sicherheit fehlte. Doch nach einem Zeitraume von zwölf Jahren erhielten alle Zweige des National-Reich-

thums wieder neues Leben, und Frankreich wuchs aus seiner Asche nun glänzender empor. Diese Wunder wurden durch die reinen Absichten Heinrich's IV., und durch die Klugheit und Thätigkeit Sully's hervorgebracht.

Um die Dienste, welche Sully Frankreich geleistet hat, gehörig zu würdigen, muß man sich zuerst eine richtige Vorstellung von dem Zustande, in welchem er die Finanzen fand, und von den Schwierigkeiten aller Art, welche er zu überwinden hatte, zu verschaffen suchen. Die Schulden beliefen sich auf 330 Millionen Livres und waren unter sehr lästigen Bedingungen gemacht worden; sie mußten nämlich nach den Grundsätzen, welche man damals bei Anleihen befolgte, in bestimmten Terminen zurück bezahlt werden, und weit entfernt, im Stande zu sein, das Capital den Gläubigern abzubezahlen, konnte man nicht einmal Mittel finden, um die Zinsen regelmäßig zu entrichten. In die Casse des Königs flossen nur 30 Millionen Livres und doch mußten dazu allein die Steuerfähigen jährlich 150 Millionen zahlen. Die Auflagen nämlich wurden nicht administrirt, sondern waren verpachtet. Die Generalpächter hatten ihre Unterpächter, denen sie einen Theil ihrer Rechte überließen; diese hatten wiederum ihre Einnehmer. Damit alle diese Personen dabei ihre Rechnung fänden, drückten die letzten und untersten das arme Volk auf das grausamste und zwangen es, das Vierfache von dem, was sie eigentlich rechtlich von ihm fordern konnten, zu zahlen. Es gab keinen jährlichen Etat der Einnahme und Ausgabe, keine Rechenschaft über die treue Verwendung der Staatsgelder wurde mehr abgelegt. Obgleich die Armee nicht eben zahlreich war, so empfing sie ihren Sold doch nicht zur bestimmten Zeit und hielt sich deßhalb häufig auf Kosten des Landmannes schadlos. Die Zeughäuser waren leer; eine Seemacht existirte nicht; die öffentlichen Gebäude fielen in Trümmer. Der König selbst konnte sein Haus nicht unterhalten; er sah sich oft genöthigt, bei den Pächtern, die ihn bestahlen, um Hülfe zu betteln. Zwar war es sein Wunsch, „daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe haben möchte", doch fehlte es ihm an Einsicht der Mittel, diesen Wunsch, der mit so vieler Einfachheit das große Geheimniß der Regierungskunst ausdrückt, in Ausführung zu bringen. Er besaß ein zu weiches Gefühl und zu wenig Standhaftigkeit, um den Bedürfnissen und den Leidenschaften der Einzelnen irgend etwas abschlagen zu können. Seine Herzensgüte war nur zu oft die eines liebenswürdigen Privatmannes, nicht die eines Königs, welcher das Glück der Einzelnen nur in dem Glücke der ganzen Nation suchen soll.

Der Ackerbau war das erste, was vorzüglich Sully's Aufmerksamkeit und seine Sorgfalt fesselte; er beschützte ihn vorzugsweise vor all den andern Gewerben, nicht ohne Grund glaubend, daß die Fortschritte dieses Zweiges des Reichthums auch die Fortschritte des Gewerbsfleißes und des Handels herbeiführen würden. Ackerbau und Viehzucht, sagte er, sind die Brüste des Staates. Diesen Grundsätzen getreu, war er der erste in Frankreich, welcher die freie Ausfuhr des Getreides erlaubte.

Ein Feind des Luxus, mehr aus Charakter als aus Grundsätzen, wollte er denselben gänzlich aus Frankreich verbannen. Demgemäß sah er es auch sehr ungern, daß Heinrich IV. den Anbau des Maulbeerbaums aufmunterte und ihn selbst in seinen Gärten pflanzte. Vergeblich widersetzte er sich der Errichtung von Seidenmanufacturen, Gold- und Silberstoff-Fabriken, welche man in Lyon begann. Er sah noch nicht vorher, daß diese einst eine Hauptquelle des Reichthums von Frankreich werden würden. Vielleicht dachte er auch, daß der Zeitpunkt, diesen Zweig des Gewerbfleißes zu vervollkommnen, noch nicht gekommen sei, und er wollte ihn weniger gänzlich verbannen, als ihn nur für andere Zeiten aufschieben.

Sully zahlte vielleicht in dieser Hinsicht seinem Zeitalter den nothwendigen Tribut, doch zeigte er sich wiederum über dasselbe erhaben, da er deu Handel von den vielfachen Bedrückungen, durch welche habsüchtige Hofleute ihn erschweren wollten, befreite. Er ließ den Canal von Briare graben und die Landstraßen verbessern. Immer freigebig, wenn es nothwendig war, zeigte er sich bei öffentlichen Ausgaben sogar prachtliebend: innerhalb der Mauern von Paris erhoben sich geschmackvolle Gebäude; der Pont-Neuf, ein Theil der Quais, welche an der Seine liegen, wurden auf Sully's Befehl angefangen und vollendet. Die Galerie des Louvre wurde gegründet; der Palast und die Terassen von St. Germain erhoben sich nach seinem Befehle und unter seiner Leitung. Auf diese Weise brachte die Einsicht dieses großen Mannes, sein fester und ausdauernder Wille, seine unermüdliche Thätigkeit und die reinen Absichten seines Königs in einem kurzen Zeitraume Wunder in der Staatsverwaltung hervor.

Sully war es auch, der die Vermählung des Königs mit Maria von Medicis, Tochter Franz von Medicis, Herzogs von Toscana, zu Stande brachte. Er glaubte in dieser Heirath das Wohl des Landes zu sehen, Heinrich aber wurde durch sie unglücklich, denn Maria, die mehr Geist als Gefühl besaß, war keineswegs dazu geschaffen, ihren Gemahl im Schooße häuslicher Verhältnisse zu fesseln, in denen dieser Fürst so gern gelebt haben würde. Sie entfernte im Gegentheile den König durch ihre Kälte und ihren Ernst. Sully war unaufhörlich bemüht, sie einander zu nähern und ihre Streitigkeiten beizulegen; doch sein guter Rath wurde oft schlecht aufgenommen und noch schlechter befolgt.

Endlich war es auch Sully, welchem Heinrich jenen politischen Plan, den er zur Gründung der allgemeinen Ruhe und Unabhängigkeit aller Staaten Europa's gefaßt hatte, anvertraute, den Plan nämlich: das Haus Oesterreich in Deutschland und Spanien anzugreifen, ihm einen großen Theil seiner Provinzen zu rauben, eine neue Theilung mit ganz Europa vorzunehmen und auf diese Grundlage einen allgemeinen und dauerhaften Frieden zu gründen, welcher durch eine Föderation aller Staaten Europa's gesichert werden sollte. Die Türken sollten nach Asien verbannt werden. Der russische Czaar sollte dasselbe Schicksal erfahren,

wenn er sich weigerte, in die Verbindung mit einzugehen. Die Anzahl der europäischen Mächte sollte bis auf fünfzehn vermindert werden, nämlich auf sechs erbliche Monarchieen, fünf Wahl-Monarchieen und vier unabhängige Republiken. Die sechs erblichen Monarchieen waren: Frankreich, welches für sich noch das Herzogthum Limburg, Brabant und die Gerichtsbarkeit über Mecheln nehmen wollte; England, Schweden, Dänemark, Spanien, welches in seine natürlichen Grenzen in Europa zurückgewiesen werden sollte, während man ihm das ließ, was es in den andern Erdtheilen entdeckt und erobert hatte. Das Haus Oesterreich sollte alles verlieren, was ihm in Deutschland, in den Niederlanden und in Italien gehört hatte. Endlich sollte noch eine neue erbliche Monarchie im Norden von Italien, zum Besten des Herzogs von Savoyen, unter dem Namen des Lombardischen Reiches, errichtet werden. Die fünf Wahl-Monarchieen waren Böhmen, (wozu noch Mähren, Schlesien und die Lausitz geschlagen werden sollte), Ungarn, Polen, das Deutsche Reich und der Kirchenstaat, welchen man mit dem Titel einer Monarchie zieren und dadurch vergrößern wollte, daß man noch Neapel, Apulien und Calabrien hinzufügte. Die vier unabhängigen Republiken waren Venedig, wozu noch Sicilien kam; die Schweiz, die für unabhängig erklärt werden sollte; Belgien, welches aus der Vereinigung der Republik der sieben vereinigten Provinzen mit den katholischen Niederlanden entstehen sollte; endlich sollte noch aus der Vereinigung aller kleinen Staaten Italiens eine Republik errichtet werden, und diese den Namen der italienischen erhalten. Wäre Europa auf diese Weise getheilt, so sollte es allen Mächten zur Pflicht gemacht werden, den drei Haupt-Religionen, nämlich der katholischen, der lutherischen und der reformirten, gänzliche Freiheit und sicheren Schutz zu gewähren.

Der nothwendige Krieg, um diese allgemeine Umwandlung hervorzubringen, sollte der letzte von allen Kriegen sein. Damit aber diese neue Ordnung der Dinge, wenn sie einmal zu Stande gebracht worden wäre, auch für alle Zeiten fortdauernd und unveränderlich bleiben möchte, so sollte ein höchster Gerichtshof errichtet werden, welcher in letzter Instanz über alle streitigen Fälle des verschiedenen Interesses entschiede und alle Mächte sollten verbunden sein, seine Urtheilssprüche in Ausführung zu bringen.

Alles war zur Ausführung dieses großen Planes vorbereitet. Frankreich hatte mit den natürlichen Feinden Oesterreichs enge Bündnisse geschlossen; seine Magazine waren reichlich angefüllt; die Armee, welche zum Angriffe gegen die Niederlande bestimmt war, wollte der König selbst commandiren; diejenige, welche gegen Italien gerichtet war, sollte unter dem Commando des Generals Lesdiguères marschiren. Vierzig Millionen Livres, welche Sully's Ordnung und Oekonomie erspart hatten, sollten die Kosten des Krieges so lange decken, bis der Sieg den Franzosen es erlauben würde, Geldquellen aus ihren Eroberungen zu ziehen und ihre Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Heinrich auf dem Punkte, zur Armee abzureisen, entschloß sich noch vor seiner Abreise, die Königin, seine Gemahlin feierlich krönen zu lassen, damit sie im Nothfalle die Regierung des Reichs übernehmen könnte. Ganz Paris war mit diesem glänzenden Feste beschäftigt. Heinrich wollte die Anstalten dazu in Augenschein nehmen. Mitten unter seinem Volke, welches er liebte und von dem er geliebt wurde, fuhr er umher, ohne Mißtrauen und Furcht. Plötzlich wurde sein Wagen bei dem Ausgange der Straße Feronnerie aufgehalten; ein unbekannter Schwärmer, Namens Ravaillac, benutzte diesen Augenblick, dem Könige mit einem Dolche die Brust zu durchbohren. Er starb am 14. Mai 1610 und mit ihm gingen seine ungeheuern Pläne zu Grabe.

Der Mörder wurde sogleich ergriffen, er erklärte im Verhör, schon früher sei er mehrmals nach Paris gereis't, um dem Könige den Rath zu geben, die Bekenner der reformirten Lehre zur katholischen Kirche zurückzuführen, es sei ihm indeß nicht gelungen, sich demselben zu nähern; vor drei Wochen sei er zuletzt nach Paris gekommen mit dem Entschluß, den König zu ermorden, weil derselbe, obwohl er die Macht dazu gehabt, jenes nicht gethan habe. Standhaft blieb er bei seiner Versicherung, daß ihm Niemand zu seiner That gerathen, noch ihn dazu überredet, und daß er Niemandem von seiner Absicht gesprochen habe. Er wurde vom Parlamente zum Tode verurtheilt und schon am 27. Mai geviertheilt. Daß er nur das Werkzeug hochstehender Personen in Frankreich oder des spanischen Hofes gewesen sei, ist eine Meinung, welche bei der damaligen Lage der Dinge leicht entstehen mußte; allein sie ist nur eine Vermuthung, für welche jeder Beweis fehlt.

---

33. Ludwig XIII. Richelieu.

(Nach Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich und Ferd. Ancillon, europäische Staatengeschichte im 16. Jahrhundert.)

Der Tod Heinrich's IV. mußte eine völlige Umwandlung in den äußern und innern Verhältnissen Frankreichs zur Folge haben, da diese wie jene fast allein auf seinen Ansichten, auf seiner Kraft und seinem Willen beruhten, da die Persönlichkeit Derjenigen, welchen in der nächsten Zeit die Regierung zufiel, von der seinigen völlig verschieden war, und da das, was er geschaffen und begründet, noch nicht innere Festigkeit genug erlangt hatte, um sein Leben überdauern zu können. Er hatte den Frieden zwischen den beiden Religionsparteien hergestellt und bewahrt; allein diese waren doch fortwährend durch Abneigung und selbst durch Erbitterung von einander geschieden, und die Reformirten waren entschlossen und gerüstet, um die ihnen bewilligten Rechte mit den Waffen nicht allein zu behaupten, sondern auch zu erweitern. Er hatte der Verwaltung des Staates Einheit und Ordnung gegeben, allein diese

Reformen stützten sich nur auf seinen Willen und auf die Einsicht und Kraft eines Ministers, dessen Wirksamkeit eben so sehr durch das Vertrauen und die Gunst des Königs wie durch seine eigenen großen Eigenschaften bedingt war.

Die Jugend seines ältesten Sohnes, Ludwig's XIII. (1610—1643), welcher am 27. September 1601 geboren war, machte eine vormundschaftliche Regierung nothwendig. Die Königin zögerte nicht, den günstigen Augenblick zu benutzen, um sich die Regentschaft zuzueignen. Einstimmig erklärte das Parlament, auf den Antrag des General-Procurators, die Königin zur Regentin von Frankreich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, indem es sich auf frühere Beispiele solcher Regentschaften in der fränkischen und französischen Geschichte berief. Die Schwäche der Regierung trat bald deutlich hervor. Alle Personen am Hofe, hohe wie geringe, waren nur darauf bedacht, die Umstände zur Befriedigung ihrer Habgier und ihres Ehrgeizes zu benutzen. Die Regentin vermochte nicht, wie ihr Gemahl, die Uneinigkeit unter den Ministern zu beherrschen, und sie suchte vergeblich eine Versöhnung zwischen Sully, dessen Verdienste sie nicht verkannte, obwohl er sich sehr entschieden gegen die Verschleuderung des Schatzes erklärte, und den übrigen Ministern zu Stande zu bringen. Diese bemühten sich vielmehr auf alle Weise, ihn aus dem Ministerium zu verdrängen; auch Condé verband sich mit seinen zahlreichen Gegnern, man stellte der Königin vor, daß er sich anmaße, ihre Freigebigkeit zu beschränken und daß die Anwesenheit eines Reformirten im Ministerium den Unwillen des Papstes erregen müsse. So sah sich Sully genöthigt, das Amt eines Ober-Intendanten der Finanzen und eines Commandanten der Bastille niederzulegen.

Maria von Medicis hatte ihr Vertrauen zwei Personen, die dasselbe nicht verdienten, geschenkt. Es waren Concini und seine Frau Eleonora Galigay. Concini, der Sohn eines Secretärs des Herzogs von Florenz, war zum Kammerherrn und Marschall von Ancre ernannt worden, und hatte sich durch sein willfähriges und niedriges Benehmen zur höchsten Stufe des Ansehens schnell emporgeschwungen. Er wurde allgemein gehaßt. Schon daß er ein Fremder war, beleidigte die Eitelkeit der Nation. Die Großen brachte er durch seinen Stolz, das Volk durch seine drückende Habsucht gegen sich auf. Indessen war er doch noch besser als seine Frau; als Milchschwester der Königin übte Eleonora über sie eine unumschränkte Herrschaft aus. Maria zog sie bei allen Angelegenheiten zu Rathe und folgte blindlings ihrem Willen. Im October 1614 wurde der König für volljährig erklärt und die Reichsstände zusammenberufen. Beides hatte aber keinen Einfluß auf die Lage der Dinge, denn der König, dem Namen nach volljährig, war doch in der That unter der Vormundschaft seiner Mutter geblieben, und diese wurde wiederum auf despotische Weise von ihren Günstlingen beherrscht. Die Reichsstände vermochten nichts zum Besten des Reiches zu unternehmen; ihre Sprache war ohne Kraft, ihr Verfahren schwankend und

ungewiß, und ihre Beschwerden blieben ohne irgend einen Erfolg. Seit dieser Zeit (bis 1789) berief man sie nicht mehr. Doch Concini, welcher den Prinzen (Heinrich II.) von Condé, der zweimal die Waffen gegen ihn ergriffen hatte, gefangen nehmen ließ, beschleunigte selbst seinen Untergang. Ein junger Mann, dem Niemand etwas zutraute, war der Urheber seines Sturzes. Luynes, der schon seit der frühesten Jugend als Kammer-Page viel Anhänglichkeit an Ludwig XIII. geäußert hatte, war in dem Besitze des Zutrauens seines Königs, der an seinen angenehmen Talenten Gefallen fand. Sein Herz war es, welchem der König seinen geheimsten Kummer, den seine eigene Unbedeutsamkeit und der Uebermuth der Günstlinge seiner Mutter in ihm erregten, anvertraute. Entschlossen, sich durch den Sturz des Marschalls von Ancre zu erheben, rieth er dem Könige, eine kräftige Maßregel anzuwenden. Es wurde dem Garde-Capitän Vitri der Befehl gegeben, des Marschalls sich zu bemächtigen. In dem nämlichen Augenblicke, wo er dem Concini seinen Degen abforderte, fielen die Garden über den Unglücklichen her und ermordeten ihn unter dem Vorwande des Widerstandes. Das Volk sättigte seinen Haß an seinem Leichnam. — Auch seiner Frau wurde der Proceß gemacht; er führte sie auf das Schaffot. Man dichtete ihr, um sie zu stürzen, Verbrechen an.

Maria von Medicis, über die Kühnheit der Rathgeber ihres Sohnes erstaunt, von dem tragischen Schicksale ihrer Günstlinge in Schrecken gesetzt und noch mit anscheinender Ehrerbietung behandelt, hielt ihre Gefühle und ihren Zorn zurück. Ludwig XIII. hielt sich jetzt für frei und schien es auch zu sein, weil Luynes der Mann seiner eigenen Wahl war. Dieser Fürst besaß keine von den glänzenden Eigenschaften seines Vaters; doch war er auch nicht ganz ohne alle Talente und ohne Tugenden. Diejenigen, welche seine Erziehung leiteten, hatten die Absicht, zu bewirken, daß er sich selbst nichts zutrauen, sondern bei allen Angelegenheiten sich nur auf sie verlassen sollte. Dieser Mangel an eigener Kraft war die einzige Ursache seiner Fehler und seines Unglücks. Er erkannte wohl das Gute, aber er gab seine Einsichten gern Preis, um die der andern befolgen zu können; er selbst handelte und verdammte sich zur Unthätigkeit. Er ertrug das Joch, worin er seufzte, nicht ohne Widerwillen, vermochte aber nicht, sich darüber wegzusetzen; er zürnte insgeheim auf seine Schwäche, ohne doch den Muth zu fassen, seine Ketten zu zerreißen.

Maria von Medicis hatte das politische System Heinrich's IV., der Oesterreich für einen natürlichen Feind von Frankreich ansah, zu befolgen aufgehört. Durch eine Doppel-Heirath war das österreichische Haus mit dem bourbonischen näher verbunden worden. Ludwig XIII. nämlich hatte sich mit Anna von Oesterreich, einer Tochter Philipp's III., Königs von Spanien, vermählt, so wie der Prinz von Asturien eine Heirath mit einer französischen Prinzessin von Geblüt geschlossen. In der That, man würde bei der anscheinenden Harmonie beider Höfe geglaubt haben, jede Furcht und jedes Mißtrauen sei gänzlich verschwun-

den und dessen ungeachtet hatten sich die Verhältnisse der beiden Mächte nicht im geringsten verändert, sondern ihre Interessen blieben sich immer entgegengesetzt. Erst dem Cardinal Richelieu war es aufbehalten, Frankreich zu den wahren Grundsätzen der Politik, die es verlassen hatte, wieder zurückzuführen.

Armand Johann du Plessis, Cardinal und erster Herzog von Richelieu, war am 5. September 1585 zu Paris geboren und gehörte einer der ältesten Familien in Poitou an. Anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, trat er in den geistlichen Stand, als der jüngere von seinen Brüdern in ein Kloster ging, dem Bisthum Luçon entsagte und ihm Heinrich IV. dieses bestimmte. In der Verwaltung seines Bisthums zeigte er, besonders durch Abstellung von Mißbräuchen, große Thätigkeit und Kraft. Durch seine Theilnahme an dem Reichstage von Paris und durch die, wenn auch nur kurze, Verwaltung des Amtes eines Staats-Secretärs hatte er sich eine genaue Kenntniß der äußern und innern Verhältnisse Frankreichs erworben, er hatte die Mängel derselben durchschaut und die Mittel erwogen, von welchen allein er Abstellung derselben erwartete. Während die Kraft seines Geistes und Willens hinreichte, um ihm seine Stellung gegen zahlreiche, mächtige Gegner zu sichern, bedurfte er noch anderer Mittel und Künste, um seine Gewalt über den König zu behaupten und diesem die Abhängigkeit von ihm weniger fühlbar zu machen. Er wußte sich den Schein zu geben, als wenn er nur den Willen und die Befehle desselben ausführe und demselben stets die Entscheidung überlasse, indem er ihm die verschiedenen Entschlüsse, unter welchen man wählen konnte, vorlegte, jedoch in solcher Weise, daß er der Wahl die Richtung gab: er fand auch eine bedeutende Stütze in der dem Könige sich aufdrängenden Ueberzeugung, daß kein Anderer als er im Stande sei, die verwickelten Verhältnisse zu lösen, in welche er Frankreich gebracht und vielleicht absichtlich gebracht hatte, um sich unentbehrlich zu machen.

Große Hindernisse stellten sich Richelieu in den Weg. Im Innern bestand noch die Macht der Großen, welche mit der des Thrones wetteiferte. Die Protestanten bildeten im Schooße Frankreichs eine feindliche Gesellschaft, die alle Augenblicke mit Unruhen drohte. Die Prinzen von Geblüt, nach dem ersten Rang um so eifriger strebend, als sie ihm näher standen, unterhielten die Ansprüche des unruhigen Adels. Maria von Medicis, immer thätig und immer unzufrieden, stand mit allen Mißvergnügten in Einverständniß, war jeden Augenblick bereit, sich gegen den Staat zu verschwören und ihren eigenen Sohn zu bekämpfen, sobald er ihr widersprach oder andere Rathschläge den ihrigen vorzog. Der Bruder Ludwig's XIII., der Liebling seiner Mutter, Gaston, verschwor sich gegen Richelieu. Wenn dieser Prinz weniger gefährlich war, so diente doch sein Name zum Vereinigungspunkt, zum Vorwand und zur Entschuldigung der Mißvergnügten, deren Plan die Ermordung des Cardinals war. Er ward entdeckt, die meisten der Verschwornen retteten sich, Andere starben auf dem Schaffot. Der Tod des Conne-

table gab Richelieu Gelegenheit, diese Würde abzuschaffen, deren ausgebreitetes Ansehen das seinige bedrohen konnte. So lernten die Großen, durch die Kühnheit des Ministers in Erstaunen, durch seine unerbittliche Strenge in Verwunderung gesetzt, den Gehorsam oder nahmen wenigstens den äußern Schein desselben an.

Um ihren unruhigen Muth zu beschäftigen und dem Haß durch Bewunderung zu entgehen, machte Richelieu den Plan, die Festung La Rochelle, den Mittelpunkt der Macht der Protestanten, anzugreifen. Er belagerte sie 1627 zu Wasser und zu Lande. Zweimal rüstete England Flotten aus und bewaffnete sie, um die protestantische Religion zu vertheidigen, und diesen Keim der Unruhen und der Zwietracht in Frankreich zu unterhalten, aber zweimal scheiterte es. Die Unerfahrenheit Buckingham's und die Tapferkeit der französischen Truppen machten alle diese Bemühungen unnütz. Es erhob sich ein Damm von 900 Toisen Länge, welcher die Rhede einschloß und jede Annäherung der Hülfstruppen unmöglich machte. Nachdem die Stadt alle Gräuel der Hungersnoth erfahren hatte, übergab sie sich 1628 der unwiderstehlichen Gewalt des Cardinals. Die Protestanten verloren ihre Privilegien, die nur der öffentlichen Ruhe entgegenarbeiteten, doch behielten sie die Freiheit ihres Gottesdienstes.

Nach der Besiegung der inneren Feinde konnte Richelieu die Waffen gegen die auswärtigen richten. Er beharrte bei dem Systeme Heinrich's IV., die Macht Oesterreichs zu schwächen. Da es jedoch an Truppen und Geld fehlte, um sich in einen offenen Krieg mit Oesterreich einzulassen und es zugleich für Europa ein ärgerliches Schauspiel gewesen wäre, den „allerchristlichsten König" mit den deutschen Protestanten im Bunde zu sehen, so mußte er sich vorläufig darauf beschränken, die andern Feinde Oesterreichs insgeheim durch Hülfsgelder zu unterstützen.

Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, glaubte der Cardinal, Schweden sei hinreichend, das Haus Oesterreich zu beschäftigen und zu schwächen. In der Folge aber machten Gustav's schnelle Siege Richelieu's Bekümmerniß rege, daß Schweden nach Unterjochung Oesterreichs ein gefährliches Uebergewicht in Europa erhalten könnte, und deßhalb war Frankreich weit entfernt, das Glück der Schweden zu unterstützen, es zeigte sich sogar nicht einmal bereitwillig, sein Versprechen zu erfüllen. Als jedoch der Tod Gustav Adolf's, und vorzüglich die Begebenheiten, die ihm folgten, die Niederlage bei Nördlingen und der Prager Friede, Oesterreich sein altes Uebergewicht wieder verschafft hatten, sah Richelieu die Nothwendigkeit ein, diese Macht, deren Mittel sich mit der Fortdauer des Krieges zu vervielfältigen schienen, nun auch unmittelbar anzugreifen. Der innere Zustand Frankreichs erlaubte es ihm, seine Kräfte nun auch auf das Ausland zu richten. Der Cardinal hatte so eben über seine Feinde triumphirt. Die Königin-Mutter, Maria von Medicis, die sich nach Brüssel begeben hatte, und Gaston, des Königs Bruder, der nach Lothringen geflüchtet war, hatten Montmorency, den

Gouverneur von Languedoc, bewogen, die Waffen gegen den Minister zu ergreifen. Gaston war mit einer kleinen Armee, die aus lauter Ueberläufern aller Nationen bestand, zu ihm gestoßen, aber, als er sich bei Castelnaudari, eben so unvorsichtig als tapfer, zu tief in die Mitte des Kampfes stürzte, gefangen genommen worden. Alle seine Freunde und Anhänger wurden mit in seinen Sturz verwickelt und mit mehr oder weniger Härte bestraft. Maria von Medicis hatte nicht die Erlaubniß ihrer Zurückkunft erwirken können: umherirrend in fremden Landen, ohne Ansehen und Geld, erregte die Königin das Mitleid aller, nicht aber Richelieu's, der wohl wußte, daß ihr Erscheinen am Hofe nichts Anderes als seinen Untergang zur Folge haben würde.

So hatten die wiederholten und schlechtberechneten Angriffe der Feinde Richelieu's ihm nur dazu gedient, seine Macht zu vermehren. Er war nunmehr seines Platzes und seines Ansehens so sicher, daß er jetzt ohne Furcht das Feld seiner politischen Operationen erweitern konnte und sich daher entschloß, durch einen Angriff auf Spanien eine mächtige Diversion zum Besten Schwedens zu bewirken. Frankreich sollte den Spaniern Roussillon wieder nehmen, das Elsaß und Philippsburg erobern und sich der spanischen Niederlande bemächtigen. Zu dem Elsaß sollten die Schweden verhelfen; seine Projecte auf die spanischen Niederlande hoffte der Cardinal von der Zustimmung und dem Beistande der Republik der vereinigten Staaten unterstützt zu sehen.

Nachdem Frankreich sich mit Schweden und Holland verbunden hatte, erklärte es Spanien den Krieg; Beschwerden waren in Menge vorhanden. Vorzüglich hielt man sich an den offenen oder geheimen Schutz, welchen Spanien der Königin-Mutter, Gaston und allen französischen Mißvergnügten hatte angedeihen lassen, sodann an die Entthronung des Kurfürsten von Trier, Philipp Christoph. Spanien hatte sich nämlich der Staaten dieses Fürsten bemächtigt, ihn als Gefangenen nach Brüssel geführt, wo ihn die Strafe dafür erwartete, daß er unter Vermittlung Frankreichs von Schweden die Neutralität nachgesucht und erhalten habe.

Wenn Schweden in Deutschland mit Nachdruck auftreten sollte, so war es unumgänglich nothwendig, daß es von Seiten Polens nichts zu befürchten hatte; der erste Dienst, den daher Frankreich dieser Macht leistete, bestand darin, daß es die Polen bewog, einen neuen Waffenstillstand auf 26 Jahre zu schließen. Diese Unterhandlung war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Die Republik wurde vom Papst und dem Kaiser auf das dringendste aufgefordert, wieder die Waffen zu ergreifen, doch die Gewandtheit des Grafen von Avaux und die Festigkeit Oxenstierna's besiegten jedes Hinderniß. Schweden übergab den Polen alle Orte, die es in Westpreußen gehabt hatte, behielt aber Liefland. Frei von aller Besorgniß, setzte es nun den Krieg in Deutschland mit Lebhaftigkeit fort, während Frankreich zwei Armeen nach Italien schickte und die Holländer in Vereinigung mit den Franzosen die Schlacht bei Avennes im Bisthum Lüttich über die Spanier gewannen. (1635.)

Nach dem Tode Gustav Adolf's hatte Herzog Bernhard von Weimar den Plan, die Leitung der Kriegsoperationen zu übernehmen; doch diesem Plane zu entsagen, hatten ihn die schlaue Politik Oxenstierna's und der Nationalstolz der Schweden gezwungen. Seine fruchtbare Einbildungskraft hatte ihm bald einen andern Plan angegeben, und zwar, sich zu einem mächtigen Regenten emporzuschwingen. Da er sich von den Schweden, die ihm mißtrauten, und denen er gleichfalls nicht traute, nnabhängig zu machen gedachte, so hatte er Frankreich den Vorschlag gethan, ihm Hülfsgelder vorzustrecken, mittels deren er zur Führung des Krieges am Rheine eine Armee anwerben und unterhalten könnte. Sein geheimer Zweck dabei war, Frankreichs Geld zur Eroberung des Elsasses zu benutzen, das den Grund zu dem neuen Staate, den er zu gründen gedachte, legen sollte. Richelieu, der gleichfalls nach dem Besitze dieser Provinz trachtete, wollte sich Bernhard's Arm und Kopf bedienen, um das Elsaß zu unterjochen und es mit Frankreich zu vereinigen. Mitten unter seinen Erfolgen raffte der Tod den Herzog plötzlich zu Neuenburg am Rheine, dahin (im Juli 1639). Man hielt allgemein dafür, er sei vergiftet worden. Frankreich allein genoß die Frucht der Siege des Herzogs; es bemächtigte sich nicht nur des Elsasses, sondern auch der Armee. Richelieu's Emissarien machten den Gemeinen und Oberen der Bernhard'schen Armee die vortheilhaftesten Anträge. Die ganze Armee nahm den französischen Sold an.

Der Cardinal starb im Alter von 58 Jahren (4. Dec. 1642). Kurz vor seinem Ende hatte es noch den Anschein gehabt, als würde dem Cardinal die höchste Gewalt entrissen werden. Der junge Heinrich Cinq-Mars, welcher von Richelieu selbst an den Hof Ludwig's XIII. gezogen worden war, hatte eine Verschwörung gegen ihn zu Stande gebracht, deren Zweige sich weit umher erstreckten. Der Herzog von Orleans war zu diesem Complotte übergetreten. Cinq-Mars hatte mit Spanien unterhandelt und einen Vertrag mit Olivarez geschlossen, nach welchem den Mißvergnügten eine Armee versprochen worden war. Der Zweck der Verschwörung war Richelieu's Tod. Glücklicherweise verschafften Richelieu's Spione ihm durch Geld eine Abschrift von dem mit den Spaniern geschlossenen Tractate. Er schickte sie dem Könige; dieser Schritt stürzte die Verschwornen. Es wurde sogleich der Befehl gegeben, die Schuldigen gefangen zu setzen. Cinq-Mars und sein Freund de Thou wurden beide zu Lyon enthauptet, der erstere, weil er mit Spanien den Vertrag geschlossen, der andere, weil er es gewußt und nicht entdeckt hatte. Gaston hatte, wie gewöhnlich, seinen Frieden durch Aufopferung seiner Freunde geschlossen. Der Cardinal überlebte diesen neuen Triumph nur drei Monate. Von Europa bewundert, von seinem Volke gefürchtet, von den Großen gehaßt, war sein Tod seinem Fürsten sehr gleichgültig, der sich nun für einen Augenblick wieder frei sah. Spanien und Oesterreich hofften, Schweden und das Deutsche Reich fürchteten, daß dieser Tod eine große Veränderung im Staate hervorbringen würde. Doch der sterbende Richelieu hatte dem Könige den

Cardinal Mazarin empfohlen, den er mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hatte, und dessen Gewandtheit das Werk vollenden sollte, das Richelieu's Kühnheit entworfen und begonnen hatte. Ludwig gehorchte seinem Minister noch nach seinem Tode, und es blieben dieselben Grundsätze, welche Frankreichs Politik in Ansehung des Auslandes leiteten. Auch der König folgte dem Richelieu bald im Grabe nach; er endigte seine trübe Laufbahn 1643 zu St. Germain-en-Laye im 42. Jahre seines Alters.

---

34. Elisabeth und Maria Stuart.

(Nach Leop. Ranke, englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Elisabeth's Thronbesteigung.

Elisabeth, die Tochter Anna Boleyn's, war während der Regierung ihrer Schwester, Maria Tudor, in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gekommen und deßhalb in den Tower gebracht worden. Die damals herrschende spanische Partei, welche sich ihrer wohl gerne für immer entledigt hätte, unterwarf sie einem peinlichen Verhör. Aber so eifrig man nach Beweisen gegen sie suchte, so fand man doch keine, und sie ohne eine offenkundige Verschuldung anzutasten, hätte man nicht wagen dürfen. Sie war einmal die Kraft der Ermächtigung des Parlaments festgesetzte Thronerbin; das Volk wollte die Aussicht auf die Zukunft, die sich an sie knüpfte, nicht aufgeben. Als sie in jener Gefahr in London erschien, von zahlreichem Gefolge umgeben, in offener Sänfte, mit einem Ausdruck, in welchem sich die hoffnungsreiche, lebensvolle Jugend mit dem Gefühl der Unschuld und der Bedrängniß mischte, bleich und stolz, beherrschte sie die Menge, die sich um sie schaarte, in unzweifelhafter Sympathie.

Doch war Elisabeth nicht allein die Fürstin der populären Opposition gegen die Politik ihrer Schwester; vom ersten Augenblicke an stieß sie noch auf eine andere Gegnerin, deren Anspruch die Verhältnisse ihres Lebens bestimmen sollte. Wenn einst Heinrich VIII., bei der Festsetzung seiner Succession, über die Rechte seiner nach Schottland vermählten Schwester, die jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart gekommen waren, mit Stillschweigen hinwegging, so kamen diese nach ihm bei der katholischen Partei im Lande um so lebhafter in Erinnerung. Denn mit der Verehrung, die man dem Papstthum widmete, ließ sich nun einmal die Anerkennung Elisabeth's, deren Dasein gleichsam ein Widerspruch gegen dieselbe war, nicht vereinbaren. Auch an einem politischen Grunde für die Bevorzugung Maria Stuart's fehlte es nicht. Wonach Heinrich VIII. und Somerset so eifrig gestrebt hatten, das wäre dadurch ohne Weiteres erreicht worden, die Verbin-

dung Englands und Schottlands. Für die Machtentwickelnng von England lag die unerläßliche Bedingung in der Verbindung der ganzen Insel. Entscheidend war es damals, daß Maria Stuart mit dem Dauphin von Frankreich vermählt war; sie würde England nicht allein mit Schottland, sondern zugleich mit Frankreich vereinigt und für immer unter den Einfluß dieses Landes gebracht haben. England wäre eine überseeische Provinz von Frankreich geworden und zunächst würde die französische Politik vollends die Oberhand gewonnen haben.

Wenige Stunden nach dem Tode Maria's wurden die Communen in das Oberhaus beschieden, um hier die Mittheilung zu empfangen, daß Maria gestorben sei und Gott ihnen eine andere Königin gegeben habe, Mylady Elisabeth. Einige Tage darauf hielt sie ihren Einzug in die Hauptstadt unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes, das ihre Thronbesteigung als seine Befreiung und Sicherheit begrüßte.

War diese aber ihrer Natur nach mit einem Gegensatz gegen Frankreich und Schottland verknüpft, so ward der Königin nun sofort die Frage vorgelegt, wie weit sie sich mit Spanien verbinden wolle. Philipp II. entschloß sich, so wie es der Anstand einigermaßen erlaubte, um ihre Hand zu werben, nicht eben aus persönlicher Zuneigung, sondern aus Politik und vielleicht aus Religion; er hoffte dadurch England bei dem spanischen Bündniß und dem Katholicismus festzuhalten. Und auch auf englischer Seite ließ sich Manches dafür sagen. Man bedurfte eines Bundesgenossen gegen Frankreich, schon um zu einem erträglichen Frieden zu kommen; man erblickte eine Gefahr darin, daß Philipp, von der Königin zurückgewiesen, sich vielleicht mit einer Prinzessin von Frankreich vermählen könne. Elisabeth erklärte, sie würde über den Antrag des Königs mit dem Parlament verhandeln müssen; aber er könne versichert sein, wenn sie sich je verheirathe, werde sie ihm keinen Andern vorziehen. Wohl betrachtet kündigte dieses Wort bereits ihren Entschluß an, sich nicht zu vermählen. Denn war nicht der Grund ihrer Legitimität die Ungültigkeit der Ehe ihres Vaters mit der Wittwe seines Bruders? Der Fall wäre sehr ähnlich gewesen, wenn sie sich mit dem Wittwer von ihrer Schwester vermählt hätte. Ueberdies hätte sie für diese Vermählung die Dispensation des Papstes bedurft — worauf Philipp bereits aufmerksam machte — sie, die in Folge der Nichtigkeits-Erklärung einer päpstlichen Dispensation geboren worden war und die Krone trug. Sie würde dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst gerathen sein, der sie im Laufe der Zeit hätte vernichten müssen. Es hat eine tiefe Wahrheit, wenn sie sagt, sie sei mit ihrem Volke vermählt; die Rücksicht auf dessen Interessen hielt sie von jeder anderweitigen Verbindung ab.

Entschloß sie sich aber, das engste Verhältniß mit Spanien aufzugeben, in welchem England bisher gestanden, so wurde es unerläßlich, den Frieden mit Frankreich zu schließen. Dies war unmöglich, wenn sie auf der Rückgabe von Calais bestand; sie beschloß zunächst, für eine Anzahl von Jahren darauf Verzicht zu leisten.

2. Durchführung der Reformation.

In der Opposition gegen Rom ursprünglich emporgekommen, trat das Parlament der Krone im Kampfe gegen das Papstthum zur Seite. Mit Freuden schloß es sich der neuen Fürstin an, deren Herkunft ihr eine Politik zur Nothwendigkeit machte, welche alle Besorgnisse vor einer Vereinbarung mit dem römischen Stuhle aufhob. Den Titel: „Oberstes Haupt der Kirche", lehnte Elisabeth ab, weil er den Widerwillen der Katholiken und auch bei manchem überzeugten Protestanten Anstoß erregte; aber dem Wesen nach war es doch nichts Anderes, wenn sie die „oberste Regierung in allen Angelegenheiten, kirchlichen so wohl wie weltlichen" ergriff. Die Acte der Uniformität ging durch, kraft deren das liturgische Buch, in der Form, welche durch eine neue Revision festgestellt werden würde, vom nächsten Johannisfest an allgemeine Geltung haben sollte. Die Revisions-Commission bestand aus Männern, die sich unter Maria durch die Flucht gerettet hatten oder durch das Dunkel der Zurückgezogenheit. Wie man unter Eduard VI. an die ursprünglichen Tendenzen unter Heinrich VIII. anknüpfte, so kehrten sie zu den Festsetzungen Eduard's zurück; doch erlaubten sie sich einige Abänderungen, hauptsächlich in der Absicht, das Buch auch den Katholiken annehmlich zu machen. Die vornehmste Abweichung betraf die Formel über das Abendmahl. Elisabeth und ihre Gelehrten kamen auf eine aus Ambrosius und Gregor zusammengesetzte Formel zurück, bei welcher die reale Gegenwart festgehalten wurde. Wie einst bei der augsburgischen Confession in Deutschland, so suchte man in England bei der letzten Redaction des Commonprayerbook dem überlieferten Lehrbegriff so nahe wie möglich zu bleiben. Als man daran ging, die von Cranmer entworfene Confession zu revidiren, die nach ein paar Jahren in der Form der 39 Artikel zum Gesetz erhoben wurde, strich man die zu der besondern Auffassung Zwingli's neigenden Stellen; dagegen fügte man einige neue Sätze hinzu, in denen das Recht der Obrigkeiten, und die Befugniß der einzelnen Reiche, die religiösen Gebräuche auf eigene Hand zu bestimmen, ausgesprochen wurde.

Eine anglicanische Kirche, — national geschieden, ohne den Zusammenhang mit den reformirten Kirchen des Continents aufzugeben, und reformirt, ohne jedoch die hergebrachten bischöflichen Formen fallen zu lassen, — war nun zu Stande gebracht. Auf die Antipathieen, welche dadurch in der katholischen Welt gegen Elisabeth entstehen mußten, vor allem auf die Beistimmung des römischen Stuhles rechnend, trug man in Frankreich kein Bedenken, die Rechte der Dauphine Maria Stuart auf den englischen Thron unumwunden anzuerkennen. Noch bedeutender wurde dieser Anspruch nach dem unerwarteten Tode Heinrich's II., als Franz II. den französischen Thron bestieg. Die Oheime der nunmehrigen Königin Maria, die Guisen, die in deren Sache ihre eigene Größe sahen, und sich auf das strengste an die Kirche hielten, bekamen die Leitung der französischen Macht in die Hand. Die Gefahr dieser

Feindseligkeit lag vor allem darin, daß die Franzosen bereits überwiegenden Einfluß auf die schottischen Angelegenheiten ausübten und in Kurzem des Landes mit dem Rechte der Königin vollkommen Meister zu werden hofften.

Da die Regentin, als sie nach Edinburg zurückgekehrt war, französische Hülfstruppen in dem Hafen von Leith aufnahm, um mit fremder Unterstützung die Reformation in Schottland zu unterdrücken, so glaubten die Lords, einer Fürstin, die doch nur Regentin sei und die Meinung der gebornen Räthe der Krone nicht beachte, den Gehorsam aufkündigen zu dürfen. Nachdem die ersten Unternehmungen der Lords gescheitert waren, wandten sie sich an ihre so eben mächtig emporkommende Nachbarin, die Königin Elisabeth von England. Trotz aller Antipathieen der Königin gegen die schottischen Kirchenreformen und deren Führer, Johann Knox, reichten, im Gegensatze zu Frankreich, das protestantische England und das protestantische Schottland sich die Hände. Bald konnten die Schotten, denen zur See und zu Lande englische Mannschaften zu Hülfe kamen, die aufgegebene Belagerung von Leith wieder aufnehmen. Inzwischen starb die Regentin und es erschienen Commissare ihrer Tochter Maria Stuart und Franz II. aus Frankreich, zur Unterhandlung eines Friedens, an ihrer Spitze der Bischof von Valence, ein wohlmeinender, auch in religiösen Dingen gemäßigter Mann, der, von der Unmöglichkeit, den Krieg mit Erfolg weiter zu führen, überzeugt, vor dem unbeugsamen Sinn des englischen Bevollmächtigten, William Cecil, Schritt für Schritt zurückwich. Er bot die Hand zu dem Vertrage von Edinburg, in welchem der Abzug der französischen Truppen aus Schottland und die Schleifung der Befestigungen von Leith stipulirt wurde. Der König und die Königin von Frankreich und von Schottland sollten Wappen und Titel von England und Irland nicht mehr führen. Für Schottland ward eine einstweilige Regierung auf den Grund ständischer Wahlen eingerichtet; man bestimmte, daß auch in Zukunft Königin und König nur mit Beirath der Stände über Krieg und Frieden entscheiden könnten. Das protestantische Bekenntniß ward fast ohne Widerspruch genehmigt, die bischöfliche Jurisdiction nach dem Sinne der verbündeten Lords für abgeschafft erklärt, die Feier der Messe nicht allein verboten, sondern nach dem Muster von Genf unter den härtesten Strafen verpönt.

3. Verhältniß der beiden Königinnen.

Man meinte wohl, etwas Großes erreicht, eine feste Grundlage gesicherter Verhältnisse für alle Zukunft geschaffen zu haben; auf der Stelle zeigte sich, daß das nicht der Fall war. Franz II. und seine Gemahlin schienen vergessen zu haben, daß sie in der Instruction an ihre Gesandten bei ihrem königlichen Wort versprochen hatten, das zu genehmigen, was diese festsetzen würden: sie weigerten sich, den Vertrag von Edinburg zu ratificiren. Denn eigentlich mit ihren Rebellen habe ihn die Königin von England geschlossen, von denen hauptsächlich sei er

unterzeichnet. Auch nach dem unerwartet frühen Tode ihres Gemahls (Ende 1559) wollte Maria sich nicht dazu verstehen, den Vertrag von Edinburg anzuerkennen. In Folge dieser Weigerung schlug Elisabeth das Gesuch Maria's ab, ihre Heimkehr über England nehmen zu können. Maria sah darin eine Beleidigung. Ich bin, sagte sie, einst wider den Willen ihres Bruders nach Frankreich gebracht worden; so will ich wider ihren Willen nach Schottland zurückkommen. Sie hat sich mit meinen rebellischen Unterthanen in Verbindung gesetzt; aber auch in England gibt es Mißvergnügte, die einem Antrag von meiner Seite mit Vergnügen Gehör geben werden; ich bin so gut Königin wie sie, ich habe so viel herzhaften Muth wie sie, und so viele Freunde in der Welt wie sie.

Nicht mit Hülfe Elisabeth's, aber auch nicht von ihr gehindert, langte sie im August 1561 in Holyrood an. Ihr Bruder Jakob Moray bewirkte, obgleich nicht ohne großen Widerstand, daß ihr die Feier der Messe gestattet wurde. Er selbst bekam die Summe der Geschäfte in die Hände; die Protestanten behielten das Uebergewicht im Lande und im königlichen Rath. Königin Maria bestätigte auch jetzt weder den Vertrag von Edinburg, noch die darauf gegründeten Parlaments-Beschlüsse; sie nahm fürs Erste nur ihren Thron in Besitz; ihre dynastischen Rechte behielt sie sich vor.

Ein Anblick ohne Gleichen: diese beiden Königinnen in Albion, beides stolze und wunderbare Geschöpfe der Natur und der Umstände.

Sie waren beide von hoher Geistesbildung. Von Maria hat man französische Gedichte, von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Literatur selten wurden. Auch von Elisabeth hat man einige versificirte Zeilen, nicht gerade von poetischem Schwung, noch von sehr harmonischem Ausdruck, aber voll hoher Gedanken und Entschlüsse. Sie war der gelehrten Sprachen kundig, hatte die alten Classiker studirt und eines und das andere übersetzt. Sie glänzte durch eine Verbindung von Hoheit und Herablassung, die ihr zuweilen eine persönliche Huldigung erweckte, nach der sie in tiefster Seele Verlangen trug. Sie spielte mit diesen Gefühlen; Maria machte Ernst damit. Maria besaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltsame, wenn auch nicht nachhaltige Leidenschaft erweckt. Mit gleichem Eifer arbeiteten beide Königinnen in ihrem geheimen Rath; die Entschlüsse, welche gefaßt werden, sind immer die ihren. Elisabeth gibt mehr der Weisheit erprobter Rathgeber nach, wiewohl auch diese ihrer Gnade keinen Augenblick sicher sind und einen schweren Stand bei ihr haben. Maria wird fast immer von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrscht, der ihren Wünschen entgegenkommt.

Für den Augenblick hatte Maria, wie berührt, den Titel von England aufgegeben, aber all ihre Gedanken waren darauf gerichtet, ihr dereinstiges Erbrecht auf dieses Reich zur Anerkennung zu bringen. Nun gab es aber für sie zwei Wege, zu ihrem Zweck zu gelangen.

Entweder konnte sie ihr Anrecht auf den englischen Thron durch eine Abkunft mit der Besitzerin desselben anerkennen lassen, was so unerreichbar nicht schien, da Elisabeth unvermählt war, worin dann für England eine gültige Bestimmung gelegen hätte; oder sie konnte mit einer benachbarten großen Macht eine dynastische Verbindung eingehen, um durch deren Streitkräfte einmal zur Durchführung ihrer Rechte in Stand gesetzt zu werden. In dieser letzten Absicht ist mehrere Jahre hindurch über eine Vermählung mit dem Sohne des Königs von Spanien, Don Carlos, unterhandelt worden. König Philipp, der den Ehrgeiz desselben nicht nähren wollte, gab endlich den Plan wieder auf, und empfahl, statt seines Sohnes, seinen Neffen, den Erzherzog Karl von Oesterreich. Den Erzherzog hat sie deßhalb abgelehnt, weil seine Besitzthümer zur Erreichung ihrer Absichten zu geringfügig und zu entfernt seien, als daß er ihr Hülfe leisten könne. Damals stellte sich ihr ein anderer Bewerber um ihre Hand dar, der ihr zwar keinen Zuwachs an Macht, aber eine Verstärkung ihrer Rechte zubrachte, die ihr sehr wünschenswerth erschien. Es war der junge Henry Lord Darnley, durch seine Mutter ebenfalls ein Nachkomme der nach Schottland vermählten Tochter Heinrich's VII., durch seinen Vater Matthew Graf Lennox, der Familie der Stuart's angehörig. Darnley war ein junger Mann, welcher durch seine schöne Körperbildung auffiel, er machte auf die Königin gleich bei seiner ersten Erscheinung vielen Eindruck. Im Juli 1565 ward die Vermählung vollzogen und Heinrich Darnley zum König ausgerufen; die Herolde nannten, wenn sie königliche Proclamationen verkündigten, seinen Namen zuerst. Er hatte sich bisher wenigstens öffentlich zum protestantischen Bekenntniß gehalten, nach kurzem Schwanken aber bekannte er sich zum Katholicismus und zog durch sein Beispiel eine Anzahl von Lords mit sich fort. Das katholische Interesse bekam dadurch am Hofe ein entschiedenes Uebergewicht.

In Maria's Umgebung befand sich damals ein Italiener, David Riccio, der als Secretär den Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland begleitet hatte. Da er musicalische Fertigkeiten besaß und gerade eine Stimme ausfüllte, die in der Hauscapelle der Königin vermißt wurde, so bat sie den Gesandten, ihn in ihre Dienste treten zu lassen. Ein blühender, schöner Mann war Riccio nicht; obwohl noch jung, machte er doch den Eindruck vorgerückter Jahre; er hatte etwas Mürrisches, Abstoßendes; aber er zeigte sich unendlich brauchbar und dienstfertig und gewann von Tag zu Tag größeren Einfluß. Er bekam die unberechenbare Wirksamkeit eines vertrauten Cabinets-Secretärs; er sah die Fürstin, die an seiner Gesellschaft Wohlgefallen fand, so oft er wollte, und speiste an ihrer Tafel. Darnley, der nicht allein König heißen, sondern es sein wollte, verlangte die förmliche Uebertragung der matrimonialen Krone, die ihm selbständige Rechte gegeben hätte, durch das Parlament. Die Königin ihrerseits wollte die höchste Gewalt ungeschmälert in ihrer Hand behalten, und wohl mag Riccio sie darin bestärkt haben, da sein eigenes Ansehen darauf beruhte.

Darnley schrieb den Widerstand, den er bei seiner Gemahlin fand, nicht so sehr ihrem eigenen Entschlusse zu, als dem Fremdling von niedriger Herkunft, gegen den er nun einen heftigen Haß faßte.

In den engen und trüben Räumen von Holyroodhouse findet sich ein kleines Gemach, wohin sich die Königin zurückzog, wenn sie allein sein wollte. Hier saß Maria am 9. März 1566, mit ihrer natürlichen Schwester, Gräfin von Argyle, ihrem natürlichen Bruder, der die Wache im Palast befehligte, und einigen andern Mitgliedern ihres Haushalts, unter denen auch Riccio war, beim Abendessen, als der König, den man etwas früher erwartet hatte, erschien und bei seiner Gemahlin vertraulich Platz nahm. In diesem Augenblick aber traten noch Andere ein, die man nicht erwartete. Es waren Lord Ruthven, der es übernommen hatte, die Rache des Königs und des Landes an Riccio zu vollstrecken, mit einigen Gefährten. Unter seinem pelzverbrämten Ueberkleid sah man Waffen und Panzer; erschrocken fragte die Königin, was ihn in dieser ungewohnten Stunde herführe. Er ließ sie nicht lange in Zweifel. „Ich sehe hier einen Menschen", sagte Ruthven, „der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Dienstboten, wie dieser, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen", und schickte sich an, Hand an ihn zu legen. Riccio nahm seine Zuflucht in ihre Nähe, aber über ihre Schulter hinweg verwundete man Riccio und schleppte ihn fort. Auf der Flur und an der Treppe ist er mehr als fünfzig Wunden erlegen; man will den eigenen Dolch des Königs an dem Leibe des Ermordeten gesehen haben. Die Königin hatte erst nach der Hand den Antheil, den ihr Gemahl an der Ermordung Riccio's genommen, in Erfahrung gebracht; wie hätte sie jemals wieder Herz zu ihm fassen können? Weit blieb er davon entfernt, die matrimoniale Krone oder auch nur wirklichen Einfluß zu erlangen; er sah sich von den Geschäften mehr als je ausgeschlossen und verachtet. Bei der Taufe seines Kindes in Stirling mochte er, der Vater, nicht erscheinen, obgleich er im Palast war; er fürchtete, eine offenbare Mißachtung zu erfahren. Sein Zustand erfüllte ihn mit Beschämung; oft dachte er daran, das Reich zu verlassen und traf Vorbereitungen dazu. Die Königin ihrerseits hat zuweilen den Wunsch zu erkennen gegeben, eines solchen Gemahls wieder entledigt zu werden. Ihre Ehe mit ihm auflösen zu lassen, konnte sie jedoch nicht wohl denken, da es nur durch eine Nichtigkeits-Erklärung geschehen konnte, durch welche dann der Knabe, dessen sie eben genesen war, auf den ihre vereinten Rechte erben sollten, zugleich für illegitim erklärt worden wäre. Darnley und sein Vater Lennox sollen einen Plan gefaßt haben, um, der Königin zum Trotz, im Namen ihres so eben gebornen Sohnes die Regierung zu ergreifen.

So bereitete sich Alles zu einer neuen Katastrophe vor, als ein persönliches Verhältniß hinzutrat, welches sie hervorrief. Unter den Magnaten von Schottland that sich James Hepburn, Earl von Bothwell, durch eine stattliche, jugendkräftige Gestalt, kühnen Mannesmuth, der

sich in tausendfältigen Abenteuern bewährt hatte, und entschiedene Gesinnung besonders hervor. Obgleich Protestant, hatte er sich der Regentin ohne Wanken angeschlossen, und der Königin schon, da sie noch in Frankreich war, seine Hülfe zugesichert. Maria, die nichts höher schätzte, als persönliche Tapferkeit, hatte ihm oft ihre Bewunderung ausgedrückt; aber noch mehr als dies; man kann nicht zweifeln, daß sie sich in ein leidenschaftliches Verhältniß zu ihm fortreißen ließ. Es scheint nicht, als ob die Zuneigung Maria's zu Bothwell von ihm in derselben Weise erwiedert worden sei; in allen ihren Briefen und Gedichten bekämpft sie zugleich eine Nebenbuhlerin, welche in seinem Herzen den Vorzug zu haben scheint. Es war die eigene Gemahlin Bothwell's, mit der er sich erst vor Kurzem vermählt hatte. Ihm lag nur in so fern etwas an der Liebe der Königin und an dem Besitz ihrer Person, als derselbe ihm Theilnahme an ihrer Macht gewähren und die höchste Gewalt in Schottland verschaffen konnte. Dazu aber war noch etwas Anderes nothwendig; der König mußte aus dem Wege geräumt werden. Wie einst Darnley mit den politischen Gegnern Riccio's sich zum Attentat von Holyrood vereinigte, so verband sich nunmehr Bothwell mit den Feinden Darnley's, welche diese Absicht schon gefaßt hatten, zu dessen Ermordung.

Aber, wird man sagen, war nicht die Königin selbst mit in dem Einverständniß? Hat sie nicht ihren Gemahl, der in Glasgow erkrankt war, absichtlich von dort nach Edinburg zurückgeführt, und ihm da eine einsame Wohnung nicht weit vom Palast gegeben, unter dem Vorwand, daß die reinere Luft zu seiner Genesung beitragen werde, in der That aber, um ihn desto sicherer dem Verderben zu überliefern? So hat man von jeher meistens angenommen: selbst ihre Anhänger, die eifrigsten Katholiken haben sich damals geneigt gefunden, an eine wenigstens connivirende Theilnahme der Königin zu glauben. Indessen gab es noch eine andere Auffassung in jener Zeit, nach welcher das bessere Verhältniß, welches zwischen Gemahl und Gemahlin wieder eintrat, keineswegs erheuchelt, sondern ihre völlige Aussöhnung und Wiedervereinigung zu erwarten gewesen wäre: in der Königin hätte die zurückkehrende Neigung zu ihrem Gemahl mit der Leidenschaft für Bothwell gekämpft; dieser wäre durch die Besorgniß, daß ihm seine Beute und der Preis seines Ehrgeizes entgehen möchte, angetrieben worden, die Ausführung seiner Absicht zu beschleunigen. In jenem Hause ließ er unter dem Zimmer, in welchem Darnley schlief, Pulver anhäufen, um ihn in die Luft zu sprengen; von dem Getöse bei der Eröffnung der Thüre erschreckt, sprang der junge Fürst aus dem Bette; indem er sich retten wollte, ward er sammt dem Pagen, der bei ihm war, erdrosselt; indeß war das Pulver angegangen und das Haus zertrümmert worden.

So war das Entsetzliche geschehen und bald verbreitete sich zu Jedermanns Erstaunen und Grauen das Gerücht, die Königin werde sich mit dem Manne verbinden, dem man den Mord ihres Gemahls zu-

schrieb. Man ist vor ihr auf die Kniee gefallen, um ihr den Schimpf, den sie dadurch über sich hereinziehen, und selbst die Gefahr, in die sie ihr Kind bringen würde, vorzustellen. Man hat ihr Briefe aus England gezeigt, in denen ihr der Verlust aller ihrer Aussichten auf den englischen Thron angekündigt wurde, wenn sie diesen Schritt thue. Allein schon war sie ihrer selbst nicht mehr Meisterin. Bothwell setzte bei den Lords, welche ihn fürchteten, seine Freisprechung von der Theilnahme an dem Morde des Königs und sogar die Beistimmung zu der Vermählung mit der Königin durch. Ein erzbischöfliches Ehegericht fand in der verwandtschaftlichen Beziehung zwischen Bothwell und seiner Gemahlin einen Anlaß, seine bisherige Ehe aufzulösen. Bothwell wurde zum Herzog von Orkney ernannt; er begann die königliche Gewalt in seinem Sinne auszuüben; seine Freunde, auch die Theilnehmer am Morde wurden befördert.

Wie wäre aber zu erwarten gewesen, daß die Lords eine Macht, die sie in Darnley's Händen nicht hatten dulden wollen, in den viel gefährlicheren Bothwell's ertragen hätten? Unter einer Fahne, auf welcher der ermordete König und sein Kind, das letzte um Schutz flehend, abgebildet waren, rückte ein stattlicher Heerhaufen gegen die Schlösser heran, wo die Neuvermählten sich aufhielten. Bothwell meinte mit dem Aufgebot, das sich auf das Wort der Königin um ihn her schaarte, sie zu Paaren zu treiben. Aber in dem entscheidenden Augenblick ergriff die Stimmung des Landes auch seine eigenen Leute; statt schlagen zu können, mußte er flüchtig werden. Er hat als Seeräuber in den nordischen Meeren leben müssen, denn im Lande war seines Bleibens nicht mehr. Die Königin gerieth in die Gewalt der Lords, die sie nach dem festen Schloß, das sich die Douglas in Mitte eines Binnensee's erbaut hatten, Lochleven, brachten und als Gefangene festhielten.

Ihre Bahn war ihnen mit Bestimmtheit vorgezeichnet. Vor allem ward Königin Maria dahin gebracht, zu Gunsten ihres Sohnes auf die schottische Krone Verzicht zu leisten und für die Zeit der Minderjährigkeit desselben ihren Bruder Moray zum Regenten zu ernennen. Unverweilt wurde hierauf die Ceremonie der Salbung und Krönung an dem Kinde vollzogen. Als hierauf Moray, der sich selbst nach Frankreich verbannt hatte, zurückkehrte, konnte er die Regierung wieder in dem Sinne führen, wie früherhin, nur mit noch größerer Selbständigkeit.

Doch war Maria noch nicht gemeint, sich dem zu unterwerfen. Hauptsächlich wieder durch ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem jungen Georg Douglas anknüpfte, der sich Hoffnung auf ihre Hand machte, gelang es ihr, aus dem Schloß über den See zu entkommen, keck und verwegen, wie sie allezeit war. In dem Lande gab es Viele, die so hoch über dem Bastard Earl von Moray zu stehen meinten, daß sie es für einen Schimpf hielten, ihm zu gehorchen: diese alle sammelten sich um sie; und wie sie denn am ersten Tage nach ihrer Flucht ihre Abdankung widerrief, so verbanden sie sich, sie wieder auf

den Thron zu setzen. Zugleich war die Herstellung der katholischen Kirche im Plane. Ein ansehnliches Heer ward zu diesem Zweck ins Feld gebracht. Aber Moray und die Seinen waren doch die stärkeren, ihre Kriegsvölker waren die geübtesten. Die Königin, welche auf einer nahen Anhöhe bei Langsyde dem Zusammentreffen der beiderseitigen Streitkräfte zusah, mußte erleben, daß die Ihren, ohne dem Feinde Schaden zugefügt zu haben — Moray soll nur einen Mann verloren haben — aus einander getrieben wurden. Moray selbst verhinderte das Niedermachen der Flüchtigen. Noch immer schien ihre Sache nicht ganz verloren, denn noch waren nicht alle ihre Freunde im Felde erschienen; noch gab es feste Plätze, wohin sie sich zurückziehen konnte. Allein nicht auf bloße Vertheidigung, sondern auf Vernichtung ihrer Gegner war ihr Sinn gerichtet. Daher faßte sie den Gedanken, sich von der Königin von England Hülfe zu holen. Denn in den stärksten Ausdrücken hatte diese den schottischen Baronen ihr Mißfallen zu erkennen gegeben und ihnen gedroht, die Rechte der verletzten fürstlichen Würde an ihnen zu rächen. Sie hatte einst an Maria selbst einen Edelstein als Pfand ihrer Freundschaft geschickt. Maria ward von ihrer Umgebung gewarnt, auf diese Versicherungen nicht zu fest zu trauen. Aber sie pflegte nun einmal ihre Entschlüsse in leidenschaftlicher Aufwallung zu fassen und war dann von ihren Meinungen nicht abzubringen. Durch Haiden und Wälder, über Stock und Stein, ohne einen weiblichen Dienstboten, ohne ein anderes Mahl zu finden, als das schottische Haferbrod, Tag und Nacht setzte sie ihren Weg nach der Küste fort, von wo sie sich auf einem kleinen Boote nach Carlisle begab. Ihre Seele dürstete danach, die Rebellen zu unterwerfen; ihre feste Zuversicht war, die Königin Elisabeth in den Kampf gegen dieselben fortzureißen; sie kam nicht, eine Zuflucht zu suchen, sondern um Mannschaften und Hülfeleistung zu gewinnen.

Elisabeth mißbilligte die Handlungen der schottischen Magnaten gegen ihre legitime Königin; aber in den großen Gegensätzen der Welt waren sie ihre Verbündeten. Maria dagegen gehörte dem System des Denkens an, mit welchem sie und ihre Minister gebrochen hatten. Was sie auch früher versprochen haben mochte, so meinte sie unter ganz veränderten Umständen nicht daran gebunden zu sein. Hätte sie Maria wieder herstellen wollen, so würde sie die Insel allen den Einflüssen eröffnet haben, denen sie dieselbe verschließen wollte. Und auch nach Frankreich wollte sie Maria nicht ziehen lassen, denn so lange sich diese Fürstin früher daselbst aufgehalten, habe England keinen ruhigen Tag gehabt. So verhinderte die Politik nicht allein, daß ihr Hülfe geleistet wurde, sondern ließ auch rathsam erscheinen, sie in England zurückzuhalten. Von der Bühne der Welt verschwand Maria damit nicht; sie bekam vielmehr durch ihre Anwesenheit in England, wo ihr die Einen ein unmittelbares Recht auf den Thron, die Andern ein solches wenigstens an der Nachfolge zuschrieben, eine überaus bedeutende Stellung; nicht allein Unbequemlichkeiten, sondern sehr ernstliche Ge-

fahren sind daraus für die englische Regierung hervorgegangen. Papst Pius V., der in Elisabeth die Beschirmerin aller Feinde des Katholicismus sah, ließ die lange vorbereitete und bisher zurückgehaltene Excommunications-Bulle gegen sie ergehen. Er erklärte Elisabeth des Reiches, dessen Königin zu sein sie behauptete, verlustig und entband ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides. Unter den Einflüssen spanischer oder italienischer Parteigänger traten immer neue Versuche eines Umsturzes der Regierung hervor. So ließ sich namentlich der Herzog Thomas von Norfolk, der vornehmste unter den Magnaten des Reiches, der unter dem Adel einen großen Einfluß hatte, von einem italienischen Wechsler, Ridolfi, zu dem Plane überreden, die Königin Elisabeth auf einem ihrer Landhäuser aufheben und die katholische Religion in England herstellen zu wollen. Er büßte seine Absicht auf dem Schaffot, und die Königin Maria, welche er heirathen sollte, erlitt eine neue Beschränkung ihrer Freiheit.

Da die Verschwörer mit Spanien in Unterhandlungen gestanden hatten, so trug Elisabeth nun auch kein Bedenken, mit den von der spanischen Herrschaft abgefallenen Niederländern in Verbindung zu treten. Doch erst als die westlichen und südlichen Niederlande von Philipp II. wieder unterworfen waren und die fortschreitende Wiedereroberung des Prinzen Alexander Farnese von Parma (des Neffen Philipp's II.) auch die nördlichen und östlichen Provinzen erreichte, ließ sie sich von ihrem ersten Minister, William Cecil, und von Lord Burleigh, Großschatzmeister des Reiches, bewegen, zum offenen Kriege zu schreiten. Die Oberherrschaft, welche die Niederländer ihr anboten, lehnte sie ab, aber mit der Führung des Krieges gegen die Spanier in den Niederlanden betraute sie, zum Zeichen, wie voller Ernst es ihr damit sei, den Grafen Dudley-Leicester, der zu den vertrautesten Theilnehmern ihrer Politik gehörte. Im December 1585 langte Leicester in Vliessingen an; am 1. Januar 1586 erschien Franz Drake vor St. Domingo und nahm es in Besitz. Der Krieg war zu Lande und zur See ausgebrochen.

Inzwischen dauerten im Innern die Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben fort. Ein nach Frankreich ausgewanderter Engländer, Sir Thomas Babington, der mit Mendoza, dem spanischen Gesandten am französischen Hofe, und mit Maria Stuart in Verbindung stand, ließ sich zu dem Plane bewegen, Elisabeth zu ermorden, und wenn die spanischen Heere gelandet wären, Maria aus dem Gefängnisse auf ihren Thron zu führen. Diese befand sich damals unter der Obhut eines strengen Puritaners, des Sir Amyas Paulet, von welchem sie geklagt hat, daß sie von ihm wie eine Criminal-Gefangene behandelt werde, und nicht wie eine Königin. Sie faßte vermeintlich im tiefsten Geheimniß Briefe voll weitaussehender und gefährlicher Anschläge ab, und ließ sie sorgfältig in Chiffern umschreiben; sie zweifelte nicht daran, daß sie auf verborgenem Wege sicher an ihre Freunde gelangen würden; aber die Anstalten waren so getroffen, daß jedes Wort, das sie schrieb,

dem Manne vorgelegt ward, dessen Amt es war, den Verschwörungen nachzuspüren: dem Staats-Secretär Walsingham. Dieser befand sich bereits im Besitz aller Fäden der Verschwörung; als nun ein Brief an Babington in seinen Händen war, worin sie ihn in seinem Vorhaben, eine Erhebung der Katholiken in den verschiedenen Grafschaften hervorzurufen, und zwar eine bewaffnete, bestärkt, ihm die Mittel angibt, sich selbst zu befreien, da zögerte er nicht länger, die Schuldigen einziehen zu lassen; sie bekannten, wurden verurtheilt und hingerichtet. Dem geheimen Rathe konnte alsdann die Frage vorgelegt werden, ob man die Königin nun vor Gericht stellen und ihre Verurtheilung in aller Form herbeiführen sollte. Man hatte ein Gesetz gegeben, das auf diesen Fall berechnet war. Die in der Acte des Parlaments vorgesehene Commission ward ernannt; sie bestand aus den vornehmsten Staatsmännern und Rechtsgelehrten des Landes. In Fortheringhay, wohin auch die Gefangene gebracht worden war, dem altväterisch prächtigen Sitze der Prinzen des Hauses York, in welchem viele von ihnen beerdigt waren, traten sie am 14. October 1586 zusammen. Maria ließ sich durch die Betrachtung, daß man sie für schuldig halten werde, wenn sie nicht Rede und Antwort gebe, hierzu bewegen: jedoch unter dem Vorbehalt, daß sie dabei nichts von dem Rechte einer freien Fürstin aufgebe. Das Meiste von dem, was ihr zum Vorwurf gemacht wurde, gestand sie nach und nach zu, nur Eines nicht, Einwilligung in ein persönliches Attentat auf Elisabeth. Der Gerichtshof urtheilte, daß das in der Sache nichts ändere. Denn die Rebellion, welche Maria begünstigt zu haben eingestand, lasse sich nicht denken, ohne die Königin von England wie in ihrer Regierung, so an ihrem Leben zu gefährden. Der Hof erkannte, daß Maria die Schuld auf sich geladen habe, auf welche in dem parlamentarischen Statut die Todesstrafe gesetzt war. Man kann hierin nicht ein regelmäßiges Criminal-Verfahren sehen; es war der Ausspruch einer Commission, daß der Fall eingetreten sei, in welchem das von dem Parlamente gegebene Statut seine Anwendung finde. Das Parlament selbst, das so eben einberufen worden, ließ sich die Verhandlungen der Commission vortragen und billigte ihren Spruch. Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende gebracht. Königin Elisabeth zögerte, das Urtheil zu vollziehen. Von mehr als einer Seite her ward sie erinnert, daß sie durch Ausführung des Spruches das göttliche Recht des Fürstenthums verletzen würde; denn in diesem liege, daß der Fürst nicht von Unterthanen gerichtet und angetastet werden dürfe. In dem geheimen Rath hatten Einige die Meinung geäußert, da Maria nicht als Urheberin, sondern nur als Mitwissende der letzten Complotte angesehen werden könne, so würde strengere Haft eine genügende Strafe für sie sein. Sie stellte den Deputirten des Parlaments hauptsächlich vor, wie schwer es ihr werde, nachdem sie so viele Rebellionen verziehen, so viele Verräthereien mit Stillschweigen übergangen habe, eine Fürstin bestrafen zu lassen, die ihre nächste Blutsverwandte sei; sie bat, ihr ein anderes

Mittel anzugeben; das Parlament blieb dabei, daß es keine andere Auskunft gebe; es erörterte in ausführlichen Vorstellungen, die eigene Sicherheit der Königin, die Erhaltung der Religion und des Staates mache die Hinrichtung unbedingt nothwendig.

Diese Bemerkung des Parlaments gewann endlich auch bei ihr die Oberhand. Aber damit war nicht gesagt, daß ihre widerstrebenden Gefühle zu vollem Schweigen gebracht worden wären. Elisabeth ward in ihren Träumen von dem Bilde der Hinrichtung verfolgt. Sie gerieth wohl einmal auf den Gedanken, daß ihr irgend eine dienstfertige Hand die letzte Autorisirung ersparen möge durch eine geheime Vollziehung des Richterspruchs. Dem Secretär Davison hatte sie, als sie den Befehl unterschrieb, den Auftrag gegeben, ihn mit dem großen Siegel versehen zu lassen. Ihr Gedanke scheint gewesen zu sein, daß nach Vollziehung aller Formen ihr um so leichter der Dienst einer geheimen Hinrichtung geleistet, oder daß in dem dringenden Augenblick diese alsdann sofort vollzogen werden könne; doch meinte sie die Sache noch in ihrer Hand zu behalten; denn das Herkommen war, vor dem letzten Schritt noch einmal bei ihr anzufragen. Das hielt nun aber Davison, der ihr Schwanken bemerkte, in diesem Augenblicke nicht für rathsam. Er setzte Lord Burleigh von der Sache in Kenntniß, dieser fragte bei den übrigen Mitgliedern des geheimen Rathes an; sie nahmen es auf sich, den Hinrichtungsbefehl nunmehr, unterzeichnet und gesiegelt wie er war, ohne weitere Zögerung nach Fortheringhai abgehen zu lassen. Am 8. Februar 1587 ward er dort in der Halle, wo die Gerichts-Sitzungen gehalten worden, an Maria vollstreckt. Der peinlichen Unruhe Elisabeth's gegenüber, welche das nicht thun wollte, was sie für nothwendig hielt, und was sie gethan hatte, doch nicht gethan haben wollte, macht die Seelenruhe, in welcher Maria das nun einmal entschiedene Schicksal über sich ergehen ließ, einen großartigen Eindruck. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwickelungen geführt, die mit ihrer unglückseligen Vermählung verbunden waren, und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat ihr das eigene Land, er hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Schaffot brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

Es ist unläugbar, Elisabeth ist von der Nachricht hiervon überrascht worden; man hörte sie seufzen, gleich als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen. Davison mußte seine Eigenmächtigkeit in langer Verhaftung büßen; kaum erlangte der unentbehrliche Burleigh Verzeihung. In der Stadt dagegen läutete man die Glocken und zündete Freudenfeuer an. Denn wie es der Gerichtshof ausgesprochen, so war die allgemeine populäre Ueberzeugung, daß Maria das Reich an die Spanier zu bringen gesucht habe.

35. Die unüberwindliche Flotte.

(Nach N. G. v. Kampen, Geschichte der Niederlande, und Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.)

Schon seit der Eroberung Portugals (1580) hatte Philipp II., dessen Seemacht dabei wenigstens verdoppelt wurde, an eine Rüstung gegen England, damals das Hauptbollwerk des Protestantismus, gedacht. Im Jahre 1582 erschien eine Denkschrift über Spaniens große Kriegsmacht und über die Frage, ob sie nicht zur Demüthigung Englands benutzt werden solle. Sie wurde bejahend beantwortet, theils wegen der größeren Leichtigkeit, England als die mit Festungen besäeten Niederlande zu bezwingen, theils wegen der richtigen Politik, dem Feinde seinen immerwährenden Rückhalt zu entziehen. Der Herzog von Alba, der Portugal für Philipp erobert hatte, bot sich zum Befehlshaber an; doch er starb schon im nämlichen Jahre. Einen triftigen Vorwand zum Kriege gaben dem Könige die Unternehmungen der englischen Freibeuter Franz Drake und Cavendish, von denen der erstere nicht nur die Verbindung zwischen den wichtigsten Puncten an den spanischen und niederländischen Küsten störte, sondern auch die Besitzungen der Spanier in Westindien angriff und im April 1587 in den Hafen von Cadix eindrang, wo er eine Anzahl Kauffahrteischiffe in den Grund bohrte oder verbrannte. Dazu kam noch die den Niederländern von England geleistete Hülfe, die Uebernahme der Statthalterschaft von Leicester und der Tod der Maria Stuart. In Frankreich hatte Philipp an der heiligen Ligue eine mächtige Bundesgenossin gewonnen, die ihm zu der Unternehmung sehr behülflich sein konnte. In Flandern waren die wichtigen Häfen von Dünkirchen, von Antwerpen und zuletzt auch von Sluis in seiner Gewalt, von wo aus man der Flotte großen Vorschub thun konnte. Papst Sixtus V. schloß 1587 mit Philipp II. einen Bund, wobei England der spanischen Krone als ein römisches Lehen aufgetragen wurde. Mit den Vorbereitungen verflossen indeß drei Jahre; erst mit dem Frühlinge 1588 wurde die Mannschaft, zusammen 20,000 Mann auserlesener Truppen und 10,000 Seeleute, auf 90 größeren und 40 kleineren Kriegsschiffen eingeschifft; die Flotte führte 2600 Stück Geschütz und Lebensmittel für sechs Monate.

Zugleich wurden in den spanischen Niederlanden die wichtigsten Vorbereitungen gemacht. Parma sollte sich mit auserlesenen, in den niederländischen Feldzügen erprobten Kriegern als Kern des Heeres in den Häfen von Newport und Dünkirchen einschiffen (denn Ostende war noch in den Händen der Insurgenten) und sich mit der Flotte vereinigen, um in England zu landen. Das ganze Heer, wozu man Soldaten aus Spanien, Italien, Deutschland und der Freigrafschaft Burgund geworben hatte, betrug 40,000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter. Parma's Vorschlag, sich zuerst eines Hafens in Seeland oder in Holland zu bemächtigen, damit man einen Zufluchtsort bei Unfällen hätte, ward nicht beachtet.

Denn der König, durch den Tod der Maria Stuart auf's höchste ergrimmt, wollte von keinem Aufschub wissen, und der Zustand Frankreichs, wo die Ligue jetzt in offenem Aufstande gegen Heinrich III. begriffen war, schien ihm auch von dieser Seite einen ungestörten Einfall in das Reich der verhaßten Feindin zu verbürgen.

Elisabeth erkannte die Größe der sie und England bedrohenden Gefahr. In kühnen Heldenliedern sprach sie ihr Gefühl und den Vorsatz aus, lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als Schmach zu erleiden; sie ließ in einer Schrift ihr Volk umständlich belehren, daß Philipp's Plan dahin gehe, England in niedrige Sclaverei zu stürzen, und Katholiken wie Protestanten beschlossen hierauf gleichmäßig, für die Freiheit ihres Vaterlandes Alles zu wagen. So wie die Hoffnung der Spanier auf Parteiungen unter den Engländern fehlschlug, so auch die auf französischen und schottischen Beistand. Heinrich III. war eifersüchtig auf die spanische Macht, lehnte unter allerhand Vorwänden jede Mitwirkung ab und konnte sich in der That der einheimischen Feinde nicht erwehren. Jakob VI. zürnte zwar Anfangs sehr über die Hinrichtung seiner Mutter, allein es fehlte ihm an Macht, Krieg zu erheben, und die Schotten theilten keineswegs seinen Schmerz.

In England betrieb man die Rüstungen mit größter Umsicht und Thätigkeit. Rath und Bürgerschaft von London erklärten sich bereit, an Schiffen und Mannschaft das Doppelte dessen zu stellen, was man ihnen zugemuthet hatte; und dieselbe Begeisterung ergriff alle Einwohner des ganzen Reiches. Ehe man es für möglich hielt, waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen ausgerüstet; Lord Howard, John Hawkins, Forbisher und Franz Drake, Männer, durch Muth, Sachkenntniß und Thätigkeit gleich ausgezeichnet, verdienten und erhielten den Oberbefehl. An allen Küsten wurden Vorkehrungen für den Fall einer Landung getroffen und gemessene Befehle ertheilt, wie man die Wege verderben, Lebensmittel hinwegbringen, Mannschaft in allen inneren Gegenden sammeln und bereit halten solle, nach jeder Richtung hin wirksam zu werden. In jeder Grafschaft leitete ein ausgezeichneter Mann alles, was auf Krieg und Landwehr Bezug hatte. Es standen 76,000 Fußgänger und 3000 Reiter (für jene Zeit eine unglaublich große Zahl) völlig gerüstet in Reih und Gliedern; und Jeder wußte, wo und wie er für den Augenblick der Gefahr als Landwehrmann thätig sein solle.

Elisabeth begab sich in das Lager nach Tilbury. Auf edlem Streitrosse, in glänzendem Harnisch, ritt sie unter dem Zujauchzen Aller durch die Reihen und sprach zu den Versammelten: „Mein geliebtes Volk! Zwar haben mich Etliche, die für meine Sicherheit Sorge tragen, aus Furcht vor Verrath gewarnt, mich unter eine bewaffnete Menge zu begeben; aber ich versichere Euch, ich mag nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke mißtrauen soll. Deßhalb finde ich mich unter Euch ein, entschlossen, in Kampf und Schlacht mit Euch zu leben und zu sterben, und für Gott, mein Reich und mein Volk Krone

und Blut zu opfern. Ich weiß, daß ich zwar nur den Leib eines schwachen und ohnmächtigen Weibes habe; aber ich habe auch das Herz und den Muth eines Königs von England, und biete Trotz dem Spanier und Parma und jedem Fürsten Europa's, der es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches anzufallen."

Während sich in England so Alles einträchtiger und großartiger gestaltete, als Philipp erwartet hatte, lief seine Flotte am 30. Mai 1588 von Lissabon aus, litt aber, ehe sie Corunna erreichte, durch Sturm so beträchtlichen Schaden, daß in England für einen Augenblick die täuschende Hoffnung entstand, die Gefahr wäre ganz beseitigt. Philipp aber erklärte: seine Macht sei noch immer die größere, seine Sache gerecht, England jetzt aller fremden Hülfe beraubt, mithin auf keinen Fall zu säumen oder das Unternehmen aufzugeben. Am 12. Juli lichtete die Flotte in Corunna die Anker und erreichte am 19. den Canal. Medina Sidonia, der an die Stelle des verstorbenen großen Admirals St. Croce den Oberbefehl erhalten hatte, wunderte sich, als er vernahm, daß König Jakob die schottischen Küsten besetzt und Schiffe wider spanische Anfälle ausgerüstet hatte; er erschrak noch weit mehr, daß Parma, ohne den er nichts Wesentliches unternehmen sollte, aller Anstrengungen ungeachtet weder die Land- noch Seemacht zu völliger Mitwirkung bereit hatte.

Deßhalb wagte er jetzt eben so wenig (im Widerspruch mit Philipp's Befehle), gerade gegen London zu segeln, als auf offenem Meere eine Schlacht zu suchen. Desto rascher eilten aber die Engländer von allen Seiten mit ihren leichten, gewandten Schiffen herbei, griffen an und wichen zurück, benutzten jeden Wind, schnitten jedes sich vereinzelnde Schiff ab, und schossen vom niedrigeren Borde aus weit sicherer und mit größerer Wirkung. Nach sieben Tagen, von denen nur drei ohne lebhafte Gefechte vergingen, war die „unüberwindliche Flotte" durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Briten so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Sicherheit suchte. Allein Brander, welche Howard in der Nacht gegen sie aussandte, zerstörten mehrere Schiffe, und alle geriethen in solche Angst und Verwirrung, daß der hiedurch entstehende Schade noch viel größer ward. In so verzweifelter Lage entschloß sich Medina Sidonia, damit er nicht den Engländern nochmals in die Hände falle, um Schottland herum nach Spanien zu segeln; aber furchtbare Stürme zerstreuten die Flotte so, daß manche Schiffe bis Norwegen, andere nach Irland getrieben wurden, wo man die Mannschaft schonungslos erschlug, während die Schotten sich milder und menschlicher zeigten. Ueber die Zahl der verlorenen Schiffe und Menschen lauten die Nachrichten verschieden, auf jeden Fall war der Sieg der Engländer vollkommen und von entscheidender Wichtigkeit. Dies wußten und fühlten Alle. Im ganzen Lande wurden Dankfeste gefeiert, und am 29. November hielt Elisabeth, unter unglaublichem Jubel, einen Triumphzug in London. Die Bildnisse der britischen Feldherren wurden vorgetragen, die Siegeszeichen in der Paulskirche aufgehangen, und der

Anrede der Königin und Preisvertheilungen an die Krieger und Seeleute folgte feierlicher Gottesdienst.

Als Philipp durch Don Balthasar von Zuniga die erste Nachricht von dem grenzenlosen Unglücke bekam, verlor er die Fassung keineswegs, sondern sprach: „Ich habe die Flotte wider England, nicht wider des Meeres Ungestüm ausgerüstet und unterwerfe mich den Fügungen Gottes.“ Alle protestantischen Mächte freuten sich über das Mißlingen der Unternehmung, denn nach Englands Fall hätten sie schwerlich auf die Dauer widerstanden. Vor Allen theilten die Holländer die Freude der Briten und schlugen Denkmünzen auf den Untergang der unüberwindlichen Flotte mit der Inschrift: venit, ivit, fuit. Nie hat seitdem Spanien auf die europäischen Angelegenheiten wieder entscheidenden Einfluß gewonnen.

---

36. Großbritannien unter Jakob I.

(Nach Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, und Leopold Ranke, englische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

In dem vom Parlamente bestätigten Testamente König Heinrich's VIII., welches Viele noch als die Grundlage des englischen Thronerbrechtes betrachteten, waren die Nachkommen seiner an den König Jakob IV. von Schottland verheiratheten älteren Schwester Margarethe (S. 119) ganz mit Stillschweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben seiner jüngeren Schwester, der Herzogin Marie Suffolk, zugesprochen. Deren Enkelinnen Katharine Gray und Eleonore Gräfin von Cumberland hätten demgemäß für sich und ihre Kinder Ansprüche machen und hervorheben können: Jakob VI. sei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhaßtem Stamme. Andererseits erschien diese, durch Nichts begründete Ausschließung der älteren Linie als eine von den vielen Willkürlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld seine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächste natürliche Erbe. Deßhalb gab auch Elisabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zustimmung zu seiner Erhebung. Manche freuten sich, daß England endlich wieder von einem Könige beherrscht werde, der im kräftigsten Lebensalter stehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannichfache Erfahrungen besser als die meisten Fürsten zum Herrschen erzogen sei. Hierzu kam, daß jede Partei die ungewisse Zukunft zu eigenem Vortheil deutete und der besonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu sein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeither von Jakob bekannten, Lehre in England.

Jakob entwarf den Plan einer völligen Einigung und Verschmelzung

beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meisten erschien jedoch das fast zufällige Erbrecht Jakob's ganz unbedeutend bei dem fortdauernden Gegensatze der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwickelung und der gesammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt seine Einrichtungen für allein angemessen. Aus diesen Gründen ward der Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur die Erleichterung einiger Nebendinge hinsichtlich des Handels, der Rechtspflege und dergleichen angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenschaften verschwinden, ehe sich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten.

In seiner äußeren Erscheinung und seinem Benehmen zeigte sich Jakob I. nichts weniger als königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Wesen Mariens hatte er nichts geerbt, und seine nordisch rauhe Aussprache ward dadurch noch unangenehmer, daß seine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte sie ihn, mit Anstand und reinlich zu trinken. Wenn Elisabeth glaubte, daß Pracht, selbst des Anzugs, ihrer königlichen Würde entsprechen müsse, so verachtete Jakob alles Aeußere. Auch für Wissenschaft und Kunst fehlten ihm meist Urtheil und Geschmack, und seine Gelehrsamkeit zeigte er fast immer auf pedantische Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon seiner Zeit, während Andere schärfer und richtiger bemerkten: sein Geist sei ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er der weiseste Thor in der Christenheit.

In Beziehung auf die Religion entsprach es dem Sinne des Königs, Protestant zu sein, was für seine Autorität in England und Schottland unbedingt nothwendig schien, zugleich aber die Katholiken nicht zu Gegnern zu haben und den Papst zu seinen Freunden zählen zu können. Ein solcher Mittelweg stand aber mit den Gesetzen Englands im Widerspruch und war auf die Dauer unhaltbar.

Die Katholiken verlangten eine offene Toleranz-Erklärung. Diese war aber von dem so eifrig protestantischen Parlamente nicht zu erwarten, vielmehr begannen die gewaltsamen Verfolgungen katholischer Priester und Laien alsbald von Neuem, und die Hoffnung, von Spanien Hülfe zu erhalten, war abgeschnitten durch den Frieden, der im Frühjahre 1604 zwischen England und Spanien abgeschlossen wurde und keine Stipulationen zu Gunsten der Katholiken enthielt.

Die Pulver-Verschwörung.

In dieser Bedrängniß und Verzweiflung reifte bei einem oder zweien der Plan, sich selbst zu helfen. Ein Anschlag gegen die Person des Königs oder seiner Minister, wie er so oft gefaßt war, konnte nicht weit führen, selbst wenn er gelang; denn allezeit blieb das Parlament mit seiner protestantischen Mehrheit, um antikatholische Statuten festzusetzen, es blieben die Richter, um sie auszuführen. Robert Catesby eröffnete nun

einen Anschlag, welcher alle umfaßte. Der König selbst und sein ältester Sohn, die Beamten seines Hofes und Staates, geistliche wie weltliche Lords, und die Abgeordneten des Unterhauses, alle sollten bei der Eröffnung des Parlamentes mit Pulver in die Luft gesprengt werden; — dort, wo sie die verhaßten Gesetze gaben, sollten sie vertilgt, und für eine andere Ordnung der Dinge in Kirche und Staat Raum gemacht werden.

Unverweilt schritten die Verschworenen zu ihren Vorbereitungen; einer derselben, Thomas Percy, der noch zum Hofhalt gerechnet wurde, miethete ein Haus, das an die Parlaments-Gebäude stieß; mit einer Mine suchten sie die Grundmauern zu durchbrechen, welche es von demselben trennten, als ihnen der Zufall, daß ein Gewölbe unmittelbar unter dem Hause der Lords miethlos wurde, eine bei Weitem bessere Gelegenheit zur Ausführung ihres Anschlages darbot. Sie füllten es mit einer Anzahl von Pulvertonnen, welche 9000 Pfund enthalten haben sollen; sie zweifelten nicht, an dem nach mancherlei Prorogationen festgesetzten Tage der Parlaments-Eröffnung, 5. November 1605, die beabsichtigte Katastrophe in aller ihrer Gräßlichkeit hervorzubringen. Die Absicht war, wenn der König und der Prinz von Wales umgekommen seien, den jüngeren Prinzen oder die Prinzessin, deren man sich zu bemächtigen dachte, auf den Thron zu setzen und während ihrer Minderjährigkeit eine Regentschaft unter einem Protector einzurichten.

Schon war aber die Regierung gewarnt, namentlich von Paris her, als einer der katholischen Lords, Lord Mounteagle, einen ihm zugegangenen anonymen Brief, in welchem er in geheimnißvollen Ausdrücken erinnert ward, sich bei der Eröffnung des Parlamentes fern zu halten, dem leitenden Minister mittheilte. Mag es nun sein, daß der König, den Sinn eines Wortes entziffernd, auf den Gedanken gerieth, daß ihm ein ähnliches Schicksal bereitet werde, wie seinem Vater, oder mögen schon die Minister, wie sie versichern, der Sache auf die Spur gekommen sein; — am Abend vor der Eröffnung des Parlaments wurden die Kellerräume untersucht; nicht allein fand man unter Reisig und Holz die Pulvertonnen, sondern auch einen von den Verschworenen, Guy Fawkes, der mit den letzten Vorbereitungen zu dem Attentat beschäftigt war. Mit lachendem Gesichte gestand er sein Vorhaben ein, in dem er gleichsam die Erfüllung einer religiösen Pflicht erblickte. Der gelehrte König meinte einen fanatischen Mucius Scaevola vor sich zu haben. Durch die Entdeckung geschreckt, eilten die übrigen Verschworenen, sich nach Wales zu retten, wo die meisten Katholiken wohnten; unterwegs hofften sie auf zugesagte Verstärkungen. Aber Niemand gesellte sich ihnen zu, und schon hatten sich Viele von ihren Begleitern zerstreut, als sie von der bewaffneten Macht erreicht wurden. Da wurden Percy und Catesby, Rücken an Rücken stehend, von zwei Kugeln aus derselben Muskete tödtlich getroffen. Der nothwendige und unausbleibliche Erfolg war der, daß das Parlament,

dessen Sitzung erst im Januar 1606 eröffnet wurde, seine scharfen Gesetze noch verschärfte. Die Masse der Katholiken hatte an dem Attentat keinerlei Antheil, aber wie es doch in ihrer Mitte entsprungen, auf die Abhülfe ihrer gemeinschaftlichen Beschwerden berechnet war, so wurden sie alle von der Rückwirkung betroffen. Das Parlament hielt für nothwendig, ihnen einen Eid aufzulegen, kraft dessen sie den König nicht allein als ihren legitimen Fürsten anerkennen, ihn gegen jede Verschwörung, selbst wenn sie unter dem Vorwande der Religion vorgenommen würde, zu vertheidigen, ihm solche zu offenbaren versprechen sollten, sondern in welchem auch der Lehre, daß ein Papst durch kirchliche Autorität das Recht habe, einen König abzusetzen, seine Unterthanen vom Eid der Treue loszusprechen, abgesagt, die Behauptung, daß Fürsten, die der Papst excommunicirt habe, von ihren Unterthanen entsetzt und getödtet werden könnten, als gottlos und ketzerisch verdammt wurde. Mit Nothwendigkeit wirkte das nun aber wieder auf die katholischen Länder und Regierungen ein. In Spanien, wo das Selbstgefühl des Katholicismus am leichtesten zu erregen war, machten die strengen Satzungen des Parlamentes an sich einen bitteren Eindruck; aber überdies wandten sich irische Flüchtlinge dahin, welche von der Ausführung derselben, wie sie in Irland Statt fand, einen aufregenden Bericht gaben.

Und wie sehr mußte sich der römische Hof durch jene Eidesleistung verletzt fühlen! Eben war ein Papst gewählt worden, Paul V., Borghese, der von der Wahrheit der kirchlichen Grundsätze so durchdrungen und so entschlossen war, sie geltend zu machen, wie jemals ein früherer. Er gab in einem Breve vom 1. September 1606 die Erklärung: der Eid enthalte Vieles, was dem Glauben widerspreche, und könne von Niemanden geleistet werden, ohne das Heil der Seele zu gefährden. Jakob I. ergriff nun selbst die Feder zur Vertheidigung des Eides, an dessen Formulirung er vielen Antheil hatte, und gab sich viele Mühe, seine Formel aus den Satzungen der alten Concilien zu rechtfertigen.

Betrachten wir die innern weltlichen Angelegenheiten, so traten die Grundsätze des Königs über seine unbeschränkte Gewalt und die Ansprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in solchen Gegensatz, daß eine Verständigung kaum möglich blieb. Jakob's Ansichten blieben hier keineswegs bloß speculativ, sondern wurden sehr praktisch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, alle Berathungen über Staats-Angelegenheiten untersagte oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und strafen ließ, welche keineswegs über den Kreis ihrer Befugnisse hinausgingen. Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch seinerseits in Uebertreibungen und Leidenschaften, und von den Bemühungen, seine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um so eher auf den Gedanken, dieselben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, sie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben seiner Gnade zu bezeichnen. Gerade daraus, daß

Jakob von 1609—1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung 1614) kein Parlament berief und in den dreizehn letzten Jahren seiner Regierung fast gar keine förderlichen Gesetze gegeben wurden, aus diesem thörichten Stillstande erwuchsen großentheils die späteren, desto heftigeren Bewegungen.

Der französische Gesandte Beaumont schrieb über die damaligen Verhältnisse seinem Hofe: „Ich kann Ew. Majestät versichern, daß Sie eher Grund haben, König Jakob's verkehrtes Benehmen zu bemitleiden und seinen Untergang zu ahnen, als seine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer ist in der Gruft der Elisabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürsten beschaffen sein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darstellen, dessen Frau diesen Schauspielen beiwohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament trotzt und ihn verachtet, und der allgemein von seinem ganzen Volke gehaßt wird? Seine Laster schwächen seinen Geist; wo er als König sprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er sich herabläßt, wird er gemein. Nichts geschieht hier nach Regel und Vernunft, sondern nach dem Belieben des Herzogs von Buckingham, dieses jungen, unwissenden, durch Gunst verblendeten, durch Leidenschaft fortgerissenen Menschen. Die allerwichtigsten und dringendsten Angelegenheiten können diesen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja, auch nur eine Stunde zu weihen oder seinen Vergnügungen abzubrechen." Hiermit übereinstimmend äußert Lord Littleton: König Jakob besaß weder Muth, noch Geschicklichkeit, noch Gewandtheit und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erschien sein Tod (er starb den 6. April 1625, im 59. Jahre seines Alters) den Meisten als ein Glück, und Wenige ahnten, daß die unvertilgbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervorbringen würden.

---

37. Karl I. und das englische Parlament.

(Nach Thomas Babington Macaulay, die Geschichte Englands, und Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Karl I. zählte bei seiner Thronbesteigung, gleich wie die Königin Elisabeth, 25 Jahre. In seiner ersten Jugend war er schwächlich und eigensinnig, stärkte aber später seinen Körper durch Mäßigung, und erwarb allmählich viel Geschicklichkeit in Leibesübungen. Er las und redete mehrere Sprachen, besaß Kenntnisse in der Geschichte, Theologie und Mathematik, und zeigte Geschmack für alle schönen Künste. Obgleich Karl in Schottland geboren war, betrachteten ihn die Engländer wie einen Einheimischen, und sein würdiger Ernst mußte gefallen im Vergleich mit dem Geschwätze Jakob's und dessen Vorliebe für un-

würdige Lieblinge. Nachdem der unpassende Plan, ihn mit einer spanischen Infantin zu vermählen, nicht bloß aufgegeben war, sondern in einen Krieg mit Spanien verwickelt hatte, schien es doppelt nothwendig, daß sich Karl durch eine engere Verbindung mit Frankreich stärke. Bereits am 10. November 1624 war der Heiraths-Vertrag mit Henriette Marie, der Schwester Ludwig's XIII., abgeschlossen, und am 22. Juni 1625 ward der 26jährige Karl mit der 16jährigen Henriette in Canterbury getraut.

Jakob's I. unordentliche Geldwirthschaft und der leichtsinnig begonnene spanische Krieg veranlaßten den König, schon im Juni 1625 sein erstes Parlament zu berufen. In der Eröffnungsrede berührte Karl in aller Kürze seine Bedürfnisse für den begonnenen Krieg und seinen Eifer für den Protestantismus. Er glaubte, das Parlament müsse nach einer so genügenden Erklärung rasch auf die Erfüllung aller seiner Wünsche eingehen; wie erstaunte er daher, als es zu seinen weltkundigen Bedürfnissen, so wie zu dem von beiden Häusern gebilligten, ja, fast erzwungenen Kriege eine durchaus ungenügende Summe bewilligen wollte. Dies geschah theils aus Abneigung gegen Buckingham, theils aus Verdruß über die Verheirathung des Königs mit einer katholischen Prinzessin, und über die Bedrückung der Puritaner, hauptsächlich aber, weil eine bedeutende Zahl kluger Männer die Ueberzeugung hegte: man müsse das Recht der Geldbewilligungen dazu benutzen, die Mängel der bisherigen öffentlichen Einrichtungen fortzuschaffen und eine sicherere und freiere Verfassung zu gründen. Der König sah nur Verrath und Empörung, sobald man die unbedingte Fülle seiner Macht bezweifeln wollte. Das Parlament beschloß: vor weiterem Berathen über Geldangelegenheiten die vorhandenen Beschwerden zu erörtern, welche vorzugsweise die Verwaltung der Minister und den Einfluß Buckingham's betrafen. Dieser Gefahr, oder doch diesem Verdrusse zuvorzukommen, löf'te der König das Parlament auf. Aber Mangel an Geld und der unglückliche Ausfall einer Unternehmung wider Cadix veranlaßten ihn, zum Februar 1626 ein neues Parlament zu berufen. Damit jedoch die Häupter der früheren Opposition und die Gegner Buckingham's nicht könnten wieder gewählt werden, ernannte man sie zu Sherifs oder gab ihnen andere Aemter, welch argwöhnisch kleinliches Verfahren Manchen in dem Vorsatz bestärkte, durch Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung Einfluß und Bedeutung zu erwerben.

Auch dieses zweite Parlament beschloß, vor der Berathung über die Geldforderungen des Königs die Beschwerden über die Verwaltung der Minister und den Einfluß Buckingham's zu erörtern. In dem allem sah der König nur einen ungebührlichen Eingriff in seine königlichen Rechte. Er tadelte das Verfahren des Unterhauses als ein unparlamentarisches und forderte dasselbe zur Beschleunigung der Geldbewilligung auf. Die Gemeinen (commons) aber rechtfertigten ihr Verfahren und baten um die Entfernung Buckingham's. Bevor sie aber ihre Rechtfertigung überreichen konnten, löf'te der König auch das

zweite Parlament auf. Anstatt nun äußeren Krieg zu vermeiden und den noch fortdauernden mit Spanien durch einen Frieden zu beenden, um so der parlamentarischen Geldbewilligungen entbehren zu können, verwickelte Buckingham England auch noch in einen Krieg mit Frankreich. Die Unterstützung der Hugenotten gab dazu den Vorwand; persönliche Rache wegen seiner Zurückweisung vom französischen Hofe, wo er ein Liebesverhältniß mit der jungen Königin (Anna) anzuknüpfen versucht hatte, und Hoffnung auf großen Kriegsruhm mögen dazu mitgewirkt haben. Aber sein Zug nach La Rochelle, im Juni 1627, mißlang gänzlich (vgl. S. 196) und gab Stoff zu neuen Beschwerden.

Durch seine Finanzmaßregeln gerieth der König in immer größere Mißverhältnisse. Die bisherigen, aber vom Parlamente nicht von Neuem bewilligten Steuern wurden forterhoben, den Katholiken gegen Zahlung Befreiung von den strengen Gesetzen gewährt, endlich Domainen, Forsten, Jagden, Fischereien, Renten, Zehnten u. s. w. verkauft. Da aber alle diese Finanzmittel nicht genug Geld einbrachten, so wurde ein sogenanntes freiwilliges Anlehen ausgeschrieben, diejenigen, welche sich weigerten, dazu beizusteuern, mit Einquartierung belegt, als Soldaten eingestellt, von ihren Aemtern entlassen oder kurzweg eingesperrt und das Kriegsgesetz an einigen Plätzen, statt der gewöhnlichen Rechtspflege, eingeführt.

Da aber auch so nur geringe Summen einkamen, so sah sich der König genöthigt, ein drittes Parlament zu berufen (1628), und bemerkte bald, daß die Opposition stärker und heftiger war, als je. Daher entschloß er sich zu einem Wechsel des Regierungs-Systems. Statt den Forderungen der Gemeinen einen unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen, willigte er, nach vielen Ausflüchten, in einen Vergleich, der, wenn er treulich an ihm gehalten hätte, eine lange Reihe von Unfällen abgewendet haben würde. Das Parlament gewährte eine reiche Geldbewilligung und der König genehmigte in der feierlichsten Weise jenes berühmte Gesetz, welches, unter dem Namen der Petition des Rechts bekannt, die zweite große Urkunde der englischen Freiheiten ist. Durch dieses Gesetz verpflichtete er sich, niemals wieder ohne die Zustimmung der Häuser Geld zu erheben, niemals wieder eine Person einzukerkern, außer im gehörigen Gange des Rechts, und niemals wieder sein Volk der Jurisdiction der Kriegsgerichte zu unterwerfen. Der Tag, an welchem die königliche Sanction, nach vielen Verzögerungen, feierlich diesem großen Acte gegeben ward, war ein Tag der Freude und Hoffnung. Aber in drei Wochen ward es offenbar, daß Karl die Absicht nicht hatte, den Vertrag zu halten, den er eingegangen. Das von den Vertretern der Nation bewilligte Geld war eingesammelt, das Versprechen, durch welches diese Bewilligung erlangt worden, war gebrochen. Ein heftiger Kampf folgte. Das Parlament ward mit jedem Zeichen des königlichen Mißfallens aufgelös't und einige der ausgezeichnetsten Mitglieder wurden eingekerkert. Andererseits wurde Buckingham, als er eben im Begriffe war, sich als Oberfeldherr einer von den bewilligten Steuern ausgerüsteten Flotte nach La Rochelle einzuschiffen,

von einem Lieutenant, Felton, den er zwei Mal bei Beförderungen zurückgesetzt hatte, ermordet.

Karl konnte nicht wagen, auf seine eigene Autorität hin hinreichende Steuern zur Führung des Krieges zu erheben. Er beeilte sich demgemäß, mit seinen Nachbarn Frieden zu schließen, und gab sich dann mit ganzer Seele den innern Angelegenheiten Großbritanniens hin. Manche englische Könige hatten gelegentlich verfassungswidrige Acte begangen, aber keiner hatte jemals systematisch versucht, das Parlament zu einem Nichts zurückzuführen. Das aber war das Ziel, welches sich Karl vorsteckte. Vom März 1629 bis zum April 1640 wurden die Häuser nicht zusammenberufen. Seit der Ermordung Buckingham's war der König sein eigener Premierminister. Doch standen verschiedene Personen, deren Charakter und Talente seinen Zwecken entsprachen, an der Spitze verschiedener Zweige der Verwaltung. Thomas Wentworth, nach und nach zum Earl von Strafford erhoben, ein Mann von großen Geschicklichkeiten, sehr beredt und sehr muthvoll, aber von einem grausamen und herrschsüchtigen Charakter, war der Rath, dem der König in politischen und militärischen Angelegenheiten am meisten vertraute. Er war eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Opposition gewesen und empfand gegen die, welche er verlassen hatte, jene besondere Feindseligkeit, welche in allen Zeiten die Apostaten bezeichnet hat. Er kannte vollkommen die Hülfsquellen und die Politik der Partei, zu der er noch unlängst gehört hatte. Sein Ziel war, Karl zu einem eben so unumschränkten Monarchen zu machen, als irgend einer auf dem Continent; das Vermögen und die persönliche Freiheit des ganzen Volkes zur Verfügung der Krone zu stellen; die Gerichtshöfe aller unabhängigen Autorität zu berauben, und mit erbarmungsloser Strenge Alle zu strafen, die bei den Handlungen der Regierung murrten, oder sich, sei es auch in der schicklichsten und geregeltsten Weise, an irgend ein Tribunal um Hülfe gegen diese Handlungen wendeten.

Die kirchliche Verwaltung ward inzwischen vornehmlich von Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury, geleitet. Seine Strenge gegen die Dissenters flößte solche Furcht ein, daß der tödtliche Haß gegen die Staatskirche, der an unzähligen Herzen nagte, im Allgemeinen unter einem äußern Anschein der Conformität verhüllt ward.

Die Gerichtshöfe brachten dem Unterthan keinen Schutz gegen die bürgerliche und geistliche Tyrannei. Die Richter des gemeinen Rechts, welche ihre Stellen nur, so lange es dem Könige gefiel, inne hatten, waren in anstößigster Weise fügsam. Voran unter diesen Gerichtshöfen standen in Macht und Ehrlosigkeit die Sternkammer und die hohe Commission, die erstere ein politisches, die letztere ein religiöses Inquisitionsgericht. Ihre Dienstfertigkeit setzte die Regierung in den Stand, schrankenlos Geldstrafen aufzulegen, einzukerkern, an den Pranger zu stellen und zu verstümmeln.

Um diese despotische Regierungsweise aufrecht zu erhalten, bedurfte man eines stehenden Heeres, und da man von der Auflegung neuer

Steuern einen unverzüglichen Aufstand befürchtete, so empfahl der Lord Siegelbewahrer Finch, das früher zur Vertheidigung der Küsten in den am Meere liegenden Grafschaften erhobene Schiffsgeld jetzt nicht nur in Friedenszeiten, sondern auch von den Grafschaften des Binnenlandes zu erheben und zu jedem beliebigen Staatszwecke zu verwenden.

Zu diesen mißlichen politischen Zuständen kamen bald noch kirchliche Wirren hinzu. Wäre der König klug gewesen, so würde er gegen Schottland eine vorsichtige und besänftigende Politik befolgt haben, wenigstens so lange, bis er Meister im Süden war. Schon Jakob I. hatte eine Umgestaltung der schottischen Liturgie bezweckt, um sein ganzes Reich auch einer Form des Gottesdienstes zu unterwerfen. Bevor jedoch diese Neuerung ausgeführt war, starb Jakob I., und man hoffte, der neue König werde die allgemeine Stimmung der Gemüther richtiger erkennen und nicht auf dem Wege seines pedantischen Vaters beharren. Obgleich nun Karl bei seiner nachträglichen Krönung in Schottland (1633) keineswegs eine günstige Stimmung vorgefunden hatte, glaubte er auch hier seine Gewalt als Oberhaupt der Kirche geltend machen zu müssen. Daher führte er zunächst eine von Laud revidirte Sammlung der Kirchengesetze (canons) ein, und ohne sich durch die heftigsten Einreden der schottischen Geistlichkeit warnen zu lassen, hielt es der König nebst seinem Rathgeber Laud für Recht und Pflicht, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern überall seine Meinung als göttliches Gesetz aufzubringen. Daher ließ Laud durch zwei Bischöfe eine neue Liturgie für Schottland entwerfen, welche sich im Wesentlichen der englischen anschloß, nur sich dem Katholicismus noch mehr näherte. Nachdem Laud sie revidirt hatte, erhielt sie die königliche Bestätigung.

Sobald Sonntags den 23. Juli 1637 der Dechant in der Hauptkirche Edinburgs das Buch öffnete, um die neue Liturgie daraus vorzulesen, erhoben die Zuhörer (meist Weiber und Dienstmädchen) einen großen Lärm: sie klatschten in die Hände, husteten und schrieen, bis jener sich unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Als der Bischof, dem Dechanten folgend, nunmehr die Kanzel bestieg und zu Ruhe und Ordnung ermahnte, begann nicht bloß der Lärm von Neuem, sondern man warf auch einen Stuhl nach ihm. Eben so vergeblich blieben die Bemühungen des Erzbischofs von St. Andrews und des Kanzlers, und erst als sich manche mit dem Scandal Unzufriedene den Magistratspersonen zugesellten, gelang es (jedoch nicht ohne große Mühe), die Unruhstifter hinauszutreiben und die Thüren zu verschließen. Kaum aber hatte der Gottesdienst wieder begonnen, so erneuerte sich das Gepolter an den Thüren, die Fenster wurden eingeworfen und der Bischof beim Nachhausegehen ausgeschimpft, mit Koth beworfen und mißhandelt.

Die Unzufriedenen glaubten, sie würden, ohne engere Verbindung und bestimmtere Angabe ihrer Zwecke, über kurz oder lang ihren mächtigeren Gegnern unterliegen. Deßhalb entwarfen Henderson und der Advocat Johnston, mit Bezug auf frühere Beispiele, einen Bund

oder Covenant, welcher von einigen Lords geprüft und nächstdem in Edinburg von einer großen Zahl Personen angenommen und beschworen ward. Er enthielt zuvörderst in heftigen Ausdrücken eine unbedingte Verwerfung der katholischen Kirchenlehre und Kirchenverfassung. Sodann begehrten die Verbündeten die Wiederabschaffung des aufgedrungenen Episcopates und rüsteten sich zum Widerstande. Es wurde ein Versuch gemacht, den Aufstand mit dem Schwerte niederzuschlagen; aber die militärischen Mittel und militärischen Talente des Königs waren der Aufgabe nicht gewachsen. Dem Gesetze zum Trotz England neue Steuern aufzulegen, würde bei dieser Sachlage Wahnsinn gewesen sein. Es blieb keine Hülfsquelle, als ein Parlament, und im Frühjahr 1640 ward ein Parlament einberufen. Die Nation war durch die Aussicht, das verfassungsmäßige Regiment hergestellt und den Beschwerden abgeholfen zu sehen, in gute Stimmung versetzt worden. Das neue Haus der Gemeinen war gemäßigter und ehrerbietiger für den Thron, als irgend eines, was seit dem Tode der Elisabeth versammelt gewesen. Sobald aber die Gemeinen Neigung zeigten, die Beschwerden in Betracht zu ziehen, unter denen das Land eilf Jahre lang gelitten, lös'te der König das Parlament mit jedem Zeichen des Mißfallens auf.

Zwischen der Auflösung dieser kurzdauernden Versammlung und dem Zusammentritte jenes merkwürdigen Körpers, der unter dem Namen des langen Parlaments bekannt ist, lagen wenige Monate, während deren das Joch strenger als je der Nation aufgebürdet wurde, indeß der Geist der Nation sich zorniger als je gegen das Joch erhob. Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurden wegen ihres parlamentarischen Verfahrens ins Gefängniß geworfen, Schiffsgeld mit vermehrter Strenge erhoben, Soldaten mit Gewalt ausgehoben, Geld zu ihrem Unterhalte von ihren Grafschaften gefordert.

Alles hing nun von dem Ausgange der militärischen Operationen des Königs gegen die Schotten ab. Seine Armee, zum größten Theile aus Recruten zusammengesetzt, welche sich nach dem Pfluge zurücksehnten, von dem sie gewaltsam weggenommen worden, und von den damals im ganzen Lande vorherrschenden, religiösen und politischen, Gesinnungen erfüllt, war ihren Anführern furchtbarer als dem Feinde. Die Schotten, ermuthigt von den Häuptern der englischen Opposition und bei den englischen Truppen nur schwachen Widerstand findend, rückten über den Tweed und den Tyne und lagerten sich an den Grenzen von Yorkshire.

Noch gab es ein letztes Auskunftsmittel, das, wie der König sich schmeichelte, ihm das Elend ersparen könne, einem andern Hause der Gemeinen ins Gesicht zu sehen. Abweichend von dem ununterbrochenen Gebrauche von Jahrhunderten, berief er eine große Rathsversammlung, die nur aus Peers bestand. Aber die Lords waren zu klug, die verfassungswidrigen Functionen zu übernehmen, mit denen er sie zu bekleiden wünschte. Ohne Geld, ohne Credit, ohne Autorität selbst in seinem eigenen Lager, wich er dem Drange der Nothwendigkeit. Die beiden Häuser wurden einberufen, und die Wahlen bewiesen, daß seit

dem Frühjahr das Mißtrauen und der Haß, womit die Regierung betrachtet wurde, furchtbare Fortschritte gemacht hatten. Im November 1640 kam jenes Parlament zusammen, welches in der Geschichte den Namen des langen Parlaments erhalten hat.

Alsbald nach der Eröffnung der Sitzungen erneuerten sich die Klagen und Beschwerden gegen die gleichmäßig verhaßten Machthaber, Strafford und Laud, ersterer ward vor dem Oberhause des Hochverraths angeklagt und von einer geringen Majorität der Lords zum Tode verurtheilt und der König, obgleich er ihm versichert hatte, Niemand solle ihm ein Haar krümmen, sah sich außer Stande, bei längerer Weigerung irgend etwas vom Parlamente zu erlangen. Er bestätigte endlich das Urtheil, welches am 12. Mai 1641 vollzogen wurde. Laud ward einstweilen in den Tower geworfen.

Inzwischen beschäftigte sich das Unterhaus mit mehreren Gesetzentwürfen zur Abstellung der früher gerügten Mängel und Beschwerden. Alle gesetzgebende Gewalt außerhalb des Parlaments (z. B. durch bloße königliche Verfügungen) sollte aufhören, die Sternkammer und das Gericht der hohen geistlichen Commission abgeschafft, kein Schiffsgeld oder eine andere unbewilligte Steuer erhoben werden; im Falle der König nicht alle drei Jahre ein Parlament beruft, geht dieses Recht auf die Lords, wenn diese es unterlassen, auf die Sherifs und Beamten, und wenn diese säumen, endlich auf die Bürger und Wähler über, welche dann aus eigener Macht zusammentreten und wählen. Kein Parlament darf künftig ohne seine eigene Zustimmung vor dem 50. Tage aufgelös't werden. Karl sah sich genöthigt, diese Gegenvorschläge unverändert zu bestätigen. An demselben Tage bewilligte das Unterhaus vier Subsidien und es entstand überall die größte Freude und Zufriedenheit. Nach zehn Monaten emsiger Arbeit vertagten sich die Häuser, im September 1641, für eine kurze Zeit und der König besuchte Schottland. Mit Schwierigkeit beruhigte er dieses Königreich, indem er einwilligte, seine Pläne von kirchlicher Reform aufzugeben.

Als das Parlament sich im October 1641, nach kurzen Ferien, wieder versammelte, erschienen zwei feindliche Parteien, dem Wesen nach dieselben, welche, unter verschiedenen Namen, seitdem immer um die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gestritten haben und noch streiten, einander gegenüber. Einige Jahre lang wurden sie als „Cavaliere" und „Rundköpfe" bezeichnet. Später wurden sie Tories und Whigs genannt, und es scheint nicht, als wenn diese Benennungen Aussicht hätten, bald zu veralten.

Karl I. hatte, so schien es, endlich erkannt, daß ein gänzlicher Wechsel des Systems nöthig sei. Er erklärte seinen Entschluß, in Eintracht mit den Gemeinen zu regieren und zu dem Ende zu seinen Räthen Männer zu berufen, deren Talenten und Charakter die Gemeinen Zutrauen schenken könnten. Falkland, Hyde und Colepepper, alle Drei ausgezeichnet durch den Antheil, den sie an Abstellung von Mißbräuchen genommen, wurden eingeladen, die vertrauten Räthe der

Krone zu werden und erhielten die feierliche Versicherung von Karl, daß er ohne ihr Mitwissen keinen Schritt thun wolle, der in irgend einer Weise das Unterhaus berühre. Allein die Rathgeber, welche die Nothwendigkeit Karln gezwungen hatte, um sich zu berufen, waren in keiner Weise Männer nach seinem eigenen Herzen. Sie hatten mitgewirkt, seine Macht zu schmälern und seine Werkzeuge zu strafen. Sie waren jetzt allerdings gerüstet, durch streng gesetzliche Mittel seine Rechte zu vertheidigen, aber sie würden mit Schauder vor dem Gedanken zurückgewichen sein, Stratford's Entwürfe wieder ins Leben zu rufen. Demgemäß faßte er wenige Tage, nachdem er den Führern der constitutionellen Royalisten versprochen hatte, daß kein Schritt von Wichtigkeit ohne ihr Wissen gethan werden solle, eine Entschließung, welche die bedeutsamste seines ganzen Lebens war, verhehlte ihnen diese Entschließung sorgfältig und führte sie in einer Weise aus, welche sie in Scham und Schrecken versenkte. Er kam in Person, begleitet von bewaffneten Männern, um die Führer der Opposition innerhalb der Mauern des Parlaments zu ergreifen. Der Versuch schlug fehl. Die Angeklagten hatten das Haus kurze Zeit, bevor Karl eintrat, verlassen. Eine plötzliche und gewaltsame Umkehr der Stimmung, sowohl im Parlament als im Lande entstand. Während der folgenden Nacht war die ganze City von London in Waffen. In wenigen Stunden waren die nach der Hauptstadt führenden Straßen mit Massen bedeckt, welche mit den Zeichen der parlamentarischen Sache an ihren Hüten rasch nach Westminster eilten. In dem Hause der Gemeinen wurde die Opposition auf einmal unwiderstehlich und setzte Beschlüsse von beispielloser Heftigkeit durch. Die Thüren des königlichen Palastes wurden täglich von einer wüthenden Menge belagert, deren Verhöhnungen und Verwünschungen selbst im Audienzzimmer gehört wurden und die kaum von den königlichen Gemächern abgehalten werden konnte. Wäre Karl noch länger in seiner stürmischen Hauptstadt geblieben, so ist es wahrscheinlich, daß die Gemeinen einen Vorwand gefunden haben würden, ihn, unter äußeren Formen der Ehrerbietung, zum Staatsgefangenen zu machen. Er verließ London, um nicht zurückzukehren, bevor der Tag einer furchtbaren Abrechnung gekommen war. Eine Unterhandlung begann, welche mehrere Monate dauerte. Das Mißtrauen, mit welchem ihn seine Gegner betrachteten, war nicht durch Eidschwüre oder Verträge zu entfernen. Sie waren überzeugt, daß sie nur dann sicher sein könnten, wenn er gänzlich hülflos wäre. Ihre Forderung war daher: ohne Zustimmung der Häuser sollte kein Minister bestellt und kein Peer creirt werden. Vor Allem sollte der Souverain jene oberste Militärgewalt aufgeben, die von einer Zeit an, welche jenseits aller Erinnerung liegt, zu dem königlichen Amte gehört hatte. Es war nicht zu erwarten, daß Karl in solche Forderungen willigen würde, so lange er noch irgend ein Mittel des Widerstands hatte. Noch gab es eine Partei der constitutionellen Royalisten, welche es für ihre Pflicht hielten, sich lieber um einen Fürsten zu schaaren, dessen bisheriges Verfahren sie mißbilligten

und dessen Wort ihnen wenig Vertrauen einflößte, als zu dulden, daß das königliche Amt so weit erniedrigt würde und seine wichtigsten Befugnisse an das Parlament übergingen.

Im August 1642 ward endlich das Schwert gezogen und bald erschienen fast in jeder Grafschaft des Königreichs zwei feindliche Factionen in Waffen gegen einander. Es ist nicht leicht zu sagen, welche von den streitenden Parteien anfangs am furchtbarsten dastand. Die Häuser beherrschten London und die Grafschaften um London, die Flotte, die Themseschifffahrt und die meisten großen Städte und Seehäfen. Sie hatten fast alle militärischen Vorräthe des Königreichs zu ihrer Verfügung. Der König war mit Artillerie und Munition schlecht versehen und in Betreff der Geldmittel hauptsächlich auf die Freigebigkeit seiner reichen Anhänger verwiesen. Viele von diesen belasteten ihr Grundeigenthum mit Schulden, verpfändeten ihre Juwelen und machten ihre silbernen Schalen zu Gelde, um ihm beizustehen. Die Erfahrung hat aber reichlich bewiesen, daß die freiwillige Freigebigkeit von Individuen, im Vergleich mit methodischer Besteuerung, welche die Willigen und die Nichtwilligen zugleich trifft, eine spärliche financielle Hülfsquelle ist.

Karl hatte jedoch einen Vortheil, der ihm einige Monate lang die Ueberlegenheit im Kriege gab. Die Parlamentsarmee war mit Miethlingen angefüllt, welche Mangel und Müßiggang bewogen hatten, sich anwerben zu lassen. Die königliche Armee dagegen bestand zum großen Theil aus hochfahrenden, feurigen Gentlemen, gewohnt Schande für schrecklicher als den Tod zu halten, geübt im Fechten und im Gebrauche der Feuerwaffen. Eine Zeit lang waren daher die Cavaliere fast in jedem Treffen glücklich. Die Häuser waren auch in der Wahl eines Generals unglücklich gewesen. Der Rang und Reichthum des Grafen von Essex machten ihn zu einem der wichtigsten Mitglieder der Parlamentspartei. Er hatte auf dem Festlande die Waffen mit Ehren getragen und, wie der Krieg begann, einen so hohen militärischen Ruf, als nur irgend ein Mann im Lande. Aber es zeigte sich bald, daß er für den Posten des Oberbefehlshabers nicht geeignet war. Er hatte wenig Energie und keinen schöpferischen Geist. Im ersten Jahre des Krieges war der Vortheil entschieden auf Seiten der Royalisten; sie waren sowohl in den westlichen, als in den nördlichen Grafschaften siegreich. Sie hatten verschiedene Schlachten gewonnen und keine einzige ernstliche oder schimpfliche Niederlage erlitten. Unter den Rundköpfen dagegen hatte das Mißgeschick Uneinigkeit und Unzufriedenheit zu erzeugen begonnen. Aber der König ließ den günstigen Augenblick vorübergehen und er kehrte niemals wieder. Im August 1643 lag er vor der Stadt Gloucester. Diese Stadt ward von den Einwohnern und der Garnison mit einer Entschlossenheit vertheidigt, wie die Anhänger des Parlaments seit Beginn des Krieges noch nicht gezeigt hatten. Der Wetteifer Londons ward erweckt. Eine große Truppenmacht wurde eilig zusammengebracht und fing an, westwärts zu rücken.

Die Belagerung von Gloucester ward aufgehoben. Die Royalisten in jedem Theile des Königreichs waren entmuthigt, der Muth der Parlamentspartei dagegen gewann neues Leben.

Und nun begann eine neue und beunruhigende Art von Symptomen sich in dem zerrütteten Staatskörper zu zeigen. Vom Anfang an hatte es in der Parlamentspartei einige Männer gegeben, deren Sinn auf Zielpunkte gerichtet war, vor denen die Mehrzahl dieser Partei mit Schaudern zurückgebebt wäre. Diese Männer waren in der Religion Independenten. Sie meinten, daß jede christliche Gemeinschaft die höchste Gewalt in geistlichen Dingen habe; daß Berufungen an Provincial- und Nationalsynoden kaum weniger schriftwidrig wären, als Berufungen an den Gerichtshof des Erzbischofs oder an den Vatican. In der Politik waren sie, um die Redensart ihrer Zeit zu brauchen, Stumpf- und Stiel-Männer*) oder, nach der verwandten Redeweise unsrer eigenen Zeit, Radicale. Nicht zufrieden, die Macht des Monarchen zu beschränken, verlangten sie danach, eine Republik auf den Trümmern des alten englischen Staatswesens zu errichten. Anfangs waren sie, an Zahl wie an Gewicht, unbedeutend gewesen, aber bevor der Krieg zwei Jahre gedauert hatte, waren sie zwar nicht die größte aber die mächtigste Faction im Lande geworden.

Die Seele dieser Partei war Oliver Cromwell. Zu friedlichen Beschäftigungen erzogen, hatte er, bereits über 40 Jahre alt, eine Stelle in der Parlamentsarmee angenommen. Kaum war er Soldat geworden, als er mit dem scharfen Blicke des Genies erkannte, daß es nothwendig war, das Parlamentsheer neu zu organisiren, und sich nach Recruten umzusehen, die nicht bloß Miethlinge wären, sondern von anständigen Lebensverhältnissen und ernstem Charakter, gottesfürchtig und eifrig für öffentliche Freiheit. Mit solchen Männern füllte er sein eigenes Regiment, das er einer strengern Disciplin unterwarf, als man jemals vorher in England gekannt hatte. Die Ereignisse des Jahres 1644 erwiesen vollständig die Ueberlegenheit seiner Gaben. Im Süden, wo Essex den Befehl führte, erlitten die Truppen des Parlaments eine Reihe schimpflicher Unfälle; im Norden aber entschädigte der Sieg von Marston Moor (2. Juli 1644) reichlich für Alles, was anderwärts verloren worden. Unter schicklichen Vorwänden wurden Essex und die Meisten von denen, die unter ihm hohe Posten bekleidet, entfernt und die Führung des Krieges ganz andern Händen vertraut. Fairfax, ein tapferer Soldat, aber von mittelmäßigem Geist und unentschlossenem Charakter, war der nominelle Lord-General der Truppen, aber Cromwell war ihr wirkliches Haupt. Dieser beeilte sich, die ganze Armee nach denselben Grundsätzen zu organisiren, nach denen er sein eigenes Regiment organisirt hatte. Nun war der Ausgang des Krieges entschieden. Die Cavaliere hatten nun einen Muth, der dem ihrigen

*) Im Englischen root and branch men: Wurzel- und Zweig-Männer, wo dann die Verwandtschaft mit dem Worte: radical noch mehr hervortritt.

gleichkam, eine Begeisterung, stärker als die ihrige, und eine Disciplin zu bekämpfen, wie sie ihnen gänzlich gebrach. Bei Naseby fand (14. Juni 1645) das erste große Treffen zwischen den Royalisten und der reorganisirten Armee der Häuser statt. Der Sieg der Rundköpfe war vollständig und entscheidend. In rascher Folge kamen ihm andere Triumphe nach. In wenigen Monaten war die Autorität des Parlaments vollständig über das ganze Königreich festgestellt. Karl floh zu den Schotten und ward von ihnen seinen englischen Unterthanen ausgeliefert.

Schon als der Ausgang des Krieges noch zweifelhaft war, hatten die Häuser den Primas hinrichten lassen und, innerhalb des Bereiches ihrer Autorität, den Gebrauch der Liturgie verboten. Als der Kampf vorüber war, wurde das Werk der Neuerung und Rache mit noch größerem Feuer fortgesetzt. Die meisten Glieder des alten Clerus wurden aus ihren Pfründen verjagt, große Besitzungen der Krone, der Bischöfe und der Capitel eingezogen und entweder anderweit verliehen oder versteigert.

Während aber die Häuser in solcher Anwendung ihrer Autorität begriffen waren, entging sie plötzlich ihren Händen. Sie war erlangt worden, indem eine Gewalt ins Leben gerufen ward, die nicht beschränkt werden konnte. Im Sommer 1647, etwa zwölf Monate, nachdem der letzte feste Platz der Cavaliere sich dem Parlament unterworfen hatte, ward das Parlament genöthigt, sich seinen eigenen Soldaten zu unterwerfen. Dreizehn Jahre folgten, während deren England, unter verschiedenen Namen und Formen, in der That durch das Schwert regiert ward.

Was Cromwell's Armee auszeichnete, war die strenge Sittlichkeit und Gottesfurcht, welche alle Reihen durchdrang. Aber die englische Nation niederzuhalten, war selbst für diese Armee keine leichte Aufgabe. Kaum ward der erste Druck militärischer Tyrannei gefühlt, als das Volk, zu solcher Knechtschaft noch nicht reif, heftig zu widerstreben begann. Aufstände brachen selbst in solchen Grafschaften aus, die während des letzten Krieges am unterwürfigsten gegen das Parlament gewesen waren. Ja, das Parlament selbst verabscheute seine Vertheidiger mehr als seine alten Feinde und verlangte nach einem Vergleiche mit Karl. In Schottland war zu derselben Zeit eine Coalition zwischen den Royalisten und einer großen Anzahl von Presbyterianern gebildet, welche die Lehren der Independenten mit Abscheu betrachteten. Zuletzt brach der Sturm aus. Es gab Aufstände in Norfolk, Suffolk, Essex, Kent, Wales. Die Flotte auf der Themse zog plötzlich die königliche Flagge auf und bedrohte die südliche Küste. Eine große schottische Macht überschritt die Grenze und rückte in Lancashire ein. Aber das Joch der Armee war nicht auf diese Weise abzuschütteln. Während Fairfax die Aufstände in der Nachbarschaft der Hauptstadt unterdrückte, schlug Oliver Cromwell die Insurgenten von Wales und, ihre Schlösser in Ruinen zurücklassend, rückte er gegen die Schotten. Seiner Truppen waren, im Vergleich zu den Angreifenden, wenig, aber er war nicht

gewohnt, seine Feinde zu zählen. Die schottische Armee ward gänzlich vernichtet, eine dem Könige feindliche Verwaltung zu Edinburg gebildet, und Cromwell, mehr als jemals der Liebling seiner Soldaten, kehrte im Triumph nach London zurück.

Und jetzt begann ein Plan eine bestimmte Gestalt anzunehmen, auf welchen bei dem Beginne des Bürgerkrieges kein Mensch hinzudeuten gewagt haben würde, und welcher mit dem feierlichen Bündniß und Covenant nicht weniger unverträglich war, als mit dem alten englischen Rechte. Die finstern Krieger, welche die Nation beherrschten, hatten seit mehreren Monaten an eine furchtbare Rache an dem gefangenen Könige gedacht. Ihr Führer Cromwell hatte sich zu entscheiden, ob er die Anhänglichkeit seiner Armee, seine eigene Größe, ja sein eigenes Leben in einem wahrscheinlich vergeblichen Versuche aufs Spiel setzen wolle, um einen Fürsten zu retten, den keine Zusage binden konnte. Unter vielen Kämpfen ward die Entscheidung gefaßt. Karl ward seinem Schicksale überlassen. Die militärischen Heiligen beschlossen, daß, den alten Gesetzen des Reichs und der fast allgemeinen Gesinnung der Nation zum Trotz, der König seine Verbrechen mit seinem Blute abbüßen solle. Um ihren Zweck zu erreichen, war es nothwendig, daß sie vorher die englische Verfassung vernichteten und diese Nothwendigkeit war ihnen eher angenehm als schmerzlich. Als die Gemeinen ein Votum annahmen, was auf Verständigung mit dem König abzielte, schlossen die Soldaten die Majorität mit Gewalt aus. Die Lords verwarfen einstimmig den Vorschlag, daß der König vor Gericht gestellt werden solle. Unverzüglich ward ihr Haus geschlossen. Kein vom Gesetz anerkannter Gerichtshof wollte das Amt auf sich nehmen, die Quelle der Gerechtigkeit zu richten. Da wurde ein revolutionäres Tribunal errichtet.

Am 20. Januar 1649 trat dieses Gericht zum ersten Male zusammen und war (um unter dem Scheine der Unparteilichkeit die Mitschuld zu erweitern) nicht bloß mit Parlamentsgliedern besetzt, sondern auch mit Officieren, Stadtbeamten und einigen andern Männern. Doch erschienen von 150 Ernannten nur ein einziges Mal 71, sonst aber noch weniger Personen. Als der zum Vorsitzer erwählte Rechtsgelehrte Bradshaw das Verzeichniß der Mitglieder vorlas und Fairfax nannte, rief eine weibliche Stimme von der Bühne herab: er sei nicht da und verschmähe unter ihnen zu sitzen. Es war Lady Fairfax, welche, muthiger als ihr Gemahl, den Blutrichtern Trotz bot. Nachdem der König eingetreten war und alle Richter bedeckten Hauptes sah, bedeckte er sich ebenfalls. Hierauf nahm Bradshaw das Wort und sagte: das Unterhaus habe, in Folge der ihm übertragenen und in ihm ruhenden höchsten Gewalt, beschlossen, den König vor Gericht zu ziehen. Jetzt las der hiezu ernannte Anwalt die weitläufige, höchst einseitige Klageschrift vor, welche damit schloß: daß der König angeklagt werde als Tyrann, Verräther, Mörder und Urheber alles Blutvergießens. Karl hatte Alles mit würdevollem Ernste angehört, nur bei den letzten

Worten bemerkte man ein bitter wehmüthiges Lächeln. Auf des Präsidenten Frage, was er zu erwiedern habe, sagte der König: Durch welche gesetzliche Autorität bin ich hieher gebracht? Ihr sitzt hier nur vermöge einer angemaßten Gewalt, ich sehe keine Lords, welche mit mir zum Parlamente gehören und werde meinem Berufe und meiner Stellung nicht untreu werden und einer ungesetzlichen Behörde Rede stehen.

Als der König im zweiten Verhör die Rechtmäßigkeit des Gerichtes nochmals läugnete, reihte sich daran folgendes Gespräch: Bradshaw: Es gebührt keinem Verbrecher, über die Autorität eines Gerichtshofes zu streiten. Der König: Ich sehe nicht ein, wie ein König kann als Verbrecher betrachtet und von irgend einem Gerichtshof auf Erden gerichtet werden. Bradshaw: Wir sitzen hier in Vollmacht der Gemeinen, welchen Sie, gleichwie alle Ihre Vorgänger, verantwortlich sind. Der König: Die Gemeinen von England waren nie ein Gerichtshof. Bradshaw: Sir, Sie sind ein Gefangener und es ist Ihnen nicht erlaubt, dieses Gespräch fortzuführen; Sie sollen vielmehr die Anklagepunkte genau beantworten. Der König: Zeigt mir einen Gerichtshof, wo man Vernunft nicht hörte? Bradshaw: Wir zeigen ihn hier, die Gemeinen von England! — Nach diesen sonderbaren Worten wandte sich Karl um und sagte den Zuhörern: Erinnert Euch, daß der König von England verdammt wird, ohne daß man ihm erlaubt, seine Gründe zum Besten der Freiheit des Volkes auszusprechen. — Da erhob sich unerwartet der Ruf: Gott erhalte den König!

In der That waren alle Vorschläge, Formen, Beweise und Gegenbeweise völlig gleichgültig, da die Verurtheilung des Königs vor Eröffnung des Gerichts fest beschlossen worden, nnd man auch gar keine Rücksicht darauf nahm, daß jedesmal über die Hälfte der Beisitzer fehlte. Am 27. Januar war die letzte Sitzung, wo nach einer langen Rede, worin Bradshaw das ganze Verfahren zu rechtfertigen suchte, das Urtheil ausgesprochen ward: Karl Stuart soll als ein Tyrann, Mörder und Feind des guten englischen Volkes vom Leben zum Tode gebracht und sein Haupt ihm abgeschlagen werden. Als ausgesprochen ward, der König werde nach dem Wunsche des ganzen englischen Volkes angeklagt, rief eine weibliche Stimme von der Bühne herab: Du lügst! Nicht der vierte Theil des Volkes kümmert sich darum; Cromwell ist ein Schurke und Verräther. — Man wollte die Frau ergreifen und strafen: es war wiederum Lady Fairfax. Desto unwürdiger benahmen sich Andere. Als ein Soldat, vor dem Karl vorüberging, sagte: Sire, Gott segne Sie; schlug ihn sein Hauptmann mit dem Stocke, worauf der König bemerkte: die Strafe übersteigt die Beleidigung. Andere bliesen ihm Tabaksdampf in die Augen; ja, es wird berichtet, daß man ihm ins Gesicht spuckte! In einer verschlossenen Sänfte brachte man ihn in seine Wohnung zurück.

Die einzige Milde, welche man ihm erwies, bestand in der Erlaubniß von seinen Kindern, dem Herzog von Gloucester und der Prinzessin Elisabeth, Abschied zu nehmen. Diese Stunde bewegte den König tiefer

als alle Schmach und alle Gefahr. Er ermahnte den Sohn, nie die Krone vor seinen ältern Brüdern (den nachherigen Königen Karl II. und Jakob II., welche aus England entflohen waren) anzunehmen, und das Kind antwortete: lieber will ich mich in Stücke reißen lassen!

Cromwell hingegen hatte schon während des Verhörs gelacht und Possen getrieben. Unter lautem Lachen unterschrieb er selbst den Todesbefehl, zwang Andere fast mit Gewalt dazu und beschmierte dann Einem das Gesicht mit Tinte, welcher nicht zögerte, ihm dasselbe anzuthun. So die würdigen Begründer der neuen Freiheit und der neuen Zeit, in einem Augenblicke solchen Ernstes, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gezeigt hatte.

Die fremden Monarchen wagten für ihren Mitbruder keine entscheidenden Schritte, sondern hielten sich in den Grenzen einer ängstlichen, wirkungslosen Politik; nur ein Freistaat, die vereinigten Niederlande, verwendete sich nachdrücklich für Karl, obwohl man darauf so wenig Rücksicht nahm, als auf die Drohungen der Schotten und auf die Bitten der Königin und ihrer Kinder. In diesem Augenblicke erklärten vier königliche Räthe, daß sie an Allem Schuld und nach den Gesetzen allein verantwortlich wären; was lag aber den Häuptern daran, vier Männer von so geringer Wichtigkeit zu opfern, da sie den Thron umstürzen, oder für sich umgestalten wollten?

Die letzte Nacht schlief Karl so ruhig wie immer und sprach, als Herbert ihm die Haare mit weniger Sorgfalt zu ordnen schien: gebt Euch dieselbe Mühe wie gewöhnlich, ich muß heute geschmückt sein wie ein Bräutigam. Nach Empfang des Abendmahls am Todestage (den 30. Januar 1649) sagte er fest und heiter: nun mögen die Bösewichter kommen, ich habe ihnen von Grund meines Herzens verziehen und bin auf Alles bereit, was geschehen kann. Nach manchem Zweifel hatte man das Blutgerüste vor Whitehall aufgeschlagen, damit der König da, wo er sonst in höchster Pracht und Majestät auftrat, jetzt in tiefster Erniedrigung erscheine. Durch ein in die Mauer gebrochenes Loch ward er zum Schaffot geführt. Rings waren Soldaten und Trommelschläger vertheilt, damit die Gewaltthat nicht verhindert oder des Königs Rede von Vielen gehört werde. Zu den Umstehenden sagte er im Wesentlichen Folgendes: Müßte ich nicht fürchten, daß man mein Schweigen für Anerkenntniß der Schuld hielte, so würde ich gar nicht sprechen; so aber erscheint es mir als eine Pflicht gegen Gott, mein Vaterland und mich selbst, mich zu rechtfertigen als Mensch, König und Christ. Jedermann weiß, daß nicht ich den Krieg begann oder die Absicht hatte, die Rechte des Parlaments zu verkürzen; doch will ich die Schuld nicht diesem, sondern nur gewissen bösen Werkzeugen beimessen. Deßhalb kann ich auch die Schuld des vergossenen Blutes nicht auf mich nehmen, obwohl ich mein Schicksal als eine Strafe für Strafford's Tod betrachte. Daß ich ein guter Christ bin, wird Bischof Juxon bezeugen, denn ich habe nicht nur meinen Feinden von Herzen vergeben, sondern wünsche auch gleich innig, daß sie ihre Sünden bereuen und die Dinge

in die rechte Bahn zurückbringen mögen. Nach diesen und ähnlichen Worten bereitete sich Karl mit der größten Standhaftigkeit zum Tode und sagte zu Juxon: ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott und gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone. Nachdem er das Zeichen gegeben, traf ihn der Todesstreich und ein Vermummter zeigte das Haupt mit den Worten umher: dies ist der Kopf eines Verräthers. Als des Königs Haupt fiel, ward die eingetretene ängstliche Stille ringsum durch das tiefste Aufseufzen unterbrochen und ohne Rücksicht auf obwaltende Gefahr flossen die bittersten Thränen der Theilnahme und Reue.

Es gab kein Gesetz, wonach man ihn als König oder Privatmann zur Untersuchung ziehen, viel weniger mit dem Tode bestrafen durfte; es standen Gericht und Verurtheilung in grellem Widerspruch selbst mit der Lehre von den unbedingten Rechten des Volkes und den früheren Grundsätzen der Independenten; es war eine schreiende Unwahrheit, daß Karl alle Bürgschaften künftiger Freiheit zurückgewiesen, den Krieg ohne Veranlassung begonnen, die Verfassung umgestoßen und in dem vom Parlamente ausgesprochenen Sinne jemals Tyrannei geübt habe. Das Parlament war in der zweiten Hälfte der Regierung Karl's wesentlich der angreifende Theil, verwarf genügende Bürgschaften der Freiheit und bezweckte den Umsturz der ganzen Verfassung auf eine Weise, die später sich als durchaus verkehrt und schädlich erwies.

Andererseits folgt aus diesen begründeten Vorwürfen nicht die unbedingte Rechtfertigung des Königs. Erst das höchste Unglück reinigte ihn von seinen Irrthümern und Vorurtheilen und er verscherzte um derentwillen sein Glück und das Glück seines Staates.

---

38. Die protestantische Union und die katholische Liga.

(Nach Friedr. Lorentz, Handbuch der deutschen Geschichte.)

Während die Protestanten in der Opposition gegen den römischen Stuhl einig waren und die 1582 von Gregor XIII. vorgenommene und durchaus nothwendige Verbesserung des Kalenders aus keinem andern Grunde verwarfen, als weil dieselbe vom Papste herrührte, nahm die innere Zwietracht unter ihnen selbst und die Erbitterung gegen einander immer zu. Das Uebergewicht, welches dadurch die katholische Partei erhielt, zeigte sich darin, daß auf dem im Jahre 1582 gehaltenen Reichstage zu Augsburg die Religionsbeschwerden der protestantischen Stände unerledigt zurückgewiesen und mehrere wichtige Fragen in Bezug auf den Religionsfrieden, welche, an einzelne Erscheinungen geknüpft, schnell hinter einander zur Sprache kamen, zu ihrem Nachtheile entschieden wurden. Zuerst gab der Anspruch der Protestanten zu Aachen auf öffentliche Ausübung ihrer Religion eine Gelegenheit zur Erörterung

der Frage, ob der Religionsfriede auch auf diejenigen anwendbar sei, welche sich erst nach seinem Abschlusse zu einer andern Religion bekannt hätten. Das zur Zeit des Religionsfriedens katholische Aachen hatte nämlich durch die Niederlassung niederländischer Emigranten protestantische Einwohner erhalten, die mit der Zeit zahlreich und mächtig genug wurden, um die ihnen verweigerte Ausübung ihrer Religion mit Gewalt durchzusetzen und die Regierung der Stadt in ihre Hände zu bringen (1581). Obgleich sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihrer annahmen, so erklärte sich doch der Kaiser gegen die Neuerung und setzte es endlich im Jahre 1596 durch, daß eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen und durch die Vollziehung derselben Alles in seinen vorigen Stand wieder hergestellt wurde.

Noch wichtiger und in seinem Ausgange für beide Theile folgenreicher war ein unmittelbar darauf eintretender Fall, den der geistliche Vorbehalt des Religionsfriedens vorhergesehen und zu verhüten gesucht hatte. Der Erzbischof Gebhard von Köln vermählte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und trat zugleich zur reformirten Religion über, ohne jedoch, den Bestimmungen des geistlichen Vorbehalts gemäß, die erzbischöfliche Würde niederzulegen; denn er hoffte auf Unterstützung von Seiten der in seinem Erzbisthum befindlichen Protestanten und auf den Beistand der übrigen evangelischen Fürsten. Die evangelischen Kurfürsten nahmen sich zwar Gebhard's in so fern an, als sie der Absetzung eines ihrer Collegen durch den Papst widersprachen, allein sie hatten zu einer nachdrücklichen Unterstützung weder Muth noch Lust. Der Pfalzgraf Johann Kasimir war der einzige, welcher dem abgesetzten Erzbischof mit Mannschaft zu Hülfe zog, als es zwischen demselben und dem Domcapitel zum Kriege kam. Der Ausgang dieses Krieges konnte um so weniger zweifelhaft sein, da das Domcapitel sich durch eine neue Wahl verstärkte und dieselbe auf den baierischen Prinzen Ernst wandte (23. Mai 1583), der zugleich Bischof von Freisingen und Lüttich und Administrator von Hildesheim war. Der Macht des neugewählten Kurfürsten Ernst konnte Gebhard nicht widerstehen; er mußte 1584 seinen letzten Zufluchtsort in Westfalen räumen und nach einem vergeblichen Versuche, die Königin Elisabeth von England für seine Sache zu interessiren, sich nach Straßburg zurückziehen, wo er Domdechant war. Mit ihm kamen zugleich drei kölnische Domherren, die ebenfalls von dem Papste excommunicirt und abgesetzt worden waren, nach Straßburg, wo sie Präbenden besaßen und mit ihrer Ankunft entspann sich ein ähnlicher Streit in Straßburg, wie der eben beendigte und mit keinem besseren Erfolge als dieser. Die katholischen Domherren weigerten sich nämlich, die Excommunicirten aufzunehmen, und flüchteten aus Furcht vor dem Stadtmagistrat, der den Protestanten günstig war, mit den Schätzen und dem Archiv der Domkirche nach Zabern, wo sie sich als das einzige rechtmäßige Capitel ansahen. Diese Spaltung führte nach dem Tode des Bischofs von Straßburg (1592) zu einer zwistigen Wahl, die protestantischen Domherren wählten den Prinzen

Johann Georg von Brandenburg, während die katholischen den Cardinal und Bischof von Metz, Karl von Lothringen, zum Bischof ernannten. Nach einem verheerenden Kriege und nach langen Unterhandlungen verglichen sich beide Parteien dahin, daß sie die Sache sechs Kurfürsten und Fürsten zur Entscheidung geben und bis dahin sich in den Besitz und die Einkünfte des Bisthums theilen wollten. Die Entscheidung erfolgte erst einige Jahre später (1604) und zum Nachtheile des protestantischen Bischofs, denn dieser mußte gegen eine ihm zur Schadloshaltung bewilligte Geldsumme allen seinen Ansprüchen auf das Stift Straßburg entsagen und seinem Gegner das Feld räumen.

Die Protestanten hatten nur durch Mangel an Eintracht ihr Uebergewicht an die Katholiken verloren, und sie konnten es nicht anders wiederherstellen, als durch eine enge und auf gemeinschaftliche Interessen gegründete Verbindung unter einander. Den Anfang zu einer förmlichen Union der Protestanten machte die Verbindung, welche Kurfürst Friedrich von der Pfalz, Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, der Administrator zu Straßburg, Johann Georg von Brandenburg, der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Markgraf Georg Friedrich von Anspach, der Landgraf Moritz von Hessen und der Markgraf Ernst Friedrich von Baden am 12. Januar 1603 mit einander schlossen. Sie wandten sich an den König Heinrich IV. von Frankreich, der zwar seit seiner Thronbesteigung wieder Katholik geworden, aber zu einer Verbindung mit den Protestanten nichts desto weniger bereit war, um die Macht des österreichischen Hauses zu schwächen. Die lutherischen Fürsten hielt aber ihr Patriotismus und ihr Gewissen von einem Bunde mit dem katholischen König von Frankreich und mit dem reformirten Kurfürsten von der Pfalz ab, und es war eine offenbare Verletzung des Religionsfriedens und der Reichsverfassung nöthig, um ihre Bedenklichkeit zu überwinden.

Was man nämlich bisher den Katholiken vorgeworfen und von ihnen gefürchtet hatte, schien in dem Verfahren gegen Donauwörth seine Bestätigung zu finden. In dieser schwäbischen Reichsstadt hatten die Protestanten die Mehrzahl und die Regierung; sie hatten daher ihre katholischen Mitbürger auf eine geräusch- und prunklose Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt. Der Abt des Klosters zum h. Kreuz hielt aber die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes gegen die Protestanten und das damalige Uebergewicht der katholischen Partei für geeignet, um dem katholischen Cultus seine alten Rechte wieder zu erwerben, und machte 1605 den Versuch mit einer öffentlichen Procession. Die Unterbrechung derselben durch den Magistrat gab Gelegenheit zu einem Processe, und die günstige Entscheidung desselben war für den Abt eine Aufforderung, die Procession im folgenden Jahre zu wiederholen (1606). Gegen die schimpfliche Mißhandlung, welche dem feierlichen Aufzuge der Katholiken von Seiten der Protestanten widerfuhr, brachte der Abt von Neuem seine Klage vor den Reichshofrath, und dieser, durch die Verhöhnung seiner zur Untersuchung abgeordneten Commissarien aufgebracht,

erklärte die Stadt in die Acht und übertrug die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian von Baiern (1607); zwei verfassungswidrige Schritte, da weder dem Reichshofrath die Achtserklärung, noch dem Herzoge von Baiern die Execution zustand. Dessen ungeachtet wurde Donauwörth von einem baierischen Heere besetzt und nach der Eroberung seiner Reichsunmittelbarkeit und der Religionsfreiheit beraubt. Die unmittelbare Folge war die Abschließung der **protestantischen Union** (4. Mai 1608), welche durch den successiven Beitritt der meisten evangelischen Fürsten und Reichsstädte Macht genug erhielt, um ihre Beschwerden in einem entschlossenen Tone unmittelbar vor den Kaiser zu bringen.

Die Vereinigung der Protestanten hatte um so größere Bedeutung, da in derselben Zeit das österreichische Haus, die Hauptstütze der katholischen Partei, in eine innere Entzweiung gerieth und die Protestanten in Ungarn, Oesterreich und Böhmen ihr Haupt von Neuem emporhoben. Kaiser Rudolf's II. Unthätigkeit und Vertiefung in astrologische und antiquarische Beschäftigungen, die mit jedem Jahre zunahm, brachte die Leitung der Geschäfte ganz in die Hände seiner Günstlinge. Die Folge davon war zuerst eine Empörung in Ungarn unter Stephan Botschkai. Um seinem Hause die ungarische Krone zu retten, und die drohenden Gefahren, die sich von allen Seiten gegen Oesterreich zusammenzogen, von demselben abzuwenden, ließ sich des Kaisers ältester Bruder **Matthias** von den übrigen Erzherzogen zum Haupte des habsburgischen Hauses erklären (25. April 1606) und sah sich dadurch im Stande, den Kaiser zur Abtretung von Ungarn und Oesterreich zu zwingen (1608). Während Matthias den Protestanten Bewilligungen machen mußte, um sich in seinen neu erworbenen Ländern festzusetzen, war Rudolf zu einer gleichen Nachgiebigkeit gegen Böhmen genöthigt, um sich wenigstens im Besitze dieses Königreichs zu behaupten. Er ertheilte den Ständen in Böhmen und Schlesien durch den **Majestätsbrief** (11. Juli und 20. August 1609) völlig freie Religionsübung und das Recht, neue Schulen, Kirchen und Consistorien anzulegen.

Die Entzweiung und Zerrüttung des österreichischen Hauses brachte die katholische Partei um ihr Uebergewicht. Der Besorgniß erregenden protestantischen Union gegenüber mußte sie das Schlimmste fürchten, wenn sie ihr nicht einen Gegenbund unter einem gewandten und mächtigen Haupte entgegenstellen konnte. Dies führte mehrere Bischöfe zur engen Anschließung an den Herzog Maximilian von Baiern und endlich zur Vereinigung der drei geistlichen Kurfürsten und anderer Bischöfe in der **katholischen Liga** (30. August 1609), deren Haupt und Seele der Herzog Maximilian von Baiern war. Die Einigkeit ihrer Glieder, die keine Glaubensverschiedenheit kannten, die prompte Bezahlung der Beiträge, die unbedingte Obergewalt des Herzogs Maximilian, dem kein Bischof schon vermöge seines Standes die Leitung des Bundes streitig machen konnte, — alles dies gab der katholischen Liga einen Nachdruck, welcher die größere Ausdehnung der protestantischen Union bei weitem aufwog.

Der Jülich'sche Erbfolgestreit.

Die auf diese Art vereinigten und mit wachsamem Mißtrauen sich beobachtenden Parteien erhielten einen Zankapfel durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg (25. März 1609), mit dem der Mannesstamm seines Hauses ausstarb. Die Erbfolge in den jülich-clevischen Landen mußte um so streitiger werden, je größer die Anzahl der Competenten war, und um so wichtiger, je mehr jeder Religionspartei daran lag, eine so bedeutende Erwerbung für sich zu machen. Der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken, und der Markgraf von Burgau, ein Prinz aus dem österreichischen Hause, gründeten ihre Ansprüche auf das Erbrecht der Schwestern des verstorbenen Herzogs und auf ihre Verwandtschaft mit denselben *); die beiden Linien des sächsischen Hauses dagegen führten ihre Ansprüche auf die ihnen von Friedrich III. ertheilte und von Maximilian I. bestätigte Anwartschaft und Eventualbelehnung zurück. Während aber Sachsen sein am meisten begründetes Recht auf friedlichem Wege durchzusetzen suchte und sich deßhalb an den Kaiser wandte, ergriffen der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg Besitz von den erledigten Landen, ohne auf das deßhalb erlassene Verbot des Kaisers zu achten. Die von diesem verfügte Sequestration und die Absendung des Erzherzogs Leopold nach Jülich erweckten vielmehr den Verdacht, daß der Kaiser selbst die Absicht habe, die erledigten Lande im Namen des Reichs einzuziehen und sie seinem Hause zuzuwenden; sie hatten daher zur Folge, daß sich die beiden im Besitze befindlichen Fürsten durch den Dortmunder Vertrag (31. Mai 1609) mit einander zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Ansprüche, zur einstweiligen gemeinsamen Verwaltung des Landes und zur spätern gütlichen Ausgleichung ihres Streites vereinigten. Sie schlossen sich zugleich an die Union an, und erhielten von dem Könige Heinrich IV. von Frankreich so aufmunternde Versprechungen, daß sie gegen den Erzherzog Leopold als den Vollstrecker der kaiserlichen Sequestration feindselig aufzutreten wagten.

Im Vertrauen auf das mächtige Heer, mit welchem der König von Frankreich am Rheine erscheinen wollte, begannen die Unirten 1610 ihren Feldzug im Elsaß, wo der Erzherzog Leopold ein Heer zusammenzog, brachten dadurch die katholische Liga unter die Waffen und geriethen in Verlegenheit, als statt der erwarteten französischen Armee

---

*) Wilhelm der Reiche,
seit 1539 Herzog von Jülich, Cleve, Berg, Graf zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, † 1592 — Gemahlin Maria von Oesterreich.

Albrecht Friedrich, Herzog v. Preußen. Maria Eleonore,	Anna, Gem. Phil. Ludwig, Pfalzgraf v. Neuburg.	Magdalena, Gem. Johann, Pfalzgraf v. Zweibrücken.	Sibylla, 2. Gem. Karl, Markgraf v. Burgau.	Johann Wilhelm, Herzog 1592 bis 1609.
Anna, Gem. Johann Sigismund, Kurf. v. Brandenburg. — Eleonore, Gem. Joachim Friedrich, Kurf. v. Brandenburg.	Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf.			

die Nachricht ankam, daß der König von Frankreich ermordet worden sei. Die Union suchte daher durch einen Frieden die Liga zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; sie verglich sich zuerst mit dem Erzherzog Leopold über die Räumung des Bisthums Straßburg, dann auch mit dem Herzog Maximilian von Baiern über die gegenseitige Abdankung der geworbenen Truppen. Die Einigkeit der beiden possidirenden Fürsten hörte aber mit der Entfernung der äußeren Gefahr auf. Zu ihrer Aussöhnung ward zwar eine Vermählung des Pfalzgrafen von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg in Vorschlag gebracht, allein durch eine Ohrfeige vereitelt, welche der Kurfürst in der Hitze des Zornes und Rausches seinem künftigen Schwiegersohne gab. Der Pfalzgraf suchte sich nun durch eine Verschwägerung mit dem baierischen Hause und durch den öffentlichen Uebertritt zur katholischen Kirche den Beistand der Liga und der Spanier zu verschaffen, während der Kurfürst von Brandenburg die reformirte Religion annahm, um an der Republik der vereinigten Niederlande eine Stütze zu erhalten. Der jülich'sche Successionsstreit hatte also für die Stellung der beiden Religionsparteien die Folge, daß die Katholiken durch den Uebertritt des Pfalzgrafen von Neuburg eine bedeutende Verstärkung ihrer Macht bekamen. Da die jülich-clevischen Lande im Vergleich zu Xanten 1614 zwischen dem Pfalzgrafen von Neuburg und dem Kurfürsten von Brandenburg getheilt wurden, so brauchte keine Partei über die Gebietsvergrößerung der anderen neidisch zu sein.

Dieser Erbfolgestreit ging daher vorüber, ohne, wie im Anfange gefürchtet ward, den allenthalben angehäuften Stoff der Zwietracht zu entzünden; der Anstoß zu einer allgemeinen Störung der Ruhe von Europa kam vielmehr von den österreichischen Erbländern und von der noch immer fortdauernden Entzweiung und Zerrüttung des habsburgischen Hauses her. Rudolf II. war gegen seinen Bruder Matthias und selbst gegen seinen Vetter Ferdinand zu aufgebracht, um einem von diesen beiden die Nachfolge in Böhmen zu gönnen; er dachte dieselbe dem Erzherzog Leopold, welcher Bischof von Straßburg und Passau war, zu, und ließ zur Ausführung dieses Planes im Passauischen ein Heer zusammenziehen. Das Mißtrauen der Böhmen sah in diesen Truppen ein Werkzeug zur gewaltsamen Unterdrückung der ihnen gemachten Bewilligungen; sie waren daher auf Widerstand gefaßt, als das passauische Heer in ihr Land einrückte, und riefen des Kaisers Bruder Matthias herbei. Der Plan, welcher diesem die böhmische Krone entziehen sollte, schlug also so unglücklich aus, daß er sie ihm vielmehr in die Hände spielte. Denn Matthias hielt am 24. März 1611 seinen Einzug in Prag und wurde am 23. Mai gekrönt, nachdem er den böhmischen Ständen alle ihre Rechte und Privilegien bestätigt und sie darin zu schützen versprochen hatte. Dem Schicksale, auch noch den Kaiserthron mit einem römischen Könige theilen zu müssen, zu dessen Wahl die Kurfürsten schon einen Tag bestimmt hatten,

entging Rudolf II. durch seinen Tod, welcher am 20. Januar 1612 erfolgte.

Durch seine Erwählung zum römischen Kaiser, welche am 13. Juni 1612 Statt fand, vereinigte Matthias alle Kronen Rudolf's II. auf seinem Haupte, allein ohne die Erwartungen zu erfüllen, die man sich von ihm machte. Die Protestanten, denen er Dankbarkeit schuldig war, erwarteten eine eben so große Begünstigung von ihm, als die Katholiken, denen er durch seinen Glauben angehörte. Die Schwierigkeit seiner Stellung wurde ihm auf seinem ersten Reichstage, der zu Regensburg 1613 eröffnet ward, fühlbar gemacht. Statt ihm die verlangte Hülfe gegen den Empörer Bethlen Gabor, der sich mit Hülfe der Türken Siebenbürgens bemächtigt hatte, zu bewilligen, forderten vielmehr die unirten Protestanten eine Aenderung in dem Verfahren des Abstimmens über Religions- und Contributionssachen, um den Katholiken ihre Stimmenmehrheit unnütz zu machen. Matthias wies zwar im Reichs-Abschied die Forderungen der Unirten zurück, aber nicht mit dem Eifer, mit welchem man ihn gegen die Protestanten zu erfüllen suchte, und die Macht der Liga, die ihm angeboten wurde, war mehr ein Gegenstand der Besorgniß, als der Ermuthigung für ihn. Desto größere Hoffnungen setzten die Katholiken auf des Kaisers Vetter Ferdinand, einen durch Erziehung und Grundsätze mit dem Herzoge Maximilian von Baiern völlig befreundeten und übereinstimmenden Mann; sie suchten ihn an die Spitze der österreichischen Macht zu bringen, und Matthias mußte, um nicht von Ferdinand zu leiden, was er selbst seinem Bruder Rudolf zugefügt hatte, die Hand dazu bieten. Die Brüder des Matthias, welche eben so, wie dieser, keine Kinder hatten, entsagten zu Gunsten Ferdinand's ihren Ansprüchen; er wurde 1617 zum designirten König von Böhmen gekrönt, und dem Beispiele dieses Landes folgte Ungarn im Anfange des folgenden Jahres, ohne im geringsten Schwierigkeiten zu machen. Um auch den Weg zu Ferdinand's Erwählung zum römischen Könige zu bahnen, suchte der Kaiser die Union und zugleich mit dieser die Liga aufzuheben; allein statt sich aufzulösen, erneuerte vielmehr die Union am 23. April 1617 ihre Verbindung auf drei Jahre.

Ferdinand's Ueberzeugung, daß die neue Lehre zu Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit führe, und daß die in den letzten Jahren über das österreichische Haus hereingebrochene Verwirrung nicht anders geheilt werden könne, als durch Beschränkung oder Unterdrückung der Protestanten, suchte sich bald Einfluß auf die Regierung zu verschaffen. Er ließ den ersten Minister und Liebling des Kaisers, den Cardinal Clesel, welchen er als Urheber der Mäßigung betrachtete, verhaften und nach Tyrol bringen (1618); er selbst bemächtigte sich mit des Kaisers Bruder, dem Erzherzog Maximilian, der Leitung der Geschäfte. Diese grobe Verletzung seines Ansehens und die Furcht vor noch größeren Mißhandlungen beschleunigte den Tod des Kaisers Matthias (20. März 1619); er starb jedoch nicht eher, als bis er

die Folgen des von seinem designirten Nachfolger angenommenen Systems erlebt und den Ausbruch der Stürme gesehen hatte, welche Deutschland dreißig Jahre lang erschütterten, und das Haus Oesterreich mehr als einmal an den Rand des Unterganges brachten.

---

39. Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

(Nach Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, bearbeitet vom Herausgeber).

1. Der Krieg in Böhmen.

Seitdem Kaiser Rudolf II. den Böhmen mittels eines Majestätsbriefes Religionsfreiheit zugestanden hatte, wuchs die Zahl der Protestanten sichtlich. Die protestantischen Bewohner von Braunau, der Abtei von Braunau unterthan, begannen den Bau einer protestantischen Kirche. Der Abt glaubte diesen Bau nicht gestatten zu dürfen und erwirkte von der königlichen Regierung zu Prag 1611 den Befehl, daß die Bürger den Bau einzustellen hätten. Ein zweiter, ähnlicher Fall ergab sich zu Klostergrab, einem zum prager Erzbisthum gehörigen Städtchen. Die evangelischen Bürger daselbst arbeiteten am Bau einer Kirche; der Erzbischof befahl die Unterbrechung des Baues, indem er sich darauf berief, der Majestätsbrief gestatte den Bau von Kirchen und Schulen dem Herren- und Ritterstande und den königlichen Städten auf ihren Besitzungen, nicht aber den Bewohnern von Böhmen, die zu keiner dieser drei Classen gehören. Diese Streitfrage war der unscheinbare Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Der Kaiser erklärte sich für die buchstäbliche Auslegung des Majestätsbriefes, folglich, daß der Bau der erwähnten Kirchen unterbleiben solle. Die Evangelischen kehrten sich hieran nicht und vollendeten den Bau; der Erzbischof ließ aber die Kirche sperren und später niederreißen. Der Abt von Braunau ließ ebenfalls die Kirche schließen; er stützte sich hierbei auf einen Regierungsbefehl. Die evangelischen Deputirten, welche wegen dieser Angelegenheit nach Prag kamen, wurden als unruhige Köpfe in das Gefängniß geworfen. Die Gährung war in Böhmen groß; die protestantischen Geistlichen verkündeten von der Kanzel, man gehe damit um, den Majestätsbrief, die Religionsfreiheit und sonstige Vorrechte des Landes zu vernichten. Die Erbitterung wuchs, als Matthias 1617 die Verwaltung von Böhmen zehn Statthaltern übertrug, deren sieben katholisch waren. Als nun der Kaiser den evangelischen Ständen ihre Versammlungen verwies und mit strenger Untersuchung und Strafe drohte, verbreitete sich das Gerücht, der Befehl sei nicht so vom Kaiser ausgegangen, wie er publicirt worden, sondern er sei von den Statthaltern verfälscht. Dies war das Signal zum gewaltsamen Ausbruche des Unwillens. Viele evangelische

Stände, von zahlreichem Volke begleitet, erschienen auf dem königlichen Schlosse; hier fanden sie vier von den königlichen Statthaltern, die übrigen sechs waren verreis't; die bewaffnete Menge besetzte alle Zugänge des Schlosses, die Vornehmsten traten ein und während sie die Statthalter erwarteten, sprach Graf Thurn zu den Seinen: Nie sei Hoffnung, die Religionsfreiheit fest zu begründen, so lange die beiden Statthalter Martinitz und Slawata lebten; man müsse sie also tödten, jetzt auf der Stelle." Wenzel von Raupora rief: „Werft sie nach altböhmischem Gebrauch zum Fenster hinaus!" Während nun einige die beiden anderen aus dem Zimmer führten, faßten vier Männer den Martinitz und warfen ihn zum Fenster hinaus. Als es geschehen, waren alle erschrocken und lautlos; Thurn aber rief alsbald: „Edle Herren, hier habt Ihr den Andern! und wies auf Slawata. Sofort wurde er gepackt und hinabgeworfen; auch sein Geheimschreiber, Philipp Fabricius Platter, wurde ihm nachgestürzt. Achtundzwanzig Ellen maß die Tiefe, doch blieben alle Drei am Leben; Fabricius raffte sich zuerst auf, rannte nach Hause und eilte von dort nach Wien, dem Kaiser die Kunde zu bringen. Die Diener der beiden Anderen eilten herbei und hoben ihre Herren auf. Aus den Fenstern wurde wiederholt auf sie gefeuert, doch entkamen sie auch dieser Gefahr. Martinitz rettete sich nach München. Nachdem der erste Rausch des Zornes vorüber war, bewilligten die Stände dem Slawata einen Arzt, hinderten aber Fluchtversuche. Die Evangelischen vereinigten sich in der Wahl von dreißig Directoren, denen alle in- und ausländischen Angelegenheiten anvertraut wurden; zugleich warben sie ein Heer und ernannten Graf Heinrich Matthias Thurn zum Feldherrn; auch riefen sie Ungarn, Mähren und einige benachbarte Fürsten und Hülfsvölker an. Der Erzbischof von Prag, die Aebte von Strahov und Braunau und noch einige Prälaten wurden von den Directoren des Landes verwiesen.

Der Graf Thurn eröffnete im Juni 1618 die Feindseligkeiten, indem er die kaiserlichen Feldherren Dampierre und Boucqoui besiegte. Während des Winters bemühten sich der König von Polen und der Kurfürst von Sachsen zwischen dem Kaiser und den Böhmen Frieden zu vermitteln. Schon war eine Zusammenkunft der streitenden Parteien zu Eger vorbereitet, als Kaiser Matthias starb (20. März 1619).

Vergebens bemühte sich sein Nachfolger, **Ferdinand II.** (regierte 1619—1637) die Gährung in Böhmen auf gütlichem Wege zu beschwichtigen, vielmehr brach Graf Thurn, das Oberhaupt des böhmischen Kriegsvolkes, mit 16,000 Mann nach Mähren auf, vereinigte sich dort mit den Protestanten und besetzte die wichtigsten Städte: Brünn, Olmütz, Iglau. Ein kaiserlicher Obrist, der später weltberühmte Wallenstein, war der Einzige, der ihnen Hindernisse in den Weg legte, freilich auf die Dauer ohne Erfolg, da er nur ein Regiment hatte. Von Mähren wandte sich Thurn gegen Oesterreich. Er fand nirgends Widerstand und bald lagerte er vor den Mauern Wiens. Der Augenblick war entscheidend, der Kaiser war ohne Ver-

theidiger; wenn Thurn die Thore sprengen ließ, war Ferdinand mit Gattin und Kindern gefangen. Alles rieth zur Flucht. Wenn er aber floh, war die Stadt, die Monarchie verloren, denn die Häupter der österreichischen Protestanten scheuten nur noch seine Gegenwart; ein Rest von Ehrfurcht hielt sie noch ab, dem Feinde die Thore der Stadt, der Hofburg zu öffnen. In dieser Bedrängniß warf sich Ferdinand vor einem Crucifix zum Gebete nieder; gestärkt erhob er sich, Gott vertrauend beschloß er zu bleiben. Eine Deputation der evangelischen Stände von Niederösterreich erschien in der Hofburg und forderte von Ferdinand drohend seine Einwilligung zum Abschlusse einer „Conföderation“ mit Böhmen. Daß eins der Mitglieder dieser Deputation den Kaiser beim Knopf gefaßt und gesagt habe: „So gib dich, Nandel, gib dich!“, wird nur von späteren Schriftstellern berichtet. In diesem entscheidenden Moment schmetterten Trompeten durch die Burg. Fünfhundert schwer bewaffnete Reiter stellten sich auf dem Burgplatze auf; Graf Dampierre hatte sie dem Kaiser zur Hülfe gesandt und der Oberst Saint-Hilaire sie glücklich in die Stadt gebracht. Im Augenblicke zerstob die Deputation, und Ferdinand rüstete zur Gegenwehr. Geschütz wurde auf die Wälle gebracht; die katholischen Bürger neu ermuthigt, die Studenten in jugendlicher Begeisterung griffen zu den Waffen und schlossen sich den Cuirassieren an. Thurn blieb noch einige Tage vor der Stadt; eines Morgens war er plötzlich verschwunden. Die böhmischen Directoren hatten ihm die Nachricht mitgetheilt, Graf Boucquoi habe ihren Feldherrn, Grafen Mansfeld, geschlagen und sich mit Dampierre vereinigt. Sie befahlen Thurn, heimzukehren und Prag zu decken. Von seinen Drängern befreit, übertrug Ferdinand die Regierungsgeschäfte seinem Bruder Leopold und unternahm alsbald die Reise nach Frankfurt.

Dort sollte die Wahl des neuen Kaisers Statt haben. Möglicher als je war jetzt die Wahl eines protestantischen Kaisers; die Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalz waren protestantisch, und das Königreich Böhmen, welchem die vierte Kurstimme zukam, stand unter der Leitung protestantischer Directoren. Aber deutsches Kaiserthum und katholisches Kirchenthum waren so eng verbunden, daß die Wahl eines protestantischen Kaisers das deutsche Reich aus seinen Fugen gesprengt haben würde; dies fühlten oder erkannten die protestantischen Kurfürsten. Hierzu kam noch Sachsens alte Freundschaft für Oesterreich, ferner die Abneigung des streng lutherischen sächsischen Hofes gegen den Calvinismus, und die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz waren calvinisch. Endlich hatte keiner der drei protestantischen Kurfürsten Geisteskraft genug, um den zahllosen Schwierigkeiten gewachsen zu sein, die sich einem protestantischen Kaiser darbieten mußten; vor dieser Aufgabe schreckten alle drei zurück und stimmten auch für Ferdinand. Als die Wählenden aus dem Wahlgemach traten, fanden sie große Bewegung im Volk; denn während des Wahlactes war die Nachricht gekommen, daß die Böhmen Ferdinand

„als Erbfeind der Gewissensfreiheit" des böhmischen Thrones verlustig erklärt und den Kurfürsten von der Pfalz zu ihrem König gewählt hätten.

Als Kurfürst Friedrich die Nachricht von Ferdinand's Absetzung und von seiner Wahl erhielt, wußte er sich nicht zu entscheiden. In seinem geheimen Rathe wurden mehr Gründe gegen die Annahme angeführt, als für dieselbe. Friedrich's eigene Mutter, Wilhelm's von Oranien Tochter, bat ihn thränenden Auges, die verderbliche Wahl abzulehnen. Andererseits reizten ihn zur Annahme Prinz Moritz von Oranien und Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, jener der Erbfeind von Spanien, dieser von Oesterreich. In seiner Umgebung selbst wirkten vorzugsweise für die Annahme Fürst Christian von Anhalt und die Kurfürstin Elisabeth. In mündlicher Verhandlung soll sie gefragt haben: „Warum er nicht den Muth habe, nach einer Krone zu greifen, nachdem er um eine Königstochter gefreit." Friedrich entschied sich für die Annahme der Krone. Als er Heidelberg verließ, um das Unglück bringende Geschenk zu übernehmen, rief die weinende Mutter: „Du trägst die Pfalz nach Böhmen!" Er aber mochte das Wort schon vergessen haben, als er, an der böhmischen Grenze von einer zahlreichen böhmischen Gesandtschaft empfangen, bald darauf seinen feierlichen Einzug in Prag hielt. In wenigen Tagen erfolgte die Krönung, und bald nachher erschien sein Manifest, in welchem Friedrich das Verfahren der Böhmen gegen Ferdinand und die Annahme der Krone zu rechtfertigen suchte.

Friedrich war nicht im Stande, die Union zu einem kräftigen Schritte zu seinen Gunsten zu bestimmen, aber auch die Gunst der Böhmen verlor er nur zu bald. Ohne zu ahnen, daß die Vergnügungen dieses Winters ihm einst den traurigen Namen „Winter-König" eintragen würden, veranstaltete er Schlittenfahrten und lustige Aufzüge, Gastmähler und Tanzfeste, und that Manches, was den böhmischen Eiferern auf- oder mißfiel. Die Königin war hochmüthig, die Ueppigkeit des Hofes gab Anlaß zu Aergerniß, seine Anhänger selbst geriethen unter einander in Streit. Thurn und Mansfeld waren in Hader mit dem Fürsten von Anhalt und dem Grafen von Hohenlohe, auf deren Rathschläge Friedrich mehr horchte, als auf ihre. Was ihm aber am meisten schadete, waren die religiösen Wirren, die er und sein Hofprediger Scultetus veranlaßten. Die Utraquisten in Böhmen hatten in ihren kirchlichen Gebräuchen viel vom Katholicismus behalten, in ihren Kirchen gab es Bilder und Reliquien der Heiligen; Friedrich sah Leute dort knieen und beten. In engherziger Intoleranz ließ er eines Morgens, unter persönlicher Leitung seines Hofpredigers Scultetus, die prager Domkirche von alle dem reinigen, was ihm als „papistischer Gräuel" erschien. Jedes Denkmal, jede Erinnerung früherer Zeiten, bis auf die Inschriften ward vertilgt. Keine Glocke durfte mehr läuten, statt der Altäre wurden Tische hingestellt, die goldnen und silbernen Kelche an den Hof geliefert, hölzerne dafür angeschafft und das Abendmahl ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt. Selbst der fanatische

alte Graf Thurn machte dem Könige Vorstellungen über das Zweckwidrige, Gefährliche dieses Schrittes. Die Antwort, die der König gab, charakterisirt die Schwäche des Mannes; er sagte: „er habe diese Maßregeln nicht geheißen, nur geschehen lassen“.

Während Friedrich vergebens Unterstützung von auswärtigen Mächten, namentlich von seinem Schwiegervater Jakob I. von England, erwartete, gewann der Kaiser nicht nur Baiern und die Liga, sondern auch Spanien und Sachsen für sich. Der spanische Befehlshaber in den Niederlanden, Spinola, erhielt den Befehl, in die Unterpfalz einzubrechen. Der Kurfürst von Sachsen übernahm aus alter Freundschaft gegen Oesterreich und aus alter Feindschaft der Lutheraner gegen die Calvinisten, so wie für die Abtretung der Ober- und Niederlausitz Seitens Ferdinand's, die Unterwerfung Schlesiens, welches als böhmisches Nebenland auch Friedrich anerkannte. In Böhmen vereinigte sich das liguistische Heer unter Maximilian und Tilly mit den kaiserlichen Truppen unter Boucquoi; den Oberbefehl führte Maximilian. Das böhmische Heer befehligte Christian von Anhalt. Er hatte bloß geworbenes Kriegsvolk und einige Tausend Ungarn, die ihm Bethlen Gabor gesendet. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, denn beide Heere waren in mißlichen Umständen, — Seuchen wütheten, Hunger und Noth war bei beiden Theilen groß. Bei Rakonitz begegneten sich die Heere. Maximilian wollte aber hier keine Schlacht liefern und brach sein Lager ab, um auf Prag loszurücken. Im Lager des Königs war Kriegsrath. Christian von Anhalt sagte: der Feind wolle nach Prag, man müsse dahin zurück, die Hauptstadt zu decken; — Graf Thurn, beschränkt und eigensinnig wie immer, wollte seinen Kopf zum Pfand einsetzen, daß dieses Maximilian's Absicht nicht sei, man müsse das Lager behaupten und das Land decken. Als man erfuhr, daß Maximilian nach Prag marschire, so mußte Christian von Anhalt sich zu einem Nachtmarsche entschließen. Um Mitternacht stand er auf dem weißen Berge. Das Heer war erschöpft, entmuthigt, demoralisirt; Friedrich war in Prag.

Es war zwischen 12 und 1 Uhr am 8. Nov., an einem Sonntage, dessen Evangelium den Spruch enthielt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“, als das kaiserliche Heer unter Tilly sich gegen die Böhmischen in Bewegung setzte. Christian von Anhalt rückte mit seiner Reiterei vor, warf die Kaiserlichen über den Haufen und dies mit solchem Glück, daß dadurch auch zwei Infanterie-Regimenter zum Wanken gebracht wurden. Wie es scheint, geschah dieser Angriff, wenn gleich mit großer Tapferkeit, so doch nicht mit der gehörigen Vorsicht. Tilly nämlich schickte den Böhmischen sofort den Obersten Kratz mit 500 Pferden in die Flanke, welche diese mit solcher Wuth angriffen, daß nicht allein der Fürst von Anhalt selbst verwundet und gefangen, sondern auch die ganze Reiterei zersprengt und in die Flucht gejagt wurde. Die geworfene Reiterei brachte Unordnung in die Reihen des Fußvolks, was die Kaiserlichen geschickt benutzten und

mit der ganzen Armee vorrückten. Was nun von den Böhmischen noch geschah, waren vereinzelte Angriffe, die das Gepräge der Unentschlossenheit des Führers und die Feigheit der Soldaten in gleichem Maße bezeugten. Die Schlacht hatte nur eine Stunde gedauert und der Sieger schlug seinen Verlust nur auf 100 Mann an. Aber 5000 der Besiegten sollen das Schlachtfeld bedeckt haben — 5000 Gefangene, 100 Fahnen, so wie die gesammte feindliche Artillerie fielen in des Siegers Hände. Nur mit 16 Reitern floh der Oberfeldherr vom Schlachtfelde. König Friedrich war eben bei Tische, als die Schlacht begann. Alsobald setzte er sich zu Roß und wollte hinaus, aber das Strahover Thor war geschlossen; so sah er denn vom Walle die Niederlage der Seinen. Er kehrte in das Schloß zurück und sandte den Befehl, das Thor zu öffnen. So rettete sich ein Theil des Heeres in die Stadt. Die Verbündeten hätten mit eindringen können, fürchteten aber einen Hinterhalt. Friedrich begehrte nun von Maximilian 24stündigen Waffenstillstand, um unterhandeln zu können. Maximilian bewilligte bloß 8 Stunden und bestimmte als erste Bedingung der Unterhandlungen Niederlegung der böhmischen Krone. Friedrich that in dieser Lage das Schlechteste, was er thun konnte: weder legte er die Krone nieder, noch entschloß er sich, sie auf das verzweifeltste zu vertheidigen, er floh. Unterhandelnd hätte er vielleicht die Pfalz gerettet, kämpfend vielleicht die Krone Böhmens ersiegt, gewiß den Ruhm standhaften Muthes behauptet; besinnungslos fliehend verlor er Alles. Prag ergab sich dem Sieger; Böhmen war für Ferdinand erobert. Das unglückliche Königspaar pilgerte über Berlin nach Holland. Niemand ahnete damals, daß ein Enkel dieses hartbedrängten Paares den englischen Thron besteigen würde.

In Böhmen kämpfte Mansfeld noch eine Weile in und um Pilsen, als aber überwiegende Heereskräfte gegen ihn vordrangen, zog er sich in die Oberpfalz zurück, die Besatzung von Pilsen ergab sich und so war der Krieg in Böhmen geendet. Nun begann das Strafgericht gegen die Häupter der Rebellion. Plötzlich wurden 48 der vorzüglichsten Anhänger Friedrich's gefangen gesetzt. Ihr Proceß wurde ganz summarisch geführt. Die Angeklagten vertheidigten sich aus dem Gesichtspunkte des Rechts, keiner bekannte sich schuldig, keiner bezeugte Reue, keiner wollte Abbitte leisten; mit freudiger Standhaftigkeit, mit der oft ausgesprochenen Zuversicht, für die gerechte Sache zu sterben, gingen sie in den Tod: 27 wurden hingerichtet. Gleichzeitige protestantische Schriftsteller geben Ferdinand das Zeugniß, daß er die Nacht vor der Unterschrift des Urtheils schlaflos zugebracht, daß er am Morgen seinen Beichtvater Lamormain gefragt, ob er ohne Verletzung des Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne? daß dieser geantwortet, Beides liege in Seiner Majestät Händen, und daß Ferdinand hierauf für Einige Erlaß, für Andere Milderung der Todesstrafe verfügt. Später erschien für alle noch nicht Verurtheilte ein Generalpardon, der Erlaß der Strafe aber umfaßte nur Ehre und Leben, die Güter fielen

dem Fiscus zu. Einen Theil der Güter erhielt die Geistlichkeit, einen Theil treugebliebene böhmische und deutsche Adelsgeschlechter. Endlich hielt Ferdinand einen Landtag, auf welchem er zuerst seine Gemahlin und zwei Tage hierauf seinen Sohn krönen ließ. Ferdinand bestätigte auch die politischen Rechte Böhmens, nur den Majestätsbrief, dessen Bestätigung er bei der Thronbesteigung beantragte, die man anzunehmen sich trotzig geweigert, durchschnitt er mit eigener Hand. Die protestantischen Prediger wurden aufgefordert, die alten Gebräuche in den Kirchen wieder einzuführen, und, da sie sich standhaft weigerten, aus Böhmen und dessen einverleibten Provinzen verbannt, wobei hervorgehoben wurde, dies geschehe nicht der Religion halber, sondern wegen des begangenen Hochverraths, weil sie die Wahl Friedrich's als ein Gott gefälliges Werk befördert hätten und noch jetzt die Gemüther vom Kaiser abwendeten. Der Gebrauch des Kelches wurde untersagt. Die katholischen Kirchen und Klöster erhielten das Eigenthum zurück, was ihnen in den früheren unruhigen Zeiten war entzogen worden. Bald nachher wurde den Nichtkatholischen sowohl das Bürgerrecht in den Städten, als auch das Recht, gültige Ehen zu schließen, entzogen, der Betrieb der Gewerbe, Handwerke und des Handels verboten. Nur Katholische sollten Testamente machen, öffentliche Wohlthaten und milde Stiftungen nur Katholischen zu Theil werden dürfen.

Die Protestanten erhoben sich wohl in einzelnen Theilen des Landes, aber diese Aufstände waren so unbedeutend, daß der Kaiser, noch ehe sie unterdrückt waren, ein weiteres Edict gegen die Protestanten erließ. Sie wurden in demselben ermahnt, binnen sechs Monaten zur katholischen Religion zurückzukehren. Jene Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, welche dieser Ermahnung nicht Folge leisten wollten, erhielten zugleich den Befehl, das Land zu verlassen. Dieses Edict war der Schlußstein der Gegenreformation. Sie war in Böhmen siegreich durchgeführt. Mit eben dem Erfolge vollzog sie der Kaiser auch in Mähren, Schlesien und in Oesterreich. Ferdinand that reformirend nichts Anderes und nichts mehr als alle protestantische Fürsten vor und zu seiner Zeit; er befolgte hierin nur die allgemein anerkannten Grundsätze seiner Zeit, die der Geschichtschreiber nicht nach dem gegenwärtigen Standpunkte, sondern nach den Ansichten des 16. und 17. Jahrhunderts beurtheilen muß.

2. Der pfälzische Krieg. 1620—1622.

Der Krieg zwischen Ferdinand und Friedrich von der Pfalz war durchaus kein Religionskrieg, sondern politischer Natur; Friedrich wollte Böhmen haben, Ferdinand es ihm nicht lassen. Nun war Friedrich besiegt, im ausgedehntesten Maße besiegt; denn nicht nur war er aus Böhmen vertrieben, auch seine Stammlande waren verloren gegangen. Der spanische Feldherr Spinola hatte mit einem stattlichen Heere von 25,000 Mann (1620) die ganze Kurpfalz besetzt; nur die Städte Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal hatten sich den

Spaniern noch nicht unterworfen. Die Unirten hatten dieser Besetzung unthätig zugesehen. Als nun Ferdinand die Acht über den Pfalzgrafen verhängte, eben so über den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg und den Grafen Friedrich von Hohenlohe, verließen die Reichsstädte zuerst die Union, hierauf der Landgraf Moritz von Hessen; sie schlossen Verträge mit Spinola, kraft deren sie sich förmlich von der Union lossagten und sich verpflichteten, dem Pfalzgrafen keinerlei Hülfe zu leisten. Die noch übrigen Mitglieder der Union versammelten sich noch einmal zu Heilbronn und lös'ten die Union auf (Mai 1621).

Ferdinand wollte die Oberpfalz dem Fürsten Maximilian von Baiern verleihen und die pfälzische Kurwürde ebenfalls auf denselben übertragen. Mehrere Gründe bestimmten ihn hiezu: Maximilian hatte ihm geholfen, die Oesterreicher und Böhmen zu unterwerfen; für die Kriegskosten aber hatte er dem Herzog von Baiern Oesterreich verpfänden müssen, durch die Verleihung der Oberpfalz lös'te er dies ein; durch die Uebertragung der Kurwürde auf Maximilian blieb die Kurwürde bei dem wittelsbachischen Hause, ging aber von der ältern Linie auf die jüngere, von einem protestantischen Hause auf ein katholisches über; dadurch gab es in Zukunft statt drei evangelische Kurfürsten nur zwei; das Uebergewicht jener war gebrochen und die Besorgniß entfernt, einst einen protestantischen Kaiser auf dem deutschen Throne zu sehen; endlich war durch diesen Schritt Baiern, man möchte sagen, unauflöslich an Oesterreich gekettet und eine überwiegende katholische Macht im Süden Deutschlands erschaffen.

Im deutschen Reich erhob sich keine Stimme für den unglücklichen Pfalzgrafen. Die katholische Partei war entschieden gegen ihn und selbst mehrere protestantische Fürsten wendeten sich von ihm ab, theils die kaiserliche Gunst wieder zu gewinnen, theils um das bisher erprobte Wohlwollen des Kaisers auch ferner zu erhalten.

Wie stand es nun mit Friedrich's Verhältniß zu dem Auslande? Drei auswärtige Monarchen verwendeten sich für Friedrich; es waren die Könige von Dänemark, England und Spanien; der König von Dänemark that es als protestantischer Fürst, Jakob von England als Schwiegervater Friedrich's, Spanien endlich, weil Philipp's Schwester, die spanische Infantin Maria, den englischen Thronerben, Karl, heirathen sollte. Diese Verwendung des katholischen spanischen Hofes für das Haupt der Calvinisten in Deutschland ist wohl der offenste Beweis, daß Ferdinand's und Friedrich's Zerwürfniß damals nicht aus dem religiösen, sondern aus dem politischen Gesichtspunkte aufgefaßt wurde. Spaniens Vermittlung, mit jener Englands vereint, führte lange und weitschweifige Verhandlungen herbei, aber es kam zu keinem Resultate, denn einerseits forderte Friedrich seine Herstellung ohne allen Verlust und andererseits wollte man ihn für seine Person zu völliger Entsagung zwingen. Während dieser langen Verhandlung war der Krieg in Deutschland wieder ausgebrochen.

Der Krieg entbrannte aufs Neue durch Mansfeld, den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und den Administrator von Halberstadt, die für die Sache Friedrich's das Schwert zogen. Graf Ernst von Mansfeld hatte früher in Ungarn und den Niederlanden dem Hause Habsburg gedient, weil er aber, mit Recht oder Unrecht — es läßt sich nicht ausmitteln — sich zurückgesetzt und nicht richtig bezahlt glaubte, war er in die Dienste der Union getreten und daselbst reformirt geworden. Als Maximilian von Baiern nach Böhmen einbrach, berief Friedrich den Mansfeld eilig nach Prag. Dieser aber frug erst, ob er in Friedrich's Heer seinen Rang als Feldmarschall werde behaupten können? Während dieses Hin- und Hersendens ging die Schlacht am weißen Berge verloren. Nun verließ Mansfeld Böhmen und eilte mit dem besten Theile seines Heeres nach Deutschland zurück, warb daselbst neue Truppen und trat nun offen als Friedrich's Feldherr in den Kampf. Er war klein, durch eine Hasenscharte entstellt, aber kriegskundig, ein guter Feldherr voll unerwarteter Hülfsmittel, kein Unrecht scheuend, seine Krieger waren eine zuchtlose Schaar, die Gräuel verübte, welche man nicht ohne Schaudern lesen kann. — Der Reiz, als kriegerisches Oberhaupt aufzutreten, war damals so mächtig, daß der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ehemaliges Mitglied der Union, die Regierung seinem Sohne übergab, um an der Spitze eines ansehnlichen, im eigenen Lande geworbenen und ausgerüsteten Heeres ein Freibeuterleben zu führen. Er war weder als Feldherr, noch durch Geisteskräfte ausgezeichnet; aber die Seinen liebten ihn. — Christian der jüngere von Braunschweig, in der Geschichte allgemein als Administrator von Halberstadt bekannt, ward als sechszehnjähriger Jüngling von dem protestantischen Domcapitel in Halberstadt zum Bischof gewählt und vereinigte noch mehrere geistliche Pfründen in seiner Person, obgleich er nicht die geringste Spur eines geistlichen Gemüths verrieth, ein roher Wüstling, zu jeder Schandthat bereit und mit dem Vollbrachten prahlend. Ohne Feldherrntalent war er persönlich tapfer; seine Truppen, nach ihres Herrn Beispiel, die Mansfeldischen an Wildheit überbietend. Er faßte eine heftige Leidenschaft für die vertriebene Kurfürstin Elisabeth, steckte ihren Handschuh auf den Hut und schwur, den Handschuh nicht eher abzulegen, bis er sie auf den Thron zurückgeführt. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" ist die Inschrift der Thaler, die er aus dem geraubten Kirchensilber prägen ließ. „Für Gott und Sie" stand auf seinen Fahnen. Der Beiname, der tolle Herzog, und die Sage, die von Mund zu Mund ging und geglaubt wurde, daß er zur Unterhaltung und um die Güte von Gewehren zu erproben, Ziegeldecker von den Dächern schieße, beweisen hinlänglich, wie Christian gehaust haben muß. Diese drei Abenteurer stellten den Grundsatz auf: der Krieg muß den Krieg ernähren. Sie gaben das Signal zu einer Art Kriegführung, die den Wohlstand Deutschlands und seine Cultur auf lange Zeit vernichtete.

Der Pfalzgraf verließ seinen Zufluchtsort, den Haag, und begab

sich in Mansfeld's Lager. Dieser traf mit Tilly zusammen und warf ihn in einem Gefecht bei Wisloch zurück, aber die frohen Hoffnungen, zu denen diese ersten glücklichen Schritte den Pfalzgrafen berechtigten, wurden durch zwei Siege Tilly's nur zu bald zerstört. Der liguistische Feldherr Tilly griff den Markgrafen von Baden an und vernichtete dessen Heer in der Schlacht bei Wimpfen; 300 pforzheimer Bürger retteten durch ihre treue Hingebung den Fürsten. Unter ihres Bürgermeisters Berthold Deimling's Anführung fochten sie bis auch der letzte gefallen — aber ihr Fürst, dem sie ihr Leben gewidmet, ward durch diese Hingebung, welche gewissermaßen das Andenken an Thermopylä erneuert, gerettet. Von Wimpfen wandte sich Tilly gegen den Herzog von Halberstadt. Dieser war auf dem Marsche, um sich mit Mansfeld zu vereinigen; mehr ritterlich als klug, griff er Tilly bei Höchst an und wurde vollständig geschlagen. Der unglückliche Pfalzgraf mußte die Hoffnung aufgeben, durch Waffengewalt seine verlorenen Länder wieder zu erobern, es blieb ihm nur der Weg friedlicher Unterhandlung übrig. Der Kaiser aber erklärte: Friedrich's Angelegenheit betreffe das ganze Reich, er vermöge also nicht anders darüber zu entscheiden, als im Verein mit den Kurfürsten; er werde zu diesem Ende einen Fürstentag zu Regensburg halten. Ehe noch der Fürstentag eröffnet worden, hatte Tilly Heidelberg und Mannheim erobert und so der Sache des Pfalzgrafen den Todesstoß gegeben. Der Kaiser belohnte den Herzog von Baiern mit der pfälzischen Kur, dem Reichsvicariat und dem Truchsessenamt.

3. Der dänische Krieg 1625—1629.

König Jakob I. von England, nachdem der Plan, seinen Sohn Karl an eine spanische Prinzessin zu verheirathen, aufgegeben war, wollte seinem Schwiegersohn, dem Pfalzgrafen Friedrich, durch Waffenwalt seine Länder wieder verschaffen. Den nächsten Bundesgenossen zu diesem Zwecke fand er an Frankreich, welches durch Richelieu zur Politik Heinrich's IV., die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen, zurückkehrte. Beide Mächte suchten Verbündete im Norden und fanden solche an Holland und Dänemark. England und Holland sollten das Geld zum Kriege geben, der ruhmsüchtige und ländergierige König von Dänemark, Christian IV., der zugleich der Schwager des Königs von England war, wollte den Krieg selbst führen. Wenn er auch gern für das Haupt der Protestanten gelten mochte, so waren doch die confessionellen Rücksichten nur untergeordnete Motive; er gedachte die norddeutschen Bisthümer, welche damals Tilly den Katholiken wieder zuwenden wollte, für dänische Prinzen zu gewinnen.

Da der König Christian selbst bei Hameln einen Unfall erlitten hatte, indem er mit seinem Pferde in eine mit Brettern leicht bedeckte Grube gestürzt und beinahe verschüttet worden war, worauf er längere Zeit an physischer und geistiger Schwäche litt, so übertrug er dem Herzog von Altenburg den Oberbefehl. Dieser wurde von Tilly bei

Seelze überfallen und auf der Flucht erschossen. Der König von Dänemark und Tilly bezogen nun beiderseits die Winterquartiere.

Bisher hatte der Kaiser den Krieg mit liguistischen Truppen geführt; Tilly, der Schrecken der Feinde der Kaisers, war nicht sein Feldherr, sondern General in den Diensten der Liga; somit war der Kaiser in allen großen Unternehmungen von dem guten Willen der Liga abhängig. Das Bedürfniß eines selbständigen kaiserlichen Heeres wurde von Ferdinand und seinen Räthen lebhaft gefühlt, aber Niemand fand die Mittel, ein solches zu schaffen. Wallenstein erbot sich hiezu.

Albrecht Wenzel Eusebius Waldstein oder, wie er gegenwärtig genannt wird, Wallenstein, war der Sprosse eines urböhmischen Geschlechts. Im zehnten Jahre seines Alters war er verwais't; sein Vormund und Oheim, von Ricam, katholisch, brachte den utraquistischen Knaben nach Olmütz in die Schulanstalt der Jesuiten, woselbst ein Pater Puchta oder Pachta ihn zum Rücktritt zum katholischen Glauben vermochte. Nachdem Wallenstein die Studien geendet, unternahm er eine große Reise durch Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Er studirte in Padua und Bologna vorzugsweise Mathematik, Astrologie und Kriegswissenschaft. Heimkehrend trat er in kaiserliche Kriegsdienste, kämpfte mit Tapferkeit gegen die Türken, ging dann zu Ferdinand, welcher eben damals, als Herr der Steyermark und Krains, mit den Venetianern Krieg führte. Als die böhmischen Unruhen ausbrachen, befehligte Wallenstein ein mährisches Regiment (s. S. 241). Später wirkte er mit zur Wiedereroberung von Mähren und focht gegen Bethlen Gabor. Zum Ersatz aufgewendeter Kriegskosten erhielt er die Herrschaft Friedland um ein Billiges. Später erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand und gab ihm den Titel „Herzog von Friedland". Er war zweimal verheirathet: das erste Mal mit Lucretia Nikessin von Landek, einer Witwe, die um Vieles älter war als er. Sie war sehr reich und hinterließ ihm ihr ganzes Vermögen. Nach dem venetianischen Feldzuge vermählte er sich zum zweiten Mal mit Gräfin Isabella Katharina von Harrach. Die Reichthümer, die er von seiner ersten Gemahlin geerbt, gaben ihm die Mittel, über 60 confiscirte Güter in Böhmen um verhältnißmäßig geringes Geld zu erstehen. Er war der reichste Mann der Monarchie, als er sich dem Kaiser zur Errichtung eines eigenen Heeres anbot.

Sein Adlerblick übersah die Verhältnisse Deutschlands und er erbot sich, ein Heer von 40,000 Mann zu stellen, ohne auch nur einen Heller Geldes vom Kaiser zu begehren. Er machte aber zwei Bedingungen: erstens sollten ihm Werbeplätze geöffnet werden in allen Ländern des Kaisers; zweitens begehrte er den unbedingten Oberbefehl über diese Kriegsmacht. Aengstliche Räthe erschraken ob dieser Idee und meinten, man müsse es erst im Kleinen probiren; Wallenstein möge vorerst einen Heerhaufen von 10,000 Mann errichten und erhalten; er aber antwortete: 10,000 Mann können sich nicht erhalten, wohl aber 40,000. Die immer mehr drohende Gefahr des dänischen Krieges vermochte den

Kaiser, Wallenstein's Anerbieten anzunehmen und seine Forderungen zu genehmigen. Von Wallenstein's Freigebigkeit und Ruf gelockt, strömten Krieger, nicht nur aus den kaiserlichen Staaten, sondern selbst aus dem protestantischen Deutschland herbei, Italiener und Spanier schaarten sich unter ihm.

Während des Winters fand zu Braunschweig ein Friedenscongreß Statt, aber kein Theil wollte nachgeben, also mußte das Schwert entscheiden. Der König von Dänemark wollte sich selbst mit der Hauptarmee Tilly entgegenstellen. Mansfeld sollte durch Brandenburg nach Schlesien vordringen, Wallenstein nachlocken, dann sich mit Bethlen Gabor vereinigen und Wien bedrohen. Mansfeld, im Begriffe seinen Auftrag zu erfüllen, stieß bei Dessau an der Elbe auf Wallenstein. Er wollte den Brückenkopf erstürmen, den Wallenstein daselbst angelegt, aber drei wiederholte Angriffe mißlangen; der letzte endete mit Mansfeld's Niederlage. Er zog sich in die Mark Brandenburg zurück, Wallenstein aber verfolgte ihn nicht, sondern blieb in der Elbegegend stehen und verstärkte sein Heer. Hierdurch gewann Mansfeld Zeit, sich mit 5000 Dänen unter Obrist Baudissin und dem Herzog Johann Ernst von Weimar zu vereinigen. Sie gingen nun bei Frankfurt über die Oder nach Schlesien; Wallenstein ihnen nach. Jener wollte sich mit Bethlen Gabor vereinigen; dieser eine solche Vereinigung hindern.

Bethlen Gabor war seit dem Beginn des 30jährigen Krieges immer mit den Gegnern des Kaisers in Verbindung gewesen, auch wenn er mit diesem zum Schein Frieden geschlossen hatte; so wie hinwieder die Feinde des Kaisers sich auf ihn nicht verlassen konnten, denn er verließ sie oft im entscheidenden Augenblick. Er suchte nur kleinen Gewinn, und hatte er diesen erlangt, kümmerte er sich nicht um das Ganze. So ging er auch jetzt wieder auf Friedensverhandlungen ein. Als Mansfeld dies erfuhr, verließ er Bethlen. Er wollte über Venedig nach England, aber in Dalmatien, unfern von Spalatro, ereilte ihn der Tod. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich sein bestes Kleid anziehen, und weil es ihm unmännlich schien, dem Tode zu unterliegen, gab er, durch zwei Officiere gehalten, stehend, in ihren Armen seinen Geist auf.

Die Entscheidung des Krieges lag nun in den Heeren Tilly's und des Königs von Dänemark. Der König hatte die Absicht, durch das Eichsfeld in das Thüringische, und dann in den Rücken der Liga einzubrechen. Um dies auszuführen, mußte Tilly zuvor geschlagen werden. Bei Duderstadt trafen die Heere auf einander. Tilly's Heer war vom Marsch ermüdet und ein Theil der Infanterie war noch nicht angekommen, ein rascher Angriff hätte dem König vielleicht den Sieg verschafft; er aber begnügte sich, seine Armee in Schlachtordnung aufzustellen und bis zur Nacht in dieser Stellung zu verbleiben; dann verließ er sie. Tilly verfolgte ihn. Die dänische Armee litt durch Krankheiten und befand sich in einem Zustande von Desorganisation. Tilly ereilte den König endlich bei Lutter am Barenberge, griff dessen Nachhut

an und verwickelte ihn in eine Schlacht (16. August 1626), die mit der vollständigen Niederlage der Dänen endete. Die ganze dänische Artillerie, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen fielen in Tilly's Hände. Auf der Wahlstadt lagen über 4000 Dänen. Die Lage des Königs von Dänemark war höchst bedenklich; zu dem Verlust der Schlacht von Lutter kam der von Schlesien. Dort hatten sich die Ueberreste Mansfeldischer Truppen eine Weile behauptet; jetzt waren sie durch Wallenstein hinausgeworfen und der gefürchtete Feldherr selbst im Anzuge gegen den niedersächsischen Kreis. Daß der König nicht auf der Stelle verloren war, lag daran, daß Tilly ihn nur langsam verfolgte, und an der Uneinigkeit, die zwischen Tilly und Wallenstein herrschte. Die beiden Feldherren boten einen schneidenden Contrast. Wallenstein prachtliebend mit glänzendem Gefolge, Tilly höchst einfach; Wallenstein wollte als Fürst geehrt sein, als kaiserlicher Feldherr den ersten Rang haben, Tilly sollte nur als Unterfeldherr behandelt werden. Dieser erwies ihm äußerlich alle Ehrenbezeugung; aber eben so geschickt als kräftig behauptete er in politischen Angelegenheiten die Rechte seines Herrn, des Kurfürsten von Baiern, und in Kriegsverhältnissen sein Ansehen als selbständiger Feldherr einer unabhängigen Armee.

Schon vor der Schlacht bei Lutter mißtrauten die deutschen Fürsten und Stände den Kräften des Königs von Dänemark und scheuten sich, ihn zu unterstützen, wie es doch mancher gern gethan hätte; nach der Schlacht trachteten die meisten, die Gunst des Kaisers zu gewinnen. Wenn kleinere Fürsten sich von selbst an den Kaiser wandten, wandte sich hinwieder der Kaiser durch eigene Gesandten an die größern Reichsfürsten, um sie von Dänemark zu trennen, so namentlich an den Kurfürsten von Brandenburg, den Herzog Christian von Braunschweig, an die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises. Auch die Herzöge Adolf Friedrich und Hans Albrecht von Mecklenburg wurden durch Tilly aufgefordert, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen. Da sie eine ausweichende Antwort ertheilten, so rückte Wallenstein in Mecklenburg vor und erhielt, da die Herzöge entflohen, das Herzogthum vom Kaiser als Entschädigung für seine Kriegskosten.

Wie gewaltig Wallenstein auch in diesem Moment äußerlich erschien, fühlte er doch in seinem Innersten zu gut, daß seine isolirte Stellung als Herzog von Mecklenburg ohne Gewaltstreich nicht haltbar sei. Er suchte also sich auch Pommern zuzueignen. Sein kriegerischer Blick erkannte die Wichtigkeit von Stralsund, er wollte es in seiner Gewalt haben. Arnim, der im Namen des entfernten Wallenstein mit der Stadt unterhandelte, besetzte eine den Hafen der Stadt beherrschende kleine Insel, Dänholm genannt, und ließ dort Werke anlegen. Die Bürgerschaft betrachtete dies als Friedensbruch und eröffnete die Feindseligkeiten. Der Dänholm konnte nur zur See verproviantirt werden, Arnim aber hatte keine Schiffe; die Stralsunder schnitten also alle Zufuhr ab, und die kaiserliche Besatzung mußte sich ergeben. Arnim, um diesen Schimpf zu rächen, unternahm drei Stürme gegen die Stadt;

alle drei mißlangen. Bei dem dritten wurde die Stadt durch die Geistesgegenwart einer Frau gerettet. Es war Sonntag und die Bürger in der Kirche, als die Kaiserlichen anrückten; eine Frau nahm sie wahr, rasch entschlossen erfaßte sie eine Trommel und wirbelte so gewaltig, daß die Männer noch zur rechten Zeit herbeiströmten, um die Kaiserlichen zurückzudrängen.

Indessen hatte sich Stralsund auch nach äußerer Hülfe umgesehen. Der König von Dänemark sandte den Obersten Holk mit vier Compagnieen und auch von Schweden kam Unterstützung. So waren nun die Stralsunder im Stande, eine anhaltende Belagerung zu bestehen. Sie wären dieses Dranges aber gern los gewesen und schickten deßhalb den Protonotarius Wahl nach Böhmen an den Kaiser und an Wallenstein. Dieser antwortete, er habe befohlen, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt geführt werden sollten, er werde selbst hinkommen und nicht von dannen weichen, bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen, oder es solle von ihr nichts übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Menschen und er selbst davor sein Leben einbüßen. Er war schon auf dem Wege nach Stralsund, als eine mildere kaiserliche Resolution bei ihm eintraf. Wallenstein äußerte: „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, es müßte doch herunter." Mit diesen Gesinnungen erschien er vor der Stadt. Seine Anwesenheit brachte neues Leben in die Belagerer; 20,000 Mann umringten die Stadt, welche nur 1000 Mann regelmäßige Truppen und 2000 bewaffnete Bürger zählte. Am andern Tage ließ er die Stadt wieder furchtbar beschießen. Das unausgesetzte Feuern erschütterte den Magistrat, und unter Vermittelung der pommer'schen Commissarien kam ein Vergleichungsentwurf zu Stande, kraft dessen Stralsund sich bereit erklärte, eine herzogliche Besatzung von 2000 Mann einzunehmen und 50,000 Reichsthaler Contribution zu erlegen. Die Bürgerschaft wollte aber die Uebereinkunft des Magistrats nicht annehmen. Wallenstein ließ nun die Belagerung mit Eifer fortsetzen; er mußte sich aber überzeugen, daß die Stadt nicht erobert werden könne, so lang sie freie Zufuhr von Lebensmitteln, Munition und Kriegsvolk von der See aus habe. Er verließ also die Stadt und schrieb an Arnim, die Belagerung aufzugeben.

Der Krieg mit dem Könige von Dänemark hatte indessen fortgedauert, aber auf eine sonderbare Weise. Er verlor auf dem festen Lande alle Plätze, die er hatte, hingegen landete er bald da, bald dort, und Wallenstein hatte sich zwar zum Admiral des oceanischen und baltischen Meeres ernennen lassen, aber der Kaiser hatte keine Schiffe; ein Ende dieses Krieges war also nicht abzusehen. Tilly und Wallenstein riethen Beide dem Kaiser zum Frieden mit Dänemark. Zu Lübeck wurde derselbe auf sehr einfache Bedingungen geschlossen. Der König erhielt seine verlorenen Landschaften und Städte wieder zurück und versprach dagegen, sich künftig in die Angelegenheiten Deutschlands nicht anders zu mischen, als sich für einen Herzog von Holstein ge-

bührt, ferner die Erz- und Hochstifte weder für sich noch für seine Söhne in Anspruch zu nehmen. Außerdem wurde in diesem Frieden beinahe ganz Europa mit eingeschlossen. Für Schweden hatte dieser Friedenscongreß eine andere Bedeutung als für die übrigen Mächte; denn während der Verhandlungen war der Secretär der schwedischen Gesandtschaft zu Kopenhagen in Lübeck erschienen, um an den Tractaten Theil zu nehmen. Wallenstein ließ ihn zurückweisen und antwortete, daß keine Unterhandlung mit Schweden angefangen werden könne, bevor nicht der König seine Besatzung vom Boden des Reiches werde entfernt haben.

Wie die protestantischen Fürsten, wo sie die Uebermacht hatten, diese dazu benutzten, ihre Religion für die Zukunft durch die Verstärkung politischer und materieller Kräfte zu sichern, so benutzte jetzt Ferdinand seine Uebermacht, um der katholischen Religion das Uebergewicht in Deutschland zu verschaffen und sie für die Zukunft zu sichern, dadurch, daß er sich mittelbar oder unmittelbar in Deutschland verstärkte. Die Unthätigkeit des mächtigsten protestantischen Fürsten, des Kurfürsten von Sachsen, hatte sich der Kaiser gesichert, indem er ihm versprach, daß die Restitutionsmaßregel nicht werde auf jene Bisthümer angewendet werden, die Sachsen sich zugeeignet hatte. Hierauf erließ der Kaiser das berühmte Restitutionsedict am 6. März 1629. Er verordnete: 1) daß die Katholischen die mittelbaren Klöster und geistlichen Güter, welche zur Zeit des passauer Vertrags oder später noch in ihrem Besitz gewesen, mit Recht zurückzufordern hätten; 2) daß der Religionsfriede nur allein die Verwandten der katholischen Religion und der 1530 übergebenen augsburgischen Confession angehe, alle anderen Lehren und Secten aber davon ausgeschlossen und verboten, auch nicht geduldet werden sollten.

Die Aufregung unter den Protestanten war außerordentlich; aber zu ihrer Vertheidigung fehlten ihnen sowohl Rechtsgründe als materielle Kraft; die Furcht vor den kaiserlichen und liguistischen Waffen war zu groß, der Boden zitterte unter ihren Füßen, wo Wallenstein und Tilly einherschritten. Neben der Vollziehung des Restitutionsedictes war die Ausführung einer zweiten Maßregel für die Existenz vieler protestantischen Familien höchst nachtheilig, ja verderblich; es war die Confiscation der Güter jener Männer, die es mit dem Pfalzgrafen, Christian von Halberstadt, Mansfeld, dem Könige von Dänemark gehalten oder sich sonst dem Kaiser abgeneigt bewiesen. Der größte Schritt dieser Art war die Achtserklärung gegen die Herzöge von Mecklenburg und die Verleihung ihres Herzogthums an Wallenstein, der sich fortan Herzog von Sagan, Friedland und Mecklenburg nannte. Diese Aechtung entfremdete dem Kaiser die Neigung der sämmtlichen katholischen Fürsten Deutschlands, namentlich entzog sie ihm die Neigung des mächtigsten unter denselben, des Kurfürsten von Baiern, und brachte den Unwillen der katholischen Fürsten gegen Wallenstein zum Ausbruche.

Der Kaiser berief 1630 einen Reichstag nach Regensburg und

hoffte nicht nur die Unzufriedenen zu beruhigen, sondern auch seinen Sohn, wie er Ferdinand genannt, zu seinem Nachfolger wählen zu lassen. Alle auf dem Reichstage versammelten Stände, katholische sowohl als protestantische, vereinigten sich in dem entschiedensten Angriffe auf Wallenstein. Maximilian von Baiern war ihm vorzugsweise feind wegen der Besitznahme von Mecklenburg; die Liga folgte der Richtung Baierns und die Protestanten eiferten gegen Wallenstein, weil sein eiserner Arm auf ihnen lastete und sie durch seine Entfernung das Restitutionsedict zu vernichten hofften. Wäre Wallenstein nach Regensburg gegangen, wie ihm gerathen wurde, so hätte er vielleicht den Sturm beschwören können; er that es aber nicht, sondern ging von Böhmen nach Memmingen. So behielten seine Feinde freies Spiel und siegten. Man wußte nicht, wie Wallenstein seine Absetzung nehmen würde; man fürchtete Widerstand, deßhalb wurde der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrath Freiherr von Questenberg, zwei Freunde Wallensteins, an ihn abgesandt, ihn zur Niederlegung seines Commando's in Güte zu bewegen. Sein Vetter, Max Wallenstein, hatte ihn schon von der erfolgten Aechtung unterrichtet. Wie nun die beiden erwähnten Herren erschienen, empfing er sie freundlich und bewirthete sie glänzend. Endlich schien es den beiden Abgeordneten an der Zeit, mit ihrem Auftrage herauszurücken; sie begannen eine wohlvorbereitete Rede; Wallenstein aber unterbrach sie, las ihnen die Nativität des Kaisers, des Kurfürsten von Baiern und die seinige vor, und sagte dann: „Die Herren können aus den Gestirnen ersehen, daß ich euere Mission gewußt, und daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers dominirt; daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; es thut mir weh, daß Ihre Majestät sich meiner so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten." Er ging auf seine Güter. Der Abdankung des Heerführers folgte jene des Heeres. Von 100,000 Mann wurden 60,000 entlassen. So wie die Heere damals eingerichtet waren, hieß dies nichts Anderes, als dem Feinde eine Verstärkung von 60,000 Mann zusenden.

Der Kaiser hatte gewünscht, daß sein Sohn zum römischen König und zu seinem Nachfolger gewählt werde; man lehnte dies ab, weil nach der goldenen Bulle die Kaiserwahl nur auf einem eigens dazu ausgeschriebenen und nur in Frankfurt zu haltenden Wahltage vorzunehmen sei. Ueber das Restitutionsedict wurde entschieden, daß es nicht aufgehoben werden könne, aber der Vollstreckung desselben wurde auf so lange Einhalt gethan, bis auf dem, für das nächste Jahr nach Frankfurt am Main ausgeschriebenen Tage bestimmt sein würde, wie das Edict zu vollziehen und den bis jetzt dabei stattgehabten Ausschweifungen Einhalt zu thun sei. Mit andern Worten hieß dies das Restitutionsedict aufheben. Während des Reichstages kam auch der Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande. Beide Theile versprachen ihren Feinden, die sich jetzt oder künftig zeigen würden, keinerlei Beistand zu leisten. Aber während der französische Gesandte dies in Regensburg

versprach, war ein anderer Franzose im schwedischen Lager und unterhandelte ein Bündniß zwischen Schweden und Frankreich. Zehn Tage nach Wallenstein's Abdankung landete Gustav Adolf in Pommern.

4. Der schwedische Krieg.

Die Sicherstellung des Protestantismus mag bei Gustav Adolf persönlich mit ein Grund zum Kriege gewesen sein, aber die Hauptmotive waren nicht religiöse, sondern politische, die Unterstützung von 10,000 Mann, welche Wallenstein (1629) dem Könige von Polen im Kriege gegen Schweden gesandt hatte und die wiederholt gegen die Schweden gekämpft hatten; die bedrohte Freiheit des baltischen Meeres; die Vertreibung der ihm verwandten Herzöge von Mecklenburg; endlich vielleicht die Besorgniß, von den Kaiserlichen in Schweden selbst angegriffen zu werden, da ihre Rüstungen zu Lande und zur See immer drohender wurden. In dem schwedischen Kriegsmanifeste ist von der Religion mit keinem Worte die Rede.

Nach beschwerlicher Ueberfahrt ankerte Gustav Adolf mit der schwedischen Flotte bei der kleinen Insel Ruden an der nordwestlichen Odermündung. Der König stieg zuerst an das Land, warf sich auf die Kniee und betete zu Gott. Eilf Regimenter wurden in der Nacht auf Usedom gelandet, am nächstfolgenden Tage die übrigen. Die Reiterei (3000 Mann) war ganz schwedisch, das Fußvolk (15,000 Mann) zur Hälfte deutsch. Mit dieser der Zahl nach schwachen Mannschaft begann Gustav Adolf die Offensive. Er vertrieb die Kaiserlichen aus den Inseln Usedom und Wollin und eroberte Wolgast, Wollin und Camin und somit waren die Odermündungen in seiner Gewalt. Aber ohne Stettin war die Herrschaft über die Oder unsicher; er beschloß, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Herzog Bogislaw von Pommern, der letzte seines Stammes, ging wegen Unterhandlungen selbst in das schwedische Lager. Gustav Adolf ließ sich in dieser Beziehung die Anwartschaft auf Pommern, im Falle des Aussterbens der regierenden Linie, übertragen und that so den ersten Schritt, um in Deutschland auch nach dem Kriege festen Fuß zu behalten. Mit dem rückkehrenden Herzoge rückten auch die Schweden in Stettin ein (10. Juli), welches Gustav Adolf zu seinem Haupt-Waffenplatze machte.

Wenn Herzog Bogislaw nur ungern und gezwungen sich mit den Schweden verbündete, traten andere, meistens jüngere Söhne deutscher protestantischer Fürstenhäuser, freudig zu Gustav Adolf über: Georg von Braunschweig und Lüneburg, Franz Karl von Sachsen-Lauenburg, sein Bruder Franz Albert, der vertriebene Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, schlossen sich an Gustav Adolf an. Der bedeutendste Gewinn war aber, daß Hessen-Kassel sich mit den Schweden vereinigte. Es blieb Schwedens treuester Bundesgenosse bis zum Ende des Krieges. Die älteren protestantischen Fürsten hielten es meistens mit dem Kaiser.

Der Winter verging mit diplomatischen Verhandlungen. Der König von Schweden suchte sich durch Bündnisse zu stärken: er erhielt von Frankreich die Zusage von Hülfsgeldern, dabei hatte Richelieu ausbedungen, daß die katholische Religionsübung, wo sie sich vorfinde, verbleibe; gleichzeitig hatte Frankreich den deutschen Fürsten seine Vermittlung und den katholischen Fürsten Beistand angeboten!

Im Frühjahre 1631 eroberte Gustav Adolf Mecklenburg und die vertriebenen Herzöge kehrten wieder in ihre angestammten Länder zurück. Während Tilly nach Magdeburg aufbrach, rückte der König gegen Brandenburg vor. Der Kurfürst Georg Wilhelm war kaiserlich gesinnt; während des dänischen Krieges hatten die dänischen und mansfeldischen Truppen die brandenburgischen Lande arg mißhandelt, der Kaiser hatte ihn dagegen geschont, so daß das Restitutionsedict in Brandenburg nicht in Vollziehung kam, obschon nach dem Buchstaben des Religionsfriedens die drei brandenburgischen Bisthümer: Brandenburg, Havelberg und Lebus zurückgefordert werden konnten. In dieser Gesinnung bestärkte ihn sein Minister von Schwarzenberg, der in Rath und That von einem höhern als dem confessionellen Standpuncte ausging. Gegen Gustav Adolf, obschon er sein Schwager war, hatte der Kurfürst gegründetes Mißtrauen, denn Jener verrieth die Absicht, die Erbschaft Pommerns dem Hause Brandenburg zu entziehen, worauf dasselbe doch ein allgemein anerkanntes und bald ins Leben tretendes Anrecht hatte, aber es fehlten Waffen, um sich den Schweden zu widersetzen; des Kurfürsten Gemahlin, Elisabeth Charlotte, die Schwester des Böhmenkönigs Friedrich, und ihre Mutter waren gegen den Kaiser; die schwedische Partei siegte, der Minister Schwarzenberg wurde entlassen und Spandau den Schweden auf so lange eingeräumt, bis Magdeburg entsetzt sein würde. Sechs Tage vor dem Abschluß dieser Uebereinkunft war der schwedisch-protestantischen Partei ein furchtbarer Schlag versetzt worden: Tilly hatte Magdeburg mit Sturm erobert.

Diese Stadt strebte darnach, sich von der Landeshoheit der (protestantischen) Erzbischöfe ganz zu befreien und eine freie Reichsstadt zu werden. Damals war ihr eigentlicher Herr („Administrator"), Christian Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, vom Kaiser geächtet, weil er sich den Dänen angeschlossen hatte, und lebte zu Hamburg. Dieser faßte den Plan, mit Hülfe der Magdeburger in Deutschland einen allgemeinen Aufstand zu erregen und dadurch das Vordringen des Königs von Schweden zu erleichtern. Er kehrte nach Magdeburg zurück, fand großen Zulauf, und, da die kaiserlichen Truppen größtentheils in Pommern waren, so bekam er in Kurzem die meisten Städte und Schlösser des Erzstiftes wieder in seine Gewalt. Um sich aber darin zu behaupten, trat er mit Gustav Adolf in Verbindung, der ihm Schutz zusicherte und den Obersten Dietrich von Falkenberg dahin schickte, um unter schwedischer Fahne Truppen zu werben.

Die moralische und militärische Wichtigkeit der Stadt zwang den kaiserlichen Feldherrn Tilly Alles aufzubieten, um sie zur Unterwer-

fung zu bringen. Nachdem alle Versuche, die zur friedlichen Lösung führen konnten, erschöpft waren, begann er, die Stadt ernstlich zu belagern (im März 1631). Nach sechswöchentlicher Belagerung war die Stadt so hart bedrängt, daß sie binnen Kurzem fallen mußte; aber ihr Sinn blieb unerschütterlich. Die Magdeburger erwarteten jeden Augenblick Gustav Adolf, ihr ganzes Sinnen war daher, Zeit zu gewinnen, deßhalb beschlossen sie, Tilly's Trompeter, der die Aufforderung zur Uebergabe überbracht hatte, erst nach drei Tagen mit der Antwort zurückzusenden; sie hofften, Tilly werde vor dessen Rückkunft keinen Sturm unternehmen. Die Stadt wurde schrecklich enttäuscht. Tilly hielt Kriegsrath; Pappenheim schlug einen allgemeinen Sturm vor und dieser Meinung trat der Kriegsrath bei, Tilly nur ungern; denn er wollte die Stadt erhalten. Am andern Morgen verzögerte er den Angriff noch um zwei Stunden, in der Hoffnung, der Trompeter werde indeß zurückkehren und die Uebergabe der Stadt mitbringen. An einer Stelle, wo der Stadtgraben trocken und die Brüstung abschüssig war, gingen die Wallonen durch und rannten an das Thor. Es war schwach besetzt, die Wache fiel, die Wallonen waren in der Stadt. Oberst Falkenberg warf sich mit wenigen, schnell zusammengerafften Leuten dem Feinde entgegen, eine Kugel streckte ihn zu Boden, der Administrator, der Falkenberg zu Hülfe eilte, fiel in die Hände der Wallonen und wurde alsbald in das kaiserliche Lager gebracht. Die Stadt war schon erobert, als Tilly's übrige Heerhaufen Sturm liefen, die Thore erbrachen und die Gassen überflutheten. Zu dem Schauder des wüthenden Kampfes gesellte sich der Schrecken des Feuers. Mord und Flammen ras'ten wetteifernd in der Stadt, und Rauch und Qualm verhüllten die Gräuel und Schandthaten, die von den grimmigen Siegern auf den Straßen, in den Häusern und Kirchen verübt wurden; 20,000 Leichen bezeugten die unmenschliche Wuth des Siegers. Aber Niemand weiß die Zahl jener, die von den Flammen verzehrt wurden; 137 Fischerhütten an der Elbe, das Frauenkloster und der Dom waren das Einzige, was von dem stolzen Magdeburg übrig blieb. Den Dom hatten die kaiserlichen Generale durch ihre Truppen gegen Feuer bewahren lassen.

Am dritten Tage ritt Tilly durch die Schutthaufen in die Stadt. Unter Trommelschlag wurde Pardon ausgerufen. Die Domkirche war noch immer voll von Weibern und Kindern, die, nun schon in den dritten Tag hinein ohne Brod, jeden Augenblick dem Mordschwert der Feinde, dem Flammentode entgegenzitterten. Wie nun Tilly vorüber ritt, trat der greise Domprediger Bake heraus, von zagenden Weibern und Kindern umringt, und redete den Feldherrn mit jenen berühmten Versen Virgil's an:

Venit summa dies et ineluctabile tempus
Dardaniae: fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum.

Tilly sicherte den Unglücklichen nochmals Gnade zu und ließ Brod unter sie austheilen. Er stellte die Ordnung wieder her und verbot streng, den Einwohnern irgend Leids zuzufügen. Die Frage, wer das erste Haus in Magdeburg in Brand gesteckt, wird ewig unentschieden bleiben. Pappenheim erwähnt, daß Minen aufgeflogen sind. Diese konnten unmöglich von den Kaiserlichen in Magdeburg angelegt sein, sondern von den Bürgern. Ob Falkenberg den Bürgern den Rath gegeben, die Stadt in Brand zu stecken, wie dies im gedruckten Bericht angegeben wird, bleibt ungewiß. Wenn er es gethan, so war es seinerseits nicht unrecht, denn es konnte den Kaiserlichen damals kein empfindlicherer Streich versetzt werden, als die Zerstörung einer Stadt, die sie zum Stützpuncte ihrer Operationen machen wollten. Niemanden traf die Katastrophe Magdeburgs so gewaltig, als den König von Schweden. Allgemein wurde er beschuldigt, die Stadt Preis gegeben zu haben. Es unterliegt keiner Frage, daß Gustav Adolf durch rasches Vorrücken Magdeburg gerettet haben würde. Der König sah sich gezwungen, zu seiner eigenen Rechtfertigung ein Manifest zu erlassen. In diesem wälzte er alle Schuld auf die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen; Brandenburg habe ihm Spandau zu spät geöffnet, Sachsen ihm Wittenberg gänzlich verschlossen.

Außer dem allgemeinen Mißtrauen, welches durch den Fall Magdeburgs bei den Protestanten gegen den König entstand, ergab sich noch ein anderer unmittelbarer Nachtheil. Der Kurfürst von Brandenburg verlangte jetzt die Rückgabe von Spandau, welches er dem Könige nur bis zum Entsatz von Magdeburg eingeräumt hatte. Hier aber half sich Gustav Adolf schnell; er gab zwar Spandau zurück, zog aber mit dem Heere nach Berlin und drohte mit Gewalt, falls der Kurfürst nicht ein Bündniß mit ihm eingehen wollte. Dies wirkte, der Kurfürst verpflichtete sich, dem Könige monatlich 30,000 Thlr. zu zahlen, überließ ihm Spandau neuerdings und versprach, den Schweden auch Küstrin zu überlassen, sobald es der König begehren werde. Der Kurfürst von Brandenburg entschuldigte sich deßhalb beim Kaiser, daß er sich nur aus Noth und weil er ganz von dem Kaiser verlassen sei, mit dem Könige von Schweden habe verständigen müssen.

Bald nachher brach Tilly in das Kurfürstenthum Sachsen ein, besetzte Merseburg, Naumburg, Weißenfels, Zeitz und lagerte vor dem befestigten Leipzig; 200 Dörfer loderten in Flammen auf. Zu spät erhielt er ein abmahnendes Schreiben vom Kurfürsten von Baiern, den Frieden mit Sachsen um jeden Preis zu erhalten. Weise voraussehend, schrieb der Kurfürst: „Der Uebertritt Sachsens auf schwedische Seite werde dem Kriege eine neue Gestalt und unabsehbare Dauer verleihen.“ Als dieses Schreiben ausgefertigt wurde, hatte sich der Kurfürst von Sachsen schon Gustav Adolf's rettenden Armen vertraut. Das sächsische Heer vereinigte sich mit dem schwedischen bei Düben. Der bisher unentschlossene Kurfürst fühlte nun Heldenmuth in sich, weil

er an eines Helden Seite stand und er und die Armee drangen auf sofortige Schlacht.

Obgleich Tilly, der inzwischen Leipzig erobert hatte, noch erst Verstärkung unter Altringer erwartete, so nahm er doch die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig an, 17. Sept. 1631. Pappenheim auf dem linken kaiserlichen Flügel sah, nach siebenmal erneuertem Angriffe und selbst verwundet, sich genöthigt, vor den Schweden zu weichen. Tilly hatte unterdessen die Sachsen geschlagen, aber Gustav Adolf fiel ihm in die linke Flanke und nahm die kaiserliche Artillerie, welche sofort gegen die Kaiserlichen selbst gewandt wurde; die kaiserliche Infanterie, durch die wiederholten Reiterangriffe in Unordnung gebracht, fing nun ebenfalls an zu weichen, doch setzten noch 5 Regimenter den Kampf bis in die Nacht fort. Erst als sie auf 600 M. zusammengeschmolzen waren, zogen sie sich zurück. Mit dem Rückzuge oder vielmehr mit der Niederlage dieser Regimenter war die Schlacht beendet, welche bereits mit der Niederlage Pappenheim's und der Wegnahme der kaiserlichen Artillerie entschieden war. Die Kaiserlichen ließen 7000 Todte auf dem Schlachtfelde und 3500 Gefangene in des Siegers Händen. Zugleich lös'te sich das Heer in der Flucht fast völlig auf, viele Nachzügler verließen die kaiserlichen Reihen und traten in schwedische Dienste. Weniger blutig war der Verlust der Sieger gewesen; 3000 Sachsen und 1500 Schweden waren die geringen Opfer, mit denen Gustav Adolf diesen Sieg erkaufte. Verwundet rettete sich Tilly nach Halberstadt und zog die Verstärkung an sich, die, wie gesagt, schon in Anmarsch war.

Zweierlei Wege hatte Gustav Adolf vor sich, er konnte durch Böhmen und Mähren nach Wien und durch Franken an den Rhein und nach Baiern gehen. Er that beide Schritte zugleich. Die Sachsen sollten nach Böhmen und Oesterreich vorrücken, er und die Schweden gingen durch Thüringen nach Franken. Er selbst gab drei Gründe an, die ihn hierzu bestimmten. Er wollte Tilly nicht aus den Augen lassen, die katholischen Bisthümer für sein Heer und seine Absichten benutzen und den Protestanten in Oberdeutschland Luft machen. Auch hoffte er den Bruch zwischen Oesterreich und Sachsen dadurch unausgleichbar zu machen, daß die Sachsen Böhmen dem Kaiser entrissen. Man hat damals und in neuerer Zeit Gustav Adolf's Operationsplan getadelt und gemeint, daß er besser gethan haben würde, mit der Gesammtmacht gegen Wien vorzurücken und dadurch die Macht des Kaisers mit einem Male zu zertrümmern. Allein weder in Böhmen noch in Oesterreich konnte er auf Sympathie rechnen, diese Lande waren durch Ferdinand's Maßregeln katholisch geworden, der Protestantismus war vernichtet, Gustav Adolf hätte nur Feinde getroffen. Die späteren Ereignisse des dreißigjährigen Krieges haben Gustav Adolf's hohe Einsicht auch in Bezug auf diesen hart getadelten Operationsplan gerechtfertigt und bewiesen, daß er sehr gut gewußt, wo für Schweden die meiste Sympathie zu finden. Denn als nach seinem Tode die deutschen Fürsten nach einander abfielen, blieben jene Länder dem schwedischen Interesse

ergeben, die Gustav Adolf jetzt, nach der Schlacht bei Breitenfeld, besetzte.

Erfurt war die erste bedeutende Stadt, welche dem Könige bereitwillige Aufnahme bot. Er machte sie zu seinem Hauptwaffenplatz; von hier aus unterwarf er sich, binnen drei Monaten, Franken- und Rheinland. Würzburg, Hanau, Aschaffenburg, Frankfurt fielen in seine Hände, über den Rhein setzte er bei Oppenheim. Die spanische Besatzung von Mainz überließ ihm die Stadt. Mannheim wurde für ihn erobert. Gustav Adolf fühlte sich in Deutschland so heimisch, daß er seine Gemahlin Eleonore nach Mainz kommen ließ, wo er Hof hielt. Er benahm sich als Deutschlands Herr; wo er auf seinem Siegeszuge hinkam, ließ er sich huldigen, so von den fränkischen Ständen als Herzog von Franken. Die Lage des kaiserlichen Hofes war im höchsten Grade drangvoll. Gegen Gustav Adolf's rasende Fortschritte stand ihm nichts zu Gebote, als die einzige Armee, die Tilly aus den Trümmern des geschlagenen Heeres und den im Reiche zerstreuten einzelnen Heerhaufen gesammelt hatte. Aber Heer und Heerführer waren entmuthigt und Tilly selbst begehrte ein „assistirendes Capo", ihm sei, seines hohen Alters wegen, die Last, dem Ganzen vorzustehen, zu schwer. Daher knüpfte der Kaiser neue Unterhandlungen mit Wallenstein an.

Dieser lebte nach seiner Verabschiedung auf seinen Gütern oder in Prag, mit mehr als fürstlicher Pracht: sein Hofstaat zählte 900 Personen und 1000 Pferde. Ketten sperrten die Straßen, wenn er, in Gedanken versunken, über hohe Entwürfe brütete; er liebte es, sich und sein Handeln in geheimnißvolles undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Bei großen Fähigkeiten, bei ausgezeichnetem Verstande, war doch die Phantasie bei ihm das überwiegende, sie wurde später sein Verderben. Der Kaiser sandte zuerst den geheimen Kriegsrath Questenberg zu Wallenstein, um ihn zur Uebernahme des Commando's zu bewegen. Er entschuldigte sich mit dem Podagra, eine Ausrede, die Questenberg nicht für richtig hielt. Der Kaiser schrieb nun selbst an Wallenstein und lud ihn nach Wien oder einem nahe gelegenen Orte. Wallenstein ließ dem Kaiser melden, daß er in Znaim seine Befehle erwarte. Es verging aber beinahe ein Monat, bis er sich nach Znaim erhob. Die Ursache der Zögerung lag darin, daß er erfuhr, man wolle ihn unter oder neben den König von Ungarn und Böhmen, des Kaisers erstgeborenen Sohn, stellen. Er soll sich vermessen haben, zu sagen, daß er ein Commando selbst neben dem Herrgott nicht annehmen wolle. Als der kaiserliche Hof den Grund von Wallenstein's Zögerung erkannte, gab der König den Wunsch auf, und der Kaiser sandte den Fürsten Eggenberg nach Znaim. Aber wie sehr auch Eggenberg sich abmühte, er konnte Wallenstein nur zu dem Versprechen bringen, dem Kaiser ein Heer von 40-—50000 Mann zu stellen und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen. Die Nachricht, daß Wallenstein wieder an der Spitze des kaiserlichen Heeres stehe, erfüllte Hoch und Nieder mit Freude und froher Sieges-Zuversicht. Zu Ende März stand er an der Spitze

eines 40000 Mann starken kampfmuthigen Heeres und nun wollte er das Commando niederlegen. Dann aber wären die Soldaten auseinander gelaufen: ohne Wallenstein gab es kein Heer; er mußte um jeden Preis im Commando festgehalten werden. Verschiedene Versuche mißlangen; endlich kam folgende Uebereinkunft zu Stande: Wallenstein ist Generalissimus des römischen Reiches, des Hauses Oesterreich und der Krone Spaniens; der Kaiser wird sich nicht bei der Armee befinden, noch viel weniger sie commandiren; alle kaiserlichen Erbländer stehen ihm und seiner Armee zum Rückzuge offen. Beim Friedensschlusse soll das Interesse wegen Mecklenburg wahrgenommen werden, als Belohnung erhält er ein österreichisches Erbland mit allen Rechten eines unmittelbaren Reichsfürsten.

Der neue Generalissimus richtete sein erstes Augenmerk gegen die Sachsen in Böhmen. Beinahe ohne Schwertstreich drückte er die Sachsen aus Böhmen und nach wenigen Wochen konnte Wallenstein dem Kaiser melden, die Erbstaaten seien vom Feinde gesäubert. Es war die höchste Zeit; denn Tilly war schon Gustav Adolf's überlegenem Feldherrn-Talent erlegen. Er war nämlich, nachdem er den General Horn geschlagen, nach Bamberg vorgerückt, weßhalb Gustav Adolf seinen Siegeslauf am Rheine hemmte und gegen Tilly heranrückte. Dieser zog sich hinter den Lech zurück und wurde in einem Gefechte (6. April 1632) tödtlich verwundet, Gustav Adolf aber erzwang den Uebergang über den Lech, besetzte Augsburg und 6 Tage später München. Nichts konnte ihn hindern längs der Donau in das Herz der kaiserlichen Staaten vorzudringen. Um dies zu verhüten, ging der Kurfürst von Baiern selbst nach Eger und verabredete mit Wallenstein eine Vereinigung der kaiserlichen und liguistischen Streitkräfte. Beide unterdrückten bei dieser persönlichen Zusammenkunft die Gefühle gegenseitiger Abneigung.

Das vereinigte kaiserlich liguistische Heer, 60,000 Mann stark, traf den Schwedenkönig, der vergebens die Vereinigung der Gegner durch Eilmärsche zu verhindern gesucht hatte, bei N ü r n b e r g mit nur 18,000 Mann. Der Kurfürst von Baiern rieth zu sofortigem Angriffe. Wallenstein aber antwortete: „Mein Heer ist neu, wird es in einer Feldschlacht überwunden, so ist Deutschland und Italien in Gefahr; ich will dem Könige von Schweden eine neue Art zeigen, Krieg zu führen," und somit verschanzte sich auch Wallenstein in der Nähe von Nürnberg, auf einer Anhöhe, der alte Berg genannt. Neun Wochen standen sich die Heere gegenüber, wie zwei gewitterschwangere Wolken. Gustav Adolf hatte indessen so viel Verstärkung an sich gezogen, als nur immer möglich, so daß er an Zahl dem kaiserlichen Heere nahe kam, aber eben die Anhäufung so vieler Menschen in und um Nürnberg, erschöpfte die Lebensmittel und veranlaßte Seuchen, täglich starben über 300 Menschen, das Heer verlor beinahe alle Pferde. Dies bewog den König, Wallenstein's feste Stellung zu stürmen. Den ganzen Tag über währte der Kampf; beide Heere erschöpften ihre Tapferkeit, beide

Feldherrn ihre Kenntnisse; aber am Ende des Tages waren die Angriffe der Schweden alle abgeschlagen, und wie Schiller dieses Mal eben so richtig als schön sagt: „Gustav Adolf war besiegt, weil er nicht gesiegt!“

Gustav Adolf brach wieder nach Baiern vor, er hoffte Wallenstein dahin nachzulocken. Allerdings trennte sich auch das kaiserliche Heer; der Kurfürst von Baiern ging mit seinen Truppen, um Baiern zu vertheidigen, er war froh, sich von Wallenstein trennen zu können. Wallenstein aber ergriff ein sicheres Mittel, Baiern von den Schweden zu befreien, er warf sich auf Sachsen. Vollkommen erreichte er seinen Zweck. Wallenstein's Bewegungen im Rücken und der Flanke der Schweden brachten ihn mit Bernhard von Weimar zusammen. Dieser hoffte Ehre und Ruhm von der Rettung der Sachsen allein zu ernten, aber Gustav Adolf sandte ihm strengen Befehl, ihn zu erwarten; es war die Größe der Gefahr, die ihn hierzu bestimmte. Dagegen vereinigte sich Wallenstein mit Pappenheim. Die Armeen standen sich so nahe, daß zwischen den Vorposten wiederholt kleine Gefechte Statt fanden. Wallenstein wollte den König angreifen, er berieth sich deßhalb mit den Generalen Pappenheim, Holk, und Deodati. Diese waren gegen die Schlacht, weil der König eine günstige Stellung genommen und sich in derselben verschanzt und weil die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, weil endlich Köln vom Feinde berannt und nothwendig zu entsetzen sei. Somit entschloß sich Wallenstein, Winterquartiere zu beziehen. Pappenheim begehrte und erhielt von ihm die Erlaubniß, die Winterquartiere in Westfalen beziehen zu dürfen. Wallenstein gab ihm sechs Regimenter zu Fuß und vier zu Pferde, nebst einem Haufen Kroaten und hinreichender Artillerie mit dem Auftrage, unterwegs die Schweden aus Halle und der Moritzburg heraus zu werfen. Wie Pappenheim sich von Wallenstein getrennt hatte, brach auch dieser von Weißenfels auf und zog sich gegen Lützen zurück.

Sobald Gustav Adolf mit Sicherheit erfuhr, daß Pappenheim sich von Wallenstein getrennt, faßte er den Entschluß, diesen, der nun bedeutend schwächer war, anzugreifen. Als nun Wallenstein das Anrücken der Schweden erfuhr, schickte er alsobald Eilboten an Pappenheim und schrieb: „Der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminire sich herzu mit allem Volk und Stücken, auf daß er morgen früh sich bei uns befinde.“

Die Schlacht bei Lützen begann am 16. November 1632, Morgens gegen 10 Uhr, als der Nebel, der die Ebene bedeckte, sich auf einige Zeit lichtete. Als der König, der den linken Flügel (schwere Reiterei) der Kaiserlichen angegriffen hatte, sah, daß seine Infanterie geworfen sei, sprengte er an der Spitze der finnländischen Reiter ihr zu Hülfe; aber sein kurzes Gesicht und der niedersinkende Nebel trennte ihn von den Seinen. Ein Schuß zerschmetterte des Königs Arm, und ein kaiserlicher Offizier, es soll der Oberstlieutenant Falkenberg gewesen sein, schoß ihn durch den Rücken; der König stürzte und sein

Pferd schleppte ihn eine Zeit lang im Steigbügel fort. Da sprengten kaiserliche Cuirassiere heran. Einer rief: Wer ist der Verwundete? Gustav Adolf rief: Ich bin Gustav Adolf, König von Schweden. Da faßte ihn der Reiter und wollte ihn mit sich führen, jedoch eben unternahmen die Schweden einen neuen Angriff. Der kaiserliche Reiter schoß daher den König mit einer Pistole durch den Kopf und rettete sich durch die Flucht. Das ledige Pferd des Königs, durch die Reihen der Schweden hinfliegend, verkündigte, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sei. Alsobald hieß es, der König ist verwundet und gefangen. Dies erneuerte ihre Kampfwuth. Herzog Bernhard von Weimar wußte, daß der König todt sei; er übernahm den Oberbefehl. Auf's neue entbrannte die Schlacht. Mit ungeheurer Wuth griffen die Schweden an, die kaiserliche Cavallerie ward geworfen, Pulverwagen flogen in die Luft, die Verwirrung war schrecklich; in diesem, für die Kaiserlichen furchtbaren Augenblick erschien Pappenheim auf dem Schlachtfelde. Dieser kühne Degen hatte vor Halle Wallenstein's Befehl erhalten, er gab dem Fußvolke Befehle, ihm zu folgen, und eilte mit der Reiterei zur Schlacht. Im ersten Augenblicke sah er sich in die Verwirrung mit hineingerissen, aber eben so kühn als besonnen, ordnete er die Seinen schnell, hielt die Fliehenden auf und warf sich auf die Schweden. Seine erste Frage war: „Wo steht der König?" denn eine Sehnsucht erfüllte ihn, dem Könige im Zweikampfe zu stehen; aber dieser war schon dort, wo kein Krieg mehr ist, und wo auch Pappenheim bald Ruhe finden sollte. Zwei Kugeln durchbohrten seine Brust. Man trug ihn aus der Schlacht; da hörte er, daß der König geblieben sei. „Nun", rief er aus, „so meldet dem Herzog von Friedland, daß ich zum Tod getroffen bin, aber gern sterbe, weil der unversöhnliche Feind meines Glaubens zugleich mit mir gestorben ist!"

Bernhard gebot noch einen Angriff und gewann die Schlacht. Pappenheim's Infanterie traf eben zur rechten Zeit ein, um den Rückzug des kaiserlichen Heeres zu decken. Neun Stunden hatte die Schlacht gedauert, bei 10,000 Todte und Verwundete lagen auf der Ebene. Der Verlust war der Zahl nach auf beiden Seiten gleich. Die kaiserlichen Generale hatten sich mit ausgezeichnetem Heldenmuthe benommen. Wallenstein, obschon krank, war immer mitten in der Schlacht, wo der Kampf am heftigsten entbrannte; eine Kugel traf ihn, drang aber nicht ein; das Heer hielt ihn für einen Gefrorenen, der sich kugelfest gemacht.

Die Finnen hatten die Leiche des großen Königs erkämpft. Sie fanden den Körper geplündert, zertreten, von Blut und Wunden entstellt, das Angesicht zur Erde gewendet. Ueber Wittenberg und Wolgast brachte man den entseelten Körper nach Schweden. In Nyköping blieb er bis zur feierlichen Bestattung in Stockholm in der Ritterholmskirche, die Gustav Adolf zu seiner Beisetzung ausgesucht hatte.

---

40. Charakter Gustav Adolf's.

(Nach W. H. Grauert, Christina, Königin von Schweden und ihr Hof).

Die ganze Persönlichkeit großer Männer, der Geist, der Charakter und selbst der Körper, hat einen einigen Grund-Typus, der allen verschiedenen Eigenschaften und Theilen aufgeprägt ist, als wären sie alle Glieder eines Körpers oder Zweige und Früchte eines Baumes. Diese Grundfarbe oder Grundweise ist in Gustav Adolf eine höchst edle, großartige, königliche, mit einem Worte eine heroische Natur. Diese ist zunächst in allen Theilen seines geistigen Lebens leicht erkennbar. Sein großer Geist erscheint in seinen umfassenden Plänen, namentlich in dem, ein durch deutsche Besitzungen und Handel mächtiges Reich um die Ostsee zu stiften, als Gegengewicht gegen die Staaten des Südens und als Stützpunct für die protestantischen Mächte. Sein außerordentlicher Verstand faßte und durchschaute schnell, klar und scharf; Sprachen, Mathematik und Geschichte hatte er in früher Jugend mit Leichtigkeit gelernt; seit Julius Cäsar war er der erste Schöpfer einer neuen Kriegskunst und in der Staatskunst ebenso Meister wie von Kleinlichkeit und Schlechtigkeit entfernt. Mit genialer Erfindung paarte er die reiflichste Ueberlegung, und diese, verbunden mit großer Welt- und Menschenkenntniß, hielt ihn von unbesonnenen Unternehmungen und phantastischer Verblendung zurück. Die Gewalt seiner Beredsamkeit war unwiderstehlich, dem Bauer wie dem Gebildeten, und seine Krieger auf dem Schlachtfelde entflammte er durch Gesänge, die der Tiefe seiner Seele entströmten. Durch die mannichfachsten Kenntnisse war dieser inwohnende große Geist genährt: seine Liebe zu den Wissenschaften war so groß, daß er auch im Lager die trefflichsten Werke bei sich führte. Auch das ist ein sicheres Zeichen seines Genius, daß er für die geringfügigen Dinge eben so wohl Geschicklichkeit besaß, als für die bedeutendsten, und die unwichtigsten Geschäfte seines Berufes eben so sorgfältig und pünktlich ausführte, wie seine großen Entwürfe. In seiner Geistesbildung ist nirgends Verschrobenheit, Manier, Kleinlichkeit, überall die reine große Natur. Eben dieselbe leuchtet in seinem Charakter hervor, welcher geschmückt war mit allen erhabensten Tugenden des Mannes.

Sein ganzes Wesen war durchdrungen von der reinsten Religiosität, die eben so tief und begeisternd war, wie entfernt von Aberglauben und Mysticismus. Aber auch die Pietät ist ein herrlicher Zug seines Charakters: sie erscheint in der kindlichen Liebe und Ehrfurcht gegen seine stolze und eigensinnige Mutter, in der herzlichen Zuneigung zu seiner sonderbaren und nicht verständigen Gemahlin, und in der wärmsten Zärtlichkeit für sein kleines Töchterchen Christina, gleichwie in dem höchst edlen Gefühle für Freundschaft, das sich besonders in dem Verhältnisse zu Oxenstierna so sehr schön ausprägt.

Seiner ganzen Umgebung bewies er Wohlwollen und edle Humanität, finsterer Ernst war eben so aus seiner Nähe verbannt, wie leere Ceremonien und eitler Prunk, seine ganze Lebensweise war einfach, und eine großartige Heiterkeit verließ ihn nie; Argwohn und Mißtrauen waren ihm fremd, so oft auch die Tücke seiner Feinde ihn zu verderben drohte, und Ränke und Cabalen blieben von seinem Hofe verbannt. Seinen Soldaten war er ein Vater, und erschien im Felde ihnen gleich; daher hingen sie an ihm mit unerschütterlicher Liebe und Treue. Für das Wohl seines Volkes arbeitete er unermüdet und glänzt als König durch Gerechtigkeit, Weisheit und Milde; nicht durch Gewalt wollte er herrschen, sondern durch Liebe und Ueberzeugung. Selbst für die Feinde hegte er Menschlichkeit und edle Sorgfalt, und so furchtbar in der Schlacht, eben so mild und gütig war er nach dem Siege. Diese großen Eigenschaften und seine glänzenden Thaten werden durch die Bescheidenheit in noch schöneres Licht gesetzt. Mit diesen sanften Tugenden der Humanität paarten sich aber die echt männlichen des Muthes, der Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer, die sich zum Heroismus steigerten; in der Schlacht war er den Rittern der Vorzeit gleich, er kannte keine Gefahr und schaute dem Tode ruhig ins Antlitz. So freigebig er war, forderte er strenge Erfüllung der Pflicht; auf Kriegszucht und Ordnung hielt er mit allem Nachdruck; und seine königliche Würde ließ er von Niemandem antasten. Alle Uebungen des Mannes und Kriegers, namentlich Fechten und Reiten, trieb er unablässig, und heilte sich von einem Fieber am liebsten durch ein Doppelfechten; noch als König bestand er einen Zweikampf. Der Krieg war ihm angenehm, weil er ihm ein weites Feld für seine rastlose Thätigkeit darbot. — Gustav Adolf hatte auch seine Schwächen wie jeder Mensch; aber selbst diese Schwächen tragen den Charakter der heroischen Natur; sie entsprangen aus dem gewaltigen innewohnenden Feuer. Es waren die Neigung zum weiblichen Geschlechte und der Ungestüm, der ihn in der Schlacht mit Unbesonnenheit fortriß und zum Jähzorn verleitete. Aber sie haben ihn nie beherrscht, und nur selten und auf kurze Zeit seine edle Natur bezwungen. — Endlich war auch in seiner Körperbildung diese heroische Natur ausgeprägt. Er war von ungewöhnlicher Größe und Schwere, der Gliederbau sehr kräftig, ebenmäßig und sehr edel gebildet; das Auge feurig, die Nase groß und gebogen, Haar und Bart goldgelb, die Carnation weiß mit vieler Farbe; das Feuer des Kriegers und die Hoheit des Königs paarten sich in seinen Zügen wunderbar mit Milde und Liebenswürdigkeit. Er war an Leib und Seele ein geborner König und Held.

41. Fortsetzung des schwedischen Krieges. Ende Wallenstein's.

(Nach F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach Gustav Adolf's Tode erkannte das schwedisch-deutsche Heer einmüthig den Herzog Bernhard von Weimar, welcher den Tod des Königs gerächt und das Schlachtfeld behauptet hatte, als obersten Führer an. Der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, den der König zur Leitung einer von ihm selbst nach Ulm berufenen Versammlung der vier oberdeutschen Kreise (des schwäbischen, des fränkischen und der beiden Rheinkreise) abgeordnet hatte, erfuhr in Hanau den Tod seines Herrn und eilte nach Sachsen, um als Stellvertreter des Gefallenen, der nur eine unmündige Tochter Christine (s. Nr. 45) hinterlassen hatte, sofort die Leitung der Kriegs-Angelegenheiten in Deutschland zu übernehmen.

Noch ehe er die Vollmacht des schwedischen Reichsrathes in Händen hatte, welche ihn zum Legaten der Krone im römischen Reiche und bei „allen Heeren" einsetzte, beauftragte Oxenstjerna den Herzog von Weimar, vorläufig auf Franken, und bei Anfang des Frühlings, dem Marschall Horn die Hand bietend, an die Donau vorzudringen. Er selbst ging, statt nach dem entfernten Ulm, nach Heilbronn, wohin er die Stände der vier oberdeutschen Kreise eingeladen hatte, und hier kam unter Mitwirkung des französischen Gesandten Feuquières das Heilbronner Bündniß (23. April 1633) zu Stande, welches die Fortsetzung des Krieges in Deutschland unter schwedischer Leitung bewirkte, wozu Frankreich das Geld, Deutschland das Blut hergab; denn im schwedischen Heere war kaum der zehnte Mann ein Schwede, die übrigen, Officiere wie Soldaten, deutsche Abenteurer oder doch Nicht-Schweden. Während der Kaiser, gewarnt durch die bittern Erfahrungen der letzten Jahre und schon seinem gebieterischen Ober-Feldherrn mißtrauend, nicht abgeneigt war, das Anerbieten Dänemarks zur Vermittlung des Friedens anzunehmen, während der größte Theil der mächtigern deutschen Fürsten (auch die protestantischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg) und des gemißhandelten deutschen Volkes aufrichtig den Frieden wünschte, während selbst der gefürchtete Wallenstein rieth, den Protestanten den Frieden anzubieten, wurde der verheerende Krieg dennoch fortgesetzt; denn ihn wollten die Ausländer, so wie die heimatlosen, beutesüchtigen Heere, die kleineren Fürsten, meist jüngere Söhne ihres Hauses, welche nichts zu verlieren, wohl aber die lockenden Schenkungen des Schwedenkönigs zu genießen hofften; Krieg wollten endlich die kleineren oberdeutschen Stände in Franken, Schwaben und am Rhein, denen Gustav Adolf einen Antheil an den Eroberungen über die katholische Partei in Aussicht gestellt hatte.

Gemäß der mit Oxenstjerna getroffenen Uebereinkunft begann Bernhard von Weimar den Feldzug des Jahres 1633, indem er aus Thü-

ringen nach Franken aufbrach und das Bisthum Bamberg ohne Widerstand einnahm. Er eilte an die Ober-Donau, wohin ihn das andere Oberhaupt des schwedisch-deutschen Heeres, Gustav Horn, rief. Dieser ausgezeichnetste Schüler Gustav Adolf's hatte fast den ganzen Elsaß erobert, so ungern dies auch die Franzosen sahen, und war dann über den Rhein nach Schwaben gegangen, um sich mit Bernhard zu einem Angriffe auf Baiern zu vereinigen. Diese Vereinigung wurde zwar durch Johann von Werth (s. Nr. 42) aufgehalten, kam aber (8. April) bei Donauwörth zu Stande. Doch wurde Baiern gerettet, indem Johann von Werth ein festes Lager zum Schutze Münchens aufschlug und die Nachricht vom Einbruche Wallenstein's in die Oberpfalz beide schwedische Heere zum Rückzuge an die Donau nöthigte. Dazu herrschte im schwedischen Heere eine fast gänzliche Auflösung, weil der gebieterische Oxenstjerna Dienst forderte, ohne zu zahlen. Bernhard von Weimar begab sich selbst nach Heilbronn, um die Forderungen des Heeres dem Kanzler vorzulegen, und erhielt für sich das Herzogthum Franken als Lehn der schwedischen Krone aus den Händen des schwedischen Edelmannes! Auch wurde er in Stand gesetzt, sich seiner Verpflichtungen gegen die unmuthigen Kampfgenossen zu entledigen.

Wallenstein hatte nach dem Tage von Lützen sich nach Böhmen zurückgezogen und die Verwirrung nach dem Tode des Schwedenkönigs nicht zu benutzen versucht. Im Mai 1633 war er gegen die vereinigten Schweden, Sachsen und Brandenburger nach Schlesien gezogen, unbekümmert um die Gefahr Baierns. So viel hatte er bereits erkannt, daß weder der Kaiser geneigt sei, sein Verdienst als Retter des Staates durch Uebertragung eines Erblandes, dem Versprechen gemäß, zu belohnen, noch daß seine zahlreichen Feinde ihn als Reichsfürsten neben sich dulden würden. Daher trat er mit Frankreich in Verbindung, und es wurde insgeheim verabredet, daß er König von Böhmen werden solle, und daß der „allerchristlichste König" den ungetreuen Vasallen des Kaisers, der noch dazu das höchste Feldherren-Amt seines Herrn bekleidete, in der königlichen Würde befestigen und erhalten solle.

Während des Herbstes 1633 verhielt sich Wallenstein noch durchaus zurückhaltend und erneuerte sogar den Krieg gegen Sachsen, Brandenburg und Schweden; er zwang das schwedische Heer zur Ergebung bei Steinau, jagte den Feind aus Schlesien und der Neumark und traf auf den erneuten Nothschrei des Kurfürsten von Baiern gegen Ende November Anstalten zur Rettung Baierns, freilich erst nachdem schon Regensburg von Bernhard von Weimar erobert war. Aber abgeneigt, die eroberten Donau-Festungen in so später Jahreszeit zu belagern, oder gar eine Feldschlacht zu wagen, führte er alsbald sein Heer (von Fürth) hinter den Böhmer Wald zurück und schlug selbst sein Winterquartier in Pilsen auf.

Baierns Preisgebung an den Feind und die Belastung der kaiserlichen Erblande durch das Winterlager zeigten dem Kaiser deutlich, wie

weit er in der Noth des Jahres 1632 sich seiner fürstlichen Rechte entäußert habe, und wenn er auch dieses Mal noch die Art der Truppenvertheilung auf des Herzogs Vorstellungen zuletzt genehmigte, so war er doch entschlossen, demselben den Oberbefehl zu entziehen, nur wollte er sich vorher der Treue der angesehensten Generale versichern. Zudem betrieben Spanien und der Kurfürst von Baiern in Wien den Sturz des Generalissimus. Aber auch der Bedrohte rüstete sich zur Gegenwehr, um nicht eine zweite, schimpflichere Niederlage, wie die im Jahre 1630, zu erleiden. Er trat zunächst in neue Unterhandlungen mit Richelieu, der sich jedoch vorsichtig hütete, ihm die Krone Böhmens zu verbürgen, um nicht deßhalb offenen Krieg erheben zu müssen. Außerdem ließ er durch seinen Vertrauten, den Feldmarschall Illo (oder Ilow), die Obersten eine „Verbündniß-Acte" unterschreiben (12. Januar 1634), wodurch sie sich verpflichteten, „beim Feldherrn getreulich bis zum letzten Blutstropfen zu verharren, so lange er in Diensten des Kaisers verbleiben werde."

Unter denjenigen, welche den Revers unterschrieben hatten, befand sich auch Ottavio Piccolomini, aus berühmtem sienesischem Geschlechte, zu Florenz 1599 geboren. Seit dem Knabenalter Soldat in spanischen Diensten, dann unter Dampierre Rittmeister eines italienischen Regiments, welches Cosmo von Medici dem Kaiser zu Hülfe geschickt, hatte er seit 1620 unter der österreichischen Fahne sich so ausgezeichnet, daß ihn Wallenstein 1629 zum Obersten seiner Leibwache erhob und ihn im Kampfe gegen Gustav Adolf in seine unmittelbare Nähe zog. Die Geschicklichkeit und Tapferkeit, welche der Italiener, ein geborner Reiter-General, bei Lützen bewiesen, so wie bewährte politische Gewandtheit hatten ihm darauf das unbeschränkteste Vertrauen des Herzogs, der, ein astrologischer Träumer, dem Einflusse gleicher Geburtssterne beider ein Bindemittel der Treue zuschrieb, erworben. Dieses Vertrauen verrieth der Wälsche, sei es, daß er einer höheren Pflicht zu folgen glaubte, oder eines höheren Lohnes vom Kaiser gewärtig war. Als auch der baierische Feldherr Altringer nach der ersten Meldung Piccolomini's den Vorgang von Pilsen nach Wien berichtete und die Gefahr schleunige Gegenmittel erheischte, unterzeichnete der Kaiser, ehe noch Maximilian, der von allem genaue Kunde hatte, zu „einer geschwinden heroischen Resolution" rathen konnte, am 24. Januar ein Patent, durch welches er das Heer seiner Pflicht gegen den gewesenen Ober-Hauptmann entband, den Oberbefehl vorläufig dem Grafen Matthias Gallas übertrug und den Obersten, welche sich zu Pilsen „ungebührlich eingelassen", Verzeihung bis auf zwei Personen zusicherte. List und Verstellung durfte auch ein Kaiser nicht scheuen, noch ungewiß, wie weit die Untreue des Heeres sich erstreckte. Deßhalb hielt Gallas in Linz, aufgefordert, Wallenstein's und seiner Anhänger todt oder lebendig sich zu bemächtigen, das Patent noch geheim, inzwischen bemüht, der Ergebenheit der Generale sich zu versichern; Ferdinand dagegen setzte noch bis zum 13. Februar den vertraulichen Briefwechsel

mit dem Geächteten fort, bevollmächtigte ihn sogar für die erneuten Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg, aus keinem anderen Grunde, als um den Herzog in Sicherheit einzuwiegen und ihn so lange am Aufbruche zum Feinde zu verhindern, bis alle Gegen-Maßregeln getroffen seien.

Aber ungeachtet Piccolomini noch bis zum 9. Februar meisterhaft sich zu verstellen wußte, war Friedland doch von dem Anschlage seiner Feinde unterrichtet, zumal Altringer, Gallas und andere den Bereich seiner Person mieden, um dem Verderben zu entgehen; er berief die Obersten noch einmal nach Pilsen und ließ am 20. Februar eine Protestation ausfertigen, worin er betheuerte, „daß ihm niemals in den Sinn gekommen sei, das Geringste zum Nachtheil des Kaisers und der Religion zu gestatten". Er entbinde einen Jeden der für ihn eingegangenen Verpflichtung, „sobald er wahrnehme, daß er das Geringste gegen den Kaiser oder gegen die Religion beabsichtige". Diese Urkunde vom Herzoge selbst und neunundzwanzig Generalen und Obersten unterzeichnet, wurde an den Kaiser am 21. Februar durch zwei vertraute Obersten, mit Betheuerung des Gehorsams Wallenstein's und seiner Bereitheit, zu entsagen, abgeschickt. Wie aber dem Friedländer am 22. Februar die Kunde kam, daß das kaiserliche Aechtungs-Patent in Prag angeschlagen und unruhige Bewegungen unter den Truppen seien, beschloß er, in das feste Eger zu flüchten und dort der Hülfe seiner neuen Freunde zu harren. Am 24. Februar Nachmittags zu Eger in schlechtem Anzuge angelangt, wo er mit seinen Vertrauten der Treue Gordon's, des Befehlshabers, versichert zu sein glaubte, sandte er Boten auf Boten an Bernhard von Weimar nach Regensburg und nach Sachsen; aber selbst, wenn die mehrmals bitter Getäuschten das größte Vertrauen in die flehentlichen Erbietungen gesetzt hätten, wäre ihre Hülfe zu spät gekommen. Denn am Abend des 25. Februar 1634 wurden Illo, Terzka und Kinsky, jener Unterhändler mit Feuquières, nebst dem Rittmeister Neumann, dem Geheimschreiber Friedland's, zum Faschingsschmause durch Gordon auf die alte Burg geladen, durch die Dragoner Buttler's, eines katholischen Irländers, unter der Anführung des Hauptmanns Deveroux und des Oberst-Lieutenants Geraldino niedergemacht und der Herzog selbst in seiner Wohnung am Markte um Mitternacht ermordet. Wallenstein war, als Geraldino mit zwölf Dragonern in das Schloß eindrang, aufgestanden, ans Fenster getreten und hatte die Wache gefragt, was der Lärm zu bedeuten habe. Da sprengte Geraldino's Fußtritt die Thüre des Schlafgemachs, und rief: „Bist Du der Schelm, der den Kaiser um Land und Krone bringen will?" Schweigend breitete Wallenstein die Arme aus und empfing von Geraldino's Partisane den Todesstoß.

Buttler begab sich am anderen Morgen zu den Regimentern, die außerhalb der Stadt lagen und an deren Treue er stark zweifelte. Er ließ sie den Eid der Treue gegen den Kaiser schwören, ohne daß nur ein Einziger widerstrebt hätte. Aus einem bei Friedland vorgefundenen

Briefe des Herzogs von Sachsen, Franz Albert, ersah er, daß dieser mit Truppen im Anzuge sei, um sich mit Friedland's Regimentern zu vereinigen. Daher sandte er verschiedene Reiter-Geschwader aus, die den Herzog von Sachsen im Namen des Kaisers ergreifen und nach Eger führen sollten, was auch geschehen ist.

Der Kaiser ließ eine Rechtfertigung der That von Eger bekannt machen, welche das ganze Verbrechen des Herzogs allein in die „Verschwörung zu Pilsen" setzt und mit keiner Silbe der Unterhandlungen mit Frankreich erwähnt, die ihm doch, nach dem Zeugnisse des baierischen Gesandten, kein Geheimniß waren. Nur die Rücksicht, den König Ludwig XIII., der noch immer den Schein des Friedens behauptete, durch Veröffentlichung so gehässigen, unwürdigen Treibens nicht zu reizen, mag diese Schonung geboten haben.*)

42. Johann von Werth.

(Nach L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein.)

Die weiteren Kriegsereignisse knüpfen sich vielfach an den Namen eines Generals, der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, seiner derben Ritterlichkeit, seines treuen Biedersinnes und seiner katholischen Gesinnung als ein Sohn des Niederrheins, namentlich in der Stadt Köln ein volksthümlicher Charakter geworden und geblieben ist.

Johann von Werth ist der Name des gewaltigen Haudegens, der die ganze lange Zeit des Krieges hindurch mit dem frischesten Muthe, der kühnsten Tapferkeit, der höchsten Begeisterung für Kaiser, Reich, katholische Religion die Waffen geführt. Sein Großvater, ein Friese, „von altadelig-rittermäßigem Geschlechte", hatte in den sturmbewegten Tagen der niederländischen Unruhen mit Herz und Schwert zur katholischen Religion und zum habsburgischen Stamme gestanden. Als die Sache der kirchlichen wie politischen Revolution in jenem Gebiete den Sieg davon trug, mußte der lehens- und glaubenstreue Ritter der

---

*) Die Frage, wer die Ermordung Wallenstein's veranlaßt habe, wird von Joh. Grafen von Mailáth (gegen Förster's Biographie Wallenstein's) erörtert und als Resultat aufgestellt (in der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, III, 387 flg.), daß der Kaiser die Ermordung weder befohlen noch indirect hervorgerufen, sondern Buttler den Mord aus eigenem Antriebe ausgeführt, der Kaiser aber hinterher die vollbrachte That auf sich genommen habe, und daß das Patent gegen Wallenstein, vom 18. Februar datirt, erst nach Wallenstein's Tode verfaßt worden sei; der Kaiser habe die Hauptursache der Absetzung Wallenstein's, nämlich dessen Verbindung mit Frankreich, nicht kund geben wollen und sich durch die Verschweigung der Wahrheit unendlich geschadet, indem er selbst dazu beigetragen, daß eine Anzahl Lügen und Verleumdungen entstanden, verbreitet und geglaubt worden sind.

Rache seiner Feinde entfliehen und dem geliebten Vaterlande den Rücken wenden. Haus und Herrschaft wurden ihm gewaltthätiger Weise geraubt und arm und hülflos mußte der Verbannte in fremdem Lande eine neue Heimat suchen. Diese fand er in Büttchen, einem kurkölnischen Dorfe in der Nähe von Neuß. Der Rest seiner geflüchteten Habe scheint ihm Mittel gelassen zu haben, hier sich anzukaufen und als Landwirth eine anspruchlose neue Existenz zu wählen. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit verlebte unser Johannes seine Jugend. Man irret aber sehr, wenn man behauptet, wie es durchgehends geschieht, daß er nur einer gewöhnlichen Bauernfamilie angehörte; er war von adeligem, rittermäßigem Geblüte, das hat sein Kaiser ihm selbst bezeugt, als er ihn in den Freiherrnstand erhob; aber noch mehr hat ihn seine persönliche Tapferkeit, seine derbe Ritterlichkeit und sein treuer Biedersinn geadelt.

Gleichmäßig befindet man sich auch im Irrthum, wenn man den Knaben ohne allen Unterricht aufwachsen läßt. Seine klare Ausdrucksweise, seine einsichtsvolle bündige Schreibart, sein helles Urtheil über Gegenstände der Kunst beweisen, daß er schon in früheren Jahren einen Unterricht muß genossen haben, den er später bei seinem rührigen, unstäten Reiterdienst wohl unmöglich hätte nachholen können. Die Romantik, mit welcher die Volkssage in derber Weise seine Jugend ausschmückt, hat wenig anziehende Züge einzubüßen, wenn man sich den tapfern Degen in seiner Jugend als einen behenden, feurigen, geweckten, lernbegierigen Buben vorstellt, anstatt daß man ihn die Vorschule seiner Heldenlaufbahn in Rohheit auf dem Misthaufen und im Stalle durchmachen läßt. Der unverhohlene, tiefe Haß, der in seiner Familie gegen die Zerstörer ihres Glückes, die Feinde des habsburgischen Hauses, die Verächter der römischen Kirche, die Spötter des katholischen Glaubens gepflegt wurde, verfehlte nicht, in dem empfänglichen Herzen des aufmerksamen Knaben eine Grundlage zu legen, auf der sich der ganze Charakter seiner späteren Thätigkeit aufbaute. Er lauschte am traulichen Herde der bitteren Worte, mit denen man von dem Schicksal des niederländischen Vaterlandes, von dem Unglück und vernichteten Wohlstande des Werth'schen Hauses erzählte.

Angesichts der Gewaltthaten, welche einzelne holländische Truppencorps im Kurstaate Köln verübten, träumte sein aufgeregter Geist von nichts als von Rache, von Kampf und von Sieg, von Kirche und von Glauben, von Kaiser, von Ehre und von Ruhm, von großen Reichthümern. Seine ländliche Beschäftigung, zu der er schon frühe herangezogen wurde, stählte die jugendlich kräftigen Glieder, und seine Gewandtheit mit Pferden umzugehen, ließ ihn bald tauglich erscheinen, auf flüchtigem Gaul im Gewühl der Schlachten nach Ehre, Ruhm und Reichthum zu jagen. Sein robuster Körperbau lief den Jahren voraus, und so konnte er schon frühe, noch ganz jung an Jahren, der Werbetrommel folgen, Spieß und Handrohr ergreifen, Sturmhut, Reiterwamms und Brustpanzer anlegen und in die schwere Reiterei eintreten. Die Sage

will die näheren Umstände seines Eintritts in den Kriegsdienst genau wissen: Auf dem Wege von Köln nach Hause begegneten ihm in der Nähe von Schlenderhahn drei spanische Soldaten. Diese neckten und beleidigten ihn, und er gerieth mit ihnen in Streit. In dem entstehenden Handgemenge überwältigte er seine Angreifer. Diese bekamen den größten Respect vor der Stärke und dem Muth des kräftigen Burschen; sie zogen andere Saiten auf, setzten sich mit ihm auf cameradschaftlichen Fuß und beredeten ihn, bei ihrem Corps Kriegsdienst zu nehmen. Johann ging darauf ein, stellte sich erst unter die spanische Fahne und trat später in das von den Prälaten zu Köln geworbene Heer über. Schnell zog der junge muthige Mann mit den edlen, ausdrucksvollen Zügen, dem klaren durchdringenden Blick, der nervigen, majestätischen Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Die Erwartung, die man von dem kecken Reiter hegte, befriedigte er in vollem Maße. Seine Sporen verdiente er in der Schlacht vor Prag. Rasch durchlief er die Dienststellungen eines Gefreiten, Rottenmeisters, Feldwebels, Wachtmeisters, Unterhauptmannes, Fähnrichs, Statthalters, Hauptmannes, Oberwachtmeisters, Oberstatthalters, Obersten. Als unermüdlich thätiger, entschlossener Reiteranführer bewährte er ein hervorragendes Talent für den kleinen Krieg; rastlos wagte er sich auf seinem schnellen Gaule in die Mitte der Feinde, schweifte ohne tiefere Pläne hinter ihrem Rücken, wußte mit scharfem Blick jeden günstigen Augenblick zu benutzen, nahm an Allem den persönlichsten Antheil, und oft mit blutigem Kopfe zurückgeschickt, gab er niemals wegen Mühen, Verlust und Wunden seinen einmal gefaßten Plan auf. Schnelligkeit, Entschlossenheit, Kühnheit und Ausdauer trugen alle seine Waffenthaten an der Stirn; manche wurden durch Tollkühnheit bezeichnet. Als gemeiner Soldat so gut, wie als General leuchtete er Allen als Beispiel der höchsten persönlichen Tapferkeit voran. Wie mit Zaubergewalt riß er Alles zur Nachahmung hin, wenn der gewaltige Reiter mit dem einfachen schwarzen Wamms über dem eisernen Harnisch, mit verhängtem Zügel hineinsprengte in den Feind, halbaufrecht im Sattel, kampfesmuthig vorausgelegt, funkelnden Blickes seinen Gegner erspähte, die mächtige, mit Radschloß versehene Pistole mit sicherer Hand gegen seinen Mann losdrückte, dann rasch das gewaltige Schwert von der Seite riß, mit beiden Händen in kräftigen Streichen ausholte, vernichtend Alles um sich her niedermähte und unter den Feinden eine Verwüstung anrichtete, als ob der Todesengel unter sie gefahren. Selten war er in Verlegenheit wegen Mangels an Instructionen des entfernten Kriegsrathes; diese mehr hemmende als fördernde Maschine paßte nicht in sein System schneller, kühner, entschlossener Thatkraft. Wenn ihm ein rascher Streich gelegen und nöthig schien, fragte er nie nach der Gutheißung der Schreiber in München, sondern schlug wacker los und ließ Glück und Tapferkeit den eigenen Entschluß legalisiren. Sein Name war gefürchtet, namentlich seit ihm in baierischem Dienste selbständig das Commando eines Regiments anvertraut worden. „Mit allerhand Waffen und wunderbarer

Geschwindigkeit ist er so erschrecklich gewesen, daß, wenn man nur seinen Namen nannte und von seiner Ankunft hörte, wohl ihrer tausend sich fürchteten und zitterten.“ Ueberall, wo er erschien mit seinen wilden Schaaren, fühlte der Feind schwer die Ueberlegenheit der Werthischen Reiter; wie hingezaubert erschien er manchmal im feindlichen Quartier, während man seine Nähe am allerwenigsten vermuthete; im Nu war die Mannschaft theils verjagt, theils niedergemacht, Bagage, Munition und Pferde als Beute weggeführt, und wenn er verschwand, ließ er Alles wieder im Dunkeln, wohin er jetzt seinen raschen Siegeslauf richten werde. Nirgend war der Feind vor seiner fabelhaften Schnelligkeit sicher. Staunenswerth war die rasche Thätigkeit, in welcher er mit seinen geflügelten Schaaren an weitentlegenen Orten, wo dem Gegner ein Vortheil abzuringen war, fast gleichzeitig in die Feinde hineinsprengte. Als Herzog Bernhard unvermuthet auf den Unvermeidlichen an der Isar stieß, rief er hierüber, „ob denn der Teufel den Schwarzen so rasch aller Orte hinführe.“ Bald war er an der Isar, bald an der Donau, bald am Lech, bald am Main, bald am Neckar, bald am Rhein, bald an der Maas; bald belästigte er den Gustav Horn, bald den Herzog Bernhard von Weimar, bald den Franzosen de la Force, bald den Claus Dietrich von Speerreuter, bald den Rheingrafen Otto Ludwig, bald setzte er die Oberpfalz, bald Franken, bald die Unterpfalz, bald ganz Frankreich in Angst und Schrecken. Als Frankreich, das lange seine Hände im Geheimen im Spiel gehabt hatte, offen auf die blutige Schaubühne trat, und mit starker Truppenzahl seine verderblichen Pläne gegen Deutschland unterstützte, eilte Werth von der Donau herab an den Rheinstrom, erfüllte hier die Gegend von der Schweizergrenze bis tief an den Niederrhein mit dem Schrecken seines Namens und zeigte seinem Vaterlande in der Nähe den Glanz seines Ruhmes, der bis zu jenem Zeitpunkte nur aus der Ferne bis dorthin vorgedrungen war.

---

43. Ausgang des dreißigjährigen Krieges.

(Nach Joh. Graf Máilath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Von Wallenstein's Tod bis zum prager Frieden 1634—1635.

Es läßt sich nicht ermessen, welche Folgen es gehabt hätte, wenn nach Wallenstein's Ermordung Bernhard von Weimar und Horn vereint sich rasch auf die Kaiserlichen geworfen hätten. Die kaiserliche Armee war damals eigentlich ohne Heerführer und seit längerer Zeit ohne Sold. Aber Oxenstierna's Mißtrauen und Eifersucht hemmte

jeden großartigen Schritt, namentlich den Plan Bernhard's, längs der Donau in die kaiserlichen Erbstaaten vorzudringen. So konnte der römische König Ferdinand mit einer neu organisirten kaiserlichen Armee im Mai 1634 den Feldzug an der oberen Donau eröffnen durch die Einnahme der von den Schweden besetzten Stadt Regensburg, während Bernhard von Weimar und Horn Landshut eroberten, aber dadurch zum Entsatze von Regensburg zu spät kamen. Nachdem auch Donauwörth in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, lagerten diese vor Nördlingen, 40,000 Mann stark. Bernhard von Weimar und Horn (mit 30,000 Mann) beschlossen, zur Rettung Nördlingens eine Schlacht zu wagen, ohne eine schon in der Nähe befindliche Verstärkung unter dem Rheingrafen abzuwarten. Der blutige Kampf, welcher auf viertehalb Jahre das Uebergewicht der kaiserlichen Partei im westlichen Deutschland herbeiführen sollte, begann am 5. Sept. gegen Abend zum Vortheile der Schweden. Aber am 6. Sept. erkannte Horn, nach 17 Angriffen auf einen frisch anrückenden Feind, schon um Mittag die vergebliche Mühe auf seiner Seite und rieth, die Schlacht abzubrechen; Bernhard von Weimar wollte dessen Rückzug decken, aber Karl von Lothringen und Johann Werth, diese Veränderung rechtzeitig erkennend, brachen auf Bernhard's Stellung ein und warfen beim vierten Angriff die bereits gelockerten Reihen in die Flucht. Bernhard entkam mit solcher Eile, daß er, von den Kroaten gedrängt, kaum Zeit fand, ein einziges Ei zur Stillung des Hungers zu verzehren, wogegen der Feldmarschall Horn, als er seinen Rückzug (nach Hirnheim) mit großer Geschicklichkeit beinahe vollendet hatte, den Reitern Johann von Werth's in die Hände fiel und vom Kurfürsten von Baiern bis ins achte Jahr in ziemlich engem Gewahrsam behalten wurde. Gegen 8000 Leichen des protestantischen Heeres deckten das Schlachtfeld, 6000 Gefangene geriethen in des Siegers Hände. Ganz Württemberg fiel in die Hände der Kaiserlichen. Das Herzogthum Franken, welches Bernhard von Weimar aus den Bisthümern Würzburg und Bamberg mit dem Schwerte vor wenigen Jahren errichtet hatte, stürzte nun wieder durch das Schwert zusammen. Sachsen verließ die Partei der Schweden und trat zum Kaiser über. Schon längere Zeit hatte der Kaiser mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Pirna Friedensverhandlungen pflegen lassen; die Seele der Verhandlungen war kaiserlicherseits Graf Trautmannsdorf, der in der Folge sich durch den Abschluß des westfälischen Friedens verewigte. Seine Thätigkeit und Umsicht brachte 1635 den Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen zu Stande, der zu Dresden und Prag ratificirt, unter dem Namen des prager Friedens bekannt ist. Die Hauptpunkte waren: „Die protestantischen Fürsten und Stände behalten für alle Zeiten alle mittelbaren Klöster, Stifte und geistlichen Güter, die sie vor dem Passauer Vertrage eingezogen haben; jene mittelbaren Klöster, Stifte und geistlichen Güter aber, die nach dieser Zeit eingezogen, sowie die reichsunmittelbaren Gestifte, welche sie vor und nach dem Passauer Vertrage und dem Religionsfrieden eingezogen,

18*

bleiben ihnen durch 40 Jahre in dem Zustande, in welchem sie dieselben am 12. November 1627 inne gehabt und benutzt." Auf diese Art wurde das Restitutionsedict im Wesentlichen zurückgenommen, ohne daß das Edict selbst genannt wurde. Diesem Frieden traten alle protestantischen Stände des mittlern und nördlichen Deutschlands (mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Kassel) allmählich bei, und der religiöse Charakter des Kampfes hörte nun vollends auf. Der fernere Zweck desselben war für Schweden ein deutsches Land als Ersatz der Kriegskosten, für Frankreich das Elsaß, für Bernhard von Weimar ein Herzogthum.

2. Schwedischer und französischer Krieg, 1635—1648.

Der Krieg dauerte durch Frankreichs offene Theilnahme an demselben auf zwei Hauptschauplätzen: am Rhein und im nördlichen Deutschland fort und artete bei dem Mangel irgend eines großartigen Planes immer mehr in ein zweckloses Morden und Verwüsten aus.

Der schwedische Feldherr Baner griff im Winter 1635/6 die Sachsen an und, da der Kurfürst seine besten Feldherren verloren hatte, so gewannen die Schweden mehrere Siege, während Bernhard von Weimar förmlich in französische Dienste trat und die Kaiserlichen am Rheine beschäftigte. Der Beginn des Feldzuges war für die Franzosen günstig, aber bald trat eine unerwartete Wendung ein, indem die Spanier und Kaiserlichen von den Niederlanden aus siegreich in Frankreich bis über die Oise vordrangen. Johann von Werth machte schon den Vorschlag, geradezu auf Paris zu marschiren. Doch in diesem gefahrvollen Augenblicke bewährte Richelieu die Ueberlegenheit seines Geistes. Er brachte in kurzer Zeit 50,000 Mann auf die Beine, an deren Spitze der König Ludwig XIII. selbst ins Feld zog. Die Kaiserlichen hatten den günstigen Augenblick versäumt, Paris durch einen Handstreich zu nehmen, und waren jetzt auf die Vertheidigung zurückgeworfen. Die Nachricht von einem glänzenden Siege, den Baner bei Wittstock über die Kaiserlichen und Sachsen erfochten, zwang sie alle Unternehmungen in Frankreich aufzugeben und ihre Kräfte zur Vertheidigung Deutschlands zu verwenden. Im Frühjahre 1637 starb Kaiser Ferdinand II., 59 Jahre alt, nachdem er kurz vorher auf einem Reichstage zu Regensburg die Wahl seines erstgebornen Sohnes, Ferdinand, zu seinem Nachfolger durch fünf Kurfürsten, worunter zwei protestantische (Sachsen und Brandenburg), erreicht hatte.

Ferdinand III. stand in der vollsten Kraft seines Lebens, als er die Regierung antrat, er zählte 29 Jahre. Wenige Jahre, bevor er den Thron bestieg, hatte er das kaiserliche Heer befehligt, sein Feldzug war ruhmreich gewesen, der Sieg bei Nördlingen, den er erfochten, war die glänzendste Waffenthat der Oesterreicher im ganzen dreißigjährigen Kriege. Seither hatte sich das Kriegsglück mißgünstig gezeigt, und es gab keinen Feldherrn auf der kaiserlichen Seite, zu welchem Heer und Volk hätte Vertrauen haben können; Ursachen genug, um Ferdinand

bewegen zu können, den Heerbefehl wieder selbst zu übernehmen. Zum größten Unglücke seiner Staaten und Deutschlands that Ferdinand dies nicht. Er entschlug sich alles Kriegswesens; von Wien aus regierte er sein Reich.

Nach dem Siege bei Wittstock durchzog Baner Sachsen, täglich sah man Städte und Dörfer in Flammen aufgehen, bis Gallas mit 60,000 Mann erschien, worauf Baner sich nach Pommern zog, um dieses nach dem 1637 erfolgten Aussterben der herzoglichen Linie für Schweden in Besitz zu nehmen. Auch dahin folgte ihm Gallas, um das Land für den Kurfürsten von Brandenburg, auf Grund eines noch von Maximilian II. bestätigten Erbvertrages, zu erhalten; aber anstatt die Schweden mit überlegener Macht anzugreifen, verlor er die beste Zeit mit der vergeblichen Belagerung von Anklam und kehrte 1638, angeblich aus Mangel an Lebensmitteln, nach Sachsen zurück. Baner folgte dahin, schlug eine sächsisch-kaiserliche Armee und rückte zuletzt in Böhmen ein, allein seine Hoffnung, hier an den Protestanten eine kräftige Stütze zu finden, ging nicht in Erfüllung, denn die vornehmeren Protestanten waren ausgewandert, und die Bauern, die etwa noch heimlich evangelisch gesinnt waren, verabscheuten die Schweden wegen ihrer unmenschlichen Gräuel.

Der zweite Kriegsschauplatz war am Oberrhein, wo Bernhard von Weimar Rheinfelden belagerte und den zum Entsatz erscheinenden Johann von Werth besiegte und gefangen nahm. Dann belagerte er die Festung Breisach, den Stützpunkt der kaiserlichen Operationen in jener Gegend, und besiegte hier ebenfalls das kaiserliche Entsatzheer (18,500 Mann unter General Götz). Dennoch hielt sich die Festung noch 2 Monate. Die Noth stieg zu einem schaudervollen Grade; das Viertel eines Hundes wurde um 7 Gulden verkauft; Kinder geschlachtet und Leichen verzehrt. Endlich (7. Dez. 1638) ergab sich die Stadt, und da Bernhard unerwartet (an Gift?) starb, so kam Breisach mit allen Eroberungen Herzog Bernhard's in die Hände der Franzosen, die durch Geld Bernhard's Truppen in ihre Dienste lockten.

Auf dem nördlichen Schauplatz des Krieges erhielt nach Baner's Tode (20. Mai 1641) Torstenson den Oberbefehl. Dieser, wiewohl durch die Gicht an Händen und Füßen so gelähmt, daß er, zum Reiten und Fahren unfähig, sich oft in einer Sänfte tragen lassen mußte, war dennoch von allen Feinden des Kaisers der schnellste. Er gewann ganz Oberschlesien bis auf Brieg, dessen Belagerung er aufgab, als ein kaiserliches Heer von 33,000 Mann unter dem jungen Erzherzog Leopold Wilhelm, dem General Piccolomini zur Seite stand, zum Entsatz heranrückte. Als er das kaiserliche Heer nicht zu einer Schlacht verlocken konnte, zog er nach Sachsen zurück und besiegte die Kaiserlichen bei Breitenfeld unweit Leipzig, dem ewigen Schlachtfelde Deutschlands, 2. Nov. 1642. Der Geist Gustav Adolf's schwebte über den Seinen; wo der große König gesiegt hatte, siegte auch Torstenson. Zehntausend Kaiserliche deckten das Gefild, sämmtliches Geschütz fiel

den Schweden in die Hände. Der Erzherzog hielt bis zum letzten Augenblick im wilden Handgemenge aus; ein feindlicher Soldat setzte ihm den Carabiner auf die Brust, das Gewehr versagte und so entging er dem Tode; mit Gewalt zog man ihn aus dem Kampfe. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder, Piccolomini trat in spanische Dienste; der wegen Kriegsunglücks entlassene Gallas erhielt das Commando wieder. Der Kaiser leistete hierdurch den Schweden einen großen Dienst. Torstenson warf sich wieder nach Böhmen und Mähren, wurde aber bald zu einer von Niemand geahnten That durch seine Regierung abberufen.

Dänemark war den Schweden verdächtig geworden. Nach dem Grundsatze: ein offener Feind ist besser als ein zweideutiger Freund, beschlossen die Schweden Krieg gegen Dänemark. Es galt aber die ungerüsteten Dänen zu überfallen. Oxenstjerna's Befehl hierzu kam erst vier Monate, nachdem er erlassen war, in Torstenson's Hände; sofort wandte er um und stand im Anfange des Jahres 1643 in Dänemark. In sechs Wochen hatte er den größten Theil von Dänemark erobert. Die Pflicht, die Dänen nicht sinken zu lassen, vermochte den Kaiser, Gallas nach Dänemark zu schicken. Dieser vereinigte sich in Holstein mit den Dänen, aber obschon den Schweden vielfach überlegen, wich er doch jeder Schlacht aus. Die Dänen, durch Märsche und Gegenmärsche ermüdet, trennten sich von Gallas. Nun wurde dieser von Torstenson bis Magdeburg zurückgedrängt, in seinem Lager eingeschlossen und entrann nur mit Aufopferung des größten Theils seiner Leute. Das schöne und große Heer, das er nach Dänemark geführt, war auf 2000 Mann zusammengeschmolzen.

In Frankreich war (4. Dec. 1642) der allgewaltige Minister Richelieu gestorben, ihm folgte nach wenigen Monaten Ludwig XIII. Die österreichische Regierung hoffte, daß die Königin Witwe, Anna, Tochter Philipp's III., Königs von Spanien, ihres Sohnes Ludwig's XIV. Vormünderin, sich den beiden Häusern Habsburg-Spanien und Habsburg-Oesterreich zuwenden werde. Es war eine täuschende Hoffnung! Cardinal Mazarin, der als erster Minister Richelieu's Stelle einnahm, nahm auch dessen System an. Der Krieg gegen Spanien und Oesterreich wurde mit Nachdruck fortgesetzt, das Heer verstärkt, Turenne erschien als Befehlshaber am Rhein. Er und Enghien zwangen den baierischen General Mercy, aus den Rheingegenden zu weichen, eroberten Mannheim, Germersheim, Speier, Philippsburg, Worms, Oppenheim, Mainz und Landau. Die Franzosen besetzten somit alles wieder, was zehn Jahre früher die Schweden durch die Schlacht von Nördlingen verloren hatten.

Während der Kaiser von Norden und Westen gedrängt wurde, entstand ihm ein neuer Feind in Oesterreich. Wie am Beginn des dreißigjährigen Krieges der damalige Großfürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor, so erhob sich jetzt, in den letzten Jahren des Krieges, der siebenbürgische Fürst Georg Rakoczy gegen den Kaiser.

Torstenson verließ mittlerweile Dänemark und folgte dem Schatten eines Heeres, welches Gallas nach Böhmen gebracht hatte. Sofort ging der Kaiser mit seinem Bruder Leopold Wilhelm nach Prag, die Aufstellung eines neuen Heeres zu betreiben. Hatzfeld erhielt den Oberbefehl über die neugeworbenen Truppen; 10,000 Baiern, unter Götz, schlossen sich ihm an. Unfern von Tabor, bei Jankau in Böhmen, kam es zur Schlacht, Götz mit 2000 blieb auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit 3000 Mann wurde gefangen. Die andern zerstäubten in wilder Flucht. Erzherzog Leopold Wilhelm übernahm die Vertheidigung von Wien; denn Torstenson ergoß sich über Mähren nach Oesterreich. Die Schweden standen vor den Mauern Wiens. Die Stadt war in gutem Vertheidigungszustand, die Bürger, die Studenten vereinten sich mit den Soldaten. Erzherzog Leopold Wilhelm hatte sein Hauptquartier in der Wolfsau. Als er am Brigittentage in seinem Zelte knieend das Morgengebet verrichtete, fiel eine feindliche Kanonenkugel zu seinen Füßen nieder, aber ohne ihn zu beschädigen. Zum Andenken ließ er auf demselben Platz die Brigittencapelle bauen; von da an heißt die ganze Gegend die Brigittenau. Torstenson war zu schwach, um Wien zu erobern, der Zuzug des Fürsten Rakoczy, auf den er gerechnet, blieb aus, weil die Türken sich zu einem Einfalle in Siebenbürgen rüsteten, er wich also zurück und begann die Belagerung von Brünn. Aber so glücklich auch Torstenson in Schlachten war, wollte es ihm doch mit der Eroberung von Städten nicht recht gelingen: 16 Wochen währte die Belagerung, durch welche die schwedische Armee ruinirt ward. Torstenson mußte das Unternehmen aufgeben und zog sich durch Böhmen nach Sachsen zurück, wo sich Wrangel nach glücklicher Beendigung des dänischen Krieges mit ihm vereinigte. Torstenson, von der Gicht erschöpft, legte den Oberbefehl nieder und rieth seinem Nachfolger Wrangel, den Krieg wo möglich immer in die kaiserlichen Staaten zu spielen und ohne dringende Noth keine Schlacht zu wagen.

Während die kaiserlichen Waffen im östlichen und nördlichen Deutschland Niederlage auf Niederlage erlitten, hielten des Kurfürsten Maximilian Feldherren, Mercy und Johann von Werth, den liguistischen Waffenruhm im südlichen und westlichen Deutschland aufrecht (Sieg über die Franzosen bei Duttlingen 23. Nov. 1643). Aber im Jahre 1645 stießen Condé und Turenne mit 17,000 Mann, worunter 5000 Weimarer und 6000 Hessen waren, bei Allerheim (2. Aug.) auf die baierische Armee (16,000 Mann) unter Mercy und Johann von Werth, schon war Turenne geworfen und selbst verwundet, und Johann von Werth verfolgte die fliehenden Franzosen, als Condé mit der Reserve, die nur aus Deutschen bestand, die Schlacht herstellte und gewann. So fesselten hier Deutsche den Sieg an Frankreichs Fahnen gegen Deutschland.

Diese Schlacht hatte den Kurfürsten von Baiern so geschwächt, daß er im Jahre 1646 nicht mehr im Stande war, dem vereinigten Andringen der Schweden und Franzosen unter Wrangel und Turenne

Widerstand zu leisten. Er sah sein Land überschwemmt und geplündert. Da boten die feindlichen Feldherren dem Kurfürsten Waffenstillstand, den dieser ungeachtet der Abmahnung des Kaisers annahm. Der Kaiser erklärte, daß die Armee des Kurfürsten, auf Reichskosten ausgerüstet, besoldet und verpflegt, dem Kaiser und dem Reiche angehöre. Von diesem Grundsatze ausgehend, unterhandelte der Kaiser mit den Anführern. Johann von Werth und mehrere Obersten versprachen ihm ihre Truppen zuzuführen. Als aber Johann von Werth seine Zusage erfüllen wollte, die bei Vilshofen versammelten Regimenter über die Donau setzen ließ und die Truppen erfuhren, zu welchem Zwecke dies geschehe, verweigerten sie den Gehorsam und Johann von Werth und seine Anhänger retteten sich durch die Flucht nach Böhmen. An die Spitze des kaiserlichen Heeres trat nun General Melander, eigentlich Holzapfel genannt, vormals in hessischen Diensten. Und so stand nach 29 Jahren eines angeblichen Religionskrieges, ein Calvinist an der Spitze des kaiserlichen Heeres als Generalissimus. Melander konnte aber nicht hindern, daß Wrangel in Böhmen eindrang und Eger eroberte. Dieser Unfall des Kaisers brachte den Kurfürsten von Baiern zu kälterer Würdigung seiner Lage. Der Kaiser hatte ihm die Kurwürde und die Oberpfalz verliehen, ging der Kaiser zu Grunde, so war voraus zu sehen, daß er, Maximilian, gegen des Kaisers Feinde, die Beschützer des pfälzischen Hauses, weder die Kurwürde noch die Oberpfalz werde behaupten können. Maximilian kündete daher den Waffenstillstand auf. Das baierische Heer vereinigte sich mit dem kaiserlichen und Wrangel wurde aus Böhmen herausgedrängt.

Aber Wrangel vereinigte sich mit Turenne; ihre Macht zählte beiläufig 40,000 Mann, gleich stark war jenes Heer, welches Melander befehligte. Bei Zusmarshausen, unweit Augsburg, kam es zur Schlacht, 14. Mai 1648. Melander wurde geschlagen, tödtlich verwundet und starb noch am selben Tage zu Augsburg. Die Schweden und Franzosen überflutheten nun Baiern und dieses ward zur Wüste. Indessen war Piccolomini aus den Niederlanden gekommen, um den Oberbefehl des kaiserlich-baierischen Heeres zu übernehmen. Er ließ sich in keine Schlacht ein, sondern drängte die Schweden nach und nach zurück. Bei München ging er über die Isar. Wrangel achtete seinen Feind so gering, daß er eine große Treibjagd gab. Während der Jagd wurde er von Kaiserlichen überfallen, er selbst rettete sich mit genauer Noth, sein Bruder aber und drei Obersten wurden gefangen, mehrere Jagdgesellen niedergehauen. Dies steigerte Wrangel's Wuth aufs höchste. Zum Rückzug gezwungen, bis hinter den Lech gedrängt, bezeichneten Brandstätten die Straße, auf welcher der Schwede gewichen war. Piccolomini mußte aber die weitere Verfolgung aufgeben, denn aus Böhmen waren Boten angelangt mit böser Kriegspost. Nach der Schlacht von Zusmarshausen war der schwedische General Königsmark in Böhmen eingebrochen und hatte (5. Aug.) durch Ueberraschung die sogenannte kleine Seite von Prag erobert und drei Tage lang ge-

plündert. Die zahlreich eroberten Geschütze richtete er nun gegen die Alt- und Neustadt; die Eroberung schien leicht, denn die Besatzung war schwach und es fehlte an Waffen. Aber die Bürger erboten sich zur Vertheidigung der Stadt. Bei Trödlern, Krämern und Juden wurden nun Waffen angekauft, größtentheils dieselben, die vor 28 Jahren die Bürgerschaft abgeliefert hatte. So groß war die Veränderung, die diese Jahre in Prag hervorgerufen hatten, daß die Bürger dieselben Waffen, die sie zum Schutz des Winterkönigs gegen das Haus Oesterreich gebrauchen wollten, nun kauften, um Prag dem Hause Oesterreich zu erhalten. Der Adel und die Beamten bildeten fünf Compagnieen Reiter, 200 junge Ordensgeistliche, 900 Studenten der Universität traten unter das Gewehr; der Jesuit Georg Plachy war ihr Führer und bewies sich tüchtig. Einen Sturm, den die Schweden auf die Brücke unternahmen, trieb eben Plachy mit seinen jugendlichen Streitern zurück. Königsmark und der ihm aus Schlesien zu Hülfe gekommene General Wittenberg erwarteten die Ankunft des Pfalzgrafen Karl Gustav, der mit frischen Truppen aus Schweden in Pommern gelandet war und in welchem sie bereits ihren künftigen König erblickten (s. S. 286). Sie wollten ihm die Eroberung von Prag als erste Waffenthat aufbewahren. Als Karl Gustav an den Mauern Prags erschien, forderte er die Stadt zur Uebergabe auf und drohte, wenn sie erstürmt würde, alle Mönche und Studenten tödten zu lassen; nichtsdestoweniger wurde die Uebergabe verweigert, dem heftigen Angriff der Schweden trat hartnäckiger Widerstand entgegen. Als nun der kaiserliche Feldmarschall Golz zum Entsatz heranrückte, hob Karl Gustav die Belagerung auf und zog ihm entgegen. Es kam aber nicht zur Schlacht, denn die beiden Führer erhielten noch zur rechten Zeit die Nachricht, daß der Friede geschlossen sei, und so endete der Krieg nach dreißigjährigem Wüthen gerade vor der Stadt, in welcher er begonnen hatte.

44. Der westfälische Friede.

(Nach Heinrich Rückert, deutsche Geschichte.)

Schon seit dem Jahre 1640 nahm Kaiser Ferdinand III. das Friedenswerk im Reiche mit aufrichtigem Ernste in die Hand. Die Erschöpfung seiner Finanzen, die trostlosen Zustände in seinen Erblanden, das immer wachsende Uebergewicht der Fremden, der Schweden und Franzosen, nöthigte ihn seine Gewissensbedenken bei Seite zu setzen. Doch zeigte es sich schon damals und in den drei Jahre verzögerten Unterhandlungen, die er 1643 zu Frankfurt mit den Reichsständen eröffnete, welche als Bundesgenossen der fremden Mächte unter den Waffen standen, daß von katholischer Seite die Forderungen noch zu

hoch gespannt wurden. Auch thaten jene fremden Mächte alles Mögliche, um einen Frieden im Reiche zu verhindern, der nicht von ihnen dictirt war. So blieb nichts übrig, als ein allgemeiner Friedens-Congreß aller kriegführenden Mächte, der zu Münster und Osnabrück gehalten wurde.

Hier gewannen die fremden Mächte eine Stellung, die sie zu vollkommenen Herren der Lage machte. Doch sobald sie dies erreicht hatten, drangen sie ernstlich auf die Beendigung des Friedenswerkes, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Es gelang aber erst, als Kurfürst Maximilian von Baiern durch wiederholte grauenhafte Verwüstungen seines Landes 1646 und 48 genöthigt wurde, auf die Seite der Freunde des Friedens zu treten, als sich die schwedischen Waffen durch eine glückliche Diversion wieder in Böhmen ausbreiteten und das eigentliche Oesterreich, von Baiern verlassen, schutzlos vor den Feinden dalag.

Das Erste, was erledigt werden mußte, waren die Entschädigungen, die sich die fremden Beschützer der deutschen Freiheit ausbedangen. Frankreich hatte offenbar geringere Anstrengungen als Schweden gemacht, doch trug es zu Münster eine viel reichere Beute davon. Die größere Verschmitztheit und Dreistigkeit seiner Diplomaten half ihm dazu am meisten, daneben auch die von ihnen bestens benutzte Ueberzeugung, daß seine Kräfte noch nicht so weit, wie die der andern kriegführenden Mächte, erschöpft seien. Es erhielt jetzt förmlich abgetreten die Landeshoheit über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die seit 1552 in seinem Besitze standen, ohne daß sie ihm durch irgend einen staatsrechtlichen Act übergeben waren, ferner die Landgrafschaft im Elsaß, die bisher Oesterreich gehabt hatte, sammt der Landvogtei d. h. thatsächlich der Landeshoheit über zehn bisher reichsfreie Städte daselbst, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, u. s. w.; auch die Stadt Breisach auf dem rechten Rheinufer, eine der stärksten Festungen damaliger Zeit, deren Belagerung und Eroberung im Laufe des Krieges zu den wichtigsten Begebenheiten gehört hatte, dann das Besatzungsrecht in Philippsburg und in Italien Pignerol, worüber dem Reiche die Lehenshoheit zustand. Alles dies erhielt die Krone Frankreich zu vollem Eigenthum, ohne in irgend eine Beziehung zu dem Reiche zu treten.

Schweden bekam ganz Vorpommern und Rügen sammt einem kleinen Theile von Hinterpommern, dann die Stadt Wismar, die Stifter Bremen und Verden. Es behielt die Reichsstandschaft für diese Länder bei, indem es dadurch den kürzesten und sichersten Weg zu weiterer Einmischung und weiterem Erwerbe im Reiche gefunden zu haben glaubte. Das schwedische Heer, das die eigene Krone nicht bezahlen konnte, wurde noch besonders bedacht. Fünf Millionen Thaler wurden ihm als Reichs-Contribution für seinen rückständigen Sold bewilligt.

Durch die Ueberlassung Pommerns wurden die alten und unzählige Male verbrieften Rechte Brandenburgs schwer verletzt, denn nach dem Erlöschen des pommer'schen herzoglichen Hauses, das im Laufe des

Krieges erfolgt war, stand dem brandenburgischen die Nachfolge in dem ganzen Lande zu. Doch erhielt Brandenburg außer dem größten Theile von Hinterpommern an den säcularisirten Bisthümern Halberstadt, Camin, Minden und Magdeburg einen mehr als hinreichenden Ersatz. Auch Mecklenburg konnte für das abgetretene Wismar sich mit den säcularisirten Bisthümern Schwerin und Ratzeburg zufrieden geben. Hessen-Cassel hatte nicht umsonst das Beste für die fremden Mächte gethan. Es erhielt durch ihre dankbaren Bemühungen das säcularisirte Stift Hersfeld und 600,000 Thaler Kriegsentschädigung auf die nächstgelegenen geistlichen Fürstenthümer Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda angewiesen.

Der Pfalzgraf Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Friedrich V., erhielt die Pfalz am Rhein zurück und damit seine Kurstimme. Sein Stammesvetter Maximilian mußte sich mit der Oberpfalz und einer baierischen Kurstimme begnügen, so daß ihre Zahl jetzt auf acht, fünf katholische und drei protestantische, stieg. Alle andern vertriebenen, geächteten oder ihrer Lande beraubten fürstlichen Häuser, Herren, Ritter und Unterthanen wurden durch eine Generalamnestie in den vollen Rechtszustand von 1618 wieder eingesetzt.

Härtere Kämpfe als die Entschädigungsfrage kostete die religiöse. Endlich kam man dahin überein, daß der Augsburger Religionsfriede als Grundlage genommen werden sollte. Ausdrücklich wurden alle Rechte des neuen Friedens auch auf die Calvinisten ausgedehnt. Aber außer diesen drei Confessionen wurde jeder andern eine rechtliche Gültigkeit im Reiche abgesprochen.

Katholiken und Protestanten insgesammt sollten von nun an in ihrem Verhältniß zum Reiche einander völlig gleichstehen. Auf den Reichstagen entschied fortan in allen religiösen Angelegenheiten nicht die Stimmenmehrheit, sondern nur ein gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien, und die Reichsstände traten als ein Corpus Catholicorum und Evangelicorum in dieser Hinsicht, wie zwei gleichberechtigte, vollkommen selbständige Mächte einander gegenüber. Auch die Besetzung der Reichsgerichte wurde von jetzt ab nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung beider Religionen geregelt. Wie im Prager Frieden entschied man auch hier den Streit über den geistlichen Vorbehalt durch die Ansetzung eines sogenannten Normaljahres. Beide Parteien sollten im Besitze der geistlichen Stifter und Güter bleiben, die sie am 1. Januar 1624 inne gehabt und jeder, der seitdem daraus verdrängt worden, wieder eingesetzt werden. Auch für die Religionsverhältnisse der Unterthanen wurde derselbe Termin als Norm angenommen und in einzelnen Fällen sogar auf das Jahr 1618 zurückverlegt. Das Reformationsrecht der Landesherren, gleichfalls eine der verhängnißvollsten Clauseln des Augsburger Religionsfriedens, wurde nunmehr als überflüssig aufgehoben, so weit es mit den angegebenen Bestimmungen collidiren konnte.

Auch erkannte die westfälische Friedensacte den Gesammtumfang aller von den Reichsständen erworbenen Rechte durch den im deutschen Staatsrechte neuen Ausdruck Souverainetät an, der sich zum ersten Male in dem französischen Friedensentwurfe fand. Der Begriff der Souverainetät wurde in der Friedensurkunde nicht allseitig und systematisch entwickelt, nur einzelne Punkte hob man besonders hervor, so daß die Reichsstände bei allen Reichsangelegenheiten ohne Ausnahme ihr Stimmrecht ausüben, folglich die aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassenen Decrete in Zukunft ganz wegfallen sollten. Ein anderer ausdrücklich anerkannter Ausfluß der landesfürstlichen Souverainetät war, daß den einzelnen Reichsständen ein unbeschränktes Recht zu Frieden und Krieg, Bündnissen und Verträgen mit auswärtigen Mächten zugeschrieben wurde, nur mit dem Vorbehalt, daß es nicht zum Nachtheil von Kaiser und Reich oder ihrer andern Mitstände geübt werden dürfe.

Die Vollziehung der ganzen Friedensacte wurde unter die Garantie von Schweden und Frankreich gestellt. Ihre Einmischung in alle inneren Reichsangelegenheiten war damit für alle Zukunft förmlich anerkannt.

Gleichzeitig mit den Unterhandlungen zwischen Frankreich, dem Kaiser und dem Reiche zu Münster wurde daselbst auch ein endgültiger Friede zwischen der Krone Spaniens und den vereinigten Provinzen der Niederlande zu Stande gebracht. Die erstere mußte jetzt deren volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkennen, die sie in beinahe achtzigjährigem Kampfe zu Land und zur See in Europa und jenseits des Weltmeeres glorreich vertheidigt hatten. Damit löste sich auch thatsächlich ihr bisheriges Verhältniß zu Kaiser und Reich. Dagegen blieb der südliche Theil des burgundischen Kreises, die sog. spanischen Niederlande, noch dem Namen nach beim Reiche als dessen burgundischer Kreis. Doch behielt das Reich auch von diesem Ueberreste Burgunds nur den Namen und die Gefahr seiner Vertheidigung, wenn er durch auswärtige Feinde bedroht wurde.

Auch ein anderes Glied löste sich durch den westfälischen Frieden förmlich vom Reichskörper ab, nachdem es seit Jahrhunderten schon so gut als selbständig gelebt hatte. Die schweizerische Eidgenossenschaft wurde jetzt ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich entbunden und als eine unabhängige europäische Macht anerkannt.

Deutschland war im Beginne des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf bürgerlichen Wohlstand, Anbau des Bodens und Dichtigkeit der Bevölkerung das blühendste Land in Europa gewesen. Im Jahre 1648 durfte man sich mit Recht fragen, ob die elenden Trümmer der deutschen Nation im Stande sein würden, auch nur fort zu existiren. Durchschnittlich drei Viertheile davon hatte der Krieg und sein Gefolge von verheerenden Seuchen, von Hungersnoth und Jammer aller Art verschlungen: in einzelnen Landschaften war kaum noch der fünfzigste

Theil der früheren Einwohnerzahl vorhanden *). Es schien, als sei das ganze Volk dem Untergang verfallen, wie so manches andere vordem eben so große und herrliche Volk eben so jammervoll durch eigene Schuld geendet hatte.

Und doch zeigte es sich schon nach einigen Jahren, daß die Lebensfähigkeit unseres Volkes noch immer nicht zerstört war. Sobald nur wieder etwas Ruhe im Lande herrschte, sobald die mehr als teuflischen Plagegeister der schwedischen, französischen und andern Soldatesca nach mühseliger Befriedigung ihrer unverschämten Contributions-Forderungen den deutschen Boden geräumt hatten und ihre Abzweigungen, die großen Diebs- und Räuberbanden, die den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, mit Aufbietung der letzten Hülfsmittel durch die Obrigkeiten etwas beschränkt worden waren, begann auch wieder das neue Leben des deutschen Volkes seine ersten bescheidenen Schößlinge zu treiben.

---

45. Königin Christine von Schweden.

(Nach Leop. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa).

Das Land, wo das Lutherthum zuerst die gesammte Verfassung politisch umgestaltete, von wo dann die große Entscheidung in dem welthistorischen Kampfe hauptsächlich ausgegangen war: eben da machte jetzt der Katholicismus die unerwartetste Eroberung. Die Tochter jenes Vorkämpfers der Protestanten, Königin Christine von Schweden, zog er an sich. Gehen wir von der Stellung aus, welche die junge Königin in ihrem Lande einnahm. Nach dem Tode Gustav Adolf's war auch in Schweden, wie 1640 in Portugal, und in dieser Epoche an so vielen andern Orten einen Augenblick die Rede davon, ob man sich nicht von der königlichen Gewalt frei machen und als Republik constituiren solle. Nun ward dieser Antrag zwar verworfen: man huldigte der Tochter des verstorbenen Königs; aber daß diese ein Kind von sechs Jahren war, daß es Niemand vom königlichen Geschlechte gab, der die Zügel hätte ergreifen können, bewirkte doch, daß die Gewalt in die Hände einiger Wenigen kam. Die junge Fürstin war aber nicht gemeint, die königliche Gewalt verfallen zu lassen: sie strengte sich an, in vollem Sinne des Wortes Königin zu sein. Von dem Augenblick an, daß sie die Regierung selbst antrat, 1644, widmete sie sich den Geschäften mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Niemals hätte sie eine Senatssitzung versäumt; wir finden, daß sie mit dem Fieber geplagt ist, daß sie zur Ader gelassen hat, sie besucht die Sitzung dessenungeachtet. Sie versäumt nicht, sich auf das beste vorzubereiten. Mit großer Geschicklichkeit versteht sie dann die Frage vorzulegen; sie läßt nicht merken, auf welche Seite sie sich neigt; nachdem sie alle Mitglieder gehört hat,

*) S. Fr. von Raumer, Geschichte Europa's, III, S. 596 flg.

sagt auch sie ihre Meinung, die sich immer wohl begründet findet, die man in der Regel beliebt. An einem Ereignisse von so universal-historischer Bedeutung, wie der Abschluß des westfälischen Friedens war, hatte sie persönlich vielen Antheil.

So jung sie auch noch war, so brachte sie doch sehr bald die Succession ihres Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustav in Vorschlag, denn der Gedanke, sich zu verheirathen, war ihr unerträglich. Sie meinte, der Prinz habe das nicht zu hoffen gewagt, sie allein habe es durchgesetzt, wider den Willen des Senates und der Stände. Die Succession ward unwiderruflich festgesetzt.

Doppelt merkwürdig ist es nun, daß sie bei diesem Eifer für die Geschäfte zugleich den Studien mit einer Art von Leidenschaft oblag. Noch in den Jahren der Kindheit war ihr nichts angenehmer gewesen, als die Lehrstunde. Sie besaß besonders für die Sprachen ein außerordentliches Talent; sie erzählt, daß sie die meisten eigentlich ohne Lehrer gelernt habe, was um so mehr sagen will, da sie es wirklich in einigen bis zur Fertigkeit eines Eingebornen gebracht hat. Wie sie aufwuchs, ward sie immer mehr von dem Reize ergriffen, der in der Literatur liegt; sie hatte den Ehrgeiz, berühmte Leute an sich zu ziehen, um ihres Unterrichtes zu genießen. Zuerst kamen einige deutsche Philologen und Historiker, z. B. Freinsheim, auf dessen Bitten sie seiner Vaterstadt Ulm den größten Theil der ihr auferlegten Kriegscontribution erließ; dann folgten Niederländer: Isaak Vossius brachte das Studium des Griechischen in Schwung; sie bemächtigte sich in Kurzem der wichtigsten alten Autoren, und selbst die Kirchenväter blieben ihr nicht fremd. Nicolaus Heinsius rühmt es einmal als sein erstes Glück, daß er zur Zeit der Königin geboren, als das zweite, daß er ihr bekannt geworden sei, und als das dritte und vornehmste wünscht er sich, daß die Nachwelt erfahre, er habe ihr nicht ganz mißfallen. Sie brauchte ihn vornehmlich, um ihr kostbare Handschriften, seltene Bücher aus Italien zu verschaffen, was er mit Gewissenhaftigkeit und Glück vollzog. Im Jahre 1650 erschien Salmasius; die Königin hatte ihm sagen lassen: komme er nicht zu ihr, so werde sie genöthigt sein, zu ihm zu kommen; ein Jahr lang wohnte er in ihrem Palaste. Endlich ward auch Cartesius bewogen, sich zu ihr zu begeben, alle Morgen um fünf hatte er die Ehre, sie in ihrer Bibliothek zu sehen; man behauptet, sie habe seine Ideen, ihm selbst zur Verwunderung, aus dem Plato abzuleiten gewußt. Es ist gewiß, daß sie in ihren Conferenzen mit den Gelehrten, wie in ihren Besprechungen mit dem Senate die Ueberlegenheit des glücklichsten Gedächnisses und einer raschen Auffassung zeigte.

Wunderbare Hervorbringung der Natur und des Glückes! Ein junges Fräulein, frei von aller Eitelkeit; sie sucht es nicht zu verbergen, daß sie eine Schulter höher hat als die andere; man hat ihr gesagt, ihre Schönheit bestehe besonders in ihrem reichen Hauptthaar, sie wendet auch nicht die gewöhnlichste Sorgfalt darauf; jede kleine Sorge

des Lebens ist ihr fremd; sie hat sich niemals um ihre Tafel bekümmert, auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen, dagegen macht es ihr Vergnügen, zu hören, daß sie in der frühesten Kindheit beim Abfeuern des Geschützes, statt zu erschrecken, in die Hände geklatscht und sich als ein rechtes Soldatenkind ausgewiesen habe; auf das kühnste sitzt sie zu Pferde, einen Fuß im Bügel, so fliegt sie dahin; auf der Jagd weiß sie das Wild mit dem ersten Schuß zu erlegen. Vor allem ist sie von der hohen Bedeutung durchdrungen, die ihr ihre Herkunft gebe, von der Nothwendigkeit der Selbstregierung; keinen Gesandten hätte sie an ihre Minister gewiesen; wäre ein neuer Krieg ausgebrochen, so würde sie sich unfehlbar an die Spitze ihrer Truppen gestellt haben.

Bei dieser Gesinnung und vorwaltenden Stimmung war ihr schon der Gedanke zuwider, einem Manne Rechte an ihre Person zu geben; der Verpflichtung hierzu, die sie gegen ihr Land haben könnte, glaubte sie durch die Festsetzung der Succession überhoben zu sein; nachdem sie gekrönt ist, erklärt sie, sie würde eher sterben, als sich vermählen.

Aber ein Zustand dieser Art hat etwas Gespanntes, Angestrengtes, es fehlt ihm die Ruhe eines natürlichen und in sich befriedigten Daseins. Es ist nicht Neigung zu den Geschäften, daß sie sich so eifrig hineinwirft, Ehrgeiz und fürstliches Selbstgefühl treiben sie dazu an, Vergnügen findet sie daran nicht. Die Staats-Ceremonien, die langen Reden, die sie anzuhören verpflichtet ist, jede Function, bei der sie persönlich in Anspruch genommen wird, sind ihr geradezu verhaßt; der Kreis der Bildung und Gelehrsamkeit, in dem sich ihre Landsleute halten, scheint ihr verächtlich. Phantasie und Liebe zu dem Ungewöhnlichen fangen an, ihr Leben zu beherrschen. Die Rückwirkungen eines solchen Betragens können nicht ausbleiben; um so weniger fühlt sie sich darin zufrieden, heimisch oder glücklich.

Da geschieht es nun, daß dieser Geist der Nichtbefriedigung sich vor allem auf die religiösen Dinge wirft. Die weitläufigen Predigten, die ihr schon immer Langeweile gemacht, und die sie um der Reichsordnungen willen anhören mußte, wurden ihr nun unerträglich. In der Stimmung, in welche sie hierdurch gerieth, in der sie sich von der angenommenen Landesreligion innerlich entfernte, ward sie nun durch die Ankunft der fremden Gelehrten bestärkt. Einige waren katholisch, andere, z. B. Isaak Vossius, gaben Anlaß, sie für ungläubig zu halten, Bourdelot, der das Meiste bei ihr vermochte, da er sie von einer gefährlichen Krankheit leicht und glücklich geheilt hatte, verspottete Alles und galt geradezu für einen Naturalisten. Allmählich gerieth die junge Fürstin in unauflösliche Zweifel. Indessen ging sie hierbei doch nie bis zu eigentlicher Irreligiosität fort. Besonders machte ein Ausspruch Cicero's, daß die wahre Religion nur e i n e sein könne und alle andern falsch sein müßten, auf sie Eindruck. Die Frage war nur eben, welche dies sei. Sie war neun Jahre alt, als man ihr zuerst eine nähere Notiz von der katholischen Kirche gab und ihr unter Anderm sagte,

daß in derselben der ehelose Stand ein Verdienst sei. „Ach", rief sie aus, „wie schön ist dies, diese Religion will ich annehmen." Man verwies ihr das ernstlich; desto hartnäckiger blieb sie dabei. Daran knüpfen sich weitere verwandte Eindrücke. „Wenn man katholisch ist", sagte sie, „hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister sechszehn Jahrhunderte lang geglaubt; einer Religion anzugehören, die durch Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist, die endlich", fügte sie hinzu, „so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechtes überwunden und sich Gott geopfert haben."

Der erste, dem sie ihre Neigung zu erkennen gab, war ein Jesuit Antonio Macedo, Beichtvater des portugiesischen Gesandten. Plötzlich verschwand Macedo von Stockholm. Die Königin that, als lasse sie ihn suchen, verfolgen, aber sie selbst hatte ihn nach Rom geschickt, um ihre Absicht zunächst dem Jesuitengeneral vorzutragen und ihn zu bitten, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zuzusenden. Im Februar 1652 langten diese in der That in Stockholm an, und in dem Königspalaste Gustav Adolf's traten Abgeordnete von Rom mit seiner Tochter zusammen, um mit ihr über ihren Uebertritt zur römischen Kirche zu unterhandeln. Der Reiz für Christine lag auch darin, daß Niemand etwas davon ahnte; auch sprach sie mit ihnen über die Schwierigkeiten, die es haben werde, wenn sie sich zu dem Uebertritte entschließe, ihn ins Werk zu setzen. Sie fragte, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, das Abendmahl alle Jahre einmal nach lutherischem Gebrauche zu nehmen. Sie antworteten: Nein; „dann", sagte sie, „ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben".

Denn dahin richteten sich ohnedies ihre Gedanken von Tage zu Tage mehr. Nicht immer gingen die Geschäfte des Landes nach Wunsch. Der mächtigen Aristokratie gegenüber bildete die Königin mit ihrer aus so vielen Ländern herbeigezogenen Umgebung, mit dem Thronfolger, den sie dem Lande aufgenöthigt, und dem Grafen Magnus de la Gardie, dem sie ihr Vertrauen schenkte, den aber der alte schwedische Adel nicht als ebenbürtig anerkennen wollte, eine Partei, die gleichsam als eine fremde betrachtet ward. Ihre unbeschränkte Freigebigkeit hatte die Finanzen erschöpft, und man sah den Augenblick kommen, wo man mit allen Mitteln zu Ende sein werde. Schon im October 1651 hatte sie den Ständen die Absicht zu resigniren angekündigt. Es war in dem Momente, als sie Antonio Macedo nach Rom geschickt hatte. Noch einmal jedoch ließ sie sich davon zurückbringen. Aber es war vergebens, daß sie sich durch wiederholte Ernennungen in dem Reichsrathe, den sie von 28 Mitgliedern auf 39 brachte, eine Partei zu machen suchte; in mehreren wichtigen Fragen blieb die Königin in der Minorität. Das Geld fing wirklich an zu mangeln und reichte oft nicht zu den täglichen Bedürfnissen des Haushaltes. Schon waren ihr die Geschäfte zuwider, und sie fühlte sich unglücklich, wenn sich ihr die Secretäre näherten. Ihre einzige Sorge war nur, sich ihre Rente auf

eine Weise sicher zu stellen, daß sie ihr nicht wieder entrissen werden könne.

Am 24. Juni 1654 ward die Ceremonie der Abdankung vollzogen. So manchen Anstoß die Regierung der Königin gegeben hatte, so waren doch Vornehme und Geringe von dieser Lossagung des letzten Sprossen der Wasa von ihrem Lande ergriffen. Der alte Graf Brahe weigerte sich, ihr die Krone wieder abzunehmen, die er ihr vor drei Jahren aufgesetzt hatte. Die Königin mußte sich die Krone selbst vom Haupte nehmen, erst aus ihrer Hand nahm er sie an. Der Reichsinsignien entkleidet, in einfachem weißem Kleide, empfing sie die Abschiedshuldigung ihrer Stände.

Indeß stand all ihr Sinnen und Trachten nach der Fremde; keinen Augenblick wollte sie länger in einem Lande verweilen, wo sie die oberste Gewalt an einen andern abgetreten hatte; daher ergriff sie den ersten günstigen Augenblick, sich verkleidet mit wenigen Vertrauten von der lästigen Aufsicht zu befreien, die ihre bisherigen Unterthanen über sie ausübten, und sich nach Hamburg zu begeben. Und nun begann sie ihren Zug durch Europa. Bereits in Brüssel trat sie insgeheim, hierauf in Innsbruck öffentlich zum Katholicismus über; von dem Papste eingeladen, eilte sie nach Italien, Krone und Scepter brachte sie der Jungfrau Maria in Loreto dar. Nicht wie eine Büßende, sondern triumphirend zog sie in Rom ein. In den ersten Jahren finden wir sie noch oft auf Reisen, wir begegnen ihr in Deutschland, ein paar Mal in Frankreich, selbst in Schweden, politischen Bestrebungen blieb sie nicht immer so fern, wie sie wohl anfangs beabsichtigt hatte; sie unterhandelte einmal alles Ernstes und nicht ohne eine gewisse Aussicht, die Krone von Polen an sich zu bringen, wobei sie wenigstens hätte katholisch bleiben können; die Nothwendigkeit, für ihre Pension zu sorgen, mit deren Bezahlung es gar oft mißlich stand, ließ ihr selten vollkommene Ruhe.

Allmählich aber ward ihr Zustand ruhiger. Sie nahm immer mehr Theil an dem Glanze, den Beschäftigungen, dem Leben der Curie. Auch an den wissenschaftlichen Bestrebungen nahm sie lebendigen Antheil. Es ist bekannt, welchen Verirrungen in das Ueberladene, Gesuchte, Bedeutungslose sich die italienische Dichtkunst und Beredtsamkeit damals hingab. Im Jahre 1680 stiftete sie eine Akademie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste ist, daß man sich der schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des augusteischen und mediceischen Zeitalters folgen wolle. Ueberhaupt, das ist nicht zu läugnen, daß die Königin in der Mitte so vieler auf sie eindringenden Eindrücke eine edle Selbständigkeit des Geistes bewahrte. Der Anforderung, die man sonst an Convertiten macht, oder die sie sich von freien Stücken auflegen, einer in die Augen fallenden Frömmigkeit war sie nicht gemeint sich zu bequemen. Sie ließ sich nicht nehmen, Carneval, Concert, Komödie, und was das

römische Leben ihr sonst darbieten mochte, vor allem die innere Bewegung einer geistreichen und lebendigen Gesellschaft zu genießen. Die große Bewegung des Geistes, die sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit entwickelte und eine neue Aera eröffnete, vollzog sich auch in dieser Fürstin. Leidenschaftlich liebte sie diese Umgebung: sie glaubte nicht leben zu können, wenn sie die Luft von Rom nicht athme.

---

46. Verfall Spaniens unter Philipp III. und Philipp IV.

(Nach Friedr. von Raumer, Geschichte Europa's, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Im Anfange des 16. Jahrhunderts schien Spanien, das seit undenklichen Zeiten von keinem Feinde betreten worden war, ruhig und glücklich zu sein: aber es schien auch nur so. Ackerbau, Handel und Gewerbe wurden vernachlässigt, während sich nur zu Viele nach dem Stande der Geistlichen und der Krieger drängten, oder durch Auswanderung nach fremden Welttheilen ihr Glück zu machen hofften. Statt, bei der von Philipp II. überkommenen ungeheuren Staatsschuld und der Erschöpfung aller Hülfsquellen, die Ausgaben, vorzüglich bei Hofe, einzuschränken und die Zahl der unnützen Aemter zu verringern, nahmen die kostspieligen Reisen und Feste kein Ende, und bei Philipp's III. Hochzeit mit Margaretha von Oesterreich ward allein eine Million Ducaten vergeudet. Sein erster Minister Lerma, anfangs verschuldet, erwarb unermeßliche Reichthümer; bei Hofe erhielt fast Niemand Recht, der nicht ihm und seinen Unterhelfern zahlte, und der König war nicht im Stande, die unvernünftigsten Forderungen abzuschlagen. Anstatt die zu Tage liegenden Gründe der Rückschritte Spaniens zu erkennen und ihnen entgegen zu treten, hieß es: an Allem sei der Geldmangel Schuld, weßhalb (natürlich ohne Erfolg) die Ausfuhr des Metalls und die Mehrung des Kirchensilbers verboten ward, und vier Jahre nachher erhöhte Lerma den Werth des Kupfergeldes bis zum Werthe des Silbers, welche unsinnige Maßregel veranlaßte, daß alles Silber ins Ausland ging und Kupfermünze eingeschmuggelt ward. Durch die Vertreibung der Mauren, in Folge eines königlichen Befehls vom 22. September 1609, verlor Spanien wohl eine halbe Million der geschicktesten und fleißigsten Einwohner. Während Lerma darin eine Bedingung der Erhaltung und Sicherheit des Staates erkannte, erhob der hohe Rath von Castilien Klagen über die schreckliche Verödung des Landes. Der lange Krieg mit den Niederlanden hatte das einst so mächtige Spanien dergestalt erschöpft, daß man sich in eben jenem Jahre 1609 zu einem Waffenstillstande auf 12 Jahre entschließen mußte, um Zeit zur Sammlung neuer Kräfte zu gewinnen. Denn man durfte doch hoffen, daß

Länder, so groß, so schön und von der Natur so begünstigt, wie Spanien, Belgien, Neapel, Sicilien, Mailand und die unermeßlichen Colonieen, sich leicht erholen und zu Macht und Reichthum neu emporsteigen würden. Spaniens Geschichte gibt aber fast mehr als irgend eine den Beweis, daß alles, was die Natur darbietet, bedeutungslos wird, wenn der Lebensquell einer wohlgesinnten und thätigen Regierung fehlt. Es lag an dem Könige und dem Minister, daß sie nicht sehen und hören wollten, denn von echten Freunden des Vaterlandes wurden ihnen die Leiden Spaniens und deren Gründe deutlich und nachdrücklich genug vorgehalten.

Ganz Spanien hoffte auf eine neue glücklichere Zeit, als Philipp III. (31. März 1621) starb und Philipp IV. (reg. 1621—1665) den Herzog von Uzeda, den Sohn und Nachfolger Lerma's, nebst seinem Anhange entfernte. Die scheinbare Thätigkeit des jungen Königs verlor sich aber bald und ging in völlige Gleichgültigkeit gegen alle Geschäfte über. Es ist besser, pflegte er in oberflächlichem Scherze zu sagen, wenn meine Minister irren, als wenn ich irre. Er legte die ganze Regierung in die Hand seines Günstlings, des Gaspar Gusman, Grafen von Olivarez. Wenn ein königliches Aeußere oder die Kühnheit des Benehmens, welche unumschränkte Minister so gern annehmen, für Größe des Charakters, wenn gewisse kleine Künste der Politik für Staatsweisheit gelten und den Mangel tiefer Einsicht und Geschäftskenntniß ersetzen könnten, so wäre Olivarez ein wahrer König und der Erretter Spaniens gewesen. Daß er während seiner 22jährigen Regierung (1623—1644) die Kriege weder glücklich führen konnte, noch beendigen wollte, ist der erste große Vorwurf, der ihm gemacht werden muß; und wie diese Verhältnisse zu den feindlichen Staaten auf Spanien selbst zurückwirkten, darüber sind nur zu viele jammervolle Zeugnisse vorhanden. Alle früheren Klagen und Beschwerden über Steuern, kostspielige Verwaltung, unnütze Beamten, Müßiggang der Vornehmen, Entvölkerung des Landes, schädliche Monopole, Verfall des Handels, theure Anleihen, übermäßige Schulden, unerträgliche Münzverwirrungen, Ausdehnung geistlicher Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit wiederholen sich.

Olivarez lebte der Ueberzeugung: Spaniens Schwäche entstehe nicht sowohl aus all den bezeichneten Gründen, als daher, weil die einzelnen Landschaften verschiedene Einrichtungen und Vorrechte hätten. Diese zu zerstören und alle Theile des Reiches durchaus gleichen Gesetzen und Pflichten zu unterwerfen, sei das würdigste Ziel eines ersten Ministers. Daß er hierbei nicht mit geschickter Hand verfuhr, beweisen zwei Ereignisse: Der Aufstand in Catalonien und der Abfall Portugals.

Schon in der Jahren 1623, 1626, 1632 und 1634 hatten die Catalonier ungewöhnliche Forderungen an Geld und Mannschaft, so wie den Plan einer genauen Vereinigung aller spanischen Landschaften abgelehnt. Als nun während der spätern Jahre immer mehr Soldaten in die Landschaft gelegt und 1638 von allen eingehenden Waaren eine neue Abgabe gefordert wurde, stiegen die Klagen über Verletzung der

Landesrechte und Willkür der Mannschaft immer höher. Am Frohnleichnamsfeste (7. Juni) 1640 drangen etwa 500 Bauern in die Hauptstadt Barcelona, plünderten das Zeughaus und suchten den Palast des Unterkönigs in Brand zu stecken. Der Unterkönig Coloma hatte sich aus der Stadt geflüchtet, ward aber verfolgt und von den Meuterern erschossen. Die catalonischen Eiferer dagegen traten erst heimlich, dann öffentlich mit Frankreich in Verbindung, beriefen aus eigener Macht die Stände, setzten die bisherigen Obrigkeiten meist ab, übertrugen 36 Personen die höchste Gewalt und beschlossen, sich gegen die Angriffe der verhaßten Castilier mit den Waffen zu vertheidigen. Zwar setzte sich endlich der Marchese de los Veles mit Heeresmacht gegen Catalonien in Bewegung, erhielt aber den sonderbaren Befehl, das Land nicht eher zu betreten, als bis auch die Franzosen eingerückt wären. Diese Halbheit und Aengstlichkeit war durchaus unzeitig, denn die Abtrünnigen wußten mittlerweile die Gemüther dergestalt aufzureizen, daß jeder Vergleichsvorschlag abgewiesen und Ende 1640 ein Schutzbündniß mit Frankreich geschlossen ward. Richelieu sandte aber nur wenig Hülfe, um die von Veles jetzt hart bedrängten Catalonier zu noch vortheilhafteren Bedingungen zu zwingen; und in der That wählten sie (nach kurzen Träumen von einer unabhängigen Republik) im Februar 1641 den König von Frankreich zum Grafen von Barcelona und erklärten sich für seine Unterthanen. Erst nach zwölfjähriger Fehde, wo das Land abwechselnd durch spanische und französische Heere gleich sehr litt, und Regierung wie Volk nur zu viel Veranlassung bekamen, Irrthum und Unrecht zu bereuen, kehrten die Catalonier 1652 unter spanische Herrschaft zurück und erhielten eine Bestätigung ihrer früheren Rechte.

Noch weit übler, als in Catalonien, gestalteten sich für Spanien die Verhältnisse in Portugal. Dessen Abfall s. S. 171 ff.

Obgleich König Philipp IV. den Grundsatz hatte: er müsse seine Minister um jeden Preis erhalten, weil Vorwürfe, welche man gegen sie ausspreche, ihn gleichermaßen träfen, entstanden ihm nach dem Aufruhr in Catalonien und dem Abfalle Portugals doch wohl Zweifel über die Geschäftsführung des Olivarez. Wenigstens traten dessen kühner gewordene Feinde in einen Bund zu seinem Sturze. An ihrer Spitze stand die Königin Isabella (die Tochter König Heinrich's IV. von Frankreich), welche gern selbst regiert hätte. Am 17. Januar 1643 (einen Monat nach dem Tode seines größten Nebenbuhlers Richelieu) ward Olivarez entlassen, obgleich er zuletzt durch Bitten, Versprechungen und kleinliche Mittel aller Art gesucht hatte, diesen Unfall abzuwenden. Die Freude über seinen Sturz war allgemein, wenngleich man nicht wußte, ob sein allmächtiger Nachfolger (denn Philipp mußte stets beherrscht werden) ihm vorzuziehen sei. Don Luis de Haro war allerdings bescheidener, milder, geduldiger und beliebter als Olivarez, allein er war kein Mann so überlegenen Geistes und Charakters, daß er den sinkenden Staat hätte heben oder ihm neue Bahnen vorschreiben können. Vielmehr blieb leider Alles in Hinsicht auf Krieg,

Verwaltung, Steuern u. s. w. ungefähr in dem bisherigen Geleise, und zu den bereits erzählten Aufständen in Catalonien und Portugal, gesellte sich während seiner Geschäftsführung ein neuer in Neapel.

Wenn Spanien, das Stammland und Hauptreich, unter den drei Philippen von Jahr zu Jahr sank, wie konnten da die Nebenländer emporkommen, welche der König fast nie sah, wo kaum je ein Eingeborner eine irgend wichtige Stelle bekam und Gelderpressen beinahe für den Triumph der Regierungskunst galt! Der Statthalter von Neapel, Ponce de Leon, Herzog von Arcos, legte zu Anfang des Jahres 1647 eine Steuer auf mancherlei Lebensmittel, deren Erhebung sehr beschwerlich war und vor Allem das ärmere Volk sehr drücken mußte. Sogleich zeigten sich einzelne Spuren der Unzufriedenheit; mehrere Male ward der Herzog vom Volke angegangen, umringt, bestürmt, bis er Abstellung zusicherte, ohne daß er sein Wort halten wollte, oder konnte.

Am 7. Juli 1647, wo gerade das Volk und besonders die Jugend sich zur Feier eines Marienfestes versammelt hatte, entstand auf dem Markte darüber Streit: ob der Käufer oder ob der Verkäufer verpflichtet sei, die neue Steuer zu bezahlen. Der zur Entscheidung herbeigeholte „Erwählte" Anaclerio sprach, um die zahlreichen Einwohner der Stadt zu beruhigen und zu gewinnen, gegen die fremden Verkäufer. Hierüber gerieth insbesondere ein Mann aus Puzzuoli in heftigen Zorn: denn nach Abzug des Einkaufspreises, der Fuhrkosten und der Abgabe bleibe ihm nichts übrig. Gott (rief er aus) gibt Ueberfluß, aber die Steuerbehörde macht Theuerung! Da ich doch leer ausgehe, mögen lieber Alle davon genießen. Nach diesem Worte stieß er den Korb mit Früchten um, und sein Verwandter Tomaso Aniello, ein kühner und sehr unruhiger Fischer aus Amalfi, rief beistimmend die Knaben herzu und sagte: eßt, Kinder, dann wollen wir gehen und für Abschaffung der Steuer sorgen. Die Knaben begnügten sich nicht mit der Beute eines Korbes, sie warfen noch andere um, bekamen Schläge, drangen aber dann in größerer Zahl mit steigendem Geschrei herzu. Anaclerio war nicht mehr im Stande, die Ruhe herzustellen; er ward mit Früchten geworfen und entfloh, weil er größere Mißhandlungen befürchtete.

Hierdurch ermuthigt, zog die von Augenblick zu Augenblick anwachsende Schaar zum Palaste des Statthalters. Weil diesem nur wenige Vertheidigungsmittel zu Gebote standen, stellte er sich freundlich und theilnehmend und versprach die Abschaffung mehrerer Steuern. Diese Bewilligung und die Ungestraftheit des ganzen Beginnens steigerte aber nur die Forderungen, und bei einem neuen Auflauf wurden die Wachen verjagt oder entwaffnet, im Palaste Spiegel und Hausgeräth zerschlagen und der größte Theil der Verbrecher aus den öffentlichen Gefängnissen befreit. Siegreich zogen die Haufen durch die Stadt, entdeckten aber den Herzog, welcher sich zur Burg in Sicherheit begeben wollte, zogen ihn aus seinem Wagen hervor und mißhandelten ihn, bis

er die Argwöhnischen mit noch größeren Versprechungen beruhigte und sich erbot, dieselben sogleich in der benachbarten Kirche des heiligen Franz von Paula eidlich zu erhärten. Sobald er jedoch in diese eingetreten war, schloß er mit Hülfe einiger ihn begleitenden Edelleute die Thüren und ließ Niemand vom Volke hinein, worüber dieses noch lauter zu lärmen begann, bis der Cardinal-Erzbischof anlangte und versprach, er wolle als Vermittler auftreten und den Statthalter zur Bewilligung des Geforderten bewegen. Unbegnügt mit einer schriftlichen Erklärung gewöhnlicher Art, mußte der Herzog eine Urkunde über die Abschaffung der Steuern auf Pergament ausstellen, ja, den Inhalt auf marmorne Pfeiler eingraben lassen. Hierdurch konnte er indeß Gewaltthaten mancherlei Art nicht verhindern; die Aufrührer brannten viele Zollhäuser und die Häuser der jungen Beamten nieder, welche für Begünstiger der neuen Steuern galten. Um von so großen Unordnungen Vortheil zu ziehen, drangen bald darauf zahlreiche Banden von Räubern und Banditen in die Stadt, wurden aber nach heftigen Gefechten besiegt und zum Theil erschlagen, zum Theil hingerichtet oder selbst in den Kirchen umgebracht, wohin sie sich geflüchtet hatten. Bei all diesen Ereignissen und Gefechten hatte sich Masaniello so ausgezeichnet, daß er unbedingte Gewalt über das Volk gewann und der geringste seiner Winke befolgt ward wie das heilige Gebot eines höheren Wesens. Ein bloßes Zeichen Masaniello's entschied über Leben und Tod, und wahnwitzige Anhänger riefen: sowie ein Fischer (Petrus) Rom vom Satan errettete, so ein anderer Fischer Neapel vom Untergange.

In solcher Lage hielt es der Statthalter für gerathen, Masaniello zu gewinnen und durch Verträge die Ruhe herzustellen. Bei dem Zuge nach dem Palaste saß der Fischer auf einem sehr schönen Zelter, trug ein Kleid von Silberstoff und einen mit demselben Stoffe gefütterten weißen Hut. In der Hand schwenkte er ein großes blankes Messer und an seinem Gürtel hing eine Tasche voller Freibriefe und Forderungen. Sobald Masaniello bei dem Herzoge von Arcos eintrat, warf er sich vor ihm nieder und wollte ihm die Füße küssen; aber jener hob ihn auf und umarmte ihn. Als man nun aber auf die Geschäfte überging, sagte Masaniello gleich Anfangs: er habe, sofern er in einer Stunde nicht zurück sei, Befehl gegeben, den Palast anzugreifen. Da es nun dem Statthalter an allen Vertheidigungsmitteln fehlte, mußte er nachgeben und binnen einer halben Stunde fast alle Forderungen bewilligen. Alles Geschehene sollte vergeben und vergessen sein, doch blieb man bewaffnet, bis die königliche Genehmigung eingehe.

Der Statthalter und Masaniello schieden hierauf in Frieden. Desto heftiger zürnte der Adel über die dem Volke gemachten Bewilligungen und die Herrschaft Masaniello's, welche dieser mit steigender Willkür geltend machte. Genovino und Arpaja, welche am meisten zu seiner Erhebung beigetragen, oder dieselbe doch für ihre Ansichten und Zwecke benutzt hatten, wurden des Fischers überdrüssig; ja, um sich zu decken und bei dem Statthalter einzuschmeicheln, verschworen sie sich zu seinem

Untergange. Als Masaniello endlich die ihn bedrohende Gefahr bemerkte, floh er in die Kirche del Carmine, bestieg die Kanzel und redete zum Volke von seinen Verdiensten. Aber alle schrieen: es sterbe der Tyrann! und nur mit Mühe rettete er sich in das Kloster der Carmeliter. Aber auch dahin verfolgten ihn seine Feinde; er ward erschossen, der abgeschnittene Kopf als Siegeszeichen umhergetragen, der Rumpf aber durch die Stadt geschleift und aufs ärgste mißhandelt von demselben Pöbel, der noch vor wenig Tagen Masaniello in den Himmel erhoben oder wie einen Gottgesandten betrachtet hatte. Sobald der Herzog von diesem Ausgange Nachricht erhielt, ritt er mit dem Cardinal durch die Straßen und überall ertönte der Ruf: es lebe der König von Spanien, es lebe unser Statthalter! So am neunten Tage nach dem Ausbruche der Empörung. Während der Nacht hatten sich aber die alten Anhänger Masaniello's zusammengefunden, von ihrer Bestürzung erholt und Rache beschlossen. Mit dem Anbruche des Tages wurden die Häuser jener Verschwornen überfallen, geplündert und niedergebrannt, der Kopf Masaniello's an den Rumpf festgenäht, dann die Leiche zur Kirche gebracht, gewaschen, gesalbt, geküßt, mit Blumen bedeckt, ihm ein Feldherrnstab in die Hand gegeben, ein Schwert zur Seite gelegt, und eine Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt. Unter dem Geläute aller Glocken ging der Leichenzug durch die ganze Stadt bis zur Gruft in der Kirche del Carmine. In dieser Weise herrschte Masaniello an einem Tage wie ein König, ward am zweiten umgebracht wie ein Verräther und am dritten verehrt wie ein Heiliger.

Als Don Juan (Philipp's IV. unehelicher Sohn) mit einer spanischen Flotte vor Neapel anlangte, hoffte jeder, daß durch ihn eine erwünschte Entscheidung herbeigeführt werde; der Herzog von Arcos also rechnete auf Strafe und Rache, die Abgebrannten und Beraubten auf Entschädigung, das Volk auf Bestätigung aller neuen Verträge. Ohne dem Volke entgegenzukommen und es klug zu lenken, stellte man die Forderung auf, es solle die Waffen niederlegen, und als dieselbe abgelehnt wurde, beschloß man, den Frieden zu brechen und die Stadt zu überfallen. Am 5. Oct. ward sie plötzlich aus den drei Castellen (St. Elmo, Uovo, Nuovo) und von der ganzen Flotte mit Kanonen beschossen und gleichzeitig brachen die Spanier hervor, in allen Straßen das Volk vor sich hertreibend. Aber die Verzweiflung gab neuen Muth; man wollte lieber mit den Waffen in der Hand, als durch die Hand des Henkers sterben. Nach einem zweitägigen Kampfe war den Spaniern Alles mißlungen, der Statthalter rathlos, Don Juan in Verzweiflung und die Neapolitaner entschlossen, sich ganz von Spanien loszureißen und sich Hülfe von Frankreich zu erbitten.

Eine französische Flotte, welche im December 1647 vor Neapel erschien, erweckte große Furcht, wie große Hoffnung. Sie segelte aber, nachdem sie sich mit der spanischen herumgeschossen, wieder davon und die Klügeren konnten sich nicht verhehlen, es sei auf erheblichen französischen Beistand gar nicht zu rechnen. Als ferner der verhaßte Herzog

von Arcos im Januar 1648 nach Spanien absegelte und Don Juan, einverstanden mit dem neuen Statthalter, dem Grafen Ognate, den Frieden unter billigen Bedingungen anbot, ward das Dasein des angeblichen Freistaates immer unsicherer. Die Königlichen zogen (6. April), etwa 4000 Mann stark, in die Stadt ein. Nur an ein paar Stellen fanden sie ganz unbedeutenden Widerstand, bald vereinten sich Alle zu ihrer Unterstützung und riefen: es lebe der König Philipp! So endete nach neun Monaten dieser neapolitanische Aufstand. Alle größeren Pläne vom Wechsel der Herrscherfamilie, von Gründung eines Freistaates u. dgl. fielen ganz dahin; ja, von dem Geforderten oder Bewilligten kam Nichts oder nur das zur Anwendung, was den Spaniern bequem erschien.

Obgleich aber die Ruhe in Catalonien und Neapel hergestellt und der Friede mit den Niederlanden (s. S. 290) abgeschlossen ward, blieb Spanien doch außer Stande, Portugal zu bezwingen oder den Franzosen zu widerstehen. Der Verfall, welcher bei der Thronbesteigung Philipp's IV. durch das Andenken an die Macht und Größe dieses Reiches minder Scharfsichtigen noch verdeckt war, lag nach 44jähriger Regierung der ganzen Welt zu Tage.



Zweiter Zeitraum: Von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution, 1648—1789.

I. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

47. Ludwig's XIV. Minderjährigkeit. Mazarin.

(Nach C. A. Schmidt, Geschichte Frankreichs und Leop. Ranke, französische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ludwig XIV. hatte noch nicht ein Alter von fünf Jahren erreicht, als er durch den Tod seines Vaters König von Frankreich wurde. So wenig seine Mutter, die Königin Anna, wegen geringer Fähigkeit und Einsicht und wegen Abneigung gegen angestrengte Thätigkeit, im Stande war, die Regierung eines Staates zu leiten, so sehr war doch ihr Stolz durch die Verordnung ihres Gemahls gekränkt, welche ihr nur den Namen, aber nicht die Gewalt einer Regentin übertrug, und sie hatte schon vor seinem Tode den Entschluß gefaßt, diese Bestimmung umzustoßen. Die Erinnerung an die Regentschaften der Königinnen Katharina und Maria von Medici und die unbedeutende, verächtliche Persönlichkeit des Herzogs von Orleans, des einzigen Prinzen, welcher, und zwar als Oheim des jungen Königs, begründete Ansprüche auf die Regierung erheben konnte, erleichterten ihr die Ausführung ihrer Absicht. Ihre vertrautesten Rathgeber stellten ihr vor, daß ihre Regentschaft eine größere Festigkeit erhalten werde, wenn das Edict ihres Gemahls von ihrem Sohne in einer königlichen Sitzung im Parlament aufgehoben und auch von diesem ihr die Regierung zuerkannt werde. Am 18. Mai fand die königliche Sitzung Statt. Der junge König sprach die Worte: er sei gekommen, um dem Parlamente seine Gewogenheit zu bezeugen; der Kanzler werde das Uebrige sagen. Der General-Advocat Talon trug nunmehr im Namen des Königs darauf an, daß die Königin, gemäß dem Willen des verstorbenen Königs, zur Regentin des Reiches erklärt werde, daß der Herzog von Orleans, ihr untergeordnet, General-Lieutenant in allen Provinzen und Chef des Conseils sei und in seiner Abwesenheit der Prinz von Condé diese Stelle einnehme, und daß es der Königin überlassen bleibe, die Mitglieder der Conseils zu wählen, ohne daß sie jedoch verpflichtet werde,

der Stimmenmehrheit zu folgen. Einstimmig erklärte sich die Versammlung für den Antrag, welcher darauf von dem Kanzler als königliches Decret ausgesprochen wurde.

Da die Königin selbst sich nicht fähig fühlte, die Regierung zu leiten, so bedurfte sie eines Ministers, welcher die von Richelieu begründete Macht zu erhalten und nach denselben Grundsätzen die Staatsgeschäfte zu führen vermochte und diesen Mann konnte sie nur in Mazarin finden. Er hatte mehr als irgend ein Anderer das Vertrauen Richelieu's besessen, er war durch seine Talente, durch seine Erfahrung und seine unermüdliche Arbeitsamkeit im Stande, ihr die Last der Regierung abzunehmen, und er ließ sie durch sein feines einnehmendes und nachgiebiges Wesen vergessen, daß er seine Beförderung ihrem verhaßtesten Feinde verdankte. Nachdem sie überdies von ihm die Versicherung seiner unbegrenzten Ergebenheit erhalten hatte, ließ sie ihm schon am 18. Mai mittheilen, daß sie ihn als Minister bestätige und ihn zum Chef ihres Rathes in Abwesenheit des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé wähle. Mazarin suchte sich zunächst mit großer Klugheit durch Milde, Güte und Anspruchlosigkeit in seiner Stellung zu befestigen. Er erwies dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Condé große Achtung, er zeigte sich gegen Jedermann höflich, zuvorkommend und gefällig, er schien stets geneigt, jede an ihn gerichtete Bitte zu erfüllen, und vermied in seiner äußern Erscheinung jeden Prunk. Durch seinen Verstand und seine Arbeitsamkeit, durch seine angenehme, geistreiche Unterhaltung und durch den Schein einer völligen Uneigennützigkeit gewann er sich immer mehr das Vertrauen und Wohlwollen der Königin. Dem Parlamente schmeichelte Mazarin durch die wiederholte Versicherung, daß die Königin stets den Rathschlägen desselben folgen werde, und auf alle, welche dem Minister, der Niemandem den Zutritt zu sich verwehrte, sich näherten, machten seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit einen ihm um so günstigern Eindruck, als sein Benehmen einen scharfen Gegensatz zu der ernsten und stolzen Haltung bildete, welche seinem Vorgänger eigen gewesen war.

Daß es Mazarin gelang, durch solche Mittel während der ersten vier Jahre der Regentschaft jeden Widerstand gegen seine Verwaltung abzuwenden und die innere Ruhe des Reiches zu erhalten, verdankte er meistens der fortwirkenden Kraft und Bedeutung, welche Richelieu dem Königthum gegeben hatte, und dem im Ganzen glücklichen Fortgange des Krieges. Der Kampf gegen Spanien wurde mit größerer Thätigkeit fortgesetzt, als die frühere Vorliebe der Königin für ihren Bruder Philipp IV. hatte erwarten lassen; sie opferte, seitdem sie Regentin geworden war, sie dem Ruhme und dem Interesse Frankreichs und ihres Sohnes auf. Den Befehl über die bedeutendste französische Armee, über diejenige, welche an der niederländischen Grenze aufgestellt worden war, hatte noch Ludwig XIII., auf Mazarin's Antrag, dem Herzoge von Enghien (dem Sohne des Prinzen von Condé) gegeben, obwohl er noch nicht 22 Jahre alt war. Er hatte in den Feldzügen der letzten

drei Jahre glänzende Tapferkeit und unermüdliche Thätigkeit bewährt, und bald bewies er, daß er auch die Eigenschaften eines genialen Feldherrn besitze, namentlich eine Geistesgegenwart, welche selbst im gefährlichsten Augenblick rasch den passenden Entschluß erkannte und ergriff. Um die Festung Rocroy, welche die Spanier eingeschlossen und deren Außenwerke sie schon genommen hatten, zu retten, beschloß er eine Schlacht zu liefern, obwohl der Marschall von L'Hospital, welcher ihm, um seinen jugendlichen Ungestüm zu mäßigen, beigegeben war, ihm vorstellte, wie gefährlich eine Niederlage im Anfang einer vormundschaftlichen Regierung werden könne. Der linke französische Flügel unter L'Hospital wurde zwar besiegt, allein Enghien, welcher den rechten befehligte, hatte zu gleicher Zeit die ihm gegenüberstehenden Feinde geworfen und wandte sich nunmehr, ohne diese zu verfolgen, gegen den siegenden Theil der feindlichen Armee, welcher, bestürzt über den unerwarteten Angriff, eine gänzliche Niederlage erlitt. Das feindliche Centrum, aus alten spanischen Soldaten bestehend, wurde erst nach längerm Kampfe überwältigt und größtentheils niedergehauen.

Die Fortsetzung des Krieges in Deutschland s. S. 278 ff. und die Friedensverhandlungen zu Münster s. S. 282.

Dem Kriege in Deutschland ging der Krieg der Franzosen mit der spanischen Monarchie in deren verschiedenen Landschaften unaufhörlich zur Seite. Für ihre Unternehmungen in den Niederlanden fanden sie in den Holländern lange Zeit nicht weniger eifrige Gehülfen, als in Deutschland an den Schweden. Im Februar 1644 machten sich die Generalstaaten anheischig, 30 wohlgerüstete Orlogschiffe im Canal aufzustellen. Hierauf konnte der alte Plan Richelieu's, die flandrische Küste mit der französischen zu vereinigen, mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden. Im Beginn des Sommers erschien das französische Heer unter der Führung des Herzogs von Orleans vor Gravelingen. Admiral Tromp beherrschte mit seiner Flotte die Küste und hielt in der That jede Unterstützung fern. Ende Juli erlag die Stadt den Anstrengungen des Herzogs, so daß endlich auch ein ernstlicher Versuch auf Dünkirchen gemacht werden konnte. Von der See her bedrängte Tromp die Stadt, auch unter den wüthenden Aequinoctialstürmen hielt er die Mündung ihres Hafens verschlossen. So geschah es, daß Dünkirchen auf sich allein angewiesen, selbst durch die geschickteste Vertheidigung nicht behauptet werden konnte. Enghien erwarb den Ruhm, wie die Landmacht, so auch dieses letzte Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht gebrochen zu haben; er versäumte dann nichts, den Platz, in dessen Erwerbung man die glücklichste Erweiterung der französischen Küste sah, unverzüglich mit neuen Befestigungen auszurüsten.

Die Feldzüge in den Niederlanden und in Deutschland hielten die Franzosen nicht ab, ihren Krieg auch jenseit der Alpen und jenseit der Pyrenäen mit Nachdruck zu führen. Im Jahre 1646 maß sich auch die Seemacht der Franzosen mit der spanischen. Mazarin bezweckte die Eroberung der spanischen Besitzungen in Toscana, der Stati

degli Presidi an der Grenze des Kirchenstaates. Zwar verloren die Franzosen in dem ersten Seetreffen (bei Orbitello) ihren trefflichen Admiral, Herzog von Brezé, aber 1646 eroberten sie die für die Verbindung Oberitaliens, wie mit Neapel, so mit Spanien selbst beinahe wichtigste Station, Portolongone auf Elba, wo sich die Galeeren zu erfrischen pflegten, und an der italienischen Küste Piombino. Schon faßte Mazarin den Plan, der spanischen Krone wie Mailand, so ihren schönsten Edelstein, Neapel, zu entreißen. Doch vergebens sandte er eine französische Flotte nach Neapel zur Unterstützung der dort im Sommer 1647 ausgebrochenen Empörung gegen Spanien (s. S. 295), der Adel wollte nicht die Erhebung eines französischen Großen, des Herzogs von Guise, zum Herrn von Neapel; nach einigen Monaten ward Guise von der Stadt ausgeschlossen und die spanische Herrschaft wieder hergestellt. Die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich wurde den Spaniern erleichtert, theils durch Abschluß des Friedens mit den Niederlanden (s. S. 284), theils durch innere Bewegungen in Frankreich.

Die Unruhen der Fronde*).

Die Hauptveranlassung zum Mißvergnügen über die Verwaltung gab der steigende Druck der Auflagen und noch mehr die Art ihrer Erhebung. Diese war damals verbunden mit dem Aufbringen von Anleihen, denen die Steuern zur Hypothek und Verzinsung dienen sollten, wobei sich die Banquiers, welche der Regierung die Geldsummen, deren sie bedurfte, vorschossen, vorzugsweise bereicherten. Man wollte berechnen, daß bei diesem verderblichen Finanz-System nur der fünfte Theil der mit rücksichtsloser Strenge erpreßten Steuern in die Hand der Regierung kam. Das Parlament, welches von Richelieu auf immer in die Schranken der Rechtspflege zurückgewiesen zu sein schien, strebte nach einer politischen Bedeutung und man hörte in Gegenwart des Königs die Behauptung aussprechen, daß, wenn man in alten Zeiten zur Einführung neuer Auflagen die Zustimmung der Stände für nöthig

*) Zu diesem Parteinamen gab ein Witzwort des Parlamentsraths Bachaumont die Veranlassung. Damals pflegte sich die Jugend auf verschiedenen Plätzen von Paris zu versammeln und sich mit Schleuderwürfen (à coups de fronde) zu bekämpfen und die Polizeibeamten bemühten sich vergeblich, dies zu verhindern, denn wenn sich bei ihrem Erscheinen die Knaben auch zerstreuten, so kehrten diese doch nach Entfernung der Beamten sogleich wieder zu ihrem Spiele zurück. Da es nun dem Herzoge von Orleans zwar, wenn er in das Parlament kam, einige Mäßigung zu bewirken, gelang, das Parlament aber, sobald er nicht anwesend war, die Verhandlung in der früheren, dem Hofe unangenehmen Weise wieder fortsetzte, so äußerte Bachaumont einst: Der Herzog werde eben so wenig zu seinem Ziele gelangen, wie die Polizeibeamten in Betreff der Schleuderer (frondeurs). Dieses Wort fand Beifall, und man nannte zuerst diejenigen Parlamentsmitglieder, welche sich am lebhaftesten und nachdrücklichsten gegen das Verfahren der Minister aussprachen, dann überhaupt die Gegner Mazarin's und des Hofes Frondeurs, und bald wußte man keine kräftigere Benennung für einen ehrenwerthen Mann als den Namen eines guten Frondeurs.

gehalten habe, jetzt, da man die Stände nicht mehr einberufe, das Parlament an ihre Stelle getreten sei.

Mazarin vermied durgreifende Maßregeln, welche innere Unruhen herbeiführen konnten, wenigstens so lange die auswärtigen Angelegenheiten nicht günstig standen. Aber als man im Jahre 1648 von allen Seiten Siegesnachrichten erhielt und namentlich der Prinz von Condé die spanisch-niederländische Armee bei Lens geschlagen hatte, faßte der Hof den Muth, sich auch seiner inneren Feinde in der Hauptstadt zu entledigen und ließ den Präsidenten Blancmesnil und den allgemein geachteten Rath Broussel unmittelbar nach der Siegesfeier in ihren Wohnungen verhaften. Auf das Gerücht von Broussel's Gefangennehmung, der ebenso ein abgesagter Feind der damaligen Finanzverwaltung, als voll von Mitgefühl für die Noth des gemeinen Volkes war, wurden in Paris die Läden geschlossen und Barricaden errichtet; das Parlament begab sich in feierlichem Zuge von dem Justizpalaste nach dem Palais-Royal und erwirkte von der Königin die Freigebung seiner beiden gefangenen Mitglieder und eine Declaration (vom 24. Oct.), wodurch Erleichterung der Abgaben und Beseitigung der Ausnahmegerichte zugesagt wurde.

Bald brachten Klagen, daß die gegebenen Versprechen nicht gehalten würden und das Gerücht von neuen Finanz-Operationen eine allgemeine Mißstimmung unter den Einwohnern der Hauptstadt hervor, die sich diesmal gegen Mazarin selbst, als Fremden und als Verbündeten der schlechten Finanzwirthschaft, richtete. In dieser Verlegenheit verließ Mazarin mit dem ganzen Hofe die Hauptstadt, um dieselbe durch einen Angriff von außen zu dem Gehorsam zurückzubringen, den sie verweigerte. Von dem Parlamente wurde Mazarin für einen öffentlichen Feind erklärt und geächtet. Da nun die königlichen Truppen unter Condé der Hauptstadt nicht alle Zufuhr abschneiden konnten und die Feinde des Hofes Unterhandlungen mit Spanien anknüpften, so eilte Mazarin die Hand zur Versöhnung zu bieten, die auch zu Stande kam, weil die Häupter der Fronde doch fühlten, daß sie dem Gegner nicht überlegen waren.

Bald erfolgte jedoch ein neuer Umschwung der Lage, indem Condé, welcher bisher auf Mazarin's Seite gestanden und ihn sammt dem Hofe wieder zurückgeführt hatte, sich mit ihm entzweite und auf die Seite der Opposition übertrat. Während Condé sich vorzugsweise die Erfolge der königlichen Armee zuschrieb, behauptete Mazarin, wenn der Prinz ernstlich seine Schuldigkeit gethan hätte, so würde Paris sich auf Gnade oder Ungnade haben ergeben müssen. Sehr verstimmt gegen einander kamen sie nach Paris zurück. Die Führer der Fronde, die den Sturz des Cardinals nach wie vor beabsichtigten, setzten ihre Hoffnung auf Condé, der selbst die Gouvernements von Bourgogne und Berry besaß und durch seinen Reichthum wie durch seinen Einfluß auf die ihm verwandten Gouverneure der Champagne und der Normandie über den dritten Theil von Frankreich gebot, dabei als Kriegsanführer

neben Turenne eine ausgezeichnete Stelle einnahm und bei dem Heere ausnehmend beliebt war. Da aber Condé die Frondeurs zurückgewiesen hatte, so faßte Mazarin den Plan, sich mit diesen alten Feinden des Hofes gegen den Prinzen zu verbinden, dessen Streben nach einer unbedingten Autorität der Königin und ihren Ministern immer unerträglicher wurde. Die Fronde versprach ihre Mitwirkung bei dem kühnen Schritte, den man vorhatte, und so ließ Mazarin den Prinzen, dem er noch zwei Tage vorher Freundschaft geheuchelt hatte, am 18. Januar 1650, nebst seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville im Palais-Royal verhaften und nach Vincennes bringen. So viel bewirkte die Fronde, daß die Hauptstadt ruhig blieb. Aber die Freunde des Prinzen trugen nun kein Bedenken, zu thun, was er noch immer vermieden hatte, sie riefen den Beistand Spaniens an, der um so eher gewährt wurde, als Spanien glaubte, die Franzosen nicht besiegen zu können, so lange sie einig seien, und also in ihrer Entzweiung seinen Vortheil sah. Zwar blieb Mazarin, der neben seinen diplomatischen Gaben mehr militärischen Sinn und mehr Entschlossenheit hatte, als man ihm zutraute, den Spaniern gegenüber, die in die Champagne eingerückt waren, im Vortheil; aber als das Parlament von der Königin nicht nur die Befreiung der Prinzen, sondern auch die Entfernung des Cardinals verlangte, verließ er, einer gewissen Neigung zum Fatalismus nachgebend, das Reich und begab sich nach Brühl unter den Schutz des Kurfürsten von Köln, eines Prinzen aus dem Hause Baiern, mit welchem er seit langer Zeit in enger Verbindung stand. Die Prinzen kehrten unter allgemeinem Jubel nach Paris zurück (18. Februar 1651) und man meinte schon, es liege in Condé's Hand, der erste Mann im Lande zu sein, indem er durch einen Parlamentsbeschluß der Königin die Regentschaft entreißen und so die Rückkehr Mazarin's auf immer verhindern könne. Aber wenn er die Regentschaft aufgelös't hätte, so würde die erste Stelle nicht ihm, sondern dem Herzog von Orleans gebührt haben, der vollkommen unter dem Einflusse der Fronde stand. Auch hatte die Regentschaft ohnehin ein Ende, denn der junge König war in sein 14. Lebensjahr getreten und (5. Sept.) für volljährig erklärt worden. Zwar dachte Niemand daran, daß der junge Fürst nun selbst die Regierung führen könne, aber die Königin-Mutter war doch jetzt der Nothwendigkeit überhoben, den Rath der beiden vornehmsten Prinzen von Geblüte, des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé, zu berücksichtigen. Die Königin bildete sich nun ein Ministerium aus der Fronde. Condé blieb nichts übrig, wollte er sich nicht seinen Feinden unterwerfen, als die Waffen zu ergreifen, freilich jetzt gegen seinen für majorenn erklärten König.

Dies fand Mißbilligung in der öffentlichen Meinung wie bei einem Theile des Parlaments, und Mazarin, der als Flüchtling ins Ausland gegangen war, kehrte an der Spitze eines großen Heeres nach Frankreich zurück, in welchem sich auch Turenne befand, der von Condé abgefallen war, als dieser die Waffen gegen den König ergriffen hatte. Condé

war auch mit Spanien in Verbindung getreten und rückte, unterstützt von einem französisch-niederländischen Heere gegen die Hauptstadt vor. Ein Treffen in der Vorstadt St. Antoine (2. Juli), welches zugleich eine Feldschlacht und ein Straßenkampf war und worin Condé noch einmal seine persönliche Tapferkeit glänzend bewährte, hätte ihn in die verzweifeltste Lage gebracht, wenn nicht die Tochter des Herzogs von Orleans, welche für den Prinzen eine zur Leidenschaft gesteigerte Bewunderung hegte, die Obrigkeiten von Paris bewogen hätte, gegen einen früheren Beschluß, sein sich zurückziehendes Heer in die Stadt aufzunehmen. Gleichzeitig hatten seine Verbündeten, die Spanier, in Flandern die mit so großer Anstrengung von den Franzosen eroberten Küstenplätze Gravelingen und Dünkirchen wieder gewonnen und auch an andern Stellen (in Oberitalien, in Catalonien) das Uebergewicht erlangt; das Volk in Paris aber verlangte nach Ruhe und Frieden und Alles vereinigte sich in dem Hasse gegen den Minister, in dem man die Quelle alles Unheils zu erblicken, sich nun einmal gewöhnt hatte.

Mazarin entschloß sich, seine eigene Person zur Ausführung einer politischen Kriegslist herzugeben: er verließ noch einmal den Hof und begab sich nach Bouillon. Das Parlament erkannte darin, wie er erwartet hatte, den ersten Schritt des Königs zur Versöhnung und glaubte ihm entgegen kommen zu müssen. Diese Stimmung verbreitete sich auch bald in der Bürgerschaft und wenn die Prinzen (Condé und Orleans) auch jetzt noch die Waffen in den Händen behielten, so sah man darin einen Beweis, daß es ihnen nicht bloß um Entfernung des verhaßten Ministers, sondern wirklich um eine Schwächung des Königthums zu thun sei. Eine rechtzeitig verbreitete Amnestie-Erklärung beruhigte auch diejenigen, welche sonst Strafe verdienten und erwarteten; Mazarin gab aus der Ferne seine Einwilligung zur Rückkehr des Königs in die Hauptstadt. Condé ward sich bewußt, daß er nicht zum Regenten, sondern zum Soldaten geboren sei, und verließ Paris (14. Oct.), der König, durch eine Bürgerdeputation dazu eingeladen, kehrte von St. Germain dahin zurück (21. Oct.) und ward als Befreier von einer ungesetzlichen Gewalt, die Jeden drückte und Wenige oder Keinen befriedigte, mit allgemeiner Huldigung begrüßt. Condé ward geächtet, seine Güter eingezogen. Im Anfange des Jahres 1653 fanden König und Königin die Stimmung der Pariser Bevölkerung so weit beruhigt, daß der Cardinal, der ihnen unentbehrlich war, wieder an ihrer Seite erscheinen konnte. Am 3. Februar kehrte Mazarin, von dem König eingeholt, von dem Volke ohne Widerwillen aufgenommen, nach Paris zurück. Der Geschmähte, Verbannte, Verfolgte war nun der am meisten Bewunderte, da Jedermann die Bewältigung der wechselvollen Empörungen seiner Klugheit beimaß.

Condé, der Anfangs noch im südlichen Frankreich eine ihm ergebene Partei hatte, während im nördlichen Frankreich bedeutende feste Plätze sich in seinen und der Spanier Hände befanden, stellte sich jetzt an die Spitze der spanischen Kriegführung, allein er fand an Turenne einen

Gegner, der ihm in dem Festungskriege an der niederländischen Grenze das Gleichgewicht hielt, und, was dem französischen Hofe nicht minder zu Statten kam, Mazarin wußte nicht nur die Unterstützung der Spanier Seitens des deutschen Kaisers durch einen Artikel in der Wahl-Capitulation Leopold's I. zu verhindern, sondern auch ein Bündniß mit der englischen Republik zu Stande zu bringen, indem er auf Cromwell's Forderung, daß Dünkirchen, wenn es erobert werde, in englischen Händen bleiben solle, einging, so bedenklich es ihm auch schien. Ein englisches Hülfscorps vereinigte sich mit dem Heere Turenne's (bei St. Quentin 1657), Dünkirchen fiel und ward den Engländern überliefert; aber auch Gravelingen, Oudenarde, Ypern und eine Anzahl anderer Plätze geriethen in die Hände der Franzosen. Spanien erlag der Vereinigung der beiden andern großen Mächte und mußte Frieden suchen.

Auch Mazarin war zum Frieden geneigt; denn wenn der glückliche Erfolg des Krieges dazu beigetragen hatte, die Gährungen der Opposition nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, so waren sie doch keineswegs erstickt. So beklagte der Clerus die Ueberlassung des altkatholischen Dünkirchen an die Engländer als die unselige Folge des Kampfes zwischen den beiden katholischen Mächten, und ein nicht geringer Theil des Adels hielt an dem verbannten Condé, der durch den Ruf glänzender Kriegsthaten seinen Namen jedem gegenwärtig erhalten hatte, noch immer fest. Auch im Bürgerstande, namentlich des südlichen Frankreichs, war viel übler Wille gegen Mazarin. Dazu gab der Tod Cromwell's (Sept. 1658) dem französischen Minister freiere Hand, mit Spanien zu unterhandeln.

Schon während der Friedensverhandlungen zu Münster war davon die Rede gewesen, daß man den Streit der beiden Kronen durch eine Vermählung des jungen Ludwig XIV. mit der Tochter Philipp's IV., Maria Theresia, beilegen solle. Obgleich sowohl Philipp IV. als Ludwig XIV., der eine Neigung zu einer Nichte Mazarin's gefaßt hatte, die übrigens vom Minister selbst keineswegs begünstigt wurde, nur ungern auf den Plan eingingen, so war diese Verbindung doch die wichtigste Bedingung des sogenannten pyrenäischen Friedens, den Mazarin mit dem ersten spanischen Minister, Luis de Haro, persönlich abschloß (13. Aug. 1659) auf einer kleinen Insel des Grenzflusses Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre. Frankreich gab Catalonien (s. S. 292) der Herrschaft seines alten Grafen, des Königs von Spanien, zurück, aber es behielt die Grafschaft Roussillon, beinahe ganz Artois und die besten Küstenplätze Flanderns, außerdem riß es Thionville von Luxemburg, Andrecis und Avesnes vom Hennegau ab. Gegen alle diese Vortheile willigte Mazarin ein, auf den Bund mit dem abgefallenen Portugal zu verzichten und den Prinzen Condé, den Philipp IV. in Folge wiederholter Zusicherungen nicht ganz aufgeben konnte, wieder in das Gouvernement von Burgund einzusetzen.

Die Veränderung, welche durch diesen Frieden nach so langem Kampfe bewirkt wurde, lag in der Weiterbildung des großen geographisch-militärischen Systems der französischen Monarchie. Auf allen Seiten, an den Pyrenäen, an den Alpen, hauptsächlich aber an den Grenzen des deutschen Reiches und der Niederlande gewann Frankreich in den neu erworbenen Plätzen eben so viele bedeutende Positionen zur Vertheidigung und Abwehr, so wie zu künftigen Angriffen. Die Aufstellung am Oberrhein, welche es dem westfälischen Frieden verdankte, wurde dadurch im weitesten Umfange ergänzt. In der Bedingung, auf welche alles Andere gebaut wurde, der Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin, lag zugleich die Aussicht einer neuen, noch größern Weltstellung. Die Franzosen machten gleich damals einen Versuch, die Verzichtleistung der Infantin auf die künftige Nachfolge in Spanien zu vermeiden; allerhand Gründe führten sie dafür an. Aber hierin waren die Spanier unerschütterlich: sie erklärten den Act der Verzichtleistung für die unerläßliche Bedingung, unter welcher die Vermählung und der Friede allein möglich sei. Man hielt aber allgemein dafür, daß auch der ausgesprochene Verzicht im eintretenden Fall die neue Königin von Frankreich, ihren Gemahl und ihre Kinder nicht binden werde. Indem also der Friede, den man schloß, die Verhältnisse der beiden Monarchieen endlich definitiv zu ordnen schien, lag doch in der obersten Bedingung, auf der er beruhte, ein Moment der mannigfaltigsten Irrungen, nicht allein zwischen den beiden Reichen, sondern in Europa überhaupt.

Mazarin brachte vielleicht ein noch größeres Vermögen zusammen als Richelieu. Er hatte anfangs erklärt, er begehre nichts für sich selbst; nach und nach häuften sich 40 Aemter in seiner Hand; unter seinen Gouvernements war das einträglichste das deutsche des Elsasses. Ein unermeßliches Patronat verschaffte ihm die unbedingte Autorität, mit welcher er über die geistlichen und weltlichen Würden des Reiches überhaupt verfügte. Unläugbar ist sein Eigennutz. Aber eben so unläugbar ist, daß sein ganzes Sinnen dahin ging, die französische Monarchie groß und stark zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er sein sollte, auszubilden und zurückzulassen. Nie ist das Große und Aechte mit dem Kleinlichen, ja selbst mit dem Gemeinen enger verbunden gewesen, als in Mazarin.

Ludwig XIV. trug Bedenken, dem Mentor, dem er sein Glück zuschrieb, selbst durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden. Das sonderbarste Verhältniß bildete sich. Der König besuchte den Minister, der Minister nie den König; er begleitete ihn selbst nicht die Treppe hinab. Mazarin wußte, wie viel er bei allem Verdienst dem Glück verdanke; noch schien er nicht an seinem höchsten Ziel angekommen zu sein. Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Vacanz den päpstlichen Stuhl zu besteigen; und allerdings wäre dies das wahre Mittel gewesen, dem Könige die Verwaltung seines Reiches mit höchster Ehre zurückzugeben und so von Frankreich zu scheiden.

Das war ihm jedoch nicht beschieden. Schon auf der Rückreise von der Insel der Conferenz erfuhr er überaus schmerzhafte Gichtanfälle, und darauf schwanden seine Kräfte sichtlich. Hierauf beschäftigte er sich nur noch mit seinem Beichtvater, um für das Heil seiner Seele zu sorgen und mit dem König, um ihn mit den äußern und innern Angelegenheiten seines Reiches bekannt zu machen. Am 9. März 1661 starb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er im vollen Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das ihn von Anfang begleitet hatte.

48. Ludwig's XIV. Selbstregierung. Colbert.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Da beinahe seit 40 Jahren die Regierung des Staats einem ersten Minister anvertraut gewesen war, und da Ludwig, auch nachdem er in das männliche Alter eingetreten war, die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich in den Händen des Cardinals Mazarin gelassen hatte, so glaubte man am Hofe allgemein, daß diese Regierungsweise auch fernerhin fortdauern werde, zumal es dem Könige an Erfahrung und, wie es schien, auch an Befähigung und Neigung zu ernster und angestrengter Thätigkeit fehle. Allein sogleich nach dem Tode des Cardinals versammelte er die in Paris anwesenden angesehensten Herren und erklärte diesen, er sei entschlossen, in Zukunft sein Königreich selbst zu regieren, er wolle keinen ersten Minister, die Beamten sollten unmittelbar unter ihm ihre Geschäfte ausüben, und er werde ihren Rath verlangen, wenn er dessen bedürfe. Die Ruhmbegierde, welche auch in der Selbstregierung Befriedigung suchte, bestimmte ihn, sich den größten seiner Vorfahren, Heinrich IV., zum Vorbilde zu wählen. Diese Ruhmbegierde gab ihm auch die Kraft, sich einer anhaltenden, genau geregelten Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten zu unterziehen, sein natürlicher Verstand erleichterte ihm die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche ihm Anfangs durch seine Unbekanntschaft mit denselben veranlaßt wurden, und die Genugthuung, welche er darin fand, daß er nicht nur König hieß, sondern es auch in der That war, machte ihm bald die Arbeit angenehm. Mit dieser Thätigkeit vereinigte er eine Festigkeit des Willens, welche in dem entschiedensten Gegensatze zu dem frühern schwankenden Verfahren der Regierung stand, denn während bisher königliche Edicte oft nur wenige Monate Geltung gehabt hatten, waren dagegen seine Befehle unwiderrufliche Beschlüsse.

Er sah sich als den Repräsentanten der ganzen Nation, als den alleinigen Inhaber aller Gewalt und Autorität an, er wollte die alleinige

Quelle jeder Macht, jeder Gnade, jeder Auszeichnung sein; er war sogar der Meinung, daß ihm alles, was sein Reich enthalte, gehöre, daß ihm die freie und völlige Verfügung über jedes Eigenthum zustehe, und daß er des Lebens seiner Unterthanen nur deßhalb zu schonen habe, weil es sein eigenes Gut sei. Die Verletzung des gewöhnlichen Rechts galt ihm durch das Staats-Interesse gerechtfertigt, dessen Kenntniß er als ein ausschließliches Eigenthum des Regenten betrachtete und indem er den Staat nur in seiner Person sah (l'état c'est moi!), so war nach dieser Ansicht auch alles gerechtfertigt, was ihm zu thun beliebte. Mit dem Anspruch auf eine solche unumschränkte Gewalt verband er auch den Willen und die Kraft, sie als Selbstherrscher auszuüben und bis zu Ende seines Lebens hat er den Staatsgeschäften eine anhaltende Thätigkeit zugewandt.

Dazu kam, daß Ludwig auf meisterhafte Weise den Selbstherrscher in seiner äußern Erscheinung darzustellen und auch dadurch Ehrfurcht zu gebieten verstand. Die Schönheit seiner Gestalt, der Adel seiner Gesichtszüge, und der in seiner Haltung und seinem Gange liegende Ausdruck der Würde bezeichneten ihn schon auf den ersten Blick als König; das Gemessene, Schickliche und Edle, welches sich in allen seinen Bewegungen kundgab, erschien um so weniger als erkünstelt, da er von Natur nicht die dem Franzosen gewöhnlich eigenthümliche Lebhaftigkeit besaß; in der Unterhaltung wußte er Hoheit und Vertraulichkeit auf geschickte und glückliche Weise mit einander zu verbinden; indem er nicht oft und stets nur wenig zu reden pflegte, so galt es für eine um so größere Auszeichnung, wenn er an Jemanden das Wort richtete, oder auch nur durch einen Blick, durch ein Lächeln sein Wohlgefallen ausdrückte.

Kein Theil der Staatsverwaltung war für den König von größerer Wichtigkeit als die Finanzen. Um das Königthum mit einem der Bedeutung desselben entsprechenden Glanze zu umgeben, um seine Neigung zu prachtvollen Festen zu befriedigen und um durch großartige Unternehmungen sich Ruhm zu erwerben, bedurfte er vor Allem reicher Geldmittel; allein der Schatz war leer, die Einnahmen der nächsten zwei Jahre waren vorweggenommen, ausgegeben oder verpfändet. Das Deficit betrug 28 Millionen und der Nothstand in allen Provinzen war so hoch gestiegen, daß eine Vermehrung der Auflagen unmöglich war. Die dringend nothwendige Reform der Finanzen sowie die Vermehrung der Einkünfte konnte nur durch eine ebenso gewissenhafte und rechtliche wie einsichtige Verwaltung und durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen für die Unterthanen bewirkt werden, und Mazarin hatte kurz vor seinem Tode dem Könige denjenigen Mann bezeichnet, welcher allein im Stande war, ein so schwieriges Werk auszuführen.

Colbert war 1619 zu Rheims geboren; wahrscheinlich war sein Vater Kaufmann gewesen und er selbst soll einige Zeit zu Paris und Lyon die Handlung gelernt haben. Nach kurzem Aufenthalte in Lyon kehrte er nach Paris zurück, er wurde nacheinander Schreiber bei einem Notar, einem Procurator des pariser Stadtgerichts und einem Finanz-

beamten, von Mazarin zum Intendanten seines Hauses ernannt, und erwarb sich durch die Geschicklichkeit, mit welcher er das Vermögen des habgierigen Cardinals verwaltete und vermehrte, so sehr die Gunst desselben, daß dieser den König auf ihn aufmerksam machte, als einen Mann, welcher Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen vermöge. Bald nach Mazarin's Tode trat Colbert unter dem Namen eines General-Controleurs an die Spitze der Finanz-Verwaltung und eilf Jahre (1661—1672) hindurch, bis zum Ausbruche des zweiten Raubkrieges, durch welchen ein anderer Minister eine größere Bedeutung erhielt, waren sein Einfluß und seine Macht unbeschränkt, wenn er dies auch, um nicht dem auf Selbstregierung sehr eifersüchtigen Könige zu mißfallen, sorgfältig verbarg; alle wichtigen Maßregeln in der Verwaltung und in der Gesetzgebung gingen von ihm aus, und alle bedeutenderen Aemter, kirchliche wie weltliche, wurden auf seine Empfehlung oder wenigstens mit seiner Beistimmung vergeben. Weil er seine Macht mit Niemanden theilen wollte und sehr mißtrauisch und argwöhnisch war, so nahm er am wenigsten den Rath derer an, welche durch ihre Stellung und Persönlichkeit zu einem richtigen Urtheil befähigt waren, und aus jenem Bewußtsein so wie aus der despotischen Sinnesweise, welche dem Minister mit dem Könige gemeinsam war, ging der größte Fehler seiner Verwaltung hervor, nämlich das Bestreben, Alles leiten und regeln zu wollen.

Bestrafung der Unterschleife und Beeinträchtigungen des Staats, welche im Finanzwesen Statt gefunden hatten, Herstellung eines geordneten Zustandes und einer streng geregelten Verwaltung durch Beseitigung zahlreicher Mißbräuche und Mißgriffe und Entlastung der Einkünfte von der ihnen aufgebürdeten Schuldenmasse, mußte die erste Aufgabe Colbert's sein. Um diese in kurzer Zeit zu lösen, wandte er zum Theil gehässige, willkürliche und ungerechte Mittel an, indem er von dem Grundsatze ausging, daß Privatrechte, welche im Widerspruch mit dem Gesammtinteresse des Staats oder vielmehr dem Interesse des Königs standen, diesem aufgeopfert werden müßten, zumal bisher Privatpersonen den Staat zu ihrem Nutzen ausgebeutet hätten. Schon im November 1661 wurde eine Justizkammer gebildet, welcher das Geschäft und die Befugniß übertragen wurde, alle Unterschleife, Veruntreuungen und andere Vergehungen bei der Erhebung und Verwendung von Staatsgeldern, deren sich seit 1635 Beamte und Pächter schuldig gemacht hätten, zu untersuchen und zu bestrafen. Die Summen, zu deren Zurückzahlung die Pächter verurtheilt wurden, betrugen 110 Millionen; von den Beamten mußten einige mit dem Tode durch den Strang büßen, den meisten wurde 1665 Verzeihung bewilligt, indem die härtern Strafen, welche sie nach dem Gesetze verdient hatten, in Geldbußen umgewandelt wurden, welche sich auf 25 Millionen beliefen. Die Justizkammer war auch beauftragt worden, die Zulässigkeit der auf Kosten des Staats erworbenen Renten zu untersuchen, und die Prüfung und Feststellung derselben geschah in einer Weise, welche zum

Theil einem Staatsbankerott gleich kam, indem man sich nicht darauf beschränkte, Betrügereien zu bestrafen. Einige Staatsgläubiger hatten fortwährend ihre Renten empfangen, obgleich ihnen die Kaufsumme schon vor mehreren Jahren zurückgezahlt worden war; andere waren im Besitze von Renten, welche keine Gültigkeit hatten, weil sie nicht registrirt worden waren. Alle diese Personen wurden nicht allein durch Confiscation der Renten bestraft, sondern sie wurden zum Theil auch zur Zahlung des doppelten Renten-Capitals verurtheilt, und der Schatz gewann dadurch binnen acht Jahren eine Summe von 10 Millionen. Eine fast nicht geringere Last als durch die Renten war dem Staate durch Errichtung und Verkauf überflüssiger Aemter aufgebürdet worden. Die Menge derselben war so groß, daß in manchen Behörden die Mitglieder verdreifacht und selbst vervierfacht worden waren, die mit ihnen verbundenen Gehälter waren auf die sichersten Staatseinkünfte angewiesen. Bereits 1661 begann Colbert die Zahl der Beamten zu verringern und setzte diese Verminderung bis zu seinem Tode fort, verletzte aber dabei eben so wie bei der willkürlichen Herabsetzung der Renten die vom Staate eingegangenen Verbindlichkeiten. Um der Krone den Besitz der fast insgesammt veräußerten Domainen wieder zu verschaffen, erlaubte sich Colbert gleichfalls ein willkürliches und ungerechtes Verfahren, wenn dasselbe auch einiger Maßen dadurch gerechtfertigt wurde, daß die Domainen größtentheils für einen Preis, welcher nur dem dreifachen, vierfachen oder höchstens zehnfachen Jahresbetrage gleichkam, verkauft worden waren. Ein Edict sprach 1667 den Willen des Königs aus, die Domainen nach Maßgabe seiner Finanzen zurückzukaufen und wieder der Krone einzuverleiben. Für Domaine wurde Alles erklärt, was einst ausdrücklich mit der Krone vereinigt oder während zehn Jahren durch königliche Receveurs oder andere Beamte verwaltet worden sei; alle Schenkungen und Bewilligungen von Domainen, aus welcher Ursache und unter welchem Vorwande sie auch gemacht worden seien, wurden gemäß den alten königlichen Verordnungen widerrufen und für nichtig erklärt.

Die zahlreichen Veruntreuungen der Finanzbeamten waren dadurch möglich geworden, daß die von Sully gegebenen Vorschriften für die Geschäftsführung nicht mehr beobachtet worden und die Beamten nicht mehr einer strengen Aufsicht unterworfen gewesen waren. In kurzer Zeit wußte Colbert alle diese Uebelstände zu beseitigen: die Erblichkeit aller Finanzämter, so wie die auf diese ertheilten Anwartschaften wurden aufgehoben, die Beamten mußten eine Caution stellen und nach späterer Bestimmung diente ihr ganzes Vermögen als Bürgschaft. Das Abgaben-System war auf eine so unzweckmäßige Weise eingerichtet, daß das Interesse des Staats wie der Unterthanen durchgreifende Reformen erforderte; Colbert sah diese Nothwendigkeit wohl ein; indeß vermochte er doch weiter nichts zu thun, als einzelne Mängel zu beseitigen.

In der Belebung und Beförderung des Handels und Gewerbfleißes glaubte Colbert das wirksamste Mittel zu finden, um dem Wohlstande

des Landes neue Quellen zu eröffnen und die Einkünfte des Königs zu vermehren. Obwohl man nun schon früher in Frankreich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Gedeihen des Handels nur durch Beseitigung aller Beschränkungen bewirkt werden könne, so konnte sich Colbert doch nicht von dem Vorurtheile seiner Zeit losmachen, daß das Aufblühen des überseeischen Handels an die monopolistische Betreibung desselben geknüpft sei. Jedoch war es nicht allein das Monopol, was seine Bemühungen in dieser Beziehung vereitelte, sondern auch die Kriege Ludwig's XIV., die Eigenthümlichkeit des französischen Charakters, welchem der kaufmännische Geist meistentheils fehlte, ferner die Ueberlegenheit, welche die Holländer durch den Besitz dieser Eigenschaften, durch das lange Bestehen eines weit verbreiteten Handels, durch bedeutende Capitalien und die große Zahl ihrer Schiffe behaupteten.

So wie Colbert's Bemühungen, den Seehandel und das Colonialwesen Frankreichs zu heben, von geringem Erfolge waren, so haben auch seine Maßregeln zur Beförderung der Industrie zwar einerseits allerdings zur Erweiterung derselben beigetragen, andererseits aber eine Verminderung bewirkt und zugleich auf andere Erwerbszweige sehr nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Als ihm das Departement der Finanzen und des Handels übertragen wurde, stand das französische Fabrikwesen keineswegs auf einer niedrigen Stufe, und viele Erzeugnisse desselben fanden starken Absatz im Auslande. Man schätzte allein den Werth der französischen Fabricate, welche jährlich nach Holland und England gingen, auf 80 Millionen Livres. Colbert wollte die fremden Fabricate nicht allein für Frankreich entbehrlich machen und das für sie aus dem Lande gehende Geld zurückhalten, sondern sie auch durch Vervollkommnung der französischen gänzlich vom Markte verdrängen und die Fabriken des Auslandes zu Grunde richten. Die Mittel, welche er dazu für nöthig und hinreichend hielt, bestanden in einer Zollrolle, durch welche jene Fabricate fern gehalten und zugleich der Preis der Urstoffe vermindert werden sollte, in Geldhülfen von Seiten der Regierung, in Aufrechthaltung und Vermehrung der Zünfte. Da die Schutzzölle sich nicht hinreichend zeigten, um die französischen Fabriken gegen die Concurrenz des Auslandes zu sichern, so wurden dieselben 1667 noch bedeutend erhöht. Diese Maßregel bewirkte und begünstigte die Erweiterung der bisherigen Fabrication, es wurden auch manche Zweige der Industrie, welche bisher noch nicht in Frankreich vorhanden gewesen waren, eingeführt, indem dazu vom Könige Unterstützung an Geld gegeben wurde. Nicht wenige von diesen neuen Manufacturen verfielen indeß wieder, sobald ihnen nicht mehr durch Unterstützungen von Seiten der Regierung ihr Dasein gefristet wurde, und die Einführung hoher Schutzzölle wirkte auf den Absatz der übrigen französischen Fabricate, so wie der Landesproducte, sehr nachtheilig zurück, denn England und Holland vergalten die hohe Besteuerung ihrer Fabricate nicht allein durch eine gleiche Maßregel gegen jene Producte, sondern man begann in diesen Ländern auch, bisher aus Frankreich bezogene Artikel selbst zu fabriciren.

Wenn es Colbert auch nicht gelang, Handel und Gewerbefleiß zu der Blüthe zu erheben, welche er bewirken wollte, und wenn er das Gedeihen des Landbaues sogar selbst verhinderte, so gab doch seine Finanzverwaltung schon nach wenigen Jahren außerordentliche Resultate, denn bereits 1667 waren 31 Millionen mehr disponibel, als bei dem Tode Mazarin's. Die Vermehrung der Einkünfte machte es Colbert möglich, die französische Kriegsmarine wiederherzustellen oder vielmehr neu zu erschaffen und zu einer Stärke zu erheben, welche sie später nie wieder erreicht hat. Er kaufte zwar zunächst 32 Schiffe in Holland, zugleich suchte er aber Frankreich sobald wie möglich in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen. Er schickte sachverständige Leute nach England und Holland, um sich insgeheim von dem Schiffbau, der Einrichtung der Magazine und allem, was das Seewesen betrifft, zu unterrichten. See-Arsenale wurden in Brest, Rochefort, Toulon, Havre und Dünkirchen angelegt, der von Richelieu erbaute Kriegshafen zu Brest wurde vergrößert und Toulon zum Kriegshafen umgeschaffen. Beim Ende seiner Verwaltung 1683 zählte die Marine 132 Kriegsschiffe ersten bis sechsten Ranges von 120 bis 6 Kanonen, 44 Brander, Transport- und Lastschiffe und 32 Galeeren, welche seit 1676 erbaut waren.

So umfassend das Departement Colbert's und so groß seine Thätigkeit für alle Theile desselben war, so hat er sich dennoch auch um die Rechtspflege große Verdienste erworben. Bei der großen Mannigfaltigkeit der in Frankreich geltenden Rechte, des römischen Rechtes und der provinciellen und localen Gewohnheitsrechte, und bei dem häufigen Widerspruch zwischen den Entscheidungen der Gerichtshöfe über dieselben Streitsachen hatte man schon früher daran gedacht, einige Ordnung in diese Verwirrung zu bringen und wenigstens im ganzen Reiche ein gleichmäßiges Verfahren einzuführen. Colbert brachte diesen Gedanken zur Ausführung, indem er ihn mit seiner gewöhnlichen Energie ergriff; er veranlaßte, daß Staatsräthe und Requetenmeister ernannt wurden, um einen Entwurf auszuarbeiten, und er nahm thätigen Antheil an den Conferenzen, in welchen derselbe berathen wurde. Auf solche Weise wurde 1667 die sogenannte Ordonnance civile vollendet, welche, ohne jedoch die Grundsätze des Rechts zu ändern, das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Sachen regelte, 1669 durch eine zweite Verordnung vervollständigt wurde und bis zur französischen Revolution in Geltung blieb. Ihr folgte 1670 die Ordonnance criminelle, welche das Verfahren in peinlichen Sachen feststellte und auch Bestimmungen über die Bestrafung der Verbrechen umfaßte, jedoch das bisherige übermäßig strenge Straf-System nicht milderte, weil dieses den Ansichten der Zeit entsprach.

49. Die Raubkriege und Reunionen Ludwig's XIV.

(Nach Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Devolutionskrieg 1666—1668.

Seitdem die Länder auf der linken Seite des Rheines, welche nach der Theilung der Karolingischen Monarchie das Königreich Lothringen gebildet hatten, zu Deutschland gezogen worden waren, hatten die westfränkischen Könige mehrmals danach getrachtet, dieselben ihrem Scepter zu unterwerfen; aber erst nach sieben Jahrhunderten war Heinrich II. unter dem Vorwande, die Freiheit und die Religion der protestantischen Fürsten zu beschützen, die Erwerbung der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun gelungen (1552). Ein Jahrhundert später brachte der westfälische Friede die österreichischen Besitzungen im Elsaß, zehn Jahre darauf der pyrenäische Friede die der Krone Spanien gehörige belgische Landschaft Artois nebst mehreren Städten und deren Gebieten in Flandern, Hennegau und Luxemburg an Frankreich. Die Erwerbungen in Lothringen und im Elsaß glichen jedoch ohne den Besitz des Herzogthums Lothringen vereinzelten Vorposten, und das natürliche Verlangen nach dem letztern Lande selbst führte daher schon im Jahre 1662 zu einem Vertrage mit dem kinderlosen Herzoge Karl, nach welchem Lothringen bei dem Tode des Herzogs an Frankreich fallen, die zur Erbfolge berechtigte Seitenlinie des herzoglichen Hauses aber die Rechte der französischen Prinzen erhalten sollte. In demselben Jahre kaufte Ludwig von dem geldbedürftigen Könige Karl II. von England den an der niederländischen Küste gelegenen wichtigen Hafenplatz Dünkirchen, welcher in dem Kriege mit Spanien von den Franzosen erobert, von Mazarin aber für geleistete Hülfe an Cromwell überlassen worden war (s. S. 304), um fünf Millionen Livres zurück, weil Frankreich am Canale keinen andern Hafen als den wenig bedeutenden von San Malo besaß, und ließ daselbst mit unermeßlichen Kosten Bauten und andere Einrichtungen treffen. Je mehr sich nun in Frankreich die Thätigkeit der Regierung auf nationale, commercielle und materielle Zwecke richtete, desto größer wurde auch ihr Interesse, die belgischen Provinzen, welche ihre Lage und Beschaffenheit an Frankreich zu weisen schien, ihrer natürlichen Bestimmung zuzuführen. Da geschah es, daß König Philipp IV. von Spanien am 17. September 1665 starb.

Ludwig's XIV. Gemahlin Maria Theresia, Philipp's Tochter, hatte bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie im Ganzen wie im Einzelnen förmlich entsagt. Dessen ungeachtet wurden nun von Frankreich die spanischen Niederlande als Erbtheil dieser Infantin gefordert, indem die französischen Rechtsgelehrten behaupteten, der von ihr ausgestellten Entsagung stehe das in mehreren Provinzen geltende Heimfallsrecht (Devolutionsrecht) entgegen, vermöge dessen den

Kindern eines Vaters von verschiedenen Müttern aus der väterlichen Erbschaft dasjenige zufiel, was ihr Vater während der Ehe mit ihrer Mutter erworben hatte. Nun waren die Niederlande, die Philipp II. seiner Tochter, der Infantin Clara Eugenia, übergeben hatte, bei dem unbeerbten Tode dieser Fürstin im Jahre 1633 an Philipp IV. zu einer Zeit zurückgefallen, wo dessen Gemahlin, die Mutter der Gemahlin Ludwig's XIV., noch gelebt hatte, Karl II. aber, Philipp's IV. Sohn und Nachfolger auf dem spanischen Throne, war der Sprößling einer spätern Ehe. Es unterlag daher nach der Ansicht der Franzosen keinem Zweifel, daß die Königin von Frankreich, obwohl sie bei Lebzeiten ihres Bruders von derselben Mutter, des Infanten Don Balthasar, auf den spanischen Thron Verzicht geleistet hatte, nach dem Tode dieses Infanten die einzige Erbin der Niederlande sei, und daß ihre Verzichtleistung im Widerspruche mit dem Landesgesetze ihrem jüngeren Halbbruder Karl II. nicht zu Gute kommen könne. Ludwig zögerte nicht lange, der Meinung seiner Rechtsgelehrten mit den Waffen Nachdruck zu geben, und eroberte 1667 die Festungen Tournay, Douay, Charleroi, Lille, Oudenarde, Ath, Courtray, Furnes und Armentieres, im Winter 1668 die Franche Comté. Das erschöpfte Spanien setzte der französischen Uebermacht nur geringen Widerstand entgegen, nahm aber den Schutz des Kaisers und Reichs für die Niederlande als burgundischen Kreis in Anspruch. Kaiser und Reich hatten im 16. Jahrhundert dem Kriege, der zwischen den Holländern und Spaniern auf diesem Theile des Reichsgebietes geführt worden war, 80 Jahre lang ruhig zugesehn, die Erhebung der vereinigten Niederlande zu einem selbständigen Staate gestattet und beim Abschlusse des westfälischen Friedens Spanien im Kriege mit Frankreich allein gelassen; es war daher nicht zu erwarten, daß das Reich jetzt geneigt sein würde, wegen der lockern Verbindung, in welcher die spanischen Niederlande mit ihm standen, sich in einen neuen Krieg mit Frankreich zu stürzen.

Von einem nationalen Interesse, diese burgundischen Landschaften bei Deutschland zu erhalten, konnte nach den obwaltenden Verhältnissen bei den Deutschen nicht die Rede sein. Dagegen fanden es England und die Republik der vereinigten Niederlande ihren Vortheilen entgegen, den Uebergang der spanischen Niederlande unter die Herrschaft Frankreichs zu gestatten. Sie schlossen zu diesem Behufe unter einander und mit Schweden einen Bund, der in der Geschichte des 17. Jahrhunderts den Namen Tripel-Allianz trägt, und bewirkten dadurch den Frieden zu Aachen (Mai 1668), in welchem Ludwig die Franche Comté an Spanien zurückgab, wogegen er die in Flandern eroberten Plätze mit ihren Gebieten behielt. Der katholische König von Spanien, der Enkel Philipp's II., verdankte es dergestalt drei protestantischen Mächten und vornehmlich den Holländern, deren Abfall Spanien so lange bekämpft hatte, daß der größte Theil der Niederlande im Besitze Spaniens blieb. Es war dies freilich kein Act der Großmuth, sondern lediglich eine Wirkung des politischen Bildungstriebes,

welcher die Staaten und deren Führer nach außen hin in ihrem Verhältniß zu einander das Glaubens- und Kirchenwesen als eine ganz gleichgültige Sache betrachten ließ, obwohl sie fortfuhren, gegen ihre Unterthanen die alten Ausschließungs-Grundsätze geltend zu machen.

2. Der zweite Raubkrieg 1672—1678 (1679).

Der niederländische Freistaat wurde damals von Johann de Witt, Rathspensionar der Provinz Holland, geleitet, einem Staatsmanne, der in diesem Jahrhundert voll kleinlicher politischer Künste und Hofränke die Gedanken und Gefühle der großen und freien Geister des Alterthums hegte. Ein zweiter Perikles, lenkte er an der Spitze eines kleinen Volkes die Schicksale Europa's, während überall, nach Wiederherstellung der Stuarts auch in England, der Eigenwille der Könige und ihrer Minister immer schrankenloser sich geltend machte. In dem hierüber empfundenen republikanischen Hochgefühl ließ der niederländische Staatsrath eine Schaumünze auf den aachener Frieden schlagen, auf welcher das Bild der Republik als Jungfrau mit Freiheitshut und Speer, von Trophäen umgeben und Ketten zerbrechend, zu sehen war, mit einer Umschrift, welche ihr zuschrieb, die Könige unterstützt, vertheidigt, ausgesöhnt, die Freiheit der Meere behauptet, den Frieden durch die Waffen errungen und die Ruhe in ganz Europa wiederhergestellt zu haben.

Aber schrecklich wurden die Republikaner aus ihrem Traume geweckt. Ludwig XIV., dessen Sinnesart ohnehin an dem republikanischen Wesen kein Gefallen trug, hatte nach dem aachener Frieden einen heftigen Groll gegen die Holländer gefaßt, weil er ihnen den Abschluß der Tripel-Allianz und die dadurch bewirkte Vereitelung seiner auf Eroberung der spanischen Niederlande gerichteten Absichten zuschrieb. Dieser Groll wurde durch den Streit der Handels-Interessen verstärkt (s. S. 310). Es kam darauf an, ob Deutschland durch den Fall der Niederlande in die politisch-militärische Unterwürfigkeit Frankreichs gerathen sollte; die Entscheidung dieser Frage aber hing an dem Umstande, ob Deutschland einen Fürsten habe, der dasselbe als Staat oder das Reich gegen die Uebermacht Frankreichs zu vertreten im Stande wäre.

Um dies zu verhindern, hatte Ludwig alle seine Staatskünste in Bewegung gesetzt, mit den Bischöfen von Köln und Münster, mit dem (katholischen) Herzoge Johann Friedrich von Hannover und mit dessen Bruder, dem (evangelischen) Bischofe von Osnabrück, förmliche Bündnisse geschlossen, Schweden aber zu dem Versprechen gebracht, jeden Reichsfürsten anzugreifen, welcher den Holländern Hülfe leisten würde. Auch von England hatten dieselben keine Hülfe zu erwarten, denn es war Ludwig gelungen, den charakterlosen König Karl II. zum Abfall von der Tripel-Allianz zu bestimmen und zum Theilnehmer des auf Zerstörung der Republik gerichteten Planes zu machen.

Am 17. April 1672 erging die französische Kriegs-Erklärung gegen Holland, welche, ohne Angabe eines besondern Grundes, den Generalstaaten nur ihr undankbares Betragen für die von Frankreich ihnen erwiesenen Wohlthaten vorwarf. Zugleich rückte der König selbst mit drei Armeen, deren Stärke sich auf 200,000 Mann belaufen mochte, in ihr Gebiet ein. An demselben Tage erklärte auch ihr zeitheriger Bundesgenosse, König Karl II. von England, unter den nichtigsten Vorwänden den Krieg. Binnen Monatsfrist befanden sich drei Provinzen in Ludwigs Gewalt. Der ganze Freistaat wäre verloren gewesen, hätte der König den Rath des Prinzen Condé befolgt und ohne Zögern seinen Marsch nach Amsterdam fortgesetzt. Aber nach dem Rathe seines Kriegsministers Louvois zögerte er in Utrecht, um die Mitwirkung der Engländer abzuwarten. In der That erschien die englische Flotte und lieferte der holländischen ein mörderisches Treffen, nach welchem die letztere sich zurückzog; aber die beabsichtigte Landung wurde durch eine ungewöhnlich lange Ebbe, dann durch einen Sturm gehindert, und die Holländer gewannen Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen. Zwar ließ ihnen Ludwig die empörendsten Friedens-Bedingungen vorlegen: Abtretung alles dessen, was die Republik außerhalb der sieben Provinzen besaß; Befreiung der Franzosen von allen Ein- und Durchgangszöllen; Einführung des katholischen Gottesdienstes; 24 Millionen Livres für die Kriegskosten. Doch war es schon ein großer Gewinn, daß es hierüber zu einer Unterhandlung kam.

Unter den deutschen Fürsten war einer, der nicht nur die aus dem Falle der niederländischen Republik für Deutschland erwachsende Gefahr erkannte, sondern auch zur Abwehr derselben Macht und Mittel besaß. Dieser Eine war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Zwar hatte er manche Ursachen, mit den Holländern unzufrieden zu sein; sie behielten die im dreißigjährigen Kriege den Spaniern abgenommenen clevischen Plätze Wesel, Rees, Emmerich, Orsoy besetzt; die Witt'sche Partei hatte ihn zur Tripel-Allianz nicht zugezogen und durch Ausschließung des ihm nahe verwandten oranischen Hauses seine Familienneigung verletzt; dennoch ließ er diese Anlässe zur Empfindlichkeit den großen Staatszweck nicht vergelten, sondern lehnte die lockenden Anträge, welche ihm Ludwig vor dem Ausbruche des Krieges durch mehrere Gesandte, zuletzt durch Wilhelm von Fürstenberg, machen ließ, wenn er sich ihm anschließen wolle, mit Geschicklichkeit ab. Am 16. Mai 1672 verbündete er sich, anstatt mit dem übermächtigen Ludwig, mit den von aller Welt verlassenen Holländern, und übernahm es, gegen die Hälfte der Kriegskosten ihnen mit 20,000 Mann Hülfe zu leisten. Zugleich ließ er durch seinen Schwager, den Fürsten Johann Georg von Anhalt, dem Kaiser vorstellen, wie gebieterisch die Sicherheit des Reichs es fordere, Holland nicht untergehen zu lassen. In gleichem Sinne verwandte sich Spanien in Wien für die Erhaltung seiner ehemaligen Todfeinde, mit deren Fall die spanischen Niederlande unfehlbar verloren gewesen sein würden. In Folge

dessen zog im Juni 1672 ein österreichisches Truppencorps unter Montecuculi an den Rhein, um gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Brandenburg das durch den Krieg bedrohte deutsche Reichsgebiet zu decken und die mit Frankreich verbündeten Bischöfe von Köln und Münster im Zaume zu halten.

Unterdessen nahm der Krieg gegen Holland, welcher dieser Republik anfangs schnellen Untergang gedroht hatte, eine andere Wendung. Bei der allgemeinen, durch die Gefahr des Staates und Ludwig's übermäßige Forderungen erregten Volksbewegung in Holland, erhob daselbst die von den Brüdern de Witt unterdrückte oranische Partei ihr Haupt und stellte am 3. Juli 1672 im Prinzen Wilhelm III. von Oranien einen zwar jungen, aber thatkräftigen Fürsten als Statthalter und Oberfeldherrn an die Spitze der Republik. Nach dem Rathe desselben wurden die schimpflichen Friedens-Bedingungen Frankreichs verworfen und entsprechende Vertheidigungs-Anstalten getroffen, was um so eher geschehen konnte, da Turenne mit dem größten Theile der Armee gegen die heranrückenden Deutschen sich wenden mußte. Der Krieg zog sich nun nach Deutschland. Die Art und Weise aber, wie Montecuculi und, nach dessen Abberufung, sein Nachfolger Bournonville in Gemäßheit der vom Hofe erhaltenen Instructionen handelte, indem sie allen Gelegenheiten, den Franzosen Abbruch zu thun, sorgfältig aus dem Wege gingen, erzeugte in dem Kurfürsten den Verdacht, er sei verrathen und verkauft, und der Kaiser gehe damit um, ihn im Stiche zu lassen. In der hieraus entstandenen Stimmung hielt es der Kurfürst für gerathen, seinen zweideutigen und lauen Bundesgenossen zuvorzukommen, und den von Frankreich ihm wiederholt angebotenen Separatfrieden in dem Dorfe Vossem bei Löwen 1673 anzunehmen. Ludwig überließ dem Kurfürsten die von französischen Truppen besetzten clevischen Festungen, deren Räumung die Holländer stets verweigert hatten, und verpflichtete sich, ihm 800,000 Livres zu zahlen; der Kurfürst behielt sich jedoch freie Hand vor, falls das Reich angegriffen werden sollte.

Leopold ließ dem Reichstage in Regensburg vorstellen, wie viele Ungebühr während des holländischen Krieges die Franzosen gegen das Reich sich erlaubt, daß sie mehrere Länder, namentlich die trierischen und kurpfälzischen, wegen verweigerten Beitrittes ihrer Landesherrn zur französischen Allianz, auf das ärgste gemißhandelt, und die zehn Reichsstädte im Elsaß, welche gegen die Festsetzung des münsterschen Friedens seit vielen Jahren von Frankreich hart bedrängt worden waren, nun gar mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen hätten. So kam ein Reichsgutachten zu Stande, welches die vom Kaiser verlangte Hülfsleistung für nöthig und nützlich erklärte. Der Kaiser schloß zugleich mit den meisten angesehenen Reichsfürsten besondere Verträge über die gemeinsame Kriegführung. Köln und Münster traten nun aus dem Bündnisse mit Frankreich unmittelbar in ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich ein, und auch der Kurfürst von Brandenburg schloß

ein solches mit dem Kaiser, mit Spanien und den Generalstaaten (am 1. Juli 1674), indem er sich durch den Ausbruch des Reichskrieges, nach seiner im Vertrage zu Vossem ausdrücklich vorbehaltenen Verpflichtung gegen das Reich, von den gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen für gelöst erklärte.

Der eigentliche Krieg wurde in den Niederlanden von den Holländern und Spaniern unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem auch ein kaiserliches Truppencorps untergeben war, gegen den Prinzen Condé, am Oberrhein von den Kaiserlichen und Reichsvölkern unter Bournonville und dem alten Herzoge Karl (IV.) von Lothringen gegen Turenne geführt. In den Schlachten bei Sinzheim (am 16. Juni) und bei Senef in Brabant (am 11. August) floß viel Blut ohne rechte Entscheidung. Die Ueberlegenheit der Zahl war auf Seiten der Verbündeten, aber Zwietracht und gegenseitige Eifersucht ihrer Anführer ließ die günstigsten Momente versäumen.

Als aber das deutsche Heer am Oberrhein durch die Ankunft der Brandenburger unter ihrem Kurfürsten auf 60,000 Mann verstärkt worden war, zog Turenne nach Lothringen, die Deutschen über den Rhein und nahmen die Winterquartiere im Elsaß. Doch gegen Ende des Jahres 1674 wurden sie durch einen unerwarteten Angriff Turenne's aufgestört; Bournonville entzweite sich mit dem Kurfürsten, und obwohl sie in mehreren blutigen Gefechten den Feinden überlegen blieben, zogen sie doch am 5. Januar 1675 beide über den Rhein zurück. Zu derselben Zeit ließ König Karl XI. von Schweden, um als Bundesgenosse Frankreichs den Kurfürsten von der Theilnahme am Kriege gegen letztere Macht abzuziehen, ein Heer unter Wrangel aus Pommern in die Mark einrücken und das Land besetzen, ohne eigentliche Feindseligkeiten zu verüben. Dem Kurfürsten war dieser Anlaß zum Kriege mit den Schweden nicht unwillkommen, weil er hoffte, sich mittels desselben ihrer Nachbarschaft zu entledigen und das ihm abgedrungene Pommern wieder zu gewinnen. Er trennte sich sogleich von den Kaiserlichen und nahm seine Quartiere in Franken, ließ jedoch unter vielfachen Unterhandlungen und Beschickungen mehrere Monate verstreichen. Die Schweden wurden hierdurch sicher und verfielen in Folge mangelhafter oder verweigerter Verpflegung in die Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges. Sie erpreßten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern. An mehreren Orten der Mark griff das Landvolk zu den Waffen, und begann, unterstützt von den wenigen im Lande befindlichen Truppen, den ungleichen Kampf gegen seine Dränger. Da erschien plötzlich der Kurfürst, der zu Anfange des Juni 1675 aus Franken aufgebrochen und über Magdeburg marschirt war, ereilte den General-Lieutenant Waldemar Wrangel bei Fehrbellin und brachte ihm am 28. Juni 1675 mit 5600 Reitern und 13 Geschützen gegen 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze eine Niederlage bei, in deren Folge auch das übrige schwedische Heer eilfertig die Mark verließ und sich größtentheils auflöste. Es

war dies die erste offene Feldschlacht, welche die Brandenburger für sich allein gewannen.

Kurz zuvor, am 15. Juni 1675, hatten die vereinigten Niederlande und Spanien Krieg an Schweden erklärt; nun geschah dies auch vom Kaiser und Reich. In der That, alle schwedischen Besitzungen in Deutschland gingen verloren. Der Kurfürst vollendete am 26. December 1676 durch die Einnahme Stettins die Eroberung Pommerns, die Herzöge von Braunschweig und der Bischof von Münster theilten sich in Bremen und Verden, der König von Dänemark nahm Wismar, die Insel Rügen und Gothland, und drang, nachdem er mit Hülfe einer holländischen Flotte bei Oeland in einer Seeschlacht gesiegt, siegreich in Schonen ein. Die Unfälle Schwedens wurden jedoch durch die Vortheile aufgewogen, welche Frankreich mehr durch Staatskünste als durch Waffen errang. Zwar wurde Turenne, dem anstatt des abgerufenen Bournonville von Neuem Montecuculi entgegengestellt worden war, am 27. Juli 1675 bei dem Dorfe Sasbach, als er einen Platz zur Errichtung einer Batterie suchte, von einer Kanonenkugel getödtet und bald darauf die französische Armee von Montecuculi über den Rhein zurückgetrieben. Aber in den Niederlanden kämpfte der Prinz von Oranien in Gemeinschaft mit den Spaniern fortwährend unglücklich gegen die französischen Marschälle Schomberg und Luxemburg, und als am Oberrhein der Herzog Karl von Lothringen anstatt des in Ruhestand versetzten Montecuculi das Commando übernommen hatte, gelang es dem Marschall Crequi (am 15. November 1677), der Stadt Freiburg im Breisgau durch die Verrätherei oder Zaghaftigkeit eines schlechten Commandanten sich zu bemächtigen, ehe die Kaiserlichen und Reichstruppen zum Entsatz herbeieilen konnten. Den Feldzug des Jahres 1678 eröffnete Ludwig selbst mit der Eroberung von Gent und Ypern. Hierdurch erschreckt und noch mehr bange vor dem Gedanken, daß die Franzosen auch Antwerpen erobern und zum Schaden des Handels von Amsterdam behalten könnten, neigten sich die Holländer zum Frieden. Seit dem März 1675 war ein Congreß von Gesandten aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zusammengetreten, auf welchem drei Jahre hindurch fruchtlos unterhandelt wurde, weil unter den Betheiligten die, welche Eroberungen gemacht, dieselben behalten wollten, die in Verlust gerathenen Wiederherstellung und Schadenersatz verlangten. Die Fortschritte Ludwig's und die Anmahnungen des Königs von England bestimmten aber nun zuerst Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separatfriedens, in welchem jenes alle während des Krieges von den Franzosen eroberten und noch besetzten Städte und Landschaften wieder erhielt, Spanien aber gegen Zurückgabe der im aachener Frieden verlorenen belgischen Städte Charleroi, Binch, Ath, Oudenarde und Courtray, die wichtigeren Plätze und Gebiete Valenciennes, Condé, Bouchain, Cambray, Cambresis, Ypern, Cassel, Maubeuge und andere, ferner die ganze Freigrafschaft Burgund an Frankreich überließ.

Friedrich Wilhelm ließ sich durch die Kunde von dem Zurücktritt der westlichen Bundesgenossen nicht irre machen, sondern setzte in Verbindung mit Dänemark den Krieg gegen Schweden um so eifriger fort. Im September eroberte er die (den Dänen von den Schweden wieder entrissene Insel) Rügen, im October Stralsund, im November Greifswalde. Jene Festung, vor welcher Wallenstein's Glücksstern erblichen war, öffnete ihm nach sechszehnstündiger Beschießung die Thore. Die Besatzungen wurden, so weit sie aus gebornen Schweden bestanden, nach ihrer Heimat eingeschifft. Als bald darauf ein schwedisches Heer aus Liefland in Preußen einfiel und bis in die Nähe von Königsberg vordrang, brach der Kurfürst am 9. Januar 1679 von Berlin auf, war in Preußen, ehe sich's die Feinde versahen, und jagte sie in einem glücklichen Winterfeldzuge aus dem Lande.

Unterdessen schlossen am 5. Februar 1679 die Gesandten des Kaisers den Frieden mit Frankreich und Schweden ab. Frankreich trat das im münsterschen Frieden ihm überlassene Philippsburg an das Reich ab, behielt aber dafür das dem Kaiser gehörige Freiburg im Breisgau mit freiem Durchzuge von und nach Breisach. Der Kurfürst ließ nun seinen Gesandten in Frankreich dem dasigen Cabinet die Anerbietungen vorlegen, die er ihm für den äußersten Fall in Auftrag gegeben hatte. Der Brandenburgische Geschichtschreiber (Pufendorf) hat es bedenklich gefunden, nach seiner sonstigen Gewohnheit dieselben vollständig und urkundlich mitzutheilen; vermuthlich erklärte sich Friedrich Wilhelm bereit, wenn ihm Pommern zu behalten gestattet werde, Cleve mit Wesel an Frankreich zu überlassen, in ein immerwährendes Bündniß mit dieser Krone zu treten und bei der nächsten Kaiserwahl dem Dauphin seine Kurstimme zu geben. Die französischen Minister blieben aber dabei, daß der König um seines Ruhmes willen nicht zugeben dürfe, den Bundesgenossen, der für ihn Krieg angefangen, beim Frieden eine Provinz verlieren zu lassen. Es kostete dem Kurfürsten einen schweren Kampf mit sich selbst, ehe er sich in die harte Forderung fügte, dergestalt den Gewinn seiner Siege fahren zu lassen. Er dachte sogar daran, im Vereine mit Dänemark den Franzosen die Spitze zu bieten; aber nach dem Einrücken eines französischen Heeres unter dem Marschall Crequi in Westfalen überzeugte er sich, daß er es nicht bloß mit der fremden Uebermacht zu thun haben werde. Um nur einen Waffenstillstand zu erhalten, mußte Friedrich Wilhelm jetzt den Franzosen Wesel und Lippstadt einräumen. Am schwersten fiel es ihm, Stettin zurückzugeben. Doch mußte er endlich, der Nothwendigkeit weichend, seine Einwilligung zum Abschluß des Friedens ertheilen. Derselbe erfolgte am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye, wo damals der König Hof hielt. Die wesentliche Bedingung war, daß der Kurfürst alle eroberten Länder und Städte an Schweden zurückgab; nur einen kleinen Landstrich am rechten Oderufer durfte er mit der Einschränkung, keine Festung daselbst anlegen zu dürfen, behalten. Friedrich Wilhelm unterzeichnete die Ratification mit blutendem Herzen,

indem er mit Virgil's Dido ausrief: Einst ersteht aus meinen Gebeinen ein Rächer!

3. Die Reunionen 1679—1684.

Als das Reich zur Vollziehung des Nimweger Friedens Räumung der von den Franzosen besetzten Plätze erwartete, zwang Ludwig XIV., anstatt diese Erwartung zu erfüllen, nicht nur die zehn Reichsstädte im Elsaß und die Reichsritterschaft daselbst zur öffentlichen Huldigung, sondern stellte auch an alle unmittelbaren Reichsstände, die ehemals zu den drei lothringischen Bisthümern Metz, Toul, Verdun in einem Lehens-Verhältnisse gestanden hatten, die Forderung, in ihm ihren Oberherrn zu erkennen, weil die Rechte der gedachten Bischöfe auf ihn übergegangen wären. Im Jahre 1680 wurden zu Metz, Breisach und Besançon besondere Gerichtshöfe unter dem Namen Reunions-Kammern errichtet, die nach angestellter Untersuchung, was zu den an Frankreich abgetretenen Ländern und Plätzen ehemals gehört habe und etwa davon veräußert worden sei, dasselbe durch ihren Ausspruch wiedervereinigen sollten, weil in dem Frieden zu Münster die gedachten Länder und Plätze mit ihren Dependenzen abgetreten worden und der Friede zu Nimwegen dies bestätigt habe. Binnen Kurzem wurden die Fürsten und Grafen von Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Germersheim, Falkenburg, Homburg, Bitsch und andere zur Huldigung vorgeladen und als sie nicht erschienen, ihre Besitzungen als verwirkte Lehne ihnen abgesprochen. Dasselbe geschah mit mehreren dem Könige von Spanien gehörigen niederländischen Städten und Herrschaften, indem dieselben für Dependenzen der im pyrenäischen, aachener und nimweger Frieden abgetretenen Landstücke erklärt wurden; unter andern forderte Ludwig das ganze Herzogthum Luxemburg. Mit gleichem Rechte hätte er endlich ganz Deutschland fordern können, da eine Dependenz sich immer an die andere anschloß. Vergebens setzten die Reichsstände zu Regensburg in einem an den König gerichteten Schreiben aus einander, wie der Friede zu Nimwegen den früheren zu Münster geschlossenen vollständig bestätigt habe, und in dem letztern an Frankreich durchaus nichts weiter als die Stadt Breisach, die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß (nicht das Elsaß selbst), der Sundgau, die Landvogtei über die zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte (nicht diese Reichsstädte selbst) und alle von der Landvogtei abhängenden Dörfer und Gerechtsame abgetreten worden, so weit solche dem Hause Oesterreich gehört hätten.

Darauf kam ein Gutachten zu Stande, nach welchem unverzüglich ein Reichsheer von 40,000 Mann aufgestellt und im Nothfall noch um 20,000 Mann verstärkt werden sollte. Dieser Ernst schien zu wirken; denn Ludwig brachte nun einen in Frankfurt zu haltenden Congreß aus Deputirten beider Theile zur Regulirung der streitigen Angelegenheit in Vorschlag. Kaiser und Reich nahmen diesen Vorschlag mit

Freuden an, und ernannten ihrerseits Deputirte. Während aber die Deutschen sich mit den Förmlichkeiten des bevorstehenden Congresses beschäftigten, rückten ganz in der Stille starke französische Truppenmassen in den Elsaß. Plötzlich, am 27. September 1681, erschien der General Montclas in der Nähe von Straßburg, und zwei Tage später der französische Kriegsminister Louvois selbst mit einer stärkeren Armee und Belagerungsgeschützen vor den Thoren und forderte die Stadt auf, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, widrigenfalls die Einwohner als Rebellen wider den König behandelt werden sollten. Die Bürger auf den Wällen wurden von außen über die Zahl der Truppen durch wiederholtes Hin- und Hermarschiren derselben getäuscht; die Angesehensten des Raths wollten ihr Wohlleben keinen Belagerungsnöthen aussetzen. So kam schon am folgenden Tage eine Capitulation zum Abschluß, vermöge deren die Stadt den König von Frankreich als Oberherrn anerkannte, und dessen Truppen einzunehmen sich verpflichtete. Noch an demselben Tage hielt Louvois mit 13,000 Mann seinen Einzug, und am 23. October erschien der König selbst mit seiner ganzen Familie, die neue Eroberung zu besichtigen. An eben dem Tage, an welchem Straßburg fiel, besetzten französische Truppen die Festung Casale in dem von Piemont eingeschlossenen italienischen Fürstenthum Montferrat, welche der Herzog von Mantua, dem Montferrat als Reichslehn gehörte, an Frankreich verkauft hatte. Diese Besitznahme erschien als erster Schritt Ludwig's, sich auch den Weg zur Herrschaft über Italien zu bahnen, und vermehrte die durch Ueberrumpelung Straßburgs erregte Bestürzung.

Auf dem Congresse zu Frankfurt (im December 1681) erboten sich die französischen Abgeordneten, den ferneren Reunionen gegen Anerkennung der bisherigen gewaltsamen Besitznahmen zu entsagen. Die Unterhandlungen gewannen keinen Fortgang, da man zugleich über die Einführung der französischen Sprache bei den diplomatischen Verhandlungen stritt, und die kaiserlichen Gesandten auf der Beibehaltung der lateinischen bestanden. Inzwischen brachte der Prinz Wilhelm von Oranien, seit 1674 Erbstatthalter der Provinzen Holland und Seeland, eine Association aller von Frankreich bedrohten Staaten zu Stande; nur der mächtigste Reichsstand, der Kurfürst von Brandenburg, trat derselben nicht bei, theils aus Groll über den nimweger Frieden und in der Hoffnung, mit Hülfe Frankreichs doch noch zum Besitze Pommerns zu gelangen, hauptsächlich aber, weil er sich bei der herrschenden Uneinigkeit von einem solchen Bunde nichts versprach. So verhütete er den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich gerade zu der Zeit, als Oesterreich und Deutschland ganz unerwartet von einer anderen Seite, nämlich von den Türken, bedroht wurden, die 1683 abermals bis Wien vordrangen (s. S. 338).

Ludwig XIV. zweifelte nicht, daß die Türken Wien erobern würden und ihm dann von den deutschen Reichsständen die Schutzherrschaft über das Reich angetragen werde. Der Entsatz von Wien täuschte

des Königs Hoffnung auf Oesterreichs Fall oder Demüthigung; er benutzte aber den Umstand, daß der Kaiser alle seine Mittel auf die Fortsetzung des Türkenkrieges in Ungarn verwenden mußte, um seine Reunions-Ansprüche weiter zu verfolgen und Courtray, Luxemburg und Trier einzunehmen. Nun endlich sah Leopold ein, daß es doch nicht rathsam sei, zu gleicher Zeit gegen Frankreich und gegen die Türken Krieg zu führen und entschloß sich zur Annahme des von Ludwig XIV. angebotenen Waffenstillstandes auf 20 Jahre (15. August 1684). Während dieser Zeit sollte Frankreich alle Ortschaften, welche die Reunionskammern von Metz, Breisach und Besançon bis zum 1. August 1681 dem Könige zugesprochen hatten, außerdem auch Straßburg mit der Kehlerschanze inne behalten, alles Andere sollte zurückgegeben und für die Dauer des Stillstandes kein weiterer Anspruch an Reichslande unter dem Titel von Zubehör, Dependenz und Reunion erhoben werden; endlich sollte sofort die Unterhandlung über den Definitiv-Frieden beginnen und mit dem Abschlusse desselben der Fuß des Stillstandes wegfallen. Spanien überließ Luxemburg an Frankreich, welches dagegen Courtray mit geschleiften Festungswerken zurückgab. So endigte nach vierjähriger Dauer dieser ohne Ankündigung und fast ohne Widerstand geführte Reunionskrieg, welcher dem Andenken Ludwig's den unauslöschlichen Flecken angehängt hat, die Bande der Staaten-Gemeinschaft zu unedler Bestrickung Schwacher gemißbraucht und den Frieden vorgeschützt zu haben, um bequemer und sicherer Handlungen des Krieges zu verüben.

4. Der dritte Raubkrieg 1688—1697.

Schon nach 4 Jahren brach Ludwig XIV. den mit so großer Mühe zu Stande gebrachten Waffenstillstand und erklärte am 24. September 1688, wahrscheinlich an demselben Tage, an welchem die Nachricht von dem Falle Belgrads (s. S. 341) in Paris eingegangen war, dem Kaiser Leopold den Krieg, weil dieser Frieden mit den Türken schließen wolle — um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, gerade als wenn nur Frankreich, nicht auch Deutschland seine Grenzen verwahren dürfe. Zugleich machte er Ansprüche auf einen bedeutenden Theil der Pfalz im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des Kurfürsten Karl von der Pfalz, mit dessen Tode die männliche Linie von Pfalz-Simmern ausstarb (1685) und die (katholische) Linie Pfalz-Neuburg folgte. Der Bruder des Königs von Frankreich sollte (als Pfalzgraf von Simmern und Lautern) deutscher Reichsfürst und die französische Grenze allmählich an den Rhein vorgerückt werden.

Indeß trat für Deutschland, wenn zunächst kein Rächer, wenigstens ein kräftiger Wortführer in die Schranken. Leibnitz, der nicht nur als Gelehrter einen allgemeinen Ruf in ganz Europa erworben hatte, sondern auch als Staatsmann und Rechtslehrer in den höchsten Regionen

bei Fürsten und Ministern das ungetheilteste Ansehen genoß, erhielt damals in Wien, wo er sich Behufs einer Reise nach Italien zur Aufsuchung von Quellen für die von ihm beabsichtigte Geschichte des Hauses Braunschweig befand, ohne Zweifel auf Veranlassung des ihn sehr hoch schätzenden Kaisers, den Auftrag, die Antwort auf die französische Kriegserklärung abzufassen. Er entledigte sich desselben in einer seinem großen Namen so entsprechenden Weise, daß die von ihm verfaßte, wenn auch nicht mit seinem Namen versehene, Staatsschrift, welche 1688 zur Beantwortung des französischen Manifestes erschien, als ein Musterstück großartiger politischer Beredtsamkeit über deutsche Staatsverhältnisse nach 175jähriger Vergessenheit dem 19. Jahrhundert wieder bemerkbar gemacht zu werden verdient*).

Französischen Geschichtschreibern zufolge hat der Kriegsminister Louvois nach einem Zanke, in welchen er mit Ludwig über die Größe eines Fensters in dem Lustschlosse Trianon gerathen war, voll Wuth über die hierbei gesagten harten Worte diesen Krieg angestiftet, um dem Könige Beschäftigung zu geben und sich unentbehrlich zu erhalten. Ohne Schwierigkeit besetzten die Franzosen das Rheinland; die festen Städte Mainz, Trier, Bonn ergaben sich auf Geheiß ihrer furchtsamen, mit den Feinden halb befreundeten Gebieter, Philippsburg und Heidelberg nach schwacher Vertheidigung. Bald darauf erging der Befehl, die Dörfer und Städte in denjenigen Gebieten, deren Fürsten es mit dem Kaiser hielten, schonungslos niederzubrennen. Dieses barbarische Gebot des allerchristlichsten Königs vollzogen die Generale Crequi, Montclas und Duras zuerst in der Pfalz und im Badischen. Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Neustadt an der Haardt, Baden wurden, trotz des fußfälligen Flehens ihrer Obrigkeiten und Bewohner, trotz der nach Versailles gesandten Fürbitten mehrerer mit dem französischen Hofe befreundeten fürstlichen Personen, mitten im Winter in Brand gesteckt; dasselbe widerfuhr in rascher Folge allen Ortschaften bis an die Grenze des Elsasses**). Die eingenommenen Länder und Städte sollten, weil sie nicht zu behaupten waren, den heranziehenden deutschen Heeren als Brandstätten und Wüsten hinterlassen werden. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand wurde geschont, nach keinem Unterschiede des Glaubens gefragt. Ueber viele Orte brach das Verderben ohne alle Vorbereitung ein. Die Einwohner wurden mitten im sorglosen Schlafe plötzlich von den Flammen erweckt, und sahen die für befreundet gehaltene Besatzung in Mordbrenner und tobende Plünderer verwandelt. Die Magistrate und Bürger der Reichsstädte Worms und Speier, welche sich auf Accord ergeben, große Summen an die französischen Cassen gezahlt, dann dem Befehle, ihre Festungswerke abzutragen, bereitwillig Folge geleistet hatten, gewannen durch diese Hingebung

*) Den Hauptinhalt s. bei K. A. Menzel, N. Gesch. der Deutschen. 5. Bd.
**) Ausführlicher behandelt von L. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. 2. Band.

nichts, als daß sie, nachdem sie einige Monate zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt, zu Anfang des Mai die förmliche Ankündigung der bevorstehenden Zerstörung erhielten. „Wer auswandern wolle, solle in Frankreich Aufnahme finden, die Habe aber, die er nicht mitnehmen könne, in der Domkirche, deren Schonung verheißen wurde, in Sicherheit bringen.“ Aber die vergeblichen Sicherheitsstätten wurden ausgeraubt und endlich, gleich allen andern Gebäuden, den Flammen übergeben. In Worms sanken 15 katholische Kirchen und Klöster in Asche; an den Altären trieben die Soldaten mit den geweihten Hostien Spott. In Speier wurden nicht nur die Acten des Reichs-Kammergerichts hinweggeführt, sondern bei dem Dombrande auch die Gebeine der alten Kaiser, wie in Heidelberg die Leichen der Kurfürsten aus ihren Särgen gerissen. Am letzteren Orte wurde das Schloß und die Neckarbrücke theilweise in die Luft gesprengt. „Der König will es“, sagte Crequi, als einige französische Officiere ihn nach dem Grunde des angeordneten ungewöhnlichen Verfahrens fragten, und zeigte ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern, welche noch verbrannt werden müßten, weil die Deutschen mit dem ketzerischen Prinzen von Oranien, der im Januar 1689 den englischen Thron bestiegen hatte, wider den vertriebenen katholischen König Jakob sich verbündet hätten. Der Reichskrieg erweiterte sich zu einem europäischen Kriege, indem Holland, England und Spanien auf Antrieb des Oraniers zur Abwehr des französischen Anfalles für den Kaiser die Waffen ergriffen.

Dem Bunde der großen Cabinette gegen Ludwig's Eroberungspläne bot der Eifer der Reichsstände die Hand. Und wie durch Ludwig's Umgriffe die Eintracht der Fürsten, so wurde durch die in seinem Namen verübten Frevel bei dem Volke das Nationalgefühl wieder erweckt, von welchem den Deutschen der letzten Jahrhunderte nur noch ein schwacher Schatten verblieben war. In der Gestalt des Franzosenhasses trat dasselbe von Neuem ins Leben. Die starke Sprache des kaiserlichen Hofes tönte in zahlreichen Flugschriften wieder und Hunderte von Federn schalten in Prosa und Versen auf den geschwornen Feind der deutschen Nation. Leider aber geschah von oben herab nichts, um von dieser Volksstimmung Nutzen zu ziehen. Die Heereseinrichtung blieb auf die Soldtruppen beschränkt, mit welchen seit dem Verfalle des Lehndienstes die Fürsten ihre Kriege zu führen gewohnt waren, und Hunderttausende von kraftvollen deutschen Männern mußten wehrlos dulden und zuschauen, daß eine verhältnißmäßig kleine Zahl französischer Söldner die ärgsten Frevel verübte. Nicht einmal die in herkömmlicher Weise formirte Kriegsmacht des Kaisers konnte vollständig gegen Frankreich gebraucht werden, weil es den Bemühungen der französischen Diplomatie gelang, den Krieg in Ungarn im Gange zu erhalten, wo die Türken von Neuem das Uebergewicht gewannen.

Indeß wurde auch Ludwig durch die große Zahl seiner Gegner genöthigt, seine Macht nach mehreren Seiten zu theilen, und die ganze Kriegführung gerieth in einen langsamen, unentschiedenen Gang. Die

Heere waren auf beiden Seiten nicht stark, und das Ergebniß einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht beschränkte sich gewöhnlich auf den Entsatz oder auf den Fall einer belagerten Festung, auf die Behauptung oder Räumung eines mäßigen Landstriches.

Nachdem der Krieg so acht Jahre gedauert und Frankreich zwar am Rhein und in den Niederlanden die Oberhand behauptet hatte, (der Marschall Luxemburg schlug den Fürsten Georg von Waldeck bei Fleurus am 1. Juli 1690, den König Wilhelm bei Neerwinden am 29. Juli 1693), wogegen aber die französische Flotte von den Engländern und Holländern in der großen Seeschlacht bei la Hogue vernichtet und die von Frankreich unterstützte Unternehmung des vertriebenen Königs Jakob zur Wiedereroberung seines Thrones gescheitert war, fand sich Ludwig theils durch eigene Erschöpfung, theils durch seinen auf friedliche Erwerbung der spanischen Monarchie gerichteten Wunsch bewogen, den König von Schweden um Friedensvermittelung anzugehen; England und Holland, ebenfalls des Krieges müde, boten die Hand, der Kaiser und Spanien konnten sich nicht entziehen, und am 9. Mai 1697 trat in einem oranischen Lustschlosse bei dem holländischen Dorfe Ryswick ein Congreß zusammen, auf welchem französischerseits die Friedensneigung der Seemächte so geschickt benutzt wurde, daß Holland, England und Spanien am 20. September 1697 den Frieden auf die von Frankreich angebotenen, ihnen vortheilhaften Bedingungen unterzeichneten. Die Holländer erhielten bedeutende Handelsvortheile, England wurde durch die Anerkennung Wilhelm's III. zufrieden gestellt, und an Spanien der größte Theil dessen, was es an Frankreich verloren, zurückgegeben, weil Ludwig darauf rechnete, in Kurzem das Ganze zu bekommen. Um den Bundesgenossen seine Mäßigung darzuthun, hatte Ludwig in seinem ersten Friedens-Entwurfe in Beziehung auf Deutschland den Fuß des nimweger Friedens mit Rückgabe Straßburgs, oder an dessen Stelle Freiburgs und Breisachs, angeboten. Da aber die kaiserlichen Gesandten den Fuß des münsterschen Friedens verlangten, so verstrich hierüber der von Frankreich gesetzte Termin, und am Ende standen Kaiser und Reich bei der schlüpfrigen Unterhandlung allein. Unter diesen Umständen konnte es für Gewinn gelten, daß in dem Friedensvertrage, welcher am 30. October 1697 zu Stande kam, alles, was von den Reunionskammern außerhalb des Elsasses eingezogen worden war, an die rechtmäßigen Besitzer, ferner Trier und Lothringen an seine vertriebenen Fürsten, Freiburg und Breisach an das Haus Oesterreich, Philippsburg an das Reich zurückgegeben wurden. Ueber die Ansprüche der Herzogin von Orleans an die pfälzische Erbschaft sollte schiedsrichterlich vom Papste entschieden werden. Dagegen traten Kaiser und Reich nicht nur ausdrücklich Straßburg nebst allem Zubehör auf dem linken Rheinufer an Frankreich ab, sondern stillschweigend, da nur die außerhalb des Elsasses gelegenen oder in dem von dem französischen Gesandten übergebenen Verzeichnisse enthaltenen Reunionen restituirt werden sollten, auch die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft, welche

Frankreich, dem münsterschen Frieden entgegen, sich gewaltsam unterwürfig gemacht hatte.

50. Der Hof Ludwig's XIV.

(Nach J. W. Zinkeisen, Versailles, in der Bearbeitung von E. A. Schmidt, in dessen Geschichte Frankreichs.)

Während Ludwig XIV. einerseits sein Regierungs-System auf die Furcht stützte, welche besonders durch eine zahlreiche, auch gegen die Unterthanen verwendbare Armee genährt wurde, verkannte er andererseits nicht, daß die Bewunderung eine nicht minder nothwendige Stütze sei, und der Zweck seiner Kriege war nicht allein Eroberung, sondern auch die Erwerbung eines Ruhmes, welcher zugleich der Eitelkeit der Unterthanen so sehr schmeichelte, daß sie darüber die durch den Krieg veranlaßten Leiden zum Theil vergaßen, und welchen er sich selbst dadurch anzueignen suchte, daß er sich öfter an der Spitze seiner Armeen zeigte und den Befehl derselben übernahm. Der Glanz des Hofes und die Pracht der königlichen Wohnungen sollten gleichfalls die Majestät des Herrschers verkündigen; ein zahlreicher Hofstaat, eine noch viel zahlreichere Garde, die Anwesenheit vieler Personen des höheren Adels, welche ebenso wie die geringeren Edelleute die größte Beeiferung zeigten, den Blick und die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, und häufige prachtvolle Feste gaben dem Hofe einen blendenden Glanz; der Mittelpunct und der Beherrscher dieses Kreises war der König, welcher durch sein Talent für Repräsentation ganz besonders dazu befähigt war, und dessen feines, abgemessenes Benehmen das Muster für die Etiquette wurde, die durch seine Mutter und seine Gemahlin aus Spanien nach Frankreich verpflanzt worden war, und die dem Leben und Treiben am Hofe Ordnung und Regel gab. Daß aber hinter diesem Scheine sich die tiefste Unsittlichkeit verbarg, hat der König selbst großentheils verschuldet; denn wenn er auch nicht, wie sein Nachfolger, in den Schmutz des Lasters versank, so hat er doch die Majestät entwürdigt, indem er die Fehltritte seines Privatlebens mit einer Art vornehmen Anstandes zur Schau trug. Seine Religiosität, so beschränkt sie übrigens war, weckte in ihm wohl bisweilen die Empfindung der Reue, allein er vermochte dem Genusse nicht eher zu entsagen, als bis er desselben durch Uebersättigung überdrüssig geworden, und er begnügte sich, zwei Vorsichtsmaßregeln festzuhalten, einmal über den Genuß nicht die Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen, und sodann durch die Frauen, welchen er sein Herz überließ, nicht auch seinen Geist beherrschen zu lassen und ihnen keinen Einfluß auf die Geschäfte zu gestatten. Seine Gemahlin, obwohl sie die größte Liebe und Ergebenheit gegen ihn hegte, besaß zu wenig Verstand und Anmuth, um ihn fesseln zu

können. Nach bald vorübergehender Leidenschaft für einige schöne Damen des Hofes faßte er die lebhafteste Neigung für eine Ehrendame der Herzogin Henriette von Orleans, das Fräulein von La Valliere, die zwar weder durch Schönheit noch durch Geist ausgezeichnet war, aber durch die Zartheit ihrer Empfindung, durch eine wahrhafte und uneigennützige Liebe ihm die größte Leidenschaft einflößte. Als der König zu ihrem tiefsten Schmerze gleichgültig gegen sie wurde und einer Andern den Vorzug gab, wurde sie Carmeliterin, um die Sünde, welche sie begangen, abzubüßen, und allgemein wegen ihrer frommen und strengen Lebensweise geachtet und verehrt, starb sie 1710. Schon während der letzten Jahre ihres Aufenthaltes am Hofe hatte sie mit einer verheiratheten Frau, der Marquise von Montespan, die Liebe des Königs theilen müssen, und dieser gab so der Welt das neue Schauspiel zweier gleichzeitigen Maitressen, welche ihn auf seinen Reisen in die militärischen Lager und zur Armee begleiteten und sogar in dem Wagen der Königin Platz hatten, so daß das Volk von allen Seiten herbei kam — um die drei Königinnen zu sehen. Die Montespan, deren Gemahl, weil er seinen Ansprüchen auf sie nicht entsagen wollte, erst in die Bastille gesetzt und dann nach Guienne verbannt wurde, war ihrer Vorgängerin völlig unähnlich; nur aus Ehrgeiz hatte sie nach der Gunst des Königs gestrebt, und durch ihre Schönheit so wie durch Witz, Laune und eine seltene Gabe erheiternder Unterhaltung wußte sie ihn so zu fesseln, daß, als er 1675 den Vorstellungen des Bischofs Bossuet von Meaux nachgegeben und sie vom Hofe entfernt hatte, er sie bald wieder zurückrief. Längere Zeit war sie durch Geist und Schönheit der Mittelpunct des Hofes und seiner Feste, die Hoffnung und der Schrecken der Minister und Generale, und sie wurde um so mehr gefürchtet, als sie eben so stolz, selbst gegen die Königin, boshaft und eigensinnig war, wie sie geistreich und anmuthig sein konnte.

Dem glänzenden Hofe, mit welchem Ludwig sich umgab, und seiner Vorstellung von der königlichen Majestät entsprach auch die Pracht und Großartigkeit seiner Paläste, und für diese, so wie zur Befriedigung seiner leidenschaftlichen Baulust verwandte er sehr große Summen. Der tiefe Eindruck, welchen seine Flucht aus Paris im Januar 1649 auf ihn gemacht, die Erinnerung an die Unruhen der Fronde, der dadurch veranlaßte Widerwille gegen jegliches Volksgetümmel und überhaupt Abneigung gegen das Stadtleben, endlich die Ansicht, daß es einem Fürsten gezieme und vortheilhaft sei, sich von der großen Masse des Volkes fernzuhalten, bestimmten ihn, seine Residenz nicht in der Hauptstadt zu nehmen. Er wählte zunächst das Schloß von St. Germain zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt, allein der beschränkte Raum desselben reichte bald für den Hof nicht mehr aus, und er faßte den Entschluß, einen von seinem Vater herrührenden Bau zu erweitern. Dieser hatte von dem Erzbischof von Paris die Herrschaft von Versailles gekauft, welche nur aus einem verfallenen Schlosse und einem kleinen Dorfe bestand; seine Jagdlust, welche ihn oft in diese Gegend

führte, hatte ihm den Besitz wünschenswerth gemacht und er ließ daselbst ein kleines Jagdschloß bauen und einen kleinen Park anlegen. Die freie Lage, die geringe Entfernung von Paris und die schon vorhandenen Anlagen trugen auch dazu bei, seinen Entschluß zu bestimmen, und überdies gefiel er sich darin, selbst die widerstrebende Natur nach seinem Belieben umzugestalten. Die schon 1660 beginnenden Bauten reihten sich an das bereits vorhandene Schloß an, welches das Hauptgebäude der ganzen Anlagen bleiben sollte; in der spätern Zeit wurden sie in größerem Maßstabe fortgesetzt und erst 1710 mit dem Bau einer Kirche beendet, welche allein über drei Millionen Livres kostete. Das Innere wurde mit verschwenderischer Pracht ausgestattet und mit den Werken der vorzüglichsten französischen Maler damaliger Zeit verziert. Die öde Umgegend wurde in einen ausgedehnten Park umgewandelt, welcher zehn Dörfer, unter diesen Trianon und St. Cyr, in sich schloß und mit zahlreichen marmornen und bronzenen Statuen und Vasen geschmückt wurde; in Trianon wurde ein zweites prachtvolles Schloß und ein anderes für die Montespan zu Clagny, nahe bei Versailles, erbaut. Durch die Nähe des Hofes und durch die Begünstigungen, welche der König Baulustigen gewährte, stieg die Bevölkerung dieses Orts bald auf 30,000 Menschen, und 1713 wurde demselben Stadtrecht ertheilt. Als Ludwig des Glanzes und des geräuschvollen Treibens in Versailles überdrüssig wurde, wählte er zum Bau eines einfachen, einsamer gelegenen Schlosses ein enges, sumpfiges Thal bei Marly, welches er indeß bald durch allmähliches Abstechen der es einschließenden Hügel erweitern und mit großen Kosten durch Wasserleitungen und Baumpflanzungen in einen Park umgestalten ließ. Auch die Schlösser von St.-Germain, Fontainebleau und Chambord, so wie das Louvre und die Tuilerieen wurden vergrößert und verschönert.

Ludwig XIV. hatte zwar den Zweck nicht erreicht, zu welchem er im Jahre 1672 die Waffen ergriffen hatte, dagegen hatte er durch einen achtjährigen siegreichen Krieg nicht allein sein Reich erweitert, sondern auch den übrigen europäischen Mächten gegenüber die Stellung erkämpft, welche er seit dem Anfange seiner Selbstregierung in Anspruch genommen, und Frankreich war jetzt zu einer Uebermacht gelangt, welche sich auf die eigene Kraft wie auf die Schwäche der übrigen Staaten stützte. Das Glück, von welchem seine Waffen begünstigt worden waren, mußte seinen Stolz und seine Anmaßung nur noch steigern, und wie er seine Unterthanen und deren Eigenthum nur als ein Mittel zu seiner Verherrlichung betrachtete, so glaubte er auch, daß ihm als dem mächtigsten Fürsten Europa's jede Willkür gegen Schwächere zustehe. Ueberdies wurde das Selbstgefühl, welches ihm das Bewußtsein der Erhabenheit seiner königlichen Würde einflößte, noch durch die Schmeicheleien nicht allein der Hofleute, sondern auch der Geschichtschreiber und Dichter erhöht. Mezeray verkündigte in der, der Nachwelt gewidmeten, Zueignung seiner abgekürzten Geschichte von Frankreich (1677), daß Ludwig der Große — ein Beiname, welcher dem Könige seit dem nimweger Frieden

auch auf allen öffentlichen Denkmälern gegeben wurde — durch seine Gnade Frankreich die Ruhe zurückgegeben, daß er durch seine Gerechtigkeit dem ganzen Europa den Frieden geben wolle, daß er überall, auf dem Lande und Meere, die Feinde seines Staates und seines Ruhmes besiegt, durch seine Weisheit die Ordnung in der Verwaltung, den Finanzen und den Gesetzen wiederhergestellt und durch seine Freigebigkeit die Wissenschaften und Künste zu ihrer Vollkommenheit gebracht habe. Corneille hatte schon 1650 in dem Prolog zu seiner Andromeda den Sonnengott die Verheißung aussprechen lassen, daß Alexander und Cäsar einst an den Wagen Ludwig's gefesselten Besiegten gleichen würden; in dem Gedichte, durch welches er dem Könige für das erhaltene Jahrgehalt 1662 dankte, nannte er ihn das vollkommenste Abbild des Königs der Könige, und in einem Gedichte auf den nimweger Frieden sagt er dem Könige: „Tausend Andere werden den überall vor unsern Augen verbreiteten Ueberfluß besingen und das neue goldene Zeitalter, welches durch deine Herrschaft gesichert ist." Racine erhob 1665 in der an den König gerichteten Widmung seines Alexander denselben weit über diesen und nennt ihn den weisesten König der Erde; in einer akademischen Rede (1685) bezeichnet er seine Geschichte als eine Kette von wunderbaren Thaten, welche er selbst beginne und vollende, als eine ununterbrochene Reihe von Wundern, und er nennt ihn einen großen Fürsten, voll Billigkeit und Menschlichkeit, immer ruhig, immer Herr seiner selbst, ohne Ungleichheit und Schwäche, kurz den weisesten und vollkommensten aller Menschen. Solche Lobpreisungen und die Schmeicheleien, welche in noch stärkerem Maße von den Hofleuten geäußert wurden, mußten den König immer mehr in der Einbildung bestärken, daß er allein der Schöpfer der Macht und Größe Frankreichs, und seine Minister und Feldherren nur die Werkzeuge für die Ausführung seiner Gedanken und seines Willens seien, daß seine Ansichten unfehlbar und daß es ein Verbrechen sei, auch nur eine andere Meinung haben zu wollen. Die ihm angeborne Selbstsucht nahm noch einen härteren Charakter als früher an, es genügte ihm nicht, daß auch der leiseste Widerspruch gegen seine politischen Grundsätze, gegen die Unumschränktheit der königlichen Macht verstummt war, er wollte auch, daß Niemand in seinem Reiche andere religiöse Vorstellungen hege als diejenigen, welche er für die richtigen hielt, und er begann jede Abweichung von diesen mit noch größerer Strenge als früher zu verfolgen, seitdem besonders durch den Einfluß einer Frau, welche, ohne daß er es merkte, eine große Gewalt über ihn und dadurch über Frankreich erlangte, mit seiner despotischen Sinnesweise eine frömmelnde Richtung sich vereinigte.

Francisca von Aubigné, eine Enkelin des Geschichtschreibers dieses Namens, war 1635 in Niort geboren. Ihr Vater erhielt einige Jahre darauf eine kleine militärische Anstellung auf der Insel Martinique, und nach seinem frühen Tode kehrte seine Familie, welche er in sehr bedrängten Umständen hinterließ, nach Europa zurück. Francisca wurde, nachdem auch ihre Mutter 1649 gestorben war, von einer

Verwandten zu Paris, einer Frau von Neuillant, aufgenommen, jedoch nicht lange darauf von dieser in einem Kloster daselbst untergebracht. Nach längerm Widerstreben trat sie in einem Alter von 14 Jahren zur katholischen Kirche über, und die drückende Lage, in welcher sie sich befand, bewog sie 1651 zu dem Entschlusse, sich mit dem von Gicht gelähmten Dichter Scarron zu verheirathen. Sie erwarb sich bald Kenntniß der italienischen, spanischen und selbst der lateinischen Sprache, sie glänzte ebenso durch ihren Geist wie durch ihre Schönheit in dem Kreise geistreicher und witziger Männer, welche sich um Scarron zu versammeln pflegten, und sie wußte auch durch bescheidenes und tadelloses Benehmen diesen Achtung einzuflößen. Einer derselben wirkte ihr nach dem Tode ihres Gemahls, welcher 1660 starb, bei der Königin-Mutter ein Jahrgehalt aus. Sie wurde der Frau von Montespan bekannt, und diese bewog den König, die Erziehung des Kindes, welches sie 1669 gebar, des nachmaligen Herzogs von Maine, ihr zu übertragen. Dem Könige mißfiel anfangs ihr zurückhaltendes, abgemessenes Wesen, allein bald änderte sich seine Meinung; die liebevolle Sorgfalt, welche sie ihrem Zöglinge widmete, machte einen für sie günstigen Eindruck auf ihn, er fand Gefallen an ihrer geistreichen Unterhaltung, ihre Aufmerksamkeit und ihre sich immer gleich bleibende Sanftmuth und Geduld mußten ihn um so mehr ansprechen, je mehr ihm die Launen der Montespan lästig wurden; diese trug selbst, ohne es zu wollen, dazu bei, daß eine größere Annäherung zwischen beiden Statt fand, indem ihr die Gesellschaft des Königs Langeweile machte und sie es deßhalb gern sah, wenn die Scarron es übernahm, ihn zu unterhalten, und er sprach bald gegen diese sein Mißbehagen über das Benehmen der Montespan aus, während sie sich dagegen gegen ihn über dieselbe beklagte. Schon 1675 gab er ihr dadurch einen Beweis seiner Gunst, daß er ihr die Herrschaft Maintenon, nach welcher sie sich fortan nannte, schenkte; als der Herzog von Maine der weiblichen Erziehung entwachsen war, erhielt sie zur Belohnung ihrer Dienste eine besondere Wohnung im Schlosse zu Versailles; die Besuche des Königs bei ihr waren eben so häufig wie lang, sie befand sich bei allen Spazierfahrten und Reisen in seiner Begleitung und sie erhielt selbst einen Platz in seinem Wagen, wenn er mit der Königin allein oder noch mit einigen Prinzessinnen fuhr. Das engere Verhältniß zwischen ihm und der Montespan löste sich 1680 auf, wenn sie auch noch bis 1690 am Hofe erschien. Wegen ihres Alters und wahrscheinlich auch wegen ihres sittlichen Gefühls konnte und mochte die Maintenon den König nicht in derselben Weise wie die Montespan fesseln, sie wurde vielmehr, wie jene sie nannte, seine geistliche Freundin, sie benutzte und nährte die frömmelnde Richtung, welche bei ihm hervorzutreten anfing, nachdem er sich im Genusse übersättigt hatte. Der Umgang mit ihr wurde dem Könige zu einer unentbehrlichen Nothwendigkeit und es gelang ihrer Klugheit, ihn nach dem Tode der Königin, welche am 30. Juli 1683 starb, auf den Gedanken hinzuführen, sich mit ihr zu vermählen. Louvois, welchem er

diesen Gedanken als eine noch nicht beschlossene Sache mittheilte, bat ihn aufs dringendste, sich nicht durch Verheirathung mit der Witwe Scarron zu entehren, bewirkte aber nur, daß die Trauung insgeheim, in Gegenwart weniger Personen, Statt fand und die Vermählung nicht öffentlich bekannt gemacht wurde. Ungeachtet der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, welche sie äußerlich zeigte, ungeachtet sie denen, welche um ihre Verwendung baten, zu erwiedern pflegte, daß sie sich in nichts mische, eignete sie sich, ohne daß der König es ahnte, großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu. Der König arbeitete in ihren Zimmern und in ihrer Gegenwart mit den Ministern, während sie, mit Lesen oder mit einer Handarbeit beschäftigt, wenig Interesse dafür zu haben schien und nur mit großer Zurückhaltung antwortete, wenn der König sie um ihre Meinung fragte; allein die Minister, von welchen sie mehr als dieser gefürchtet wurde, hatten sich vorher, namentlich wenn es sich um Vergebung eines Amtes oder Ertheilung einer Gnade handelte, mit ihr geeinigt, und so lenkte sie die Entscheidung des Königs, welcher nur seiner eigenen Ansicht zu folgen wähnte.

Es war natürlich, daß die Maintenon durch ihre Erhebung zur Gemahlin des Königs der Gegenstand des Neides und der Mißgunst wurde, zumal ihr kaltes, abgemessenes Benehmen und das Selbstgefühl, welches auch aus dem eiteln Bewußtsein ihrer Frömmigkeit hervorging, nicht geeignet waren, ihr Zuneigung zu gewinnen, und bald schloß sich dem Neide auch der Haß an, indem man ihrem Einflusse auch diejenigen Leiden zur Last legte, an welchen sie keine Schuld hatte. Ihre hohe Stellung war indeß für sie nicht eine Quelle des Glücks; die Kleinlichkeiten des Hoflebens, an welche sie nicht von Jugend auf gewöhnt war, blieben immer für sie eine Marter; der Zwang, welchem sie sich unterwerfen mußte, vor allem die schwere Aufgabe, einen König, für welchen keine Unterhaltung, kein Vergnügen mehr Reiz hatte, zu erheitern, war für sie eine drückende Last, und mitten in dem beneideten Glücke klagte sie über die entsetzliche Leere, welche sie fühlte. Die Frömmigkeit, welche sie bei dem Könige nährte, war nicht von der Art, um ihm eine größere Milde einzuflößen, sie schmeichelte seiner despotischen Sinnesweise und er wollte nun auch das Gebiet der religiösen Vorstellungen nach seinem Belieben beherrschen, er hielt sich nicht allein dazu berufen und befugt, seine reformirten Unterthanen zu nöthigen, ihrem Glauben zu entsagen, sondern er verfolgte und unterdrückte auch jede selbständige Regung innerhalb der katholischen Kirche.

---

51. Die kirchlichen Zustände Frankreichs unter Ludwig XIV.

(Nach Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen.)

Ludwig sah in dem Freibriefe von Nantes, durch welchen sein Großvater Heinrich IV., als er nach dem Gebote der Politik zur katholischen Nationalkirche übertrat, seine zeitherigen Glaubensgenossen und Mitstreiter gegen Unterdrückung sicher zu stellen gesucht hatte, eine seinem Herrschergefühl noch immer mißfällige Beschränkung der königlichen Allgewalt, wenn auch die Selbständigkeit der Reformirten als politischer Körperschaft durch Wegnahme der ihnen zugestandenen Sicherheitsplätze schon von Richelieu vernichtet worden war. Diese Abneigung des Königs gegen eine Genossenschaft, welche auf einen besondern Freibrief sich stützte, wurde von despotischen Ministern, wie Le Tellier und Louvois, dann von dem Beichtvater La Chaise in aller Weise gesteigert. Die Wirkung erschien in einer Reihe von Verordnungen, welche den Reformirten eines ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte nach dem andern entzogen.

Diesen harten Maßregeln gegen die Reformirten ging ein gleichzeitiger heftiger Zwist des Königs mit dem päpstlichen Stuhle und das hierdurch herbeigeführte Unternehmen einiger Bischöfe zur Seite, in der französischen Kirche den Grundsätzen der gallicanischen Kirchenfreiheit volle Geltung zu verschaffen und die Macht des Papstes über die Kirche zu beschränken. Papst Innocenz XI., ein Muster streng kirchlicher Tugenden, aber auch unbeugsam in Behauptung der Rechte, die er, als dem Oberhaupte der Kirche zustehende, überkommen hatte, bestritt nämlich der französischen Krone die mit dem Namen Regale bezeichnete Befugniß, während der Erledigung eines Bisthums die Einkünfte desselben durch königliche Beamten verwalten zu lassen und die geringeren geistlichen Stellen zu besetzen. Nicht nur richtete er mehrere Breve mit Klagen und Drohungen an den König, sondern endlich wurden auch einige Groß-Vikare und ein Erzbischof, welche in dem Streite die Partei der Regierung angenommen hatten, excommunicirt. Die Folge dieses Schrittes war, daß im Jahre 1682 eine Synode der französischen Geistlichkeit in Paris zusammentrat, und daß Bossuet, Bischof von Condom und Erzieher des Dauphins, durch Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, kirchlichen Eifer und strenge Gesinnung mit dem Ansehen eines Kirchenvaters umkleidet, an der Spitze dieser Versammlung die großen Gaben, die er so oft zur Widerlegung der Gegner der römischen Kirche hatte leuchten lassen, nunmehr gegen das Oberhaupt dieser Kirche in Anwendung brachte. Die von ihm geleitete Versammlung, aus 35 Erzbischöfen und Bischöfen und eben so vielen Gliedern des andern Clerus bestehend, gab am 19. März 1682 eine in vier Artikel gefaßte Erklärung ab, welche zugleich gegen die Widersacher der gallicanischen Kirchenfreiheit und gegen die Gegner des päpstlichen Stuhles gerichtet war und dahin lautete: daß,

da dem Apostel Petrus, seinen Nachfolgern, den Statthaltern Christi und der Kirche selbst von Gott nur Gewalt über geistliche, das Heil der Seele angehende Dinge, nicht über weltliche und bürgerliche ertheilt worden: 1) die Könige und Fürsten in weltlichen Dingen der kirchlichen Gewalt nicht unterworfen seien; 2) daß die Macht des heiligen Stuhles in geistlichen Dingen keine andere als diejenige sei, welche mit den vom ökumenischen Concil zu Costnitz gefaßten Schlüssen über das Ansehen der Kirchen-Versammlungen übereinstimme; 3) daß der Gebrauch der apostolischen Macht sich demnach an die Grundregeln binden müsse, welche der heilige Geist gegeben und die Ehrfurcht der ganzen Welt geheiligt habe, und daß es der Würde des heiligen Stuhles gezieme, diese Grundregeln aufrecht zu erhalten; 4) daß daher, obwohl der Papst an Entscheidungen über Glaubenssachen einen vorzüglichen Antheil habe und seine Anordnungen sich auf alle Kirchen erstrecken, doch sein Urtheil nicht unverbesserlich sei, wenn nicht die Zustimmung der ganzen Kirche hinzukomme. In einer weitern Vertheidigung dieser vier Sätze suchte Bossuet vornehmlich die Ueberzeugung zu begründen, daß die ganze Kraft der Kirche in ihrer Gesammtheit und deren Vertretern, den General-Concilien liege, und daß Unfehlbarkeit keinem einzelnen Menschen, sondern eben nur der ganzen Kirche zukommen könne.

Nachdem die Erklärung des französischen Clerus diesen Grundsätzen das amtliche Siegel aufgedrückt hatte, war Ludwig der Meinung, daß hierdurch den Reformirten jeder Grund und Vorwand benommen sei, die Rückkehr zu der, mit ihrer Lehre in Uebereinkunft gesetzten Staatskirche zu verweigern. Obwohl aber viele Große (unter ihnen der Marschall Turenne) und auch einige reformirte Prediger, sogar solche, welche anfangs gegen Bossuet geschrieben hatten, den Beweisführungen desselben sich fügten, und ihren Uebertritt bewerkstelligten, so blieb doch die große Mehrzahl der Reformirten dem Glauben, den sie in der Jugend überkommen hatten, getreu. Dies Widerstreben gegen die Hof- und Staatsreligion wurde dem Könige als blinder Fanatismus einiger Starrköpfe vorgestellt, der durch strenge Maßregeln gebrochen werden müsse. Die Edicte zur Vernichtung der kirchlichen und bürgerlichen Rechte der Reformirten mehrten sich daher seit 1678 Schlag auf Schlag. Endlich erging am 25. October 1685 der förmliche **Widerruf des Edicts von Nantes**, der den Reformirten zwar den ferneren Besitz ihrer Güter und die Freiheit des Gewerbebetriebs ließ, und ihre Personen keinem Zwange unterwarf; dagegen aber allen öffentlichen und Privatgottesdienst untersagte, ihre Schulen schloß, und für ihre Kinder Taufe von der katholischen Geistlichkeit verordnete. Das Auswandern wurde bei Strafe der Galeeren und des Güterverlustes verboten, denjenigen aber, die schon früher ausgewandert waren, bei Rückkehr, falls sie binnen einer gesetzten Frist zurückkehrten, Wiederherstellung ihres bereits eingezogenen Eigenthums verheißen. Nur die Geistlichen, die nicht zur katholischen Kirche treten würden, sollten mit ihren Familien das Königreich verlassen, und die auf ihr Bleiben gesetzte Ga-

leerenstrafe wurde durch eine spätere Verordnung für die Zurückkehrenden auf Todesstrafe erhöht; diejenigen Geistlichen hingegen, welche nach dem Willen des Königs sich bekehren würden, sollten ihr zeitheriges Einkommen um ein Drittheil vermehrt als Jahrgehalt aus dem königlichen Schatze beziehen. Dem Erlaß des Edicts waren jedoch unter Louvois' Leitung die härtesten militärischen Maßregeln zur gewaltsamen Bekehrung der Reformirten schon vorausgegangen. Alle Städte und Schlösser im südlichen Frankreich wurden mit Truppen überschwemmt und die Bewohner den ärgsten Mißhandlungen Preis gegeben. Tausende ließen sich auf diese Weise bekehren; diejenigen, welche nachher dies erzwungene Bekenntniß wieder verläugneten, wurden als Missethäter gestraft. Andere suchten Wege zur Flucht über die streng durch Dragoner bewachten Grenzen, ohne sich von der Gefahr, ergriffen und auf die Galeeren geschmiedet zu werden, schrecken zu lassen. Nicht wenige traf dieses Loos, doch entkamen gegen 50,000 Familien und fanden Aufnahme in protestantischen Ländern, in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Deutschland.

Wenn dieses Verfahren des Königs sogar in Rom gemißbilligt wurde *), so hatte der eifrig reformirte Kurfürst Friedrich Wilhelm sich bereits 1666 bei Ludwig für dessen protestantische Unterthanen verwendet, und seitdem mehreren derselben, welche ihre Heimat verließen, Aufnahme im Brandenburgischen, einigen auch Anstellungen im Staats- und Kriegsdienste gewährt. Der Fortgang der Bedrückungen in Frankreich vermehrte diesen Zuzug. Dennoch war der Eindruck, den die Nachricht von der förmlichen Aufhebung des Edicts auf den Kurfürsten machte, so stark, daß er schon am 9. November 1685 den wegen ihres Glaubens ausgewanderten Reformirten nicht nur eine freie und sichere Zufluchtstätte in seinen Staaten anbot, sondern auch besondere Freiheiten und Prärogative gewährte. Diese letzteren bestanden in freier Wahl des Wohnortes mit besonderer Hinweisung auf die Städte Stendal, Rathenow, Frankfurt, Magdeburg, Calbe, Halle und Königsberg in Preußen, der Einräumung wüster Stellen und verfallener Grundstücke zu Bauplätzen, in Unterstützungsgeldern zur Anlegung von Fabriken und Manufacturen, in Besoldung der Geistlichen, Errichtung eigener Consistorien, Gerichtshöfe, Kirchen und Schulen, für die Adeligen in Gleichstellung mit dem einheimischen Adel in allen Rechten und Ehrenrechten.

Bei dieser Bevorzugung fremder Glaubensgenossen vor den eigenen Unterthanen hegte der Kurfürst freilich die Absicht, sowohl die Zahl

*) Nach einem Gesandtschaftsbericht in Leopold Ranke's Römischen Päpsten, III. S. 166, nahm der König es sehr übel, daß er anstatt des erwarteten Lobes von Papst Innocenz XI. mißbilligende Aeußerungen desselben darüber erfuhr, daß die Bekehrung der Hugenotten ohne Anfrage bei ihm unternommen und mit solcher Härte vollzogen worden sei. „Christus habe sich zur Bekehrung der Welt ganz anderer Mittel bedient, als bewaffnete Apostel auszusenden."

der Reformirten in seinen Staaten zu vermehren, als auch Kunstfleiß und Gewerbethätigkeit ins Land zu ziehen, worin, wie überhaupt in feinerer Sitten- und Geistesbildung, diese Franzosen den damaligen Deutschen weit vorstanden. Der Hauptbeweggrund war jedoch seine aufrichtige Vorliebe für die reformirte Kirche und wahrhafte Theilnahme an dem Unglücke ihrer Bekenner.

---

52. Leopold I. Türkenkriege.

(Nach Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Tode Ferdinand's III. (2. April 1657), dessen ältester, gleichnamiger Sohn schon vor ihm (1654) gestorben war, verzögerte sich die neue Kaiserwahl mehr als ein Jahr, hauptsächlich durch Frankreichs Umtriebe. Ludwig XIV. wünschte nämlich die Kaiserwürde für sich selbst, und die Gesinnungen der deutschen Fürsten hatten sich während des dreißigjährigen Krieges so geändert, daß die drei geistlichen Kurfürsten und Baiern sich zu Frankreich neigten, während die protestantischen Kurfürsten für Ferdinand's zweiten Sohn, Leopold, stimmten. Als die Franzosen sahen, daß die Wahl ihres Königs nicht durchzusetzen sei, schlugen sie den Kurfürsten von Baiern vor und, da dieser den Antrag ablehnte, den zweiten Bruder (Leopold Wilhelm) des verstorbenen Kaisers, allein auch dieser wies das Anerbieten zurück, und so erfolgte endlich (Juli 1658) die Wahl Leopold's.

Die Wahl-Capitulation wurde, ebenfalls durch französischen Einfluß, von den Kurfürsten so abgeändert, daß die Macht der Kurfürsten wesentlich erhöht, die des Kaisers in gleichem Maße beschränkt erscheint. Auch mußte der Kaiser in derselben versprechen, den gegenwärtigen und künftigen Feinden Frankreichs auf keine Weise Vorschub zu leisten, was auch Frankreich gegenseitig in Bezug auf die Feinde des Reiches und jene des Hauses Oesterreich versprach. Auf den Rath seiner Minister und seines Oheims, des Herzogs Leopold Wilhelm, nahm Leopold diese harte Wahlcapitulation an und wurde bald darauf (1. Aug. 1658) in Frankfurt gekrönt.

Den neuen Kaiser beschäftigte während seiner langen, vielbewegten Regierung ein dreifacher Kampf: 1) ein dreimaliger Vertheidigungskrieg gegen die Vergrößerungspläne Frankreichs, und zwar zweimal um die Selbständigkeit Deutschlands gegen die räuberischen Angriffe des Nachbarn zu schützen, das dritte Mal, um das spanische Erbe dem Hause Oesterreich zu sichern; 2) ein zweimaliger Vertheidigungskrieg gegen die abermals furchtbar gewordenen Türken; 3) ein innerer Kampf gegen die ungarischen Magnaten, deren Unzufriedenheit

mit der willkürlichen Verwaltung durch die drei Wohlthaten, welche Ungarn Leopold verdankt: geregelte Thronfolge, Befreiung vom türkischen Joch, Vereinigung Siebenbürgens mit der ungarischen Krone, nicht beschwichtigt werden konnte. In dem ersten Drittheil seiner Regierungszeit (bis 1674) ließ der Kaiser sich von seinem allgewaltigen Minister Lobkowitz leiten, nach dessen Sturz nahm er die Zügel der Regierung selbst und war sein eigener erster Minister. Aber weder seine physische noch seine Geisteskraft war dieser Arbeit gewachsen. Er war kenntnißreich, voll des besten Willens, aber nicht stark genug, das Beste zu erkennen und auszuführen, daher oft Schwanken und Schwäche mit Gewaltstreichen wechseln.

Der erste Türkenkrieg 1663—1664.

Die Veranlassung zur Erneuerung des Krieges mit den Türken gab die entgegengesetzte Politik Oesterreichs und der Pforte in Bezug auf Siebenbürgen. Der Großfürst von Siebenbürgen, Rakoczy, hatte im schwedisch-polnischen Kriege (s. Nr. 55) Partei ergriffen für die Schweden, der Krieg hatte eine ungünstige Wendung für ihn genommen, sein Heer war größtentheils zu Grunde gegangen, Rakoczy kam nur mit Wenigen nach Siebenbürgen, die Truppen, die er unter Johann Kemeny gegen die Tataren zurückließ, wurden theils zusammengehauen, theils mit ihrem Anführer gefangen. Deßhalb wurde Rakoczy von der Pforte abgesetzt, zugleich fiel der Tataren-Chan verwüstend in Siebenbürgen ein, 20,000 Leichname bezeichneten seinen Zug; 20,000 Gefangene, einige Tausend mit Beute beladene Wagen und 150 Kanonen schleppte der Tataren-Chan mit sich fort. In niedriger Kriecherei schrieb Rakoczy dem Sultan, daß er des Sultans geborner Sclave bis ins Grab sei; es fruchtete aber Alles nichts. Der Großvezier mit 100,000 Mann und der Chan der Tataren überschwemmten Siebenbürgen. Hunderttausend Menschen und darüber wurden in die Gefangenschaft getrieben. Rakoczy, zu schwach, der türkischen Menge zu widerstehen, sandte den Achatz Barcsay in das Lager, um die Osmanen zu beschwichtigen; aber der Vezier ernannte eben diesen Barcsay zum Fürsten von Siebenbürgen. Beide Gegner traten bald vom Schauplatze ab, indem Rakoczy in einem Gefechte bei Klausenburg tödtlich verwundet wurde, worauf die Siebenbürgischen Stände Rakoczy's Feldherrn, Johann Kemeny, wählten und dieser den von den Türken eingesetzten Großfürsten umbringen ließ. Um sich nun gegen die Türken zu behaupten, wandte sich Kemeny an den Kaiser, der auch das Wachsen des türkischen Einflusses in Siebenbürgen um so weniger wünschen konnte, als die Pforte dieses Land in ein Paschalik verwandeln zu wollen schien. Die Unterhandlungen zwischen beiden Mächten führten zu keinem Ziel, da die Türken immer höhere Forderungen stellten und zugleich sowohl mit einer ansehnlichen Kriegsmacht (121,000 Mann) nach Ober-Ungarn vorrückten, als auch durch Tataren Mähren verwüsten ließen 1663. Nach dem Fall von Neuhäusel bewilligte das deutsche Reich dem Kaiser

die verlangte Hülfe, selbst Frankreich sandte ihm ein Corps. Dadurch ward das kaiserliche Heer unter Montecuculi so verstärkt, daß es die beim Cistercienser Kloster St. Gotthardt über die Raab gekommenen Türken entschieden schlug (1. Aug. 1664). Allein der einzige Vortheil dieses ersten Sieges, den kaiserliche Truppen über ein türkisches Heer in offener Feldschlacht gewonnen hatten, war, die Verwandlung Siebenbürgens in ein türkisches Paschalik gehindert zu haben; denn der von den Türken eingesetzte Großfürst blieb (in Folge des Friedens von Basvar), da der Schützling des Kaisers (schon 1662) auf der Flucht aus einem Gefechte den Tod gefunden hatte.

Der erste Reichskrieg gegen Frankreich 1674—1678, s. S. 316 ff.

Der Aufstand in Ungarn 1678.

Sowohl der ungünstige Friede (von Basvar), als das Zurückbleiben deutscher Truppen in Ungarn und die erneuerten Klagen über Bedrückung der Protestanten veranlaßten eine förmliche Verschwörung ungarischer Magnaten gegen die österreichische Herrschaft (1670). Sie traten mit den Türken in Verbindung und wollten den Angriff an drei Punkten (gegen Wien, gegen Mähren und Schlesien und endlich gegen Steiermark und Krain) beginnen, als die Verschwörung entdeckt wurde; die vier Häupter derselben (Peter Zrinyi, damals Banus von Croatien, Nadasdy, Frangepan und Tattenbach) büßten dieselbe mit dem Leben. Die wichtigste Folge derselben war, daß der Kaiser diese Gelegenheit benutzte, um die ungarische Verfassung abzuändern. Der erste Schritt dazu war die Aufhebung der Würde eines Palatinus und die Ernennung eines Deutschen (des Großmeisters des deutschen Ordens) zum Gubernator (Statthalter) von Ungarn. Diese Verletzung der Verfassung in Verbindung mit den fortdauernden Klagen der Protestanten über Bedrückung brachte (1678) einen Aufstand zum Ausbruche, an dessen Spitze sich Graf Emmerich Tököly stellte. Zu spät versuchte der Kaiser auf einem Landtage zu Oedenburg durch Herstellung der alten Verfassung und der Religionsfreiheit das Land zu beruhigen, Tököly suchte und fand Schutz bei der Pforte.

Der zweite Türkenkrieg 1683—1699.

Zum letzten Male zogen die Türken aus, um das christliche Abendland anzugreifen, und abermals bildete die Hauptstadt Oesterreichs die Schutzwehr Europa's gegen die Ausbreitung des Islam. Aber diesmal verdankte Oesterreich nicht der eigenen Kraft allein, sondern vorzugsweise fremder Hülfe seine Rettung. Als nämlich der Kaiser die Nachricht erhielt, daß die Türken, von Tököly aufgefordert und von der französischen Gesandtschaft aufgereizt, sich zu einem großen Kriegszuge rüsteten, schloß er ein Bündniß mit Johann Sobiesky, König von Polen. Gerade an demselben Tage (30. März) brach das türkische Heer von Adrianopel auf, eroberte Vesprim, verbrannte die Vorstädte

von Raab, ließ aber die Festung unerobert in seinem Rücken, und zog mit solcher Langsamkeit gegen Wien, daß der kaiserliche Feldherr Karl von Lothringen eine Besatzung (14,000 Mann) in die Stadt werfen und der nach der Abreise des Kaisers noch zurückgebliebene Theil der Bürgerschaft sich zu geregeltem Widerstande organisiren konnte. Graf Ernst Rüdiger Starhemberg, der den Oberbefehl in der Stadt führte, ließ bei dem Erscheinen der türkischen Reiter bei den Vorstädten, diese in Brand stecken und das Feuer ergriff auch einen Theil der Stadt (den Schottenhof), wo das Pulvermagazin nur mit der äußersten Anstrengung gerettet werden konnte. Seit Ende (24.) Juli schlossen mehr als 200,000 Türken unter Kara Mustafa's Führung die von 21,000 Mann mit 200 Kanonen vertheidigte Stadt ein und führten einen Minenkrieg gegen dieselbe. So oft eine Mine aufflog, stürmten sie alsbald, und der Ruhe von einigen Tagen folgte immer die Sprengung einer neuen Mine und dann wieder Sturm, und so ging es in einem fort. Schon waren wiederholte Stürme abgeschlagen worden, als das Entsatzheer (84,000 Mann) unter Johann Sobiesky's und Karl's von Lothringen Führung (bei Tuln) ungehindert über die Donau ging und den Kahlen- und Leopoldsberg bezog. Die Kaiserlichen pflanzten eine große Fahne mit einem weißen Kreuz auf dem Leopoldsberg auf. Nun konnte Niemand mehr an der Nähe des Entsatzes zweifeln. Die Wälle wimmelten von vor Hoffnung jauchzenden Neugierigen. In den Kirchen stiegen Dankgebete auf zum Herrn der Heerschaaren, die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Morgen. Zugleich stiegen vom Stephansthurm häufige Raketen auf, gleichsam die Noth der Stadt verkündend.

Der entscheidende Morgen des 12. Sept. brach an; der Capuziner Marcus Avianus, ein uralter Mann, im Rufe der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung stehend, las die Messe in der Leopoldburgkapelle, der König von Polen ministrirte ihm, mehr als 30 Fürsten beteten damals zu Gott um Sieg. Nach der Messe stärkten sich die Fürsten mit dem heiligen Abendmahle und Marcus segnete sie und verhieß ihnen Sieg. Des Königs von Polen Sohn, Jakob, sank in die Kniee und der königliche Held schlug ihn zum Ritter, zum Andenken an den größten Tag, den er je erleben könne. Auf der Kirchenschwelle stehend sprach der König noch einige kraftvolle Worte an die Seinen und vorwärts wogte das Heer. Die Polen suchten vergebens die Reihen der Türken zu durchbrechen. Nach Beweisen des glänzendsten Muthes mußten sie weichen und sich nach den Defileen retten, die sie so eben verlassen. Diesen Moment des Unglücks erfaßte jedoch der Herzog von Lothringen mit der ihm eigenen großen Energie des Geistes. Ohne eine Minute zu verlieren, befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Die feindliche Batterie bei Döbling wird genommen, das Geschütz gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergreifen. Jetzt frug der Herzog von Lothringen den sächsischen Feldmarschall Götz, ob man sich für heute mit den errungenen Vortheilen begnügen solle?

Götz aber antwortete: ich bin ein alter Mann, ich möchte heute gern in Wien ausruhen. Die Schlacht währte fort. Die beiden siegenden Flügel des christlichen Heeres drangen immer heftiger vor. Um sechs Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Nur die Türken in den Laufgräben hielten sich noch und beschossen die Stadt, als ob die Ihren gesiegt hätten. Von den Kaiserlichen angegriffen, vertheidigten sie sich mannhaft, aber bald, von allen Seiten umringt, zerstäubten sie in wilder Flucht. Der König von Polen und der Herzog von Lothringen hielten ihr Heer die ganze Nacht über unter den Waffen, einen möglichen Angriff besorgend. Der nächste Morgen zeigte, wie ungeheuer die Beute war: 370 Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, 15,000 Zelte, in vielen noch die Speisen auf dem Tische, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe, ungeheure Quantitäten von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art; Kaffee fand sich so viel vor, daß der Gebrauch damals allgemein wurde. Der König von Polen erhielt das Zelt Kara Mustafa's mit allem, was darin war. Die Soldaten durften am andern Tage das Lager plündern, sie fanden aber so viel Geld, Silber und Schmuck, daß sie alles Andere den Wienern überließen; diese kletterten mit dem frühesten Morgen über die Bresche hinab, wogten bei den Thoren hinaus, drängten sich in das Lager und ergossen sich in die Vorstädte. Während alle nach irdischem Gute trachteten, ging Bischof Kolonics nach einer köstlicheren Beute aus, er suchte im Lager die verlassenen Christenkinder, fand deren 500 und sorgte für Alle, ein wahrer Mann des Evangeliums. Als Starhemberg ins Lager kam, umarmte ihn Sobiesky und nannte ihn Held und Bruder. Der Einzug geschah durch das Stubenthor. Eine Schaar polnischer Edeln voraus, dann der König, Graf Starhemberg und die übrigen Fürsten. Der Zug ging zu den Augustinern; in der Loretokapelle hörte der König die Messe. Als sie geendet war, stimmte der König selbst das Te Deum an und 300 Kanonenschüsse trugen den Jubel in die Umgegend.

Die Türken flohen unaufhaltsam, aber nicht alle Paschas waren so rathlos wie der Großvezier, manche unter ihnen suchten den Christen zu schaden; so geschah es, daß, als das kaiserliche Heer auf dem linken Donauufer vorrückte, die Türken sich in den Sümpfen bei Parkany, gegenüber von Gran, in einen Hinterhalt legten. Wie nun der Polenkönig Sobiesky, dem verbündeten Heer voraneilend, in jene Gegend kam, fielen ihm die Türken unvermuthet in die Flanke. Die Polen kamen so ins Gedränge, daß der König selbst zwei Mal in Lebensgefahr gerieth. Zwei Tage nachher fand die Schlacht von Parkany Statt; die Kaiserlichen und Polen erfochten einen glänzenden Sieg; von 14,000 Spahis und 10,000 Mann Fußvolk entkamen kaum 300 dem allgemeinen Blutbad. Diesem Siege folgte die Belagerung von Gran. Die Stadt ergab sich, nachdem die Besatzung sich tapfer, aber kurz vertheidigt hatte; 78 Jahre war Gran unter türkischer Botmäßigkeit gewesen. Der König von Polen kehrte, nach der Eroberung dieser Stadt, über

die Gebirge nach Polen zurück und Karl von Lothringen setzte die Eroberungen in Ungarn fort: Ofen, welches 145 Jahre in türkischer Herrschaft gewesen war und als Schlüssel des osmanischen Reiches galt, fiel erst (1686) nach einer hartnäckigen Belagerung und bei der Erstürmung dieser Stadt wurde zum ersten Male das Bayonnet als entscheidende Waffe im Großen gebraucht. Ein neuer Sieg Karl's von Lothringen entschied die Unterwerfung Slavoniens. Die christlichen Geschichtschreiber nennen diese Schlacht, mehr witzig als richtig, die Schlacht von Mohacs und sehen in dem Siege eine Vergeltung der Niederlage, welche 161 Jahre früher König Ludwig von Ungarn bei Mohacs durch die Türken erlitten hatte. Die Benennung aber ist unrichtig, denn die Schlacht ist nicht bei iesem Orte vorgefallen, ja, nicht einmal auf der Ebene desselben, sondern vier Meilen entfernt; sie sollte eigentlich die Schlacht von Parkany heißen. Die Türken waren über die Drau zurückgeworfen, Ungarn war auf dem rechten Donauufer von den Türken so gut als befreit, denn die wenigen Puncte, die noch von ihnen besetzt waren, mußten, weil sie vereinzelt standen, früher oder später den Kaiserlichen in die Hände fallen, aber noch wichtiger, als diese schon an sich wichtigen Folgen, war die Rückwirkung des Sieges auf die innern Verhältnisse der Türkei und Ungarns.

In der Türkei, besonders aber bei dem Heere, hatte der Fall von Ofen und die Niederlage von Parkany oder Mohacs die bei den Türken ohnedies lockeren Bande der Disciplin ganz gelös't. Die Janitscharen empörten sich und der Großvezier rettete sich in eiliger Flucht nach Belgrad und Constantinopel. Die Versuche Mohammed's IV., die Empörer durch Zugeständnisse zu beschwichtigen, mißlangen, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und endeten mit einem Thronwechsel. Mohammed wurde abgesetzt, sein Bruder Suleiman, dieses Namens der zweite, auf den Thron erhoben.

In Ungarn fand eine, der türkischen ganz entgegengesetzte Bewegung Statt. In der Türkei waren, wie wir sahen, die Bande des Gehorsams gelockert worden, in Ungarn wurde das Band zwischen dem Lande und der regierenden Dynastie enger und fester geknüpft. Denn als der Krieg ausbrach, hatte Tököly bedeutenden Anhang, als aber die Türken von Wien zurückwichen, ließ Leopold eine allgemeine Amnestie verkündigen. Obschon nun Tököly ein Abmahnungsschreiben an die Seinen erließ, traten doch viele zum Kaiser zurück. Nun verlor Tököly die Besonnenheit und wurde grausam. Er wüthete gegen die Verdächtigen oder wirklich Abfallenden: 15 Edle wurden gespießt, 10 andere gehängt und 96 geköpft. Natürlich entfremdete ihm dies die Gemüther noch mehr, und als er von den Türken in Ketten geschlagen und nach Constantinopel geführt worden, betrachteten ihn seine Anhänger als verloren und traten größtentheils zum Kaiser über. Die meisten von den Türken bisher behaupteten Städte wurden von diesen verlassen oder leicht erobert und so war der größte Theil von Ungarn vom türkischen Joch befreit. Die Freude hierüber war so groß, daß auf dem

Landtage zu Preßburg die Stände von Ungarn Leopold's erstgebornen Sohn, Joseph, nicht mehr zum Könige wählten, sondern die Thronfolge auf ihn und alle seine männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt übertrugen. Die Krönung wurde zu Preßburg mit vieler Feierlichkeit begangen. Zugleich ward der alte Krönungseid geändert, dergestalt, daß der jedesmalige König zwar die goldene Bulle Andreas' II. zu beschwören hat, aber mit Hinweglassung der Clausel: „daß jeder Edelmann das Recht habe, sich dem Könige mit bewaffneter Hand zu widersetzen, wenn er den Krönungseid nicht hält."

Die beiden Feldzüge in den Jahren 1688 und 1689 gehören zu den glänzendsten, welche die kaiserlichen Waffen in diesen Türkenkriegen, überhaupt je beglückt haben. Mit der etwa 33,000 Mann starken Hauptarmee ging der Kurfürst von Baiern im Sommer 1688 geradezu auf Belgrad los, dessen Besitz dem Kaiser schon seiner Lage wegen zur Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn längst als unerläßlich erschienen war. Bei Annäherung der Kaiserlichen zog sich der Seraskier, welcher die Festung schützen sollte, ohne den geringsten Widerstand auf Nissa zurück. Die Belagerung konnte also in der ersten Hälfte des August sofort begonnen werden und endigte am 6. September, nach heldenmüthiger Vertheidigung von Seiten der Besatzung, mit einem Sturm, welcher den Kurfürsten in wenigen Stunden zum Meister dieser wichtigen Grenzfestung machte.

Gleichzeitig war der zum Feldmarschall ernannte Markgraf Ludwig von Baden mit einem abgesonderten Corps in Bosnien eingedrungen und hatte am 5. September, am Tage vor dem Falle von Belgrad, in einem mörderischen Gefechte bei Derbent das 15,000 Mann starke Corps des Paschas von Bosnien beinahe gänzlich vernichtet. Im Jahre 1689 verlegte der Markgraf Ludwig von Baden, welcher an der Stelle des zum Oberbefehlshaber der gegen Frankreich bestimmten Reichsarmee ernannten Herzogs von Lothringen mit dem Commando der kaiserlichen Truppen in Ungarn betraut war, den Kriegsschauplatz aus Bosnien nach Servien, schlug den Seraskier Arab Redscheb-Pascha in drei siegreichen Schlachten, bei Grabowa, Batotschin und Nissa und nahm endlich auch noch alle Donaufestungen von Widdin bis nach Nikopolis hinweg, so daß er seine Winterquartiere mit völliger Sicherheit in der Walachei beziehen konnte. Auch Sigeth hatte sich gleich zu Anfang des Feldzuges ergeben.

Von da an aber schien das Waffenglück des Kaisers sich wenden zu wollen, während auf der andern Seite der bessere Geist, welcher mit der Ernennung Mustafa Köprili's zum Großvezier (November 1689) das ganze osmanische Staatswesen durchdrang und neu belebte, auch den Heerschaaren nochmals den Sieg bringen sollte. Der Feldzug vom Jahre 1690 war höchst unglücklich für die Kaiserlichen. Schon während des Winters wurden sie durch die Tataren und die Türken aus ihren Winterquartieren in Servien und der Walachei verdrängt. Dann brach Tököly, welchen der Großvezier nach dem Tode Apafy's zum Fürsten

von Siebenbürgen ernannt hatte, mit 16,000 Mann in dieses Land ein, rieb ein kaiserliches Truppencorps, welches ihm den Weg versperren wollte, in einem mörderischen Gefechte beinahe gänzlich auf und berannte sofort Kronstadt. Markgraf Ludwig eilte zwar, auf die an ihn ergangene dringende Einladung der Stände von Siebenbürgen, mit allem, was er an Truppen aufbringen konnte, dahin und warf Tököly nach und nach bis in die Walachei zurück. Allein während er hier verweilte, war der Großvezier selbst an der Spitze von 80,000 Mann von Philippopolis nach Servien aufgebrochen, hatte Widdin und Nissa weggenommen und war ohne Aufenthalt sogleich auf Belgrad losgegangen, welches er von allen Seiten einschloß. Belgrad war mit seiner schwachen kaiserlichen Besatzung von 6000 Mann in keinem Falle zu retten. Es wäre aber doch, muthvoll vertheidigt, vielleicht länger zu halten gewesen, wenn nicht eine furchtbare Pulver=Explosion alle Mittel des Widerstandes gänzlich vernichtet hätte. Drei große Pulvermagazine flogen, durch Verrath oder Zufall entzündet, mit einem Male in die Luft und begruben ganze Regimenter unter ihren Trümmern. Die in einen Steinhaufen verwandelte Festung wurde sofort von den Osmanen besetzt. Zum Glück hinderte die weit vorgerückte Jahreszeit den Großvezier seine Eroberungen sogleich weiter nach Norden hin auszudehnen. Niemand wäre im Stande gewesen, ihm erfolgreichen Widerstand zu leisten. Man sah ihn im Geiste schon wieder vor Wien stehen, wo die größte Bestürzung herrschte. Es waren die äußersten Anstrengungen nöthig, wenn im nächsten Feldzuge nicht auch noch ganz Ungarn wieder verloren gehen sollte.

Ein abermaliger Thronwechsel ging unter den Zurüstungen zu dem Feldzuge von 1691 fast unbemerkt vorüber. Sultan Suleiman II. starb am 23. Juni 1691 zu Adrianopel an der Wassersucht, und sein Bruder Ahmed II. folgte ihm ohne weitere Störung. Einen Monat später stand Köprili, aufs Neue zum Großvezier ernannt, mit 100,000 Mann bei Semlin. Der Markgraf von Baden hatte ihm nur 45,000 Mann entgegenzustellen, welche er bei Peterwardein zusammengezogen hatte. Auf den Ebenen von Szalankemen trafen am 19. August beide Heere zur Entscheidungsschlacht zusammen. Sie war für die Osmanen schon halb verloren, als der Tod des Großveziers, welcher im dichtesten Schlachtgewühl von einer feindlichen Kugel zu Boden geworfen wurde, den Ausschlag gab. Die gänzliche Niederlage der Osmanen und der glänzendste Sieg der Kaiserlichen, obgleich theuer genug erkauft, erhob an diesem Tage den Feldherrnruhm des Markgrafen von Baden auf den höchsten Gipfel und bezeichnete abermals einen bedeutungsvollen Wendepunkt in diesem heiligen Kriege.

Die Pforte konnte sich von diesem Schlage, welcher ihr 20,000 Mann ihrer besten Truppen und 154 Geschütze gekostet hatte, während sich der Verlust der Kaiserlichen auf 7300 Mann belief, nicht leicht wieder erholen. Es trat eine Periode der Erschöpfung ein, welche es vorerst nicht mehr zu großen Schlägen kommen ließ. Auch nahm ja

jetzt der Krieg im Westen, gegen Frankreich die Aufmerksamkeit und die besten Streitkräfte des Kaisers und des Reiches wieder viel zu sehr in Anspruch, als daß man im Stande gewesen wäre, den Kampf im Osten mit Energie und Ausdauer schnell zu siegreichem Ende zu führen. Es war ein Glück für die europäische Welt und für die Sache der Christenheit, daß in diesem kritischen Momente auch die Pforte gar nicht in der Lage war, den Krieg in Ungarn mit Kraft und Erfolg fortzuführen.

Erst Sultan Mustafa II., welcher dem schwachen Ahmed II. 1695 auf dem Throne folgte, mochte, überhaupt eine energischere Natur, die bisher den osmanischen Waffen zugefügte Schmach nicht mehr ertragen, und bestand darauf, nach dem Beispiele seines großen Ahnen Suleiman I., selbst in den heiligen Krieg zu ziehen. Der Erfolg schien anfangs wenigstens den großen Erwartungen zu entsprechen, welche er von seinem persönlichen Erscheinen im Felde hegte. Noch in demselben Jahre ging er bei Belgrad über die Donau, nahm Lippa mit Sturm, zwang einige Tage später die Feste Titel, am Zusammenfluß der Theiß und Donau, zur Uebergabe, und vernichtete in einem mörderischen Gefechte bei Lugos das nur 6000 Mann starke abgesonderte Corps des Generals Veterani, welcher dabei selbst den Heldentod fand.

Auch im nächsten Jahre, wo der Sultan, welcher als Triumphator nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt war, wieder an der Spitze seiner Heerschaaren erschien, blieb der Sieg noch auf seiner Seite. Als er um die Mitte des August 1696 mit 50,000 Mann bis an die Temes vorgerückt war, hob der Kurfürst von Sachsen, welcher damals vor Temeswar lag, sofort die Belagerung auf und bot ihm an der Bega, unweit Olasch, die Schlacht, in welcher die Kaiserlichen gänzlich geschlagen wurden. Es war ein Glück für die Sache des Kaisers, daß Mustafa weder das Feldherrntalent noch die Mittel besaß, seine Siege sogleich weiter zu verfolgen; und auch in so fern begünstigte ihn das Geschick, als der Kurfürst von Sachsen, nach Sobiesky's Tode (17. Juni 1696) zum König von Polen erwählt, genöthigt war, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere in Ungarn niederzulegen.

In einer für die christliche Sache und die siegreiche Beendigung dieses schweren und langwierigen Krieges entscheidenden Stunde wurde der 34jährige Prinz Franz Eugen von Savoyen zu seinem Nachfolger ernannt. An ihm fand Sultan Mustafa einen mehr als ebenbürtigen Gegner. Ein ganz anderer Geist belebte das in Verfall gerathene Heerwesen des Kaisers, sobald dieser größte Feldherr seiner Zeit als leitender Genius über ihm waltete. Mit geringen Mitteln wußte er in kurzer Zeit Unglaubliches zu leisten. Schon hatte die mehr als 100,000 Mann starke Armee des Sultans im August 1697 abermals die Donau überschritten und bedrohete Peterwardein, als ihr Eugen ein in aller Eile zusammengebrachtes, wohldisciplinirtes und kampfrüstiges Heer entgegenstellte, mit dem er es wagen konnte, dem übermächtigen Feinde bei Zenta, an den sumpfigen Ufern der Theiß, die Schlacht zu bieten. Sie begann um Mittag (11. Sept.) und endigte bei Sonnen-

untergang mit der gänzlichen Niederlage der Osmanen. Unerschöpflich ist der sieggekrönte Feldherr, welcher sich „als ihr geringes Haupt" selbst nur wenig Verdienst beimißt, in dem Lobe seiner Truppen, die sämmtlich Wunder der Tapferkeit thaten, namentlich auch der polnischen und deutschen Hülfsvölker, der Sachsen und Brandenburger. Die Verluste der Feinde waren ungeheuer. Mehr wie 20,000 der Ihrigen, darunter der Großvezier und die meisten übrigen Heerführer, blieben auf dem Platze, und 10,000 Mann wurden noch auf der Flucht in die Fluten und die Moräste der Theiß hineingetrieben, wo sich ihre Leichen, namentlich an der Brücke, — so heißt es in dem Schlachtberichte wörtlich — fast wie zu einer Insel aufthürmten. Der Sultan, welcher in der Nähe des Schlachtfeldes selbst Zeuge dieser Niederlage gewesen, zog sich mit den Trümmern des Heeres gleich in der nächsten Nacht auf Temeswar und dann, da hier seines Bleibens nicht war, auf Belgrad zurück. Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger. Die Beute war unermeßlich. Alle Zelte, darunter das prächtige des Großherrn selbst, 87 Geschütze, ein ungemein reicher Vorrath an Pulver, Munition und Proviant aller Art, welcher leider nur durch eine unglückliche Explosion sogleich wieder zum guten Theil verloren ging, 15,000 Ochsen, 7000 Pferde, mehrere Tausend Kameele, 6000 Wagen, Hunderte von Standarten, Fahnen und Feldzeichen, endlich die Kriegscasse mit einer Baarschaft von mehr als drei Millionen Gulden und — was man noch bei keinem Siege über die Osmanen erlebt — das große Reichssiegel, welches der Großvezier auf seiner Brust getragen, waren die Tropäen dieses glänzenden Tages, welcher den Siegern kaum 1500 Mann gekostet hatte. Unglücklicherweise fehlten Eugen nur die Mittel, von dieser entscheidenden Waffenthat sogleich noch größere Vortheile zu ziehen. Mangel an Geld und Mundvorrath hinderten ihn, dem fliehenden Feinde auf dem Fuße zu folgen und Belgrad anzugreifen, welches ursprünglich als Ziel dieses Feldzuges bezeichnet worden war. Eugen, ein eben so vorsichtiger wie entschlossener Feldherr, hielt es für klug, weitere Operationen nach dieser Seite hin auf das nächste Jahr zu verschieben und ließ den größten Theil seiner Armee Winterquartiere in Siebenbürgen und an der Donau beziehen. Zu bedeutenden Unternehmungen kam es aber auch im nächsten Jahre nicht mehr. Denn die endliche Wiederherstellung des Friedens war das wichtigste und folgenreichste Resultat der Entscheidungsschlacht von Zenta. Durch Englands Vermittelung kam der Friede zu Carlowitz 1699 zu Stande: Siebenbürgen hatte der Großfürst (Michael Apafy) schon 1696 an seinen Schutzherrn, den Kaiser, abgetreten; von Ungarn behielten die Türken nur den Theil auf den linken Ufern der Maros und der Theiß, so daß auch das früher (vor 1526) zu Ungarn gehörende und in Folge der zweiten Schlacht bei Mohacs wiedereroberte Slavonien bei Oesterreich blieb und Tököly ward von den Türken nach Kleinasien verwiesen.

Der zweite Reichskrieg gegen Frankreich bis zum Ryswicker Frieden s. S. 322 ff.

Standeserhöhungen deutscher Fürsten.

Das Haus Sachsen hatte sich noch während des dreißigjährigen Krieges an Oesterreich angeschlossen und blieb diesem System mit einer einzigen Ausnahme treu. Die Verbindung Sachsens mit Oesterreich war beinahe ein Hausgesetz geworden. Dies war für den Kaiser auch darum von Wichtigkeit, weil Sachsen das Directorium des Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage führte, wodurch manche Bitterkeit gemildert wurde. Als der Kurfürst August nach der polnischen Krone trachtete und katholisch wurde, trat durch die Gleichförmigkeit der Religion zwischen den beiden Herrscherhäusern Oesterreich und Sachsen ein neues Band der Eintracht ein, dem später noch ein zweites folgte: die Vermählung der zweiten Tochter Kaiser Joseph's I. mit dem Erbprinzen von Sachsen; aber in dieser Verbindung lag zugleich der Keim der momentanen Entfremdung der beiden Häuser.

Bevor Hannover und England unter eine Herrschaft kamen (1714), war ein Hauptstreben des Herzogs, Kurfürst zu werden; er versprach ewige Union des österreichischen und hannoverschen Hauses, auf Reichstagen stets wie Oesterreich zu stimmen, die Wiedereinsetzung der Kur Böhmens zu unterstützen, bei jeder Kaiser- oder Königswahl dem erstgebornen Prinzen des Hauses Oesterreich seine Stimme zu geben u. s. w. Dennoch zögerte der Kaiser, weil er den Widerstand voraussah, den die Einführung einer neunten Kurwürde erregen würde, weil er Opposition der Katholiken und insbesondere die Protestation des Papstes gegen einen neuen protestantischen Kurfürsten scheute. Der hannoversche Minister Grote, der in Wien diese Angelegenheit betrieb, griff also zu einem andern Mittel. Er wies den wiener Ministern das Project eines Vertrages zwischen Hannover und Sachsen vor, wodurch sich beide verpflichten, in einem etwaigen Reichskrieg neutral zu bleiben. Dies wirkte dergestalt, daß der Tractat alsobald zum Abschluß kam, 1692.

Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg strebte nach dem Königstitel. Wohl war es außer des Kaisers Macht, einen solchen Titel zu verleihen, aber wenn ihn der Kaiser nicht anerkannte, konnte der Kurfürst sicher sein, daß ihn auch sonst keine Macht anerkennen werde; er ließ sich also mit dem Kaiser in Verhandlungen ein. Der Wunsch des Kurfürsten fand im Cabinet des Kaisers starken Widerstand, sowohl weil der Kurfürst Protestant war, als auch weil er als König bei künftigen Kaiserwahlen in der Wagschale der Gegenpartei gewichtiger sein würde. Aber in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieg bedurfte der Kaiser des mächtigen brandenburgischen Bundesgenossen, und die Anerkennung des Königstitels (19. Nov. 1700) war ein eben so leichtes als wohlfeiles Mittel, den Kurfürsten an Oesterreichs Interesse zu ketten. Im Krontractat wurde der Kurfürst von Kaiser Leopold

als König anerkannt, verpflichtete sich aber dagegen 10,000 Mann für den Kaiser in den Krieg zu führen, im Reich keinen andern Rang als den zeitherigen anzusprechen und vom Kaiser nicht die Anrede Ew. Majestät zu begehren, sondern, wie der König von Dänemark, sich mit Ew. Liebden zu begnügen.

Das Kaiserhaus hatte sich durch die Anerkennung Preußens einen mächtigen und ausdauernden Freund gewonnen. Beide Mächte traten in jene Stellung, die sie zum Wohl und Frieden Deutschlands einnehmen sollen, denn die Ruhe und Macht Deutschlands hängt wesentlich von der Freundschaft Oesterreichs und Preußens ab.

---

53. Charakteristik des Prinzen Eugen von Savoyen.

(Nach Alfred Arneth, Prinz Eugen von Savoyen.)

Mit Recht darf Eugen von Savoyen Oesterreichs größter Feldherr und zugleich sein edelster Staatsmann genannt werden. Das rastlose Bestreben, die Größe des Kaiserhofes, die Macht und das Wohl Oesterreichs zu fördern, bildeten den Grundzug seiner politischen Thätigkeit wie seines militärischen Wirkens. Was zur Erreichung dieses Zieles diensam schien, darauf arbeitete Eugen hin, ohne irgend einer persönlichen Vorliebe oder Abneigung den geringsten Einfluß auf seine Haltung zu gestatten. Er bewies dies am besten, indem er zu wiederholten Malen selbst seine tiefgewurzelte Mißstimmung gegen Frankreich zurückdrängte, um eine Annäherung des Hauses Habsburg an den mächtigen Nebenbuhler möglich zu machen.

Was insbesondere Deutschland anging, so hatten die Bemühungen des Prinzen den zweifachen Zweck, die stete Zwietracht zwischen den Fürsten dieses Landes zu beseitigen und die Macht des Kaisers in demselben zu stärken und auszudehnen. Selbst durchdrungen von der Hoheit der kaiserlichen Würde, verlangte er gleiche Verehrung für sie auch von den Fürsten Deutschlands, und er stieß dadurch bei Vielen derselben nicht wenig an, die sich ein Geschäft daraus machten, die Kaiserwürde zu beschränken, zu verkleinern und in den Staub zu ziehen. Dies ist in wenig Worten die Anschauungsweise, welche der politischen Wirksamkeit des Prinzen zu Grunde lag.

Wenn Eugen auch diejenigen als strafwürdig ansah, die sich zu politischen Zwecken des damals so gewöhnlichen Mittels der Bestechung bedienten, so glaubte er doch nichts dagegen einwenden zu dürfen, wenn die kaiserliche Regierung ein Mittel nicht verschmähte, welches wider sie so oft und in noch weit höherem Maße in Anwendung gebracht wurde. Er duldete eben dasjenige, was er nicht zu ändern vermochte. Für seine Person aber mißbilligte er alles, was einem krummen Wege ähnlich sah, und wo es auf ihn ankam, da verlangte er immer, daß man,

es sei im Privatverkehre oder in demjenigen von Regierung zu Regierung, mit größter Redlichkeit zu Werke gehe. Je ehrlicher eine Politik war, desto besser erschien sie dem Prinzen.

Die Offenheit und Klarheit, welche Eugen in Staatsgeschäften beobachtet sehen wollte, war nur der Ausdruck seines eigenen Wesens. Wie ihm selbst nichts fremder war als Unaufrichtigkeit oder Falschheit, so wollte er sie auch aus den Beziehungen der Regierungen unter einander völlig verbannt wissen. Daher kam es, daß die Repräsentanten der fremden Staaten in Wien mit Niemandem lieber, als mit Eugen zu thun hatten. Oft setzte er zwar ihren drängenden Fragen ein ernstes Stillschweigen entgegen, wie denn Niemand in höherem Grade Meister seiner selbst als Eugen, und sicherer war als er, ein Geheimniß nicht zu verrathen. Aber es dadurch besser zu verhüllen, daß er falsche Erklärungen von sich gab, zu diesem, damals so oft gebrauchten Mittel, nahm Eugen niemals seine Zuflucht.

Sein außerordentliches Feldherrntalent zeigte sich darin am glänzendsten, daß er im Augenblicke höchster Bedrängniß den einzig rettenden Entschluß zu fassen und mit unwiderstehlicher Gewalt durchzuführen wußte. An militärischem Wissen, an Erfahrung, an Kenntniß methodischer Kriegführung mögen Andere dem Prinzen gleichgekommen sein. Guido Starhemberg wenigstens stand ihm darin kaum zurück. Keiner aber besaß gleich ihm die herrliche Gabe des Genie's, welche den Glücklichen, dem sie innewohnt, befähigt, ohne langes Besinnen allsogleich nach dem Mittel zu greifen, das allein an das Ziel führt. Keiner besaß wie Eugen die unvergleichliche Schnelligkeit und Sicherheit des Blickes, keiner den außerordentlichen Reichthum an genialen Ideen, keiner die Schärfe des Urtheils, aus den Gedanken, die in ihm auftauchten, gerade den zu wählen und zu verfolgen, welcher der glücklichste genannt werden muß. Nichts bewunderte Marlborough mehr an Eugen, als daß er zwei der wichtigsten, aber sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften eines Feldherrn, die der feurigsten Lebhaftigkeit mit der besonnensten Ruhe zu vereinigen wußte. An der ersteren entzündete sich der Kampfesmuth seiner Krieger, mit der letztern beherrschte er im wahren Sinne des Wortes die Schlacht.

Zeitgenossen behaupten, man habe es Eugen's Kriegführung immer angemerkt, daß er von Jugend auf bei der Reiterei gedient und dieser Waffengattung stets eine große Vorliebe bewahrt habe. Zu oft wiederholten Malen war es die Cavallerie, durch welche er in seinen Feldschlachten die Entscheidung herbeizuführen suchte. Stets war es die Reiterei, insbesondere aber sein eigenes Dragoner-Regiment, denen er sein besonderes Augenmerk zuwandte. Doch ging er niemals so weit darin, daß er die Waffengattung, der er vor anderen zugethan war, auf Kosten der übrigen bevorzugt hätte. Für alle Bestandtheile des Heeres hegte er in gleicher Weise eine nie ermüdende Sorgfalt. Dafür erntete er aber auch die unbegrenzte Dankbarkeit desselben. Und obgleich auch nach Eugen noch Feldherren kamen, an denen die Soldaten

mit begeisterter Liebe hingen, die zauberische Wirkung, welche er auf seine Kriegsleute auszuüben wußte, hat sich in völlig gleichem Maße doch nicht mehr wiederholt.

Das Verdienst des Prinzen ist hiebei um so größer, als ihm so vieles abging, wodurch es Feldherren erleichtert wird, auf die Gemüther der Soldaten zu wirken. Die deutsche Sprache war ihm anfangs völlig fremd, und auch später noch scheint er sich nicht mit allzugroßer Leichtigkeit in derselben ausgedrückt zu haben. Seine kleine, unansehnliche Gestalt, sein ganzes unkriegerisches Aussehen konnte auf gewöhnliche Menschen, die so leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilen, weil sie die tiefer liegenden Eigenschaften nicht zu ergründen vermögen, keinen gewinnenden Eindruck hervorbringen. Dazu kam noch die einfache Tracht, deren sich Eugen gewöhnlich bediente, und welche ihn keineswegs als den obersten Führer des Heeres kenntlich machte. Und dennoch bedurfte es nur kurzer Zeit, um dieses Alles völlig vergessen zu machen und dem Prinzen die unbegrenzte Verehrung, ja die fast abgöttische Liebe der Truppen zu gewinnen und sie ihm dauernd zu erhalten. Die immer sich gleichbleibende Leutseligkeit, welche er gegen Officiere und Soldaten übte, seine strenge Unparteilichkeit, insbesondere aber die Ueberzeugung, mit der er sie zu durchdringen wußte, daß sie unter seiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen, daß sie völlig unbesiegbar seien, dies waren die hauptsächlichsten Mittel zur Erlangung eines so überraschenden Resultates.

Als Präsident des Hofkriegsrathes, als welchem ihm nicht das Commando der Truppen, sondern die Leitung des Kriegswesens im Allgemeinen oblag, ließ er es sich angelegen sein, das Verdienst allein hervorzuziehen und zu belohnen, die Beförderung Unberechtigter möglichst zu hintertreiben und den militärischen Geist, die Seele der Armee, so viel als nur immer möglich war, zu beleben und zu stärken. Dennoch soll nicht geläugnet werden, daß das kaiserliche Heerwesen insbesondere in den beiden Jahrzehnten, welche dem Passarowitzer Frieden folgten, nicht jenen Aufschwung nahm, wie es in anderen deutschen Ländern, hauptsächlich aber in Preußen der Fall war. Der größte Theil der Schuld trifft nicht den Prinzen, sondern vielmehr den trostlosen Zustand der kaiserlichen Finanzen. Doch trug nicht wenig dazu bei, sein entschiedenes, manchmal vielleicht allzu hartnäckiges Festhalten am Althergebrachten und das lebhafte Mißtrauen, mit welchem er jede Neuerung aufnahm und sich nur selten, und auch dann erst nach langem Zögern und reiflichster Prüfung zu deren Annahme entschloß.

Die ungeheure Menge von Geschäften, welche die Vereinigung der wichtigsten Stellen, die es im Staatsdienste gab, dem Prinzen auferlegte, vermochte er nur dadurch zu bewältigen, daß er sich mit Personen seines Vertrauens umgab, denen er die Ausarbeitung der meisten Geschäftsstücke anvertraute. Er selbst beschränkte sich, und mit vollem Rechte, darauf, den Hauptinhalt anzugeben; denselben in die gehörige Form zu bringen, überließ er seinen Secretären. Seine zwar stets

sich gleich bleibende, aber immer holperige und ungelenke Schrift, über die er selbst gern zu spotten pflegte, war Schuld, daß er mit der Feder nur langsam vorwärts kam. Größere Schwierigkeiten noch machte ihm der Gebrauch der deutschen Sprache; wie denn unter den vielen Schriftstücken, welche er hinterlassen hat, nicht ein einziger deutscher Satz sich befindet, der von des Prinzen eigener Hand herrührt.

Was endlich Eugen's Privatleben betrifft, so ist in dieser, wie in jeder andern Beziehung, sein Verhalten des höchsten Lobes würdig. In einer Zeit, in welcher die deutschen Fürsten, übereifrige Nachahmer des üppigen Hofes von Versailles, Laster aller Art bei sich einbürgerten und die Einkünfte ihrer Länder in unwürdigster Weise vergeudeten, gab Eugen das schöne Beispiel edelster Verwendung der Reichthümer, mit welchen ihn die Dankbarkeit des Hauses Oesterreich überhäufte. Gleich weit entfernt von eklem Geize wie von thörichter Verschwendung, hatte er nur durch pünktliche Ordnung in seinem Haushalte sein Vermögen in einen Stand gesetzt, der es ihm möglich machte, die prachtvollen Bauten*) und Sammlungen anzulegen, welche noch jetzt ungetheilte Bewunderung erwecken. Und was jedes Gemüth, wenn es auch gleich demjenigen Eugen's durchaus nicht geneigt sein mochte, zu eitler Selbstüberhebung, doch mit gerechtem Stolze erfüllen durfte, das war der Umstand, daß auch nicht der allergeringste Theil seines großen Vermögens in anderer als der rechtmäßigsten Weise erworben war. Nicht ein etwaiger Gewinn bei Lieferungen für die Armee, nicht eine Erpressung aus feindlichem Lande, wie dies damals bei Feldherrn, nicht eine unter dem Namen eines Geschenkes verhüllte Bestechung, wie es bei Staatsmännern so oft vorkam, hatte beigetragen zur Anhäufung von Eugen's Reichthum. Keine beschämende Erinnerung an die Art seiner Erwerbung klebte daran und verbitterte dessen Genuß. Er wurde vielmehr erhöht durch die erhebende Idee, daß er im vollen Sinne des Wortes der Schöpfer seines eigenen Glückes war.

So dichtgedrängt die Reihe hervorragender Kriegsmänner auch war, die nach Eugen die Waffen des Hauses Oesterreich trugen, so berühmte Feldherren sich unter ihnen befanden, es gab doch Keinen, welcher sechs so herrliche, so entscheidende Siege, wie die Tage von Zenta und Höchstädt, von Turin, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad, alle die andern Großthaten noch ungerechnet, aufzuweisen vermochte. So ausgezeichnete Staatsmänner auch seither im Rathe der Kaiser saßen, Keiner aus ihnen, selbst Kaunitz nicht, nahm die Stellung ein, welche Eugen inne hatte. Keiner besaß in demselben Maße wie er die Liebe des eigenen Volkes, das Ansehen bei den fremden Regierungen. Das ist es aber, was den eigentlichen Maßstab liefert, zur Beurtheilung der Größe Eugen's, daß er nach jeder dieser Richtungen hin unübertroffen dastand, daß so viele Eigenschaften in ihm vereinigt waren, deren jede für sich schon den Ruhm eines Mannes begründet, und daß sie, was

*) Das 1724 von ihm erbaute Belvedere und sein Palast in der Himmelpfortgasse.

mit dem freudigsten Stolze betont werden darf, von einem Charakter getragen wurden, dessen vollendete Reinheit und sittliche Größe auch nicht der leiseste Flecken trübt.

---

54. Brandenburg unter Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten *).

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes.)

Nachdem schon am Ausgang des 16. Jahrhunderts und später immer mehr die hervorragendsten protestantischen Gebiete, namentlich Sachsen und Kurpfalz, die Mittel und Wege verloren hatten, ein protestantisches und landesfürstliches Gegengewicht gegen Habsburg und das Kaiserthum zu bilden, war Kurbrandenburg das nächste Land, das in diese Ansprüche schien eintreten zu können. Zwar gelang es noch der habsburgischen Politik, dies zu hindern, aber mit Mißtrauen beobachtete sie dieses im Wachsen begriffene Gebiet, zumal seit zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Aussicht immer näher rückte, alle hohenzollernschen Besitzungen an das Kurhaus heimfallen, das Herzogthum Preußen, die fränkischen Markgrafschaften, Cleve, Jülich und Theile von Schlesien mit den Marken vereinigt zu sehen. Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges versprachen diese Gefahr, die von Brandenburg drohte, für immer zu beseitigen. Der Protestantismus und das landesfürstliche Interesse lagen nach dem Siege über den Winterkönig und der Ueberwältigung Dänemarks völlig am Boden, nicht ohne die Mitschuld der schwächlichen und unentschlossenen Politik, die, von Oesterreich beherrscht, damals den Gang der brandenburgischen Angelegenheiten bestimmte. Auf wenige Länder außer den eroberten Gebieten übte die kaiserliche Reaction jener Zeiten einen so fühlbaren Druck, wie auf Brandenburg, eine übermüthige Soldateska saugte das Land aus, die kaiserlichen Feldherren haus'ten als Gebieter und erpreßten ungeheuere Summen, indeß die Durchführung des Restitutionsedicts zugleich den Verlust der eingezogenen Kirchengüter, also eines wesentlichen Bestandtheils der Territorialmacht in Aussicht stellte. Es kam die schwedische Invasion hinzu, die es bald zweifelhaft machte, was schlimmer sei für Brandenburg: die „Restauration" durch Wallenstein oder die unerbetene Hülfe der Schweden, als deren bittere Frucht die lästige Nachbarschaft in Pommern blieb. Damals schwebte über Kurbrandenburg ein ähnliches Schicksal, wie es eine Reihe von deutschen Territorien nach dem dreißigjährigen Kriege getroffen hat. Von den verheerenden Folgen des Krieges selbst

*) Die Theilnahme des Kurfürsten an dem schwedisch-polnischen Kriege siehe S. 355 flg., die an dem Reichskriege gegen Frankreich siehe S. 315 ff.

zu Boden gedrückt, im Osten von Polen, im Norden von Schweden bedrängt, außer Stande sich selbst zu helfen — so drohte auch Brandenburg dem Loose der Verkümmerung und Nichtigkeit zu erliegen, dem damals viel blühendere Theile Deutschlands verfallen sind.

Daß dies nicht geschah, daß mitten in der Verödung und dem Verfalle der ältesten und schönsten Fürstenthümer Deutschlands auf diesem kargen, spät erworbenen Boden ein durch Arbeitskraft und Rührigkeit wie durch seine Waffenmacht gleich bedeutsamer Staat erwuchs, das war das weltgeschichtliche Verdienst Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. Er kam gerade noch zeitig genug zur Regierung (1640), um die unglücklichsten Folgen der Politik des Vorgängers abzuwenden, dem Kaiser wie den Schweden gegenüber eine selbständige Haltung zu gewinnen und Hand anzulegen an die Reorganisation des Landes, das erst durch ihn zu einem geordneten Ganzen umgeschaffen ward. Mußte er sich doch erst zum Herrn in seinem eignen Erbe machen, die Bande der Abhängigkeit von der habsburgischen Politik zerreißen, das Land von den äußern und innern Drängern befreien und die Lehensherrlichkeit Polens über Preußen abschütteln. Was bisher nur zerstreute Provinzen waren, über den größten Theil des deutschen Nordens, vom Niemen bis zum Rheine, sporadisch ausgebreitet, ohne innern und zum Theil ohne äußern Zusammenhang, nur zufällig dem Hause Hohenzollern gemeinsam unterthan, als Kurlande, als fürstliche Erwerbung, als polnisches Lehen, das ward jetzt erst zu einem verbundenen, von einem Mittelpunkt aus geleiteten Staatswesen verschmolzen.

Die andern deutschen Gebiete gelangten nur allmählich und spät dazu, von den Schrecken des furchtbaren Krieges aufzuathmen; manche wollten nie mehr zur früheren Blüthe und Lebenskraft kommen, in andern ward die verderbte Nachahmung des französischen Despotismus dem Wohlstand und Gedeihen des Volkes fast so verderblich wie der dreißigjährige Krieg selber; wenigstens schärften sich die Wunden, statt zu heilen. Der einzige Staat, der aus der Zerrüttung sich aufrichtete, in dem die Wunden des Krieges am rascheſten vernarbten, der Staat, in welchem ein weises und schöpferisches Regiment in bürgerlicher Arbeit und kriegerischer Kraft harmonisch zusammenwirkte zum Gedeihen des Ganzen, dieser Staat war nur Brandenburg-Preußen und sein neuer Regent der einzige Fürst jener Zeiten, der frei von den schlimmen Einflüssen fremder Nachahmung, kerndeutsch und tüchtig, die wohlthätigen Wirkungen der fürstlichen Absolutie in großen Ergebnissen veranschaulichte.

Er verlebte seine Jugend unter den Eindrücken holländischer Freiheit und Macht, die damals auf dem Höhepunkte standen. Der Anblick eines rührigen, unermüdlichen Volkes, der Eindruck eines Staates, der auf engem Raume durch die intensive Kraft der Arbeit und des Geistes zu europäischer Bedeutung herangewachsen war, das Vorbild eines Fürsten wie Friedrich Heinrich von Oranien — das war die Schule gewesen, in welcher die gesunde Natur des großen brandenburgischen Fürsten sich zu seinem Regentenberufe gebildet hat.

Sein fürstlicher Absolutismus war gleich streng, seine Mittel nicht minder gewaltsam, als in allen den Staaten Europa's, wo diese neue Form des Regiments damals sich festsetzte, er schnitt in die alten Rechte der Provinzen, der ständischen Corporationen, in die Privilegien des Adels nicht weniger scharf ein, als die gleichzeitigen Könige im Norden oder Richelieu in Frankreich; aber die unbedingte Gewalt, die er sich schuf, ward trotz aller einzelnen Härten eine Wohlthat für die Gesammtheit; sie wälzte die Last der Adelsaristokratie ab, beseitigte die störenden Sonderinteressen, sie hob die Arbeitskraft und das Selbstgefühl von Bürger und Bauer, auf deren Wohlfahrt der neue Staat fortan ruhte. So legte er die Grundlagen zu einer staatlichen Größe, die das erste Beispiel dieser Art war: gründete das Heer, ordnete den Staatshaushalt, hob den Anbau des Landes, förderte Gewerbe und Handel, eröffnete dem bedrohten Protestantismus ein sicheres Asyl, pflegte die Wissenschaft und Kunst in einer eigenthümlich deutschen Richtung, während fast überall sonst das Volksthümliche vor dem Fremden weichen mußte.

Während das Reich seinem völligen Verfalle entgegenging und gerade dieses Aufstreben Brandenburg-Preußens mehr als alles Andere dazu beitrug, diese Krisis zu beschleunigen und die alte, freilich nur noch scheinbare Einheit des Reiches vollends aufzulösen, gedieh in diesem jungen Staate alles, was von gesundem deutschen Stoffe vorhanden war, zur trefflichsten Entfaltung. Hier ward ein tief zerrüttetes Land durch ein weises und kraftvolles Regiment dem Elende entrissen, die schlummernden Kräfte der Bevölkerungen geweckt, hier ward deutscher bürgerlicher Fleiß und Wohlstand gepflegt, hier der deutschen Cultur ein weites, zum Theil noch unbebautes Terrain erobert. In einem Augenblicke, wo Oesterreich und das deutsche Reich dem Uebergreifen des französischen Einflusses ruhig zusahen, griff Friedrich Wilhelm zu den Waffen, und so klein seine Macht noch war, Deutschland hatte doch wieder einen Fürsten aufzuweisen, der sich gegen die Garanten des westfälischen Friedens in Respect zu setzen verstand. In Zeiten, wo die alte Handels- und Seemacht Deutschlands verloren war, und in den früheren weltgeschichtlichen Sitzen fast die Ueberlieferung abzusterben drohte, suchte er die Gunst der Lage Preußens an der See rührig zu benutzen, um den Grund zu einer Flotte zu legen, die Anfänge einer Colonialmacht zu schaffen und auf der Ostsee, deren Herrschaft damals unter den nordischen Mächten der Preis eines noch unausgefochtenen Kampfes war, sein Uebergewicht zu begründen. Friedrich Wilhelm erhob sich zuerst wieder — und in Zeiten, wo Ludwig's XIV. Macht noch ungebrochen war — zu dem kühnen Gedanken, die Fremden vom deutschen Boden zu vertreiben, und wenn er in den Kämpfen gegen die Schweden und Franzosen zunächst seinem eigenen brandenburgischen Interesse folgte, so sind doch eben dadurch zugleich die wichtigsten Aufgaben einer deutschen nationalen Politik mit einem Glanze aufgenommen worden, dessen sich im ganzen Zeitalter kein deutscher Fürst rühmen durfte.

Erfüllte Friedrich Wilhelm in dieser Haltung nach außen seine deutsche Fürstenpflicht gewissenhafter und ehrenvoller als irgend ein Reichsstand, den Kaiser nicht ausgenommen, so ist doch in der Art, wie er die Dinge anschaut und seine eigne Stellung beurtheilt, eine bemerkenswerthe Veränderung gegen die frühere Zeit eingetreten. Nicht sowohl als Glied des Reichs oder gar als Unterthan des Kaisers, am wenigsten aus Anhänglichkeit an Habsburg wendet der große Kurfürst seine Waffen gegen Schweden und Franzosen, sondern in dem Bewußtsein eines selbständigen Fürsten, dessen brandenburgisch-preußisches Interesse nach außen allerdings mit dem des gesammten Reiches vollkommen übereinstimmte. Aber die alte Ueberlieferung des früheren reichsfürstlichen Verhältnisses ist für ihn abgestorben: es kann in ihm wohl die Frage auftauchen, ob er nicht auch im Bunde mit einer auswärtigen Macht, sogar mit Frankreich seine Verstärkung suchen und sich auf Oesterreichs Kosten vergrößern solle? Es ist das neue Territorial-Fürstenthum des westfälischen Friedens, das in ihm seinen ersten hervorragenden Repräsentanten hat. Er ist der erste deutsche Fürst, der sich zu Oesterreich nicht wie der Kurfürst zum Kaiser stellt, sondern vielmehr in das Verhältniß einer Allianz mit Oesterreich tritt, wie es zwischen gleichberechtigten Staaten besteht. Und diese Allianz erhielt eben dadurch eine besonders verhängnißvolle Bedeutung für die Tradition preußischer Politik, daß der habsburgische Allürte im Kampfe den Kurfürsten matt unterstützte, im Frieden ihn die Früchte wohlverdienter Siege verlieren ließ.

Aus jener Stellung nach außen entsprang aber ganz besonders die Bedeutung Friedrich Wilhelm's für Deutschland. Ohne den moralischen Einfluß zu verkennen, den sein treffliches Regiment im Innern, seine sorgsame Pflege alles deutschen Wesens in Leben, Wissenschaft und Kunst, seine Siege auf dem Schlachtfelde ihm erworben haben, den mächtigsten Eindruck machte doch die Thatsache, daß Deutschland seit lange keinen Fürsten hervorgebracht, der in den großen europäischen Verhältnissen eine so selbständige Bedeutung behauptete, wie der große Kurfürst. Allerdings war Friedrich Wilhelm der einzige Staatsmann im großen Style, den das ganze Jahrhundert in Deutschland hervorgebracht, und die gesammte europäische Politik erkannte ihn als solchen an. In der That war es auch der höchsten Bewunderung werth, wie er zwischen Polen und Schweden im Osten, zwischen Frankreich, England, Holland und dem Kaiser im Westen durch alle Künste einer kaltblütigen, feinen, Alles überschauenden Politik sich seine unabhängige Stellung erobert und in alle große Fragen seiner Zeit mitwirkend und nicht selten leitend eingreift — mit einem Lande und einer angebornen kleinen Macht, die er eben erst schwedischen Soldaten, polnischer Lehensherrlichkeit, feudalen Vorrechten hatte abringen müssen. Nicht minder bewunderungswerth war es, wie er alle Bestrebungen der Großmächte, ihn ins Schlepptau zu nehmen, mit sicherem Tacte vereitelte und, ohne Einem dienstbar zu sein, sich überall auf seine eignen Füße stellte. In

den diplomatischen Correspondenzen jener Tage wird diese Meisterschaft des „alten wetterfesten Steuermannes" bewundert und beneidet*); die Politik dieses jungen Staates hatte ihn rasch den alten Großmächten ebenbürtig gemacht und die Stegreifdiplomaten, die der große Kurfürst nicht nach Rang und Stand, sondern nach ihrer Brauchbarkeit wählte, erwarben damals dem brandenburgischen Kurstaat den später verscherzten Ruf, nicht durch seine tapfern Truppen allein, sondern in gleichem Maße durch seine feine Diplomatie bedeutend zu sein.

---

55. Karl X. Gustav**) von Schweden (1654—1660) und der schwedisch-polnische Krieg (1655—1660).

(Nach Gustav Adolf Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Johann Casimir, der letzte Wasa, war aus dem Kloster seinem Bruder Wladislaus IV. auf dem polnischen Throne gefolgt. Er hatte zwar insgeheim bei Annahme der Krone seinen Ansprüchen, als Wasa, auf Schweden entsagen müssen, hoffte aber dennoch, entweder seine Rechte wirklich geltend machen oder wenigstens für das öffentliche Aufgeben derselben sehr ansehnliche Vortheile von Schweden erhalten zu können. Als nun Christine den Thron an ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken abzutreten im Begriffe war, erklärte der polnische Gesandte, sein Herr habe es zwar dulden können, daß die schwedische Krone an seine nächsten Blutsverwandten gekommen, werde es aber durchaus nicht zugeben, daß sie nun an ein anderes Haus gelange; darauf erwiederte Christine: ihr Vetter Karl Gustav werde dem Johann Casimir mit 30,000 Zeugen beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden sei! Karl Gustav selbst war nicht der Mann, um sich von Johann Casimir seine Krone streitig machen zu lassen: das Lager war seine Residenz, das Heer seine Familie; kühn in seinen weit aussehenden Unternehmungen, unermüdlich in ihrer Aus-

*) S. Raumer's Beiträge III. 432 ff., 439 ff.

**) Gustav Wasa 1523—1560.

- Erich XIV. 1560—1568 († 1578).
- Johann III. 1568—1592.
  - Sigmund, K. v. Polen, 1587, v. Schweden 1592—1599.
    - Wladislaw IV., König v. Polen, 1633—1648.
    - Joh. Casimir, König v. Polen, 1648—1668.
- Karl IX. 1600—1611.
  - Katharina, Gem. Pfalzgr. v. Zweibrücken.
    - Karl X. Gustav 1654—1660.
  - Gustav II. Adolf 1611—1632.
    - Christine, 1632—1654.

führung, bis zur Verwegenheit tapfer in den Schlachten, ging er geradezu, ja ungestüm auf sein Ziel los; vom Siege nicht beruhigt, durch Verluste nicht geschreckt, erschütterte er mit seinen Schweden sechs Jahre hindurch den Norden und sank, als ihn die Uebermacht von halb Europa zu erdrücken im Begriffe war, das Schwert noch fest in der sterbenden Hand, kämpfend in das Grab.

Durch die Verschwendung Christinens war der Schatz des Reiches erschöpft; was konnte Karl Gustav willkommener sein, als daß sich ihm Polen darbot mit einem schwachen Fürsten, ein Land innerlich zerrissen von Parteien, welche insgesammt mit den Häuptern, die an der Spitze standen, eben so wie der König und der Hof nur ihren Vortheil suchten, an das Wohl des Vaterlandes nicht dachten, wo keiner gehorchen, jeder nach seinem Kopfe handeln wollte, eine willkommene Beute für den, welcher es wagte, kräftig zuzugreifen, und Karl Gustav wagte das. Frankreich war für ihn, damit er Oesterreich anfiele, welches beide gleichmäßig haßten. England aber und Holland wollten bei aller Eifersucht auf einander doch Schweden nicht zu mächtig werden, es sich nicht zum Herrn der Ostsee aufwerfen lassen und so die Vortheile eines blühenden Handels gefährden. Dänemark versteckte seinen alten Groll unter Betheuerungen des Friedens. Karl Gustav wußte, daß auf ihn selbst und auf sein Heer bei allen Unternehmungen das Meiste ankam. Er sah sehr wohl ein, wer ihn am besten würde unterstützen, mit wem er vereint es würde gegen die übrigen aufnehmen können. Dies war kein anderer, als der große Kurfürst von Brandenburg. Obwohl seit den Verhandlungen des westfälischen Friedens und darauf noch wegen des dem Kurfürsten abgedrungenen Grenzvertrages über Pommern zwischen beiden Staaten eine ziemliche Spannung eingetreten war, suchte sich der König dennoch der Mitwirkung Friedrich Wilhelm's zu versichern und begehrte die preußischen Häfen gegen ansehnliche Entschädigung auf Kosten Polens. Der Kurfürst erkannte darin eine günstige Gelegenheit, von der polnischen Lehnshoheit über Ostpreußen (Westpreußen war seit 1466 Polen einverleibt) befreit zu werden, und war nicht abgeneigt, auf Karl Gustav's Vorschläge einzugehen. Aber er wollte auch Schweden nicht zu mächtig werden lassen und argwöhnte wohl nicht mit Unrecht, daß Karl Gustav sich Kurlands, Preußens und der gesammten Ostseeküste bemächtigen wolle. Daher war sein Plan, eine Mittelmacht zwischen beiden kriegführenden Mächten zu bilden, welche sich, so viel als möglich, immer unabhängig von beiden, nach Umständen auf die eine oder die andere Seite werfen könnte, um das Gleichgewicht unter den Kämpfern und für sich die meisten Vortheile zu erhalten. Die Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit Schweden zerschlugen sich; andererseits suchte Johann Casimir des Kurfürsten Vermittlung nach und machte ihm zuletzt sogar Hoffnung auf das den Schweden zu entreißende Vorpommern.

Der schwedische Marschall Wittenberg zog ein Heer in Stettin zu-

sammen, verlangte und erhielt, da es nicht verwehrt werden konnte, Durchzug durch das brandenburgische Pommern und die Neumark und drang mit 17,000 Mann gegen Groß-Polen vor; in wenigen Tagen waren die Schweden in Posen, und Groß-Polen in ihrer Hand. Am 19. Juli war Karl Gustav aus Schweden abgesegelt, landete mit 9 Regimentern in Wolgast, am 30. August ergab sich ihm das von Johann Casimir verlassene Warschau; er drang auf Krakau. Schon vorher ergaben sich die zugleich von den Russen bedrängten Lithauer, bald darauf Masovien und Klein-Polen in Schwedens Schutz.

Der flüchtige Johann Casimir bot dem Kurfürsten für die Vertheidigung des königlichen Preußens die Aufhebung des Lehensverbandes für das herzogliche Preußen an, mit alleinigem Vorbehalte des Rückfalls an Polen nach dem Abgange des hohenzollernschen Mannsstammes, ja, um ihn noch mehr zu gewinnen, bot er ihm sogar sein damals allerdings sehr wenig bedeutendes Erbrecht auf Schweden und noch das den Schweden gehörige Livland als Lehen an.

Karl Gustav machte inzwischen reißende Fortschritte: er eroberte nicht nur das königliche Preußen bis auf Danzig, sondern drang auch in das herzogliche Preußen vor, bedrohte Königsberg und zwang den Kurfürsten, im Vertrage zu Königsberg (17. Jan. 1656) sich wegen des Herzogthums Preußen zum Vasallen der Krone Schweden in derselben Art zu bekennen, wie er es früher von der Krone Polen gewesen, die ihn jetzt verlassen, wodurch das Lehensband aufgelöst sei. Zugleich gab ihm der König das Bisthum Ermeland als schwedisches Lehen. Er wurde jedoch verpflichtet, für Schweden 1500 Mann zu stellen, den Schweden freien Durchzug und den Gebrauch der Seehäfen zu gestatten.

Mit derselben Schnelligkeit, wie das Schicksal des Kurfürsten sich sehr gegen dessen Absichten gewendet und ihn aus einem polnischen Vasallen zu einem schwedischen gemacht hatte, änderten sich auch die Verhältnisse der Polen um, welche eben so geschwind, als sie von einem Ende des Landes zum andern vor den Schweden die Waffen niedergelegt hatten oder geschlagen worden waren, nun die schwedische Herrschaft wieder abschüttelten. Daher mußte der Kurfürst sein Heer mit dem schwedischen vereinigen; am Zusammenfluß des Bug mit der Weichsel stieß er zum Könige Karl X.; die Verbündeten (16,000 Mann) besiegten in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28—30. Juli 1656) das 40,000 Mann starke polnische Heer und zogen in die Hauptstadt ein, während Johann Casimir nach Lublin flüchtete. Da aber das Kriegsglück sich abermals auf die Seite der Polen wandte und zugleich das auf Schweden stets eifersüchtige Dänemark mit Krieg drohte, zudem sowohl Oesterreich als Rußland sich zum Bunde mit Polen neigten, so suchte Karl Gustav den Kurfürsten um jeden Preis auf seiner Seite zu erhalten und schloß mit ihm einen neuen Vertrag zu Labiau (20. Nov. 1656), demzufolge der Kurfürst mit dessen männlichen Nachkommen als souverainer Herzog von Preußen und Erme-

land anerkannt wurde. Dagegen verzichtete er für sich und seine Nachkommen auf das königliche Preußen. Nach den geheimen Artikeln sollte Schweden für sich behalten: das königliche Preußen und Pommerellen, einen Theil von Cassubien, ferner Samogitien, Semgallen, und Kur- und Livland.

Karl Gustav glaubte in dem Kurfürsten nun einen durch gemeinschaftliche Interessen mit ihm vereinigten Bundesgenossen zu besitzen, doch betrog er sich, denn dieser verweigerte ihm, trotz aller Betheuerungen unerschütterlicher Freundschaft, unter mancherlei Vorwänden sogleich jede wesentliche Unterstützung, weil er voraussah, daß sich Schweden hier nicht werde behaupten können. Als Karl Gustav zum dänischen Kriege nach Holstein zog, erklärte der Kurfürst, er werde nun, von den Schweden verlassen, sich von ihnen trennen und mit Polen verhandeln müssen, was der König nachgab, da er es nicht hindern konnte.

Der Kaiser Leopold hatte unterdessen ein offenes Bündniß mit dem Könige von Polen geschlossen, und dieser bot günstige Bedingungen für den Kurfürsten. So kam zu Welau (19. Sept. 1657) auf Vermittelung des kaiserlichen Gesandten folgender Vertrag zu Stande: Friedrich Wilhelm gab alles, was er während des Krieges den Polen entrissen hatte, heraus, erhielt das bisher lehnbare Herzogthum Preußen als Souverain, erblich in männlicher Linie und nach deren Aussterben rückfällig an Polen. Der Kurfürst verpflichtete sich zu ewigem Bündnisse mit Polen und im Falle eines Krieges, Mannschaft für dasselbe zu stellen.

Je glücklicher die schwedischen Waffen in Holstein, Schleswig und Jütland waren, so daß sie bald die ganze Halbinsel in ihrer Gewalt hatten, desto thätiger arbeitete der Kurfürst überall daran, Schweden Feinde zu erregen. Er schloß (10. Nov. 1657) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Dänemark gegen Schweden, um Dänemark die früher entrissenen und Brandenburg die demselben abgepreßten Provinzen zurück zu verschaffen, zugleich Pommern anzugreifen. Indessen aber stieg die Noth des Königs von Dänemark immer höher. Der verwegene Karl Gustav ging mit seinem Heere über den gefrornen kleinen Belt und bemächtigte sich Fühnens; er wagte sich dann auch über das Eis des großen Belts nach Seeland, erschien vor Kopenhagen und erzwang in wenigen Tagen (9. März 1658) den für Dänemark nachtheiligen Rothschilder (Roeskilder) Frieden.

Da Dänemark die Ausführung dieses Friedens verzögerte, so beschloß Karl Gustav, dieses Reich völlig zu vernichten und den König vom Throne zu stoßen. Er segelte plötzlich nach Seeland und griff Kopenhagen an (August 1658). Sobald nun der Angstruf des Königs von Dänemark erscholl, beschlossen die Verbündeten ihm Beistand zu leisten und in Holstein, das noch von schwedischen Heeresabtheilungen besetzt war, einzudringen. Die Seele des Ganzen war der Kurfürst, der Alles zu fürchten hatte, wenn Dänemark unterlag. Daher spannte er alle Kräfte an, um Karl Gustav's Entwürfe völlig zu vernichten. Er

mit seiner und der kaiserlichen Reiterei zog voran und leitete Alles; er zeigte sich gleichmäßig als thätigen, klugen und tapfern Feldherrn. Vorgewendet wurde von Oesterreich und Brandenburg, sie als Reichsstände müßten vermöge der Reichsgesetze und des westfälischen Friedens Dänemark wegen dessen zum deutschen Reiche gehöriger Länder unterstützen. Auch die Generalstaaten schickten eine Flotte in die Ostsee, Dänemark zu schützen.

Ohne Schwierigkeit drangen die Verbündeten in Holstein vor. Die Schweden zogen sich über die Eider zurück. Der Kurfürst ging auf Schleswig vor, dann nach Jütland. Die Festen, welche die Schweden nicht räumten, wurden genommen; zugleich schlug die übermächtige Flotte der Holländer die tapfere schwedische im Sunde und schloß sie bei Landskrona ein, und Karl Gustav mußte die Belagerung Kopenhagens in eine enge Einschließung verwandeln.

Die den Dänen entrissenen Provinzen schüttelten zum Theile die schwedische Herrschaft ab. Da der nordische Held seine Eroberungen weder in Polen noch in Kurland, Preußen und Dänemark behaupten konnte, warf er sich auf Norwegen, denn eine Krone sollte es gelten. Zugleich unterhandelte er mit seinen verbündeten Gegnern, suchte sie zu gewinnen oder doch durch einzelne Friedensschlüsse zu trennen. Doch war Alles lange vergeblich. Trotz der offenbaren Eifersucht der gegen ihn vereinigten Feinde unter einander, fürchteten ihn doch alle gemeinschaftlich zu sehr, um sich mit ihm zu vertragen. Frankreich allein suchte ihm jetzt Luft zu machen, um ihn gegen Oesterreich gebrauchen zu können. Kaum hatte es den pyrenäischen Frieden mit Spanien geschlossen, als es nicht mehr, wie bisher, nur mit Worten, sondern mit Krieg drohend gegen den Kaiser und den Kurfürsten als Vermittler auftrat, den Abschluß des Friedens mit Schweden bis Ende Februars und als Gewährleister des westfälischen Friedens die nothwendige Herausgabe Pommerns verlangte und 40,000 Mann in Bereitschaft setzte, um diesen Forderungen Nachdruck zu geben.

Nachdem man in Thorn längere Zeit hindurch verhandelt hatte, wurde endlich der eigentliche Friedenscongreß in dem Kloster Oliva bei Danzig beliebt. Jeder machte die ungemessensten oder möglichst unbestimmten Forderungen oder, wie Friedrich Wilhelm, mit dem Vorbehalt, nach Umständen noch mehr zu verlangen.

Während der Friedens-Unterhandlungen starb Karl Gustav (6. März 1660). Sein Tod und die Minderjährigkeit seines Sohnes, Karl XI. (reg. 1660—1697) beschleunigte den Abschluß des Friedens mit Polen und dem Kurfürsten zu Oliva (3. Mai 1660), indem Johann Casimir allen Ansprüchen auf Schweden entsagte, zugleich Esthland, Oesel und den größten Theil von Liefland abtrat, eben so der Kurfürst die von ihm besetzten Ortschaften in Schwedisch-Pommern herausgab; der Friede mit dem von seinen Verbündeten allein gelassenen Dänemark kam erst einen Monat später (5. Juni 1660) in Kopenhagen zum Abschluß

und war im Wesentlichen eine Bestätigung des Roeskilder Friedens, wodurch Schweden Schonen gewonnen hatte.

Dieser fünfjährige Krieg hatte alle Länder der Theilnehmer und auch die des Kurfürsten, vorzüglich Preußen, ungemein erschöpft. Doch war der Kurfürst der Einzige von allen, dessen Macht wesentlichen Zuwachs erhielt. Die Befreiung Preußens von der polnischen Lehnbarkeit war für den Kurfürsten und dessen weitere Entwürfe ein unermeßlicher Gewinn. Allerdings wurde diese dem äußern Anschein nach so höchst wechselvolle Politik des Kurfürsten weder damals noch lange später richtig gewürdigt. Die einen sahen darin unmännlichen Wankelmuth, die Andern undeutsche Arglist. Aber wurde er nicht zu seinem Verfahren gedrängt? Hatte er freie Wahl? Sollte er seine mit fünfzehnjähriger Anstrengung jeder Art gepflegte, aufkeimende Macht etwa zum Dienste eines fremden gewaltigen Eroberers oder zur Rettung eines fast verfaulten Reiches aufopfern, um dafür desto sicherer des Einen oder des Andern Knecht oder doch Diener zu sein? Er wollte selbst einen Staat errichten, daher nicht Andern zur Gründung ihrer Macht dienen; deßhalb gebrauchte er sie, so viel er konnte, zur Gründung der seinigen.

---

56. Schweden unter Karl XI.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreiches.)

In dieser Zeit hat sich das schwedische Volk, obgleich es nicht, gleich den Dänen (seit 1660), seine Verfassung änderte und das Alte ganz verwarf, sondern die alten Formen beibehielt, gleichwohl vor den Uebeln einer Oligarchie, der man alles Unglück der letzten Zeit zuschrieb, zur unbeschränkten königlichen Macht geflüchtet. Karl XI. war kaum volljährig, als ihm die Stände, von der Stimme des Volkes geschreckt, eine unbeschränkte Gewalt vertrauten. Diese gebrauchte er, um durch die Stände eine Revolution zu bewirken und dem hohen Adel, der das Land und das Volk durch seine Verwaltung zu Grunde gerichtet hatte, durch die sogenannte Reduction der Krongüter alle Bedeutung und alles Ansehn zu rauben. Die seit mehr als hundert Jahren, besonders seit Gustav Adolf's und Christinens Zeit veräußerten Krongüter, die reichsten Besitzungen des Adels, und sogar die von den geschenkten oder durch verjährten Besitz erlangten Gütern genossenen Einkünfte wurden der Krone von den Ständen überlassen, weil die Könige kein Recht gehabt hätten, sie zu verleihen oder doch nur während ihrer Lebenszeit. Jetzt ward auf einmal der reiche schwedische Adel arm und der arme König Karl XI. reich. Die Maßregel war durchaus revolutionär und gewaltsam, sie ward aber von dem Könige nicht zu seinem eignen, sondern

zum Vortheile des Reichs gebraucht. Karl XI. ward der Rächer des Volkes; er vergalt der Oligarchie, was sie während seiner Minderjährigkeit gesündigt hatte; aber er richtete Schweden wieder auf. Er war als Regent ein harter Despot, ein geiziger Hausvater, aber zugleich ein vortrefflicher Verwalter, er rettete das zerrüttete Reich und sammelte das Geld und die Kriegsmacht, welche seinen Sohn einige Jahre lang zum Gebieter des Nordens machte. Karl verfuhr in Schweden unbarmherzig, in Livland und Esthland ganz ungerecht und willkürlich, da diese Provinzen ihr eigenes Recht und ihre eignen Stände hatten; aber er handelte, wie die Volksmänner der Schreckenszeit der französischen Revolution, im Namen des Volkes, und mißbrauchte seine Tyrannei nicht, wie die französischen Demokraten, zu niedrigen Zwecken. Die bedeutendsten Güter, die angesehensten Familien kamen in die Gewalt und in den Besitz des Königs, dadurch ward er in den Stand gesetzt, die Finanzen, das Heer, die Flotte ganz neu zu schaffen und Anstalten zur Bildung von Officieren, zur Einrichtung der Artillerie und des Geniewesens zu gründen, welche die Bewunderung von ganz Europa erregten und verdienten. Schweden hatte damals in seinen deutschen Staaten ein geworbenes deutsches Heer — unter ganz ausgezeichneten Officieren, in Schweden selbst eine nationale Armee, die durch ein regelmäßiges Recrutirungs-System jeden Augenblick verstärkt werden konnte. In Deutschland und in den Ostseeprovinzen war also ein vortreffliches, geworbenes Heer, in Schweden eine Miliz, wie sie kein Land außer der Schweiz damals hatte. Soldaten und Officiere waren auf liegende Güter angewiesen, doch waren regelmäßige Uebungen und Heerschau eingerichtet, damit sie nicht ganz zu Bauern würden. Der ganze schwedische Adel war militärisch. Karl XI. war frei von jener lächerlichen Eitelkeit, den Hof Ludwig's XIV. durch Pracht und Ueppigkeit übertreffen zu wollen, der den Kurfürsten Friedrich, den nachherigen ersten König von Preußen, wie die Könige von Dänemark und Polen zu Grunde richtete; sein Sohn Karl XII. setzte dem morschen System der Höfe rohe Kraft entgegen und hätte obgesiegt, wenn nicht das Schicksal gewollt hätte, daß er an Peter einen Mann gefunden, der ihn mit gleichen Waffen angriff. Karl XII. schien geboren, die Zeiten Gustav Adolf's und Karls X. für Schweden zurückzuführen, obgleich er weder Staatsmann noch Feldherr, sondern nur ein guter Soldat und Abenteurer war. Er war noch nicht 15 Jahre alt, als er die Regierung übernahm, sich mit Hülfe der Ritterschaft der von den andern Ständen bestellten Vormundschaft entledigte, und als unbeschränkter Regent (den 9. Nov. 1697) auftrat.

57. Die englische Republik.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

1. Unter der Herrschaft des Rumpf-Parlamentes 1649—1653.

Am Tage der Hinrichtung Karl's I. erklärten die Gemeinen jeden für einen Verräther, der den Karl Stuart, sonst Prinz von Wales genannt, oder sonst Jemanden zum Könige ausrufe, sie hoben das Haus der Lords auf und legten sich den Namen Parlament von England bei. Unmittelbar darauf erfolgte die förmliche Abschaffung des königlichen Amtes als unnütz und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich, und es ward eine Eidesformel vorgeschrieben, welche jeden Beamten zur Treue gegen die bestehende Regierung „ohne König und Oberhaus" verpflichtete. Nicht lange, so ward dieser Eid der Treue (engagement) auf jeden Engländer über 17 Jahre ausgedehnt, als nämlich die Gefahren auch der neuen Ordnung sich erwiesen. Zugleich ward ein Obergerichtshof für Vergehungen gegen den Staat aufgestellt, welcher der Sternkammer nicht ganz unähnlich sah.

Die Regierung wurde einem Staatsrathe von 41 jährlich gewählten Mitgliedern anvertraut, wovon drei Viertheile im Parlamente saßen. Man nahm auch fünf Lords, einige Oberrichter, die ersten Officiere, so Fairfax und Cromwell, hinein. Zu den Secretären des Staatsrathes gehörte John Milton, der Dichter, eifriger Freund der Republik und aufrichtiger Vertheidiger der Hinrichtung des Königs. Das Heer ward zu 45,000 Mann bestimmt, die Zeiten litten keine Verminderung, denn die Schotten hatten gleich nach der Hinrichtung Karl's I. den Prinzen von Wales als Karl II. proclamirt und suchten ihn bei seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien, auf, Irland aber brannte in lichten Flammen des Aufruhrs. Auch hier rief man Karl II. aus. Cromwell ging als Lord-Statthalter nach Irland mit 12,000 Mann und mit der obersten Gewalt in Civil- und Militärsachen auf drei Jahre. Der drohende Aufstand war in Strömen Blutes erstickt, als ihn das Jahr darauf der schottische Krieg abrief. In seine Fußstapfen aber trat sein Schwiegersohn und Nachfolger Ireton, und als dieser über den irländischen Metzeleien starb, thaten andere Nachfolger desgleichen und man konnte 1652 Irland ein wieder unterjochtes Land nennen. Man fuhr fort an der Zersplitterung der alten Bevölkerung, ja an ihrer Ausrottung zu arbeiten. Nicht genug, daß alle katholischen Priester das Land räumen mußten, man verpflanzte die Bevölkerung ganzer Gebiete in andere Gegenden von Irland und es ist gewiß, daß sogar Tausende von irländischen Kindern nach Westindien geführt worden sind, die dort meistens in Sclaverei geriethen.

Karl kam nach Schottland auf Fahrzeugen, welche der Prinz von

Oranien ihm lieh. Als das englische Parlament Krieg gegen Schottland beschloß, erhielt Cromwell den Oberbefehl. Der Krieg war nicht von den leichten. Denn mit weiser Zögerung vermied Leslie, der schottische Heerführer, die Schlacht, hielt sich in seinen verschanzten Pässen und auf den Höhen, während der Feind durch Entbehrung und Krankheit litt und in seinen Communicationen mit England bedroht war. Cromwell suchte schon den Rückweg, ohne ihn finden zu können, als der Ausschuß des schottischen Parlamentes wider Leslie's Willen eine Schlacht beschloß, damit der Feind nicht entrinne. Freudig überrascht rief Cromwell: „Sie kommen herab, der Himmel hat sie in unsere Hand gegeben.“ Bald nach seinem Siege bei Dunbar am 3. September 1650 rückte er in Edinburg ein. Nichts desto weniger ward Karl am 1. Januar 1651 zu Scone gekrönt. Schon war Cromwell in das Herz von Schottland bis Perth vorwärts gedrungen, als Karl eine kühne Diversion wagte, und mit 11,000 Mann England zu erreichen trachtete. Cromwell ließ 5000 Mann unter General Monk zurück, und folgte mit 10,000 Karln nach. Dieser proclamirte beim Eintritt in England eine vollständige Amnestie, mit Ausnahme von drei Personen: von Cromwell, Bradshaw und von Coke, der im Prozesse seines Vaters als öffentlicher Ankläger aufgetreten war. In Worcester ward Karl als König von England ausgerufen. Wenn er jetzt rasch auf London drang, so näherte er sich seinen mächtigsten und kühnsten Anhängern, die inzwischen auch Zeit gewonnen hatten, sich vorzubereiten. Der Beschluß ging dahin, den Feind zu Worcester zu erwarten, also mit etwa 16,000 Mann, worunter einige Tausend Engländer, sich mit den Veteranen Cromwell's zu messen, der überall Verstärkungen an sich gezogen hatte, die ihn bis auf 30,000 Mann brachten. Es war der Jahrestag (3. Sept.) seines Sieges bei Dunbar, an welchem Cromwell die Schlacht bei Worcester lieferte. Das Blut von Tausenden floß an beiden Ufern des schönen Severnflusses. Vergeblich suchte Karl, wie einst sein Vater, den verlorenen Tag durch einen verzweifelten Reiterei-Angriff wieder herzustellen. Es war keine Niederlage, sondern eine Vernichtung des königlichen Heeres; denn man zählte bald 10,000 Gefangene. Dieser Tag verwandelte den geschlagenen König in einen heimatlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament 1000 Pfund setzte. Aus einer wunderbaren Verwickelung von Gefahren entkam er zuletzt glücklich in die Normandie. Aus der Schlacht rettete er sich zunächst nach einem abgelegenen Bauernhofe, den ein katholischer Pächter (Penderel) bewohnte. Mit diesem und seinen vier gleich wackern Brüdern theilte der König mehrere Tage die grobe Kost, das harte Strohlager und die schwere Arbeit im Walde, während Cromwell'sche Wachen umherstreiften und jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen würde. Als er bei zunehmender Gefahr 24 Stunden lang auf einer Eiche, in deren dichtem Laube, sich verborgen hatte, wurde der Plan, sich in Bristol einzuschiffen, durch den Umstand vereitelt, daß kein Schiff segelfertig war. Darauf hielt er sich 19 Tage lang in

dem Hause des Obersten Windham, eines treuen Royalisten, verborgen, bis ein Schiff zur Ueberfahrt nach Frankreich gemiethet war, aber der Schiffer, durch Besorgnisse seiner Frau zurückgehalten, erschien in der bestimmten Nacht nicht und erst nach vielen vergeblichen Versuchen fand sich ein zweites Schiff, welches den königlichen Flüchtling, nicht ohne neue Gefahren, glücklich nach der Normandie brachte. Die merkwürdige Geschichte seiner Abenteuer zeigt, daß das gestürzte Königshaus noch auf Anhänger von der aufopferndsten Treue zählen konnte.

Jetzt beschäftigte sich das englische Parlament mit dem Plane, das schottische Parlament als solches gänzlich aufzuheben und die Union beider Königreiche zu vollbringen; man dachte auch an Irland, ja man trug sich eine Weile mit dem Gedanken, ob nicht eine Union auch mit der Republik der Generalstaaten thunlich wäre. Aber gerade von dieser Seite her erwuchsen Sorgen, vor welchen alle Pläne der Art zurücktreten mußten. Die junge Republik England hatte im Haag die schwerste Kränkung in der Person ihrer Gesandten erlitten. Der erste Gesandte Dorislaus ward dort in einem Gasthofe bei Tische überfallen und niedergestochen. Es fanden im Haag nicht bloß die Stuarts bei dem Hause Oranien verwandtschaftliche Aufnahme, sondern auch ihre leidenschaftlichen Anhänger gingen zwischen hier und Frankreich hin und wieder. Keine Frage, daß der Mord von diesen kam. Der Nachfolger des Ermordeten, St. John, mußte, als er mit dem jungen Herzog von York, dem Bruder Karl's II., auf der Gasse zusammentraf, Thätlichkeiten erdulden. Bei solcher Stimmung der Gemüther mißlang nicht nur das ohnehin weit aussehende Project einer großen Conföderation der englischen und der niederländischen Republik, sondern ein Bruch kündigte sich an. Kaum hatte die Schlacht von Worcester den Prätendenten in die Flucht getrieben, als das Parlament mit einer Schifffahrtsacte hervortrat, welche, in allgemeinen Ausdrücken redend, doch allein gegen Holland gerichtet war. Sie schnitt diese ersten Frachtfahrer der Welt von ihren besten Geschäften mit England ab; denn bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung dürfen Auswärtige fortan keine andern Waaren als selbst erzeugte auf eigenen Schiffen nach England bringen. Das Flottenwesen Englands war unter den Stuarts in Verfall gerathen. Gleichwohl hätten die Holländer den Krieg lieber vermieden; Seesiege versprachen ihnen keine Entschädigung für die Einbußen ihres Handels und ihrer gewinnreichen Küstenfischerei in den britischen Gewässern. Um so weniger ließ die Energie des Parlamentes sich irre machen. Man schuf unverdrossen Kauffahrer zu Kriegsschiffen um und erblickte in erlittenen Niederlagen das Unterpfand künftiger Siege. Mochten die Namen der Seehelden Ruyter und Tromp auf Kosten Englands neuen Glanz gewinnen, mochte die Themse selber von ihnen kriegerisch befahren, ihre Gestade verwüstet werden, endlich kam doch der Tag, oder vielmehr drei Tage kamen (18.—20. Februar 1653), an deren jedem der englische Admiral Blake, ein Mann, der wie Cromwell erst spät die Waffen zur Hand nahm, den unsterblichen

Tromp schlug und eben so den unsterblichen Ruyter, welcher dieses Mal unter Tromp Dienste that.

Zu dieser Zeit führte Cromwell in Gesprächen häufig die Unterhaltung auf die Nothwendigkeit einer monarchischen Gewalt, er soll sogar hingeworfen haben, daß, wenn die gute Sache oben bleiben solle, ihm nicht allein die königliche Macht, die er wirklich besaß, sondern auch der Name König nothwendig sei; aber jedes Mal mußte er bemerken, daß, wenn einmal vom Königthum die Rede war, man immer auf das alte Königshaus zurückkam. Darum blieb Cromwell dabei stehen, daß das Parlament beseitigt werde. Am 20. April führte er Soldaten in den Vorsaal des Parlamentes, trat dann, als ob nichts wäre, in den Saal in seiner gewöhnlichen Puritaner-Tracht, schwarz mit grauen wollenen Strümpfen. Eben sollte abgestimmt werden, da rief er seinen General-Lieutenant Harrison und sprach zu ihm: „Jetzt ist die Zeit! ich muß es thun"; und begann eine Schilderung des Parlamentes, welche mit einer Anerkennung seiner Verdienste anhob, bald aber von Schmähungen überfloß. „Das ist keine parlamentarische Sprache, meint ihr; ich kenne das." Hierauf stampfte er mit dem Fuße, und augenblicklich traten seine Krieger ein. „Ihr seid kein Parlament," rief er, „fort! macht ehrlichern Leuten Platz!" Er warf jedem Einzelnen, indem er sie forttrieb, noch einen Trunkenbold oder Ehebrecher ins Gesicht, wies auf das Scepter des Sprechers und sprach: „Nehmt die Narretheidung fort." Nachdem er sie alle, ihrer 80, hinausgetrieben, schloß er das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, und ging in sein Haus zu Whitehall. Am Nachmittage ging er mit seinen Officieren in den Staatsrath, und erklärte diesen für aufgelös't in Folge der Auflösung des Parlamentes.

Die nächsten drittehalb Monate bis zur Berufung eines neuen Parlamentes führte ein Staatsrath von dreizehn Mitgliedern die Regierung, ein Drittel Rechtsgelehrte, zwei Drittel Ober-Officiere. Der Lord-Präsident war Cromwell. Die Anstalt zu einem neuen Parlament ward so getroffen. Man ließ sich in den Grafschaften und Städten Listen von sogenannten Heiligen anfertigen, Leuten, die gottesfürchtig, gläubig und allen Lüsten feind wären, aus diesen ernannte der Staatsrath 139 an der Zahl für England, 6 für Wales, eben so viele für Irland und 4 für Schottland, also ein Parlament von 155 Mitgliedern. Jedes Mitglied erfuhr durch sein Einberufungsschreiben, für welchen Bezirk es ernannt sei. Wer die Listen der Namen hörte, diese Habakuks, Hesekiels, Zerubabels, konnte in einem alttestamentlichen Sanhedrin zu sein dünken; und die Spötter des Tages haben nicht unbemerkt gelassen, daß der Bruder eines Parlamentsmitgliedes, eines ehrenfesten Londoner Lederhändlers Barebone, der mit dem bescheidenen Vornamen Preise-Gott (Praise God) einherging, insgemein Verdammter Barebone hieß; denn von seinem gespreizten Vornamen: „Wenn Christus nicht für uns gestorben wäre, wären wir ewig verdammt", hatte man ihm den besten Theil weggeschnitten. Allein mit diesen anscheinend so wun-

derlichen Heiligen, von Manchen Barebone-Parlament geheißen und als Barfüßer-Parlament (barebones) gedeutet, als ob nur Bettler darin säßen, war keineswegs so leicht auszukommen, als Cromwell wohl gerechnet hatte. Als rechtliche, wohlhabende Bürger drangen sie auf einen sparsamen Staatshaushalt und wollten das Heer verringert wissen, wo von Cromwell aus guten Gründen nichts hören mochte. Am 12. December 1653 riß ihm die Geduld, er löste sie soldatisch auf. Um der Sache einige Form zu geben, unterzeichneten nach der Auflösung eine Anzahl Mitglieder eine Schrift, in welcher sie aus eigenem Beschlusse ihre Entlassung nahmen und die höchste Gewalt dem Präsidenten des Staatsrathes und Lord-Obergeneral übertrugen.

2. Das Protectorat Oliver Cromwell's 1653—1658.

Cromwell beschloß nach gehaltenem Rathe mit seinen Ober-Officieren, die höchste Gewalt unter dem Titel eines Lord-Protectors zu führen. Am 16. December sah man einen prachtvollen Aufzug von Whitehall nach Westminster. Hier ersuchte Lambert, der von allen Generalen damals Cromwell am nächsten stand, öffentlich den Lord-General im Namen der bewaffneten Macht und der drei Nationen die Würde eines Lord-Protectors der Republik anzunehmen. Cromwell stutzte, sträubte sich und nahm an. Hierauf ward eine Verfassungs-Urkunde verlesen, welche dem Lord-Protector und dem Parlament die Gesetzgebung anvertraute. Doch sollte dem ersteren nur eine aufschiebende Gewalt zustehen, die nicht über zwanzig Tage hinausging. Denn wenn er in dieser Frist nicht das Parlament zur Zurücknahme eines Beschlusses bewogen hat, so erlangt dieser Gesetzeskraft auch ohne seine Zustimmung. Regelmäßig alle drei Jahre ist Parlament, und sollte der Protector die Berufung verabsäumen, so ist die Behörde, welche das große Siegel bewahrt, und wenn auch diese säumig ist, sind die Sheriffs der Grafschaften gehalten, es zu berufen, Alles bei Strafe des Hochverraths. Der Lord-Protector bezieht jährlich 20,000 Pfund; seine Würde ist lebenslänglich. Seinen Nachfolger erwählt der Staatsrath, welcher aus nicht weniger als 13, nicht mehr als 21 Mitgliedern besteht.

Da Cromwell sich weigerte, die Navigationsacte zurückzunehmen, so dauerte der Krieg mit der holländischen Republik fort. General Monk, welcher vom Landdienste zum Seedienste überging, gewann im Canal einen Sieg über die Holländer (2. und 3. Juli 1653) und bald (31. Juli) einen zweiten bei dem Texel, wo der holländische Admiral Tromp sein großes Leben endete. Die Holländer mußten nach dem Verluste von 1700 Kauffahrteischiffen im Frieden (April 1654) sich die Fortdauer der Navigationsacte gefallen lassen und der Republik England die Genugthuung leisten, die sie schon vor dem Kriege gefordert hatte, nämlich die Stuarts aus Holland zu entfernen.

Kaum war der holländische Krieg beendet, als die stolze Forderung

des Protectors an Spanien: freier Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition die junge Republik in einen spanischen Krieg verwickelte, weßhalb sie eine Allianz mit Frankreich schloß, das zur Eroberung von Dünkirchen eine Flotte und 6000 Mann Landungstruppen versprach. Als wegen des spanischen Krieges ein Parlament berufen werden mußte, ließen sich die Wahlen bedenklich an. Da ließ Cromwell die Saalthüre mit Soldaten besetzen; wer keinen Schein vom Staatsrathe mitbrachte, durfte nicht hinein, hieß unmoralisch. So wurden an hundert Mitglieder ausgeschlossen, und so geschah es, daß der spanische Krieg Billigung fand und 400,000 Pfund bewilligt wurden. Solche Mittel reichten für die nächsten Zwecke hin, allein ihre Anwendung rief stets den militärischen Charakter dieser Regierung wieder in das Gedächtniß der Menschen zurück; es wollte kein bürgerliches Regiment daraus werden.

Cromwell wünschte die Krone und ein Oberhaus, um festeren Grund zu gewinnen. Es war nicht schwer, den Antrag dazu von diesem Parlament zu erhalten, obgleich die erste Erwähnung der Sache einen heftigen Sturm in der Versammlung erweckte. Allein die Abneigung seiner Officiere gegen das Königthum trat rauh hervor. Selbst Lambert, selbst sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Fleetwood verlangten ihren Abschied. Gleichwohl trat er auf dem Wege der Unterhandlung mit seinen Vertrauten seinem Ziele um einen Schritt näher, indem er neben der ihm freigestellten Wahl seines Nachfolgers zwei Häuser des Parlamentes erlangte und sich die Ernennung der Mitglieder des sogenannten „andern Hauses" vorbehielt. Mit dem neuen Jahre 1658 traten wirklich beide Häuser in Wirksamkeit, ein „erstes Haus", welches nicht mehr Haus der Gemeinen heißen wollte, ein Oberhaus, jetzt „zweites Haus" genannt, von 61 erblichen Mitgliedern, voran die beiden Söhne des Protectors, Richard und Heinrich, und zwei Schwiegersöhne desselben. Aber die Gemeinen wollten von dem „andern Hause" nichts wissen. Es blieb nichts übrig als das Haus aufzulösen, ohne daß Steuern bewilligt waren. Ein Labsal war es für ihn, daß er endlich den Hafen von Dünkirchen, durch Frankreichs Hülfe, der spanischen Krone abgewann. Dennoch war sein Gemüth in der letzten Zeit tief verdüstert. Eine lange Lebensaufgabe lag noch ungelöst vor ihm und er verbarg sich nicht, daß seine Bahn vermuthlich nur kurz mehr sein werde. Sein Argwohn wuchs. Seit lange trug er einen Panzer unter dem Kleide und stets geladene Pistolen bei sich. Das letzte Jahr hindurch litt er an beständiger Schlaflosigkeit und seit dem Tode seiner Lieblingstochter Elisabeth lag er im Fieber. Er starb an seinem Glückstage, am 3. September, im Alter von 59 Jahren.

3. Richard Cromwell. Ende der Republik 1658—1660.

Durch eine Proclamation des Staatsrathes wurde Cromwell's erstgeborner Sohn, Richard, zu seinem Nachfolger erklärt. Doch dieser

an Ausschweifung und Verschwendung gewöhnt, weder ein Kriegsmann, noch ein Beter, konnte dem Heere nicht willkommen sein. Die Mehrzahl der Ober-Officiere war mit Fleetwood, dem Schwager Richard's, darin einig, daß an ihn die Verfügung über die bewaffnete Macht fallen solle. Als das Parlament Anstalt traf mit der Erklärung vorzubauen, der Befehl über das Heer hänge von den drei Staatsgewalten ab, ließen jene dem Protector die Wahl, ob er das Parlament auflösen wolle; wolle er nicht, so werde das Heer es thun. Richard erkannte, es sei nicht mehr von Verlängerung seiner Macht, sondern lediglich davon die Frage, auf welchem Wege er in die Nichtigkeit versinken solle. Somit beschloß er den eigentlichen Machthabern ihren Willen zu thun, unterzeichnete die Auflösung, und als diese vollbracht war, konnte er immerhin fortfahren in den Prachtgemächern von Whitehall und Hamptoncourt zu wohnen und das Einkommen seiner Würde zu beziehen, aber Niemand fragte nach ihm. Die factische Regierung war bei Lord Fleetwood und dem Officier-Rathe. Von dieser Autorität ward das lange Parlament zurückberufen, aber nicht das ursprüngliche, in welchem viele Royalisten saßen, sondern das durch Cromwell im Jahre 1648 gereinigte, welches von da an bis zum 20. April 1653, da Cromwell es gewaltsam auflöste, gesessen hatte. Dieses verstümmelte Parlament, welches es mit Mühe auf siebenzig Mitglieder brachte, erhielt jetzt die Erlaubniß, sich für die höchste Staatsgewalt zu erklären, es setzte einen Sicherheitsausschuß und einen Staatsrath ein, beruhigte auch die Republikaner durch die öffentliche Erklärung, es solle eine Regierungsform eingeführt werden ohne Herrschaft eines Individuums, ohne Königthum und ohne ein anderes Haus. Richard gab jetzt seine Entlassung ein und räumte die königlichen Schlösser. Das Parlament schenkte ihm 2000 Pfund, um die Kosten seiner Uebersiedelung zu bestreiten. Für die Staatsverfassung geschah um so weniger, als man viel darüber verhandelte. Die Natur der Dinge fing an, für die Stuarts zu arbeiten.

Die Thätigkeit der Vertrauten Karl's war unermeßlich. Schon im Juli brach in England ein Royalisten-Aufstand aus, der freilich wegen mangelnder Leitung an dem raschen Eifer Lambert's scheiterte. Allein diese schlimme Botschaft ward vollkommen aufgewogen durch die Kunde, daß mitten im Lager der Sieger Zwiespalt ausgebrochen sei. Der unbeugsame Haslerig wollte durchaus der Herrschaft ein Ende gemacht wissen, welche die Ober-Officiere über England übten. Gestützt auf die Zusagen mehrer Regimenter, auf die Beistimmung Monk's und Ludlow's, welcher letztere derzeit in Irland commandirte, setzte er im Parlament einen Beschluß durch, welcher Fleetwood, Lambert und mehrere andere Officiere ersten Ranges ihres Befehles enthob. Haslerig hatte falsch gerechnet. Denn kaum hatte sich Lambert, statt zu weichen, an die Spitze seiner Truppen gestellt, als die Regimenter des Parlamentes mit diesem zusammentraten, sich verbrüderten, und keinen Grund fanden, sich zu schlagen. Das Ende war, daß das Rumpf-Parlament seine

Sitzungen einstellte. Der Rath der Officiere übernahm es, die künftige Verfassung auszuarbeiten. Einstweilen setzte er statt des Parlamentes einen Sicherheitsausschuß ein.

Aus dieser raschen Folge unvollkommener Krisen, unter welchen sogar einmal wieder von dem Schwächling Richard die Rede war, ging so viel hervor, daß die Entscheidung über die Zukunft von Schottland nicht von England kommen werde. In Schottland hielt der Lord-Statthalter Monk die Zügel des Heeres völlig in seiner alleinigen Hand. Nach seiner kriegerischen Laufbahn zu schließen, mußten seine Gesinnungen königlich sein, denn er diente erst von der Zeit an der Republik, da ihr Sieg entschieden war. Mit der Vernichtung des Parlamentes schlug Monk's Stunde; er erklärte sich gegen die Militär-Herrschaft, trat als Vertreter der alten Gesetze und Freiheiten des Landes auf und gewann so die öffentliche Meinung für sich, ohne seinen letzten Zweck zu enthüllen. Als seine Officiere ihm beigetreten waren, kündigte er sein Vorhaben sowohl dem Londoner Officierrathe als dem Sprecher des vertriebenen Parlamentes, nicht minder der Flotte in den Dünen und dem Heere in Irland an. Zugleich setzte er seine Macht nach England in Bewegung. Am Neujahrstage des Jahres 1660 ging Monk über den Tweed, und rückte in England ein. Er erklärte dem Parlament schriftlich, die Meinung seiner Officiere gehe dahin, für die erledigten Stellen im Parlament müßten binnen acht Tagen die Einberufungsschreiben erlassen sein; das so vervollständigte Parlament möge dann baldigst zur Einberufung eines andern Parlamentes und einer Auflösung schreiten. Das Parlament wagte zwar noch einen Versuch, die Verpflichtung auf die Republik zur Bedingung des Eintritts in ihre Mitte zu machen, aber die vor zwölf Jahren ausgeschlossenen Mitglieder machten ihr Recht ohne Weiteres geltend. Während Monk noch den Republikaner und gemäßigten Presbyterianer spielte, erklärte das Parlament schon das ganze Verfahren, welches im Prozesse des Königs Statt gefunden, für nichtig, erklärte die presbyterianische Kirche für das Glaubensbekenntniß von England, forderte die Vollstreckung der Gesetze gegen die katholischen Recusanten, verlangte ein Haus der Peers und daß das neue Parlament, dessen Eröffnung am 25. April erfolgen sollte, im königlichen Namen berufen werde. Die Bevölkerung von England folgte dem vom Parlament gegebenen Signal. Vieler Orten rief man Karl als König aus, der Stadtrath der City sprach in einer Adresse sich günstig für die Herstellung aus, und nun ließ sich auch das Parlament nicht mehr abhalten, wenige Tage vor seiner Auflösung ein offenes Zeugniß seiner Gesinnung dadurch abzulegen, daß es die Verpflichtung auf die Republik ohne Oberhaus und ohne ein Individuum an der Spitze förmlich aufhob. Am 16. März löste sich dieses lange Parlament für immer auf, welches seit fast zwanzig Jahren so unsäglich Vieles that und erlitt, so oft vom Tode hatte erstehen müssen.

Monk stand jetzt am Ziele seiner Wünsche. Als das Parlament

am festgesetzten Tage, den 25. April, wirklich zusammentrat, constituirte sich neben ihm auf eigene Hand eine Peerskammer, gleich als ob sich das von selbst verstehe.

Jetzt trat auch der königliche Unterhändler Sir John Grenville aus seinem Dunkel hervor. Er führte sich bei dem Staatsrathe ein und durfte die an das Parlament gerichteten königlichen Schreiben, eines für jedes Haus, übergeben. Beiden Schreiben war eine Urkunde beigelegt, auf holländischem Boden in Breda ausgestellt, in welcher König Karl unbedingte Amnestie, Glaubensfreiheit, Gültigkeit der Güterverkäufe in so fern bewilligt, als das Parlament sie gutheißen wird, mithin, da der König Theil des Parlamentes, sich an kein Versprechen bindet. Alsbald beschlossen beide Häuser, da nach den alten Grundgesetzen von England die Regierung bei dem Könige, den Lords und den Gemeinen stehe, ihren Landesfürsten einzuladen, daß er komme und die Krone empfange, zu welcher er geboren. Man verordnete, daß der Anfang seiner Regierung vom Todestage seines Vaters gerechnet werden solle, wodurch sein erstes Regierungsjahr zum zwölften Jahre ward. Am 25. Mai kam König Karl auf der königlichen Flotte in Dover an, wo ihn an der Spitze des Adels Monk empfing. Am 29., dem Geburtstage des Königs, erfolgte sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt. Er geschah unter allgemeinem Jubel und in der frohen Brust Karl's zitterte noch das geheime Jauchzen, daß der königlichen Macht nichts vergeben worden. Mit den Fetzen der Freiheitsbriefe, welche die Tudors übrig gelassen, hoffte er schon fertig zu werden. An das blutige Haupt seines Vaters dachte man nirgends seltener als in Whitehall, wo es gefallen war.

---

58. Die Restauration der Stuarts. Karl II.

(Nach Thomas Babington Macaulay, die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakob's II., übersetzt von Friedr. Bülau, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der wieder eingesetzte König war zu jener Zeit vom Volke mehr geliebt, als irgend einer seiner Vorgänger es gewesen war. Die Unfälle seines Hauses, der heroische Tod seines Vaters, seine eigenen langen Leiden und romantischen Abenteuer machten ihn zu einem Gegenstande zarter Theilnahme. In früher Jugend aus einem Palaste in ein Leben der Verbannung, des Mangels und der Gefahr getrieben, war er in dem Alter, wo Geist und Körper in ihrer höchsten Entwicklung sind, von seinen Wanderungen zurückgerufen worden, um eine Krone zu tragen. Er war durch bittere Erfahrung belehrt worden, wie viel Schlechtigkeit, Treulosigkeit und Undankbarkeit unter dem unterwürfigen Benehmen von Höflingen verborgen liegen kann. Er hatte auf der anderen Seite in den Hütten der Aermsten wahren Adel der Seele ge-

funden. Als jedem, der ihn verrathen würde, Reichthum angeboten, als allen, die ihn aufnehmen würden, Tod gedroht ward, da hatten Häusler und Dienstleute sein Geheimniß treulich bewahrt und hatten seine Hand, in seinen niedern Verkleidungen, mit so viel Ehrfurcht geküßt, als hätte er auf dem Throne seiner Ahnen gesessen. Man hätte erwarten sollen, daß ein junger Mann, dem es weder an Fähigkeiten, noch an liebenswürdigen Eigenschaften gebrach, aus solch einer Schule als ein großer und guter König hervorgehen würde. Karl ging aus dieser Schule zwar mit geselligen Gewohnheiten, mit feinen und einnehmenden Manieren, mit einigem Talent für lebendige Unterhaltung hervor, aber unmäßig dem sinnlichen Genusse zugethan, ein Freund von Müßiggang und frivolen Vergnügungen, unfähig zu Selbstverleugnung und Anstrengung, ohne Glauben an menschliche Tugend und menschliche Zuneigung, ohne Verlangen nach Ruhm und ohne Empfindlichkeit für Tadel. . . . .

Die Person, auf welche zu jener Zeit der größte Theil der Arbeit des Regierens fiel, war Eduard Hyde, Kanzler des Reichs, der bald zum Earl von Clarendon ernannt wurde. Er hatte sich, während des ersten Jahres des langen Parlaments, unter den Senatoren, welche an Abstellung der Beschwerden der Nation arbeiteten, ehrenvoll ausgezeichnet. Wie die große Spaltung eintrat, wie die Reformpartei und die Erhaltungspartei zuerst gegen einander geschaart hervortraten, ergriff er die conservative Seite. Er folgte von da an den Geschicken des Hofes, theilte die Verbannung und leitete das politische Verhalten Karl's II. Bei der Restauration wurde Hyde Premierminister. In wenigen Monaten wurde bekannt gemacht, daß er dem königlichen Hause durch Verschwägerung nahe verwandt sei. Seine Tochter war Herzogin von York geworden. Seine Enkel mochten vielleicht die Krone tragen. Er war durch diese erlauchte Verbindung über die Häupter des alten hohen Adels des Landes erhoben und galt eine Zeit lang für allmächtig. In einigen Beziehungen war er für seinen hohen Posten wohl geeignet. Niemand verfaßte geschicktere Staatsschriften, Niemand sprach mit mehr Gewicht und Würde im Rathe und im Parlament, Niemand war mit den allgemeinen Grundsätzen der Staatskunst besser bekannt. Aber sein Wesen war herbe, anmaßend und keine Opposition vertragend. Vor allen Dingen, er war lange ein Verbannter gewesen, und dieser Umstand allein würde ihn vollständig ungeeignet gemacht haben für die höchste Leitung der Angelegenheiten. Von 1646 bis 1660 hatte er jenseit des Meeres gelebt, auf alles, was daheim vorging, aus einer großen Entfernung und durch ein falsches Glas blickend. Sein Wunsch, den er nicht verhehlt hat, war, daß seine Landsleute, bevor sie nicht die alte Dynastie zurückgebracht, niemals Ruhe oder Freiheit genießen möchten. Endlich kehrte er zurück, und, ohne eine einzige Woche zu haben, um sich umzuschauen, die Veränderungen zu bemerken, welche 14 ereignißvolle Jahre in dem Charakter und den Gefühlen der Nation hervorgebracht, ward er auf einmal bestellt, den Staat zu regieren.

Unter solchen Umständen würde wahrscheinlich selbst ein Minister von größtem Tact und Gelehrigkeit in ernste Irrthümer gefallen sein. Aber Tact und Gelehrigkeit bildeten keinen Theil von Clarendon's Charakter. Obgleich er weit entfernt davon war, irgend einen Angriff auf die alte und unbezweifelte Gewalt des Hauses der Gemeinen zu beabsichtigen, so sah er doch mit äußerster Unruhe das Anwachsen dieser Gewalt. Die königliche Prärogative, für die er lange gelitten hatte und durch die er zuletzt zu Reichthum und Würde erhoben worden, war in seinen Augen geheiligt.

Wäre auch die Verwaltung tadellos gewesen, so hätte doch die Begeisterung, womit die Rückkehr des Königs und die Beendigung der Militärtyrannei begrüßt worden, nicht dauernd sein können. Denn die Art und Weise, wie der Hof seinen Sieg mißbrauchte, bewirkte, daß die Abkühlung rasch und vollständig eintrat. Karl hatte Katharina, Prinzessin von Portugal, zur Frau genommen. Die Heirath mißfiel allgemein, und das Gemurre ward laut, wie es sich zeigte, daß der König wahrscheinlich keine gesetzliche Nachkommenschaft haben werde. Dünkirchen, welches Oliver von Spanien gewonnen, ward an Ludwig XIV., König von Frankreich, verkauft. Dies erregte allgemeinen Unwillen. Die Engländer fingen bereits an, mit Besorgniß den Fortschritt der französischen Macht zu beobachten. Dünkirchen ward überdies von dem Volke nicht bloß als ein Waffenplatz und als ein Schlüssel zu den Niederlanden, sondern auch als eine Tropäe des englischen Muthes geschätzt. Es war für die Unterthanen Karl's, was Calais für eine frühere Generation gewesen war und was der Felsen Gibraltars, so mannhaft gegen die Flotten und Heere einer mächtigen Coalition vertheidigt, jetzt ist. Es schien unerträglich, daß ein Souverain, der in allem, was seine eigenen Vergnügungen betraf, beispiellos verschwenderisch war, in allem knickerig sein sollte, was die Sicherheit und Ehre des Staates anging.

Der erste Krieg mit Holland 1665.

Aber das Murren, welches durch diese Fehlgriffe erregt worden, war schwach im Vergleich zu dem, welches bald hervorbrach. Die Regierung ließ sich 1665 in Krieg mit den Vereinigten Provinzen der Niederlande ein. Das Haus der Gemeinen bewilligte Summen, stärker als die, welche die Flotten und Heere Cromwell's in der Zeit unterhalten hatten, wo seine Macht der Schrecken der ganzen Welt war. Aber so groß war die Verschwendung, Unehrlichkeit und Unfähigkeit derer, die ihm in der Gewalt gefolgt waren, daß diese Freigebigkeit sich als nutzlos erwies. Die holländische Flotte segelte die Themse hinauf und verbrannte die Kriegsschiffe, die bei Chatham lagen. Es hieß, gerade am Tage dieser großen Demüthigung habe der König mit den Damen seines Serails geschmaus't und sich damit vergnügt, eine Motte im Speisezimmer zu jagen. Jetzt endlich widerfuhr dem Andenken Oliver's eine verspätete Gerechtigkeit. Allerwärts erinnerte man daran, wie

unter seiner Regierung alle auswärtigen Mächte bei dem Namen Englands gezittert hatten, wie die jetzt so hochmüthigen Generalstaaten zu seinen Füßen gekrochen waren. Bald fing die Hauptstadt an, die Drangsale einer Blocade zu fühlen. Tilbury Fort, der Platz, von wo Elisabeth, mit männlichem Muthe, schnöden Spott gegen Parma und Spanien geschleudert (s. S. 213), ward von den Feinden insultirt. Zum ersten und letzten Male hörten die Bürger von London den Donner ausländischer Geschütze. Große Massen von Volk versammelten sich in den Straßen und riefen aus, daß England verkauft sei. Die Häuser und Wagen der Minister wurden vom Pöbel angegriffen, und es schien wahrscheinlich, daß die Regierung es zugleich mit einer Invasion und mit einem Aufstande zu thun haben werde. Die äußerste Gefahr ging allerdings bald vorüber. Es ward ein Vertrag abgeschlossen, sehr verschieden von denen, welche Oliver zu unterzeichnen gewohnt war, und die Nation war noch einmal im Frieden, aber in einer kaum weniger gereizten und trüben Stimmung, als in den Tagen des Schiffsgeldes.

Die durch schlechte Verwaltung erzeugte Unzufriedenheit ward noch durch Unfälle gesteigert, welche die beste Verwaltung nicht hätte verhüten können. Während der schimpfliche Krieg mit Holland wüthete, erlitt London 1666 zwei große Drangsale, wie sie nie eine Stadt innerhalb so kurzen Zeitraums betroffen. Eine Pest, an Furchtbarkeit jede übertreffend, die seit drei Jahrhunderten die Insel heimgesucht, raffte in 6 Monaten mehr als 100,000 menschliche Wesen hinweg. Und kaum hatte der Leichenkarren aufgehört, seine Runden zu machen, als ein Feuer, wie es seit dem Brande von Rom unter Nero in Europa nicht erhört worden, die ganze City in Asche legte.

Clarendon war das sichtbare Haupt der Verwaltung und ward daher selbst für solche Maßregeln verantwortlich gehalten, denen er im Rathe kräftigen, wenn auch fruchtlosen Widerstand geleistet. Als die Gemeinen anfingen nachzufragen, in welcher Weise das für den Krieg bewilligte Geld vergeudet worden sei, und die schlechte Verwaltung der Flotte zu untersuchen, brannte er vor Unwillen. Nach ihm lag solche Nachforschung außerhalb ihres Bereiches. Aus diesen Gründen war er den Gemeinen mißfällig. Aus sehr davon verschiedenen Gründen war er dem Hofe eben so mißfällig. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Verachtung der Possenreißer, Schwelger und Buhlschwestern auszudrücken, die sich im Palaste drängten, die Ermahnungen, die er an den König selbst richtete, waren sehr scharf und, was Karl noch unangenehmer war, sehr lang. Der König nahm (August 1667) ihm das Siegel ab, die Gemeinen versetzten ihn in Anklagestand, sein Kopf war nicht sicher, er floh aus dem Lande, eine Acte ging durch, die ihn zu beständiger Verbannung verdammte.

Die Tripel-Allianz 1668.

Die Republik Holland hatte damals die Höhe der Macht, des Glückes und Ruhmes erreicht. Das kleine batavische Gebiet, über die Wogen erobert und durch menschliche Kunst gegen sie vertheidigt, war ein geschäftiger Bienenstock, in welchem jeden Tag neuer Reichthum geschaffen wurde und in welchem große Massen alten Reichthums aufgehäuft waren. Der reiche Anbau, die unzähligen Canäle, die sich ewig drehenden Mühlen, die endlosen Flotten von Barken, die rasche Folge von großen Städten, die von Tausenden von Masten starrenden Häfen, die großen und stattlichen Wohnungen, die schmucken Villen, die reich ausgestatteten Zimmer und Gemäldegalerieen, alles bekundete die Blüthezeit der Republik. Wie reich und hochangesehen in Europa aber auch die Republik war, Ludwig's XIV. Macht war sie nicht gewachsen. Sie fürchtete nicht ohne guten Grund, daß sein Königreich bald bis an ihre Grenzen ausgedehnt werden möchte. Daher trat Holland mit England und Schweden in jene Coalition, die unter dem Namen Tripel-Allianz bekannt ist (s. S. 313), zu dem Zwecke, das Umsichgreifen Frankreichs zu zügeln. Dieses sah sich zum Abschlusse des Friedens (zu Aachen 1668) veranlaßt, und die englische Regierung, vor Kurzem noch ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, hatte sich nicht nur die Achtung des Auslandes gewonnen, sondern ward auch daheim populär. Denn die Tripel-Allianz schmeichelte eben so wohl dem Nationalhaß als dem Nationalstolz. Sie setzte den Uebergriffen eines mächtigen und ehrgeizigen Nachbars eine Grenze. Sie verband die leitenden protestantischen Staaten in inniger Einigung. Das Haus der Gemeinen begrüßte den Vertrag mit lautem Beifall, einige bezeichneten ihn sogar als die einzige gute Maßregel, die seit der Rückkehr des Königs ergriffen worden.

Geheime Allianz mit Frankreich 1669—1670.

Der König jedoch kümmerte sich wenig um die Billigung seines Parlamentes oder seines Volkes. Die Tripel-Allianz sah er lediglich als ein vorübergehendes Auskunftsmittel an, um Unzufriedenheiten zu beschwichtigen, welche gedroht hätten, ernsthaft zu werden. Er hatte angefangen, verfassungsmäßige Beschränkungen lästig zu finden. Um sich daher von dem Einflusse des Parlamentes frei zu machen und die absolute Monarchie in England herzustellen, trat er in Verbindung mit der absoluten Regierung Frankreichs. Es ward eine Unterhandlung eröffnet, welche sich durch mehrere Monate hinzog. Der Hauptagent zwischen den Höfen von England und Frankreich war die schöne, anmuthige und geistvolle Henriette, Herzogin von Orleans, Schwester Karl's, Schwägerin Ludwig's und Liebling beider. Die wichtigsten Bedingungen der Verbündung unter beiden Kronen wurden in einem geheimen Vertrage zusammengestellt, welcher zu Dover im Mai 1670 unterzeichnet ward, gerade zehn Jahre nach dem Tage, an welchem Karl in eben diesem Hafen unter dem Jubelgeschrei und den freudigen Zähren eines zu ver-

trauensvollen Volkes gelandet war. Durch diesen Vertrag verpflichtete sich Karl, sich öffentlich zu der römisch-katholischen Religion zu bekennen, seine Waffen mit denen Ludwig's zu vereinigen, um die Macht der Vereinigten Provinzen zu vernichten und die ganze Kraft Englands, zu Lande und zur See, anzuwenden, um die Rechte des Hauses Bourbon auf die weite spanische Monarchie zu unterstützen. Ludwig dagegen machte sich verbindlich, eine große Subsidie zu zahlen, und versprach, wenn irgend eine Empörung in England ausbrechen sollte, auf seine eigenen Kosten zur Unterstützung seines Verbündeten eine Armee zu senden. Ludwig hatte die Weisheit, zu erkennen, daß es, wenn die Religion sofort gewechselt würde, einen Ausbruch in England geben werde, stark genug, um wahrscheinlich diejenigen Theile des Planes zu vereiteln, die ihm am meisten am Herzen lagen. Es ward daher beschlossen, daß Karl sich noch ferner für einen Protestanten ausgeben und an hohen Festtagen das Sacrament nach dem Ritual der englischen Kirche empfangen solle. Sein gewissenhafterer Bruder Jakob hörte auf, in der königlichen Capelle zu erscheinen.

Das Cabal-Ministerium.

Die vornehmsten Diener der Krone zu dieser Zeit waren Männer, deren Namen mit Recht in nicht beneidenswerther Weise bekannt geworden sind. Durch ein wunderliches Zusammentreffen bestand das Cabinet 1671 aus fünf Personen, von deren Namen die Anfangsbuchstaben das Wort Cabal bildeten: Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale. Sir Thomas Clifford war unter den Mitgliedern der Cabale das achtungswertheste. Denn er hatte ein starkes, wenn auch beklagenswerth irregeleitetes Gefühl für Pflicht und Ehre. Heinrich Bennet, Lord Arlington, damals Staatssecretär, hatte sich, seit er zu männlichen Jahren gekommen, vornehmlich auf dem Festlande aufgehalten und im Laufe eines in Reisen und Unterhandlungen verbrachten Lebens die Kunst gelernt, seine Sprache und sein Benehmen nach der Gesellschaft zu richten, in der er sich befand. Buckingham, der Sohn jenes Buckingham, welcher das Geschlecht der Stuarts zuerst auf die Bahn des Verderbens leitete, war ein übersättigter Mann des Vergnügens, der den Ehrgeiz als einen Zeitvertreib erfaßt hatte. Wie er sich mit Baukunst und Musik, mit Possenschreiben und mit dem Suchen nach dem Steine der Weisen zu amusiren versucht hatte, so versuchte er jetzt, sich mit einer geheimen Unterhandlung und einem holländischen Kriege zu amusiren. Ashley, mit einem weit stärkeren Kopfe und einem weit heftigeren Ehrgeize, hatte eine Reihenfolge von Regierungen bedient und verrathen. Aber er hatte für alle seine Verrätherei die Zeit so gut abgepaßt, daß durch alle Revolutionen sein Glück im steten Zunehmen war. Lauderdale war vielleicht der unehrlichste Mann in der ganzen Cabale. Er war das Hauptwerkzeug, welches der Hof bei der Unternehmung, seinen widerstrebenden Landsleuten (den Schotten) die bischöfliche Verfassung aufzuzwingen, anwendete, und er scheute sich dabei

nicht vor dem schonungslosen Gebrauche des Schwertes und des Strickes. Unter diesem Cabal-Ministerium ging man mit raschen Schritten auf den Despotismus zu. Erlasse, welche von Parlamentsacten dispensirten, oder etwas vorschrieben, was nur das Parlament vorschreiben konnte, erschienen in rascher Folge. Das wichtigste dieser Edicte war die Indulgenzerklärung, wodurch die Strafgesetze gegen die Katholiken durch königliche Autorität auf einmal bei Seite gesetzt wurden, und damit der wahre Zweck der Maßregel nicht bemerkt werde, wurden auch die Gesetze gegen die protestantischen Nichtconformisten suspendirt.

Der zweite Krieg gegen Holland 1672—1674.

Wenige Tage nach dem Erscheinen der Indulgenzerklärung ward der zweite Krieg gegen die Vereinigten Niederlande verkündigt. Zur See bestanden die Holländer den Kampf mit Ehren; zu Lande aber wurden sie Anfangs durch unwiderstehliche Macht darniedergeworfen. Eine große französische Armee überschritt den Rhein. Eine Festung nach der andern öffnete ihre Thore. Von den sieben Provinzen des Bundes wurden drei von den Angreifern besetzt. Die von außen so heftig angegriffene Republik ward zu gleicher Zeit von inneren Zwisten zerrissen. In Folge der französischen Invasion tobte das leidende und erschreckte Volk heftig gegen die Regierung. In seinem Wahnsinn griff es die tapfersten Befehlshaber und die geschicktesten Staatsmänner der bedrängten Republik an. De Ruyter ward von dem Pöbel insultirt, de Witt ward vor dem Thore des Palastes der General-Staaten im Haag in Stücken zerrissen. Der Prinz von Oranien wurde ohne Nebenbuhler Haupt der Regierung. Wie jung er auch war, so erweckte sein feuriger und unbeugsamer Geist den Muth seiner zagenden Landsleute bald. Zu den General-Staaten führte er eine hohe und begeisternde Sprache. Er sagte den Deputirten: selbst wenn ihr Geburtsland und die Wunder, mit denen menschlicher Fleiß es bedeckt habe, unter dem Ocean begraben wären, sei nicht Alles verloren. Die Holländer könnten Holland überleben. Freiheit und Religion könnten in den fernsten Inseln Asiens eine Zuflucht suchen. Die Schiffe in den Häfen der Republik würden hinreichen, 200,000 Auswanderer zu dem indischen Archipelagus zu führen. Dort könne die holländische Republik ein neues und ruhmvolleres Dasein beginnen. Der Nationalgeist erhob sich mächtig. Die von den Verbündeten angebotenen Bedingungen wurden fest zurückgewiesen. Die Dämme wurden durchstochen. Das ganze Land war ein großer See, aus welchem die Städte, mit ihren Wällen und Thürmen, sich wie Inseln erhoben. Die Feinde waren genöthigt, sich durch eiligsten Rückzug vor Vernichtung zu retten. Beunruhigt durch die weiten Entwürfe Ludwig's, eilten beide Zweige des großen österreichischen Hauses zu den Waffen. Spanien und Holland, durch die Erinnerung alter Beschwerden und Demüthigungen getrennt, wurden durch die Nähe der gemeinsamen Gefahr wieder ausgesöhnt. Von jedem Theile von Deutschland strömten Truppen auf den Rhein zu.

Die englische Regierung hatte bereits alle Fonds erschöpft. Ein Versuch, durch königliche Autorität Steuern zu erheben, würde sofort eine Rebellion hervorgerufen haben, und Ludwig, der jetzt einen Kampf gegen halb Europa zu bestehen hatte, war nicht in der Lage, die Mittel zur Zügelung des englischen Volkes zu liefern. Es war nothwendig, das Parlament zu berufen.

Die Gemeinen ließen zuerst Hoffnungen fassen, daß sie die auswärtige Politik des Königs unterstützen würden, bestanden jedoch darauf, daß er diese Unterstützung durch ein Aufgeben seines ganzen Systems der innern Politik erkaufen solle. Ihr erstes Ziel war die Zurücknahme der höchst unpopulären Indulgenzerklärung.

Sie stellten das Dispensationsrecht des Königs, zwar nicht in Betreff aller Strafgesetze, aber in Betreff der Strafgesetze in kirchlichen Angelegenheiten in Abrede, und gaben ihm deutlich zu verstehen, daß, wenn er diesem Rechte nicht entsage, sie ihm keine Bewilligung für den holländischen Krieg machen würden. Einen Augenblick zeigte er einige Neigung, Alles aufs Spiel zu setzen, aber es ward ihm von Ludwig stark gerathen, sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen und auf bessere Zeiten zu warten, wo die französischen Armeen, welche jetzt in einem schweren Kampfe auf dem Festlande beschäftigt waren, dienlich sein könnten, die Unzufriedenheit in England zu unterdrücken. Der König gab nach und cassirte die Erklärung; selbst dieses Zugeständniß war unzureichend. Die Gemeinen erpreßten auch seine widerwillige Zustimmung zu einem Gesetze, welches bis zur Regierung Georg's IV. herunter in Kraft geblieben ist. Dieses unter dem Namen der Testacte bekannte Gesetz bestimmte, daß alle Personen, welche irgend ein bürgerliches oder militärisches Amt inne hätten, den Suprematseid*) schwören, eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterschreiben und öffentlich das Sacrament nach dem Ritual der Kirche von England empfangen sollten. Der Herzog von York ward in Folge davon genöthigt, die Stelle eines Lord Großadmirals aufzugeben.

Bis hieher hatten sich die Gemeinen nicht gegen den holländischen Krieg erklärt. Wie aber der König, zur Vergeltung des sehr vorsichtig zugedachten Geldes, seinen ganzen Plan der inneren Politik aufgegeben hatte, fielen sie heftig über seine auswärtige Politik her. Sie verlangten von ihm, Buckingham und Lauderdale aus seinem Rathe zu entlassen, und setzten einen Ausschuß nieder, um zu erwägen, ob eine Anklage gegen Arlington geeignet sei. In kurzer Zeit war die Cabale nicht mehr.

Das Ministerium Danby 1674—1679.

Die Hauptleitung der Angelegenheiten ward jetzt Sir Thomas Osborn anvertraut, der im Hause der Gemeinen vorzügliche Talente für

*) Eine 1534 von Heinrich VIII. eingeführte eidliche Erklärung, daß außer dem Könige für England kein anderes höchstes Oberhaupt in geistlichen und weltlichen Dingen bestehe.

Geschäft und Debatte gezeigt hatte. Osborn wurde Lord Schatzmeister und bald zum Earl von Danby ernannt. Seine Ansichten in Betreff der auswärtigen Politik waren denen der Cabale direct entgegengesetzt. Er beklagte die erniedrigte Stellung, auf welche England herabgebracht sei. Er hätte gern sein Vaterland mit den Mächten vereinigt gesehen, die damals gegen Ludwig verbunden waren. Aber Karl war unersättlich gierig nach französischem Golde; er hatte keineswegs die Hoffnung aufgegeben, eines Tages im Stande zu sein, mit Hülfe der französischen Waffen die absolute Monarchie aufzurichten, und aus beiden Gründen wünschte er ein gutes Vernehmen mit dem Hofe von Versailles zu erhalten.

So blieb England fast ganz unthätig, bis der Krieg auf dem Festlande, nachdem er 7 Jahre gedauert, durch den Frieden zu Nymwegen (1678) beendet wurde. Ludwig XIV. hatte es sowohl verstanden, das Mißtrauen des Parlaments gegen Karl's Unbeständigkeit und Treulosigkeit zu unterhalten, so daß die englische Opposition und die französische Regierung den Wunsch theilten, den König ohne Geld und Heer zu lassen, als er auch den Premierminister Danby, seinen tödtlichen Feind, dadurch zu stürzen wußte, daß er ihn für seinen Freund gelten ließ.

Um einer Anklage gegen seinen ersten Minister vorzubeugen, löste der König (im Januar 1679) das Parlament auf, welches gleich nach dem Anfange seiner Regierung (1661) gewählt worden war, und wagte eine Berufung an sein Volk zu einer Zeit, wo sich mit dem bitteren Gefühle nationaler Erniedrigung dem Auslande, und namentlich Frankreich, gegenüber die Besorgniß für die Erhaltung bürgerlicher und religiöser Freiheit mischte. Denn man schrieb nicht nur dem Hofe einen überlegten Plan gegen die Verfassung zu, der mit fremden Waffen ins Werk gesetzt werden sollte, sondern es verbreitete sich auch das abenteuerliche Gerücht von einer Verschwörung der Katholiken gegen die englische Kirche, welches hinreichte, um das ganze Reich in krampfhafte Bewegung zu bringen. Der Wahlkampf war heftiger, als je. Mit großen Kosten wurden Pferde gemiethet für das Fortschaffen der Wähler, der Gebrauch, Freisassengüter zu zerschlagen, um die Stimmen zu vermehren, datirt aus jener Zeit. Dissenterprediger, welche sich lange vor der Verfolgung in stille Winkel verborgen hatten, tauchten jetzt aus ihren Verstecken hervor und zogen von Dorf zu Dorf, um den Eifer des zerstreuten Volkes Gottes wieder zu entzünden. Die Fluth ging stark gegen die Regierung. Die meisten neuen Mitglieder kamen nach Westminster in einer Stimmung, welche sich wenig von der ihrer Vorgänger unterschied, die Strafford und Laud in den Tower geschickt hatten. Die Anklage Danby's wurde wieder aufgenommen. Er suchte die königliche Gnade nach, aber die Gemeinen behandelten das Gesuch mit Verachtung und bestanden darauf, daß der Proceß seinen Fortgang nehme. Danby jedoch war es nicht, um den es ihnen hauptsächlich zu thun war. Sie waren überzeugt, daß der einzig wirksame Weg, die Freiheiten und die Religion der Nation zu sichern, in der Ausschließung des Herzogs von York vom Throne bestehe.

Die Ausschließungsbill. Die Habeas-Corpus-Acte.

Der König hatte verlangt, daß sein Bruder, dessen Anblick den Pöbel zum Wahnsinn entflammte, sich auf einige Zeit nach Brüssel zurückziehe, aber es schien nicht, als habe dieses Zugeständniß einige günstige Wirkung gebracht. In dieser äußersten Noth nahm der König seine Zuflucht zu Sir Wilhelm Temple. Unter allen zu jener Zeit im Amte stehenden Männern hatte Temple den schönsten Ruf bewahrt. Die Tripel-Allianz war sein Werk gewesen. Er hatte sich geweigert, irgend einen Theil an der Politik der Cabale zu nehmen und, so lange diese Verwaltung die Angelegenheiten leitete, in strengem Privatstand gelebt. Er hatte auf den Ruf Danby's seine Zurückgezogenheit verlassen, Frieden zwischen England und Holland vermittelt und einen Hauptantheil an dem Zustandebringen der Vermählung der Prinzessin Maria, der ältesten Tochter und muthmaßlichen Erbin des Herzogs von York, mit ihrem Vetter, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, gehabt. So rechnete ihm Jedermann das wenige Gute, was von der Regierung seit der Restauration gethan worden, zur Ehre.

Umsonst erbot sich Karl, den Gemeinen jede Sicherheit für die protestantische Religion, die sie nur ausdenken könnten, zu bewilligen, wenn sie nur nicht an die Thronfolgeordnung rühren wollten. Sie wollten von keinem Vergleich hören. Sie wollten nichts als die Ausschließungsbill. Der König prorogirte das Parlament, ertheilte aber zugleich der Habeas-Corpus-Acte die königliche Zustimmung. Denn im Begriffe, über die Thronfolgefrage von seinem Parlament an sein Volk zu appelliren, konnte er es in einem so kritischen Augenblick nicht wagen, eine Bill zu verwerfen, die im höchsten Grade populär war. Diese verordnete freilich nichts, was dem englischen Rechte neu war, aber sie erschwerte den Organen der Regierung die früher gewöhnlichen Mittel, das Gesetz zu umgehen, denn sie unterscheidet genau die Fälle, in welchen ein Engländer verhaftet werden darf, und die Fälle, in welchen Bürgschaft zulässig ist.

Bald nach der Prorogation kam eine Auflösung und eine neue allgemeine Wahl. Der Eifer und die Kraft der Opposition waren auf dem Gipfel. Die Wahlen fielen gegen den Hof aus, der zur Versammlung der Häuser bestimmte Tag rückte näher, und es ward nothwendig, daß sich der König über das einzuschlagende Verfahren entschied. Seine Rathgeber erkannten die ersten schwachen Zeichen eines Wechsels der öffentlichen Stimmung und hofften, daß er durch bloßes Hinausschieben des Zusammenstoßes im Stande sein werde, den Sieg zu sichern. Er entschloß sich daher, das neue Parlament, bevor es in Wirksamkeit trat, zu prorogiren. Gleichzeitig erhielt der Herzog von York, der von Brüssel zurückgekehrt war, Befehl, sich an die Spitze der Verwaltung Schottlands zu stellen.

Bevor man das neue Parlament zur Verrichtung von Geschäften zusammenkommen ließ, verstrich ein ganzes Jahr. Die eine Frage der

Ausschließung beschäftigte die öffentliche Meinung. Alle Pressen und Kanzeln des Reiches nahmen Theil an dem Kampfe. Jede Grafschaft, jede Stadt, jede Familie war in heftiger Bewegung. Die theuersten Bande der Freundschaft und des Blutes wurden getrennt. In dieser Zeit wurden zuerst zwei Spottnamen gehört, welche zwar Anfangs zum Hohne beigelegt, aber bald mit Stolz angeeignet wurden und noch jetzt in täglichem Gebrauch sind. Es ist ein seltsamer Umstand, daß der eine dieser Spottnamen schottischen, der andere irischen Ursprungs war. In Schottland hatten einige von den verfolgten Covenanters vor Kurzem die Waffen gegen die Regierung ergriffen. Diese Eiferer waren sehr zahlreich unter den Landleuten des westlichen Niederlandes, welche gewöhnlich Whigs genannt wurden. So heftete sich die Benennung Whig an die presbyterianischen Eiferer Schottlands und ward auf diejenigen englischen Staatsmänner übergetragen, welche eine Neigung zeigten, dem Hofe zu opponiren. Zu gleicher Zeit boten die Moore Irlands katholischen Geächteten eine Zuflucht. Diese Leute wurden damals Tories genannt. Der Name Tory ward daher Engländern beigelegt, welche sich weigerten, zu der Ausschließung eines katholischen Prinzen von dem Throne mitzuwirken.

Endlich im October 1680 kam das Parlament zusammen. Die Whigs hatten eine so große Mehrheit bei den Gemeinen, daß die Ausschließungsbill alle ihre dortigen Stadien ohne Schwierigkeit durchmachte. Die ganze Nation blickte jetzt mit banger Erwartung auf das Haus der Lords. Der König selbst war zugegen. Die Debatte war lang, ernst und zuweilen wüthend. Aber das Genie des Halifax überwältigte alle Opposition. Er vertheidigte die Sache des Herzogs von York in einer Folge von Reden, welche noch viele Jahre später als Meisterwerke der Beweisführung, des Witzes und der Beredsamkeit erwähnt wurden. Es ist selten, daß Redekunst Stimmen ändert. Aber das Zeugniß von Zeitgenossen läßt keinen Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit die Stimmen durch die Redekunst des Halifax geändert wurden. Die Bischöfe, ihren Lehren treu, unterstützten den Grundsatz des erblichen Rechts, und die Bill ward von einer großen Mehrheit verworfen.

Der König entschloß sich, noch einmal das Experiment einer Auflösung zu versuchen. Ein neues Parlament ward berufen, sich im März 1681 in Oxford zu versammeln. Seit den Tagen der Plantagenets haben die Häuser sich beständig zu Westminster versammelt, außer wenn die Pest in der Hauptstadt wüthete; aber eine so außerordentliche Zeitlage schien außerordentliche Vorsichtsmaßregeln zu erfordern. Wenn das Parlament in seinem gewöhnlichen Versammlungsorte gehalten wurde, so konnte das Haus der Gemeinen sich für permanent erklären und die Magistrate und Bürger von London zu Hülfe rufen. Die Miliz konnte aufstehen. Die Wachen konnten überwältigt, der Palast erstürmt, der König ein Gefangener in den Händen seiner aufrührerischen Unterthanen werden. Zu Oxford war keine solche Gefahr.

Der bedeutungsvolle Tag kam heran. Der König erbot sich aber-

mals, in Alles zu willigen, außer in die Ausschließungsbill. Die Gemeinen waren entschlossen, nichts anzunehmen, außer die Ausschließungsbill. In wenigen Tagen war das Parlament wieder aufgelöst. Der König hatte gesiegt. Die Reaction, welche einige Monate vor dem Zusammentritt der Häuser in Oxford begonnen hatte, nahm in reißender Schnelle zu. Man befürchtete von der Heftigkeit der Whigs, daß sie einen neuen Bürgerkrieg herbeiführen möchten, ihre verzweifelte Opposition schien auf eine zweite Republik, ein zweites Rumpf-Parlament, einen zweiten Usurpator auf dem Throne hinzuzielen. Daher beeilte sich die Mehrheit der obern und mittlern Klassen, sich um den Thron zu schaaren, und man hob die großen Zugeständnisse hervor, welche der König dem Parlamente während der letzten Jahre durch die Testacte und die Habeas-Corpus-Acte gemacht habe, daß aber Pflicht und Ehre von ihm die Verweigerung der Ausschließungsbill verlange.

Karl II. faßte in dieser Krisis den verständigen Entschluß, sich an das Gesetz zu halten, zugleich aber kräftigen und schonungslosen Gebrauch von dem Gesetze gegen seine Gegner zu machen. Er war nicht verbunden, vor Ablauf von drei Jahren ein Parlament zu berufen. Er war nicht sehr verlegen um Geld, denn er war in Frieden mit aller Welt. Er hatte daher reichliche Zeit und Mittel, die Opposition unter verfassungsmäßigen Formen systematisch anzugreifen. Die Richter waren nach seinem Belieben zu entfernen, die Geschwornen wurden von den Sheriffs ernannt, und in fast allen Grafschaften Englands wurden die Sheriffs von ihm ernannt. So begann eine strenge Verfolgung der Whigs, aber innerhalb der gesetzlichen Formen. Dagegen entstanden unter den Whigs zweierlei Complotte, ein umfangreicheres mit der Absicht, Krieg gegen die Regierung zu erheben, und ein kleineres, an welchem nur wenige verzweifelte Mitglieder betheiligt waren zu dem Zwecke der meuchlerischen Ermordung des Königs. Beide Complotte wurden bald verrathen und der König hatte nun freie Hand, für Jahre des Zwanges und der Demüthigung volle Rache zu fordern. Die Häupter der Whigs wurden theils enthauptet (Russel und Sidney selbst ohne loyale Beweise der Schuld), theils verließen sie das Land; viele Burgflecken wurden genöthigt, ihre Privilegien aufzugeben, und die neu bewilligten Freibriefe verschafften überall den Tories das Uebergewicht. Zugleich beruhigte der König die Gemüther wegen der Aussicht auf katholische Thronfolge, indem die Lady Anna, jüngere Tochter des Herzogs von York von seiner ersten Frau, an Georg, einen Prinzen aus dem protestantischen Hause Hannover, vermählt ward. Die Tories konnten sich nun schmeicheln, daß die englische Kirche, ohne irgend eine Verletzung der Thronfolge-Ordnung, wirksam gesichert sei. Der König und sein Erbe standen in ziemlich gleichem Alter. Beide näherten sich dem Abend des Lebens. Die Gesundheit des Königs war gut. Es war daher wahrscheinlich, daß Jakob, wenn er je zum Throne gelangte, nur kurze Zeit regieren würde. Jenseit seiner Regierung bot sich die beruhigende Aussicht auf eine lange Reihe protestantischer Souveraine.

Endlich wagte der König die Schranken zu überschreiten, welche er einige Jahre lang innegehalten hatte, und den klaren Buchstaben des Gesetzes zu verletzen. Das Gesetz wollte, daß nicht mehr als drei Jahre zwischen der Auflösung eines Parlaments und der Zusammenberufung eines andern verstreichen sollten. Aber als drei Jahre nach der Auflösung des Parlaments zu Oxford verflossen waren, ergingen keine Wahlausschreiben. Dieser Bruch der Verfassung war um so tadelnswerther, als der König wenig Ursache hatte, das Zusammentreffen mit einem neuen Hause der Gemeinen zu fürchten. Die Grafschaften waren durchgängig auf seiner Seite, und viele Burgflecken, in denen die Whigs vor Kurzem geherrscht hatten, waren so umgeformt worden, daß man mit Sicherheit erwarten konnte, sie würden nur Hofleute wählen.

Kurze Zeit darauf ward das Gesetz abermals verletzt, und zwar dem Herzog von York zu Gefallen. Karl wagte zu Gunsten seines Bruders eine Ausnahme von der Testacte zu machen. Der Herzog nahm seinen Sitz im Rathe wieder ein und übernahm von Neuem die Leitung der Marine-Angelegenheiten.

Diese Verletzung der Verfassung erregte allerdings einiges Gemurre unter den gemäßigten Tories und wurde selbst von des Königs Ministern nicht einstimmig gebilligt. Halifax namentlich drängte den König, ein Parlament zu berufen, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen, den Herzog von York alles Antheils an der Regierung zu berauben, mit Ludwig zu brechen und eine enge Vereinigung mit Holland auf den Grundlagen der Tripel-Allianz zu schließen. Der Herzog von York auf der andern Seite fürchtete das Zusammenkommen eines Parlaments, betrachtete die besiegten Whigs mit unvermindertem Hasse, schmeichelte sich immer noch, daß der vor fast 15 Jahren zu Dover entworfene Plan noch durchgeführt werden könne, und stellte täglich seinem Bruder vor, wie ungeeignet es sei, Einem, der im Herzen ein Republikaner, das Geheimsiegel zu lassen. Im Jahre 1685 (6. Febr.), während die feindlichen Parteien ängstlich Karl's Entschluß erwarteten, starb er und eine neue Scene öffnete sich. Der heftigen Reaction, welche die Whigpartei zu Boden geworfen hatte, folgte eine noch heftigere Reaction in der entgegengesetzten Richtung.

59. Jacob II. Die englische Revolution von 1688.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Jacob II. bestieg den Thron ohne das geringste Hinderniß; alle von ihm in der Stille getroffenen Anstalten gegen etwaigen Widerstand erwiesen sich überflüssig.

Als im Mai 1685 das Parlament zusammenkam, einigte man sich

leicht über die Bewilligungen auf Lebenslang, und als die Meldung kam, es sei ein Haufe Rebellen in Schottland gelandet, welche in ihren Proclamationen den König einen Usurpator und Tyrannen schimpften, sprach sich warmer Antheil an des Königs Sache in Wort und That aus.

Es war das die Landung des Grafen von Argyle, von Holland her unternommen, welches damals der Sitz aller Mißvergnügten von Großbritannien war. Hier befand sich auch Karl's II. natürlicher Sohn, der Herzog von Monmouth, und beide Männer von übel berathenem Ehrgeiz wurden unter sich in so weit einig, daß jeder die Aufwiegelung seiner eigenen Landsleute übernahm. Argyle ging mit 800 Schotten nach den Hochlanden ab, binnen einer Woche sollte Monmouth unter Segel nach der Küste von England sein. Aber Monmouth's Einschiffung verzögerte sich in Amsterdam, und als er endlich an der Küste von Dorsetshire erschien, war Argyle schon verloren, ward wenige Tage darauf gefangen, und harrte seiner Hinrichtung. Der Herzog von Monmouth stellt in seiner Proclamation sich als Ober-Anführer der protestantischen Kriegsmacht des Königreiches dar; sein Ziel ist die Sicherstellung der protestantischen Religion gegen die Angriffe des Königs, welchem er unter zahllosen Beschuldigungen auch die Vergiftung seines eignen Bruders und Königs vorwirft. Als er binnen vier Tagen sich an der Spitze von 3—4000 Mann sah und von der andern Seite vernahm, das Parlament habe einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, ließ er sich zum Könige ausrufen, und zwar als König Jacob II., setzte einen Preis auf den Kopf des Thronräubers Jacob, Herzogs von York, und gebot dem Parlament, sich binnen zehn Tagen aufzulösen, widrigenfalls dasselbe für eine aufrührerische Versammlung werde erklärt werden. Als aber nun die Botschaft von der Hinrichtung des standhaften Argyle einlief, sprach der Mann, der nach der Krone griff, im Kriegsrathe von Rettung an die Seeküste und das Schimpflichste wäre geschehen, wenn nicht Lord Grey, der etwas von dem Muthe der Standesehre besaß, sich mit Entschiedenheit widersetzt hätte. Ein nächtlicher Ueberfall auf Lord Feversham, der mit nur 2000 Mann und 500 Reitern, übrigens gedienten Leuten, in der Nähe stand, war so mangelhaft und unkräftig, daß ein einziger Wassergraben Alles verdarb. Grey ward zuerst gefangen, den Herzog fand man in einem Graben, tief unter Farrenkraut versteckt. Er kam nach London, ward mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König gebracht, welchen er durchaus sehen, dem er etwas offenbaren wollte. Der Unglückliche lag auf den Knieen hingestreckt, hatte nichts zu entdecken, nur zu flehen, sich als einen Verführten darzustellen, welchem allein Grey den königlichen Titel aufgezwungen habe. Dieser suchte und erhielt später durch Geständnisse zum Nachtheil Anderer seine Begnadigung. Aber Monmouth litt geduldig einen schmerzlichen Tod. Denn nach drei vergeblichen Streichen warf der Scharfrichter das Beil weg, betheuerte, sein Muth sei dahin. Aber die Sheriffs ließen ihn nicht los, und mit dem fünften Streiche trennte er das Haupt vom Rumpfe.

Jacob verlangte für seine ferneren Ziele zweierlei: ein stehendes Heer im Lande mit einem Kerne von katholischen Officieren darin, und eine Abänderung der Habeas-Corpus-Acte.

König Karl hatte seit Jahren sechs englische Regimenter in holländische Dienste gegeben; so kosteten sie ihm nichts, blieben in Uebung und konnten gelegentlich, wenn einmal eine innere Unruhe entstände, herübergezogen und um so sicherer gegen die Landsleute gebraucht werden, als die lange Abwesenheit sie diesen entfremdet hatte. Auch ließ Jacob gegen Monmouth einen Theil davon kommen und wünschte die 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, die er gegen Monmouth aufgestellt, beizubehalten, ganz wie sie waren, mit einer Menge von katholischen Officieren darin, gegen deren Anstellung Niemand in dem Drange der Umstände etwas eingewendet hatte. Zu dem Ende mußte die Testacte beseitigt werden.

Als nun im Spätherbst das Parlament wieder zusammentrat, begehrten die Gemeinen keine Bestrafung der bisher angestellten katholischen Officiere nach der Strenge des Gesetzes, wohl aber ihre unverzügliche Entlassung. Man ging bescheiden aber standhaft zu Werke. Jacob jedoch zog es vor, das Parlament schleunig zu entlassen, denn er sah, wie auch das Oberhaus in Schwanken gerieth. Durch den Widerstand gereizt, befahl er für jeden katholischen Officier ein Patent unter dem großen Siegel auszufertigen, welches ihn für seine Person von den gesetzlichen Bestimmungen ausnahm, welche seinen Glaubensgenossen entgegenstanden. Jacob stützte sich dabei auf die Macht der Krone, in einzelnen Fällen von dem allgemeinen Ausspruche der Strafgesetze zu dispensiren.

Als einige protestantische Geistliche zur römischen Kirche übertraten, erhielten auch sie Dispensationen für ihre Person, durften die Einkünfte ihrer Stellen fortbeziehen, zum Theil sogar ihre Aemter fortverwalten. Jacob verließ sich auf seine 12 Bataillons und 35 Schwadronen in der Nähe der Hauptstadt und griff die Sache getrost nun auch in Schottland an. Als dort das Parlament jede Milderung zu Gunsten der Katholiken mit Abscheu verwarf, sprach Jacob die Prorogation aus und erklärte aus eigener Machtvollkommenheit die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Privatwohnungen für erlaubt im Königreiche, befahl auch kraft des Dispensationsrechtes der Krone, daß gewisse namentlich angeführte Personen zu kirchlichen Pfründen sollten zugelassen werden, ohne den Testeid leisten zu dürfen. Von der Dispensation ging es dann raschen Schrittes weiter zur Suspension und Aufhebung von schottischen Gesetzen, indem das Jahr darauf (1687) volle Duldung für Presbyterianer, Quäker und Katholiken verkündigt ward und endlich Jacob alle Gesetze gegen die Katholiken aufhob, die während der Minderjährigkeit seines Großvaters gegeben worden.

Den Testeid verbot er mit dem Zusatze, das Parlament werde ohne Zweifel bei seiner nächsten Zusammenkunft diese Maßregel billigen. Alsbald gingen Dankadressen von Dissenters aller Art ein; dagegen

war der Bruch mit der anglicanischen Kirche erklärt und der Riß ging um so tiefer, als jetzt, da aller Staatszwang aufhörte, Unzählige sich von der Hochkirche lossagten und zu den Dissenters strömten. Am 10. Juni 1688 genas die Königin von einem Prinzen. Uebelwollende behaupteten, das Kind sei untergeschoben. Obgleich dieser Behauptung jede Stütze abging, fand sie dennoch Glauben; denn schon ward Alles gern im Volke geglaubt und verbreitet, was das königliche Haus in Nachtheil setzte. Jene gütliche Sühne, welcher man sich früher getröstete, durch die Thronfolge der protestantischen Töchter Jacobs, Mariens und Annens, war jetzt abgeschnitten. Daher traten nun sieben Männer von der ersten Bedeutung zusammen: die Grafen von Shrewsbury, von Devonshire und Danby, der Bischof von London, Lord Lumley, Henry Sidney, Bruder des hingerichteten Algernoon, und Admiral Russel, unterzeichneten im Hause des Grafen Shrewsbury eine chiffrirte Adresse an Wilhelm von Oranien mit der dringenden Bitte, zu kommen; neunzehn Zwanzigstel von England harrten seiner; und er würde seine Freunde gerüstet finden. Als König Ludwig 10,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter bei Nymwegen vereinigt sah und eine niederländische Flotte von 60 Kriegsschiffen in voller Rüstung, bot er dem Könige von England den Beistand seiner Flotte an. Aber Jacob, ein zärtlicher Vater, wollte nicht glauben, daß seine Tochter beabsichtige, ihn vom Throne zu stürzen. Als aber daran kein Zweifel mehr war, folgte bald eine kleinmüthige Zurücknahme der andern auf dem Fuße. Eine Erklärung an das Volk: der König baue auf seine Treue, wolle mit ihm leben und sterben; der Befehl, die katholischen Officiere aus dem Heere zu entfernen, die Verkündigung völligster Wahlfreiheit für das nächstens zu versammelnde Parlament. Daneben aber ward mit aller Macht gerüstet, zu Wasser und zu Lande, der Prinz von Wales getauft, und die Echtheit seiner Geburt auf's Neue umständlichst dargethan.

Am 5. November 1688, gerade hundert Jahre seit der Armada, trat Wilhelm in der weiten Seebucht Torbay ans Land. Man erblickte an seinem Hauptmaste die englischen Farben mit der Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheiten von England" und darunter den Wahlspruch der Nassauer: Je maintiendray. Die königliche Flotte hatte ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt, sei es, daß der Wind, sei es, daß die unsichere Stimmung der Gemüther den biedern Sinn ihres Anführers, des Lord Dartmouth, lähmte. Am 10. November versuchte Lord Cornbury, Clarendon's Sohn, drei königliche Reiter-Regimenter zu Wilhelm überzuführen. Obgleich dieses Unternehmen nur zum kleinsten Theile gelang, da bei weitem die Mehrzahl der Truppen treu blieb und Cornbury als ein Flüchtling im holländischen Lager ankam, so datirt der unglückliche Monarch doch selbst in seinen hinterlassenen Papieren seinen Untergang von diesem Ereigniß. Er befand sich damals noch in London und hatte den Feversham vorausgeschickt, jetzt kam die Schreckensnachricht in die Hauptstadt von drei desertirten Regimentern, und der König wagte sich nun nicht in das Lager, fürchtete

Verrath an seiner Person, gab jetzt dem früher zurückgewiesenen Rathe des Pater Petre Raum, es sei besser, daß er in der Hauptstadt bleibe und seinen Knaben nach Frankreich hinüber rette. Als hernach die günstigeren Nachrichten kamen, ging er zwar wirklich zum Heere ab, allein in seinem Kriegsrathe zu Salesbury gaben, die es treu meinten, den feigen Rath zum Rückzuge nach London, die Ungetreuen aber riethen kühn, hier den Feind zu bestehen. Der König aber gab nun jenen Recht, und seinen Argwohn, daß ein Theil der Anführer ihn seinen Feinden überliefern wolle, schien die nahe Zukunft zu bestätigen. Selbst der Mann, welcher im Kriegsrathe am kühnsten von Allen aufgetreten war, der General-Lieutenant Lord Churchill ging mit mehreren Officieren seines Regiments zu Wilhelm über, und all der blendende Glanz seiner spätern Tage hat den Herzog von Marlborough nicht von dem Flecken befreit, selber verrathen und zum Verrathe verleitet zu haben. Am 24. November kam die Nachricht, Prinz Georg sei die letzte Nacht zum Prinzen Wilhelm geritten. Jacob beschloß, einen Versuch zu machen, ob noch ein Strahl von Hoffnung bleibe und berief ein Parlament auf den 15. Januar, sagte eine Amnestie ohne alle Beschränkung zu, schickte hierauf Bevollmächtigte in das Hauptquartier des Prinzen, ihm anzukündigen, alle Beschwerden, die er erhoben und als den einzigen Grund seiner kriegerischen Landung selbst bezeichnet habe, wären nunmehr beseitigt; so möge er denn der Hauptstadt nicht näher rücken, damit ein wahrhaft freies Parlament, ungestört vom Getöse der Waffen, Statt finden könne. Bis zum sechsten Tage hielt der Prinz die Gesandten hin, ertheilte dann auf den Hauptpunkt die Antwort, wenn Seine Majestät während des Parlamentes in London zu bleiben beabsichtige, begehre er mit gleicher Macht dort anwesend zu sein und werde einstweilen bis auf eine mäßige Entfernung vorrücken. Als Jacob dies vernahm, entfernte er gleich die Königin und den Thronerben nach Frankreich und gab der ungern Scheidenden das Versprechen mit, ihr binnen 24 Stunden zu folgen. Er ahnte nicht, daß er außer Stande sein werde, auch dieses sein Wort zu erfüllen. Denn, wenn die Flucht seiner Gemahlin leidenvoll war, wie sie in ihrer Verkleidung mit dem Säugling und seiner Amme in der Winterkälte, ängstlich vor der Entdeckung, harren, dann in offenem Boote unter Wind und Regen den Strom entlang fahren mußte, um das rettende Schiff zu erreichen, so ward doch das Ziel glücklich gewonnen, allein dem Könige war das schmerzlichste Mißlingen und unerhörte Demüthigung aufgespart. Bevor er die Flucht versuchte, entließ er durch ein Schreiben an den Lord Feversham sein Heer, fuhr dann in tiefer Nacht, am 11. December, über die Themse, warf stillschweigend das große Siegel in den Strom, bereitgehaltene Pferde brachten ihn vom jenseitigen Ufer nach dem Flecken Faversham, während zu Whitehall der Geheimerath seiner wartete; denn er war absichtlich, um zu täuschen, auf den Morgen zur Versammlung angesagt. Der Herzog von Northumberland öffnete zur bestimmten Stunde das Gemach des Königs,

man trat ein, fand es leer. Auf diese Nachricht brach in London die Volkswuth gegen die Katholiken aus, man griff ihre Häuser an, zerstörte ihre Capellen, gefährdete selbst die Gesandten der katholischen Mächte. Wilhelm hatte auf die hocherwünschte Nachricht, daß der König entflohen sei, seine Bewegung auf London beschleunigt, und war gewiß am unangenehmsten überrascht, als hernach die Botschaft kam, der König sei, im Begriffe sich einzuschiffen, von Fischerleuten festgehalten, mißhandelt und rein ausgeplündert worden, er habe sich endlich zu erkennen gegeben, sei nach Faversham gebracht, wo die Obrigkeit ihn vor der rohen Menge zu schützen suche, an welche Jacob, ganz betäubt, bald flehende Bitten, bald Drohungen verschwende. Zuletzt erschienen zwei dienstfertige Officiere im Hauptquartier und machten die Meldung, der König sei in sicherem Behalt, ganz zur Verfügung seiner Hoheit des Prinzen. „Warum ließet ihr ihn nicht gehen?“ sprach Doctor Burnet. Mittlerweile fand Jacob Mittel, durch einen Landmann einen Brief nach London zu senden. Hier saßen dreißig Peers in Guildhall zusammen, um in diesem außerordentlichen Falle die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Als diese den Nothstand ihres Königs erfuhren, sandten sie 2000 Garden unter Lord Feversham ab. Unter ihrem Schutze kehrte Jacob noch einmal nach Whitehall zurück. Hier vernahm er, die dreißig Peers wären schon mit dem Prinzen in Verbindung getreten, hätten ihm für seine Ueberkunft zu „Englands Befreiung von Papstthum und Knechtschaft“ in einer Adresse Dank gesagt. Also auch von dieser Seite keine Stütze mehr! Nun beschickte Jacob seinen Schwiegersohn, bat um eine Unterredung. Dieser befand sich bereits in Windsor, behandelte den königlichen Abgesandten Lord Feversham als einen Gefangenen und wollte von der Zusammenkunft aus dem Grunde nichts wissen, weil er sich in die Hauptstadt nicht wagen dürfe, so lange diese von königlichen Truppen besetzt sei. Die Nacht darauf weckte man den König aus dem Schlafe, drei Lords, unter welchen Halifax, brachten ihm die schriftliche Weisung des Prinzen, am nächsten Morgen den Aufenthalt in Whitehall mit dem Schlosse Ham zu vertauschen, Alles um der Ruhe der Hauptstadt und der größeren Sicherheit des Königs willen. Jacob erbat sich Rochester zum Aufenthalt und ward auf der Themse unter holländischer Bedeckung dahin abgeführt. Drei Stunden nach seiner Abreise befand sich Wilhelm mit 6000 Mann zu St James. Nachdem Jacob vier unmuthige Tage in Rochester verlebt hatte, räumte er von freien Stücken das Feld; denn fortwährend schwebte ihm das Wort seines Vaters vor: „Von dem Gefängnisse eines Königs sind nur wenige Schritte bis zu seinem Grabe.“ Nun kam vollends ein Brief der ungeduldigen Königin, welcher die Sorge um Jacob's Ausbleiben keine Ruhe ließ; Wilhelm hatte ihn öffnen lassen und schickte ihn. Dieser gab den Ausschlag. Nach einer stürmischen Fahrt von zwei Tagen gelang die Landung an der französischen Küste zu Ambleteuse. Von da eilte Jakob nach St. Germain-en-Laye, wo König Ludwig seiner

Gemahlin und seinem Kinde eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Großmuth ausgestattet hatte. Ludwig führte ihn hier selber ein, wo ein glänzender Hofstaat und 50,000 Thaler monatlich, die keine Unterhandlung kosteten, wie ehemals, seiner warteten. Beide Monarchen hielten sich in den Armen, die französischen Höflinge aber ringsum staunten den seltenen Sterblichen an, der, wie sie sagten, „drei Königreiche für eine Messe hingegeben hatte". In denselben Tagen empfing Wilhelm das Abendmahl aus den Händen des Bischofs von London und alles gestaltete sich in der Art, als müsse der politische Traum Oliver Cromwell's von einer Verbindung zwischen Großbritannien und der Republik der Niederlande unverzüglich in Erfüllung gehen.

Die Lords ermächtigten den Prinzen von Oranien, auf den 22. Januar 1689 eine Parlaments-Versammlung zu berufen, um den Zustand der Nation sicher zu stellen. Der Prinz trug aber billiger Weise Bedenken, eine so wichtige Vollmacht allein aus den Händen der Lords entgegen zu nehmen und berief auch eine Art Unterhaus, bestehend aus dem Lord Major, den Aldermännern und 50 Mitgliedern des Gemeinderathes von London, so wie allen denjenigen Männern, welche in einem der Parlamente Karl's II. gesessen hatten, so viele man deren in der Eile zusammenbringen konnte. Dieses improvisirte Unterhaus unter dem Namen „Convention" bestätigte die Vollmacht des Prinzen, der nun neue Wahlen anordnete.

Bald zeigte sich, daß die beiden extremsten Maßregeln, nämlich einerseits die Herstellung Jacob's II., andererseits die Errichtung der Republik, am wenigsten Anhänger fanden. Die Bischöfe und die Tories forderten eine Regentschaft, bis Jacob todt oder sein Sohn erwachsen sei. Diesen gegenüber stand die Partei, welche den Prinzen von Oranien zum Könige wollte, aber in zwei Fractionen getheilt, denn die einen wollten ihm nur den Titel, seiner Gemahlin Maria aber das Regierungsrecht, die andern dagegen ihm volles Königsrecht verleihen. Um desto rascher und sicherer eine Einigung herbeizuführen, traten Abgeordnete beider Häuser zu einer Conferenz zusammen. Doch den Ausschlag gab die Erklärung des Prinzen, daß er keine Regentschaft annehme, wodurch er nur so lange König sein würde, als seine Gemahlin am Leben bleibe; er sei bereit, mit seinem Heere nach Holland zurückzukehren; wolle man ihn aber halten, so sei er, der Kinderlose, auch jederzeit erbötig, den Kindern der Prinzessin Anna den Vorzug zu lassen vor Kindern, die ihm etwa eine künftige Ehe bringen möchte.

Das Oberhaus gestand sich, daß man nur zwischen Wilhelm's Bleiben und der rächenden Rückkehr Jacob's II. zu wählen habe, und beschloß am 6. Februar (mit 65 gegen 45 Stimmen), der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollen König und Königin von England und den dazu gehörigen Gebieten sein. Das Unterhaus ergänzte diesen Beschluß durch den Zusatz: alle Regierungshandlungen sollen in beider Namen geschehen, aber die königliche Macht dem Könige allein beiwohnen, übrigens unbeschadet jenes Vorzuges in der Erbfolge, welchen

Wilhelm selbst den Kindern Anna's angeboten habe. In der Folge fügte das Parlament noch die Bestimmung hinzu, daß das Thronfolgerecht schon durch die Verheirathung mit einem Katholiken verloren gehe.

An demselben Tage (11. April), an welchem das Königspaar in Westminster gekrönt wurde, rief auch eine „Convention" in Schottland, mit Ausschließung des „vorgeblichen" Prinzen von Wales, beide zu Herrschern von Schottland aus. Nur in Irland mußten erst die Waffen entscheiden, ob hier Wilhelm oder Jacob König sein solle. Als Jacob Abschied nahm, um sich nach Irland einzuschiffen, entließ ihn der König Ludwig mit den Worten: das Beste, was er ihm wünschen könne, sei, ihn nie wiederzusehen. Allein nur kurze Zeit verlief nach der blutigen Schlacht am Boynenflusse (1. Juli 1690) und Jacob war zum zweiten Male entfernt, und schiffte sich abermals nach Frankreich ein. Seit 1691 herrschte Wilhelm auch über Irland; aber wie hätte er vermocht, dort die Unbill vieler Jahrhunderte hinwegzutilgen und die Bahn zur wechselseitigen Anerkennung der verschieden Gläubigen zu eröffnen, er, dessen Duldungsplane selbst auf englischem Boden scheiterten? Die Aufhebung der Testacte zum Besten der protestantischen Dissenters zu erreichen, gelang ihm nicht, genug, daß ihre Straflosigkeit durchging. So weit stand die kirchliche Bildung des Zeitalters hinter der politischen zurück; denn in dieser machte man bald einen gewaltigen Fortschritt durch die Sicherstellung der Verantwortlichkeit der Minister, indem der König für diesen Fall auf das Begnadigungsrecht der Krone verzichtete. Auch sind die ersten Einleitungen zur Abscheidung des Staatshaushaltes von dem Privathaushalte der königlichen Familie unter dieser Regierung geschehen, wenn gleich das Ziel erst unter dem vierten Wilhelm erreicht ward. Ebenso ist zu der Unabhängigkeit des Gerichtswesens der feste Grund unter Wilhelm gelegt worden, indem den Richtern in den drei höchsten Gerichtshöfen die Lebenslänglichkeit ihres Amtes angedieh. König Wilhelm betrieb ferner schon im ersten Jahre seiner Regierung die Vereinigung der Parlamente von England und Schottland, und noch wenige Tage vor seinem Tode mahnte er beide Häuser an dieses hochwichtige Werk, dessen Vollführung er nicht erleben sollte.

Ueber ein halbes Jahrhundert dauerten des vertriebenen Königshauses Versuche, den Thron wieder zu gewinnen. Nach Jacob's II. Tode (1701), der den Anfang jener Versuche auf irischem Boden gemacht hatte, erkannte Ludwig XIV. dessen Sohn als König Jacob III. an, und für diesen eröffneten sich einige Male während des spanischen Erbfolgekrieges günstige Aussichten. Glänzender noch waren diese, als dessen Sohn, der sogenannte Prätendent, Karl Eduard, während des österreichischen Erbfolgekrieges mit Frankreichs Hülfe in Schottland auftrat, dort allgemeinen Anhang fand und, von da in England vordringend, den Thron Georg's II. erschütterte, bis die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) — zugleich die letzte auf englischem

Boden — den Prätendenten zu einem heimatlosen Flüchtling machte, der wie durch ein Wunder gerettet wurde. Sein Bruder, der Cardinal Heinrich von York, der letzte des Hauses Stuart *), starb 1807.

60. Spanien unter Karl II.

(Nach F. W. Schubert in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch.)

Spaniens Machtlosigkeit (S. 290) erreichte erst ihren höchsten Punkt unter dem unglücklichen Karl II. Dieser befand sich erst in seinem vierten Lebensjahre, als er zur Regierung gelangte, zeigte aber einen so wenig entwickelten Körper und eine so geringe geistige Regsamkeit, daß ein langes Leben und eine selbständige Regierung bei ihm nicht zu erwarten stand. Die vormundschaftliche Regierung wegen seiner Minderjährigkeit führte die Königin Mutter, Maria Anna, die durch die unglücklichste Wahl ihres Principalministers Neidhard das schon so entnervte Reich noch tiefer an den Rand des Verderbens führen sollte.

*) Ueber das ganze Geschlecht der Stuarts schreibt Fr. v. Raumer (Elisabeth und Maria, S. 582 ff.):

„So wie es unglückliche Personen gibt, so unglückselige Geschlechter. Die Schicksale Maria's bilden nur eine Scene in dem endlosen, furchtbaren Trauerspiele der Stuarts. Ihr Ahnherr, im sechsten Geschlechte aufwärts, König Robert III., hatte einen Neffen Alexander Stuart, welcher im Anfange des 15. Jahrhunderts Malcolm Drummond, den Bruder der Königin von Schottland, ermordete und dessen Witwe Isabella mit ihrer Zustimmung heirathete; — ein Gegenstück oder Vorbild der Geschichte Darnley's, Bothwell's und Maria's! Der Herzog von Albanien, König Robert's Bruder, warf dessen Sohn, seinen Neffen Rothsay, ins Gefängniß und ließ ihn hungern, bis er sich das Fleisch von den Gliedern nagte und endlich starb. Sobald Rothsay's Bruder Jacob I. (Maria's Ururältervater) den Thron bestiegen hatte, suchte und fand er Gelegenheit, alle Söhne enthaupten zu lassen, wofür er im Jahre 1436 (wiederum zum Theil von eigenen Verwandten), überfallen und mit 16 Wunden getödtet wurde. Jacob II. (Maria's Urältervater) ließ zwei seiner Vettern (die Douglas) enthaupten, ermordete den dritten mit eigener Hand und kam bei der Belagerung von Roxburg gewaltsam ums Leben. Sein Sohn Jacob III. (Maria's Ältervater) gerieth zuerst in blutige Fehde mit seinem Bruder, dem Herzoge von Albanien, und dann mit seinem eigenen Sohne. Er verlor gegen diesen die Schlacht bei Sauchieburn und ward auf der Flucht meuchlings ermordet. Jacob IV. (Maria's Großvater) fand in der rechtswidrig gewonnenen Herrschaft nicht das gehoffte Glück, und ward in der Schlacht bei Flodden erschlagen. Jacob V. (Maria's Vater) verfiel aus Schmerz über Ungehorsam des Adels und getäuschte Plane in Wahnsinn und starb acht Tage nach der Geburt seiner Tochter!

So die Ahnherren Maria's! Darauf die Nachkommen: Jacob I. (VI.), Karl I., Karl II. und Jacob II., vier Könige von denen schwer zu sagen ist, ob sie unglücklicher waren oder unwürdiger? Bevor die Stuarts zum zweiten Male und für immer die Herrschaft verloren, ließ Jacob II. seinen Neffen, den Herzog von Monmouth, hinrichten und schloß hiermit die dreihundertjährige Reihe blutiger Thaten und Schicksale des unseligen Geschlechts!"

Karl II. entwickelte auch in den reiferen Jahren an Körper und Geist die traurigste Schwäche, konnte zur Mündigkeit des eigenen Urtheils als Regent niemals gebracht werden, und er bleibt nur jenen merowingischen Schattenkönigen zu vergleichen, wobei inzwischen für Spanien die kräftige Hand des leitenden Maior domus vermißt wird. Nach dem durch den innern Zwang gebotenen Frieden mit Portugal (1668), löste das spanische Heer aus Mangel an Sold sich fast gänzlich auf; in den späteren Kriegen des siebenzehnten Jahrhunderts stützte sich Spanien vorzugsweise auf Streitkräfte anderer Staaten, die es vermittels Subsidien sich angeeignet hatte, ohne für deren regelmäßige Zahlung aufkommen zu können. Dadurch gerieth dasselbe in neue Verwicklungen, wobei der größere Verlust immer auf Seiten Spaniens stand und das früher so kräftig behauptete Ansehen eines Staates von erstem Range gar nicht mehr zu erkennen war. Nicht einmal auf den damals für Spanien als unentbehrlich geachteten jährlichen Gewinn der edlen Metalle aus den amerikanischen Bergwerken konnte mehr sicher gerechnet werden, weil die spanische Flotte die ungefährdete Geleitung der Absendung derselben nach Europa nicht mehr auszuführen vermochte. Bald hatte sie einen bedeutenden Verlust durch kühne Seeräuber zu beklagen, die ungestraft im Angesicht der spanischen Colonieen in Amerika sich fest ansiedeln durften, bald mußte sie unmittelbar vor den spanischen Häfen den sehnsüchtig erwarteten Schatz den überlegenen Händen der Holländer oder Engländer überlassen.

Dahin war es mit der Erbschaft des großen Kaisers Karl V. schon bei seinem Urenkel im fünften Grade gekommen, dahin war das herrliche Reich Spanien gesunken, welches, bei bedeutendem Länderumfange mit ansehnlicher Bevölkerung begabt, von der Natur herrlich ausgestattet, trefflich für den Völkerverkehr gelegen, zu den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Bedingungen in blühendem Zustande, hochgeehrt, mächtig, gebieterisch, anderen Ländern und Staaten zum Musterbeispiel gedient hatte. Und diese Machtlosigkeit und Selbstvernichtung blieben nicht rasch vorübergehende Zustände, sie bildeten das eigenthümliche Gepräge des Landes für ein Jahrhundert. In ihm verharrten alle verderblichen Mängel eines gehemmten Gewerbefleißes, einer zurückgebliebenen geistigen Bildung, eines verkümmerten Zustandes des ganzen Volkes.

Unter solchen Verhältnissen zog indeß das nahe bevorstehende Aussterben der männlichen Nachkommen aus dem Hause Habsburg-Spanien, da von Karl II. keine Erben erwartet wurden, die gespannteste Aufmerksamkeit aller Mächte Europa's auf das Reich Spanien. Je länger die Erwartung ausblieb, um so gespannter erschien das politische Verhalten derselben gegen einander. Der verfallene Koloß, gedacht als ein neu hinzutretender Theil eines anderen großen und kräftigen Staates, wie dies durch Benutzung erbschaftlicher Ansprüche geschehen konnte, wurde ein Schrecken erregender Gegenstand für die Erhaltung des politischen Gleichgewichts. Zwischen der französischen und der österreichischen

Macht mußte hierüber der Hauptstreit ausgeglichen werden. Ludwig XIV. gedachte nur daran, auf welche Weise er am angemessensten und vollständigsten die Rechte seiner Gemahlin als ältester Tochter des Königs Philipp IV. und ihrer gemeinschaftlichen Kinder für sein Haus würde geltend machen können, gleich als ob er durch die von ihm mit einem Eidschwur bekräftigte Entsagungsacte nur einen neuen Antrieb erhalten hätte, als Haupterbe aufzutreten. Als der sicherste Fortschritt zur glücklichen Erfüllung dieser Aussichten erschien die Niederbeugung des Hauptgegners, der österreichischen Macht. Hiefür hatten die Cardinäle Richelieu und Mazarin bereits mit äußerster Anstrengung gearbeitet und konnten sich der ersprießlichsten Resultate erfreuen. Ludwig XIV. fuhr auf so günstiger Grundlage mit verstärkter Macht und noch größerer Energie fort, seine Operationen gegen Kaiser Leopold I. auszuführen. Indem er das Reich bekriegte, galt es die große spanische Erbschaft; indem er Schweden und die hohe Pforte zu wiederholten Malen zum Kampfe gegen den Kaiser antrieb, blieb das Ziel seiner Politik unverrückt nur auf die belgischen Provinzen und das Land jenseits der Pyrenäen gerichtet.

Ludwig verfolgte indeß seine Absichten, Frankreich auf Kosten der spanischen Macht auch noch bei Lebzeiten der letzten Könige aus dem Hause Habsburg zu vergrößern. Schon 1662 hatte der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog de Medina de las Torres, auf indirecte Weise dem französischen Gesandten eingeräumt, daß Spanien selbst dereinst, bei erfolgtem Aussterben des königlichen Hauses, sich gleichgültig verhalten würde, wenn das Haus Bourbon gegen die Entsagungsacte seine Ansprüche auf die Krone Spanien geltend machen sollte. Frankreich hoffte, dadurch eine solche Anerkennung seiner überlegenen Macht für seine Anforderungen an Spanien unter allen Umständen sich erworben zu haben, daß es sofort mit neuen Ansprüchen hervortreten könnte, deren Abwickelung nicht erst auf den Tod des Königs Karl II. zu warten hätten, sondern gleich ihre Erledigung durch das Ableben Philipp's IV. finden müßten. Dies sollte in Folge des in einigen belgischen Provinzen geltenden Devolutionsrechtes erreicht werden (s. S. 312).

Im Friedensvertrage zu Aachen opferte Spanien an Frankreich die ganze Reihe Festungen von der Sambre ab bis zur Seeküste, die mit Charleroi, Binch, Ath beginnt, über Douay, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentières und Courtray fortgeht und in Bergues und Furnes endigt. Alles Land, was zwischen denselben liegt, oder unter einem andern Rechtsgrunde zu ihnen gehörte, wurde gleichfalls an Frankreich überlassen.

Spanien hatte seit diesem Friedensschlusse aufgehört, für die noch folgenden Jahrzehende des Jahrhunderts als Macht für sich zu handeln. In den innern Verhältnissen mit jedem Jahre mehr zerrüttet, in den auswärtigen ohne alle Achtung, bietet es nur da einen Gegenstand zur historischen und politischen Betrachtung dar, wo andere Mächte

wider seinen Willen sich mit ihm beschäftigten, oder wo es nicht minder gezwungen, in Streitigkeiten anderer Mächte verwickelt, seine natürlichen Kräfte gebrauchen mußte, doch niemals anders, als um mit neuen empfindlichen Opfern zu büßen und den traurigen Zustand seiner politischen Vernichtung noch tiefer hinabzudrücken.

Der aachener Friede hatte für eine kurze Zeit die Politik Ludwig's XIV. von Spanien auf die Republik Holland gewandt, welche ihn nicht minder durch den Abschluß der Tripel-Allianz gereizt hatte, als sie ihm jetzt durch die neu einverleibten Erwerbungen bequemer zum Angriff gestellt war. Inzwischen zog der Ausbruch des zuletzt mit wahrer Erbitterung vorbereiteten Kampfes gegen Holland neue Leiden über Spanien herbei und breitete sie fast über jeden Theil dieses umfassenden Staates aus, da der Krieg nach und nach alle bedeutenden Mächte und deren Colonieen in den übrigen Erdtheilen mit hinein verwickelte.

Spanien, so sehr es auch durch diesen Angriff in seinem eigenen Interesse verletzt und bei der Nähe des Kampfschauplatzes vielfach von den französischen Truppen bedrückt wurde, blieb theilnahmlos, aber in großer Besorgniß vor dem von den Engländern angedrohten Angriff auf seine Colonieen in Amerika und den dorthin geführten Handel. Erst das zu große Selbstvertrauen des Siegers, das zur übermüthigen Verunglimpfung aller Rechte der neutralen Mächte verführt hatte, mußte dem kaiserlichen Ministerium die Augen öffnen, wohin der ganze Continent Europa's gerathen würde, wenn kein entschlossener Widerstand seinen ehrgeizigen und ländersüchtigen Plänen sich entgegenstellen sollte. Spanien mußte nun, auf Betrieb des nah verwandten Hofes, mit dem Kaiser und Holland am 6. October 1673 ein Bündniß gegen Frankreich eingehen, aber es entschloß sich nicht früher zu diesem Schritte, als bis Ludwig XIV. allen Zweifel benahm, daß er nach Vernichtung der Republik der Niederlande auch die zwischen dieser und seinem Hauptstaate liegenden spanischen Besitzungen an sich reißen würde. Doch auch jetzt dachte Spanien an keine ernste Anstrengung oder an die Aufbietung außerordentlicher Kräfte.

Juan d'Austria, der natürliche Bruder des Königs, und die Männer seiner Partei hofften den Staat aus dieser verachtungswerthen Stellung herauszureißen, sobald der Einfluß der Königin Mutter vernichtet wäre. Es gelang ihnen, den König in seinem sechszehnten Jahre zu bestimmen, die Regierung selbst zu übernehmen (Jan. 1677). Die Königin Mutter zog sich darauf nach Toledo zurück, da ihr Günstling, der Großstallmeister Fernando de Valenzuela, den sie aus unbekanntem Geschlechte zum Marquis und spanischen Grande erster Klasse erhoben hatte, nach den philippinischen Inseln verbannt worden war. Juan d'Austria galt jetzt für die Seele der spanischen Regierung, und sein Ehrgeiz trieb ihn auch an, sich in allen Theilen der Verwaltung geltend zu machen. Aber der spanische Staat war zu tief gesunken, und der Stolz, die Unredlichkeit und die Schlaffheit der spanischen Großen legten

überall seinen für die Lage des Staates angemessenen Maßregeln Hindernisse in den Weg.

Der Einfluß dieses edeln Spaniers, der mindestens den besten Willen für die Wiederherstellung seines Vaterlandes bewies, stieg noch höher, als er bei der blödsinnigen Schwäche des unreifen Königs zum Regenten des Reichs ernannt wurde. Sein Versuch, Frankreich auf der Spanien zunächst liegenden Seite anzugreifen und die im pyrenäischen Frieden verlorene Grafschaft Roussillon wieder zu gewinnen, mißglückte indeß völlig, das eingefallene spanische Heer erlitt (1677) eine gänzliche Niederlage, und man begnügte sich, Catalonien durch stärkere Besatzungen in den Grenzfestungen gegen einen Angriff von französischer Seite entsprechend zu decken. Unterdessen hatte im Allgemeinen die Stellung der politischen Verhältnisse bei allen kriegführenden Mächten sich wesentlich geändert. Ludwig's XIV. Hauptplan gegen die Republik Holland war gänzlich gescheitert und hatte im Gegentheil diesen Seestaat wiederum zu einer neuen Kraftentwicklung als Landmacht angeregt. Er konnte also hier auf eine Entschädigung für seine sechsjährigen Kriegsanstrengungen nicht rechnen. Auf Kosten des deutschen Reichs oder einzelner Fürsten desselben stand eben so wenig ein Ländergewinn zu erwarten, zumal da Frankreichs Hauptbundesgenosse, Schweden, seine Präpotenz in Norddeutschland durch die glänzenden Siege des großen Kurfürsten eingebüßt hatte. Es blieb demnach wiederum nur die wehrlose Macht Spaniens übrig, welche die Kenntniß, ihre eigenen überreichen Kräfte zu gebrauchen, ganz verlernt hatte, um dem letzten Sieger durch neue Opfer einen Ehrenpreis für den Frieden anzubieten. Auch der kühnere Juan d'Austria hoffte erst auf neue Kräftigung seines Vaterlandes, wenn es der drückenden Last eines unglücklich geführten Krieges überhoben war. Ueberdies neigte sich jetzt seine Politik mehr zu Frankreich als zu Oesterreich, und so war sein Entschluß gefaßt, auch mit dem Verluste der Franche-Comté den Frieden zu erkaufen.

Juan d'Austria dachte aber in der That nach dem Frieden an eine engere Verbindung mit dem französischen Hofe, und wollte diese vermittels einer Vermählung des Königs Karl II. mit einer französischen Prinzessin einleiten. Marie Louise, die Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die Nichte Ludwig's XIV., wurde am 19. November 1679 mit König Karl II. vermählt, aber schon zwei Monate früher (17. September) war der Begünstiger dieser Heirath, Juan d'Austria, plötzlich gestorben, indem die öffentliche Stimme seinen Tod als einen unnatürlichen bezeichnete. Sogleich kehrte die Königin Mutter an den madrider Hof zurück und das alte Regiment schlaffer Weibergunst und überstolzer Günstlinge trat wieder in seine volle Herrschaft. Der ganz unfähige Herzog von Medina Celi erhielt die oberste Leitung der Verwaltung, und der melancholische Monarch ward unermüdlich zu einer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich, als einzigen Aeußerung seiner Thatkraft, gereizt. Dies zeigte sich bis zur kindischen Verfolgung der Papageien und Hunde, welche seine Gemahlin aus Frankreich mitge-

bracht hatte. Die Herzogin von Terranuova wurde von ihm höchlich gelobt, daß sie einen ihrer Lieblings-Papageien erdrosselt hatte, weil er nur französisch sprechen konnte. Die regierende Königin blieb ohne allen Einfluß, umstellt von ränkesüchtigen Günstlingen der alten Königin, in allen ihren Aeußerungen verdächtig und nicht einmal in gutem Vernehmen mit ihrer Familie jenseits der Pyrenäen, weil diese die Beherrschung des spanischen Hofes bei der Unmündigkeit des Königs als ein ihr gebührendes Recht von ihr verlangte. Sie führte zehn Jahre lang ein düsteres, stumpfes Leben, ohne alle Aussicht auf Nachkommenschaft, am 12. Februar 1689 starb sie im Schlosse zu Madrid lebenssatt in ihrem 27. Jahre.

In dieser Periode der Regierungszeit Karl's II., da man von einer eigenen Verwaltung dieses Königs auch nicht einmal dem Anschein nach sprechen kann, erlitt Spanien immer mehr und mehr die unausweichlichen Folgen einer vernachlässigten, feilen, im In- und Auslande verachteten Regierung. Konnte doch der Kurfürst von Brandenburg, der nur erst als eine Landmacht des zweiten Ranges sich geltend gemacht hatte, ohne weitere Scheu gegen Spanien als Seemacht auftreten, welches immer noch die ausgedehntesten und reichsten Colonieen besaß. Mit wenigen gemietheten Schiffen, mit 1000 Mann Besatzung ausgerüstet, ließ er (1680) von Pillau aus einen Streifzug auf spanische Schiffe mit Ladung unternehmen, um durch deren Verkauf seine über zwei Millionen Thaler angewachsene Schuldforderung für rückständige Subsidien beizutreiben. Vor dem Hafen von Ostende wurde das erste spanische Schiff, mit 60 Kanonen bewaffnet, sonst aber mit Stückgütern beladen, von der brandenburgischen Flotille genommen; der Verkauf der Ladung dieses Schiffes zu Pillau brachte 100,000 Rthlr. ein. Aber die Kostbarkeit dieser Seeunternehmung, der geringe directe Handel der Spanier in den europäischen Meeren und die Eifersucht der übrigen Seemächte Europa's bestimmten mehr, als die Gegenunternehmung des spanischen Hofes, den Kurfürsten, von dem weiteren Verfolge dieser Angelegenheit vermittels seiner kleinen Marine abzustehen.

Bedeutsamer erschienen für Spanien die Reunions-Versuche Ludwig's XIV. Dieser gewann durch plötzlichen Ueberfall (1683) Luxemburg, die Hauptfestung für den südlichen Theil der spanischen Niederlande, und behielt sie (s. 321 flg.).

Dazu mußte Spanien einen neuen achtjährigen Krieg (1689—97) bestehen, den Ludwig XIV., in der Absicht, diesen Staat ganz seiner Politik unterzuordnen, nach allen Theilen der vertheidigungslosen Monarchie ausdehnte. Ueberall verlor Spanien; gerade der Haupt-Kampfplatz für den allgemeinen Krieg, bei dem alle mächtigen Staaten Europa's betheiligt waren, wurde in den belgischen Niederlanden aufgeschlagen; aber auch hier befand sich die spanische Macht passiv, sie ließ geschehen, was sie nicht hindern konnte, und erlangte dann erst Frieden, als es den andern Mächten gefiel. Ganz Catalonien wurde von den Franzosen besetzt, Barcelona fiel 1696; bis an den Ebro waren die Franzosen

vorgedrungen, nur die Streitkräfte fehlten, um noch weiter vorzugehen, die Vertheidigung des Landes hielt den Feind davon nicht ab. Da trat der Friedensvertrag zu Ryswick am 20. September 1697 dazwischen und gewährte dem zu Grunde gerichteten Lande wenigstens einige Ruhejahre. Die milden Bedingungen dieses Friedens (s. S. 325) wurden theils durch die allgemeine geschwächte politische Stellung Ludwig's XIV. dictirt, theils fanden sie in dem besondern Verhältnisse dieses Monarchen zu Spanien ihre Begründung, der gerade jetzt eine günstige Stimmung des spanischen Volkes für sich erwerben wollte, wo er mit Aufbietung aller seiner Mittel auf die ganze Monarchie alleinigen Anspruch für sein Haus erheben wollte.

Während dieses Krieges war der unglückliche König Karl II. zu einer neuen Ehe geschritten, mit Maria Anna, Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und Schwester der dritten Gemahlin des Kaisers Leopold I. Die Ehe blieb auch diesmal kinderlos, und der englische Gesandte, Lord Stanhope, berichtet an seinen Hof: „Des Königs Gesundheit wird täglich schlechter. Gegen seine Schwäche gibt es keine Mittel, und dabei ist sein Geist so melancholisch und abgestumpft, daß er fast fühllos gegen alles ist, was um ihn vorgeht. Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten ist hier so verzweifelt, daß Niemand den Muth hat, die Leitung derselben zu übernehmen."

In dieser bedauernswerthen Verfassung lag der spanische Hof und seine Staatsverwaltung, in dieser trostlosen Zerrüttung verloren sich die edeln Kräfte des spanischen Volkes, als sein Land im Schlußjahre des 17. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit aller europäischen Mächte, wie das Palladium ihrer ferneren Selbständigkeit, auf sich zog, denn der leblose Monarch war nun wirklich gestorben (1. Nov. 1700). Während Ludwig XIV. jubelte: „es gibt für Frankreich keine Pyrenäen mehr", verlor der große Politiker auf dem englischen Throne, den noch dazu die Statthalterschaft der Republik Holland schmückte, die nächtliche Ruhe über die drängenden doppelten und dreifachen Gefahren für das mit so blutiger Anstrengung errungene Gleichgewicht unter den Mächten Europa's. Der Kaiser aber verhoffte, als der rechte Erbe Habsburg, auch ohne große Anstrengung zuletzt doch die ungetheilte spanische Monarchie für seinen Bruder Karl zu erringen. Diese Bestrebungen, die sämmtlich grelle Selbsttäuschungen erfuhren, bilden den großen Eingang zum spanischen Erbfolgekriege, der ein rein europäischer ist, und von dem gerade Spanien verhältnißmäßig wenig leidet.

---

61. Polens Zerrüttung.

(Nach Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's, und nach Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon von Boleslav III. an, welcher kurz vor seinem Tode (1139) Polen unter seine vier Söhne theilte, bis zur Thronbesteigung der Jagellonen (1386) war das Reich vielfachen innern Kriegen ausgesetzt; denn es fehlte sowohl die Sicherheit der Erbfolge, als die Einheit der Gesinnung, und selbst die Vereinigung Lithauens, und später Westpreußens mit Polen erweiterte mehr den Umfang als die Kraft des Reiches. Beim Aussterben der Jagellonen (1572) war Polen noch immer der mächtigste Staat des östlichen Europa's, der sich vom baltischen bis zum schwarzen Meere und von der Oder beinahe bis zum Don erstreckte. Aber bei diesem äußern Glanze war schon der Grund zum innern Verfalle gelegt. Nur der Adel genoß staatsbürgerliche Rechte; alle übrigen Einwohner waren entweder, wie die Bauern, Leibeigene des Adels, oder doch, wie die Bürger der Städte, von jedem Antheile an der Gesetzgebung und sogar von allen Aemtern ausgeschlossen. Der Adel erhielt nun von dem letzten Jagellonen (Sigmund August) auch das Recht, den König zu wählen und ihm eine Wahlcapitulation (pacta conventa) vorzulegen.

Während in andern Ländern die Macht der Fürsten und Könige im Wachsen begriffen war, rühmten sich die Polen, dieselbe eingeschränkt zu haben und nannten ihr Königreich vorzugsweise gern eine Republik. Sie fühlten sich geschmeichelt, daß fremde Fürsten ihren Thron suchten, und verkannten die Schmach, in ihrer eigenen Mitte keinen würdigen König zu finden. Theils glaubte man, es sei zur Vermeidung von Zwietracht und zur Erhaltung der Freiheit nothwendig, daß ein Ausländer die polnische Krone trage, denn der Eingeborne errege Neid, Haß und Parteiung und begünstige übermäßig seine Familie, theils freute man sich des kleinlichen Geldgewinnes, weil der Fremde genöthigt sei, viel Geld ins Land zu bringen und so die Macht der Republik zu verstärken. So wurde denn nach dem Aussterben der Jagellonen erst der französische Prinz Heinrich von Anjou gewählt (1573) und als dieser nach wenigen Monaten heimlich in sein Vaterland zurückkehrte und den Thron Frankreichs dem polnischen vorzog (s. S. 183), berief man den Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen (reg. 1575—1581) zur Regierung. Dann bezweckte die Erhebung des Hauses Wasa (1587) eine Vereinigung der beiden ersten Kronen des Nordens, die jedoch an der Verschiedenheit der Religion scheiterte. Im Gegentheil brachte die Regierung des Königs Sigmund III. (1587—1632) und seiner Söhne Wladislaw IV. (1632—1648) und Johann Casimir (1648—1668) für Polen im Allgemeinen eine Zeit der Verluste und Demüthigungen, insbesondere einen langwierigen Krieg mit Schweden (mit Gustav Adolf und Karl X.), den der nach-

theilige Friede von Oliva 1660 (s. S. 358) beendete. Auch die unter dem ersten Wasa gegen Rußland gemachten Eroberungen (Smolensk, Severien und ein Theil der Ukraine) gingen unter dem letzten Wasa (durch den Frieden von Andrussow 1667) wieder verloren.

Schlimmer noch als diese äußern Verluste war das Zunehmen der Anarchie im Innern. Es gab in Polen eigentlich keine Regierung, da die königliche Würde, der es schon längst an aller Macht gefehlt hatte, immer mehr zu einem leeren Titel zusammenschrumpfte und der Reichstag, der aus den (geistlichen und weltlichen) Senatoren und den (von allen wenigstens 18 Jahre alten Edelleuten gewählten) Landboten bestand und alle Macht in sich concentrirte, seine Wirksamkeit ebenfalls gelähmt sah, seitdem (1652) bei ihm das liberum veto eingeführt war, demzufolge es jedem einzelnen Senator oder Landboten gestattet war, durch seine einzige widersprechende Stimme jeden Beschluß des Reichstages unmöglich zu machen. Auf diese Weise sind binnen 110 Jahren, in welchem Zeitraume 55 Reichstage zu halten waren, 48 zerrissen worden, so daß alle Gesetzgebung aufhörte. Außerdem hatten die Edelleute auch noch das Recht, bei politischen Streitigkeiten Conföderationen zu bilden und ganze Heere gegen einander aufzustellen, damit durch die Gewalt entschieden werde, welche Partei Recht haben solle. Bei diesen Conföderationen galt nicht das liberum veto, sondern Stimmenmehrheit. Wenn durch solche Conföderationen und Gegen-Conföderationen die Anarchie allzu groß ward, so half man sich durch eine Art von militärischer Dictatur. Es ward nämlich eine allgemeine Verbindung oder eine sogenannte General-Conföderation gebildet, durch welche die Regierung gewissermaßen suspendirt und alle Gewalt an das Haupt der General-Conföderation übertragen wurde. Alle Behörden, sogar die Großbeamten, der Senat und der König selbst, waren einer solchen allgemeinen Verbindung des Adels unterworfen, und jeder Edelmann, der sich nicht an sie anschloß, entsagte dadurch seinen Vorrechten.

Wie der ungarische Adel bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Recht hatte, dem Throne mit bewaffneter Hand entgegenzutreten, so auch der polnische. So kam es namentlich zwischen dem Könige Johann Casimir und dem Reichsheere (unter Lubomirski) zu offenem Kampfe. Der König ward seiner Stellung und der geringschätzigen Behandlung überdrüssig und legte (17. Sept. 1668) die wenig beneidenswerthe Krone nieder. Seine Geldmittel waren so erschöpft, daß er den französischen Gesandten um Reisegeld nach Frankreich ansprach, und beim Ausbleiben der polnischen Jahrgelder höchst erfreut war, als ihm Ludwig XIV. die Einkünfte zweier Abteien verschaffte.

Das vollgültigste Zeugniß von der Unerfreulichkeit der polnischen Königswürde war, daß nach Johann Casimir's Abdankung vom Reichstage beschlossen wurde, es solle künftig keinem Könige gestattet sein, seiner Würde zu entsagen, und daß sein Nachfolger Michael Wisniowieczki (regierte von 1669—1673) — der erste ein-

heimische König seit dem Wahlreiche — über seine Erwählung in Thränen ausbrach! Als er nach einer nur 4jährigen Regierung der Absetzung durch einen frühzeitigen Tod entgangen war, traten die bei seiner Wahl übergangenen fremden Thronbewerber (Prinz von Condé, so wie die Herzöge von Neuburg und von Lothringen) von Neuem hervor, und die früheren Vertheidiger der Erhebung eines Fremden behaupteten, ihre Ansicht sei durch die schlechte Regierung des verstorbenen einheimischen Königs nochmals bestätigt und besser begründet als je zuvor. Diese scheinbare Bestätigung ruhte aber meist auf der geringen Persönlichkeit Wisniowieczki's, während der neue polnische Thronbewerber, der Kronfeldherr Johann Sobieski, ein Mann war, dessen Eigenschaften alle Empfehlungen der fremden Bewerber weit überwogen. Er war sorgfältig erzogen, mehrerer Sprachen kundig, durch Reisen gebildet, treu in der Freundschaft, trotz aller Heftigkeit seiner Natur umgänglich und leutselig, ernst und doch ohne Anmaßung, beim Rechtsprechen streng ohne Grausamkeit, endlich (was in der Lage des Freistaates von höchster Wichtigkeit war) tapfer im Kriege, ja, ein Feldherr, wie ihn Polen seit langer Zeit nicht gesehen hatte. So ward er (eine seltene Ausnahme) am 21. Mai 1674 auf den Thron erhoben, weil er es verdiente.

Als Oesterreich und Polen von den Türken gleichmäßig bedroht wurden, schloß Sobieski ein Bündniß mit Kaiser Leopold I. und verstärkte mit 20,000 Polen das deutsche Heer, welches den Entsatz von Wien ausführte (s. S. 338 flg.). Aber Sieg und Ruhm trugen nicht dazu bei, die innern Angelegenheiten Polens zu verbessern. Man klagte über den Einfluß der wandelbaren, heftigen Königin und ihrer Kammerfrauen, über die schlechte Verwaltung, über den Geiz des Königs; die Reichstage wurden wiederholt zerrissen, auf den Landtagen kam es zu Schimpfworten, Ohrfeigen, Blutvergießen, in den Zimmern der Königin zu einem Zweikampfe. Der König dachte schon daran, abzudanken, als er, vom Schlage getroffen, am 17. Juni 1696 starb.

Schon auf dem Reichstage von 1661 sagte König Johann Casimir: „Unsere inneren Unruhen und Zwistigkeiten können einen Krieg herbeiführen, und der Freistaat eine Beute der benachbarten Mächte werden. Der Moskowiter (gebe Gott, daß ich ein falscher Prophet sei!) wird Lithauen, der Brandenburger Großpolen und Preußen, der Oesterreicher Krakau nebst Zubehör nehmen." Daß diese Möglichkeit damals nicht verborgen blieb, zeigt ein Vertrag, welchen Ludwig XIV. im Jahre 1667 mit Schweden abschloß, um eine Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Brandenburg nach dem Tode König Johann Casimir's zu verhindern.

Eine rasche und einige Königswahl wäre ohne Zweifel für Polen das Heilsamste gewesen, allein unzählige Gründe trafen zusammen, sie zu verzögern. Gegenseitige Eifersucht der Familien des hohen Adels und die unglückliche Vorliebe der Witwe Johann Sobieski's für ihren zweiten Sohn hinderten, daß ein Eingeborner zum Throne berufen wurde; die Habsucht öffnete Hunderte von Händen der Bestechung

Seitens zwei ausländischer Thronbewerber: des französischen Prinzen Conti und des Kurfürsten August des Starken von Sachsen. Letzterer trat deshalb in Baden bei Wien zur katholischen Kirche über und siegte über seinen Mitbewerber, der schon zum Könige ausgerufen war, durch Spendung ungeheurer Summen. Der Rücktritt Conti's, der bei seiner Landung in Danzig keineswegs die gehoffte Unterstützung fand, stellte die Ruhe und Einigkeit nicht her. Zwar erhielt Polen im Frieden zu Carlowitz (1699) durch Oesterreich's Fürsprache und Mitwirkung Kaminiek, Podolien und die Ukraine von den Türken zurück. Aber in diesem Augenblick, wo, nach langer dunkler Nacht, für Polen eine Morgenröthe besserer Zeiten aufzugehen schien und eine Möglichkeit dargeboten war, für die ganz vernachlässigte innere Entwicklung heilbringend zu wirken, hatte sich König August bereits zu unverständigen Krieges- und Eroberungsplanen verlocken lassen (s. Nr. 67), welche ihm das Leben verbitterten, den ganzen Norden in langes Elend stürzten und die alten Krankheiten Polens so erhöhten, daß seitdem eine völlige Herstellung der Gesundheit unmöglich, und der Untergang mehr durch Zufälle als durch innere Lebenskraft aufgehalten ward!

---

62. Rußland. Peter des Großen Jugendjahre.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit.)

Rußland erscheint schon im neunten Jahrhundert n. Chr. als das Land, wo asiatisches und europäisches Wesen mit einander um die Herrschaft kämpften, und die darin heimischen Völkerstämme hier von nomadischen Abkömmlingen aus Asiens Steppen, dort von Kernmannen des europäischen Nordens bedrängt wurden. Den Czaren war das südliche Rußland zinsbar, als aus Europa's Norden kühne Seefahrer, skandinavische Waräger, das nördliche Rußland besuchten und bei den finnischen und slavischen Stämmen desselben in dem Maaße Vertrauen erlangten, daß drei ihrer Führer aus dem Stamme Rurik zur Ansiedelung und zum Herrscherthum aufgefordert wurden, und bald auch zwei andere Abenteurer, Askold und Dir, zu Kiew eine Herrschaft sich errichten konnten. Durch diese Waräger, deren Abenteuerlust in ihrer neuen Heimat eine Zeit lang nichts von der angestammten Kraft verlor, wurden auch die slavischen und finnischen Stämme zur Theilnahme an kühner Fahrt und That aufgeregt und fortgerissen; die Flotten des gemischten Volkes, das nun Russen hieß, fuhren den Dniepr hinab, eben so unbekümmert um dessen Wasserfälle als um die an seinen südlichen Ufern wohnenden asiatischen Barbaren, und mehr als ein Mal zitterte Constantinopel beim Anblicke der russischen Wimpel.

Mit dem griechischen Kirchenthum ward aus Constantinopel auch manches edle Korn des Wissens und der Kunst zu den Russen verpflanzt, der Norden, nun nicht mehr von seeräuberischen Warägern, sondern von friedlichen Seefahrern norddeutscher Städte besucht, für deutsche Ansiedelungen und deutschen Verkehr vorbereitet, und gegen die in den Süden Rußlands eingezogenen Petschenären, und nachher gegen die später gekommenen Polowzer nicht ohne Glück gekämpft. Da wälzten sich, abermals aus dem unheilbringenden Schooße Mittelasiens (1224) mongolische Horden heran, und den Niederlagen der Russen folgte die tiefste Herabwürdigung des gesammten Volkes unter jenen heillosen Wütherichen. In der Zeit dieser Knechtschaft prägte mit der Geißel der Mongolen asiatisches Unwesen sich den Russen so tief ein, daß dieses späterhin, als wäre es ihnen angestammt gewesen, der zugebrachten europäischen Gesittung den hartnäckigsten Widerstand leistete.

Die Befreiung von der Herrschaft der Mongolen gelang dem Großfürsten Iwan I. Wasiljewitsch 1481; Moskau bekam nun statt der bisherigen hölzernen Umzäunung steinerne Mauern und Thürme; die völlige Entkräftung der Mongolen erfolgte durch Iwan Wasiljewitsch II., den Schrecklichen (1533—84), der Kasan, Astrachan und Sibirien seiner Herrschaft unterwarf, sich den Titel eines Czar beilegte und dadurch sich den byzantinischen Kaisern und mongolischen Chanen gleichsetzte. Zur Stärkung und Mehrung der Kriegsmacht errichtete Iwan eine Schaar von Schützen, Strelizen (zweisylbig), zwölftausend Mann, mit Feuergewehr bewaffnet, die aber weder dieser Waffen mächtig, noch dem Staate ein Bollwerk wurden. Die Erhebung des Volkes aus Unwissenheit und Unsitte durch Herbeirufung deutscher Gewerbsleute und Künstler versuchte zuerst Iwan II., selbst freilich durchaus Barbar; er erbat sich vom Kaiser Karl V. deutsche Handwerker und Künstler; 300 dergleichen fanden sich zusammen zur Reise in das unbekannte Land; aber, als sie zu Lübeck Schiffe begehrten, verweigerte die auf ihren Handel nach Rußland eifersüchtige Stadt die Einschiffung. Dem Verkehr mit dem gebildeten Europa aber ward 1553 durch den Handel mit England von Archangel aus eine Bahn eröffnet, und zugleich mischte Iwan sich in die Händel seiner Nachbarn an der Ostsee. Schon Iwan I. hatte den mächtigen Freistaat Nowgorod unterworfen. Iwan II. strebte nach dem Besitze von Livland und Esthland und führte Krieg darum. Aber bald nachher kam Rußland in Gefahr, innerlich aufgelös't und von den Nachbarn gänzlich zerstückelt zu werden. Als mit Feodor, Iwan's II. Sohne, 1598, Rurik's Mannsstamm zu Ende gegangen war, erhob sich ein Betrüger als angeblicher Bruder Feodor's, Demetrius; diesem folgten mehrere solche Abenteurer, Pseudo-Demetrius, und Polen und Schweden waren bedacht, dabei Vortheil zu ernten; da glimmte ein Funke von nationalem Selbstgefühl in der Brust wackerer Russen auf, und sie riefen einen Sohn von Iwan's II. Tochter, Michael Romanow, auf den Thron der Czaren.

Damit beginnt eine neue Ordnung der Dinge, die nähere Vorbe-

reitung zu Peter's I. Walten und Thun. Von den ersten Czaren aus dem Hause Romanow hatten Alexei und Feodor eine Ahnung von europäischer Gesittung und begannen den Kampf gegen die Barbarei, in der das Volk sich wohlgefiel.

Nach dem Tode Feodor's, des erstgebornen der Söhne Alexei's, im Jahre 1682, hatte Iwan das nächste Recht zur Erbfolge. Iwan, Alexei's zweiter Sohn, aber stotternd und fast blind, wie dieser war, erschien dem Adel der Bojaren als untauglich zur Regierung; sie beriethen daher, ob nicht Iwan's jüngerem Bruder, Peter, einem zehnjährigen Knaben (geb. 1672), dessen Lebendigkeit sich schon hinlänglich bekundet hatte, der Thron gebühre, und der schwachköpfige Iwan, darum befragt, entsagte gerne zu Gunsten seines Bruders. Nun aber trat eine dritte Person ins Spiel, Sophia, die erwachsene Schwester der beiden Thronerben, überaus herrschsüchtiger Sinnesart und um so lüsterner nach der höchsten Gewalt, da sie Peter's edle Mutter, Natalia Narischkin, in Verdacht hatte, die Bojaren für Peter gewonnen zu haben. Sophia, klug und entschlossen, wiegelte die Strelizen auf, und diese zuchtlose Rotte tobte vier Tage lang, 15. bis 18. Mai 1682, mit blutgierigem Frevelmuthe in Moskau; 67 vom Geschlechte der Narischkin und dessen Anhange wurden ermordet, Iwan zum Mitregenten Peter's und Sophia zur Reichsverweserin ausgerufen. Noch nicht zwei Jahre war diese im Besitze der höchsten Gewalt, als ein neuer Aufruf der Strelizen ausbrach, 1683; dieser war gegen Sophia selbst gerichtet, weil sie die bei den Strelizen angesehenen beiden Fürsten Chawansky hatte hinrichten lassen. Aber auch Peter kam dabei in Lebensgefahr; sie waren entschlossen, ihn zu tödten, aber der, der das Messer gezogen hatte, scheute sich doch, den Mord in der Kirche zu vollbringen; dies gab Frist, Peter zu retten; 2—3000 Strelizen zogen darauf paarweise, Klotz und Beil tragend, als arme Sünder einher; doch nur 30 der Rädelsführer litten den Tod; die Ruhe ward vollkommen hergestellt, Sophia herrschte fort und wurde so sicher, daß sie auf die rasche Entwicklung der Anlagen Peter's wenig achtete.

Peter fand zwei Lehrer, in denen Rußland Väter seiner Gesittung zu ehren hat. Der eine war ein Deutscher aus Straßburg, Franz Timmermann, Officier bei dem russischen Geschützwesen, von Peter liebgewonnen, als dieser seine große Geschicklichkeit beim Abfeuern des Geschützes bemerkte, und darauf dessen Lehrer in der Feldmessungs- und Befestigungskunst. Der andere war Lefort, aus Genf, ein Abenteurer von viel Lebenslust und Lebensgeschick, um Peter seit 1683. Als dritter verdient neben diesen beiden genannt zu werden Gordon, der Schotte. Preobraschensk bei Moskau war des jungen Czaren gewöhnlicher Aufenthalt und hier wurde unter Anleitung der beiden Fremden namentlich Lefort's, zu seinem Zeitvertreib eine Anzahl junger Russen in Waffen geübt, Schanzen erbaut und Kriegsspiel getrieben. Dies wurde ernster, so wie Fertigkeit, Alter und Zahl der soldatischen Spielkameradschaft, Potkeschnize, wuchs; Preobraschensk konnte sie nicht mehr

fassen; ein Theil wurde nach dem Dorfe Semenowsk verlegt, und so bildeten sich die Stämme der beiden noch heute bestehenden Garde-Regimenter, die von jenen Orten ihre Namen führten. Unter diesen Spielgenossen war Menzikof, nach der (bestrittenen) Sage eines Bauern Sohn, in der Stadt Herumträger von Piroggen, einer Art von Pasteten, freundlich und geschmeidig, rasch und bestimmt im Reden, von Lefort zuerst hervorgezogen und empfohlen, seit 1689 dem Czaren besonders lieb und werth und nach Lefort's Tode an dessen Stelle Peter's Günstling.

So vergingen sieben Jahre der Regentschaft Sophia's, in welcher Zeit Sophiens Günstling, der Fürst Gholitzün, der Gesittung die Bahn zu ebnen suchte; Peter war Jüngling geworden, von ansehnlichem, ja fast athletischem Bau und ungemeinen Leibeskräften. In dem Gesichte des Czaren war außer der Gutmüthigkeit ein Ausdruck von furchterregender Rohheit abgeprägt. Auch war Peter's Gemüthsart zu ungestümen Aufwallungen und Ausbrüchen des Affectes leicht bewegt; sein Genußtrieb ward durch Befriedigung geweckt und genährt; Lefort war des Jünglings Begleiter oder auch wohl Führer zu nächtlichen Bacchanalien; der Macht des Branntweins war Peter bis zur Selbstentwürdigung unterworfen. Seine Mutter Natalia hatte mit ihm die sanfte und geistreiche Fürstin Lapuchin vermählt und von deren lieblichem Sinne und Verkehr Milderung der rohen Leidenschaftlichkeit ihres Sohnes erwartet; aber diese vermochte nicht den gewaltsamen Drang der unbändigen Kräfte durch die Regel der Sitte zu binden. Bald nach Peter's Vermählung folgte der Umsturz von Sophiens Herrschaft. Bei einem feierlichen Aufzuge wollte sie als Regentin erscheinen, Peter aber ihr das nicht zugestehen: sie schieden grollend von einander; Sophia zettelte eine Verschwörung an, diese wurde entdeckt, Sophia mußte ins Kloster wandern und Peter bestieg als Selbstherrscher den Thron der Czaren den 7. September 1689. Iwan, mit diesem Allem zufrieden, beschloß sein bedeutungsloses Leben im Jahre 1696.

Gewerbe, Flotte, Kriegsheer ward nun die Losung für Peter's schöpferische Thätigkeit; in Allem lernte er von den Anfängen an, um Andere zu lehren; in dieser Art, zu bilden und zu schaffen, hat er seines Gleichen unter den europäischen Fürsten nicht. Der Holländer Claas Willmaszoon aus Zaandam ward Peter's Lehrer in der Schifferkunst; im Jahre 1693 ward diesem der unvergleichliche Genuß, mit einer der neugebauten Yachten von Archangel aus das weiße Meer zu befahren. Dies war die Vorbereitung zum lebhaftern Handelsverkehr mit dem gesitteten Europa. Zur Uebung seines neugestalteten Kriegsvolkes aber, dessen Kern jene beiden Regimenter waren, und zur Gewinnung eines Küstenplatzes am schwarzen Meere, nahm er Theil an dem großen Türkenkriege, den Kaiser Leopold seit 1682 führte. Das russische Heer belagerte 1695 die am Ausfluß des Don gelegene Hafenfestung Asow; sie ward 1696 eingenommen und dieser erste Gewinn Peter's vom Nachbar durch einen triumphirenden Einzug des Heeres,

das von Lefort geführt wurde, in Moskau gefeiert. Peter's Volk aber ward nicht durch Schiffbau, nicht durch neues Heereswesen und durch Eroberungen empfänglich gemacht für Neuerungen; störrig und mit verbissenem Grimm beugten die Bojaren den Nacken unter Peter's Riesenfaust; ihr Herz hing am Hergebrachten, das Ausländische war ihnen ein Gräuel. Eine Anzahl Mißvergnügter faßte im Jahre 1697 den Anschlag, Peter zu ermorden. Es ward ihm kund; sein Entschluß war sogleich gefaßt; er trat mitten unter sie, als sie bei Sokownin versammelt waren; Wache sollte etwas später nachkommen. Sein Eintritt wirkte lähmend auf die Verschwornen; erst bei fortgesetztem, gemeinschaftlichem Trunke flüsterte Einer, es sei nun Zeit zur That. Peter aber fuhr unter sie mit wüthendem Ruf und Faustschlag, zugleich trat die Wache ein zu seinem Beistande und bald darauf floß das Blut der Schuldigen. Nun sollte eigene Anschauung der Sitten und Einrichtungen des Auslandes die Widerspänstigen beugen und willig zur Annahme des Fremden machen; schaarenweise wurden russische Edelleute in's Ausland geschickt, sechszig nach Italien rc. Aber Peter selbst wollte durch eine solche Reise die Meisterschaft der Gesittung erlangen.

Im Jahre 1697 brach eine Gesandtschaft auf, um einige Höfe des mittleren und westlichen Europa zu begrüßen; Lefort war an ihrer Spitze, Menzikof einer der Theilnehmer, Peter selbst unter den Gesandschaftscavalieren; 270 Personen wurden in dem Gesandtschaftszuge gezählt. Die Fahrt ging über Riga, Königsberg, Berlin, Hannover nach Holland. Der Ruf von Peter's Mitfahrt ging bald dieser voraus, und, wohin er kam, bekundete er durch eigenthümliches Thun seine Gegenwart. Ueberall Lernbegier, ungestümer Drang zu schauen, nachzuahmen, Ausbrüche rohen Muthwillens und beim Trunke wilden Jähzorns. Hier ruft er auf der Straße einer ihm begegnenden Dame ein donnerndes Halt zu; sie steht bestürzt da; Peter greift die Uhr, die sie an der Brust trägt, öffnet sie, beschaut das Werk, und setzt nach gesättigter Neugier seinen Weg fort. Dort wirft er dem brandenburger Hofmarschall die mächtige pariser Alongenperücke, ein Prachtstück für dreihundert Thaler, vom Kopfe in einen Winkel. Dort zieht er im Rausche den Degen gegen den getreuen Lefort, und mit Mühe rettet man diesen vor dem Trunkenen. Dort wirft er der Kurfürstin von Brandenburg in das Busentuch einen kostbaren Rubin, der nachher bei der Erhebung des Kurfürsten zum Könige in seinem Scepter prangte. Der Kurfürstin von Hannover gibt er die Schwielen an seinen Händen zu betasten und rühmte sich seiner Kenntniß von vierzehn Handwerken. Haag war das Ziel der Gesandtschaft; Wilhelm III. von England und Holland sollte durch sie begrüßt werden; Peter's Sinn stand aber zuvörderst nach den Schiffswerften von Zaandam bei Amsterdam; er verließ die Gesandtschaft und trat unter die Schiffszimmerleute von Zaandam im Wams, die Axt auf der Schulter. Als einer vom Handwerk ging er an die Arbeit, und die ersten Axtschläge bekundeten, daß er kein Stümper war; wie groß aber war seine Lust,

als man ihn als Meister (Baas) begrüßte! Die Neugierde und der Zudrang zu dem seltsamen Verkappten und doch überall Kenntlichen war allenthalben gleich groß, und Peter immerfort in der Klemme zwischen der Lust, zu sehen, und der Unlust, besehen zu werden. Ein Mal will er der Sitzung der Generalstaaten beiwohnen und nimmt Platz im Saale, aber als Aller Blicke auf ihn gerichtet sind, springt er auf und läuft in wilder Hast aus dem Saale. Bald steht er mitten im Volke und verkehrt mit Gauklern und Taschenspielern, dann besieht er das anatomische Theater, dann wirbt er Handwerker zur Arbeit in Rußland ꝛc. König Wilhelm lud den Czaren ein, nach London zu kommen, und ließ ihn auf einem stattlichen Schiffe abholen. Hier war es, wo Peter ausrief: wäre ich nicht Czar von Rußland, so möchte ich englischer Admiral sein! Die Universität Oxford wollte ihn zum Magister machen, aber die Ehre lehnte er ab. Im Beschauen und Einkaufen war er kaum zu befriedigen. Eben so fuhr er fort, Handwerker und Künstler bis zu den Rattenfängern hinab für sein Land in Dienst zu nehmen. Im Frühjahre 1698 ging die Reise durch Sachsen nach Oesterreich. Auch Italien zu sehen, lag in Peter's Reiseplane; aber es kam Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen; wenn gleich sie verkündete, daß er schon gedämpft sei, hielt Peter doch die Heimreise für nöthig. Der Eile bedurfte es nicht; daher besuchte er zu Rawa bei Lemberg den neuerwählten König von Polen, August den Starken. Am 24. August (a. St.) 1698 kam er in Moskau an zum Strafgericht der Empörer.

Um auf die polnische Königswahl einzuwirken, hatte Peter einen Theil der Strelitzen, 10—13,000 Mann, an die polnische Grenze gesandt und diese den Aufruhr begonnen. Es hatte unter ihnen sich das Gerücht verbreitet, Czar Peter bringe von seiner Reise eine Menge ausländischer Soldaten mit, sie aber würden sich die Bärte abschneiden und Tabak rauchen müssen. Der Bart war in jener Zeit dem Russen so heilig, als er nur immer dem Araber sein kann; eine unter Iwan II. im Jahre 1551 gehaltene Synode hatte die Bartschur für eine der strafbarsten Ketzereien erklärt. Tabak zu rauchen galt nicht blos nach Michael's und Alexei's Gesetzen, welche die Tabakraucher mit der Knute und selbst mit dem Tode bedrohten, sondern auch nach der Volksansicht für abscheulich. Dies und dergleichen ward im Lager der Strelitzen erzählt und der Aufruhr brach aus; sie zogen gegen Moskau, ohne recht zu wissen, was sie wollten; doch zunächst war ihr Grimm gegen die dort befindlichen, neugestaltigen Kriegsvölker gerichtet; deren Anführer aber, der wackere Schotte Gordon, führte sie den Strelitzen entgegen, und im Treffen unterlagen die letztern. Den Tod im Kampfe fanden Wenige; aber ein barbarisches Gericht kam über die Gefangenen; Gordon ließ mit Knute und Folter eine Untersuchung anstellen und zunächst 165 derselben hinrichten; die große Masse sparte er auf für Peter's eigenes Verfahren. Dieser hatte Argwohn, daß abermals seine Schwester Sophia (als Klosterfrau Susanna genannt) Anstifterin des Aufruhrs

gewesen sei, und ließ vor seinen Augen abermals Hunderte durch Knute und Feuer foltern, daß sie Sophiens Theilnahme eingeständen; bestimmte Aussagen gegen Sophia erfolgten nicht; die Strelitzen trotzten den fürchterlichsten Qualen, Peter wüthete über ihre Verstocktheit; dennoch glaubte er, genug erfahren zu haben, um Sophia als schuldig zu achten; nur Lefort's Bitten retteten sie vom Tode. Im October 1698 begannen die Hinrichtungen, aber noch im Anfange des Jahres 1699 bluteten Schuldige und Unschuldige. Peter wollte vor neuen Aufständen sicher sein; es war ihm eine Lust, an der Vollziehung des Todesurtheils mit eigener Hand zu helfen; er gebrauchte dazu, wie erzählt wird, einen Säbel, mit dem König August von Polen einem Ochsen den Kopf abgehauen hatte und den Peter zur Enthauptung der Strelitzen sich von ihm ausgebeten hatte. Unter Sophiens Fenster waren Galgen aufgerichtet; dicht vor demselben wurden drei Strelitzen aufgeknüpft, mit den Gesichtern nach dem Fenster zu, und ihnen in die Hände ein Papier gegeben, als brächten sie Sophien ein Bittschreiben, den Thron zu besteigen. Die übrigen Strelitzen, etwa 2000 Mann, wurden entlassen und der gesammte Waffenverein aufgehoben.

Bald nach diesen Gräueln starb Lefort, an dessen Stelle in Peter's Gunst nun Menzikof trat. Den Kampf gegen altrussische Sitte aber hatte der heimkehrende Czar schon bei der Bewillkommnung begonnen. Die Bärte der vor ihm Erscheinenden waren der Scheere verfallen; 1700 erging eine Verordnung, daß, die Geistlichen allein ausgenommen, männiglich den Bart abschneiden und den langen Schlepprock kürzen oder eine Steuer zahlen sollte. Die Langröckigen, welche nach Moskau kamen, mußten im Thore einen Zoll zahlen, oder niederknieen und sich den Rock bis an die Kniee kürzen lassen; den Bart konnten die Bauern nur gegen Erlegung einer Kopeke retten. Nun folgten auch Einrichtungen für Kirchen und Schulwesen. Einen eigenen Patriarchen hatte Rußland seit 1588; als im Jahre 1700 der damalige Patriarch gestorben war, ließ der Czar die Stelle erledigt, und setzte dafür einen Exarchen und eine Synode ein. Die Zeitrechnung der Russen war unförmlich; das Jahr begannen sie mit dem September, als dem angeblichen Monate der Weltschöpfung; Peter hatte die Rechnung nach dem julianischen Kalender kennen gelernt, und am 1. Januar 1700 wurde diese eingeführt; bald nachher (18. Februar 1700) nahmen die Protestanten in Deutschland, Holland, Dänemark und der Schweiz (viel später, 1752, England und 1753 Schweden) den verbesserten Kalender an; Peter aber ließ fortbestehen, was er eingerichtet hatte, und so hat der nichtverbesserte julianische Kalender und die sogenannte Datirung nach altem Stil sich bei den Russen bis heute behauptet.

II. Das achtzehnte Jahrhundert bis zur französischen Revolution.

63. Allgemeine Charakteristik der Zeit von 1700—1789.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. und des 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches).

Zur Erleichterung der Einsicht und Uebersicht der Geschichte dieses neunzigjährigen Zeitraumes läßt sich derselbe zweckmäßig in drei Perioden eintheilen.

In der ersten Periode ward Frankreich durch ein Regierungssystem groß und mächtig, welches das Volk erdrückte, während Hof und Regierung glänzten. Dieses System ward bald von allen europäischen Regierungen angenommen und nachgeahmt, sogar in solchen Ländern, wo die Staatsform nicht, wie in den meisten, militärisch-monarchisch war. Ceremoniel und Steifheit, Frivolität und Verschwendung herrschten an den Höfen, wo Grundsätze befolgt und in vertrauten Kreisen laut ausgesprochen wurden, die dem künstlichen geselligen Zustande und den Vorrechten gewisser Klassen und Kasten verderblich werden mußten, sobald sie in die Literatur übergingen und sich von den Höfen aus unter das Volk verbreiteten. Ludwig XIV. hatte militärisch-monarchisch regiert; er hatte ausgeführt, was Richelieu und Mazarin angefangen; er hatte die geistlich-adelige Aristokratie des Mittelalters niedergeworfen, oder vielmehr, er hatte die Reste der alten Freiheit, welche die Parlamente, die Ritter auf ihren Gütern bewahrten, dadurch vernichtet, daß er den Adel um sich sammelte und ihn durch Aufwand am Hofe und Stellenjagd zu Grunde richtete. Ludwig XIV. hatte das Militärwesen der neueren Zeit zum Verderben der Reste des Ritterthums ausgebildet und hatte eine Kunst und Wissenschaft begünstigt und befördert, welche zu ihrer Blüthe der Freiheit und der Begeisterung für Wahrheit nicht bedarf und gleichwohl dem Glanze der Vornehmen und der Eitelkeit der Reichen vortrefflich dient. Während in Frankreich und bald in Europa, wo man den französischen Ton nachäffte, die höheren und mittleren Klassen sich weiter von aller gemüthlichen Volksbildung entfernten, und ganz neue Ansprüche begründeten, ward in dem Ton und in der Modelectüre derselben Klassen nach und nach ein radical-revolutionärer und sogar ein demokratischer Geist herrschend. Schon unter Ludwig XIV. bereiteten Bayle und eine Gesellschaft pariser Spötter, unter denen Voltaire schon als Knabe glänzte, die Revolution vor, die unter der Regentschaft erfolgte. Die Kühnheit des Gedankens, die Genialität bei der Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge, welche jeder, der etwas gelten wollte, haben oder

affectiren mußte, erschütterte die Grundfesten der europäischen Staaten, so weit sie auf christlich-monarchischen oder aristokratisch-hierarchischen Grundlagen gebaut waren.

In der zweiten Periode ward vollendet, was in der ersten begonnen war. Die Gewalt sollte überall den Staat erhalten und die Regierenden scheuten sich nicht, der Sittlichkeit und dem Rechte Verschlagenheit und Verdorbenheit, wenn sie ihren Zwecken dienten, öffentlich vorzuziehen. Die neue Dynastie in England wie der Regent und sein Dubois in Frankreich scheuten kein unmoralisches Mittel, das ihnen nützlich sein konnte, und rühmten dieses Verfahren als echte Staatsweisheit. Ein einziger Regent des Jahrhunderts (Friedrich II.) huldigte schon als Jüngling der neuen Lehre vom Fortschreiten, von schneller Entwicklung, von Aufklärung, als der Morgenröthe eines Tages ganz veränderter Sitten. Er stellte sich an die Spitze der in Frankreich der Regierung und der Geistlichkeit furchtbaren Opposition und ward von der alten Partei als Antichrist gehaßt, von der neuen als Messias begrüßt. Sein Ruhm und seine Popularität beweisen hinreichend, daß es unmöglich ward, das System des Mittelalters äußerlich aufrecht zu erhalten, sobald der Geist desselben entwichen war, daß daher die Regierungen Europa's nur der Nothwendigkeit folgten, wenn sie Friedrich zum Muster nahmen. Frankreich allein konnte und wollte lange seinem bisherigen System nicht untreu werden und entschloß sich erst dazu, als es zu spät war. Gerade in dieser Periode ward Paris, was einst Italien gewesen war, Schule von ganz Europa, der Hof in Versailles verlor seine Bedeutung und die Cirkel der Hauptstadt und mit ihnen die Prediger der neuen Weisheit wurden Lehrer aller höheren Bildung in Europa.

In der dritten Periode siegte überall die neue Lehre vom Fortschreiten mit der Zeit, von der Verbesserung des Zustandes aller Klassen, auch der Gefangenen und der Verbrecher, und selbst in Deutschland, wo das Regiment des Mittelalters durch Gemüthlichkeit des Volkes, durch die Form des Staates, durch die protestantische Orthodoxie und die katholische Hierarchie aufrecht erhalten ward, stürzte das Alte zusammen, weil sich eine ganz neue Literatur des Lebens bemächtigte und die ganze Denkart verändert war. In dieser Periode, welche bis auf die ersten Vorposten der französischen Revolution reicht, zeigen sich mitten im Frieden, während die Völker des Wohlstandes und der Genüsse der Ruhe sich freuten, überall Spuren der Auflösung, der Trennung, des innern Kampfes, überall Reibung zwischen Wollen und Nichtwollen, Action und Reaction, bis endlich in vielen Staaten das neue Princip obsiegt. Es wird aus dem christlich-ritterlichen Staate des Mittelalters ein ganz neuer, der dem Anscheine nach die Träume der Philosophen in Wirklichkeit verwandelt und die neue Generation dem Einflusse der Römer und Griechen wie dem des Mittelalters entzieht. Die Feudalität und Hierarchie und mit ihnen alles in der Ueberlieferung und in der Gewohnheit Begründete sollen

dem Lichte des Verstandes weichen, die höheren Forderungen edler und frommer Seelen werden verlacht und nur das Materielle, gewinnbringende Reale, nur die Forderungen einer verfeinerten Sinnlichkeit und einer kränklichen Empfindsamkeit beachtet und befördert.

---

64. Der spanische Erbfolgekrieg.

(Nach Leopold Ranke, französische Geschichte, und Heinr. v. Sybel, kleine historische Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Am Schlusse des 17. Jahrhunderts trat in dem südlichen Europa die große Frage über die Zukunft der spanischen Monarchie, welche die Politik schon seit einem halben Jahrhundert beschäftigt hatte, (s. Nro. 60) in den Vordergrund, mit mannigfaltigen Aussichten einer Umgestaltung der großen Staatsverhältnisse. Das Schicksal des romanischen Europa hing von ihrer Entscheidung ab; durch die Beziehung zu Oesterreich griff sie in das germanische zurück; die Weltstellung der Seemächte ward davon wesentlich berührt. Das wichtigste Moment aber lag in der Ausdehnung, welche die französische Macht dabei gewinnen konnte, entweder nach dem Maße, welches Europa für nothwendig hielt, oder nach dem Ideal der Selbstbestimmung und Uebermacht, welches Ludwig XIV. von jeher vorgeschwebt hatte. Abwechselnd beschäftigten Unterhandlungen und Waffenthaten die Welt und bestimmten die Ereignisse. Niemals waren die ersten lebhafter und von größerer Bedeutung gewesen, als nach dem Frieden von Ryswik.

1. Die Unterhandlungen über die spanische Erbfolge.

Schon im Frühjahre 1698 sandte Ludwig XIV. einen militärischen Diplomaten nach Spanien, den Marquis de Harcourt, der sich in dem letzten Kriege durch die Vertheidigung von Luxemburg ausgezeichnet hatte und mit dem dadurch erworbenen Ansehen alle die Eigenschaften verband, die für eine schwierige Sendung erforderlich sind: den Ruf der Uneigennützigkeit, welcher Vertrauen erweckt, durchdringenden Blick und Festigkeit. Dieser suchte vor Allem die Besorgnisse der spanischen Großen zu beseitigen, als solle Spanien durch die Anerkennung der französischen Ansprüche ein von Vicekönigen regiertes Nebenland von Frankreich werden. Ludwig XIV. ließ daher erklären, Spanien müsse vielmehr seinen Rang in der Welt, seine Selbständigkeit behaupten, auch wenn es die französischen Erbansprüche anerkenne. Der Dauphin werde seine Rechte an denjenigen von seinen beiden jüngern Söhnen abtreten, welchen die Versammlung der Cortes selbst wählen würde; der solle dann nach Spanien kommen, daselbst seine Erziehung vollenden, die Grundsätze des Königreiches in sich aufnehmen. Man werde Vor-

kehrung treffen, daß die Reunion der beiden Kronen auch in Zukunft vermieden bleibe. Mit diesen Vorstellungen fand Marquis de Harcourt ohne Mühe Eingang bei den spanischen Großen, welche der Ueberzeugung waren, der große König allein könne die spanische Monarchie gegen ihre Feinde beschützen. Er kehrte daher mit großer Zuversicht auf das Resultat seiner Sendung zurück. Aber Ludwig XIV. theilte diese Sicherheit der Erwartung seines Botschafters nicht, weil ihm von der spanischen Regierung nur Ungünstiges gemeldet wurde. Daher trat er mit König Wilhelm III. von England in Unterhandlung und dessen Gesandter, Graf Portland, machte in Paris den Vorschlag, wenn Frankreich den Anwachs der österreichischen Macht, die ganze übrige Welt aber den Anwachs der französischen fürchte, so solle man die Rechte eines Dritten anerkennen, der Niemanden gefährden könne. Dieser Dritte war der Kurprinz Joseph Ferdinand von Baiern, Urenkel Philipp's IV. (s. die Stammtafel S. 45), den aber bisher der Kaiser selbst auszuschließen gesucht hatte. Das Verhältniß beruhte darauf, daß König Philipp IV. in seinem Testamente seiner Tochter Margarethe, die mit dem Kaiser vermählt war, den Vorzug vor der ältern gegeben, im Fall aber, daß aus dieser Ehe kein Erbe entspringe, den Kaiser selbst substituirt hatte. Ohne Kinder war nun diese Ehe nicht geblieben. Die aus ihr hervorgegangene Tochter war mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vermählt worden. Aber der Kaiser war nicht gesonnen, einen Anspruch, welcher dem Hause Habsburg-Oestreich seit so manchen Jahrhunderten gehörte, an das Haus Baiern übergehen zu lassen. Durch eine Verzichtleistung seiner eigenen Tochter suchte er denselben dem Mannesstamme des Hauses Oesterreich, dem einen der beiden Söhne, die ihm aus einer dritten Ehe geboren worden, vorzubehalten. Der Kurfürst behauptete, daß die Verzichtleistung seiner Gemahlin keine Wirkung auf die Rechte ihres und seines Sohnes ausüben könne, und fand damit die Beistimmung der Seemächte. Wenn man die bei der Erledigung des spanischen Thrones drohenden europäischen Gefahren ins Auge faßte, so erschien die Auskunft, welche die Thronfolge dieses Kindes darbot, als die glücklichste. König Ludwig, den, wie berührt, die so günstigen Nachrichten seiner Bevollmächtigten aus Spanien nicht befriedigten, glaubte voraus zu sehen, daß er in den Nebenprovinzen auf noch größere Schwierigkeiten stoßen würde; namentlich in den spanischen Niederlanden, wo der Kurfürst selbst Gouverneur war; von Holländern und Engländern unterstützt, werde sich dieser leicht zum Herrn der Landschaften machen. Aber das größte Hinderniß sah er in der Eifersucht der europäischen Mächte. Er machte sich damals keine Illusion darüber, daß eine neue Ligue sich gegen ihn bilden, ein noch gefährlicherer Krieg, als der vorherige gewesen sei, ausbrechen werde. Er zog es deßhalb vor, durch Beschränkung seiner Ansprüche sich einen Theil der spanischen Erbschaft zu sichern, und vereinbarte mit England und Holland (11. October 1698) im Haag den ersten Theilungsvertrag, dem

zufolge der Kurprinz Spanien nebst den Niederlanden, der Erzherzog Joseph Mailand, das ohnehin ein Lehen des Reiches war, erhalten, Frankreich dagegen durch Neapel und Sicilien, so wie durch einige Städte in Guipuscoa erweitert werden sollte. Gleichzeitig kamen die Rechte des Kurprinzen auch in Spanien zur Anerkennung. Den Spaniern selbst erschienen diese als die bei weitem bestbegründeten. Sie bezogen sich auf das Testament Philipp's IV., in welchem von der Möglichkeit einer Renunciation keine Rede war; daß der Kaiser seine Tochter zu einer solchen bewogen hatte, erschien ihnen fast als eine Art von Gewaltsamkeit. So ward Karl II., auf welchen das Verfahren des Kaisers einen besonders ungünstigen Eindruck gemacht haben soll, bewogen, ein Testament zu Gunsten des Kurprinzen abzufassen. In diesem Augenblick aber starb der Kurprinz (Februar 1699) an den Pocken.

Auf allen Seiten mußte man nun auf eine andere Auskunft Bedacht nehmen. Frankreich und Oesterreich standen einander aufs Neue gegenüber, und es hätte wohl für diese beiden Mächte an der Zeit scheinen können, auf irgend eine Weise sich unter einander zu verständigen. Aber es war nicht zu erwarten, daß Wilhelm III. jemals in die Abtretung der Niederlande an Frankreich willigen würde und eben so wenig, daß irgend etwas ohne seine Mitwirkung beschlossen oder ins Werk gesetzt werden würde. Daher ward zwischen ihm und Ludwig ein zweiter Theilungsvertrag verabredet, wobei der erste im Wesentlichen als Grundlage diente; Ludwig willigte ein, daß die dem Kurprinzen zugesprochenen Niederlande an den zweiten Erzherzog fielen, nicht aber Mailand, dieses sollte an den mit einer französischen Prinzessin vermählten Herzog von Lothringen, letzteres aber an Frankreich kommen. Abgesehen davon, daß dieses Theilungsproject nicht den Beifall des kaiserlichen Hofes haben konnte, der auf den Besitz Mailands ein großes Gewicht legte, wurde dasselbe in Spanien sowohl am Hofe als beim Volke mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen; denn es sei unerhört, sagte man, daß fremde Mächte über den Besitz von Ländern entschieden, deren Herrscher noch lebe und regiere. Da aber die Schwäche Spaniens einem Widerstande gegen Ludwig XIV. keinen Erfolg versprach, so entschloß man sich bei dem Rettung gegen die Theilung zu suchen, der damit am meisten drohte. Deßhalb machte der König Karl II. ein zweites Testament, das bei seinem Tode (1. Nov. 1700) eröffnet wurde und den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog von Anjou, zur Nachfolge in allen spanischen Ländern berief, dabei den Grundsatz aussprach, daß die spanische Monarchie weder getheilt, noch jemals mit einer andern vereinigt werden dürfe.

Am Hofe Ludwig's XIV. entstand das Bedenken, ob Frankreich, wie Viele meinten, nicht durch den Theilungsvertrag in der That mehr gewinne, als durch die Annahme des Ganzen in Folge des Testamentes, welche unzweifelhaft in einen langwierigen und gefährlichen Krieg verwickeln würde. Aber Ludwig XIV. hatte seit Anfang seiner Regierung

das Recht seiner Gemahlin auf die spanische Krone festgehalten und wollte zugleich für den Beschützer des Katholicismus gelten, dessen Vortheil die romanische Welt in dem Zusammenhalten des Ländercomplexes der spanischen Monarchie erblickte. So wirkten also drei Umstände: die Machtvergrößerung Frankreichs, das kirchliche und das dynastische Interesse zusammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte eingegangen war, hinwegsah und sich zu der Annahme des Testamentes entschloß.

Philipp, Herzog von Anjou, nun König von Spanien, erschien als die tadelloseste Persönlichkeit in der ganzen Familie Ludwig's XIV. Er legte Mitgefühl für Andere an den Tag, war der freigebigste und zuverlässigste von Allen; niemals wäre eine Unwahrheit über seine Lippen gekommen; eine solche auch nur zu hören, erschien ihm als eine Verunreinigung. In seinem Gesichte meinte man die Züge des Hauses, aus dem seine Großmutter und die Mutter seines Großvaters stammten, wiederzuerkennen; zu einem Fortsetzer des österreichischen Hauses in Spanien schien er wie von Natur bestimmt zu sein. Am 23. Januar 1701 verkündigten die Kanonen von Fuenterabia, daß der neue König von Spanien in seinem Reiche angekommen sei. Weder auf der Halbinsel noch in den Nebenlanden regte sich der mindeste Widerspruch; das Fortbestehen der spanischen Monarchie und der Union mit Frankreich erschien gesichert.

Bald aber bildeten sich zwei große Coalitionen zur Entscheidung aller großen, seit so langer Zeit angeregten Fragen. Auf der einen Seite stand Frankreich mit Spanien, als seiner dynastischen Secundogenitur; ihnen trat zunächst der Kurfürst von Baiern bei, der die Regierung der Niederlande im Namen der spanischen Krone verwaltete und über die Ansprüche seines Sohnes mit dem Kaiser in bittern Hader gerathen war, wogegen ihm Frankreich alles zusicherte, was er über Oesterreich gewinnen würde. Seiner Politik schloß sich sein Bruder, der Kurfürst von Köln, an und der Herzog von Savoyen wurde für die Allianz gewonnen dadurch, daß man seine Tochter zur Gemahlin des neuen Königs von Spanien bestimmte. Auf der andern Seite fand der Kaiser Leopold nicht nur Bundesgenossen an den beiden deutschen Fürsten, die ihm ihre Standeserhöhung verdankten, dem neuen Kurfürsten von Hannover und dem Könige von Preußen, sondern auch die beiden Seemächte, verletzt durch die Aufgebung des Theilungsvertrages und in der Ueberzeugung, daß die Combination der französisch-spanischen Macht ihrem Handel gefährlich sein werde, näherten sich dem Kaiser so weit, daß sie zwar nicht seinem Hause die Vertheidigung seiner Ansprüche auf die ganze spanische Monarchie zusagten, aber doch ihm die italienischen Nebenländer verschaffen wollten, wofür der Kaiser ihnen alles überließ, was sie in Westindien erobern würden. Wilhelm III., der eigentliche Stifter der großen Allianz gegen Frankreich, fand zwar Anfangs im Parlamente lauten Widerspruch gegen den Krieg, als aber Ludwig XIV. bei dem Tode Jakob's II. durch Anerkennung

des Prätendenten Jakob III. die religiöse und politische Zukunft Englands bedrohte, sah das Parlament darin eine Beleidigung der englischen Nation und bewilligte reichliche Geldmittel für den Krieg.

2. Der Krieg bis zum Tode Leopold's I. 1705.

A. Der Krieg in Oberitalien und in den Niederlanden.

Noch ehe es zum Abschlusse der Bündnisse gekommen war, eröffnete Eugen von Savoyen den Krieg in Italien. Während die Franzosen unter Catinat alle Höhen vom Gardasee bis zur Etsch besetzt hielten, überzeugt, daß es keine als die von ihnen vertheidigten Pässe gebe, bahnten sich die Kaiserlichen mit Hülfe des ergebenen Gebirgsvolkes, welches die Felsen brach und sprengte, andere Wege; die benachbarten Gemeinden mußten ihre Zugochsen stellen, die dann zu 10—15 Paaren vor eine Kanone gespannt wurden, Soldaten und Bauern halfen die Geschütze mit Stricken emporziehen und herablassen. Sofort nahm Eugen die nächste wichtige Position der überraschten Franzosen, Carpi, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Kampf. Catinat, der sich schon auf Mailand zurückzog, ward von dem Könige, an dessen Hofe jede militärische Handlung einer schonungslosen Kritik unterworfen wurde, ersetzt durch Villeroi. Dieser, tapfer, aber ohne militärische Einsicht, brannte vor Begierde, den Ruf der französischen Waffen herzustellen und stürzte sich sofort auf die Kaiserlichen bei Chiari. Catinat unterstützte ihn mit neidlosem Eifer. Aber an der wohlgewählten und wohlbefestigten Stellung, die der krieggeübte Eugen genommen, brachen sich die heftigen Angriffe der Franzosen. Villeroi selbst ward in Cremona von Eugen gefangen genommen und den Oberbefehl in Italien erhielt der Herzog von Vendome (Urenkel Heinrich's IV. und der Gabriele). Er gehörte der ältern Schule von Männern an, wie der Marschall von Luxemburg, die den Genuß liebten, und jede Ausschweifung für erlaubt hielten, wenn sie dabei nur zugleich glänzende Thaten verrichteten. Der neue Feldherr war von Frankreich her ansehnlich verstärkt worden; dieses Mal kam die Verbindung mit Spanien den Franzosen zu Statten. König Philipp V. selbst erschien bei dem Heere. Vendome entsetzte das von Eugen belagerte Mantua durch geschickte militärische Bewegungen; dann ging er auf Eugen los, den er bei Luzzara fand. Die Kaiserlichen konnten aus ihren Stellungen nicht verdrängt werden, aber die Franzosen erbeuteten eine Menge Kanonen und Fahnen, sie nahmen das Schloß von Luzzara und verschanzten sich den Kaiserlichen gegenüber. Nach und nach gewannen sie durch ihre überlegene Anzahl allenthalben Vortheile. Sie hatten unter Vendome ihr militärisches Uebergewicht und ihren unerschütterlichen Ruf wieder hergestellt.

Aehnlich entwickelte sich ihre Lage in den Niederlanden, wo der Herzog von Marlborough an der Spitze von 60,000 Mann stand. Indem die Franzosen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung

der Grenzen von Flandern und Brabant richteten, konnten sie nicht verhindern, daß die Festungen an der untern Maas und das ganze Kurfürstenthum Köln in die Hände der Verbündeten fielen.

B. Der Krieg in Deutschland.

Während die Franzosen sich in Italien und den Niederlanden in der Defensive hielten, entschloß sich Ludwig, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, wenigstens an einer Seite zur Offensive. Dies war die deutsche. Im Mai 1703 ging Villars über den Rhein und vereinigte sich in Oberschwaben mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, der den Krieg im Innern Deutschlands mit der Eroberung Ulms eröffnet hatte. Beide verabredeten einen Angriff auf Tirol, auf welches Baiern Ansprüche machte und dessen Besitz in den Händen des befreundeten Kurfürsten auch den Franzosen erwünscht war, weil das südliche Tirol die Pforte bildete, durch welche das österreichische Heer in Italien eingedrungen war und seine Verstärkung erhielt. Vendome sollte daher von Italien aus dem Kurfürsten die Hand bieten, während Villars die obere und mittlere Donau behaupte. Bei der Verwirrung in den Gegenanstalten der Tiroler konnte der Kurfürst ohne Widerstand das Innthal aufwärts bis in die Hauptstadt des Landes vordringen. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um Tirol zu unterjochen, sondern um es besser zu regieren, als es bisher regiert worden sei, die Beamten leisteten ihm das Handgelübde der Treue, auf so lange er im Besitz der fürstlichen Grafschaft sein werde.

In dem Volke aber lebte eine angestammte Hingebung für seine gefürsteten Grafen aus dem Hause Oesterreich, ein nachbarlicher Haß, ebenfalls von den Vorfahren ererbt, gegen die Baiern. Daß der Kurfürst jetzt nicht allein das Land in Besitz nahm, sondern auch Kriegscontributionen von sehr beträchtlichem Betrage ausschrieb, ganz im Widerspruch mit seiner persönlichen leutseligen Haltung, gab diesen beiden Gefühlen Nahrung. Dazu kam aber noch ein anderes: ein lange in der Stille angesammelter Widerwille gegen die Organe der Regierung ward durch den Verdacht, daß diese wohl gar des Verraths schuldig seien, zum Ingrimm gesteigert; mit der Treue gegen den Landesherrn mischte sich der Aufruhr gegen seine Beamten; dieser und ihrer hemmenden Führung entledigt, stellten sich dann die siegreichen Volkshaufen, mit der Natur ihres Landes wie früher und später im Bunde, dem vordringenden Feinde auf eigene Hand entgegen. Im hohen Gebirge, wo die schmale Straße sich durch die Schluchten windet, lauerten sie hinter dem Gebüsch, das die Wände deckt; wenn die Baiern heranzogen, stürzten von allen Höhen zugleich Steine und Felsstücke auf sie nieder; sahen sie sich genöthigt, umzukehren, so fanden sie die Pässe und Brücken in ihrem Rücken bereits verlegt; wer da nicht umkam, wurde gefangen. Im Kampfe mit den Scharfschützen, die sich wohl rühmten, auf fünfhundert Schritte zu treffen, scheiterten die Angriffe

des Kurfürsten auf die Schanzen am Brenner; er mußte Befehl zum Rückzug geben und, um die nach Baiern führenden Straßen zu behaupten, sich der äußersten Gefahr aussetzen.

Im deutschen Tirol war die Sache dergestalt schon entschieden, als Vendome mit seinem Heere, das auf dem Wege manche heiße Gefahren hatte bestehen müssen, bis zu den Höhen und Hügeln vordrang, welche Trient umgeben, und die Stadt mit Bomben bewarf. Die Stadt wies jeden Gedanken an Ueberlieferung von der Hand und Vendome mußte sich zum Rückzuge entschließen; er bezeichnete seinen Weg mit gräßlichen Verwüstungen, um sich für den Widerstand zu rächen, den er nicht bezwingen konnte.

Als dann aber die Kaiserlichen von vier Seiten her einen rächenden Angriff auf Baiern unternahmen, bewährte der Kurfürst wirksamer als je seine glänzende Kriegernatur. Inmitten der feindlichen Schaaren operirend, schlug er eine nach der andern, besiegte den General Styrum bei Höchstädt, stürzte von dort auf Regensburg und nahm die Stadt, eilte dann rasch hinüber gegen Augsburg und überwältigte es; hier wichen die Feinde vor seinen Schlägen eben so scheu nach Schwaben, wie dort nach Böhmen zurück; plötzlich stand er wieder an der österreichischen Grenze und überraschte Passau zum höchsten Schrecken der Kaiserlichen, die ihn bereits in unaufhaltsamem Zuge gegen Wien zu erblicken meinten. Prinz Eugen, welcher damals die Leitung des Heerwesens übernahm, erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete. Der Kaiser hatte sich indessen mit fernher schimmernden Aussichten beschäftigt; Savoyen und Portugal waren der großen Allianz beigetreten und des Kaisers zweiter Sohn, Karl, sollte jetzt nach Lissabon abgehen, um sich von dort aus mit englischen und portugiesischen Kräften sein spanisches Königreich zu erobern, dann aber Mailand seinem Vater abtreten. War auch dadurch eine mehrfache Ablenkung der feindlichen Kräfte zu erwarten, so sprach doch Eugen mit doppeltem Nachdrucke die Ueberzeugung aus, daß die Entscheidung des ganzen Krieges nur in Baiern liege, daß also zur Ueberwältigung des Kurfürsten alle vorhandenen Kräfte vereinigt werden müßten. So kam er zu dem Antrage, da weder in Oesterreich noch am Oberrhein die hiefür ausreichende Truppenmacht vorhanden sei, aus Belgien den Herzog von Marlborough an die Donau zu ziehen und mit seiner Hülfe den entscheidenden Streich zu führen. Marlborough erklärte sich mit Begeisterung einverstanden und erschien mit einem stattlichen englisch-deutschen Heere, nach einem vorsichtigen und schleunigen Marsch, im Laufe des Juni 1704 am Neckar. Am 10. sprach ihn Eugen, am 13. traten beide mit Markgraf Ludwig von Baden zur Feststellung des Feldzugsplanes zusammen. Die Aufgabe war, an der Donau den Kurfürsten und den französischen General Marsin zu besiegen, und während dessen am Oberrhein den Einbruch des im Elsaß stehenden Marschall Tallard zu verhüten. Eugen hätte am liebsten zusammen mit Marlborough an der Donau gekämpft, war

aber auf den Wunsch des ältern Markgrafen ohne Sträuben bereit, sich mit der glanzlosern Aufgabe zu begnügen, und eilte ohne Murren an den Rhein; denn ein jeder, sagte er, muß einzig und allein das gemeine Wohl im Auge haben. Der Uebermacht der beiden Andern gelang es, am 2. Juli die baierische Schaar des Grafen Arco, welche den Uebergang bei Donauwörth in den Verschanzungen des Schellenberges deckte, nach wildem, heldenmüthigen Widerstande zu überwältigen, die Donau zu passiren, Max und Marsin zum Rückzug nach Augsburg zu nöthigen.

Indessen hatte Tallard den Befehl erhalten, um jeden Preis dem Kurfürsten Hülfe zu bringen; Eugen war nicht im Stande, ihm den Weg zu verlegen, zog aber parallel mit ihm ebenfalls ostwärts nach Baiern, wo sich also von allen Seiten her die Kräfte zum Entscheidungskampfe sammelten. Am 3. August traf Tallard bei dem Kurfürsten in Augsburg, Eugen aber an der Donau in Höchstädt ein. Es war die höchste Zeit, denn auch der Kurfürst wollte nach Tallard's Eintreffen nicht feiern, sondern war in vollem Anzug gegen Eugen's Lager, um dieses wo möglich vereinzelt zu schlagen. So kam es am 15. August zu der Schlacht bei Höchstädt oder Blindheim. Die Baiern und Franzosen zählten 56,000, Eugen und Marlborongh etwas über 52,000 Mann. Dicht am Flusse stand Marlborough dem Marschall Tallard, weiter im Lande Eugen dem Kurfürsten und Marsin gegenüber, zwischen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Centrum. Eugen war nicht im Stande, die von dem Kurfürsten energisch geführten baierischen Regimenter zu brechen, im Gegentheil war es nur die Festigkeit der von dem Dessauer Leopold trefflich disciplinirten preußischen Infanterie, welche hier den furchtbar mörderischen Kampf im Gleichgewichte hielt, bis endlich im Centrum Marlborough durch einen mächtigen Gesammtsturm die französische Reiterei völlig zersprengte, darauf linkshin einschwenkend, Tallard's Fußvolk in Blindheim umzingelte und die ganze wirre Masse zur Ergebung nöthigte. Darauf blieb auch dem Kurfürsten nur der Rückzug übrig, der mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe ausgeführt wurde. Die Sieger hatten ihren Triumph mit 11,000 Todten und Verwundten bezahlt; die Geschlagenen büßten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene, unter denen Marschall Tallard selbst, und 164 Geschütze ein. Das französische Heer war vernichtet, der Kürfürst aus seinem Lande verdrängt, Baiern in der Hand der großen Allianz. Von dem Höchstädter Schlachtfelde hinweg ging der Zug der siegenden Heere an den Rhein und über den Rhein, wo noch in demselben Jahre Landau und Trier dem Feinde entrissen wurden.

Kaiser Leopold erlebte noch die Unterwerfung Baierns, die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden; bald nachher, 5. Mai 1705, starb er nach beinahe 50jähriger Regierung. Es folgte ihm, in Oesterreich wie in der Kaiserwürde, sein ältester Sohn, Joseph I.

3. Der Krieg unter Joseph I.

Joseph war, in vollem Gegensatz zu seinem Vater, ein jugendlicher, stattlicher Fürst, erfahren in allen ritterlichen Uebungen, prunkliebend, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd. Er kam auf den Thron, sehr wohl unterrichtet, nicht so gelehrt wie sein Vater, aber dürstend nach Ruhm und Macht.

Der Plan für den Krieg ging dahin, daß nach den mächtigen süddeutschen Erfolgen die beiden Feldherren den errungenen Vortheil in verschiedener Richtung verfolgen, Marlborough gegen Lothringen und Belgien vorgehen, Eugen in Italien dem hartbedrängten Herzoge von Savoyen helfen sollte. Anfangs jedoch erlebte man große Hindernisse auf beiden Seiten. Marlborough war durch die Schwäche der Oesterreicher, die Saumseligkeit der Reichsstände, die ewigen Bedenken der Holländer gehemmt; der Angriff auf Lothringen schlug fehl; endlich im Sommer 1706 traf er die Franzosen in einer festen Stellung bei Ramillies. Die beiden Armeen waren einander ungefähr gleich an Zahl, die eine wie die andere mochte 60,000 Mann zählen. Aber Marlborough vertraute auch in solchem Falle seinem Glück und der Tapferkeit seiner Truppen. Er trug kein Bedenken, die Feinde in ihrer Position anzugreifen. Villeroi warf seine vornehmste Kraft auf den linken Flügel, wo er doch wegen des schwierigen Terrains nicht viel zu fürchten hatte, indessen griffen die Verbündeten seinen rechten Flügel an, gegen den ein leichter Zugang offen stand. Ihre Reiter konnten in vollen Linien vorrücken, ohne von der feindlichen Infanterie, welche Villeroi am rechten Orte aufzustellen versäumt hatte, gehindert zu werden; das Dorf Ramillies ward von Marlborough mit seinem Geschütz erobert; hierauf blieb den Franzosen nichts als der Rückzug übrig, der nach Löwen gerichtet, aber nicht ohne große Unordnung vollzogen ward.

Die Schlacht war bei weitem nicht mit so großer Anstrengung durchgefochten worden, wie die Schlacht bei Höchstädt: aber sie war für die Niederlande nicht minder entscheidend, als diese für Baiern. Die Verbündeten besetzten Mecheln, Brüssel, Gent und Brügge; allenthalben ward jetzt Karl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen. Der Umschlag des Glücks riß die Gemüther unwiderstehlich mit sich fort. Der spanische Gouverneur von Antwerpen, Marquis von Terracena, ergab sich ohne Schwertstreich, eben so der Gouverneur von Oudenarde. Die französische Armee ward aufgelöst und in die festen Plätze, welche am meisten bedroht zu sein schienen, vertheilt.

Diese Ereignisse haben über das Schicksal der belgischen Niederlande, wie es seitdem geblieben ist, entschieden; von ihrer alten Verbindung mit Spanien und einer neuen Abhängigkeit von Frankreich sind sie dadurch für immer losgerissen worden. Aber auch auf Italien und die allgemeine Kriegführung übten sie einen großen Einfluß aus.

Von jenem Einfalle in das südliche Tirol war Vendome im September 1703 abberufen worden, um den Herzog von Savoyen, der sich zu den Verbündeten geschlagen hatte, zu bekämpfen. Von der französischen Seite war dem Herzoge zugemuthet worden, nur eine bestimmte kleine Anzahl Truppen im Felde zu halten und einige seiner Plätze auszuliefern; von den Kaiserlichen dagegen ward ihm eine ansehnliche Hülfeleistung und für die Zukunft eine Vergrößerung seines Gebietes verheißen. Wie konnte er da noch zweifeln, auf welche Seite er sich zu schlagen habe? Die Absicht der Franzosen war hierauf, dem Herzoge die festen Plätze zu entreißen, auf denen seine Selbständigkeit und seine militärische Bedeutung in der Lombardei beruhte. Trotz der Hülfe, welche ihm von den Kaiserlichen geleistet wurde, verlor er einen nach dem andern. Die französische Herrschaft über Italien schien unerschütterlich festgestellt zu sein, wenn es nun gelang, auch die piemontesische Hauptstadt zu erobern. Vendome drang bei dem Könige auf die Belagerung von Turin: auch gab er den Mann an, der sie führen sollte, den Duc de Feuillade, Schwiegersohn des Kriegsministers Chamillard, wohl um desto sicherer auf die kräftigste Unterstützung rechnen zu dürfen.

Eben so aber mußte es nun die Absicht der Verbündeten sein, die Eroberung Turins zu verhindern. Im Mai 1705 erschien Prinz Eugen abermals an der Spitze der kaiserlichen und deutschen Truppen in Italien. Bei einem Zusammentreffen der beiden Heere bei Cassano behaupteten die Franzosen, obgleich die Kaiserlichen Sieger zu sein meinten, doch das Schlachtfeld.

Eugen verzweifelte an der Möglichkeit einer Unternehmung, aber der Kaiser hatte ihm gesagt, er solle lieber den letzten Mann seiner Armee daran wagen, als den Ersatz unversucht lassen. Und eben langten die erwarteten Verstärkungen aus Deutschland an; sächsische, pfälzische, hessische Truppen, vor allen die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt; eben durch jene von Vendome vor anderthalb Jahren vergebens angegriffenen tiroler Thäler zogen sie heran.

Eugen konnte endlich zur Offensive, zur Befreiung Turins schreiten. Die Aufgabe war immer äußerst schwierig. Um nach Turin zu gelangen, mußte man die ganze lombardische Ebene durchziehen, die bekanntlich von Norden nach Süden durch die Etsch, sodann durch die verschiedenen Nebenflüsse des Po, durchströmt wird, deren jeder den Franzosen eine neue Vertheidigungslinie darzubieten und Eugen's Vorrücken endlos zu erschweren drohte. Daher drang der Prinz im Mai 1706 auf dem linken Etschufer nach Süden vor und schritt zur Ausführung eines Planes, der alle jene Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigte, und 90 Jahre später von Napoleon I. in umgekehrter Richtung mit gleichem Erfolge wiederholt worden ist. Unter den Augen des überraschten Gegners überschritt er nicht die mittlere, sondern die untere Etsch, gelangte dann fast ohne Kampf auch über den untern Po, und drang nun im Süden dieses Stromes, durch keinen irgend erheb-

lichen Nebenfluß gehemmt und die französischen Barrieren umgehend, unaufhaltsam gegen Westen vor. Vendome, in diesem kritischen Moment zu dem belgischen Heere abgerufen, verließ das Lager mit bangen Ahnungen; sein Nachfolger im Commando, der Herzog von Orleans, zog zu dem Belagerungsheere vor Turin, wo sich dann vor der eingeschlossenen Festung die Franzosen mit sieben Fuß hohen Verschanzungen umgaben und in diesen den Angriff der Verbündeten abzuwarten beschlossen. Am 1. September vereinte sich Eugen mit dem Herzoge von Savoyen, am 8. schritten sie znm Sturme auf die feindlichen Wälle. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel, der Prinz von Württemberg mit österreichischen Grenadieren, und Leopold von Anhalt-Dessau, der Bullenbeißer, wie ihn Eugen nannte, mit den preußischen Bataillonen. Das Feuer war äußerst heftig und wurde bald allgemein; die Preußen gingen kaltblütig und langsamen Schrittes bis auf zehn Schritte an die Verschanzung vor, dort aber wurde der Kugelregen so dicht, daß sie stockten und allmählich wieder zu weichen begannen. Da sprengte Eugen selbst heran, trat an ihre Spitze und riß sie, die über diese Auszeichnung hoch aufjubelten, vorwärts. In einem Augenblicke waren sie auf dem Kamme der Schanzen und ein wildes Handgemenge entspann sich, in welchem Eugen zur Seite ein Page und ein Diener erschossen und er selbst zu Boden gerissen wurde. Nun aber erschienen auch die Grenadiere Württembergs, die deutschen Regimenter des Centrums, Orleans selbst wurde verwundet, Marschall Marsin getödtet, die Niederlage der Franzosen war vollständig. Die Trümmer ihres Heeres drängten in verwirrter Flucht der Grenze zu: Italien ist unser, rief Eugen, seine Eroberung wird uns nicht viel mehr kosten. In der That capitulirte Mailand nach einigen Wochen; etwas später konnte General Daun mit einer schwachen Abtheilung Neapel besetzen, wo er von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt wurde.

Zuletzt erst war der Krieg um Spanien auch in Spanien selbst ausgebrochen. Schon 1704 ward Portugal, da Frankreich dessen Häfen nicht schützen konnte, genöthigt, sich an England anzuschließen. Erzherzog Karl, dem sein Bruder Joseph seine Rechte auf die spanische Krone feierlich übertragen hatte, langte auf einem englischen Schiffe in Lissabon an und machte von daher sofort einen Versuch, Castilien zu erobern. Während dieses Unternehmen die Streitkräfte Philipp's V. und seiner Regierung beschäftigte, gelang es den Engländern, die vernachlässigte Feste von Gibraltar durch einen plötzlichen Handstreich einzunehmen, eine Anzahl Matrosen erstiegen den Felsen, wo er am steilsten war und am leichtesten hätte vertheidigt werden können, sie nahmen den Platz in Besitz, nicht im Namen des deutschen Königs, den sie herbeigeführt hatten, sondern sogleich im Namen ihrer Königin. Alle Versuche der Spanier und Franzosen, ihnen Gibraltar wieder zu entreißen, scheiterten. Da Philipp V. sich als den Fortsetzer Philipp's IV. betrachtete, dessen Urenkel er war, und von den catalonischen Privilegien so wenig wie dieser hören wollte, so gerieth die ganze Provinz

in Gährung, und wandte sich, wie einst an Richelieu, so jetzt an die Engländer. Schon im Juni 1706 war ein förmlicher Vertrag zwischen den Engländern und den Cataloniern geschlossen worden, in welchem jene eine Armee an die Küste zu werfen, und diese sich alsdann für Karl III., der dagegen ihre alten Fueros zu beobachten habe, zu erheben versprachen; unter dieser Bedingung ward er von Barcelona und den anderen Communen des Fürstenthumes anerkannt; auch in den übrigen Gebieten der aragonesischen Krone regte sich der Aufruhr für ihn. Zwar vereinigte sich ein französisch-spanisches Heer vor den Mauern von Barcelona, aber man glaubte um so weniger etwas wagen zu dürfen, da Philipp V. selbst zugegen war und durch den Widerstand der Stadt und die Ankunft der Engländer in persönliche Gefahr hätte gerathen können. Die Stimmung der Provinz war so feindselig gegen ihn, daß er sich über Roussillon und von da über die Pyrenäen zurück nach Madrid begeben mußte. Und auch hier konnte er sich in diesem Moment nicht behaupten. Vor den von Portugal und Aragon zugleich nach seiner Hauptstadt vordringenden Gegnern war er genöthigt, sich nach Burgos zurückzuziehen (Juli 1706). Wer hätte nach so vielen Unfällen nicht glauben sollen, daß Spanien für ihn verloren sei? Man meinte nicht anders, als er werde demnächst nach Frankreich, von wo er vor sechs Jahren gekommen war, zurückkehren müssen. In der That wäre nichts Anderes zu erwarten gewesen, hätten die Castilianer nicht eine wärmere Ergebenheit für ihn gehegt, als die Niederländer oder die Italiener. In den Castilianern aber lebte ein eingeborenes Selbstgefühl, das auf der Erinnerung ihrer bisherigen Weltstellung beruhte. Wie sie den bourbonischen Prinzen, in dem sie den Fortsetzer ihrer alten einheimischen Dynastie sahen, zu ihrem Könige gewünscht und gefordert hatten, so wollten sie ihn auf seinem Throne behaupten. Ein König, der ihnen von Catalonien kam, war ihnen schon deßhalb verhaßt. Aber man wußte auch, daß den Portugiesen für die Hülfe, die sie Karl III. leisteten, bedeutende Abtretungen versprochen worden, seine Verbündeten, die Engländer, auf eigene Eroberungen bedacht waren. In einer Bewegung von unerwarteter Freiwilligkeit schloß sich ganz Castilien an den Namen Philipp's V. an. Die großen Städte von Andalusien vereinigten sich, ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde auf ihre eigenen Kosten ins Feld zu stellen. Und wer könnte den Jubel beschreiben, mit welchem die ersten Truppen Philipp's V. in dem wieder freigewordenen Madrid empfangen wurden? Am 27. October 1706 zog König Philipp in Madrid ein; er brauchte drei Stunden, um durch die gedrängten Massen, die ihn mit enthusiastischen Segenswünschen begrüßten, nach seinem Palaste zu gelangen. Philipp hatte in allen diesen Stürmen eine kaltblütige, unerschütterliche Ruhe, nicht ohne Energie, bewiesen, die dazu beitrug, daß die Castilianer in ihm ihren wahren König anerkannten.

Als die Engländer und ihre Verbündeten im April 1707 trotz

alledem noch einmal einen Versuch machten, von Valencia her, wo sie neue Verstärkungen empfingen, nach Castilien vorzudringen, wurden sie bei Almanza von einer bereits wieder überlegen gewordenen Macht Franzosen und hauptsächlich Spaniern, unter Berwick, zurückgewiesen. Auf ihrer Seite focht nicht eine einzige spanische Truppenabtheilung; sie wurden so vollkommen geschlagen, daß ihre Führer an der Möglichkeit, den Krieg in Spanien fortzusetzen, verzweifelten. Valencia, und bald darauf Saragossa, kehrten in den Gehorsam Philipp's V. zurück. Wohl wurde Karl III., der sich zu Barcelona hielt, dem Nebenbuhler von da aus oft sehr unbequem, aber demselben den Thron zu entreißen, hatte er keine Hoffnung.

Nach der großen Niederlage bei Ramillies und der Aufhebung der Belagerung von Barcelona hatte Ludwig XIV. Friedens-Anerbietungen gemacht und sich mit Neapel, Sicilien und Mailand für seinen Enkel begnügen wollen, allein darauf wollte weder Oesterreich noch England eingehen. Im Jahre 1708 aber fühlte sich Ludwig noch einmal stark genug, den Kampf in seinem ganzen Umfange, im Sinne seiner alten Ideen aufzunehmen. Ein Wechsel in der Leitung des Finanz-Ministeriums, die an Desmarets übertragen wurde, den Mann, der unter allen Lebenden dem Geiste Colbert's am nächsten zu stehen schien, wirkte auf die Herstellung des Credits so günstig, daß der König abermals fünf bedeutende Armeen ins Feld stellen konnte, in Flandern, am Oberrhein, im Dauphiné, in Catalonien und in Spanien.

Insbesondere erwartete er, in den Niederlanden neue Vortheile zu gewinnen, weil in diesen Provinzen großes Mißvergnügen über die Verwaltung der Verbündeten, namentlich über die Bedrückungen durch die Truppen herrschte. Allein diese Hoffnung ging schon deßhalb nicht in Erfüllung, weil der König den Oberbefehl dem Herzoge von Burgund, dem ältesten Sohne des Dauphin, übertrug und ihm den Herzog von Vendome zur Seite setzte, da zwischen dem höchst vorsichtigen Prinzen und dem kühnen Vendome die größte Verschiedenheit der Ansichten bestand. Zwar gewannen die Franzosen, durch geheime Verbindungen unterstützt, Gent und Brügge, aber als Eugen, seiner Armee vorauseilend, im Lager Marlborough's eingetroffen war und den Rath gab, die Feinde ohne Verzug anzugreifen, ehe die ebenfalls heranziehenden Baiern (unter Berwick) eingetroffen waren, da wurde das französische Heer bei Oudenarde an der Schelde (11. Juli 1708) plötzlich überrascht. Auf einem ihnen ungünstigen Terrain wurden ihre einzelnen Colonnen, so wie sie auf dem Schlachtfelde erschienen, von der Reiterei der Verbündeten in der Seite und im Rücken angegriffen und geriethen in solche Unordnung, daß der Befehl zum Rückzuge gegeben werden mußte, ehe noch die Hälfte der Armee angekommen war. Vendome wollte am folgenden Tage die Schlacht fortsetzen, aber die grenzenlose Verwirrung unter seinen Truppen nöthigte ihn, diesen Plan aufzugeben. Nachdem Eugen's Heer angekommen war, nahmen die Verbündeten, unterstützt durch die Uneinigkeit und die Zögerungen der

französischen Befehlshaber, Lille, Gent und Brügge. Flandern und Brabant waren der Herrschaft Oesterreichs aufs Neue unterworfen.

Der unglückliche Ausgang auch dieses Feldzuges machte die Nothwendigkeit des Friedens für Frankreich dringender als je, denn bei der Erschöpfung des Landes schien es unmöglich, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen, um so mehr, als ein so harter Winter folgte, wie man ihn seit länger als einem Jahrhundert in Frankreich nicht erlebt hatte: fast alle Weinstöcke und Fruchtbäume erfroren, und selbst die Saat in der Erde. Da jeder sein Getreide zurückhielt, weil man an der Ernte des nächsten Jahres verzweifelte, so entstand die größte Theuerung und in Folge derselben Krankheiten, die viele Menschen hinrafften. Die gleichzeitige Erhöhung oder strengere Eintreibung der Abgaben veranlaßte noch während des folgenden Sommers Unruhen in vielen Gegenden Frankreichs. Ludwig XIV. war im Anfange des Jahres 1709 bereit, den Frieden durch größere Opfer, als er früher angeboten hatte (s. S. 420), zu erkaufen und wollte jetzt auch Mailand dem österreichischen Antheile zukommen lassen. Aber die Vortheile der Verbündeten waren so groß, ihre Erwartungen von der nächsten Zukunft so unermeßlich, daß sie an ihrer Forderung, der Uebertragung der gesammten spanischen Monarchie auf Karl III. von Oesterreich, festhielten. Wie wurde da die Härte der Forderungen, mit welchen Ludwig XIV. in den Zeiten seines Glückes den Mindermächtigen beschwerlich gefallen war, ihm nunmehr so empfindlich vergolten! Daß Spanien seiner Dynastie entrissen, seine eigene Macht durch Herausgabe einiger seiner wichtigsten Eroberungen (der Festungen Straßburg, Luxemburg, Valenciennes, Condé, Namur) in engere Schranken zurückgewiesen werden sollte, konnte nach Allem, was vorgegangen, gerecht erscheinen, aber noch viel weiter gingen die Zumuthungen, die ihm geschahen; er sollte selbst seinen Enkel verjagen helfen, und wenn es damit innerhalb zweier Monate nicht gelang, was doch in der That nicht von ihm abhing, der Stillstand aufgehoben sein. Verlust und Schimpf waren gewiß, der Friede ungewiß, der König konnte nicht anders, als solche Vorschläge verwerfen.

Noch war jedoch Frankreich nicht ohne militärische Bereitschaft. Villars, der mit der Großsprecherei, die man an ihm unerträglich fand, und einem räuberischen Eigennutz, doch ein großes Talent, die Truppen zu behandeln, eine hohe militärische Gabe verband — glänzend in fast ununterbrochenem Glück — trat in den Niederlanden an die Spitze des Heeres. Alles Ungemaches, das der Winter und die Theurung der Lebensmittel herbeiführte, ungeachtet, war er im Stande, sogar noch früher als die Verbündeten im Felde zu erscheinen und ihren Angriff, eben so stark wie sie, innerhalb seiner Linien zu erwarten. Als sie sich gegen Mons wandten, stellte sich ihnen Villars in den Weg. Am 11. September 1709 kam es zur Schlacht bei Malplaquet, vielleicht der einzigen im ganzen Kriege, in welchem die gute Leitung und Tapferkeit des Angriffes durch einen entsprechenden Eifer der Ver-

theidigung in einer richtig gewählten Stellung erwiedert wurde. Villars ward verwundet; der alte Boufflers, der, was man ihm hoch anrechnete, unter dem jüngeren Marschall gedient hatte und nun die Führung selbst übernahm, entschloß sich zum Rückzuge; aber die Sieger hatten sich des Sieges wenig zu freuen, sie hatten ungeheure Verluste erlitten. In Frankreich athmete man auf, da das kriegerische Ansehen der Nation, wenn auch in einer erfolglosen Schlacht, wieder hergestellt war. Die Unterhandlungen wurden im Jahre 1710 mit verdoppeltem Eifer erneuert.

Auf den Vorschlag Ludwig's XIV., seinem Enkel doch wenigstens Eine von den spanischen Kronen, Sicilien, vorzubehalten und dieselbe entweder mit Neapel oder mit Sardinien zu verstärken, gingen die Holländer in der That ein; sie fanden, für Karl III. sei genug geschehen, wenn er die ganze übrige Monarchie erhalte. Aber sie verlangten zugleich Sicherheit dafür, daß nach der Annahme einer solchen Auskunft Philipp V. Spanien wirklich verlasse, sie wollten nicht, indem sie den jetzigen Krieg beendigten, einen neuen in Spanien zu führen gezwungen sein. Aber Ludwig XIV. konnte es nicht über sich gewinnen, französische Truppen gegen seinen Enkel anrücken zu lassen, weder mit Anderen, noch vollends allein. Mitwelt und Nachwelt würden dem König einen solchen Schritt nicht verziehen haben. Hierüber lösten die Verhandlungen von Gertruidenberg sich auf (Juli 1710).

Während der Unterhandlungen ging der Krieg immer fort, und zwar, obgleich nach dem Wunsche des Königs eine Schlacht vermieden wurde, nicht ohne empfindlichen Nachtheil für Frankreich. Als im Sommer 1710 auch in Spanien neue Unfälle eintraten, hat Ludwig XIV., der sich außer Stande fühlte, seinen Enkel mit Nachdruck zu unterstützen, sich so weit überwunden, in denselben zu dringen, daß er den spanischen Thron aufgeben und sich mit der Herrschaft über Sicilien und Sardinien begnügen möge; besser sei es doch, er entschließe sich bei Zeiten dazu, als daß er warte, bis man ihn aus Spanien verjage und ihn dann in die Dunkelheit des Privatlebens zurückstoße.

Mit aller Macht von Frankreich, wie sie damals war, vermochte er nicht, der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu widerstehen, wenn nicht eine günstige Wendung der Dinge von anderer Seite her ihm zu Hülfe kam. Die erste glückverheißende Nachricht traf nach vielen unerwünschten aus dem schon fast aufgegebenen Spanien ein. Da hatten im Juli 1710 die Verbündeten, durch die Ankunft neuer kaiserlicher Regimenter verstärkt und ermuthigt, über die sich selbst überlassenen castilianischen Führer einen Vortheil nach dem andern davongetragen. Sie hatten in zwei Feldschlachten, bei Almenara und Saragossa, den Sieg behauptet und Saragossa selbst in Besitz genommen. Vertrauend auf diese Ueberlegenheit, der es an Erfolg nicht fehlen könne, forderte der englische General Stanhope zu einem neuen Unternehmen gegen Madrid auf, ohne allen Widerstand drang das Heer nach Madrid vor; der österreichische König nahm seinen Sitz im Pardo, Alles beugte und

unterwarf sich; allein an ein wirkliches Anschließen war dieses Mal so wenig wie früher zu denken. Karl III. fand, daß seine Hauptstadt eine Wüste sei. Niemals waren die Straßen von Madrid so menschenleer, seine Plätze so öde gewesen; alle Kaufläden waren geschlossen. Der Adel und die einigermaßen begüterten Bürger waren dem bourbonischen Könige, den sie für ihren wahren König hielten, nach Valladolid gefolgt. Der durch die protestantischen Hülfsvölker seines Gegners, welche sich nicht von allen Gewaltsamkeiten gegen die Kirchen abhalten ließen und als Ketzer verabscheut wurden, aufgeregte altkatholische Geist Castiliens kam Philipp V. zu Statten. In der Mitte eines von religiöser und politischer Hingebung durchdrungenen Volkes lehnte dieser Fürst die ihm von seinem Großvater kommenden Zumuthungen ab; selbst auf die Gefahr hin, daß er sich dann auf keine weitere Unterstützung desselben Rechnung machen dürfte. Eine jedoch, die von größter Bedeutung war, hatte Ludwig XIV. noch bewilligt; er hatte Vendome, damals ohne Zweifel den geistvollsten und kriegsgewandtesten seiner Generale, nach Spanien gehen lassen. Unter der obwaltenden Stimmung der Bevölkerung ward es Vendome nicht schwer, in Kurzem ein Heer von mehr als 20,000 Mann um sich zu sammeln, gegen welches die Verbündeten das Feld nicht behaupten konnten. Als sie ihren Rückzug antraten, nach Aragonien hin, eilte ihnen Vendome, in Begleitung des Königs, mit der ihm eigenen Geschwindigkeit nach; er griff bei Villaviciosa Stahremberg an, der das Schlachtfeld behauptete, aber seinen ferneren Rückzug mit Zurücklassung seines Geschützes erkaufen mußte (10. Dec. 1710). Bald darauf zog Philipp V. wieder in Saragossa ein; er war aufs Neue Meister im Lande; Karl III. war auf Barcelona und Taragona beschränkt.

Ein anderes Begegniß von europäischer Bedeutung war der plötzliche Tod des Kaisers Joseph (17. April 1711), ohne daß männliche Nachkommenschaft von ihm hinterblieben wäre. Sein Erbe in den Erblanden, wahrscheinlicher Nachfolger im deutschen Reich, war eben derselbe Karl III., den die Verbündeten als König von Spanien anerkannten.

4. Friedensschlüsse unter Karl VI.

Das dritte Ereigniß, welches mitwirkte, einen völligen Umschwung zu Gunsten Ludwig's XIV. und seines Enkels, Philipp's V., herbeizuführen war der Sturz des Ministeriums Marlborough in England. Das ununterbrochene Kriegsglück, das den großen Kriegsführer zu der höchsten Stufe des Ansehens erhob, die einem Unterthanen leicht zufallen kann, die Reihe seiner Feldzüge, von denen jeder nachfolgende, wie man im Parlamente gesagt hat, ein Ruhmgefährte des vorhergehenden war, dienten doch dazu, die Königin Anna von England selbst der freien Verfügung über den Staat zu berauben. Sie war als eine Stuart ursprünglich den Tories zugethan und man kann es nicht wunderbar finden, wenn die Königin von England das ihr von alten Gegnern auferlegte Joch zu tragen müde ward. Aber damit mischte sich

auch ein sehr persönliches Verhältniß. Ihre erste Ehrendame, Lady Marlborough, welche die Sache der Whigs mit einem hartnäckigeren Eifer als selbst ihr Gemahl verfocht, ward ihr durch ihre Anmaßungen unerträglich, und sie entschloß sich, dieselbe zu entlassen. In dem Augenblicke, als die Verbündeten jene Vorschläge des Königs von Frankreich zurückgewiesen, welche dessen tiefste Erniedrigung bezeichneten, ward die Grundlage ihrer Uebermacht in der Welt, so zu sagen, unter ihren Füßen weggezogen; Königin Anna entließ das Whig-Ministerium und setzte Männer ihrer ursprünglichen Gesinnung, wie Harley, der Vielen als der Urheber der ganzen Veränderung erschien, und Bolingbroke, an deren Stelle. Es war dieses Mal nicht wie früher, daß Ludwig XIV. von den wider ihn streitenden Mächten die eine oder die andere auf seine Seite gezogen hätte; in der vornehmsten derselben erhob sich ohne sein Zuthun eine politische Partei, welche, um festen Boden zu gewinnen und Wurzel zu schlagen, zu ihrer eigenen Erhaltung auf den Frieden dachte.

Noch beschäftigte man sich in Paris mit den Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzuge, und fühlte auf das bitterste die Schwierigkeiten, die zu demselben nöthigen Mittel herbeizuschaffen, als der Vertraute eines englischen Ministers bei Torcy erschien und ihn fragte, ob Frankreich einen besondern Frieden mit England schließen wolle. Es war eben, sagt dieser, als wenn ein gefährlich Kranker gefragt würde, ob er geheilt zu werden wünsche. Die Voraussetzung dabei war, ohne daß darüber viel verhandelt worden wäre, daß Spanien dem König Philipp verbleiben sollte. Es ihm entreißen zu wollen, würde bei der festen Stellung, die er wieder inne hatte, den Krieg ins Unabsehliche verlängert haben. Nur mußte eine solche Bestimmung der Erbfolge in dem spanischen Reiche getroffen werden, daß eine Union desselben mit dem französischen für alle Zeit unmöglich wurde. Denn vornehmlich deßhalb war der Krieg von der englischen Nation unternommen worden, weil sie eine solche nicht dulden wollte. Eine derartige Erklärung ward von Philipp V., vor dem Großnotar des Reiches, ausgestellt, und von den Cortes angenommen. Entsprechende Verzichtleistungen auf ihr Anrecht an Spanien stellten die französischen Prinzen aus. Prinz Eugen entwarf den Plan, mit den sich ihm anschließenden deutschen Truppen durch die Picardie ins Innere Frankreichs vorzudringen, aber die Franzosen hatten jetzt, durch die Unthätigkeit der Engländer, an einigen bedrohten Punkten freie Hand und eroberten sogar unter Villars mehrere Plätze im Norden zurück.

Inzwischen vermittelte das englische Ministerium auf dem Congresse zu Utrecht zwischen seinen alten Verbündeten (Holland, Savoyen, Preußen, Portugal) und Frankreich die Bedingungen des Friedens zu Utrecht (1713). Der Herzog von Savoyen erhielt das Königreich Sicilien und eine bessere Grenze gegen Frankreich, denn es war die ausgesprochene Absicht der Engländer, den Herzog so mächtig zu machen, daß er in Italien dem Hause Oesterreich Widerstand leisten könne. Auch die kö-

nigliche Würde Preußens und die Vergrößerung dieser Macht durch das Quartier von Obergeldern auf den Grund alter Geldansprüche an die spanische Monarchie gab Ludwig XIV. zu. Dem Kaiser Karl VI. wurden Mailand, Neapel und die spanischen Niederlande angeboten, aber er beharrte bei der Zurückweisung dieser Anerbietungen, und beschloß, die Waffen in der Hand zu behalten.

Ein großer Theil des Reiches stand dabei auf seiner Seite. Die vordern Reichskreise, durch ein besonderes Abkommen mit der großen Allianz vereinigt, hatten den Krieg mit Standhaftigkeit ausgehalten, ohne Subsidien, nur in der Hoffnung, durch eine haltbare Einrichtung der Grenzlande gegen Frankreich sicher gestellt zu werden; sie hatten auf die Herstellung des Elsasses, der lothringischen Bisthümer und selbst der freien Grafschaft gerechnet. Auch waren die englischen Minister bei der Eröffnung der Unterhandlungen noch der Meinung, die Bestimmungen des westfälischen Friedens, und zwar nach der deutschen Auslegung, herzustellen; später hielten sie fest, daß wenigstens Straßburg von Frankreich zurückgegeben werden müsse. Nach und nach aber ließen sie diese Gesichtspunkte fallen. Die Antipathie der Engländer, welche der Kaiser in den Unterhandlungen auf sich gezogen, fiel in ihren Wirkungen auf das Reich zurück. England erklärte endlich, daß in Utrecht nicht der westfälische Friede, sondern der Ryswik'sche, der durch besondere Umstände für das Reich so höchst ungünstig ausgefallen war, zu Grunde gelegt werden sollte. Da die Franzosen zugleich den Kaisertitel Karl's VI. anfochten und andere die deutsche Ehre kränkende Forderungen aufstellten, so wurden die Verhandlungen auch von Seiten des Reichs abgebrochen, der Krieg fing wieder an.

An sich war es für Kaiser und Reich unendlich schwer, getrennt von England und Holland, den wieder siegreichen Heeren der Franzosen zu widerstehen; doch wäre es wohl möglich gewesen, wären nicht zu gleicher Zeit die mächtigsten und streitbarsten Reichsfürsten im Norden und Osten durch den nordischen Krieg beschäftigt worden. Wie seit 70 Jahren so oft, gereichte auch dieses Mal diese Combination dem Reiche zum Verderben. Indem die Deutschen auf der einen Seite Stettin von Schweden loszureißen suchten, verloren sie auf der andern Landau und Freiburg durch die Franzosen.

Alle europäischen Verhältnisse wirkten zusammen, um den Frieden auf die vorgelegten Bedingungen unvermeidlich zu machen. Die beiden Generale, welche in hohem Ruhm einander gegenüber gestanden, Eugen und Villars, kamen zu Rastatt zusammen. Sie selbst waren für den Frieden; ihre Autorität und ihre Rathschläge brachten, wiewohl nicht ohne einigen Widerstand, ihre Höfe dazu, ihn anzunehmen (März 1719).

Ludwig XIV. gab die überrheinischen Festen Freiburg, Breisach und Kehl heraus, aber er behielt das Elsaß und verstärkte es durch den Besitz von Landau. In diesen Schlußverhandlungen setzte also Ludwig XIV. noch einmal seinen Willen durch. In weltumfassenden Absichten hatte er den Krieg unternommen; eine Vereinigung überlege-

ner Kräfte hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht. Zur Herrschaft über die Welt war Frankreich nicht gelangt, aber es blieb die größte Macht des Continentes.

65. Charakteristik des Herzogs von Marlborough.

(Nach Archibald Alison, der Herzog von Marlborough.)

John Churchill, der nachmalige Herzog von Marlborough, wurde am 5. Juli 1650 zu Ash, in der Grafschaft Devon, geboren. Sein Vater war ein tapferer Cavalier, der sein Schwert für Karl I. gezogen hatte und deßhalb von Cromwell seines Vermögens beraubt und in die Verbannung getrieben worden war. Seine Familie väterlicherseits war sehr alt und rühmte sich der Abstammung von den Courcils de Poitou, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen. Seine Mutter war Elisabeth Drake, eine Seitenverwandte des berühmten Seefahrers Sir Francis Drake.

Churchill zeichnete sich schon von früher Jugend auf durch die Eleganz seiner Manieren und die Schönheit seines Gesichtes und seiner Gestalt aus, Vorzüge, welche ihm, im Verein mit den bekannten loyalen Grundsätzen und den Leiden seines Vaters für die königliche Sache, schon im 15. Jahre die Stelle eines Pagen in der Hofhaltung des Herzogs von York, später Jakob II., verschafften. Seine Vorliebe für den Soldatenstand zeigte sich bereits damals so entschieden, daß er selten bei einer Revue der Garde fehlte, und als er bei einer solchen von seinem fürstlichen Gönner gefragt wurde, auf welche Weise er ihn versorgen solle, warf er sich vor ihm auf die Kniee und bat um eine Fähndrichsstelle in einem von jenen prächtigen Regimentern. Der Prinz verschaffte ihm daher ein Officierspatent in einem von den Garderegimentern, als er kaum 16 Jahre zählte. Karl II. sandte ihn mit den Hülfstruppen, welche er Ludwig XIV. zur Unterjochung der Niederlande stellte, nach dem Continent. So kam es, daß der künftige Besieger der Bourbonen die Kriegskunst unter Turenne, Condé und Vauban erlernte. Er erwarb sich bei der Belagerung von Maestricht so vielen Ruhm, daß ihm Ludwig XIV. in Gegenwart der ganzen Armee öffentlich dankte und seine künftige Beförderung bei Karl II. mit seinem mächtigen Einfluß zu unterstützen versprach. Er ahnte nicht, welchen furchtbaren Feind er sich großzog. In Folge der Verwendung Ludwig's XIV. und des von Churchill bereits erworbenen hohen Rufes, wurde er zum Oberstlieutenant ernannt und er fuhr fort bis zum Jahre 1677, wo er mit seinem Regiment nach London zurückkehrte, mit den englischen Hülfstruppen in Flandern unter den französischen Generalen zu dienen.

Im Jahre 1678 vermählte er sich mit Sarah Jennings, der begünstigten Hofdame der Prinzessin Anna, zweiten Tochter des Herzogs von York, einer von den gefeiertsten Schönheiten des Hofes; und kurz darauf erhielt er ein Regiment. Die Dame, welche später als Herzogin von Marlborough berühmt auftrat, besaß große persönliche Reize und außergewöhnliche Talente, und hatte, was noch bemerkenswerther war, ihren Ruf mitten unter den Verführungen eines sittenlosen Hofes unbefleckt erhalten. Diese glänzenden Eigenschaften wurden jedoch durch andere von entgegengesetzter Art, welche im Laufe der Zeit einen höchst verderblichen Einfluß auf das Schicksal ihres Gatten übten, aufgewogen. Sie war stolz, ehrgeizig und hochmüthig, egoistisch auf ihren Vortheil bedacht und von hochfahrendem, herrschsüchtigem Charakter. Ihre Fähigkeiten waren jedoch so groß, daß sie, so lange ihr Gatte lebte, einen Einfluß auf ihn bewahrte, welcher sich nie verminderte.

Diese Verbindung vermehrte seinen ohnehin bedeutenden Einfluß bei dem Herzoge von York und legte den Grundstein zu seiner künftigen Größe. Kurz nach seiner Vermählung wurde er in einem Auftrage von besonderer Zartheit zu dem Statthalter Wilhelm von Holland geschickt, welcher nicht lange vorher Maria, die Tochter jenes Prinzen, zur Gemahlin genommen hatte. Später verwendete man ihn zu verschiedenen diplomatischen Sendungen, für welche ihn die Eleganz seiner Manieren und seine große Geschicklichkeit im Unterhandeln ganz besonders geeignet machten. Hauptsächlich durch seine Bemühungen wurden die Schwierigkeiten, welche der Bildung des Bündnisses im Anfange des spanischen Erbfolgekrieges entgegenstanden, überwältigt und die Kriegsmacht, welche später zur Befreiung Europa's solche Wunder wirkte, gerüstet. Er langte am 28. März 1702 im Haag an und verließ es am 5. April, um der Leichenfeier Wilhelm's beizuwohnen; aber während dieser kurzen Periode wurden alle Hindernisse beseitigt und die Bedingungen der Allianz zum Endabschlusse gebracht. Nichts vermochte der Kraft seiner Gründe, der Geschicklichkeit seiner Diplomatie, der Grazie seines Wesens zu widerstehen. Durch dieses einnehmende, anmuthige Wesen wurde er in den Stand gesetzt, während des ganzen Krieges die verschiedenen gegen einander strebenden Mächte der großen Allianz zu verbinden und, trotz ihrer besonderen Privatabsichten, Eifersüchteleien und Halsstarrigkeit, dem Hauptzwecke des Krieges zuzuführen. Jeden Hof, an den er ging (und er war oft genöthigt, zu widerspänstigen und trägen zu gehen), machte er seinen Ansichten geneigt. Der Raths-Pensionär Heinsius, welcher die Niederlande 40 Jahre beherrscht hatte, wurde geradezu von ihm beherrscht. Er war stets kaltblütig und Niemand bemerkte je die mindeste Veränderung in seinen Mienen; er konnte leichter abschlagen, als Andere bewilligen, und diejenigen, welche ihn in Bezug auf das Wesen ihres Geschäfts am unzufriedensten verließen, waren dennoch von seinem Wesen bezaubert und gewissermaßen getröstet.

Das Geheimniß des Charakters Marlborough's, und die Ursache der

entgegengesetzten Ansichten über denselben, ist nicht bloß in der Größe, sondern im Gleichgewichte seiner Fähigkeiten zu finden. Er war nicht weniger vorsichtig als kühn, weise als unternehmend, eifrig als bedachtsam, wodurch er befähigt wurde, Schwierigkeiten zu überwinden und Stürme zu bestehen, welche gewöhnlichen Männern verderblich geworden sein würden. In seiner militärischen Laufbahn zeigte sich die gleiche ungewöhnliche Verbindung von Eigenschaften. Die Kühnheit und Verwegenheit seiner Unternehmungen war so groß, daß sie denjenigen, welche sie vorher betrachteten, als die höchste Kühnheit vorkamen, die Mittel, um sie zur Ausführung vorzubereiten, so klug und vorsichtig, und die Ausführung selbst so thatkräftig, daß sie denjenigen, welche sie nachher überschauten, von der vollkommensten Weisheit eingegeben zu sein schienen. Er lieferte nie eine Schlacht, ohne sie zu gewinnen und begann nie die Belagerung einer Stadt, ohne dieselbe einzunehmen. Er ist unter den großen Befehlshabern, von welchen die Geschichte berichtet, der Einzige, der nie eine Niederlage erlitt, und während des Krieges wurde er bei vielen Anlässen nur durch die Furchtsamkeit der holländischen Deputirten, oder durch die Schwäche der Mitwirkung der Verbündeten an der Erlangung entscheidender Erfolge verhindert. Selbst unter diesen Umständen brach er aber die Macht Ludwig's XIV. und würde, wenn ihm nicht die Hände durch eine Intrigue zu Hause gebunden worden wären, vielleicht die britischen Fahnen auf dem Montmartre aufgepflanzt haben.

66. Charakteristik Karl's XII. von Schweden.

(Nach Friedrich Rühs, Geschichte Schwedens, mit einer Einleitung nach Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's.)

Es ist fast unmöglich, in der Weltgeschichte zwei einander gegenüberstehende Männer aufzufinden, welche sowohl in Hinsicht auf ihre Persönlichkeit, als in Hinsicht auf das Lenken und Benutzen äußerer Verhältnisse, eine größere Verschiedenheit zeigten, wie Karl XII. und Peter I. Jener betrachtete das Kriegführen als Zweck, dieser als Mittel; jener verfuhr immer eigensinnig, dieser vorsichtig und angemessen; jener war, trotz einer kalten Natur, überall tollkühn, dieser trotz wilder Leidenschaften nur muthig, wo und wie es sich gebührte. Jenen reizte Nichts, was über den engen Kreis seines Wissens hinauslag, dieser zeigte sich rastlos in thätigem Erforschen des ihm Unbekannten und in nützlicher Anwendung des Gelernten; jener blieb unbekümmert um die innere Entwicklung seines Reiches und Volkes, dieser betrachtete äußeren Erfolg nur als Vorbereitung und Bedingung für die Zwecke höherer Bildung; jener führte ein edles Volk an den Rand des Abgrunds und der Verzweiflung, dieser brachte ein von Natur fähiges

Volk zum Bewußtsein und zwang es, eine höhere, ihm obliegende Aufgabe anzuerkennen.

Karl's Charakter leuchtet aus seinem ganzen Leben, aus allen einzelnen Handlungen desselben hervor. Eine unerschlaffte Körperkraft machte ihn fähig zu den außerordentlichen Beschwerden, denen er sich ununterbrochen aussetzte. Dunkelblaue Augen brannten aus dem freien, sonnenverbrannten Gesichte hervor. Höchst einfach war seine Tracht; ein blautuchener Ueberrock mit kleinen Aufschlägen und vergoldeten Knöpfen von Messing; strohfarbne Unterkleider mit ähnlichen Knöpfen; ungeheure Fechthandschuhe von Hirschfell mit Stulpen von Elenshaut; an einem einfachen hirschledernen Gurt hing ein gewaltiger Degen, und große eiserne Sporen klirrten an den mächtigen Stiefeln. Alle die kleinen Zierden und Bequemlichkeiten des Lebens waren ihm gleichgültig. Er aß, was sich fand, und wenn es sein mußte, nahm er mit Hafer- und Gerstenbrod vorlieb. Um seine Natur auf die Probe zu stellen, hungerte er sechs Tage und Nächte, machte am siebenten einen Spazierritt von 16 Meilen hin und zurück und stärkte sich hierauf durch eine starke Mahlzeit. Wein trank er vermöge eines Gelübdes nicht; Bier oder Wasser, zuletzt aus eisernen Bechern, war sein Getränk. Um 9 Uhr Abends ging er zu Bette; um 2 war er schon wieder munter, und in den frühesten Morgenstunden konnte man am bequemsten vor ihn kommen. Durch sein Beispiel wollte er seine Soldaten zur Ertragung der Beschwerden ermuntern; Niemand hielt es mit ihm aus, und es war ihm eine heimliche Freude, daß Alle hinter ihm zurück bleiben mußten. Mit den Leuten, die ihn umgaben, stand er auf einem zutraulichen Fuß; er hatte es gern, wenn sie ihn mit lustigen Einfällen, Schwänken, selbst Plattheiten erheiterten: er antwortete ihnen auch auf diese Weise. Kabalen waren ihm verhaßt; er hatte gern alles in reinen und aufrichtigen Verhältnissen um sich. Sein Wort war ihm heilig; von der Natur der gewöhnlichen politischen Verhandlungen hatte er so viel begriffen, daß es dabei auf List, Falschheit, Erbärmlichkeit ankomme; in Polen versuchte er es, einige von ihren kleinen Künsten anzuwenden, Uneinigkeit zu stiften, Einzelne zu gewinnen u. s. w., aber er fühlte, wie schlecht er sich zum Staatsmann in dem herrschenden Sinne schickte. Er hatte etwas Zurückhaltendes, offenbar weil er fürchtete, überlistet zu werden, es war ihm unangenehm, wenn das, was er that und trieb, bekannt ward. Es fehlte ihm nicht an Scharfsinn; er hatte sogar eine Art von Wißbegierde; während seines Aufenthaltes in Upsala nahm er Theil an den gelehrten Beschäftigungen, hörte den Disputationen zu, und verrieth nicht geringe Einsichten in manche Gegenstände; sein Gedächtniß war ungemein treu; Lesen und Schreiben war ihm unangenehm, doch unterzeichnete er nichts, was er nicht vorher durchgesehen hatte; er liebte die Reinigkeit seiner Muttersprache und bemühte sich, die fremden Wörter schwedisch zu geben. Täglich las er in der Bibel, er hörte fleißig die Predigt, an den Bußtagen nahm er vor 6 Uhr Abends keinen Bissen zu sich. Seine philosophi-

schen Speculationen scheinen ihn auf den Gedanken einer unvermeidlichen Vorherbestimmung geleitet zu haben, die ihm die außerordentliche Verachtung der Gefahr gab; keine Vorstellungen waren im Stande, seine Verwegenheit zu mäßigen; er duldete nicht, daß seinetwegen irgend eine Vorkehrung der Sicherheit getroffen ward; Schanzen schienen ihm ein Beweis der Furcht; ganz absichtlich setzte er sich oft dem heftigsten Feuer aus; allein ritt er viele Meilen auf unbekannten Wegen, durch Sümpfe und Wälder, wo er überall von Feinden umgeben war. Nichts ging in seinen Augen über einen tüchtigen Soldaten, dem er selbst zum glänzendsten Vorbild diente; daher schien es ihm seine erste Obliegenheit, bei jedem Kampfe als der Erste zu glänzen; kaum kam Nachricht von irgend einem Scharmützel, so mußte er dabei sein. Bis zu einem gewissen Grade war er auch ein guter Feldherr. Karl kannte recht gut die alte Lehre, daß der Krieg sich selbst ernähren, in sich selbst die Mittel zu seiner Fortsetzung erzeugen muß; er verfuhr daher in den Ländern, wo seine Soldaten standen, mit einer Schonungslosigkeit, die an Grausamkeit grenzte; hatten seine Soldaten nur, was sie bedurften, so war es ihm ganz gleichgültig, woher sie es nahmen; er sah den Ruin seines eigenen Landes eben so gleichgültig, als das Verderben Polens und der Ukraine, wenn er nur Soldaten hatte und es diesen leidlich ging. Dagegen fehlte ihm ganz die Gabe umfassender Berechnungen, die große Kunst, sich ein letztes Ziel vorzustecken, dessen Erreichung zugleich die Entscheidung mit sich führt. Das Tragische seines Schicksals, indem sein ganzes Leben nur eine Vertheidigung gegen Vergewaltigung ist, der er rastlos die Stirn bietet, ohne zu wanken und zu erliegen, söhnt auch diejenigen mit ihm aus, die das Fehlerhafte und Falsche in seinen Maßregeln mißbilligen. Er war kein König für seine Zeit, die schon List und Falschheit erforderte; aber er war ein Mann, ein Held. Mit ihm erlischt das Geschlecht Karl Gustav's; er ist der letzte in der Reihe der großen Könige, die dem schwedischen Thron einen Glanz geben, der auch noch auf die folgenden schlaffen, traurigen Zeiten seine Strahlen wirft.

67. Der nordische Krieg.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Ursachen und Anfang des Krieges.

In Rußland hatte Peter I. am Ende des 17. Jahrhunderts den Anfang gemacht, jene Veränderungen einzuführen, welche Rußland aus einem asiatischen Reiche zu einem europäischen machen sollten. Zur Ausführung seines Planes, eine neue Seemacht zu bilden, bedurfte er

der schwedischen Besitzungen: Ingermanland, Esthland, Liesland, und hatte deßhalb auf seiner Rückreise nach Rußland mit König August II. von Polen eine Zusammenkunft, bei welcher er Eroberungsplane entwarf, die zunächst für Polen, dann für das unglückliche Sachsen, welches auch nicht den geringsten Vortheil davon hoffen konnte, verderblich wurden. Der König Friedrich IV. von Dänemark und August II. von Polen wollten die Jugend, die Unbesonnenheit und den Leichtsinn des Königs Karl XII. von Schweden, der als Knabe die Regierung übernahm, benutzen, um die in den Friedensschlüssen des Jahres 1660 (zu Kopenhagen und zu Oliva s. S. 358) an Schweden verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen und konnten dieses um so eher hoffen, als die Hauptmächte Europa's um diese Zeit in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt wurden. Dänemark hatte außerdem (außer auf Schonen) Absicht auf den Theil Schleswigs, den der Herzog von Holstein-Gottorp, der Schützling und Schwager des jungen Schwedenkönigs, besaß. Schon Christian V. von Dänemark hatte (1698) ein geheimes Bündniß mit König August geschlossen, war aber zu bedachtsam und traute dem Kurfürsten zu wenig, als daß er sein Land der Gefahr eines Krieges mit Schweden hätte aussetzen sollen. Nach Christian's Tode hatte sein Sohn und Nachfolger, Friedrich IV., die Regierung übernommen, als schon ein Offensiv- und Defensivbündniß gegen Schweden geschlossen ward; diesem Bunde trat Peter bei. Es ward nämlich zwischen ihnen eine Theilung der auswärtigen Provinzen Schwedens verabredet, weil man gar nicht zweifelte, daß ein 17jähriger tollkühner König ohne Talente, wie Karl XII. geschildert ward, leicht zu besiegen sein werde. König August II. von Polen konnte übrigens, obgleich bei der verabredeten Theilung schwedischer Provinzen nur Polen allein gewinnen sollte, dennoch auf polnische Hülfe nicht rechnen; er hatte daher seine Sachsen, denen er Alles zumuthen durfte, nach Liefland beordert, wo man auf die Unzufriedenheit der Ritterschaft und auf russische Unterstützung rechnete.

Bei dieser Verbindung war der Lievländer Johann Reinhold von Patkul besonders thätig. Dieser war unter Karl XI. in Schweden ungerecht und tyrannisch von den Gerichten verfolgt, zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und auf eine Festung gebracht worden. Er war entkommen, hatte sich erst im Brandenburgischen, dann in der Schweiz aufgehalten, war hernach in sächsische und später in russische Dienste getreten. Er glaubte, seine Landsleute würden den plötzlich erscheinenden Sachsen behülflich sein, Riga zu besetzen, während die Dänen in das Land des Herzogs von Gottorp einfielen und Rußland Reval bedrohte.

Der Vertrag zwischen Rußland, Dänemark, Polen (d. h. Sachsen) war dem schwedischen Gesandten in Warschau verborgen gehalten worden, man wollte plötzlich und zu gleicher Zeit angreifen; Peter war aber nicht im Stande, sich früher zu erklären, als bis er sein Heer von der türkischen Gränze entfernen durfte, und dies war erst im August

(1700). Als Peter gegen Esthland heranzog, waren schon seine beiden Verbündeten in ihrem Unternehmen gescheitert. Die Sachsen erschienen am Ende Februar (1700) plötzlich vor Riga. Patkul durchzog Liefland; aber weder die Bürgerschaft von Riga, noch die Ritterschaft Lieflands regte sich, und König August versuchte vergebens, den treulosen Friedensbruch durch übel ersonnene Ausflüchte zu beschönigen.

Der feindliche Angriff Dänemarks auf Holstein-Gottorp ward eben so übereilt gemacht, als der Zug der Sachsen nach Liefland. Die Dänen rückten in Schleswig ein, um Tönningen zu belagern. Das Unternehmen gegen Tönningen scheiterte nach einer höchst ungeschickten Beschießung auf eine schmähliche Weise. Karl XII. erschien mit Blitzesschnelle, um die Beleidigung seines Schwagers an Kopenhagen zu rächen. Er schiffte seine Truppen so schnell aus, machte so gute Anstalten zum Beschießen der bedrohten Stadt, daß König Friedrich sich wahrscheinlich in seiner Angst noch härtere Bedingungen hätte auflegen lassen, als ihm im Frieden zu Travendahl (1700) vorgeschrieben wurden.

2. Der russisch-sächsische Krieg 1700—1706.

Karl eilte, sich an den Russen zu rächen, wie er sich an den Dänen gerächt hatte. Er verweilte nach seiner Rückkehr von Kopenhagen nur ganz kurze Zeit in Schweden, landete auf eine tollkühne Art in Pernau, und ließ sich durch keine Vorstellungen der vortrefflichen und erfahrenen Männer in seinem Dienste bewegen, die übrigen Truppen zu erwarten. Mit 15,000 Mann eilte er, das russische Heer in seinem Lager vor Narwa anzugreifen. Peter's Heer wird auf 40,000 Mann, theils Fremder, theils roher Russen angegeben, Fremde commandirten dieses Heer und der General Allard leitete die Belagerung von Narwa unter stetem Zwist zwischen den Russen und den Officieren, die sie organisiren sollten. Karl's Heer hatte Uebung, Erfahrung und Muth; Rhenschiöld, der neben Karl commandirte, war zum General gebildet und geboren. Peter ahnete das Schicksal seines Heeres, er überließ dem Prinzen von Croy die Sorge, wie er es anfangen könne, um auf der einen Seite mit seinen Russen, und auf der andern mit den Schweden fertig zu werden. Karl's Tollkühnheit stürmte die russischen Schanzen, deren Schwäche einer der fremden Unterofficiere in Peter's Diensten verrathen hatte. Innerhalb der Schanzen konnten die Russen ihre Ueberlegenheit an Zahl nicht benutzen, doch ward Anfangs tapfer gestritten, bis die Russen über Verrath schrieen und einige Officiere umbrachten, andere nöthigten, bei den Schweden Rettung zu suchen. Jetzt capitulirte zuerst der rechte Flügel der Russen; am andern Morgen folgte der linke diesem Beispiel. Der Capitulation zufolge wurden die Officiere Gefangene, das Gepäck und Geschütz ward den Schweden übergeben; die Gemeinen wurden nach Hause entlassen (21. Nov. 1700).

Dieser Sieg lieferte die ganze Generalität, über 150 Kanonen und unmittelbar nachher 120 kleine russische Fahrzeuge, die in einem kleinen

Hafen in der Nähe von Narwa lagen, in die Hände der Schweden, und der Krieg mit Rußland hätte sich damals vielleicht eben so schnell beendigen lassen, als der mit Dänemark, wenn sich nicht Karl durchaus an König August hätte rächen wollen, der seine Sachsen auf das linke Ufer der Düna gezogen hatte. Darüber ward der Hauptfeind und die günstige Gelegenheit vernachlässigt.

Mit König August und seinem Liebling Flemming hatte Karl sehr leichtes Spiel. Er schlug im Juni und Juli die Sachsen und die Kurländer, die sich mit ihnen vereinigt hatten, nach einem meisterhaften Uebergange über die Düna im Angesichte der Russen, nahm im September Dünamünde, drang unaufhaltsam nach Polen vor und lehnte alle vortheilhaften Friedensanträge des Königs von Polen unter dem Vorwande ab, daß mit Männern, wie August und sein Flemming allerdings waren, kein Friede und keine Aussöhnung möglich sei, weil bei ihnen Ehrlichkeit für bäurische Dummheit, und Treulosigkeit für Staatsklugheit gehalten würde. Karl's Erbitterung war so groß, daß er schon in seiner ersten Antwort an den Cardinal Primas von Polen auf Absetzung seines Gegners gedeutet hatte. König August, von Hofdamen, Hofleuten, Gepränge umgeben, floh zuletzt nach Krakau und Sendomir, und that nach seiner Weise insgeheim Friedensvorschläge, die er nachher abläugnete. Karl folgte ihm nach Krakau und schlug das sächsische, dieses Mal von der polnischen Armee verstärkte Heer, bei Pintschow und Clissow (19. Juli 1702). In diesem Treffen blieb Karl's Schwager, Herzog Friedrich von Holstein, der erst kurz vorher aus Deutschland bei ihm eingetroffen war. Der Gewinn dieser Schlacht bestärkte Karl in seinem Eigensinn, und fortan beschworen ihn seine Minister, der schwedische Senat, seine besten Generale umsonst, sich nicht in ein Labyrinth polnischer Händel zu verwickeln. Das an Menschen arme Schweden ward seiner rüstigen Bürger- und Bauernsöhne beraubt, und diese kamen, während sie einen kurz dauernden Ruhm erwarben, durch Krankheiten, schlechte Nahrung, Sumpfluft, Witterung, Beschwerlichkeiten um, damit sich der König, der freilich Alles, auch Hunger oder schimmliches Brod mit ihnen theilte, der Abenteuer freuen könne, die er, wie ein irrender Ritter, in Wüsten, Morästen, Wäldern aufsuchte.

Auch im folgenden Jahre zog Karl in Polen herum und besiegte die Sachsen bei Putulsk (25. April 1703), während Peter (17. Mai 1703) seine neue Hauptstadt am bottnischen Meerbusen auf schwedischem Gebiet gründete und den Zugang zu derselben von der See- und Landseite befestigte. Die Polen hatten sich lange geweigert, auf Karl's Vorschlag, ihren König abzusetzen, um Frieden zu erlangen, einzugehen, sie gaben jetzt endlich Gehör, und Karl suchte ihnen den ältesten Sohn (Jakob) Johann Sobiesky's, des Besiegers der Türken und Befreiers von Wien, zum Könige zu empfehlen. Dieß gab August Veranlassung zu einer ungerechten Gewaltthätigkeit, zu einer Treulosigkeit und Verletzung fremden Gebiets, die Karl hernach als Entschuldigung anführen konnte, wenn er sich das Gleiche erlaubte. August schickte nämlich auf

die Nachricht von einer Conföderation in Warschau, die seine Absetzung ausgesprochen hatte, 30 verkleidete Officiere nach Schlesien, um auf kaiserlichem Gebiet den Prinzen Jakob Sobiesky aufzuheben, und die adeligen Herren des sächsischen Heeres, die wegen ihrer bei Saufgelagen oder beim Spiel verletzten Ehre jeden Augenblick den Degen zogen, fanden es keineswegs schimpflich, daß sie verkleidet wie Mörder im Walde versteckt lagen, bis die Sobiesky's, Jakob und Constantin, von Breslau nach Ohlau fuhren. Sie überfielen die Prinzen, und diese wurden erst auf die Pleißenburg bei Leipzig, dann auf den Königstein gebracht. Karl schlug nun den Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinsky, der sich ihm sehr gefällig gemacht hatte, zum Könige vor. Stanislaus hatte weder Anhang noch großes Vermögen, aber Karl's Eigensinn blieb unüberwindlich; er setzte mit Gewalt und mit Spendung starker Getränke durch, daß Stanislaus gewählt ward (Juli 1704). Nach der Wahl des neuen Königs, der sich nur durch die Schweden behaupten konnte, ging Karl nach Gallizien und eroberte Lemberg, während August den Plan machte, Warschau zu überfallen. Als August erschien, flüchtete Stanislaus zu Karl nach Lemberg; aber Peter, nicht König August, erntete die Frucht des Ueberfalls von Warschau und den Vortheil der Händel, welche sich Karl selbst bereitet hatte. Während Stanislaus und August sich um Polen stritten, eroberte Peter Narwa und Dorpat und ertheilte in Liefland einen Gnadenbrief für alle Stände, als wenn er des Besitzes der Provinz schon ganz sicher sei. Das ganze Jahr 1705 hindurch trieb sich Karl in Polen herum, während sich Peter in den schwedischen Ostsee-Provinzen festsetzte. Durch einen Sieg bei Wohla ward es übrigens dem Könige von Schweden möglich, seinen Stanislaus endlich einmal (Sept. 1705) auch in Warschau krönen und salben zu lassen.

Im Jahre 1706 tummelte sich Karl in Litthauen in Sümpfen und Wäldern herum, ohne vom Februar bis Juli etwas von Bedeutung auszuführen, außer daß er die Russen aus Kurland vertrieb. Erst als er sich im Juli vom Thurm einer Jesuitenkirche den Blick über die unbegrenzten Moräste Volhyniens verschafft, und vom Vorsteher des Collegiums genaue Nachricht von der Beschaffenheit des Landes erhalten hatte, sah er ein, daß es thöricht sei, in diesen Wüsten zu weilen und eilte nach Polen zurück, um endlich in Sachsen einzudringen. Die sächsische Regierung in Dresden gab jeden Gedanken der Gegenwehr auf und leitete sogleich Unterhandlungen ein. Karl drang bis nach Leipzig; er nahm seinen Aufenthalt erst in Taucha, dann auf einem Rittergut bei Altranstädt; Stanislaus befand sich in seiner Begleitung. Die Unterhandlungen waren bald beendigt, da die Forderungen der Schweden unter den damaligen Umständen Gesetze waren; schon am 24. September war der Friede abgeschlossen. Uebrigens vergaß Karl im Uebermuthe des Sieges nicht weniger die Pflichten der Menschlichkeit, als König August und seine Minister; denn Sachsen und Schweden vereinigten sich zum Verderben des unglücklichen Patkul. Karl bestand

mit grausamer Hartnäckigkeit auf der Auslieferung desselben und ließ ihn auf seinem Zuge nach Polen, um die Rachsucht seines heftigen Gemüths zu befriedigen, auf die grausamste Art rädern. König August mußte im Frieden der polnischen Krone entsagen, Stanislaus anerkennen und die Prinzen Sobiesky in Freiheit setzen.

3. Russischer Krieg bis 1709. Wendung des Glückes.

Der nächste Zug Karl's XII. sollte Peter gelten, der die Ostsee-Provinzen schon als sicheres Besitzthum ansah. Durch Litthauen sollte nach Karl's Willen Lewenhaupt aus Liefland und Kurland marschiren und an der in unseren Tagen noch einmal berühmt gewordenen Beresina zu ihm stoßen. Er sollte also das sieben Jahre lang vertheidigte, von Freund und Feind verheerte Liefland aufgeben, das noch im Lande übrige Vieh, Pferde, Munition, Geschütz mit sich nehmen und mit seinem Könige gegen Moskau ziehen, während hinter ihm in Polen und um ihn in Rußland alles feindlich war. Ueberhaupt wird von diesem Augenblick an Karl's Betragen immer unbegreiflicher. Erst setzte er seinen Marsch durch Sümpfe und Wälder in der schlechtesten Jahreszeit fort; dann bleibt er in der bessern drei Monate (Mitte März bis Juni) ruhig liegen, läßt im Mai alle russischen Gefangenen frei, die dann das feindliche Heer verstärken und vergißt, als Lewenhaupt mit seinem Heere heranzieht, ohne Noth das Versprechen, mit ihm an einem bestimmten Platze zusammen zu treffen. Lewenhaupt erwarb sich bei der Gelegenheit unsterblichen Ruhm. Durch Wüsten und Wälder erreichte er mit Gepäck und Geschütz, umschwärmt von den Russen, den Ort, wo er Karl zu finden hoffte; er fand ihn nicht, sondern ward von der Uebermacht der Russen angegriffen. Mit 10,000 Mann gegen 40,000 gewann er den Sieg, mußte aber Pferde, Schlachtvieh, alle Vorräthe, alles Geschütz, Alles, was er hatte Karl zuführen sollen, zurücklassen, um seine Helden und ihre Ehre durch einen schnellen Marsch zu retten. Der Seitenmarsch in die Ukräne, der Lewenhaupt den Russen preisgab, war von Karl unternommen worden, weil der 70jährige Hetman der Kosacken, Mazeppa, ihn zu sich einlud. Mazeppa ging zwar mit einem Heer von Kosacken über die Desna, diese glaubten aber, sie würden gegen Karl geführt und verließen, da sie mehr von Peter zu fürchten als von Karl zu hoffen hatten, ihren Hetman, als seine Absicht kund ward; er kam nur mit 7000 Mann zu den Schweden. Karl verschmähte jede Warnung, er ging über die Desna, die Gegend wurde jenseits immer öder, die Aussicht trüber, der Winter war einer der härtesten (s. S. 421); hunderte der wackern Schweden erfroren, weil Karl darauf bestand, selbst im December und Januar weiter zu marschiren.

Mazeppa ward das Opfer seiner Verbindung mit Karl, seine Residenz (Baturin) ward von Menzikof zerstört und die treugebliebenen Kosacken mußten auf Peter's Aufforderung einen andern Hetman wählen (Nov. 1708). Weder Mazeppa noch Piper konnten den eigensinnigen

König bewegen, daß er seinen Marsch gegen das schwach befestigte Pultawa aufgäbe. Er fuhr fort, die Seinen auf dem Marsche Preis zu geben, bis im Februar (1709) Thauwetter einfiel. Im April und Mai mühten sich die Schweden in Laufgräben vor einer elenden Schanze vergeblich ab, während die Russen sie wie ein Netz einschlossen.

Das Treffen bei Pultawa (8. Juli) ordnete Rhenschöld, weil Karl eine gefährliche Wunde am Fuß erhalten hatte und kein Pferd besteigen konnte; die Schweden thaten auch an diesem Tage Wunder der Tapferkeit, aber ihre Niederlage wird man sich leicht erklären, wenn man weiß, daß sie an Allem, sogar an Pulver und Blei Mangel litten und daß Lewenhaupt und Renschöld so uneinig waren, daß der Erstere in in seinem Berichte von der Schlacht dem Letzteren, der den Oberbefehl hatte, die bittersten Vorwürfe macht. Von der ganzen schwedischen Armee zogen sich nur 14—15,000 Mann unter Lewenhaupt und Kreuz in ein schwach befestigtes Lager am Dniepr, wo sie von den Russen und vom Flusse eingeschlossen wurden. Dies kleine Heer hätte sich vielleicht nach Polen durchschlagen können, und diesen Entschluß hatte auch Karl Anfangs gefaßt, er ward jedoch endlich mit vieler Mühe bewogen, über den Dniepr zu gehen, und mit geringer Begleitung Zuflucht in der Türkei zu suchen. Sobald sich der König gerettet hatte (10. Juli 1709), schloß Lewenhaupt, verdrießlich über die Opfer, die von den Schweden dem Eigensinne des Königs gebracht waren, eine Capitulation, vermöge deren das Gepäck, das Geschütz und der ganze Rest der schwedischen Armee den Russen übergeben ward.

4. Karl's XII. Aufenthalt in der Türkei 1709—1714.

Die Flucht Karl's nach Bender und sein fünfjähriger Aufenthalt in der Türkei war das günstigste Ereigniß für Peter's große Plane der Umschaffung seines barbarischen Reiches und Volkes in ein civilisirtes. Er ward Herr in Polen; er erhielt an den Schweden, den deutschen und französischen Abenteurern in Karl's Heer die besten Lehrmeister seines Volkes, erfahrene Officiere, Artilleristen, Baumeister, Ingenieure. Die Schweden wurden durch ganz Rußland bis tief nach Sibirien hin vertheilt; sie legten, um leben zu können, Schulen und Anstalten an, sie gebrauchten ihre Wissenschaft und Erfahrungen, auch wider ihren Willen, zu Peter's Zwecken. Viele kehrten nie in ihr Vaterland zurück, weil sie Anstalten geschaffen und Unternehmungen begründet hatten, die für sie eben so vortheilhaft waren, als für das russische Reich.

Karl, von den Russen lebhaft verfolgt, erreichte mit etwa 2000 Begleitern das Ufer des Bog, ward in Bender freundlich aufgenommen und baute sich hier ein Haus, das später zu einer Art Festung von ihm gemacht ward und verschmähte die Bedeckung, die ihm schon im October (1709) zur Rückkehr in seine Staaten versprochen ward, weil er auf den Ausgang der Cabalen des Großveziers und seines eigenen Abgeordneten, Poniatowsky, den er nach Constantinopel geschickt hatte,

harrte. Poniatowsky setzte Alles in Bewegung, Juden und Weiber erhielten Geld und Versprechungen, um ihm zu helfen; der Sultan war aber nicht zu bewegen, mit Rußland zu brechen.

Das Unglück Karl's XII. bei Pultawa und dessen langen Aufenthalt in der Türkei benutzten auch August II. von Sachsen und Friedrich IV. von Dänemark zum Bruche des ihnen abgenöthigten Friedens. August II., der schon vor der Schlacht bei Pultawa alle Anstalten zur Erneuerung des Krieges gemacht hatte, erließ sofort nach dem Eingange der Nachricht von jener Schlacht ein Manifest, wodurch er seine Verzichtleistung auf die polnische Krone für erzwungen und nichtig erklärte, und die Polen aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen. Gleich nachher brach er mit einer Armee von 13,000 Mann nach Polen auf, welches Stanislaus Lesczinsky verlassen mußte. In Thorn traf er mit Peter zusammen und sie schlossen einen geheimen Vertrag, worin Peter, ohne daß er die Absicht hatte, sein Versprechen je zu erfüllen, den Polen Lievland zusagte, wogegen August darin willigte, daß Esthland und die übrigen Ostsee-Provinzen mit Rußland vereinigt würden. Der König von Dänemark erlitt bei seinem Angriffe auf die südlichen Provinzen Schwedens (Schonen) eine schimpfliche Niederlage durch den Grafen Steenbock (1710).

Inzwischen hatte der von Karl XII. nach Constantinopel entsandte, gewandte und thätige Poniatowsky zwei friedliebende Großveziere gestürzt und die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland vermocht. Der Fürst der Moldau, Demetrius Cantemir, fiel von der Türkei ab und versprach den Russen Hülfe im Türkenkriege, wofür ihm von Peter die Erblichkeit der Fürstenwürde der Moldau in seiner Familie zugesichert wurde. Peter kam (1711) den Türken im Angriffe zuvor, er zog über den **Pruth** und ward in Jassy prächtig empfangen; sein Feldherr Scheremetew stand mit seinem Heere schon seit dem März in der Walachei. Aber bald sah sich Peter von allen Seiten eingeschlossen: die russische Armee hatte in ihrem Rücken den Chan der Tataren (mit 100,000 Mann), an den übrigen Seiten das türkische Heer, den Fluß und Moräste; die Russen schienen verloren, als des Kaisers Gemahlin Katharina (angeblich die Tochter eines Bauern, erst Menzikof's, dann Peter's Geliebte und später Kaiserin) dem habsüchtigen Großvezier ihr Geschmeide und was sie von den Soldaten und Officieren an Kostbarkeiten zusammenraffen konnte, übersandte und so die Armee und den Czar rettete. Dieser brachte im **Frieden am Pruth** (23. Juli 1711) nur das geringe Opfer der Rückgabe Asow's und mußte versprechen, Karl's Rückkehr nach Schweden nicht zu hindern.

Karl XII. hatte durch diesen Feldzug gar nichts gewonnen, vielmehr drang jetzt der Sultan fortwährend in ihn, seine Abreise aus der Türkei zu beschleunigen. Man entzog ihm die 500 Piaster, die täglich für seinen Unterhalt gezahlt wurden, und als er später eine halbe Million Thaler forderte, um seine Schulden zu bezahlen, gab der Sultan 100,000 mehr, bestand aber auf der Abreise. Karl verzögerte

diese und machte eine neue Geldforderung. Da erklärte der ganze Divan nebst dem Mufti dem Sultan, daß es unter den vorhandenen Umständen Pflicht sei, den beschwerlichen Gast allenfalls mit Gewalt zu vertreiben. Die Polen und Kosacken, welche er bis dahin um sich gehabt hatte, verließen ihn nun; etwa 300 Schweden waren die Macht, mit welchen er sich zum Widerstande gegen 2000 Janitscharen und 12,000 Tataren rüstete. Vergebens waren die freundlichen Aufforderungen des Pascha von Bender, die Stadt zu verlassen. Am 12. Februar 1713 erfolgte der Angriff auf sein verschanztes Haus, und die türkischen Kanonen zersprengten seine Mannschaft vor dem Hause, Karl wollte mit dem Ueberreste (etwa 60) seine Wohnung vertheidigen, die Türken warfen Feuer auf das Dach und drangen in das brennende Haus; Karl hieb noch um sich, als schon glühende Balken herabstürzten, und wollte sich nach einem zweiten, noch unversehrten Gebäude durchschlagen, aber in der Thüre stolperte er über seine langen Sporen und ward von den Türken überwältigt.

Karl hatte sich durch diese abenteuerliche Vertheidigung die Achtung der Türken erworben und von einer Fortschaffung des königlichen Gefangenen über die Grenze war vorläufig nicht mehr die Rede; vielmehr wurde er von derselben entfernt und nach Demotika bei Adrianopel gebracht. Erst als ein Herr von Lieven, vom schwedischen Reichsrathe gesandt, zu ihm kam, und ihm vorstellte, daß, wenn er noch länger von seinen Staaten fern bleibe, ein Aufstand in Schweden und die Erwählung eines Reichsvorstehers zu befürchten sei, entschloß er sich zur Rückkehr. Am 1. October 1714 brach er auf, Anfangs von einer türkischen Ehrenwache begleitet, bald aber nur von seinen beiden Lieblingen, den Herren von Döring und Rosen, auch letzterer wurde bald zurückgelassen, und mit Döring allein legte der König in 14 Tagen 286 Meilen, Tags zu Pferde, Nachts zu Wagen, zurück. Am Ziele der Reise, in Stralsund, wurden ihm die Stiefeln von den geschwollenen Füßen losgeschnitten; in 16 Nächten war er nicht im Bette gewesen. Am nächsten Morgen musterte er die Truppen.

Karl XII. erreichte Pommern in dem Augenblicke, als auch seine deutschen Länder nicht mehr zu retten waren. Schon 1711 war es den Feinden Schwedens gelungen, auch Hannover und Preußen in ihren Bund zu ziehen, obgleich beide den Schein der Freundschaft sorgfältig bewahrten. Der Kurfürst von Hannover und seit 1714 zugleich König von England kaufte den Dänen die von ihnen eroberten schwedischen Besitzungen Bremen und Verden ab. Im Jahre 1715 unternahm der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, in Begleitung des Fürsten Leopold von Dessau, mit Sachsen und Dänen die Belagerung von Stralsund. Karl selbst war damals in der Festung und opferte, wie bei Pultawa und in Bender, die ihm ergebenen wackern Männer nutzlos auf, vergebens versuchte er die Insel Rügen gegen die fast dreifach überlegene Macht zu behaupten und blieb auch nach deren Verlust in Stralsund, bis Alles sich zum allgemeinen Sturme bereitete. Da erst ver-

ließ er auf die inständigsten Bitten seiner Getreuen die Stadt (20. Dec. 1715). Unter feindlichem Kugelregen wurde für das Boot, das ihn aufnahm, ein Weg durchs Eis gehauen und Karl kehrte mit Lebensgefahr durch das Treibeis in sein Heimatland zurück, nach 16jähriger Abwesenheit. Sofort ward Stralsund durch Capitulation übergeben; im nächsten Frühjahr (April 1716) ward auch die letzte Besitzung der Schweden in Deutschland, Wismar, von Dänen, Preußen und Hannoveranern eingenommen. Den Hauptvortheil von dem ganzen Kriege aber erntete Peter, welcher Liefland, Esthland, Ingermannland, Carelien und sogar einen Theil von Finnland erobert hatte und durch die Heirath seiner Bruderstochter (Anna) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland (1710) auch diese Provinz gewann, indem der Neuvermählte zu so unmäßigem Trinken veranlaßt wurde, daß er seinem Leben schon 4 Monate nach der Hochzeit ein frühes Ende machte. Nach dessen Tode ließ der Czar das Land als Witwenthum der Großfürstin Anna verwalten, mit Ausschließung des Bruders des verstorbenen Herzogs.

Karl XII. suchte, nach dem Rathe seines schlauen Freundes und Agenten Baron von Görz, eines holstein-gottorp'schen Geheimrathes, zuerst seinen mächtigsten Gegner, Peter, zu befriedigen und ihn dadurch von seinen übrigen Gegnern zu trennen. Die Welt staunte, als man erfuhr, daß Präliminarien zwischen Schweden und Rußland unterzeichnet seien, in welchen die Vortheile Dänemarks, Hannovers, Sachsens von Rußland aufgeopfert waren; denn Schweden sollte nur etwas an der russischen Grenze verlieren, dagegen nicht nur alle seine deutschen Länder zurück erhalten, sondern auch durch Norwegen entschädigt werden, wenn Peter und Karl mit vereinten Kräften Stanislaus auf den polnischen Thron und den Prätendenten Jacob III. auf den englischen Thron gebracht hätten.

5. Karl's Angriff auf Norwegen und sein Tod.

Karl hatte schon 1716 versucht, in Norwegen einzubrechen und dieses Reich zu erobern, oder doch zu verwüsten; der Angriff ward aber seiner eigenen Armee verderblich. Von den kleinen befestigten Plätzen an der Südgrenze, die um Friedrichshall herum erbaut waren, zogen die Dänen und Norweger gegen die Schweden aus, sie beunruhigten die auf dem Rückzuge begriffene Armee ohne Gefahr für sich selbst, nahmen ihr Geschütz und Gepäck ab, und vernichteten den Nachtrab. Im Jahre 1717 stellte Karl, was fast unglaublich ist, eine Armee von 60,000 Mann in Schweden auf, und beschloß, zugleich von Norden her über die Gebirge gegen Drontheim, und im Süden an der See entlang gegen Christiania zu ziehen; ehe er aber das Letzte ausführen konnte, mußte er an der Küste Friedrichshall und die umher liegenden Schanzen erobern. Der ganze Zug ward durch die Feuchtigkeit der Witterung dieses Jahres vereitelt. Im Süden waren nämlich die Schweden nicht Herren der See, im Norden konnte der General Arm-

feld, dem das ganze Land feindlich war, auf ungangbaren Wegen nur beim Frost und wenn Schnee lag, ins Land dringen; in diesem feuchten Jahre hemmten ihn die stark geschwollenen Flüsse und Bäche. Im Jahre 1718 dagegen ward die schwedische Unternehmung durch große Dürre begünstigt; Armfeld ging mit 10,000 Mann über das Gebirge, machte in dem berühmten Bergwerk Roraas große Beute, und erschien am Ende des Sommers vor Drontheim. Karl ließ, um den Dänischen zu entgehen, seine Fahrzeuge über Berg und Felsen in eine Bucht ziehen, wo er sie brauchte und scheute sich nicht, die förmliche Belagerung der Festung Friedrichshall am Anfange eines nordischen Winters zu beginnen, und bis im December fortzusetzen. Vor Friedrichshall waren die Laufgräben am 4. December eröffnet; Karl ging nach gewohnter Weise überall hin, zu schauen, anzuordnen, zu treiben. Am 11. December, Abends 9 Uhr, war er mit zwei Franzosen, Megret und Siquier, in den Laufgräben; um 10 Uhr hieß es, der König sei erschossen. Man fand ihn todt, den Kopf auf die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degen, Kopf und Handschuh blutig; eine Kugel war ihm in die rechte Schläfe gedrungen. Siquier sagte kalt: „Das Spiel ist aus, wir wollen zu Tische gehen". In einem hitzigen Fieber (1722) soll derselbe ausgesagt haben, er habe den König erschossen; die öffentliche Meinung sprach sich darin aus, daß man aus seinem Namen sicaire (Meuchelmörder) machte. Für Anstifter der Ermordung galten die grollenden Aristokraten; sie mindestens schlossen den Sohn von Karl's älterer Schwester, Hedwig, der Herzogin von Holstein-Gottorp (gest. 1708), welchen dieser zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, von der Thronfolge aus, setzten die jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Cassel, Friedrich, unter beschränkenden Bedingungen mit ihrem Gemahl auf den Thron.

Der Reichsrath eilte, das Recht der neuen Königin anzuerkennen, nachdem diese ausdrücklich versprochen hatte, in eine völlige Veränderung der bisherigen Verfassung zu willigen, weßhalb sie einen Reichstag auf den 11. Februar 1719 berief. In der Zeit, als in ganz Schweden für diesen Reichstag die Wahlen veranstaltet wurden, ging das schwedische Heer, welches vor Drontheim gestanden hatte, auf eine unerhört traurige Weise unter; Armfeld wollte über die nördlichen Gebirge nach Schweden zurückkehren und zwar im Januar (1719) eines strengen Winters. Das ganze Heer, bis auf 500 Mann, ward von der Kälte getödtet, der General selbst erreichte nur mit Mühe und durch den Frost verstümmelt die bewohnten Gegenden von Schweden wieder.

Die Anfangs nur als Reichsverweserin anerkannte Königin mußte, um durch die Wahl der Stände als Königin erkannt zu werden, das Erbrecht und die Souverainetät Karl's XI. und XII. aufgeben. Schweden, hieß es, sollte nach dem Tode der Königin ein Wahlreich werden, und es ward eine ganz neue Regierungsform eingerichtet. Die Macht, welche die Könige gehabt hatten, kam an einige wenige adelige Fami-

lien. Görz' Unterhandlungen mit Rußland wurden ihm zum Staatsverbrechen gemacht; er ward vor eine Art von Revolutions-Tribunal gestellt, die Präliminarien nicht anerkannt, und gleichwohl keine Anstalten zur Vertheidigung des Landes getroffen. Peter ließ seit dieser Zeit Landungen im eigentlichen Schweden unternehmen, und die grausamsten Verwüstungen bis in die Nähe von Stockholm verüben.

Das Gericht über Görz, der, so lange er in schwedischen Diensten war, immer nur mit Einwilligung oder auf Befehl des Königs gehandelt hatte, verletzte Gesetz und Herkommen, Schicklichkeit und Billigkeit auf gleiche Weise. Unter 400 Anklagepunkten gegen Görz war kein einziger, der eine Prüfung ausgehalten hätte; man erlaubte daher auch nicht, daß eine solche angestellt wurde, und machte den Minister verantwortlich für das, was sein König gesündigt hatte. Görz allein sei Ursache des letzten Feldzugs, und habe Peter ins Land ziehen wollen, um den Herzog von Holstein auf den Thron zu bringen. Dem Beklagten wurden keine Vertheidiger gegeben, er ward nur einmal verhört und mußte während dieses Verhörs vier Stunden stehen; die Protocolle wurden einseitig und nach Belieben geführt und nicht vorgelesen, die Anklage erst mitgetheilt, als das Todesurtheil schon gefällt war. Das schmähliche Urtheil des Blutgerichts ward gleichwohl von der Mehrheit des Reichsraths bestätigt und Görz am 13. März 1719 öffentlich hingerichtet.

Die Schweden empfanden bald, daß die oligarchische Despotie eben so verderblich und weit schmählicher sei, als die monarchische. Die erwählte Schattenkönigin konnte ohne den Reichsrath nichts beschließen; dagegen konnte sich, wie es in dem Gesetze heißt, der Reichsrath auch ohne die Königin um die Rechte und Freiheiten des Reichs bekümmern; wer sich gegen ihn verging, ward als Staatsverbrecher an Leib und Leben bestraft.

6. Theilung der schwedischen Provinzen.

Man gab das Reich den Russen Preis, die für mehrere Millionen Werth zerstörten, während der Reichsrath den anderen Mächten die auswärtigen Provinzen Schwedens für elende Summen verkaufte. Weil man von Hannover und England Dienste und Geld erwartete, so ward mit dem Kurfürsten von Hannover, der weder ein furchtbarer Feind, noch auch zu irgend einer Forderung berechtigt war, der Friede zuerst abgeschlossen. In diesem Frieden wurden Bremen und Verden abgetreten; dagegen versprach Hannover innerhalb drei Monaten eine Million Thaler an Schweden zu bezahlen. Der Friede zwischen Preußen und Schweden ward im Februar 1720 abgeschlossen. Preußen erhielt alles Land zwischen Oder und Peene, Stettin, die Inseln Usedom und Wollin; doch überließ es die Stimme auf dem Reichstage, die ihm für diesen Theil von Pommern gebührt hätte, ganz an Schweden und zahlte innerhalb eines Jahres drei Millionen Thaler. Da Schweden den armen König Stanislaus seinem Schicksale überließ, so hatte es eigentlich mit

Sachsen keinen Streit mehr, man unterhandelte bloß über eine von beiden Seiten zu gewährende Amnestie, und vereinigte sich darüber im Januar 1720. Die Uebereinkunft zwischen Dänemark und Schweden war der Art, daß keiner von beiden Theilen es wagte, die Bedingungen, die schon Ende Juli 1720 bestätigt waren, bekannt zu machen. Dies geschah erst am Ende des Jahres 1721. Schweden erhielt Pommern, Rügen, Wismar und alle von den Dänen eroberten Plätze gegen Zahlung von 600,000 Thalern zurück. Die Hauptsache aber war die Beraubung des Herzogs von Holstein, der, ohne am Kriege Theil genommen zu haben, Schleswig verlieren sollte, und man bedrohte den Herzog sogar mit dem Verluste Holsteins, wenn er Schleswig nicht abtrete. Dennoch verweigerte er seine Zustimmung zu dem Raube Schleswigs und suchte beim Kaiser Schutz wegen Holstein, welches die Dänen erst Ende 1720 räumten.

Am schwersten konnte sich die Anarchie in Stockholm zur Bewilligung der allerdings bedeutenden russischen Forderungen entschließen, und es bedurfte neuer Grausamkeiten der Russen, um die Beendigung der Friedens-Unterhandlungen zu Nystädt 1721 herbeizuführen. Die schwedische Küste wurde von den gelandeten russischen Mordbrennern in ähnlicher Weise verwüstet, wie 32 Jahre früher die Pfalz von den Franzosen (s. S. 323). Die Provinzen, welche an Rußland abgetreten wurden, waren: Liefland, Esthland, Carelien nebst Wiborg, Kexholm, die Insel Oesel; dagegen gab Peter Finnland, außer Wiborg und Kexholm, zurück, versprach auch zwei Millionen Thaler zu zahlen, entrichtete aber in den ersten Jahren kaum eine halbe Million.

68. Umgestaltung des russischen Volkes und Staates durch Peter den Großen.

(Nach Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Hatte Peter der Große auch schon vom Anfang seiner Regierung an mit treffendem Sinn und kräftiger Hand auf die Umbildung seines Volkes, auf eine durchgreifende Umgestaltung seines Staates hingearbeitet, wovon fast Tag für Tag die von ihm gegebenen Gesetze Zeugniß ablegen, so tritt doch die schaffende Thätigkeit dieses gewaltigen Geistes am glänzendsten in seinen letzten Lebensjahren (1721—1725) hervor. Denn je fester die Stellung war, die nach Außen das russische Reich bereits gewonnen hatte, um so ungestörter und sorgenfreier konnte er mit gereifter Erfahrung den inneren Angelegenheiten sich widmen.

Zur gerechten Beurtheilung dieser von Peter ausgehenden Anordnungen und Anstalten müssen wir uns vor Augen halten, daß Peter

der unumschränkte Beherrscher eines Volkes war, dessen Wille nicht durch die Vernunft, sondern durch die rohesten Triebe der Sinnlichkeit sich bestimmen ließ, dem es an Einsicht fehlte, um aus Ueberzeugung das Bessere zu wollen. Auf ein solches Volk konnte er durch den Arm der weltlichen Macht nur einwirken, indem er den auf sclavischer Furcht beruhenden Gehorsam als den mechanischen Hebel benutzte, um es aus seinem verdumpften Zustande herauszureißen. Mit unnachsichtiger Strenge mußte er ihm seine alten Sitten oder Unsitten erst abstreifen, um durch neue Formen wenigstens die Möglichkeit anzubahnen, daß dereinst auch in diesem Volke ein freierer, dem westlichen Europa verwandter Geist erstehen könnte. Daß Peter an dieser Aufgabe seines Lebens festhielt, darin lag seine Größe; die Einseitigkeit, mit der er verfuhr, war durch die Natur der Dinge und der gegebenen Verhältnisse bedingt und geboten.

I. Die Stände des russischen Staates.

1. Die Geistlichkeit. Eine der wichtigsten Maßregeln, die Peter ergriff, um den Widerstand der Geistlichkeit gegen seine Umgestaltungspläne zu brechen oder wenigstens zu lähmen, war die, daß er sie ihres geistlichen Oberhauptes beraubte. Schon im Jahre 1700, als der Patriarch Adrian starb (16. Nov.), hegte er den Wunsch, diese Würde ganz zu unterdrücken (s. S. 405). Statt dessen ernannte er einen Verweser (Exarchen) des Patriarchats, jedoch mit der Einschränkung, daß er in allen wichtigen Geschäften mit anderen Bischöfen, die sich zu dem Ende wechselweise in Moskau aufhielten, Rath pflege und sodann die gefaßten Beschlüsse an den Czar zur Genehmigung gelangen lasse. Der gesammten Geistlichkeit setzte er 1721 einen von ihm ernannten, völlig von ihm abhängigen „hochheiligen Synod" vor. Als aber dennoch die Ober-Geistlichkeit es wagte, in einer Bittschrift um die Wiedereinsetzung des Patriarchen anzuhalten, antwortete der Kaiser, unwillig die Hand an die Brust schlagend, mit den Worten: „Das ist Euer Patriarch." Der Synod sollte im Geistlichen sein, was der Senat im Weltlichen war. Von ihm gingen alle zur Aufrechthaltung des griechischen Glaubens erlassenen Anordnungen aus, er hatte den Religionsunterricht zu leiten, die christlichen Lehren zu prüfen und auch die Verwaltung der geistlichen Güter zu führen.

2. Der Adel. Peter konnte dem Adel in Bezug auf die demselben untergebenen, leibeigenen Bauern seine Vorrechte nicht nehmen, aber er gestattete ihm keine Vorrechte im Staatsdienste. Dagegen gewährte er jedem Bürgerlichen die Möglichkeit, durch den Staatsdienst die Rechte des Adeligen sich zu erwerben. Die mit geringen Veränderungen noch heute geltende Rangordnung vom 22. Januar 1722 bestimmte 16 Rangklassen der Militär-, Staats- und Hofbeamten, vom Feldmarschall, Reichskanzler und Ober-Hofmarschall an, bis herab zum Stabsfourier, Collegienjunker und Hof-Wundarzt. Jeder Soldat, der zum Grad eines Oberofficiers gelangte, erwarb sich dadurch den erblichen

Adel. Die Hauptvorrechte des Adels bestanden in dem Recht, Erbgüter und Bauern zu besitzen, und in der Befreiung von der Kopfsteuer, die Hauptverbindlichkeit war, sei es im Militär oder Civil, dem Staate zu dienen. Erfüllt von der großartigen Stellung der englischen Aristokratie, hoffte Peter durch Einführung ähnlicher Einrichtungen auch seinem Adel ähnliche Gesinnungen einflößen zu können. Darum befahl er 1714, daß hinfort auch für den russischen Adel das Erbrecht nach der Erstgeburt gelten solle. Niemand sollte die Erlaubniß haben, seine Erbgüter zu verkaufen, nur im äußersten Nothfall, und dabei unter sehr lästigen Abgaben sollten sie verpfändet werden können. Den jüngeren Söhnen der adeligen Familien wünschte dagegen der Czar, ebenfalls nach dem Muster der englischen Aristokratie, eine vorzugsweise dem bürgerlichen Erwerb zugewendete Thätigkeit zu geben. Sie sollten die falsche Scham ablegen, nach der die Beschäftigung mit Künsten und Gewerben sich mit der Ehre ihres Standes nicht vertrug.

3. Die Städtebewohner. Die zwischen dem Adel und dem Bauern stehenden Städtebewohner bildeten drei Ordnungen, von denen die beiden ersten Gilden genannt wurden. Der ersten zählte man die Banquiers zu, die Großhändler, Aerzte, Gold- und Silberarbeiter und Maler. Zur zweiten gehörten die Krämer, alle diejenigen, welche mit Lebensmitteln handelten und die gemeinen Gewerbsleute; zur dritten die Tagelöhner und Handarbeiter. Das Recht, Handel zu treiben, stand blos den Städtebewohnern zu. Die Bauern durften nur ihre eigenen Erzeugnisse zum Verkaufe in die Stadt bringen, nicht aber in derselben damit Handel treiben. Diejenigen, welche Fabriken anlegten, durften zu solchem Behuf auch außerhalb des Stadtgebietes liegende Dörfer kaufen, und nicht nur sie, sondern, wie es scheint, alle freien Städtebewohner hatten das Recht, Leibeigene zu besitzen.

Die Städter wählten sich selbst ihre Obrigkeit, jede Gilde eigene Aelteste, von welchen einer Starost (Vorsteher) und ein anderer dessen Gehülfe wurde. Der Magistrat mußte sie bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen. Die Mitglieder des Magistrates wählte die erste Gilde aus den vermögendsten und wohlhabendsten Bürgern auf drei Jahre.

4. Die Bauern zerfielen in Kronbauern, Apanagebauern (d. h. der Geistlichkeit oder dem kaiserlichen Hofe zugehörige Bauern) und gutsherrliche Bauern. Die beiden ersten Classen vermietheten sich nicht länger als auf einen Zeitraum von fünf Jahren, die letztere durfte sich in keinem Falle ohne Erlaubniß des Gutsherrn an einen andern Herrn vermiethen. Ein leibeigener Bauer, der ein Gewerbe erlernt hatte, konnte sich für 50 Rubel loskaufen.

5. Die Ausländer. Eine große Anzahl von Ausländern, Gewerbtreibenden und Künstlern, wurde unter dem Versprechen sehr bedeutender Vorrechte eingeladen, nach Rußland zu kommen. Sie konnten sich in Innungen einschreiben lassen, Handel treiben, in den Staatsdienst treten oder sonst irgend ein anderes Gewerbe ergreifen, welches

ihnen beliebte. Niemand wagte es, sie bei der Ausübung ihrer Kirchengebräuche zu beeinträchtigen, und mit Abzug des zehnten Theiles ihres Vermögens stand es jedem frei, Rußland wieder zu verlassen, mit Ausnahme derjenigen, welche den griechischen Glauben angenommen hatten.

II. Die Verwaltung des Staates.

Der Herrscher stand dem Reiche in allen Zweigen der Verwaltung selbst vor; er war die Quelle aller Gesetze und Anordnungen. Im Jahre 1711 übertrug er die obere Leitung der Reichsgeschäfte dem dirigirenden Senate, der Anfangs nur aus dem Reichskanzler, dem Vice-Reichskanzler und 9 Bojaren bestand, und dessen Geschäftskreis sich auf die Rechtspflege, die Verwaltung der Staatseinkünfte und den Kriegsdienst bezog. Die vom Senate ausgehenden Ukase hatten im ganzen Reiche Gesetzeskraft, wenn nicht der Kaiser sie ausdrücklich aufhob. Am 18. Dec. 1708 theilte Peter I. das ganze Reich in acht Gouvernements und 39 Provinzen, aber nachdem er die Ostseeländer und noch später auch das westliche Ufer des kaspischen Meeres erobert hatte, wuchs die Zahl der ersteren auf 10, der letzteren auf 43. Die Gouvernements wurden in Provinzen eingetheilt. Ober-Befehlshaber waren in den Grenz-Gouvernements die General-Gouverneure, in den übrigen die Gouverneure; die Vice-Gouverneure waren ihre Gehülfen. Die Provinzen wurden von Woiwoden verwaltet.

III. Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Wenn Peter nach äußerer Machtvergrößerung strebte, so sah er doch stets als den vornehmsten Zweck derselben die Vermehrung der Betriebsamkeit, der Gewerbthätigkeit und des Wohlstandes im Innern des Reiches an. Auf den Betrieb des Bergbaues hatte er schon seit seiner ersten Reise in's Ausland sein besonderes Augenmerk gerichtet und namentlich aus dem sächsischen Erzgebirge zog er viele Bergleute nach Rußland.

Zur Vermehrung der Industrie in Rußland trugen sehr viel die Jakobiten und Hugenotten bei, vor Allem aber die in großer Anzahl eingewanderten Deutschen, welchen der Czar 1702 die umfassendsten Freiheiten und Vorrechte zugesichert hatte. Eine Menge ausländischer Künstler und Handwerker breiteten sich über alle bedeutenden Städte Rußlands aus.

Nachdem das Kriegsglück Rußland begünstigt hatte und das Reich zu einem blühenderen Zustande gelangt war, konnte Peter einen großen Theil der früheren Monopole aufgeben und viele Gegenstände dem freien Verkehre überlassen, die früher auf Rechnung der Krone verpachtet wurden. Vorzugsweise begünstigte der Kaiser den Seehandel. Je mehr der innere Handel zunahm, um so größer wurde das Bedürfniß, die Mittel zum Verkehr zu erleichtern, und darum legte Peter eine Menge neuer Wege an. Die Verbindlichkeit, die großen Straßen

in Stand zu halten, wurde nach Anweisung der Provinzial-Obrigkeit den Bewohnern jeder Provinz auferlegt. Sechs zur Verbindung des kaspischen Meeres mit dem schwarzen und des weißen mit der Ostsee angelegte Wasserwege konnten nicht vollendet werden; aber der Ladogasche und der Wyschne-Wolozkische Kanal sind ein glänzendes Zeugniß von der Beharrlichkeit, mit welcher der Czar für Rußlands Wohlstand besorgt war.

Sollten die für die gesammte Verwaltung des russischen Reiches von Peter I. nach ausländischen Mustern neu getroffenen Anstalten und Einrichtungen Bestand haben, und im Volke selbst Anklang finden, so mußte er vornehmlich auch auf die Bildung des Volkes bedacht sein. In allen Eparchieen richtete er Schulen ein, die aus den Einkünften der Kirchen und Klöster unterhalten wurden. Er entwarf auch den Plan zur Errichtung einiger höherer Lehranstalten, und namentlich wünschte er, daß die Adeligen durch Bildung sich auszeichnen möchten. Die Wissenschaften, besonders alle Theile der Mathematik, Physik und der schönen Wissenschaften sollten Gegenstände ihrer Forschungen sein. Endlich schritt Peter auch zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (1724). Die feierliche Eröffnung dieser ruhmwürdigen Stiftung blieb seinen Nachfolgern vorbehalten.

69. Ludwig XV. Die Regentschaft.

(Nach F. C. Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk.)

Ludwig XIV. starb am 1. September 1715. Er hatte trotz des blendenden Glanzes seiner Regierung und Hofhaltung seinen Ruhm überlebt; denn die Bedrückung durch die vielen Pächter der Staatsabgaben, die Verarmung der Nation, die Zerrüttung der Finanzen und der gesunkene Credit hatten zuletzt eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt. Ueber die Regierung nach seinem Tode traf er, da sein Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV., erst fünf Jahre alt war, eine testamentarische Verfügung, durch welche ein Regentschaftsrath eingesetzt ward. Er hatte dabei seinen Neffen, den Herzog Philipp II. von Orleans, welcher in der Geschichte gewöhnlich nur mit dem Namen „des Regenten" bezeichnet wird, übergangen, obgleich derselbe der erste Prinz von Geblüt war. Der Herzog Philipp war jedoch entschlossen, die Regentschaft an sich zu reißen; er brachte das Parlament dazu, daß es Ludwig's XIV. Testament cassirte und ihn selbst als Regenten anerkannte. Die Räthe des Parlamentes waren von ihm durch allerlei Versprechungen gewonnen worden, sowie durch die Aussicht, daß er als Regent dem Parlamente die unter Ludwig XIV. verlorene Bedeutung wieder verschaffen werde. Das Volk endlich ward

durch die nichtige Hoffnung getröstet, daß es von dem seitherigen Drucke befreit werden würde.

Der Regent übernahm die Regierung des französischen Reiches zu einer Zeit, als dieses sich in einem verzweifelten Zustande befand. Ueberall herrschte Mangel und Elend, alle Kassen waren leer, alle Einnahmen auf zwei Jahre im Voraus verpfändet. Man forderte daher auch von allen Seiten her die Bestrafung der Speculanten, die sich unter der vorigen Regierung auf Kosten des Volkes bereichert hatten, obgleich dieselben gesetzlich nicht strafbar waren. Der Regent benutzte dies, um durch Errichtung eines höchst ungerechten Tribunals, der sogenannten peinlichen Untersuchungs-Commission (chambre ardente), sich von den Betrügern eine Summe Geldes zu verschaffen. Das Parlament unterstützte ihn hierbei. Jenes Gericht lud 4470 Personen vor, die sich über die Art, wie sie zu ihrem Vermögen gekommen waren, rechtfertigen mußten; und man ging bei dieser Untersuchung sogar bis zum Jahre 1689 zurück. Durch Schrecken, Kerker und Folter erpreßte man von den Angeklagten, welche durch eine besondere Commission willkürlich taxirt wurden, nicht weniger als 220 Millionen Livres; und als endlich eine allgemeine Erbitterung über diese Ungerechtigkeit entstand, verkaufte der Regent den Beschuldigten seinen Schutz für bedeutende Summen. Der Staat hatte von der ganzen Maßregel nicht den geringsten Vortheil; denn der Regent und seine Günstlinge zogen alle Strafgelder an sich. Philipp machte sich dabei aus den heftigen Schriften, welche das ganze Verfahren hervorrief, nicht das Mindeste, so wie er überhaupt eben so wenig nach dem Urtheile der Mit- und Nachwelt, als nach den Geboten der Pflicht und der Tugend fragte. Er war ein Mann, welcher trotz einer gewissen Gemüthlichkeit und Großmuth eine absichtliche, aus einer teuflischen Philosophie entsprungene Verachtung jeder Tugend besaß und die letztere nur für Krämer und Bauern passend hielt. Seine unerhörten Ausschweifungen, die ihn ganze Tage und Nächte hindurch in niedrige Laster versunken hielten, machten ihn sogar unfähig, auch nur einen guten Vorsatz zu fassen.

Um der Finanznoth noch weiter abzuhelfen und das Geld für des Regenten Verschwendungen herbeizuschaffen, wurden zunächst noch zwei andere Maßregeln ergriffen: die erste bestand in einem sogenannten „Visa", oder mit anderen Worten darin, daß man die Rechtmäßigkeit der Staatsschuld einer Prüfung unterwarf, einen Theil derselben für ungültig erklärte und den Rest durch Schuldscheine tilgte, welche nur einen äußerst geringen Werth hatten. Der öffentliche Credit wurde durch diese Willkür vernichtet; die zweite Maßregel war eine Verringerung des Münzwerthes. Es mußte nämlich alles baare Geld zur Umschmelzung abgeliefert werden, und man prägte dann schlechtere Münzen. Der Regent verschaffte sich durch diese Maßregel einen Gewinn von 72 Millionen Livres; die Nation aber erlitt durch dieselbe ungeheuere Verluste, indem nun natürlich die Preise aller Waaren stie-

gen, das baare Geld in Folge des Umstandes, daß man vieles versteckt oder ins Ausland geschickt hatte, seltener ward, und die Wucherer und Speculanten Gelegenheit zu unzähligen Betrügereien erhielten.

Um der Verminderung des im Umlauf befindlichen Geldes abzuhelfen und zugleich den erschütterten öffentlichen Credit wieder herzustellen, kam man auf den Gedanken der Errichtung einer Bank, und ein Abenteurer, welcher in Geldgeschäften ungemein erfahren war, der Schotte Law, bot dem Regenten hierzu seine Hülfe an. Law errichtete 1716 mit Genehmigung des Herzogs eine auf Actien gegründete Zettelbank, deren Capital in der mäßigen Summe von 6 Millionen Livres bestand, und welche einestheils durchaus keinen Handel treiben durfte und anderentheils verpflichtet war, jeden ihrer Zettel stets gegen baares Geld einzulösen. Diese Bank erleichterte wirklich den Verkehr, verminderte den Wucher und gewährte Kaufleuten und Fabricanten Gelegenheiten, wieder Geld für ihre Unternehmungen zu erhalten. Der Regent gestand jedoch der Law'schen Bank, ohne sich an den Widerspruch des Parlamentes und des Finanz-Ministers, des Herzogs von Noailles, zu kehren, noch den Vortheil zu, daß ihre Scheine in den königlichen Cassen angenommen und die Gelder der Steuer-Einnehmer in Bankzetteln eingeliefert werden mußten. Dadurch wurde jene Privatbank gewisser Maßen in eine Staats-Anstalt umgewandelt. Schon vorher war dieselbe zu einer Sache des Schwindels gemacht worden; denn man hatte, um den Werth der Actien betrügerisch zu erhöhen, gleich in der ersten General-Versammlung der Actionäre diesen eine Prämie von mehr als 7 Procent zugetheilt.

Noch verderblicher ward das Treiben des Schotten durch die Errichtung einer mit jener Bank verbundenen Handels-Gesellschaft, welche einen förmlichen und noch dazu ganz betrügerischen Staats-Bankerott herbeiführte. Auf Law's Rath gründete man nämlich im Jahre 1717 auf Actien die sogenannte Mississippi-Gesellschaft oder Westindische Compagnie zum Handel nach dem unter Ludwig XIV. entdeckten und ihm zu Ehre benannten Lande: Louisiana. Das Capital derselben bestand aus 100 Millionen Livres. Zwei Jahre später wurden, um Law's Bank zu heben, der Mississippi-Gesellschaft nicht nur Monopole ertheilt und gewisse Staatsgefälle überlassen, sondern man vereinigte auch die Handels-Compagnieen für Ostindien, China und die Senegal-Länder mit ihr. Außerdem wurden mit den Noten der Bank, den Staatsschuldscheinen und dem ganzen Finanzwesen Veränderungen vorgenommen, welche in Verbindung mit jenen beiden Unternehmungen dazu dienten, das ganze Reich in die betrügerische Speculation mit hineinzuziehen und so das Geld in die Hände des Regenten zu bringen. Vergebens that das Parlament Einsprache; der Regent ernannte sogar, dem Parlamente zum Trotz, den Protestanten Law zum General-Controleur des Reiches. Ein allgemeiner Schwindel ergriff die getäuschte Nation; Alles drängte sich zum Ankaufe der Actien herbei, deren Werth bald eine solche Höhe erreichte, daß eine Actie von 500

Livres Nennwerth zuletzt sogar für 20,000 Livres verkauft wurde; selbst Fremde eilten, in Hoffnung eines großen Gewinnes, nach Frankreich, um ihr Geld gegen Papier zu vertauschen. Es währte jedoch nicht lange, da entstand Mißtrauen und die Betrogenen wurden inne, daß man ihnen Luftblasen für Geld verkauft habe. Jetzt wurden, um das Papier und den Wucher damit aufrecht zu erhalten, zuerst alle betrügerischen Künste des Handels und dann von Staats wegen Gesetze und Strafen aufgeboten. Nichts desto weniger verschwand schon im Jahre 1720 die Täuschung völlig. Tausende von rechtlichen Familien waren und blieben in Armuth gestürzt, und Vortheil hatten in dem allgemeinen Unglücke des Landes nur die Vertrauten des Regenten, welche mit Papier ihre Schulden bezahlt, große Güter gekauft und baares Geld in Sicherheit gebracht hatten. Damals hatte sich die ganze Wuth des Volkes gegen Law, als den Urheber des allgemeinen Bankerotts, gerichtet, und dieser war deßhalb im December 1720 genöthigt, aus dem Reiche zu entfliehen. Der Regent nahm ihn noch auf seiner Flucht in Schutz, obgleich er unmittelbar nach derselben alle Schuld auf Law schob. Jetzt wurden gegen die Theilnehmer an dem großen Betruge, deren Opfer die Nation geworden war, ähnliche Untersuchungen, wie man sie früher gegen Ludwig's XIV. Blutsauger angestellt hatte, vorgenommen und ein neues Visa angeordnet. Den Betrogenen konnte dies jedoch nichts nützen, zumal, da die angesehensten Männer des Reiches, unter ihnen sogar die nächsten Anverwandten des Königs, zu den Schuldigsten gehörten. Law büßte sein durch Schwindelei erworbenes großes Vermögen ein; andere wurden von einer dazu ernannten Commission willkürlich taxirt. Uebrigens war durch die ganze Kette von Betrügereien und Gewaltthaten nicht einmal die Staatsschuld getilgt oder wenigstens vermindert worden; denn nach dem Bankerott und nach dem Visa fand sich der Staat bald noch weit mehr verschuldet, als vorher.

Der frühere Lehrer des Regenten, der Abbé **Dubois**, welcher seinen Zögling zu allem Schlechten verführte, hatte nach und nach die Regierung des Staates in seine Hände gebracht. Dubois übernahm die Arbeit des Regenten, welcher immer mehr in Lüste und Schwelgerei versank und darüber die Geschäfte vernachlässigte, behauptete im Rathe desselben den ersten Rang und sah, obgleich er ein Bürgerlicher war, bald ganz Frankreich unter sich. Während der mehrjährigen Unterhandlungen, die zur **Quadrupel-Allianz** führten (s. S. 456), brachte Dubois einen Vertrag zu Stande, nach welchem die 11jährige Tochter des spanischen Königs mit dem damals erst 13 Jahre alten Könige von Frankreich verlobt, und eine Tochter des Regenten mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt wurde. Bald darauf starb Dubois. Kurz vorher (Februar 1723) war Ludwig XV. in sein 14. Lebensjahr getreten und dadurch volljährig geworden. Der Herzog von Orleans hörte somit auf, Regent zu sein. Er herrschte zwar auch dann noch als Premierminister ganz unumschränkt, starb aber schon im De-

cember 1723, weil er seine von Natur gute Constitution völlig zerstört hatte. An seine Stelle drängte sich der unfähige und verhaßte Herzog von Bourbon. Dieser stand unter der Leitung seiner Maitresse, der Marquise de Prye, welche selbst wieder von den zwei piemontesischen Brüdern Paris geleitet wurde, die in Frankreich als Banquiers ihr Glück gemacht und schon unter dem Regenten durch ihre financiellen Kenntnisse und ihre teuflisch ausgedachten Mittel, die Ehrlichen und Einfältigen um ihr Geld zu bringen, eine Rolle gespielt hatten. Der französische Staat war also damals eine Beute von Abenteurern.

Die über Frankreich herrschende Marquise de Prye brachte es dahin, daß Spanien von Frankreich gröblich beleidigt wurde. Sie suchte nämlich für den jungen König Ludwig XV., obgleich er bereits mit einer spanischen Prinzessin verlobt war, eine ganz von ihr abhängige Gemahlin und ließ ihn im Herbst 1725 mit derselben vermählen. Diese Gemahlin war Maria, die Tochter des Stanislaus Lesczinsky, welcher damals von einer französischen Pension im Elsaß lebte. Nachdem die Heirath geschlossen worden war, wandte man alle erdenklichen Mittel an, um den schwer gekränkten spanischen König zu besänftigen, dem man seine schon seit mehreren Jahren in Paris als künftige Gemahlin Ludwig's XV. anwesende Tochter zurückgeschickt hatte.

70. Ludwig XV. Fleury.

(Nach E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Der Herzog von Bourbon, eifersüchtig auf die Gewalt, welche Fleury fortwährend über den König behauptete, und unzufrieden, daß derselbe stets zugegen war, wenn er Vortrag hatte, bewog einst die Königin, welche sich ganz von ihm leiten ließ, den König bei sich bis zu der für den Vortrag bestimmten Stunde zurückzuhalten, und dieser fand darauf in ihren Zimmern Statt. Fleury, welcher indessen im Cabinet des Königs gewartet hatte, durchschaute den gegen ihn entworfenen Plan, er wollte sich von dem Maße der Zuneigung des Königs überzeugen; er verließ sogleich den Hof und begab sich nach seinem Landhause im Dorfe Issy. Was er gehofft und gewünscht hatte, geschah, der König verlangte, daß er zurückkomme, und der Herzog von Bourbon mußte selbst ihn dazu auffordern. Bald darauf, am 11. Juni 1726, verwies der König den Herzog nach seiner Besitzung Chantilly und die Marquise de Prye nach ihrem Gute in der Normandie und schrieb der Königin: er bitte sie und, wenn es nöthig sei, befehle er ihr, Alles zu thun, was Fleury ihr in seinem Namen sagen werde, als wenn er es selbst thue.

Er erklärte zwar jetzt, daß er fortan selbst regieren werde, allein dazu fehlte ihm die Kraft des Willens, wie die geistige Befähigung, und auf Fleury ging die volle Gewalt eines Premierministers über, wenn er auch nur den Titel eines Staatsministers führte. Er war 1653 geboren und der Sohn eines Zehntenerhebers in Lodève. Durch die Gunst des Cardinals Bonzi, Erzbischofs von Narbonne, war er zunächst Canonicus zu Montpellier und dann Almosenier des Königs geworden. Unter dem Schutze seines Gönners hatte er Zutritt zu den vornehmsten Kreisen des Hofes gefunden, und seine Schönheit, sein bescheidenes, sanftes, einnehmendes Wesen hatten ihm unter den angesehensten Männern und Frauen Beschützer und Freunde erworben, jedoch bemühten sich diese längere Zeit vergeblich, ihm eine höhere geistliche Stelle zu verschaffen, weil dem Könige seine gesellige Lebensweise zu weltlich erschien. Endlich erhielt er 1698 das Bisthum Fréjus; allein der Aufenthalt in einer nicht angenehmen, von Paris sehr entfernten Gegend mißfiel ihm, er vertauschte, um dem Hofe näher zu sein, das Bisthum mit der kleinen Abtei Tournus, und Villeroi bewog Ludwig XIV., ihn zum Lehrer seines Nachfolgers zu bestimmen. Der Einfluß, welchen er durch seine Freundlichkeit und Nachsicht auf seinen Zögling gewann, blieb auch, nachdem er als Lehrer seine Wirksamkeit beendigt hatte, ungeschwächt, und bei der Unfähigkeit und Abneigung des Königs für Regierungsgeschäfte beherrschte er, wenigstens während der ersten Hälfte seiner Verwaltung, den Hof und das Reich mit einer völligen Unbeschränktheit, welche auch noch dadurch eine Stütze erhielt, daß der Papst ihm 1726 die Cardinalswürde ertheilte. Die Gebrechen, an welchen der Staat krankte, gründlich zu heilen, versuchte er nicht, und wenn er auch die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform eingesehen hätte, so würde es ihm bei seinem schon hohen Alter zur Durchführung einer solchen an Kraft gefehlt haben, allein er hielt wenigstens den in der letzten Zeit rasch fortgeschrittenen Verfall auf. Mit der größten Uneigennützigkeit und der einfachsten Lebensweise verband er eine gemäßigte und milde Gesinnung, welcher nur bisweilen persönliche Abneigung Eintrag that. Er hemmte die Entsittlichung des Hofes und der höheren Stände wenigstens in so fern, als er zur Beobachtung des äußeren Anstandes nöthigte; durch eine strenge Sparsamkeit, welche nur der Vorwurf trifft, die Verminderung der Seemacht verschuldet zu haben, brachte er Ordnung in die zerrütteten Finanzen und seine Liebe zum Frieden verhinderte mehrere Jahre den Ausbruch eines Krieges, welcher in damaliger Zeit eine drückende Last für Frankreich geworden wäre. Um die aufgeregte Stimmung der Geistlichkeit zu beruhigen und diese für sich zu gewinnen, stellte er die Steuerfreiheit der Kirchengüter wieder her. Die Vermehrung des Ertrages eines Theiles der Abgaben gestattete, durch Verminderung anderer dem Volke einige Erleichterung zu gewähren. Die Consumtionssteuern, für welche, nach dem Falle des Law'schen Systems, eine königliche Verwaltung eingeführt worden war, hatten unter dieser jährlich nur 55 Mil-

lionen eingebracht; Fleury stellte die Verpachtung wieder her und verschaffte dadurch dem Staate eine Einnahme von 80 Millionen, welche bei der alle sechs Jahre Statt findenden Erneuerung der Pacht um fünf oder acht Millionen stieg.

In der Leitung der auswärtigen Verhältnisse Frankreichs war Fleury vor Allem darauf bedacht, den Frieden zu sichern. Man hat ihn beschuldigt, daß er durch die Schmeicheleien des englischen Gesandten Horaz Walpole, welcher allein von allen Gesandten ihn besuchte, als er sich nach Issy zurückgezogen hatte, sich habe bethören und an England fesseln lassen, allein der Grund, welcher ihn die Fortdauer der Freundschaft mit diesem Staate wünschen ließ, lag eben so sehr in seiner Ueberzeugung, daß durch jene Freundschaft der Ausbruch eines Krieges am besten abgewandt werden könne. Der Friede schien durch den übereinstimmenden Wunsch Fleury's und Walpole's, denselben zu erhalten, auf längere Zeit gesichert, als der Tod August's II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, welcher am 1. Februar 1733 starb, Veranlassung zu einem Kriege im westlichen Europa gab (s. S. 460). Schon in dieser Zeit nahm die Persönlichkeit des Königs eine Richtung, welche die verderblichsten Folgen nicht allein für die materiellen Interessen, sondern auch für den sittlichen Zustand der Gesellschaft und für das Ansehen des Thrones hatte. Abneigung gegen ernste, anstrengende Beschäftigung und eine schüchterne Zurückhaltung hatten sich bisher als die vorherrschenden Züge seines Charakters gezeigt, die Sittenlosigkeit des Hofes, welche ein erheuchelter, äußerer Anstand nicht ganz zu verhüllen vermochte, hatte sich seiner noch nicht bemächtigt, und sein Verhältniß zu seiner Gemahlin war noch nicht gestört worden. Jetzt gelang es den jungen vornehmen Wüstlingen, namentlich dem Herzoge von Richelieu, in deren Gesellschaft er sich behaglicher fühlte als Männern von Verdienst und Talent gegenüber, in ihm die Scheu vor dem Laster und die Furcht und Angst vor dem göttlichen Gericht im zukünftigen Leben zu untergraben; sie nährten oder weckten zunächst in ihm die leidenschaftliche Liebe für Spiel und Jagd, und diesen Vergnügungen schlossen sich dann vertrauliche Gelage an, bei denen der Wein im Uebermaße genossen wurde und die leichtfertigste Unterhaltung Statt fand. Die Königin war eine sanfte und fromme Frau, aber sie besaß nicht Verstand genug, um ihren Gemahl zu beherrschen; sieben Jahre älter als er, verlor sie durch Krankheiten und zahlreiche Entbindungen — sie gebar binnen 10 Jahren sechs Töchter und zwei Söhne, von denen der jüngere früh starb — bald die Jugendlichkeit, und indem sie den Widerwillen nicht verhehlte, welchen der König in einem oft an Trunkenheit grenzenden Zustand in ihr erregen mußte, entfernte sie ihn endlich ganz von sich und beförderte dadurch die Absicht seiner Verführer. Sobald er einmal des Schamgefühls, welches ihn bisher noch zurückgehalten, sich entäußert hatte, sank er rasch zu der niedrigsten, schamlosesten Entsittlichung herab, welche durch fortdauernde Beobachtung der leeren Formen der Hof-Etiquette nicht verschleiert wurde.

Der Friede, welcher die Verminderung der Abgaben und die Herstellung eines besseren Finanzzustandes möglich gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer; Frankreich verwickelte sich bald mit der Verletzung der Verträge in einen langwierigen Krieg, welcher, ohne irgend einen Gewinn zu bringen, den Grund zu einer neuen Zerrüttung der Finanzen legte. Der Tod des Kaisers Karl VI. (20. October 1740) veranlaßte den österreichischen Erbfolgekrieg (s. Nro. 75). Fleury starb am 29. Januar 1743, ohne sein sehnliches Verlangen nach der Beendigung des Krieges erfüllt zu sehen. Ludwig XV. erklärte jetzt wiederum, daß er fortan selbst regieren und mit den einzelnen Staats-Secretären arbeiten werde; allein da seine Trägheit und Genußsucht ihm es unmöglich machten, den Staatsgeschäften auch nur eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, so hörte nach dem Tode des Cardinals alle Einheit in der Verwaltung auf, Frankreich wurde nunmehr fast 20 Jahre (1745—1764) durch die Marquise von Pompadour und deren Günstlinge regiert.

---

71. Kaiser Karl VI.

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates und Heinrich v. Sybel, kleine historische Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Das Ende des spanischen Erbfolgekrieges (s. S. 423 ff.).

2. Der erste Türkenkrieg 1716—1718.

Eilf Jahre verflossen, während welcher sowohl Rakoczy, als der französische Hof zu verschiedenen Malen, aber fruchtlos versuchten, die Osmanen zum Kriege gegen den kaiserlichen Hof zu bringen; die Pforte scheute sich immer, diesen Aufreizungen Gehör zu geben; denn sie war zu sehr mit dem Osten beschäftigt. Ganz anders wurde es jedoch, als die Pforte Venedig den Krieg erklärte und diesem die im carlowitzer Frieden abgetretene Halbinsel Morea wieder abnehmen wollte. Die hartbedrängte Republik wandte sich um Hülfe an den Kaiser und so kam zwischen den beiden Mächten ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande (April 1716). Wenige Tage nachher schrieb Eugen dem Großvezier und verlangte von ihm die Wiederherstellung des carlowitzer Friedens und die Vergütung allen Schadens, den bis jetzt die Republik Venedig erlitten. Dies fand keinen Eingang. Als der kaiserliche Resident sah, daß seine Vorstellungen unbeachtet blieben, meldete er der hohen Pforte, daß er abgerufen sei. Da auch dies die Türken nicht zur Nachgiebigkeit

bewegen konnte, war der Krieg unausweichlich. Kurd Mohamed Pascha stieß unfern von Carlowitz auf eine Abtheilung Kaiserlicher. Hier, wo 17 Jahre früher der Friede war geschlossen worden, hatte das Gefecht Statt. Indessen war auch Eugen auf das rechte Donauufer übergegangen. Obschon das türkische Heer als sehr zahlreich angegeben wurde, bestand es in der Wirklichkeit nur aus 150,000 Mann. Eugen, obgleich er nur etwas über 40,000 Mann Infanterie und 22,000 Reiter zählte, also nicht einmal halb so stark war als die Türken, entschloß sich doch zur Schlacht bei Peterwardein. Am 5. August rückte er aus dem Lager, das Fußvolk in dichten Colonnen, die Cuirassiere in schweren Massen zusammengefaßt; ein wildes Getümmel entstand, in welchem die Spahis einmal durch die Linie des Fußvolkes hindurchbrachen; im Ganzen aber blieb man geschlossen, ging bald selbst zum zermalmenden Angriff über, und bereits um Mittag war Alles entschieden, der Großvezier todt, das feindliche Heer zersprengt, eine unermeßliche Beute gewonnen. Die unmittelbare Frucht des Sieges war die von Eugen lang ersehnte Eroberung des Banates, dessen Hauptstadt Temesvar nach tapferem Widerstande am 17. October 1716 capitulirte. Der dritte Theil der Besatzung war während der Belagerung geblieben; 12,000 Mann erhielten freien Abzug; 120 Kanonen, meist mit den Wappen römischer Kaiser geziert und von den Türken in früheren Kämpfen erbeutet, fielen den Siegern in die Hände. Sie wurden von den Christen jetzt zum ersten Mal gebraucht, um durch ihren Donner zu verkünden, daß Temesvar nach 150jährigem Besitz den Türken wieder entrissen sei.

Der nächste Feldzug 1717 galt Belgrad. In Eugen's Lager, als der glänzendsten Schule des großen Krieges, sammelten sich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuel's mit 6000 Mann baierischer Truppen, ein Enkel Ludwig's XIV., begleitet von einer glänzenden Schaar französischer Edelleute, ein portugiesischer, zwei lothringische, eine große Anzahl deutscher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau, um den Schauplatz seiner populärsten Waffenthat, der Belagerung von Belgrad, zu recognosciren; 61 Bataillone und 176 Schwadronen, im Ganzen etwas über 100,000 Mann, führte er über den Strom. Die Belagerung begann sogleich mit großer Lebhaftigkeit, indessen hielt die Besatzung standhaft aus und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schlosses wahrgenommene Ankunft des Entsatzes, mit welchem der Großvezier Chalil, den Kaiserlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenschuß weit von Eugen's Schanzen am 1. August eine feste Stellung bei Krozka bezog. Die Lage des christlichen Heeres war kritisch. Rechts und links ein bedeutender Fluß, hinter sich die starke türkische Festung, vor sich das überzählige feindliche Heer, welches sogleich durch eine unausgesetzte Beschießung jeden Punkt des christlichen Lagers unsicher machte, dazu die eigenen Truppen durch die vierwöchentlichen Strapazen ermüdet, durch die bisherigen Kämpfe auf 70,000 Mann vermindert,

von Mangel und Seuchen in immer wachsendem Maße heimgesucht. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angesicht des Gegners unmöglich; er sah wieder die höchste Klugheit in der entschlossensten Kühnheit und beschloß auf den 16. August die eigene Offensive, die Zersprengung des feindlichen Entsatzheeres. Um Mitternacht rückten die Colonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte sich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Colonnen sich zu weit nach rechts schieben ließ, so daß im Centrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entstand. Endlich zerriß der frische Morgenwind den Nebel und entrollte vor Eugen's Augen in einem Moment das Bild der Lage. Seine beiden Flügel waren gewaltig vorgedrungen, im Centrum aber hatte das türkische Fußvolk Boden gewonnen und war eben im Begriffe, dem rechten Flügel der Kaiserlichen in den Rücken zu fallen. Da stellte sich Eugen persönlich an die Spitze seiner Reserven und stürzte sich auf die feindliche Colonne. Ein furchtbares Gemetzel entspann sich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, ergriff der Prinz seine nächsten Reiterregimenter und schmetterte mit ihnen dem schweren Klumpen Janitscharen in die Flanke. Die Türken verloren 12,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 200 Geschütze, 50 Fahnen, ihr ganzes Lager mit unendlichem Geräth. Sechs Tage nachher capitulirte Belgrad. Es war damit ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiserlichen Waffen unterworfen, so daß beide Hospodare sich zu Tribut und Kriegssteuer bequemten. Kaum 30,000 Mann zerrütteter und eingeschüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beisammen, während die christliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte dann Eugen, 1718, um die Grenzen der Christenheit sicher zu stellen, die Abtretung Bosnien's und Serbien's auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donau-Ufer. Die Türken baten sich Bedenkzeit aus; aber die Kaiserlichen waren bald gezwungen, von diesen hochgespannten Forderungen zurückzutreten. Dies wurde durch die feindlichen sogleich zu erzählenden Bewegungen der Spanier herbeigeführt. Der Kaiser behielt im Frieden zu Passarowitz den ganzen Banat, fünf Districte der kleinen Walachei, einen Theil von Serbien bis an die Morava und Drina, so daß ihm Belgrad blieb. Venedig hätte bessere Bedingungen erhalten, ohne die Bewegungen der Spanier, denn in dem Maße, als die Kaiserlichen sich nachgiebig zu zeigen begannen, wurden die Türken schroffer gegen Venedig. Morea blieb für die Republik verloren.

Dieser Friede ist der rühmlichste von allen, die Oesterreich mit den Türken geschlossen, ein redendes Denkmal der politischen Weisheit Eugen's. Man darf wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht heilsamer gewesen wäre, Sardinien nnd auch Neapel aufzugeben und sich durch die Eroberung des größten Theiles der europäischen Türkei zu entschädigen!

3. Die Quadrupel-Allianz 1718.

Seit den Friedensschlüssen zu Utrecht und Rastadt ruhten allerdings die Waffen in ganz Westeuropa, aber zu einem förmlichen Friedensschlusse zwischen den beiden Prätendenten selbst war es nicht gekommen. Karl VI. führte zu lebhafter Entrüstung des Madrider Hofes den Titel eines Königs von Spanien und Großmeisters des goldenen Vließes fort; Philipp nannte ihn stets nur den Erzherzog und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit die altspanischen Theile Italiens: Neapel, Sardinien und Mailand seinem Reiche wieder zu gewinnen. Dieser Gedanke wurde noch verstärkt, als er im September 1714 sich in zweiter Ehe mit Elisabeth Farnese von Parma vermählte, welche, bei dem bevorstehenden Aussterben des farnesischen Mannsstammes in Parma oder des mediceischen in Florenz, Erbansprüche auf diese Landschaften besaß. Ihr lebhafter Sinn war früh auf politische Dinge, auf Ehrgeiz und Machtbesitz gerichtet. Da nun ihre eigenen Söhne keine Hoffnung zur Thronfolge in Spanien hatten, so wünschte sie ihnen Fürstenthümer in Italien zuzuwenden.

Politischen Rath nahm damals Elisabeth vor allem vom Cardinal Alberoni, unter dessen einsichtiger Leitung Spanien sich von den Nachwehen des Krieges erholte. Es zeigte sich jetzt, daß der Verlust der Nebenlande ein reiner Gewinn für die Krone war; die Verwaltung und Behauptung Belgiens und Neapels hatten jährlich große Summen gekostet; 1717 stand die Einnahme des Staates viel höher als jemals unter den Habsburgern. Sein Wunsch war, den Frieden fort und fort zu erhalten, aber, um die Gunst seiner Herren zu bewahren, mußte auch er ihren Eroberungsgelüsten schmeicheln und wenigstens für die Zukunft Verwirklichung verheißen; damit aber untergrub er selbst sein Princip. Die Gefahr für Oesterreich war eben nicht groß. Weder England und Holland, noch auch Frankreich, dessen Regent, der Herzog von Orleans, mit König Philipp persönlich zerfallen war, wollten einen Bruch des Utrechter Rechtszustandes dulden, und alle diese Mächte schlossen ohne Zaudern eine Allianz mit dem Kaiser zur Einschränkung des spanischen Ehrgeizes. Karl hätte also allen Grund gehabt, dem spanischen Angriff mit Gemüthsruhe entgegenzusehen und sich in dem aussichtreichen türkischen Kriege nicht beirren zu lassen. Allein eine andere war die Stimmung in Wien. Karl war völlig in der Hand seiner spanischen Räthe, und diesen war Deutschland zuwider und der Orient gleichgültig, während sie in den italienischen Provinzen, als einem Reste von Karl's spanischer Krone, die einzig werthvollen Kleinodien seiner Herrschaft sahen. Der Kaiser hatte aus ihnen einen sogenannten spanischen Rath gebildet, und diesem die Verwaltung Mailands, Neapels, Sardiniens ausschließlich übertragen; alle höheren Aemter in diesen Provinzen wurden mit Spaniern besetzt, und der liebste Traum ihres Ehrgeizes war, von dort aus Spanien selbst zurück zu erobern. Karl beschloß, so schnell wie möglich mit den Türken Frieden zu schließen,

um seine Truppen für Italien verfügbar zu haben, und die schönen Träume, die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrschaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entscheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren, wer weiß auf wie lange zerronnen. Freilich kam es dann gegen Spanien schnell zur Entscheidung. Eine englische Flotte schlug die spanische am Cap Passaro, ein österreichisches Heer dehnte sich in Sicilien aus, ein französisches Corps überschritt die Pyrenäen. In Madrid verlor König Philipp den Muth, Elisabeth fand die von der Allianz gebotene Bestätigung ihrer Erbansprüche auf Parma und Florenz unwiderstehlich; die Schuld der sonstigen Kriegsunfälle wurde auf Alberoni geworfen, und der Minister in plötzlicher Ungnade des Landes verwiesen. Spanien nahm darauf die Bedingungen der Verbündeten an, Savoyen, welches auf Philipp's V. Seite getreten war, mußte Sicilien für Sardinien herausgeben, und der Kaiser sah seine italienische Herrschaft glänzender als jemals abgerundet.

4. Die pragmatische Sanction.

Wie vor 20 Jahren in Spanien, war jetzt in Oesterreich das habsburgische Haus seinem Erlöschen nahe. Wieder regte sich in Europa der Streit der Ansprüche und der Interessen schon im Voraus um das gewaltige Erbe und wurde für drei Jahrzehende der Brennpunkt aller großen Politik. Einst hatte Kaiser Joseph I. verordnet, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes seine Töchter folgen sollten, von denen die eine späterhin nach Baiern, die andere nach Sachsen verheirathet wurde. Aber schon im Jahre 1713 erklärte Karl VI., daß jeder Kaiser das Recht habe, jedes Gesetz seines Vorgängers zu ändern, und so that auch er mit jenem Erbgesetz, indem er durch die sogenannte pragmatische Sanction die Verfügung traf, daß bei fehlendem Mannsstamme seine eigenen Töchter, und erst nach diesen und deren Nachkommen die Töchter seines Bruders erben sollten. Dagegen stand außer den Ansprüchen dieser Prinzessinnen in Bezug auf das Kurland Böhmen noch zweierlei in Widerspruch, einmal das Reichsgesetz, wonach ein Kurland nicht in weiblicher Linie vererbte, sodann ein Vertrag Baierns mit Ferdinand I. von 1546, welcher nach dem Abgange von Ferdinand's Mannsstamme den baierischen Herzögen Böhmen zusicherte. Es waren also, um die pragmatische Sanction zu sichern, eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen: es bedurfte der Zustimmung der Landstände in den Kronlanden, der Genehmigung des deutschen Reichstages, und eines festen Rückhaltes in Europa gegenüber der Feindseligkeit der andern Prätendenten. Die landständische Einwilligung wurde ohne Mühe heimgebracht, und hierauf war Eugen der Meinung, man solle jetzt vor Allem auf ein starkes Heer und einen reichen Schatz bedacht sein und dann in fester Ruhe erwarten, wer einen Widerspruch wagen würde. Aber Kaiser Karl wollte nach seiner Sinnesweise seine Garantieen schwarz auf weiß, mit Brief und Siegel haben. Er übersah, daß er sich mit der Eröffnung solcher Unterhandlungen in ein

grenzenloses Labyrinth begab; je wichtiger die Sache war, desto sicherer kamen alle europäischen Interessen in Bewegung. Gleich der erste seiner Versuche gab die übelste Vorbedeutung für die Weise, womit in Wien damals die entscheidenden Fragen behandelt wurden.

Wir sahen, wie gegen die spanischen Eroberungsversuche das englisch-französische Bündniß zu Gunsten Karl's entscheidend und durchgreifend auftrat. Nach dieser Erfahrung und nach der ganzen Weltlage war nichts klarer: wollte Oesterreich nicht bloß, wie Eugen gerathen, sein Heil in die eigene Kraft setzen, wollte es für die pragmatische Sanction eine formelle Anerkennung Europa's, so mußte es vor Allem sein französisch-englisches Bündniß hegen und pflegen. Allein gerade das Gegentheil geschah. Karl VI. näherte sich vielmehr seinem bittersten Gegner, Philipp V. von Spanien, der damals mit Frankreich sich entzweit hatte wegen des rückgängig gewordenen Heiraths-Projectes, demzufolge der junge Ludwig XIV. eine spanische Prinzessin heirathen sollte (s. S. 450). Man schien die Politik des vereinigten Oesterreich-Spanien aus den Zeiten Karl's V. noch einmal erneuern zu wollen, denn es wurde eine Vermählung der beiden Söhne Philipp's V. mit den beiden Töchtern des Kaisers verabredet. Andererseits aber zogen die Westmächte nicht nur ihr Bündniß enger, sondern erweiterten es auch durch den Beitritt von Dänemark, Holland, Sardinien, Baiern und Preußen. Wenn eine solche Coalition den Kaiser auf das gefährlichste bedrohte, so zeigte sich bald, wie wenig solide Stütze ihm das spanische Bündniß gewährte. Denn gerade über den wichtigsten Punkt, über die Verheirathung der jungen Erzherzoginnen, kam man in ärgerliche Differenzen. Genug, Kaiser Karl wurde in nachdrücklicher Weise inne, welch' ein Fehler seine spanische Allianz gewesen, wie richtig Eugen die Folgen derselben vorausgesagt, und ein völliger Umschlag trat in der Gesinnung des Kaisers ein.

Eugen, der damals wieder einen entschiedenen Einfluß am kaiserlichen Hofe gewann, wußte zuerst den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der 1709 den belgischen Feldzug unter ihm mitgemacht hatte und ihm seitdem persönliche Neigung und Verehrung bewahrte, von der großen Allianz zu trennen und da der Kaiser Preußens Ansprüche auf das Herzogthum Berg (falls der kinderlose Kurfürst von Pfalz-Neuburg stürbe) anerkannte, so erklärte der König sich bereit zur Garantie der pragmatischen Sanction und den künftigen Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers, der Maria Theresia, zum Kaiser zu wählen, nur müsse dieser Gemahl ein Deutscher sein. Bei allen deutschen Höfen warb von nun an der König für Oesterreich. Schon etwas früher hatte der Kaiser den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland erreicht, da Peter der Große wegen dänischer Händel gegen England erbittert war.

Inzwischen hatte sich Spanien wieder den Westmächten in die Arme geworfen und den Engländern alle möglichen Handelsvortheile angeboten, wenn schon jetzt (1729) die in der Quadrupel-Allianz verabredete Erbfolge des Infanten Don Carlos (des ältesten Sohnes Philipp's V. aus

zweiter Ehe) in Parma und Toscana (nach dem Aussterben der Häuser Farnese und Medici) gewährleistet und zu diesem Zwecke jene Länder mit spanischen Truppen besetzt werden dürften. Der Kaiser brach deßhalb alle Verbindung mit dem spanischen Hofe ab und rüstete sich, um die Einführung spanischer Truppen in Italien zu verhindern. Doch bald zeigte sich, daß dies nur ein Mittel zur weiteren Anerkennung der pragmatischen Sanction sein sollte. Denn es dauerte nicht lange, so deutete er an, daß er die Ankunft der Spanier genehmigen würde, wenn Spanien und die Seemächte die Erbfolge Maria Theresia's gewährleisten wollten. In der That kam es 1731 auf diese Bedingungen zu einem Vertrage in Wien, und König Georg I. vereinigte dann als Kurfürst von Hannover seine Bemühungen mit jenen Brandenburgs, um auch auf dem deutschen Reichstage die Garantie der pragmatischen Sanction durchzusetzen. So hatte Prinz Eugen binnen vier Jahren ohne Schwertstreich die Stellung Oesterreichs auf das glänzendste befestigt. Als er die Lenkung ergriff, hatte man halb Europa gegen sich und keinen Genossen als das entlegene Rußland und das unzuverlässige Spanien. Jetzt war nach aller menschlichen Voraussicht die Zukunft Oesterreichs gesichert. In Deutschland waren Baiern und Sachsen mit ihrem Widerspruch gegen Maria Theresia's Erbfolge völlig vereinzelt, und wenn es in Europa der pragmatischen Sanction immer noch an der ausdrücklichen Anerkennung Frankreichs fehlte, so stand dafür Oesterreich jetzt in formeller Allianz mit Preußen, Rußland und den Seemächten; niemals, so schien es, hatte man weniger zu fürchten gehabt. Der Wunsch der Kaiserin, ihre älteste Tochter mit Franz Stephan, Herzog von Lothringen, zu vermählen, war im Laufe der Jahre von der ganzen kaiserlichen Familie adoptirt worden. Franz war der Sohn des berühmten Türkensiegers, stand wie sein Vater in österreichischen Diensten, war mit der jungen Erzherzogin zusammen erzogen worden und hatte sich ihre zärtlichste Liebe erworben. Seit Jahrhunderten war das Haus Lothringen mit Habsburg ebenso befreundet, wie mit den Bourbonen in tödtlichem Hader; der junge Herzog war brav und stattlich, sonst aber nicht eben eine glänzende Partie, da der größere Theil seines Landes schon damals in französischen Händen war; dem Kaiser war dabei gerade der Gedanke erfreulich, daß in Folge der Heirath dieser lothringische Rest in der Zukunft ein geharnischtes Vorwerk Oesterreichs im Herzen der feindlichen Grenzstellung werden könnte. Dies war denn allerdings so einleuchtend, daß auch in Paris nur eine Stimme darüber gehört wurde, sobald die Heirath vollzogen werde, dürfe man selbst den größten Krieg nicht scheuen, um Lothringen vollständig zur französischen Provinz zu machen. Der leitende Minister, Cardinal Fleury, ersehnte nichts lebhafter, als daß der Kaiser seinerseits ihm einen Grund oder Vorwand zum Angriffe liefern möchte.

Diese Dinge waren in Wien keineswegs unbekannt. Man war von feindseligem Mißtrauen gegen Frankreich erfüllt: und gerade aus dieser Stimmung heraus that man den Schritt, wie ihn Cardinal

Fleury sich wünschte, man that ihn in einer Weise, wie sie Fleury nie zu hoffen gewagt hatte.

5. Der Krieg um die polnische Thronfolge 1733—1738.

Im Jahre 1733 wurde die polnische Wahlkrone durch den Tod König's August II., Kurfürsten von Sachsen, erledigt, und innere Parteiung und fremde Umtriebe drängten sich um die Besetzung des morschen Thrones. Zwei streitende Candidaten standen im Vordergrunde, auf der einen Seite der Sohn des Verstorbenen, der neue Kurfürst von Sachsen, August III., auf der andern Stanislaus Lesczinsky, der schon einmal die Krone getragen, 1709 aber durch die Russen und Sachsen verjagt und späterhin der Schwiegervater des Königs von Frankreich geworden war (eben seine Tochter war die wenig beneidenswerthe Braut, um derentwillen man 1725 die spanische Infantin von Paris aus ihrer Mutter zurückgesandt hatte). Schon vor drei Jahren hatten die benachbarten Mächte die Frage in Erwägung gezogen, und zuerst hatten Rußland und Preußen sich (1730) geeinigt, da jenes den Stanislaus, dieses den sächsischen Prinzen nicht mochte, es solle irgend ein polnischer Edelmann aus dem Piastenstamme König werden. Auch in Wien verabscheute man den Stanislaus als französischen Schützling und den Sachsen als österreichischen Prätendenten, wußte aber keinen dem Kaiser bequemen polnischen Magnaten aufzufinden.

Kaum war die Nachricht von dem Tode August's II. durch Europa gegangen, so gab Rußland den Polen die Erklärung, es werde Stanislaus nicht dulden, sondern die Erwählung desselben als Kriegsfall ansehen, Frankreich dagegen verkündete nicht minder feierlich, es werde gegen jeden, der die polnische Wahlfreiheit verletze und gegen Stanislaus auftrete, die Waffen ergreifen. Nichts schien unter diesen Umständen für Oesterreich näher zu liegen, als von dem Handel so weit wie möglich entfernt zu bleiben; die Russen waren dreimal stark genug, für sich allein die Partei des Lesczinsky niederzuschlagen, und Frankreich besaß durchaus keine Mittel, ihnen etwas anzuhaben. Nun aber erschien eine sächsische Gesandtschaft in Wien, und bot dem Kaiser, wenn auch er die Wahl des Kurfürsten in Polen unterstützen wolle, die Anerkennung der pragmatischen Sanction und den Verzicht Sachsens auf alle österreichischen Erbansprüche. Das war ein Ton, schlechthin unwiderstehlich im kaiserlichen Ohre. Obgleich Eugen auf das ernstlichste rieth, den Franzosen nicht durch polnische Einmischung zu liefern, was sie am meisten wünschten, einen Handel, bei dem Oesterreich auf keinen Bundesgenossen rechnen könne, schloß der Kaiser mit Sachsen ab, erließ eine kategorische Drohung nach Warschau, und stellte zur Unterstützung derselben ein Heer an der schlesischen Grenze auf.

Cardinal Fleury beobachtete mit höchster Befriedigung diese Fehlgriffe. Auf diese eine Karte — er meinte die polnische Erbfolge — werde ich einige Königreiche gewinnen, pflegte er zu sagen. Während die Seemächte dem Kaiser eröffneten, daß in ihren Verträgen von Polen

nichts vorkomme, und sie ihn seinem Schicksal überlassen müßten, wenn er um Polens Willen in Krieg gerathe, sammelte Fleury Spanien und Sardinien durch die Aussicht auf italienische Beute um seine Fahne, und eröffnete im Sommer 1733 den Krieg durch einen lebhaften Angriff diesseits und jenseits der Alpen. Wohl überwältigten in Polen die Russen den König Stanislaus mit reißender Schnelligkeit, aber nicht minder unaufhaltsam überschwemmten die Franzosen ganz Lothringen und Bar, und von Straßburg aus den Rhein überschreitend, zwang Marschall Berwick Kehl zur Ergebung, in Italien aber nahm Marschall Villars Mailand und besetzte in einem Zuge außer Mantua die ganze Lombardei, während ein spanisches Heer von Parma und Toscana aus den Kirchenstaat durchzog und bis zum Mai 1734 ganz Neapel außer Capua und Gaeta eroberte. An keiner Stelle waren die Kaiserlichen zum Widerstande gerüstet; es fehlte an Truppen und an Generalen, an Vorräthen und an Geld; die Bedrängniß war ungeheuer. Eugen wußte, daß die Mittel zum Kampfe höchst ungenügend sein würden, aber ohne einen Moment des Zauderns erbot er sich freiwillig zur Uebernahme des Oberbefehls am Rhein. Er hielt in einer trefflich gewählten Stellung bei Heilbronn den vierfach übermächtigen Feind im Schach, zog die allmählich eintreffenden Verstärkungen an sich, und hinderte jede weitere Unternehmung der Franzosen. Friedrich der Große, welcher damals einige Monate in Eugen's Hauptquartier zubrachte, erklärte später, daß die Ruhe dieses Feldzuges den Prinzen, als dessen Schüler er sich zu bekennen stolz sei, nicht weniger ehre als die Schlachten irgend eines frühern. Im folgenden Jahre stellten sich die Dinge etwas besser: das Heer wuchs mit Inbegriff eines stattlichen russischen Hülfscorps bis auf 130,000 Mann. Eugen konnte die Feinde über den Rhein zurückdrängen und auch auf dem linken Ufer einige Vortheile an der Mosel erringen. Aber an die Wiedereroberung Lothringens oder Neapels war dennoch nicht zu denken. Im Frühling versuchten die Seemächte in Wien eine Friedensunterhandlung zu vermitteln; der Kaiser lehnte Anfangs ab und forderte dann Eugen zum Gutachten auf. Es ist die letzte größere Staatsschrift, die wir von dem Prinzen kennen: sie ist vor Allem merkwürdig durch die nachdrückliche Bezeichnung des einzigen Heilmittels, zu welchem der Kaiser greifen müßte, wenn er sich nicht mit dem Hause Bourbon nachgiebig versöhnen wolle. Eugen findet es in der von München aus begehrten Verheirathung Maria Theresia's mit dem baierischen Kurprinzen, und der so zu erzielenden Vereinigung Baierns mit Oesterreich. In der That wäre damit eine Ausdehnung der österreichischen Macht auf deutschem Gebiete erreicht worden, welche sowohl den Charakter Oesterreichs als der deutschen Reichsverfassung vollständig umgewandelt hätte. Oesterreich wäre durch eine solche Verstärkung seines deutschen Elementes gründlich germanisirt worden.

Kaiser Karl gab auf Eugen's Erörterung keine Antwort. Wohl machte sie einen tiefen Eindruck auf ihn; denn es mußte sehr schlimm

stehen, wenn Eugen die Wünsche der kaiserlichen Familie für Franz von Lothringen so völlig aus den Augen setzte. Der Kaiser zauderte nicht; in der Alternative, die ihm Eugen gestellt, der baierischen Heirath oder Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen, entschloß er sich rasch, und machte seinen Frieden mit Frankreich zu Wien (3. Oct. 1735). Darin überließ er Lothringen dem aus Polen vertriebenen Stanislaus und mithin den Franzosen.

So war der Krieg factisch geendet, aber es währte noch 2 Jahre, bis die streitenden Mächte sich über die Friedensbedingungen vereinigten *). König Stanislaus Lesczinsky behielt den Königstitel, die Herzogthümer Bar und Lothringen sollten nach seinem Tode an Frankreich fallen; der Herzog Franz von Lothringen trat in den Besitz von Toscana **). Don Carlos wurde als König von Neapel und Sicilien anerkannt, der König von Sardinien bekam die Provinzen Novara und Tortona, der Kaiser erhielt Parma und Piacenza; Frankreich und Sardinien garantirten die pragmatische Sanction.

Mit dem Verluste von Neapel und Sicilien, mit einer bedeutenden Schuldenlast hatte der Kaiser den unfruchtbaren Ruhm erkauft, den Polen einen König gegeben zu haben. Alle Vortheile der Quadrupel-Allianz waren geopfert und die kaiserliche Macht bedeutend erschüttert. Der einzige Ersatz für das verlorene Neapel und Sicilien war, daß die pragmatische Sanction von den meisten europäischen Mächten anerkannt war.

6. Der zweite Türkenkrieg 1736—1739.

In dem Augenblicke, als Karl VI., in dem unglücklichen Kriege mit Frankreich, Neapel und Sicilien verlor, lag den Türken Alles daran, in Europa Ruhe zu haben, denn die Hohe Pforte war eben damals mit Persien in Krieg verwickelt und führte diesen Krieg siegreich. Jede Bewegung in Europa hätte die Osmanen von ihrer Siegesbahn abbringen müssen. Den Russen aber waren eben die Fortschritte der Türken gegen Persien ein Dorn im Auge und ohne alle Ursache eröffneten sie die Feindseligkeiten mit der Wiedereroberung Asow's und der österreichische Hof ließ sich später verleiten, an dem Kriege Theil zu nehmen, in der Hoffnung, durch Eroberungen in der Türkei den Verlust von Neapel und Sicilien zu ersetzen. Die beiden letzten siegreichen Kriege gegen die Türken hatten das österreichische Cabinet dergestalt verblendet, daß es an die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges gar nicht dachte. Es begann den Krieg mit erschöpften Finanzen, mit einer durch den unglücklichen französischen Krieg eingeschüchterten Armee. In dieser Lage hätte nur ein ausgezeichneter Feldherr dem Kriege eine günstige

*) Der Friede mit Frankreich wurde unterzeichnet am 8. November 1738, der König von Sardinien trat bei am 5. Februar 1739, die Königin von Spanien und Neapel am 21. April desselben Jahres.

**) Der Großherzog, mit dem das Geschlecht der Medicis erlosch, war am 29. Juli 1737 gestorben.

Wendung geben können; aber wer war würdig, Eugen's Nachfolger zu werden? Die Wahl des Kaisers fiel auf Seckendorf.

Er hatte unter Eugen mit Auszeichnung gedient, war am preußischen Hof lange kaiserlicher Gesandter gewesen; durch ein Gemisch von Feinheit und Derbheit im Benehmen hatte er den wunderlichen König von Preußen Friedrich Wilhelm I. immer in Freundschaft für Oesterreich erhalten. Als der türkisch-österreichische Krieg auszubrechen drohte, hatte sich Seckendorf bereits von den Geschäften zurückgezogen und gedachte fortan in Ruhe auf dem Landgut seiner Väter zu Meuselwitz im Sächsischen zu leben. Da erhielt er den Oberbefehl gegen die Türken.

Mit drei Armeecorps griffen die Oesterreicher in der Walachei, in Serbien, in Bosnien an. Der Hauptschlag sollte in Serbien ausgeführt werden durch den Herzog von Lothringen und Seckendorf. Die Anführer waren unter sich uneinig, das Heer selbst zersplittert, schlecht ausgerüstet, die Vorräthe unzureichend. Dem Ganzen fehlte ein leitender, ordnender Geist. Ueberall waren die ersten Schritte günstig, der Schluß des Feldzuges nachtheilig. Die Türken dachten schon im nächsten Feldzuge in Ungarn einzubrechen und beriefen den jungen Joseph Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen und Haupt von Ungarn ins Lager.

Während des Feldzuges hatte ein Congreß in Niemirow zur Friedens-Verhandlung Statt. Die Russen und Oesterreicher hielten sich des siegreichen Erfolges ihrer Waffen so gewiß, daß sie sehr hohe Friedens-Bedingungen stellten. Die Antwort der Türken war eine in der osmanischen Diplomatie unerhörte; sie beriefen sich nämlich auf das Evangelium und den Hugo Grotius. Da aber kein Theil nachgeben wollte, ging der Congreß aus einander. Die hohe Pforte unterrichtete die christlichen Mächte durch ein Rundschreiben von der Erfolglosigkeit des Congresses und forderte die französische Regierung zur Friedensvermittelung auf. Der französische Minister, Cardinal Fleury, nahm die angebotene Vermittelung mit Vergnügen an, um so mehr, da auch der kaiserliche Hof hierauf einging. Das Haupthinderniß aber war, daß der russische und österreichische Hof nur vereint Frieden schließen wollten, der neue Großvezier Jegen aber einen Separat-Frieden beabsichtigte, und zwar mit Rußland, weil Rakoczy ihm den Gedanken beigebracht hatte, daß es ihm dann leicht sein würde, gegen Oesterreich siegreich den Krieg zu führen.

Indessen hatte der zweite Feldzug begonnen. An Seckendorf's Stelle war Graf Königsegg getreten; der Herzog von Lothringen war bei dem Heer geblieben. Aber Königsegg war nicht im Stande, das Waffenglück zu wenden. In Bosnien blieben die Kaiserlichen auch dieses Mal im Nachtheil; ihre meisten Unternehmungen mißglückten; in kleineren Gefechten zogen sie häufig den Kürzern. Zu einem entschiedenen Schlag, der den Frieden hätte erzwingen können, war es nicht gekommen. Zwei unglückliche Feldzüge hatten große Mißstimmung in der

Armee, im Land, am kaiserlichen Hof hervorgebracht. Graf Königsegg wurde von der Armee abberufen und verlor das Präsidium des Hof-Kriegsrathes, wurde aber zum Oberst-Hofmeister der Kaiserin ernannt.

Der dritte Feldzug begann 1739. An Königsegg's Stelle hatte Graf Wallis den Oberbefehl des Heeres übernommen. Durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubte er, bei Krozka stehe nur der Vortrab des türkischen Heeres, 12,000 Mann stark; der Großvezier werde erst in drei Tagen nachkommen. Wallis beschloß die Türken anzugreifen. Bei Panschova ging er über die Donau, Neipperg blieb mit einer Heeresabtheilung auf dem linken Ufer des Stromes. Der Tag brach eben an, als das Cuirassier-Regiment Johann Palffy aus einer Schlucht hervorkam und, statt der vermutheten 12,000 Osmanen, mit nicht geringem Erstaunen auf der Anhöhe gegenüber das ganze türkische Heer in Schlachtordnung sah. Der Großvezier griff alsobald an. Die Cuirassire wurden, nach heldenmüthigem Widerstand, aufgerieben, das Regiment Savoyen wurde auf vier eben aufmarschirende Regimenter geworfen; drei Generale, so wie die Prinzen von Waldeck und Hessen-Rheinfels trachteten vergebens, der Unordnung zu steuern, und fanden rühmlichen Tod. Die Schlacht war verloren und nur der vierte Theil des kaiserlichen Heeres in das Gefecht gekommen.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Krozka eröffnete der Großvezier die Belagerung von Belgrad. Hier entschied sich der Krieg. Die Besatzung war 20,000 Mann stark. Die erste Aufforderung hatte der Commandant Suckow mit Kanonenschüssen beantwortet, aber bald darauf dem Grafen Wallis berichtet, die Festung sei unhaltbar, es sei eine große Bresche da. Nach vierzehntägigen Unterhandlungen wurden die Friedens-Präliminarien unterzeichnet. Der Friede wurde auf 27 Jahre geschlossen, die Donau und Sau als Grenze der beiden Reiche bezeichnet; Rußland behielt Asow, doch mußte es die Festungswerke schleifen.

Die zwei früheren Kriege Oesterreichs gegen die Pforte waren gerecht und endeten mit den glorreichen Friedensschlüssen von Carlowitz und Passarowitz; dieser Krieg war ungerecht und führte zu dem schmählichen Frieden von Belgrad.

---

72. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Nach Christian Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, und Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen.)

Der zweite König in Preußen, Friedrich Wilhelm I., war ein Mann von sehr gesundem Verstande, einem außerordentlichen Gedächtniß, und richtigem Urtheil in Sachen, die er hinlänglich kannte. Nicht

ausgebildet durch Wissenschaften, die er gering achtete, war er doch sehr begierig nach Kenntnissen, wenn sie ihm nützlich schienen, in so fern er dieselben durch eigene Beobachtung und Erforschen von Andern, ohne Bücherlesen, erwerben konnte. In solchem Erforschen war er unermüdlich. Er liebte genaue Wahrheit und strenge Gerechtigkeit und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäften, bekümmerte sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er fand sich leicht beleidigt, und war geneigt zum Jähzorn, doch reute es ihn bald, und er suchte es wieder gut zu machen, wenn er Jemanden Unrecht gethan zu haben glaubte. Widerspruch konnte er nicht ertragen und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Indessen wurde es den Verschlagenen, die sich in seine Laune zu schicken wußten, leicht, ihn einzunehmen und zu täuschen, und so war er oft, ohne es zu ahnen, das Werkzeug der Leidenschaft Anderer; doch wurde er sehr erbittert, sobald er merkte, daß dies der Fall gewesen sei. So fest er an den Religionsmeinungen hing, in denen er erzogen war, so billigte er es doch, wenn Andere ihren Meinungen eben so treu blieben, wie er den seinigen. Doch die beiden protestantischen Confessionen zu vereinigen, war sein lebhafter Wunsch; und bei aller Duldsamkeit machte die Begierde, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, ihn beinahe unduldsam gegen gar zu eifrige Lutheraner oder gar zu eifrige Reformirte. Er liebte seine Gemahlin und Kinder und sorgte eifrigst für derselben Wohl; verlangte aber von beiden die strengste Unterwerfung unter seinen Willen und gestattete nie die mindeste Widerrede. Den Staat wollte er wie sein Haus regieren, und wünschte ernstlich seine Unterthanen glücklich zu machen, aber, gleich seinen Kindern, nach eigener Art und Einsicht, ohne daß Unterthanen oder Kinder dabei ein Wort mit zu reden hätten. Als ein vortrefflicher Staatswirth hielt er pünktlich auf die eingeführte strenge Ordnung und achtete es für höchst wichtig, zu jeder Zeit mit baarem Gelde wohl versehen zu sein. Doch wollte er seine Unterthanen nicht mit übertriebenen Auflagen gedrückt wissen. Er liebte daher die indirecten Abgaben, weil diese dem gemeinen Mann weniger fühlbar sind, dagegen mehr den Wohlhabenden und auch den Fremden treffen. Eifrigst bemüht, durch stets zunehmende Bevölkerung und vermehrte Thätigkeit der Unterthanen den Wohlstand seiner Lande zu befördern, unterstützte er freigebig alle Unternehmungen, welche neue Erwerbsquellen eröffneten, aber er schrieb dann auch gern den Gang dieser Unternehmungen vor und erlaubte nicht, von diesem abzuweichen. In den Ausgaben war er äußerst sparsam, schonte aber das Geld nicht, wo er es nöthig und für das allgemeine Beste wohl angewendet glaubte. Pracht und äußerer Prunk, Ceremoniel und Etiquette waren ihm im höchsten Grade zuwider, und er liebte, ganz wie ein Privatmann zu leben. Er war zuweilen Anfällen bittern Ueberdrusses des Lebens und schwarzer Melancholie unterworfen. Während seines letzten Lebensjahres war es sein ernstlicher Vorsatz, die Regierung niederzulegen, und mit seiner Familie in Holland zu leben,

einem Lande, das ihm wegen des Fleißes, der Sparsamkeit und Reinlichkeit seiner Bewohner besonders wohl gefiel. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft, wohlgebildete, über das gewöhnliche Maß lange Soldaten zu haben. Alles wandte er an, um dieselben aus allen Ländern von Europa zu bekommen; die Garde war wirklich eine Sammlung von Riesen *). Diese Leidenschaft zu befriedigen, verletzte Friedrich Wilhelm auch die ihm sonst immer heilige Gerechtigkeit und ließ gegen Unterthanen und auch gegen Fremde oft Handlungen unmenschlicher Härte verüben, die seinen Namen verhaßt gemacht haben. Auch seine Sparsamkeit konnte ihn nicht abhalten, ganz übertriebene Ausgaben für große Soldaten zu machen; und man hat behauptet, daß binnen 22 Jahren, von 1713—1735, die Werbungen in fremden Ländern dem Könige 12 Millionen Thaler gekostet haben. Am letzten Tage seines Lebens verbrannte er die Rechnungen über die Kosten seines Regiments Garde, weil er fühlte, daß er für dieses Spielwerk zu viel ausgegeben habe. Im Jahre 1735 kaufte er 46 große Menschen für 43,000 Rthlr. und im Jahre 1732 bezahlte er einen einzigen Riesen mit 5000 Rthlr. und gab noch obendrein der Schwester des Grafen von Schmettau, welcher denselben verschafft hatte, eine Stifts-Stelle. Fremde Mächte, welche sich dem Könige gefällig beweisen wollten, pflegten ihm vorzüglich große und schöne Menschen zum Geschenk zu machen. Bei den Tractaten, welche Friedrich Wilhelm schloß, war gewöhnlich noch in einem geheimen Artikel die Nebenbedingung, daß dem Könige eine gewisse Anzahl ungewöhnlich langer Menschen versprochen wurde, und diese Nebenbedingungen machten zuweilen, daß sonst schwierige Punkte durchgingen. Die großen Soldaten erhielten außer dem gewöhnlichen Solde noch eine besondere Zulage, die oft sehr bedeutend, doch bei den Einzelnen verschieden war, je nachdem es sich ein Jeder bei der Annahme ausbedungen hatte.

Ungemeine Sorgfalt wandte er an, seine Truppen im Gebrauch der Waffen und in allen Bewegungen höchst fertig und geschickt zu machen. Doch vermied er zu starke Ermüdung und alles, was das äußere gute Aussehen der Soldaten verderben konnte. Die Sorge hierfür machte ihn friedfertig; er wich dem Kriege wirklich mit Aengstlichkeit aus; und mit der wohlgeordnetsten Staatswirthschaft und der geübtesten Armee seiner Zeit behauptete er nicht das ihm im europäischen Staaten-System gebührende Ansehen.

In seinem Verhältniß zu Oesterreich glich Friedrich Wilhelm I. mehr seinem Vater als dem großen Kurfürsten. Aus ehrenwerther Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reiches und die Autorität des Kaisers neigte er entschieden zur österreichischen Politik. Er war jedem ausländischen Einflusse in Deutschland so abgeneigt, daß

*) Nach seinem Tode haben sich wirklich einige von Friedrich II. abgedankte Soldaten der Garde wegen ihrer außerordentlichen Größe in verschiedenen Hauptstädten von Europa für Geld sehen lassen.

ihn alle Enttäuschungen nicht völlig irre machen konnten in seiner aufrichtigen und edlen Pietät für Kaiser und Reich. Erst die letzte Zeit brachte darin eine Wendung hervor. Die wiederholte Erfahrung des Königs, daß seine Loyalität ungroßmüthig ausgebeutet ward, namentlich die Art, wie man in der polnischen und niederrheinischen Verwicklung das preußische Interesse hintenangesetzt, brach in seinen letzten Lebensjahren seine Geduld und preßte ihm mit einem Fingerzeig auf den Kronprinzen das berühmte Wort ab: „da steht Einer, der mich rächen wird." Je argloser der praktisch verständige, aber offene und jeder Arglist unfähige Charakter Friedrich Wilhelm's das Opfer diplomatischer Doppelzüngigkeit geworden war, um so stärker mußte bei seiner reizbaren Natur nun der Rückschlag sein. Der letzte Rath, den er auf dem Sterbebette seinem Nachfolger ertheilte, empfahl zwar alle Rücksicht gegen den Kaiser als Reichs-Oberhaupt, aber fügte auch bedeutsam hinzu: „man dürfe nie vergessen, daß der Kaiser dem Hause Oesterreich angehöre, welches seinen eigenen Vortheil suche und den unabänderlichen Grundsatz verfolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen als größer." *)

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. Sein Land zählte damals nicht mehr als 2,240,000 Einwohner, aber es war wohlgeordnet, bildete ein starkes festgeschlossenes Ganze, der Schatz war gefüllt, das Heer schlagfertig. Der Erbe dieser Macht war Friedrich II. Am 20. October desselben Jahres starb Kaiser Karl VI. und mit ihm erlosch der habsburger Mannsstamm; seine Hinterlassenschaft war: eine europäische Verwicklung, ein zerrüttetes, schlecht geordnetes Staatswesen, verworrene Finanzzustände, eine im Verfall begriffene Armee. Damit war der Augenblick gekommen, wo sich eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland vorbereitete.

73. Die Jugendjahre Friedrich's II. des Großen.

(Nach Christian Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit.)

Wenn man den Charakter des Vaters und Sohnes vergleicht, so scheint es, daß letzterer die rastlose Thätigkeit, die große Liebe zur Ordnung in allen Geschäften und zur strengen Gerechtigkeit, auch die entschiedene Neigung, selbst zu regieren, vom erstern geerbt hat. In der Neigung zum Kriegswesen waren Vater und Sohn sehr verschieden; jenem waren Soldaten und deren Uebungen ein ihn höchst angenehm unterhaltendes Spielwerk, dieser achtete die Krieger nur um des Zweckes willen, für den er sie unterhielt. Zwar liebte er auch die

*) Stenzel, Gesch. des preuß. Staates IV. 56, 57. Vergl. auch den Brief des Königs in Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 102.

Fertigkeit in den Bewegungen und äußere Schönheit der Soldaten, aber dies war ihm nie Hauptsache. Zum Jähzorn war Friedrich auch, seinem Temperament nach, geneigt, doch hatte er diese Leidenschaft weit mehr wie der Vater gebändigt. An mannigfacher Geistesbildung übertraf er den Vater weit, doch wenn er die Wissenschaften, welche Friedrich Wilhelm mit wenigen Ausnahmen verachtete, um ihrer selbst willen liebte, und in ihnen seinen schönsten Genuß fand, so schätzte er doch, gleich seinem Vater, diejenigen vorzüglich, die für die menschliche Gesellschaft unmittelbar nützlich sind. Von seiner Mutter, Sophia Dorothea, Tochter Georg's I. von Großbritannien, hatte Friedrich die bei ihm vorzüglich herrschenden sanfteren Empfindungen geerbt. Eine ganz vorzügliche Geistes-Verwandtschaft ist unverkennbar zwischen Friedrich und seiner väterlichen Großmutter, der ersten preußischen Königin, Sophia Charlotte, einer durch körperliche Schönheit und hohe Geistesbildung gleich ausgezeichneten Frau. In Beiden lebte dieselbe Begierde, von Allem gründlich unterrichtet zu sein und bis zu den ersten Ursachen der Dinge hinaufzudringen; aber Beide hatten auch dasselbe Gefühl, durch die Forschungen der tiefsinnigsten Weisen, denen die Großmutter wie der Enkel nachgegangen waren, unbefriedigt geblieben zu sein. Daher bei Beiden ein fortwährender Zustand des Zweifels, bei Beiden Duldung und sogar Achtung der verschiedensten Ansichten Anderer. In dem Charakter Beider findet sich eine philosophische Heiterkeit, welche über die Verhältnisse des Lebens erhebt, und dessen Widrigkeiten erträgt, indem sie dieselben minder wichtig darstellt, äußern Glanz und vermeinte Größe gering achtet, und sich dem lästigen Ceremoniel und eitlem Prunke gern entzieht. In Beiden war ein sehr feines Gefühl für alles Schöne, eine vorzügliche Liebe zu allen Wissenschaften, besonders zur französischen Literatur, weil es sowohl zur Zeit der Großmutter, als während der Jugendperiode des Enkels, in Deutschland noch keine schöne Literatur gab. Bei Beiden war das Gefühl des Lächerlichen und Ungereimten sehr geschärft und der Witz, mit welchem sich dasselbe äußerte, konnte Manchem wehe thun, wenn gleich dies nicht beabsichtigt war.

Wenn gleich die philosophische Königin die Geburt ihres Enkels Friedrich nicht erlebt hat, so hat sie doch mittelbar einen sehr wesentlichen Einfluß auf dessen früheste Bildung gehabt. Sie wählte nämlich für ihren einzigen Sohn Friedrich Wilhelm die erste Erzieherin, eine Duval, aus einer angesehenen, adeligen Familie der Normandie stammend, welche mit den ersten französischen Protestanten, die Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, nach dem Brandenburgischen kam und an Sophie Charlotte, deren Achtung sie bald erwarb, eine vorzügliche Beschützerin fand. Diese Dame heirathete in zweiter Ehe einen würdigen Landsmann, de Rocoules, Obrist des bloß aus französischen Protestanten errichteten Regiments des grands Mousquétaires. Sie erwarb sich die Zufriedenheit der Eltern und die Liebe und Achtung des Zöglings in hohem Grade, welche bei letzterm

auch über die Kinderjahre fortdauerte. Der stärkste Beweis hiervon war, daß Friedrich Wilhelm I., als er selbst Vater wurde, der noch lebenden Rocoules die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder, den ältesten Sohn Friedrich aber ihrer besondern Fürsorge anvertraute. Dieser wurde derselben sogleich nach seiner Geburt (1712) übergeben, und sie blieb bei ihm bis zum Jahre 1718. Auch dieses ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung wußte diese Frau so sehr zu gewinnen, daß deren Gefühle in seinem Herzen bis ins männliche Alter lebendig blieben.

Auch der erste männliche Lehrer Friedrich's wurde aus den französischen Protestanten gewählt; er hieß Duhan de Jandun und wurde 1715 bei der Belagerung von Stralsund dem Könige Friedrich Wilhelm I. so vortheilhaft bekannt, daß derselbe sich bewogen fand, ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anzuvertrauen, bei dem er bis zu dessen 15. Jahre blieb. Duhan war ein Mann von sehr ernstem, sittlich religiösem Charakter, der dem jungen Prinzen hohe Achtung einflößte. Die ersten achtungs- und liebenswürdigen Menschen also, denen Friedrich im Leben begegnete, denen er weit mehr als seinen Eltern seine ersten entwickelten Begriffe und seine ersten guten und edlen Gefühle verdankte, waren französische Protestanten, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, im Brandenburgischen Zuflucht gefunden hatten. Darf man sich wundern oder gar tadeln wollen, daß Friedrich während seines ganzen Lebens eine Sprache vorzüglich liebte, in welcher er seine ersten Gedanken und Gefühle auszudrücken gelehrt war, daß er sie einer anderen Sprache vorzog, welche er nur in rauhen Tönen vernahm, welche er meistens nur zu dem gemeinsten Gebrauche, und von Leuten, die er wenig achten konnte, angewandt sah? So hatte Ludwig's XIV. unweise Politik Preußens großem Könige Erzieher verschafft, wie er sie wahrscheinlich sonst nicht erhalten hätte und des Aeltervaters schöne Handlung hatte den wohlthätigsten Einfluß auf die erste Bildung Friedrich's und wurde dadurch im edelsten Sinne belohnt.

Vom siebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufsicht über dessen Erziehung zwei würdigen Militairs anvertraut, dem General der Infanterie Grafen von Finkenstein und dem Obrist von Kalkstein. Der Prinz wurde streng ökonomisch erzogen. Zu allen seinen kleinen Ausgaben waren Anfangs jährlich nur 360 Thaler bestimmt, die jedoch der König bald bis zu 600 vermehrte. Diese kleine Summe wurde aber nicht dem Prinzen selbst anvertraut, sondern es mußte über dieselbe, unter Aufsicht der beiden Hofmeister, eine genaue Rechnung geführt werden, worin auch die kleinsten Ausgaben, Trinkgelder und dergleichen, aufgeführt waren. Auch diesen seinen beiden Hofmeistern hat Friedrich bis an ihren Tod immer besondere Zuneigung und große Achtung bewiesen.

Der Prinz erhielt in den Wissenschaften nothdürftigen, in körperlichen Uebungen, in denen er große Gewandtheit bewies, wahrscheinlich einen etwas sorgfältigern Unterricht. Duhan de Jandun unterrichtete

ihn in der Geschichte, Philosophie und französischen Literatur; ein Major von Sonning in der Mathematik und in Kriegswissenschaften. Auch diesen letztern behielt der Prinz, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbei war, an seinem Hofe zu Rheinsberg bei sich und nachdem er zur Regierung gekommen, ernannte er ihn zum Obrist und bewies ihm bis zu seinem Tode (1743) große Achtung. In der Religion wurde Friedrich von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche unterrichtet. Doch weit mehr als seinen Lehrern und dem mündlichen Unterricht verdankte Friedrich dem eigenen frühen Lesen von Büchern aller Art, und dem durch dasselbe gereizten eigenen Nachdenken. Wahrscheinlich waren Geschichtsbücher die ersten, die er mit Theilnahme las, namentlich eine Geschichte König Karl's XII. von Schweden in zehn Bänden. Ohne Zweifel billigte dies der Vater, weil der kriegerische Geist des Knaben durch solche Lesung angefacht werden konnte.

Aber mehr als aller Unterricht und als eignes Studiren haben unstreitig zu der Bildung von Friedrich's Charakter die harten Leiden beigetragen, welche er während seiner Jugend bestehen mußte. Sie waren die Folge des Mißfallens, das Friedrich Wilhelm I. über die sich entwickelnden, den seinigen widersprechenden, Neigungen seines Sohnes empfand. Wohl noch nie hat ein zum Throne Geborener, und wohl nur selten hat im Privatstande Jemand eine so harte Jugend gehabt, wie sie Friedrich geworden. Schon erwachsener Jüngling, wurde er nicht nur mit den härtesten Worten, sondern sogar mit Schlägen mißhandelt. Die widerstreitenden Wünsche der Eltern wegen der Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder gaben am öftersten zu so barbarischen Handlungen Anlaß. Die Königin wünschte angelegentlich das Haus, aus welchem sie abstammte, und das, in welches sie eingetreten war, durch neue Bande zu verknüpfen; ihr Kronprinz sollte mit einer Tochter ihres Bruders, des Königs Georg II. von Großbritannien, und ihre älteste Tochter Friederike mit dessen ältestem Sohne vermählt werden. Der König Friedrich Wilhelm, welcher von Kindheit an einen Widerwillen gegen seinen Schwager König Georg II. hatte, war dieser Verbindung höchst abgeneigt. Aber nicht weniger abgeneigt war König Georg II. Jeder der beiden Könige knüpfte seine Einwilligung an Bedingungen, welche der Andere verwarf. Die jungen Personen, welche Gegenstände dieses Zankes waren, mußten darunter viel leiden. Je nachdem Friedrich und Friederike sich geneigt bewiesen oder auch oft nur geneigt zu sein schienen, entweder den Willen des Vaters oder der Mutter zu erfüllen, wurden sie von dem Einen oder der Andern auf das härteste mißhandelt. Da König Friedrich Wilhelm als gewiß annahm, daß Friedrich einst nach ganz andern Grundsätzen wie die seinigen regieren und besonders den Soldatenstand nicht genug in Ehren halten werde, so wünschte er sehr, ihn dahin zu bringen, dem Throne zu entsagen, den der Vater alsdann dem von ihm vorzüglich geliebten zweiten Sohne, August Wilhelm, bestimmte. Aber da der Kronprinz sehr nach-

drücklich äußerte, daß ihn nichts bewegen werde, seinem Rechte zu entsagen, so erbitterte dies den Vater auf das äußerste und der 18jährige Friedrich, durch die tyrannische Behandlung endlich zur Verzweiflung gebracht, versuchte 1730 auf einer Reise, die er mit dem Könige machte, zu entfliehen, und hoffte in England Schutz gegen den harten Vater zu finden, vielleicht auch (doch ist dies ungewiß) dort die von der Mutter gewünschte Vermählung zu vollziehen. Aber sein Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt. Der höchlich entrüstete König ließ den Kronprinzen gefangen nach Berlin bringen, wo derselbe, wie auch die Prinzessin Friederike und die Königin, welche Friedrich Wilhelm einverstanden mit dem Vorhaben seines Sohnes glaubte, den königlichen Zorn auf das härteste empfinden mußten. Durch ein Kriegsgericht wollte er seinen Sohn als einen Deserteur zum Tode verurtheilen, und dieses Urtheil wirklich vollziehen lassen. Die Fürsprache, welche Kaiser Karl VI. und König Friedrich I. von Schweden durch eigenhändiges Schreiben einlegten und vorzüglich die sehr nachdrücklichen mündlichen Vorstellungen, mit welchen der kaiserliche Gesandte, Graf von Seckendorf, die Verwendungen seines Herrn unterstützte, trugen am meisten dazu bei, die Gräuelthat zu verhindern. Doch wurde Friedrich in strengem Gefängniß zu Küstrin gehalten und mußte ansehen, wie vor seinem Fenster sein Liebling und Mitwisser der Flucht, der Lieutenant von Katt, enthauptet wurde. Durch bezeugte Reue, und durch das Versprechen völliger Unterwerfung besänftigte der junge Prinz endlich den erbitterten Vater, doch mußte er noch ein ganzes Jahr in Küstrin bleiben, zwar nicht im engen Gefängniß, aber doch unter strenger Aufsicht. Ein junger Officier de la Motte Fouqué erbot sich, die Gefangenschaft zu theilen und der Gesellschafter des Prinzen zu sein; er erhielt hierzu die Erlaubniß des Königs, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, und trug wirklich bei, dem Kronprinzen seinen Zustand erträglicher zu machen. Derselbe wurde nachher einer der geachtetsten Feldherren und der Vertrauteste Friedrich's, dem dieser bis zu dessen Tode die bewiesene Anhänglichkeit mit zärtlichster Freundschaft gedankt hat. Der Prinz arbeitete nach dem Willen des Vaters bei der Neumärkischen Kammer als Rath. Er erhielt hiedurch von der Verfassung des Landes, der Anwendung allgemeiner Einrichtungen auf eine bestimmte Provinz, überhaupt von der Art, wie Geschäfte betrieben werden, mehr Kenntniß, als es bei Thronerben gewöhnlich der Fall sein kann; er benutzte diese Gelegenheit und wandte auf die ihm obliegenden Geschäfte vielen Fleiß. Alle Zeit, welche dem Prinzen von diesen Geschäften übrig blieb, widmete er dem Studium der Lieblingswissenschaften, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur, doch mußte er, um dem Vater nicht zu mißfallen, diese Neigung nur im Verborgenen befriedigen, und seine Bücher sehr geheim verwahren, denn der König hatte alles Lesen und Schreiben, was nicht auf die Cameralgeschäfte Bezug hatte, verboten. Endlich, nach einem Jahre, da es Friedrich Wilhelm gelungen war, seine älteste Tochter nach seinem Wunsche mit dem Erb-

prinzen von Bayreuth zu vermählen, wählte er derselben Hochzeitstag, um Friedrich die Freiheit wieder zu geben, und durch dessen unerwartete Erscheinung die Mutter freudig zu überraschen.

Bald nach dem küstriner Arrest gab der König dem Kronprinzen ein eigenes Regiment und erlaubte ihm, meistens bei demselben in Ruppin oder dem nahe gelegenen, ihm geschenkten, Lustschloß Rheinsberg mit minderem Zwange nach eigener Neigung zu leben. Von nun an hatte also Friedrich eine mehr heitere Jugend, und wahrscheinlich hat er in seinem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt, als während dieses Zeitpunktes, vom Ende des küstriner Arrestes bis zur Thronbesteigung. Er genoß nun alle Vergnügungen, die seinem Alter und Stande angemessen waren. Die ihm wichtigsten waren der ungezwungene Umgang mit Freunden, die er um sich hatte, Männern von Bildung und Gesinnungen, die mit den seinigen übereinstimmten. Mit den Wissenschaften beschäftigte er sich sehr ernstlich, und in den schönen Künsten fand er seine Erholung. Die Musik war sein Hauptvergnügen, und er brachte es in derselben zu hoher Vollkommenheit. Gewiß hat Voltaire mehr als irgend ein Anderer dazu gewirkt, daß alles Aufkommen religiösen Gefühls bei Friedrich unterdrückt und bald aller Religions-Glaube ihm nicht nur zweifelhaft, sondern auch verächtlich und lächerlich wurde. Doch hat es Voltaire, so groß auch sein Ansehen bei Friedrich war, nicht dahin gebracht, seinen eigenen fanatischen Haß gegen diesen Glauben dem Könige beizubringen, der vielmehr den Grundsätzen ächt philosophischer Duldung, die er schon so früh gehabt, immer treu geblieben ist.

Seit der letzten Aussöhnung Friedrich's mit seinem Vater, welche auf den küstriner Arrest folgte, besonders seit er 1733 sich nach des Vaters Willen mit einer braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine vermählt hatte, wurde sein Leben ruhiger und heiterer. Nur einmal wurde dieses ruhige Leben unterbrochen, als er 1734 seinen Vater und dessen Hülfscorps an den Rhein begleitete. Die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen zu machen, war ihm sehr wichtig, und wenn gleich er diesen großen Feldherrn nur noch in der Hinfälligkeit des Alters und der Schwäche sehen konnte, so benutzte er doch jeden Augenblick, um von ihm zu lernen, und bezeugte demselben hohe Achtung, nicht nur, weil der Vater sie vorgeschrieben hatte, sondern weil er sie wirklich empfand. Sein ganzes Leben hindurch ist diese Achtung für Eugen bei Friedrich ungeschwächt geblieben und jener soll auch von diesem vorausgesagt haben, daß er zu einem großen Feldherrn geboren sei.

Diese schöne Jugendzeit, die Friedrich so trefflich anwandte, dauerte nicht so lange, als bei der guten Constitution und dem noch nicht hohen Alter des Vaters gehofft werden konnte. Friedrich Wilhelm I. starb (31. Mai) 1740 im 51. Jahre, und so gelangte Friedrich zur Regierung, nachdem er mannigfache Erfahrungen gemacht, Menschenkenntniß erworben und in der Ruhe des Nachdenkens sich zu seiner Bestimmung vorbereitet hatte. Seine körperliche Gesundheit, die vorher mehrere

Male Besorgnisse erregt hatte, war nunmehr gestärkter. Friedrich stand in männlicher Jugend, dem 28. Lebensjahre, als er zum Besitz des Thrones gelangte. Sein Plan, welchen Gebrauch er von diesem Besitz machen wollte, war lange vorher gebildet. Er hatte der Regierung seines Vaters mit großer Aufmerksamkeit zugesehen und war überzeugt, daß in den meisten Punkten dieselbe auf sehr weisen und wohlüberdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhe. Er behielt diese Grundsätze bei und vermied durchaus alle auffallenden Reformen. Was er im Bestehenden zu ändern nöthig fand, geschah langsam, ohne Geräusch und nach reifer Ueberlegung. Alle Minister des vorigen Königs wurden bestätigt und Friedrich hörte und achtete ihren Rath; aber die Grundmaxime Friedrich Wilhelm's I., aus dem Cabinet selbst zu regieren, seine Minister nicht vereint im versammelten Rath, sondern jeden einzeln durch ihre schriftlichen Vorträge anzuhören und in allen wichtigen Dingen die Entscheidung sich selbst vorzubehalten, behielt er bei, weil sie seinen Begriffen von den Pflichten eines Königs und von dem hierdurch zu bewirkenden größern Wohl des Staates gemäß war.

74. Maria Theresia's Regierung.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen.)

War für Preußen mit dem Jahre 1740 ein bedeutungsvoller Wendepunkt eingetreten, so war dies in nicht geringerem Umfange mit Oesterreich der Fall. Nicht nur eine neue Dynastie, deren fast französische Beweglichkeit und deren unruhiger Unternehmungsgeist bisher weltkundig gewesen war, ward jetzt durch die letzte habsburgische Prinzessin in das alte Erbe des Kaiserhauses eingeführt; auch diese letzte Fürstin des scheidenden Geschlechts selber war eine andere, als ihre Ahnen seit Jahrhunderten gewesen. Es drang ein neuer Lebensstrom in diesen alten Organismus ein, der seine Kraft und Beweglichkeit erstaunlich förderte, es machte sich mit einem Male das eifrige Bestreben geltend, das lange Versäumte rasch, oft selbst mit ungeduldiger Hast, nachzuholen.

Die Gefahr, nach dem Tode Karl's VI. die ganze Erbschaft des Hauses aufgelös't zu sehen, forderte ungewöhnliche Mittel und Kräfte heraus; aber das Vorbild Preußens zeigte auch, was ein kleiner Staat durch Einsicht und Thätigkeit seines Fürsten vermochte; es galt also, dieses Beispiel nachzuahmen. Und wie dort ein genialer junger König der Monarchie eine moralische Macht gibt, die sie nirgends auf dem Festlande besaß, so weiß zu gleicher Zeit in Oesterreich eine geistvolle Frau durch ihre weiblichen Tugenden wie durch ihre Regenten-Eigenschaften dem Throne wieder einen persönlichen Glanz und Zauber zu

verleihen, wie ihn seit Maximilian, dem „letzten Ritter", kein habsburgischer Fürst mehr um sich verbreitet hatte. Thätig, wohlwollend, von reinen Sitten und zauberischer Liebenswürdigkeit, Neuerungen und Verbesserungen wohl zugänglich, aber überall ungemein wachsam auf ihre monarchische Autorität und deren Gerechtsame, so wirkte sie fördernd und anregend, ohne darum die Geleise der überlieferten Politik mit den dornenvollen Wegen einer durchgreifenden Umgestaltung zu vertauschen. Manche Härte und Verkehrtheit der alten Zeit verschwand; in die Finanzverwaltung ward mehr Ordnung gebracht, die Arbeitskraft des Volkes gefördert, der Druck der Feudalität gemildert. Der heroische Sinn, den die junge Fürstin gleich Anfangs bewies, als sich ein großer Theil von Europa gegen ihr Erbrecht erhob, hatte damals erfrischend auf die Länder und Völker der Erblande gewirkt und in ihnen eine jugendliche royalistische Begeisterung entzündet. Ihr Geschlecht, ihre Jugend und Schönheit, wie ihr Unglück, trugen gleich mächtig dazu bei, ihr Sympathie zu erwerben; ihr gewinnendes und herzliches Wesen eroberte ihr die Gemüther des Volkes, ihr hochherziger Muth weckte Bewunderung und Enthusiasmus; ihre Frömmigkeit fesselte an sie den Clerus, ihre Theilnahme an dem Loose der Soldaten erwarb ihr eine militärische Popularität, wie sie kaum eine Frau in der Geschichte besessen. Alles war begeistert und voll Bewunderung, selbst die Ungarn vergaßen die blutigen Tage der Zeit Leopold's I. und standen in den Vorderreihen, als es galt, ihren „König" zu schützen.

Indem sie in dem Kampfe sich siegreich behauptete gegen Frankreich und den wittelsbachischen Kaiser und außer der Abtretung Schlesiens die Integrität der Erbschaft rettete, ging sie ihrerseits an moralischer Macht nur verstärkt aus dem Erbfolgekriege hervor, zumal sie Friedrich's II. Plan, die Verbindung Oesterreichs mit der Kaiserwürde zu zerreißen, glücklich vereitelt, das Haus Lothringen völlig in die Rechte der Habsburger eingewiesen und ihren Einfluß auf Deutschland neu befestigt hatte.

Von besonderer Bedeutung war aber ihr Walten in den Erbstaaten selber. Bis dahin existirte kein Gesammtstaat, nur ein lockerer Staatenbund, dessen Mittelpunkt in der Dynastie lag. Nur am Hofe und im Palaste gab es eine Einheit; in der Verwaltung so wenig, wie in den bunt zusammengewürfelten Bevölkerungen. Nun begann ein allmähliches Aufgeben der alten Regierungsmaximen, Reformen wurden in fast allen Verwaltungszweigen vorgenommen, der Einfluß der Regierung auf Kirche, Schule, Provincialstände und Corporationen erweitert, die unteren Classen auf Kosten der höheren gefördert, nach allen Seiten hin auf Vermehrung der materiellen Staatskräfte hingewirkt. Maria Theresia that den ersten Schritt, eine Einheit der Verwaltung herzustellen, bei welcher der Staat das Bewußtsein und den Gebrauch seiner Kräfte erlangen konnte. In den Zeiten Karl's VI. war die Decentralisation der Provinzen bis zur äußersten Schwäche und Getrenntheit gediehen; die Gefahren, die mit dem Jahre 1740 eintraten, nöthigten

von selber zu einem Wechsel der Politik. Die schwankenden Stimmungen, die Neigungen zum Abfall, die sich damals in Böhmen kundgaben, wurden von Maria Theresia mit der überlieferten habsburgischen Strenge dazu benutzt, jeden Versuch provinciellen oder körperschaftlichen Widerstandes in der Wurzel zu ersticken.

Auch wo sich solche Anlässe nicht boten, wurden allmählich die alten Formen umgestaltet und der Uebergang in ein neues staatliches Dasein vorbereitet. Sie verfuhr dabei stets bedächtig, nie in gewaltsamer Hast, sie lehnte sich gern an das alte Herkommen an, auch wo sie anfing, dasselbe wesentlich umzubilden. Diese frauenhafte Feinheit ihres Thuns, mit welcher die stetige Ausdauer eines männlichen Charakters verbunden war, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihr den Erfolg zu sichern. Selbst in Ungarn, wo die mittelalterlichen Formen noch eine zähere Lebenskraft zeigten, ward, bei aller Schonung der äußern Zeichen und Symbole der alten Freiheit, ein erster glücklicher Schritt gethan, die Verschmelzung vorzubereiten. Die Contribution ward erhöht, das Verhältniß der Grundherrn zu den Unterthanen genauer geregelt, das Land zu den Militärleistungen mehr herangezogen. Eine Anzahl vornehmer Ungarn wurde zu wichtigen Stellen erhoben und auf dem friedlichen Wege gesellschaftlicher Annäherung dem deutschen Element mehr Einfluß verschafft, als es jemals in Ungarn besessen hatte.

Noch war, als sie die Regierung antrat, in einem großen Theile der Kronlande eine gewisse Selbständigkeit einzelner Gemeinden und Körperschaften erhalten, deren Verwaltung, Polizei und Rechtspflege zwar oft wunderlich und verworren, aber doch eingelebt und volksthümlich waren. Nach dem Vorgange anderer absoluter Staaten ward nun überall die mittelalterliche Vielfältigkeit beseitigt, die überlieferte Verwaltung und Justiz durch eine einförmige, gelehrt juristische ersetzt.

Die oberste Verwaltung, bisher lose und ohne Einheit ward durch Maria Theresia und ihren Minister, den Grafen Haugwitz, zum ersten Male centralisirt. Während es früher besondere Kanzleien nicht nur für Italien und Ungarn, sondern auch für Böhmen und für die ober-, inner- und vorderösterreichischen Lande gab, wurden diese letzteren jetzt vereinigt, für die Rechtspflege eine oberste Justizstelle geschaffen und alle andern Geschäfte an das große Directorium in publicis et cameralibus gewiesen, dessen Chef Haugwitz selber war. Nun erst bestand eine Central-Regierung in Oesterreich, von der die Initiative und Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten ausging. Die neuen Provincialgubernien wurden aus den Begabtesten, nicht aus Höchstgebornen zusammengesetzt, die alte aristokratische Verwaltung verschwand, und eine neugeschaffene talentvolle Bureaukratie trat an die Stelle. Mit diesen bürgerlichen Elementen verbündet, durchbrach die neue centralisirende Regierung den Widerstand der Aristokratie, stützte und begünstigte die Unterthanen gegen den grundbesitzenden Adel und half die gewichtigste der Umgestaltungen Maria Theresia's durchsetzen: das neue Steuerwesen.

Aber um die Bedürfnisse des Hofes zu decken und große Kriege zu führen, war eine ganz andere Ausbeutung der Staatsquellen nöthig, als sie vor 1740 Statt fand. Durch eine geschickte Manipulation wußte man die Contribution der einzelnen Lande zugleich zu erhöhen und auf eine Reihe von Jahren sich zu sichern; die versprochene Verminderung trat nicht ein. Vielmehr steuerten schon um die Mitte des Jahrhunderts z. B. Böhmen, Steiermark und Unterösterreich beinahe das Doppelte von dem, was sie unter Karl VI. beigetragen hatten und das Gesammteinkommen dieser Contribution betrug um ein Viertel mehr, als zu der Zeit, wo man die Erblande noch in ihrer ganzen Integrität besessen, Serbien noch nicht an die Türken, Schlesien noch nicht an Preußen verloren hatte. Es gehörte die ganze Beliebtheit der Kaiserin und die ganze Fülle von neu erweckter Loyalität im Volke dazu, um diese Neuerungen erträglich zu machen. Auf der andern Seite erfolgten die ersten eingreifenden Schritte, die Last der Feudalität vom Volke abzuwälzen. Auch wo nicht, wie in Mähren, Böhmen und Krain, noch die volle Leibeigenschaft bestand, waren die bäuerlichen Besitzverhältnisse bis 1740 traurig genug, die herrschaftliche Justiz und Polizei, die Besteuerung, das Frohnwesen u. s. w. ließen den Landmann wenig gedeihen. Das Interesse der monarchischen Gewalt, wie der Finanzverwaltung gebot in gleichem Maße hier eine Veränderung eintreten zu lassen. Mit der festen Regulirung der Grundsteuer und der genaueren Controle über die Gutsherren ward in dem ersten Jahrzehend von Maria Theresia's Regierung begonnen, um allmählich zur Beschränkung der Frohnlasten und zur käuflichen Ablösung herrschaftlicher Lasten vorzuschreiten.

Die Heeresmacht, die unter Karl VI. so tief verfallen war, ward durch Maria Theresia von Grund aus reorganisirt. Eine Reihe von Verbesserungen, die man in den ersten Kriegen an den Preußen kennen und schätzen gelernt, wurden herübergenommen, das Verpflegungssystem verbessert, Casernen gebaut, durch Lascy's Organisationstalent eine ganz neue Art, die Armee zu bilden, eingeführt, alle Waffengattungen verbessert, das Festungswesen nach den Ansprüchen der neuen Zeit umgestaltet, die Heeresmasse, die bei Karl's VI. Tode lange nicht 150,000 Mann stark war, auf 2-—300,000 Mann gesteigert. Die Kaiserin selbst verstand es meisterhaft, diesem neu geschaffenen Heerwesen einen geistigen Aufschwung zu geben und zwischen sich und der Armee ein Verhältniß ritterlicher Treue und Begeisterung herzustellen. Nicht nur, daß sie für Sold, Verpflegung und Bekleidung des Soldaten eifrige Sorge trug, für Invaliden, Witwen und Waisen Anstalten schuf, durch Auszeichnungen und Orden den militärischen Geist anspornte; auch persönlich stand sie dem Heere näher und sichtbarer vor Augen, als irgend einer ihrer Vorfahren seit dem ersten Maximilian.

In allen diesen Dingen gibt sich ein kühner und schöpferischer Herrschergeist kund, zugleich aber auch das eifersüchtige Bemühen, der fürstlichen Gewalt nach allen Seiten hin ihre volle Freiheit und Unbeschränktheit über die hergebrachten Schranken zu sichern. Am be-

zeichnendsten tritt dies in dem Verhältnisse zur Kirche und Geistlichkeit hervor. So sehr Maria Theresia an kirchlichem Eifer ihren habsburgischen Vorfahren glich, so war sie doch nicht, wie die Ferdinande und Leopold, geneigt, mit dem Clerus die Herrschaft zu theilen. Sie hielt das landesherrliche Placet in der strengsten Form aufrecht, beschränkte die Wirksamkeit der Nuntien, verbot den directen Verkehr des Clerus mit Rom, besteuerte ohne römische Einwilligung die Geistlichkeit des Reiches, ja sie fing an, fast in Josephinischer Weise, in die Organisation der Klöster u. s. w. da einzugreifen, wo es ihr das materielle Interesse der Staatsverwaltung zu gebieten schien. Schritt für Schritt ging die kaiserliche Regierung vor, um aus den Kirchenschulen Staatsschulen zu machen und die ganze Leitung des Unterrichtes allmählich der Allgewalt des Staates in die Hand zu geben.

So verknüpfte sich allenthalben mit den Traditionen der alten habsburger Politik die richtige Erkenntniß der Mittel und Kräfte, wodurch die neue Zeit die Staatseinheit und Regierungsgewalt verstärkte.

75. Der österreichische Erbfolgekrieg.

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Kurfürst von Baiern hatte schon lange die Absicht gehabt, die österreichische Monarchie an sein Haus zu bringen; deßhalb hatte er für seinen Sohn Maria Theresia's Hand zu erhalten gewünscht. Als dieser Plan nicht gelungen war, dachte er nach Karl's VI. Tode alte Ansprüche geltend zu machen. Er stützte sich hierbei auf seine Abstammung von Anna, der Tochter Ferdinand's I. Sie hatte zwar bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf das österreichische Erbe entsagt, aber Karl Albrecht glaubte, daß diese Entsagung nur bis zum Aussterben der männlichen Linie der Habsburger gelte.

Maria Theresia hatte den europäischen Höfen ihre Thronbesteigung kund gegeben. England, Rußland, die Generalstaaten hatten mit aufrichtigen Freundschafts-Versicherungen, Frankreich ausweichend geantwortet. Das britische Cabinet, durch die ausweichende Antwort Frankreichs aufmerksam gemacht, schlug einen Bund der Seemächte mit Oesterreich vor. Maria Theresia ging aber darauf nicht ein; sie glaubte nicht, daß die Cabinette der günstigen Gelegenheit wegen feierliche Verträge mit Füßen treten würden. Die pragmatische Sanction war ja von den meisten Mächten Europa's anerkannt worden, aber nur zu bald erfuhr sie, daß Prinz Eugen wahr und prophetisch geredet, als er gesagt hatte: „Die beste Garantie der pragmatischen Sanction ist eine kampfgerüstete Armee.“ Das Ungewitter brach zuerst von einer Seite los, von woher es am allerwenigsten vermuthet wurde.

Friedrich II., der eben den preußischen Thron bestiegen, hatte Maria Theresia als rechtmäßige Besitzerin der österreichischen Monarchie anerkannt, aber bald darauf fiel er mit 30,000 Mann in Schlesien ein. Die Ursachen dieses Einfalles waren zweierlei, geheime und öffentliche; über die geheimen hat uns Friedrich II. selbst belehrt: das Königreich Preußen war nicht groß genug, um seinem Herrscher hinreichende Geltung im europäischen Staatenverband zu verschaffen, die Gelegenheit zur Abrundung und Vergrößerung der Monarchie war günstig, die Staatskassen gefüllt, das Heer schlagfertig, der Fürst selbst kriegsmuthig und lebhaft, er wünschte die Welt mit dem Ruf seiner Thaten zu erfüllen. Diese Gründe aber konnten der Welt nicht als die Ursache des Krieges vorgelegt werden. Er ließ daher zugleich durch den Kanzler Ludwig zu Halle die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Wohlau, Brieg und hierzu gehörige Herrschaften bekannt machen. Diese Ansprüche waren folgende: Markgraf Johann Georg, aus dem Hause Brandenburg, hatte unter Ferdinand II. das Fürstenthum Jägerndorf verloren, weil er es mit dem Winterkönig Friedrich von der Pfalz gehalten; ferner hatten der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Brieg eine Erbverbrüderung geschlossen, der Kaiser Ferdinand I. hatte sie aber für ungültig erklärt, und alle Nachfolger des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz wurden genöthigt, auf die Erbverbrüderung zu verzichten, ehe sie mit ihren Fürstenthümern vom Könige von Böhmen belehnt wurden. Auch hatte der große Kurfürst auf alle Ansprüche des brandenburgischen Hauses an Schlesien zu Gunsten Kaiser Leopold's I. gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises im Fürstenthum Glogau verzichtet und der damalige Kurprinz Friedrich sich durch einen geheimen Vertrag verpflichtet, Schwiebus nach seines Vaters Tode gegen Entschädigung an den Kaiser zurückzugeben, was auch (für die Antwartschaft auf Ostfriesland und andere Vortheile) geschehen war. Nun behauptete Friedrich II. jene Verpflichtung des Kurprinzen sei erschlichen und ungültig, jedenfalls seien mit der Rückgabe des Schwiebuser Kreises (1694) die Ansprüche Brandenburgs auf die drei schlesischen Fürstenthümer wieder hergestellt *). Gleichzeitig mit dem Einrücken der Preußen erklärte der preußische Gesandte in Wien im Namen des Königs, daß er bereit sei, für Schlesien dem wiener Hofe gegen alle Feinde beizustehen, und Maria Theresia's Gemahl, dem Herzog Franz von Lothringen, bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Später, nach kurzer Zeit, stimmte Friedrich seine Forderungen herab, er ließ durch seinen Gesandten erklären, daß er sich mit einem Theile von Schlesien begnügen, aber dennoch alles leisten werde, was er in seinem ersten Antrage versprochen.

Maria Theresia mußte sich entschließen, entweder Krieg zu führen oder einen Theil Schlesiens abzutreten.

*) Eine ausführlichere Darlegung und Beurtheilung dieser Ansprüche s. bei G. A. Stenzel, Geschichte des preußischen Staates IV. S. 105 flg.

Man rüstete sich zum Kriege. Die Lage Oesterreichs war hierzu nicht günstig; denn nach dem belgrader Frieden war ein großer Theil des Heeres entlassen worden. General Neipperg, noch seit dem belgrader Frieden in Haft, wurde frei gelassen und an die Spitze des Heeres zur Vertheidigung Schlesiens gestellt, aber Neipperg war der Mann nicht, den König von Preußen aufzuhalten; er lieferte bei Mollwitz (10. April 1741) den Preußen eine Schlacht, in der die Standhaftigkeit der preußischen Infanterie und die Verwirrung, die in der österreichischen Reiterei durch den Tod des Generals Römer entstand, die schon halb gewonnene Schlacht zum Vortheil der Preußen entschied. Der Sieg hatte sich Anfangs dergestalt zu den Oesterreichern geneigt, daß der König nur von Wenigen begleitet, den Kampfplatz verlassen hatte. Auf der Flucht war Friedrich nahe daran, gefangen zu werden. Er hatte sich nach Oppeln gewendet, aber die Stadt war von einigen österreichischen Husaren besetzt und er sprengte nach Neisse. Dort erfuhr er, daß seine Truppen bei Mollwitz gesiegt. Am nächsten Morgen war er wieder bei dem Heere; 12 deutsche Meilen hatte er in dieser kurzen Zeit zurückgelegt.

Der Krieg entbrannte nun auf einer andern Seite. Der Kurfürst von Baiern, zu schwach, um seine Ansprüche durch eigene Kraft geltend zu machen, suchte Verbündete und er fand sie. Zwei Brüder, die Grafen Belleisle am französischen Hof, ruhmsüchtig und unruhig, wärmten den alten Plan auf, das Haus Oesterreich zu zerstückeln, ihre Rührigkeit trug in Paris den Sieg davon über die friedliebende Politik des ersten Ministers und Cardinals Fleury. Der alte Cardinal mußte widerwillig nachgeben; die Unterstützung des Kurfürsten von Baiern wurde beschlossen. Sofort eilte einer der beiden Belleisle nach Baiern. Zu Nymphenburg wurde eine Uebereinkunft geschlossen zwischen Baiern, Frankreich und Spanien, welcher später auch Sachsen beitrat. Böhmen, Oberschlesien, Tirol und Breisgau sollten an Baiern Oberschlesien und Mähren an Sachsen, Niederschlesien an Preußen, die Lombardei, Parma und Placenza an den König von Spanien, die belgischen Provinzen an Frankreich fallen. Frankreich und Spanien verpflichteten sich überdies, die Wahl des Kurfürsten Karl Albrecht durch Geld und Truppen zu unterstützen, der Kurfürst aber versprach, als Kaiser die Städte und Länder niemals wieder zu fordern, die am Rhein von den Franzosen besetzt sein würden. Maria Theresia hätte, nach diesem Plan, nichts behalten als Nieder- und Inner-Oesterreich und Ungarn.

Der Kurfürst von Baiern eröffnete den Krieg durch die Besetzung von Passau. Durch ein französisches Heer unter Belleisle verstärkt, brach er nach Ober-Oesterreich ein; Linz ergab sich ohne Schwertstreich; er ließ sich daselbst huldigen und legte sich den Titel Erzherzog von Oesterreich bei. Er forderte die Ungarn auf, ihn als König anzuerkennen. Seine leichten Truppen streiften bis St. Pölten. Wien wurde bereits in Vertheidigungszustand gesetzt.

Maria Theresia hatte auf England und Rußland gerechnet. König Georg II. von England sammelte, als Kurfürst von Hannover, allerdings ein Heer zu Maria Theresia's Unterstützung, aber von preußischen und französischen Truppen auf zwei Seiten bedroht, mußte er sich zu einem Vertrage entschließen, in welchem die Neutralität nur unter der Bedingung zugesagt wurde, daß er Maria Theresia nicht unterstützen und bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Baiern geben werde. Rußland's Beistand wurde durch einen Angriff der Schweden, den die Franzosen herbeigeführt hatten, unmöglich gemacht. In dieser allgemeinen höchsten Gefahr wurde die Monarchie durch Maria Theresia's Persönlichkeit gerettet. Sie wandte ihre Blicke nach Ungarn. Der Umschwung, den die österreichischen Verhältnisse durch diesen Entschluß bekamen, war so außerordentlich, daß sich die Sage seiner bemächtigt und ihn mit romantischen Zügen ausgeschmückt hat. Es heißt: Maria Theresia sei mit der Krone auf dem Haupte, den Erbprinzen Joseph auf dem Arm, in die Reichsversammlung getreten und habe die Ungarn zu ihrer Vertheidigung aufgerufen. Der Anblick der wunderschönen Frau, des hülflosen Kindes, der Zauber ihrer Rede habe dergestalt auf die Ungarn eingewirkt, daß sie die Säbel aus der Scheide gerissen und ausgerufen hätten: „Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!“ (Moriamur pro rege nostro Maria Theresia); hierauf seien jene großen Beschlüsse erfolgt, durch welche die Monarchie gerettet wurde.

Der einfache Hergang war folgender: Maria Theresia hatte sich in Ungarn krönen lassen, der Landtag hatte fortgedauert, aber die Stimmung auf demselben war eben nicht die günstigste für den Hof, als Maria Theresia, von allen Seiten bedrängt, in Preßburg erschien. Die Stände wurden zur Uebernahme nachträglicher königlicher Propositionen in das königliche Schloß berufen; hier richtete die Königin folgende Worte an die Stände: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, daß wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, Unserer Person, Unserer Kinder. Von Allen verlassen, flüchten Wir Uns einzig zu der alt angestammten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen wir Uns und Unsere Kinder.“ Es war betrübt anzusehen, wie die Königin, besonders als sie der Kinder erwähnte, in Thränen ausbrach, so daß sie ihre kurze Rede kaum zu enden im Stande war. Viele der Anwesenden weinten mit und bezeigten ihre Hingebung, indem sie mit lauter Stimme riefen: daß sie Habe, Blut und Leben opfern wollten.

Noch in derselben Sitzung decretirten die Stände die Insurrection; sie bestand aus 30,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern, überdies 20,000 Recruten für das reguläre Militär. Wenn man hierzu die verschiedenen aus Ungarn und Kroatien gebildeten Freicorps rechnet, so stellte das Königreich Ungarn wohl an 100,000 Mann zum Kampf. Auch ließen die Mißgriffe der Feinde den Ungarn Zeit, ihre Rüstungen

zu vollenden. Statt auf Wien und Preßburg loszurücken und dem Könige von Preußen die Hand zu bieten, dessen leichte Reiter schon bis nahe an Stockerau streiften, wandte sich der Kurfürst von Baiern nach Böhmen. Prag öffnete ihm die Thore.

Die Kriegsgefahr wurde immer drohender; Maria Theresia mußte sich von einem Feinde befreien, um den übrigen widerstehen zu können; da gab sie dem wiederholten Ansinnen Englands nach und entschloß sich, obgleich mit Widerwillen, sich mit Friedrich zu vergleichen. Die österreichischen Generale Neipperg und Lentulus hatten eine Zusammenkunft mit dem Könige bei Neiße. Es wurde mündlich ein geheimer Waffenstillstand abgeschlossen. Die Oesterreicher übergaben Neiße und räumten Schlesien, machten aber das Uebereinkommen bekannt, um dadurch bei den Baiern und Sachsen gegen Preußen Mißtrauen zu erregen. Der König von Preußen glaubte sich also an das mündliche Uebereinkommen nicht mehr gebunden und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kurfürsten von Baiern. Er garantirte dem letztern Böhmen, Oesterreich und Tirol, der Kurfürst aber sicherte dem Könige Schlesien und die zu Böhmen gehörige Grafschaft Glatz. Die Schlesier mußten dem Könige huldigen. Die Preußen fielen hierauf in Mähren ein; Feldmarschall Schwerin eroberte Olmütz, der Erbprinz Leopold von Dessau besetzte die Grafschaft und Stadt Glatz.

Der Kurfürst von Baiern verließ Prag und besetzte Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl näher zu sein. Die Kurfürsten schlossen für dieses Mal die böhmische Wahlstimme aus, weil Maria Theresia ihre Stimme auf ihren Gemahl als Mitregenten übertragen hatte, und man behauptete, daß sie zu dieser Uebertragung nicht befähigt sei; hierauf wurde Karl Albrecht einstimmig zum Kaiser gewählt und bald darauf als Karl VII. gekrönt. In demselben Augenblicke aber, als er das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, wendete sich sein Glück. In England hatte die heldenmüthige, hartbedrängte Maria Theresia große Sympathieen gefunden. Es wurden ungeheure Summen für sie unterzeichnet; die londoner Damen allein schossen 1,500,000 Gulden zusammen. Maria Theresia aber erklärte wahrhaft königlich, Subsidien nur vom Parlament annehmen zu wollen. Das Parlament bewilligte der bedrängten Fürstin 300,000 Pfund Sterling Subsidien, und König Georg II. stellte ein Heer in den Niederlanden, ein anderes in Deutschland zu Maria Theresia's Hülfe auf. Die Generalstaaten von Holland gaben Geld und griffen später selbst zu den Waffen. Die Ungarn hatten ihr Wort gelöst. Zwei neue kaiserliche Heere standen im Felde, das eine führte Maria Theresia's Gemahl nach Böhmen, General Bärenklau eroberte mit dem andern Ober-Oesterreich wieder, brach nach Baiern ein und besetzte München. Wenige Tage früher hatte man daselbst die Wahl des Kurfürsten zum Kaiser feierlich begangen.

Einen Augenblick der Freude hatte Karl VII., als er die Nachricht erhielt, daß Karl von Lothringen (Schwager der Maria Theresia) durch den König von Preußen bei Czaslau geschlagen worden sei.

Aber gerade dieser Sieg diente dazu, die Lage des Kaisers zu verschlimmern, denn er führte den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen herbei. Oesterreich hatte in Friedrich den gefährlichsten Gegner erkannt und hoffte, wenn er vom Kampfplatz zurückträte, für die Opfer, die dem Frieden zu bringen waren, anderwärts Entschädigungen zu erlangen. Die Hauptbedingnisse des Präliminarfriedens zu Breslau, der am 28. Juli 1742 zu Berlin als Definitivfriede vollzogen wurde, waren folgende: Maria Theresia tritt Ober- und Nieder-Schlesien und die Grafschaft Glatz dem Könige von Preußen ab; das Fürstenthum Teschen, die Stadt Troppau und was jenseits des Oppastromes und in den hohen Gebirgen Ober-Schlesiens liegt, bleibt als Oesterreichisch-Schlesien in Maria Theresia's Besitz. Der König von Preußen zieht alle seine Truppen aus Maria Theresia's Ländern zurück, und entsagt allen Bündnissen, die er mit ihren Feinden geschlossen.

Sachsen war in den Frieden mit eingeschlossen; und froh, aus dem Kriege herauszukommen, rief es seine Truppen alsbald zurück, und versöhnte sich mit Oesterreich ohne förmlichen Friedensschluß.

Das Zurücktreten Preußens und Sachsens gab dem österreichischen Hofe die Mittel an die Hand, mit verstärkter Kraft gegen die übrigen, noch immer zahlreichen Feinde aufzutreten. Die Franzosen hatten noch Prag inne, sie wurden nun durch den Großherzog von Toscana und Lobkowitz hart belagert. Die Noth der Besatzung war aufs höchste gestiegen, und die Oesterreicher der Eroberung so gewiß, daß sie Belleisle's Capitulations-Anträge verwarfen. Im Winter wurde die Belagerung in eine bloße Beobachtung verwandelt. Da faßte Belleisle einen verzweifelten Entschluß: mit dem ganzen noch übrigen französischen Heere brach er in einer dunkeln Decembernacht aus Prag heraus, und gelangte, obgleich verfolgt, mit Hunger und Kälte kämpfend, mit 13,000 Mann glücklich nach Eger, von wo er der Armee, die unter dem Herzog von Broglie in Baiern stand, die Hand reichte. Karl's VII. Feldherr Seckendorf, derselbe, der unter Karl VI. in österreichischen Diensten gestanden, hatte die Oesterreicher aus Baiern herausgedrängt, und so stand Karl VII. eben nicht schlecht; aber dennoch rieth Seckendorf sich baldmöglichst mit Maria Theresia auszusöhnen. Der Kaiser konnte sich aber hierzu nicht entschließen. Da überfiel Prinz Karl von Lothringen ein 7000 Mann starkes baierisches Corps, welches unter dem General Minuzzi bei Simpach unfern von Braunau stand. Die Baiern wurden beinahe ganz aufgerieben. Ueber Tausend waren todt oder verwundet, die Uebrigen beinahe alle gefangen, Minuzzi war unter den Letztern. Dieser schwere Schlag wurde durch die Franzosen noch schädlicher gemacht, denn Marschall Broglie wandte sich mit seinen Truppen an den Rhein. Hierdurch war Baiern aller Vertheidigungsmittel beraubt, Seckendorf konnte mit nur 10,000 Mann — denn dies war die ganze Heeresmacht des Kaisers — die Oesterreicher nicht aufhalten. Karl VII. verließ also München wieder, und flüchtete nach Frankfurt. Alsbald wurde in Baiern eine förmliche Landesver-

waltung eingerichtet, von den Landständen und Unterthanen der Eid der Treue und des Gehorsams für Oesterreich gefordert, sie sollten von Niemand Befehle annehmen, außer von Maria Theresia und den österreichischen Beamten. Karl VII. protestirte von Frankfurt aus gegen dieses Verfahren der Großherzogin von Toscana, wie er Maria Theresia nannte, aber die Protestation wurde nicht beachtet, und jene Baiern, die mit ehrenwerther Standhaftigkeit an dem Kaiser festhielten, wurden hart bedrängt.

Der Krieg bekam eine immer größere Ausdehnung. Die englische Armee, aus Engländern, Hessen, Hannoveranern und Oesterreichern bestehend, bezeichnete ihre Bestimmung, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten, durch ihren Namen: die pragmatische Armee. Sie schlug das französische Heer am Main bei Dettingen. Noailles, der französische Heerführer, mußte über den Rhein zurück; 20,000 Holländer erhöhten die pragmatische Armee auf 70,000 Mann, und die Oesterreicher unter Karl von Lothringen standen 80,000 Mann stark bei Breisach.

Während die Heere noch im Felde standen, kam zu Worms ein Bündniß zu Stande zwischen Oesterreich, England, Sardinien und den Generalstaaten, in welchem Maria Theresia der Besitzstand der Monarchie im Sinne der pragmatischen Sanction gewährleistet wurde; später trat auch der sächsische Hof diesem Bündnisse bei. Die Oesterreicher unter Karl von Lothringen hatten im Jahre 1744 das Uebergewicht am Oberrhein, der größere Theil des Elsaß war in ihren Händen, sie bedrohten schon Lothringen.

In dieser drangvollen Lage nahm sich der König von Preußen des Kaisers an, weil er besorgte, daß die Verträge zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, nach der Besiegung der gegenwärtigen Feinde Maria Theresia's, auch gegen ihn gerichtet werden und den Zweck haben dürften, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Friedrich wollte dieser Möglichkeit begegnen und schloß ein Bündniß mit dem Kaiser. In geheimen Artikeln wurde die Theilung Böhmens zwischen Preußen und Baiern festgesetzt. Dem österreichischen Hofe erklärte der König, er werde sich in den Streit Maria Theresia's mit andern Mächten nicht mischen, aber dem Kaiser müsse er Hülfsvölker überlassen; kein patriotisch gesinnter Kurfürst dürfe leiden, daß man das Reichsoberhaupt nicht nur seiner Erblande beraube, sondern auch dessen Truppen von deutschem Boden verjage, — dies sei ohne Beispiel in der Reichsgeschichte. Nachdruck bekam die Erklärung des Königs dadurch, daß er mit 80,000 Mann auf drei Seiten in Böhmen einfiel. Ein Theil marschirte durch Sachsen. Friedrich begehrte den Durchmarsch als für kaiserliche Hülfsvölker, aber ehe noch Sachsen geantwortet hatte, waren die Preußen schon durch das Land nach Böhmen gerückt. Das wehrlose Land fiel in des Königs Gewalt, Prag ergab sich nach kurzer Belagerung.

Dieser unerwartete Angriff gab dem Kriege eine ganz andere

Wendung. Die Oesterreicher zogen in Eile aus dem Elsaß, sie standen plötzlich zahlreich in Böhmen, 24,000 Sachsen schlossen sich ihnen an und General Traun nöthigte den König von Preußen, Böhmen zu räumen und Prag zu verlassen. Friedrich bezog Winterquartiere in Schlesien.

Der Einfall der Preußen verschaffte dem Kaiser Gelegenheit, nach Baiern zurückzukehren. Er starb bald darauf in München, 20. Januar 1745. Sein Sohn Max Joseph ging auf die Anträge Frankreichs, Preußens und der Pfalz nicht ein, die ihm die Kaiserkrone anboten, und schloß mit Maria Theresia im Städtchen Füssen Frieden (22. April). Er entsagte allen Ansprüchen auf Oesterreich und versprach bei der künftigen Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresia's seine Stimme. Maria Theresia hinwieder erkannte den todten Karl VII. als Kaiser und gab Baiern zurück. Die Hauptursache des Krieges, der Anspruch Baierns auf die deutsch-österreichischen Staaten, war gehoben, aber der Krieg währte fort; Preußen, Frankreich, Spanien auf der einen, Oesterreich, England, Holland, Sachsen auf der andern Seite. Rußland trat später dem Bündniß dieser vier Mächte gleichfalls bei.

Die Ungarn fielen in Schlesien ein. Die Preußen konnten sich in die unregelmäßige Kriegsweise des magyarischen Aufgebotes nicht finden, sie zogen häufig den Kürzeren; die Desertion nahm in der preußischen Armee zu, und mit dem Ende des Jahres 1744 war ganz Oberschlesien und die Grafschaft Glatz von den Oesterreichern und Ungarn besetzt. Neiße, Kosel und Glatz waren noch in den Händen der Preußen.

Der Krieg entbrannte 1745 mit neuer Heftigkeit; der König bot alle seine Feldherrntalente auf und mit Erfolg. Die Preußen gewannen die Gefechte bei Habelschwerdt und Hohenfriedberg, worauf sie wieder in Böhmen einbrachen. Sie siegten bei Sorr und Kesselsdorf; aber alle diese Kämpfe, die Protestation Brandenburgs und der Pfalz, der Sieg der Franzosen über den Herzog von Cumberland bei Fontenai, waren nicht im Stande, die Wahl des Herzogs von Lothringen zum deutschen Kaiser und dessen Krönung zu verhindern. Es war einer der glücklichsten Momente in Maria Theresia's Leben, als sie, auf einem Balcon in Frankfurt stehend, den Krönungszug sah, und die Erste dem geliebten Gatten, den ihre Kraft zum Kaiser erhoben, Beifall jubelte.

Nach der Schlacht von Kesselsdorf fanden sich die Gesandten von Oesterreich, Sachsen und Preußen in Dresden zusammen; der Friede wurde schnell zu Stande gebracht. Die Bedingungen waren dieselben wie jene des berliner Friedens. In einer besondern Urkunde trat der König von Preußen der Kaiserwahl Franz I. bei.

Der Krieg mit Frankreich währte noch drei Jahre fort, in Deutschland sowohl wie in Italien, besonders aber auf der See; die Engländer blieben auf dem Meere meistens Sieger; die Entscheidung des Krieges aber lag in den Niederlanden.

Die Spanier eröffneten den Krieg in Italien. Der König von Neapel hätte sich gern den Spaniern angeschlossen, aber eine englische Flotte erschien vor Neapel und zwang ihn durch die Drohung, die Stadt zu bombardieren, zur Neutralität. Die Spanier wurden im Modenesischen bei Monte Santo durch den Feldmarschall Traun, dagegen Fürst Lobkowitz bei Rimini geschlagen, der König von Sardinien erlitt bedeutenden Verlust bei Alessandria durch die Franzosen, ein großer Theil von Piemont, Mailand, Parma, Piacenza, das Montferrat war in der Gewalt der Spanier und Franzosen. Das Kriegsglück in Italien änderte sich, als Oesterreich mit Preußen Frieden geschlossen hatte und dadurch in der Lage war, das Heer in Italien verstärken zu können. Die Franzosen und Spanier mußten ganz Italien räumen.

In Deutschland und Belgien war der Kriegserfolg im Ganzen den Franzosen günstig; Ludwig XV. begab sich zur Armee. Der Marschall von Sachsen schlug bei Fontenai die Engländer, und eroberte Flandern und Brabant. In Belgien breiteten sich die Franzosen immer mehr aus, Brüssel fiel in ihre Hände, sie eroberten Mons und Namur, und Karl von Lothringen verlor die Schlacht bei Rocoux im Lüttichschen. Die Franzosen fielen in Holland ein (1747). Im nächsten Jahre wurde der Herzog von Cumberland bei Lawfeld durch den Marschall von Sachsen geschlagen, auch bei dieser Schlacht war Ludwig XV. zugegen, war aber ungeduldig, das Heer zu verlassen; er sehnte sich nach dem Frieden, die Kaiserin ebenso. Maria Theresia hatte inzwischen ein Bündniß mit den Russen geschlossen; 40,000 Russen zogen bereits durch Deutschland den Niederlanden zu, als die Friedenspräliminarien zu Aachen unterzeichnet wurden. Maria Theresia trat an Sardinien einige Bezirke von Mailand ab; Parma, Piacenza, und Guastalla fielen dem spanischen Infant Don Philipp zu, jedoch nur für seine männlichen Erben; das Heimfallsrecht auf Parma blieb Oesterreich, jenes auf Piacenza blieb Sardinien vorbehalten.

Dies war das Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Die Feinde Maria Theresia's hatten ihn begonnen in der Hoffnung, die österreichische Monarchie zu theilen; dieser Zweck war nicht erreicht worden, Maria Theresia hatte den Vertheidigungskrieg glücklich geführt. Schlesien war ein bedeutender Verlust, stand aber in keinem Verhältniß zu der Gefahr, in welcher Maria Theresia sich zu Anfang des Krieges befunden hatte.

76. Krieg zwischen England und Frankreich 1755—1763.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. und des 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die jetzigen nordamerikanischen Staaten waren damals noch eine englische Colonie, sie beschränkten sich auf den Raum zwischen den alle-

ghanischen, apallachischen oder blauen Gebirgen und dem Meere; Canada und Louisiana gehörten den Franzosen und diese machten auch Anspruch an das ganze Stromgebiet des Mississippi und Ohio. Diesen Anspruch erkannten die Engländer nicht an. Sie waren außerdem mit den Franzosen uneinig über die Grenzen von Akadien oder Neuschottland. Im Utrechter Frieden waren die Wüsten von Akadien mit dem Ausdruck innerhalb der alten Grenzen von Frankreich an England abgetreten worden, im Aachener Fieden hatte Niemand daran gedacht, diese alten Grenzen näher zu bestimmen, und doch begannen gleich nachher die Engländer sich auszubreiten, und behaupteten, ihr Gebiet erstrecke sich bis an den Lorenzstrom. Die Engländer gründeten damals an der östlichen Küste von Akadien Halifax, sie siedelten sich in dem Lande nach Westen gegen den Lorenzstrom hin an, wo sie auf die Franzosen stießen, die sich ihrer Ausbreitung widersetzten.

Der Streit über die Grenzen von Neuschottland und Neubraunschweig hing mit einem andern enge zusammen, dessen große Bedeutung die Folgezeit erst recht ans Licht gebracht hat. Man stritt sich über das Eigenthumsrecht an den damals wüsten, jetzt mit glänzenden Städten bedeckten, innern Gegenden des Landes, der Stromgebiete des Ohio und des Mississippi, und um den Pelzhandel, der damals viel bedeutender war als jetzt. Schon früher waren die Franzosen und die englischen Colonisten am Ohio in Streit; als aber die englische Regierung einer Gesellschaft londoner Kaufleute durch ein Privilegium den ganzen Handel im Innern von Nordamerika nebst einem großen Strich Landes am Ohio überlassen hatte, kam es zu wirklichen Feindseligkeiten. Die sogenannte patentirte Ohio-Compagie suchte sich des ausschließenden Handels mit den Indianern zu bemächtigen; die Franzosen dagegen verjagten die Handelsleute mit Gewalt und gründeten das Fort Du Quesne *), um das Land am Ohio und Mississippi militärisch behaupten und bewachen zu können. Eine Reihe von Forts sollte nach dem Plane der Franzosen im Norden mit einer Reihe Befestigungen an der Grenze von Neuschottland in Verbindung gebracht werden, eine andere Reihe Forts am Ohio und Mississippi sollte im westlichen Lande einen Schlagbaum gegen die Fortschritte der Engländer bilden.

In Ostindien kämpften indische Fürsten, die sich Vasallen des Großmoguls nannten, um den Besitz der Provinzen desselben und riefen in ihren Streitigkeiten bald die Franzosen, welche in Pondichery, bald die Engländer, die in Madras Truppen hatten, um Hülfe an. Der Franzose Bussy, an der Spitze einer kleinen, nach europäischer Art geübten Macht, leistete dem Subah von Dekan in dessen unaufhörlichen Fehden so wesentliche Dienste, daß er der französischen ostindischen Compagnie einen größeren Landstrich abtrat, als jemals vor 1753 irgend

*) Der Statthalter von Canada, der das Fort bauen ließ und dem der Commandant untergeordnet war, hieß Du Quesne.

ein europäisches Volk, selbst die Portugiesen nicht ausgenommen, in Ostindien besessen hatte. Dies würde Krieg zwischen England und Frankreich veranlaßt haben, wenn nicht die französische Regierung die Unternehmungen des ehrgeizigen Directors Dupleix, den die ostindische Compagnie nach Pondichery geschickt hatte, mißbilligt hätte. Der Director ward zurückgerufen und der Compagnie untersagt, das abgetretene Gebiet in Besitz zu nehmen; dadurch wurden die Engländer beruhigt. In Amerika kam es indessen dennoch zu Feindseligkeiten, die einen Krieg unvermeidlich machten.

Die Engländer schickten nämlich den Generaladjutanten der Miliz von Virginien, den nachherigen Obergeneral der nordamerikanischen Republik, Washington, an den Commandanten des Forts Du Quesne und ließen ihn drohend auffordern, das Gebiet der Provinz zu räumen. Der Commandant verwies sie an den Gouverneur von Canada und es begann eine Unterhandlung, deren Ausgang beide Theile voraussehen konnten. Die Engländer gaben endlich Befehl, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und schickten den General Braddock mit einer kleinen Heeresabtheilung nach Amerika, um die französischen Forts anzugreifen. Dieser ward aber im Anfang Juni 1755 in den Wäldern auf eine solche Weise vom Feinde überfallen, daß seine Truppen zurückgetrieben wurden, ehe sie das Fort erreicht oder den Feind im offenen Felde gesehen hatten. Bei dieser Gelegenheit erwarb Washington großen Ruhm; denn während die regulären Truppen zerstreut wurden und Braddock selbst umkam, deckte der Generaladjutant der Milizen den Rückzug und rettete den Rest des kleinen englischen Heeres.

Die Engländer hatten die französischen Forts nicht erobern können, aber sie rüsteten Kaperschiffe aus, die auf allen Meeren die französischen Kauffahrteischiffe wegnahmen. Um daher die englische Flotte von den Colonieen fern zu halten, drohte Frankreich mit einer Landung in England, während es insgeheim in Toulon eine Flotte rüstete, um die Insel Minorca, welche seit dem Utrechter Frieden den Engländern gehörte, zu überfallen. Diese Flotte, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Richelieu, besetzte (21. April 1756) Port Mahon, die Hauptstadt Minorca's; der zu spät zum Entsatz geschickte englische Admiral Byng fand die französische Flotte so geordnet, daß er sie zu einem Treffen hätte zwingen können, welches auch einer seiner Unter-Befehlshaber begann; er aber wagte nicht mit den Kräften, die er schon vorhin dem Ministerium als unzureichend geschildert hatte, das Aeußerste zu versuchen, sondern schied aus dem Treffen und kehrte nach Gibraltar zurück. Dies unentschiedene Treffen galt aus einem doppelten Grunde in Frankreich für einen glänzenden Sieg; zuerst, weil die Engländer zum ersten Mal bei gleicher Zahl der Schiffe einem Seetreffen ausgewichen waren, dann, weil Richelieu durch Byng's Entfernung seinen Zweck, die gänzliche Eroberung Minorca's erreichte.

Das englische Volk war über den Verlust Minorca's und noch mehr über die furchtsame Entfernung englischer Schiffe aus einem See-

treffen so erbittert, daß man von Seiten der Regierung den Admiral Byng dieser Erbitterung opfern zu müssen glaubte. Der Admiral ward von dem unter dem Einflusse des Ministeriums bestellten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nach seinem Tode verwandelte sich die Wuth gegen ihn in Theilnahme an seinem Schicksal, und der Haß fiel mit doppeltem Gewicht auf das Ministerium und auf das Parlament, welches demselben diente.

In Frankreich war lauter Jubel, Voltaire und seine Freunde säumten nicht, Richelieu's Heldenthat recht laut zu verkündigen. In Ostindien gab der Verlust der damals ganz unbedeutenden englischen Factorei zu Kalkutta in Bengalen die Veranlassung zur ersten Gründung ihres ungeheuren Reiches im Osten, welches gegenwärtig 190 Millionen Einwohner zählt. Die Engländer hatten sich gerüstet, einen Angriff der Franzosen, mit dem sie bedroht waren, abzuwehren, dies gab dem Nabob einen Vorwand, ihr Fort zu zerstören und er verfuhr bei dieser Gelegenheit mit einer Grausamkeit, welche dem Ministerium vortrefflich diente, und als Clive mit 2400 Mann aus Madras nach Bengalen geschickt ward, schienen sich die Zeiten eines Cortez und Pizarro, eines Albuquerque und anderer portugiesischen Helden zu erneuern. In diesem Kriege gewann die ostindische Gesellschaft ein Kaiserthum; unzählige Engländer fanden Unterkunft, Fortkommen, Mittel, unermeßliche Reichthümer zu erwerben, ihre Verwandten, Freunde, Bekannten zu versorgen; Englands Betriebsamkeit erhielt unbegrenzte Aussichten.

In den folgenden Jahren wurden die zahlreichen Streitigkeiten der eingebornen Fürsten vortrefflich und systematisch benutzt, um die Engländer in alle innere Angelegenheiten einzumischen. Das Jahr 1758 besonders war für Pitt's neue Verwaltung um so rühmlicher durch Vortheile in allen Welttheilen, je kostspieliger und vergeblicher alle früheren Anstrengungen gewesen waren.

In Amerika nahmen die Engländer das Fort Du Quesne, die erste Ursache des Krieges, sie nahmen Louisbourg, den einzigen Hafen der Franzosen für ihre Kaper und Stockfischfänger. Im folgenden Jahre (1759) wurde der Zug nach Canada begonnen. Um dieselbe Zeit, als Canada angegriffen ward, rüstete man in England eine große Unternehmung gegen die französischen Antillen, besonders gegen Martinique und Guadeloupe. Guadeloupe ward in drei Monaten erobert, auch Maria Galante capitulirte, und die Franzosen waren von den sogenannten Inseln unter dem Winde ganz ausgeschlossen. Die englische Mordbrennerei auf den französischen Küsten wurde indessen lebhaft fortgesetzt, Kriegsschiffe, Flotten und einzelne Handelsschiffe der Franzosen wurden auf allen Meeren genommen oder vernichtet.

In Canada hatte der englische General Wolfe zugleich mit der Natur und mit der Ueberzahl eines von einem tüchtigen Feldherrn, Montcalm, angeführten Feindes zu kämpfen, der Triumph der Engländer über seinen Sieg war daher um so größer. Wolfe's kleines, nur 7000 Mann starkes Heer, von einer den Franzosen weit überlege-

nen Seemacht unterstützt, erschien am Ende Juni (1759) vor Quebek. Die Engländer machten am 30: Juli einen kühnen Angriff auf Montcalm's festes Lager und wurden zurückgeschlagen. Seit diesem Augenblick gerieth das kleine Heer bei nahendem Herbste in große Verlegenheit, so daß sich General Wolfe zu einer verzweifelten Unternehmung entschloß. Der eine Theil seines Heeres blieb Montcalm gegenüber liegen, ein anderer ward beordert, die unersteiglichen Felsen über der obern, ihrer Lage wegen nicht befestigten Stadt zu erklimmen. Das Unternehmen gelang, und Montcalm, durch die unerwartete Nachricht geschreckt, daß der Feind die obere Stadt bedrohe, that, was Wolfe bis dahin nicht einmal gehofft hatte, er verließ seine vortreffliche Stellung und bot den Engländern ein Treffen an (13. September). Dieses Treffen kostete den beiden obersten Befehlshabern der Engländer das Leben; aber Wolfe ward noch im Augenblicke des Verscheidens durch die Nachricht vom Siege erfreut; auch Montcalm fiel in der Schlacht. Schon fünf Tage nachher (18. Sept.) capitulirte Quebek. Wolfe's Tod ward in England als heldenmüthige Aufopferung fürs Vaterland und als die glänzendste That des ganzen Krieges gepriesen, durch Denkmale, Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche verewigt, und man hoffte auch Ober-Canada nach der Einnahme von Quebek leicht zu bezwingen. Murray blieb mit 7000 Mann zurück, um im Frühjahre den Feldzug gegen Ober-Canada zu machen; die Franzosen beschlossen indessen, den Angriff auf Ober-Canada nicht zu erwarten, sondern von dort aus, ehe eine neue Flotte und ein neues Heer eintreffen könnten, während der strengen Jahreszeit einen Angriff auf Quebek zu machen.

Der französische General Levis vereinigte bei Montreal, der Hauptstadt von Ober-Canada, etwa 10,000 Mann, mit denen er im April (1760) auszog und den englischen General schlug, der ihn aufhalten wollte. Die Franzosen hatten gehofft, nach ihrem Siege, Quebek im ersten Anlaufe zu nehmen; sie sahen sich aber in ihrer Hoffnung betrogen, die Belagerung ging ungemein langsam, und als die Engländer Verstärkungen unter General Amherst aus dem nördlichen Theile der damaligen englischen Provinzen von Nordamerika erhielten, verloren die Franzosen mit Montreal ganz Canada (Oct. 1760.)

Die französischen Besitzungen in Afrika waren schon früher von den Engländern erobert, und eine ungemein kostspielige Unternehmung gegen die englischen Niederlassungen auf der Küste Coromandel scheiterte theils durch die Wirkung des Klima's, theils durch die Uneinigkeit der Befehlshaber der Flotte und des Heeres, theils durch die schlechte Wahl des Mannes, der das ganze Unternehmen leiten sollte.

Der Graf Lally, ein Mann von dem sonderbarsten Charakter, ward von der französischen Regierung an der Spitze von einigen tausend Mann auf einer Flotte, die der Admiral d'Aché commandirte, 1757 nach Ostindien geschickt. Schon unterwegs geriethen Lally und d'Aché in heftigen Zwist und die Ueberfahrt war so langsam, daß sie erst

1758 bei Pondichery ankamen. Die Engländer, rascher und reicher als die Franzosen, hatten vorher eine Flotte abgeschickt, welche früher angelangt war, als die französische.

Der Oberst Coote, der das Commando der Engländer erhalten hatte, war im Jahre 1760 so glücklich, auf der Küste von Coromandel zu leisten, was Wolfe und Amherst in Canada, Clive in Bengalen geleistet hatten. Lally pflegte sich zu rühmen, daß er in zwei Jahren zehn Schlachten gewonnen, zehn Festungen erobert habe; um desto mehr Ruhm hatte Coote, als er ihn um alle Vortheile dieser zwei Jahre durch einen Sieg brachte, welcher, wenn man das Treffen bei Plassey ausnimmt, wodurch die Herrschaft von Bengalen erlangt ward, der bedeutendste war, den die Engländer in jenen Zeiten erhalten haben. Die große Unzufriedenheit der Franzosen mit ihrem Anführer erleichterte Coote den Sieg; das Lager der Feinde, ihr Geschütz, ihr Belagerungswerkzeug wurden von den Engländern genommen, die fliehenden Franzosen nach Pondichery getrieben; in ihrer indischen Hauptstadt belagert, wehrten sie sich neun Monate lang, und wurden endlich im Januar 1761, als Hunger, Mangel und Jammer in der Stadt einen unbegreiflichen Grad erreicht hatten, zur unbedingten Uebergabe gezwungen. Gleich hernach ward auch Mahé, der einzige Ort, der den Franzosen auf der Küste Malabar gehörte, weggenommen, und von allen Besitzungen der Franzosen im östlichen Weltmeere blieb ihnen nur die Insel Bourbon.

Vergleicht man den Zustand von England und Frankreich zu der Zeit, als Georg II. in seinem 77. Jahre starb, so wird man begreifen, warum er am Ende seiner Regierung am meisten angebetet ward, und warum Ludwig XV., noch um 1744 vom Volke fast abgöttisch verehrt, in Paris verachtet und mit Spottliedern verfolgt, ja in ganz Europa verwünscht wurde. Frankreich hatte seine Colonieen und seinen Seehandel verloren, seine Flotten waren geschlagen, seine Schiffe weggenommen, seine Heere beschimpft; der Credit war gänzlich erschöpft, und der Hof, dessen Lustbarkeiten nicht unterbrochen werden durften, mußte, um wenige Millionen zu erhalten, das Land schändlichen Wucherern Preis geben. England hatte damals fast 20,000 Mann Nationaltruppen unter Prinz Ferdinand in Deutschland, (s. Nr. 77), und trug nicht allein die Kosten eines Krieges auf allen Meeren und in allen Welttheilen ohne Beschwerde, sondern zog die Schätze aller Völker und Länder durch die stets zunehmende Betriebsamkeit und den ganz ausschließenden Handel an sich.

Choiseul, der Günstling Ludwig's XV. und der Marquise von Pompadour, suchte, sobald er Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, Spanien in den unglücklichen Krieg mit England zu verwickeln, dies gelang ihm aber erst, als Karl III. den Thron bestiegen hatte. Unter Ferdinand VI. hatten sich sowohl Frankreich als England vergeblich bemüht, Spanien zu einer engeren Verbindung zu bewegen; Frankreich hatte Minorca und seinen Beistand zur Eroberung von Gi-

braltar, Pitt sogar die Abtretung dieser wichtigen englischen Besitzungen angeboten; Spanien behauptete aber seine Neutralität, bis zum Tode der Königin Barbara (1758) und nach dieser Zeit stockten alle Geschäfte in Spanien völlig. Die Königin hatte bis zu ihrem Tode das Gemüth des unglücklichen Königs einigermaßen aufrecht gehalten, sie hatte seinen Blödsinn nicht bekannt werden lassen, nach ihrem Tode wagte es Niemand, irgend eine Verfügung zu machen. Der König hielt sich unzugänglich in seinem Palast verschlossen, er sprach kein Wort, er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, und ward endlich völlig wahnsinnig, obgleich die Minister dies nicht eingestehen wollten. Im Zustande trauriger Verrücktheit brachte Ferdinand noch acht Monate zu, ehe ihn der Tod erlös'te (Aug. 1759).

Karl III., bis dahin König von Neapel, ließ, ehe er nach Spanien abreis'te, seinen ältesten Sohn für blödsinnig erklären, ernannte den zweiten zum Prinzen von Asturien, und übergab dem dritten (Ferdinand IV.), der damals erst acht Jahre alt war, durch Ueberreichung des Schwertes, welches dieser hernach an Nelson schenkte, die Regierung von Neapel. Seine Zuneigung zu Frankreich war bekannt, wie sein Stolz auf den Namen eines Bourbon, er nahm den Gedanken einer innigen Familienverbindung der Bourbon'schen Höfe freundlich auf; doch dauerte es anderthalb Jahre, bis man den unglücklichen Vertrag (Pacte de famille) zu Stande bringen konnte.

Choiseul und sein König hofften damals die veränderten Umstände in England benutzen zu können, um einen besonderen Frieden mit Großbritannien zu erhalten. Prinz Friedrich von Wales war vor seinem Vater gestorben, sein Sohn, Georg's II. Enkel, war unter dem Namen Georg III. König geworden; er war erst im 23. Jahre, hatte von Natur wenig Anlagen, und war durch Lord Bute, der die Ober-Aufsicht über seine Erziehung gehabt hatte, mit absolut monarchischen Vorstellungen erfüllt worden. Ihm schien Pitt ein Usurpator des königlichen Rechts der Regierung. An die milden Formen eines Hofmannes wie Lord Bute gewohnt, nahm der junge König an der entscheidenden und nicht leicht Widerspruch duldenden Manier Pitt's in den Cabinetssitzungen Anstoß, und gab, als Legge und Holderneß im März 1761 das Cabinet verließen, seinem Freunde Bute einen Sitz; doch behielt Pitt noch vorerst die ganze Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Pitt, der allein unter allen, die im Cabinet saßen, sichere Kunde von der Unterzeichnung des Familienpactes hatte, forderte, daß sein König zugebe, daß von Seiten Englands der Krieg gegen Spanien sogleich erklärt werde, ehe noch Spaniens Rüstungen beendigt seien. Diesem Vorschlage widersetzte sich Lord Bute, dem der König beistimmte. Pitt fand sich überstimmt und trat aus dem Cabinet.

Die Erscheinung des Familientractats selbst, den man in Paris drucken ließ, erlaubte nicht mehr daran zu zweifeln, daß Spanien beschlossen habe, an dem Kriege Frankreichs mit England Theil zu nehmen, und man hielt nicht für rathsam, zu warten, bis Spanien alle

Anstalten zum Kriege beendigt hätte, sondern kam ihm am zweiten Tage des Jahres 1762 von Seiten Englands mit einer Kriegserklärung zuvor. Schon am 12. Februar war die ganze Insel Martinique erobert. Auf diese Weise war der ganze ostindische und westindische Handel der Franzosen vernichtet, ihre Colonieen besetzt, der Pelz- und Holzhandel durch die Eroberung von Canada verloren, der Stockfischfang auf den Sandbänken von Terre-Neuve ward durch die Besetzung der genannten Inseln vernichtet. In diesem unglücklichen Zeitpunkte riß man Spanien in den Krieg, welches weder eine Flotte noch eine Armee hatte, die es den Engländern hätte entgegensetzen können.

Spanien und Frankreich hielten es ihrem Interesse gemäß, den Beitritt des Königs von Portugal zu ihrer Allianz gegen England zu verlangen. Vergebens wendete er ein, daß er mit dieser Macht durch Verträge verbunden sei, welche ihm nicht erlaubten, die Partei ihrer Feinde zu ergreifen. Es erschien eine Erklärung der beiden alliirten Höfe, des Inhalts, daß spanische Truppen in Portugal einrücken würden, um sich der Häfen dieses Reiches zu versichern, und daß es auf den König ankäme, sie als Freunde oder Feinde zu empfangen. England schickte Portugal eine Flotte und Truppen zu Hülfe; und die spanische Armee, welche gegen dieses Reich kämpfen sollte, wurde durch ein französisches Truppencorps verstärkt. Die Spanier eroberten von den Portugiesen, während des Feldzuges 1762, weiter nichts als die Stadt Almeida. Die Engländer hingegen nahmen den Spaniern in Amerika Havanna und die Insel Cuba und in dem indischen Meere die Insel Manilla und die Philippinen.

Das englische Volk war so voll von seinen Siegen und Eroberungen, und die, welche sich zu Sprechern desselben aufwarfen, so abgeneigt, auch nur das geringste Stück Landes wieder herauszugeben, daß dem neuen Ministerium auch sogar seine Friedensliebe sehr übel gedeutet ward, und daß es genöthigt war, zu allerlei Winkelzügen seine Zuflucht zu nehmen, um nur einige wenige Eroberungen im Frieden zurückgeben zu dürfen; König Georg und sein Mentor dagegen glaubten, den Frieden durchaus suchen zu müssen.

Durch den pariser Frieden (10. Februar 1763) trat Frankreich Canada mit der Insel Cap Breton, so wie den Inseln und Küsten des Lorenz-Meerbusens und Flusses den Engländern ab. Alles auf dem linken Ufer dieses Flusses Gelegene wurde den Engländern überlassen, ausgenommen jedoch die Stadt Neu-Orleans, welche die Franzosen sich vorbehielten. In Europa gab Frankreich die Insel Minorca heraus und bekam von den Engländern Belle-Isle zurück, welche diese erobert hatten. Die Insel Cuba mit Havanna ward dem Könige von Spanien zurückgegeben, welcher den Engländern Florida nebst dem Fort St. Augustin und der Bay Pensacola abtrat. Der König von Portugal ward in den Zustand eingesetzt, worin er sich vor dem Frieden befunden hatte, und erhielt die amerikanische Colonie San Sagramento zurück, deren sich die Spanier in diesem Kriege bemächtigt hatten.

Dieser pariser Friede ist die Epoche, wo England auf dem höchsten Gipfel seiner Größe stand. Seine Schifffahrt und sein Handel gingen nach allen Welttheilen und wurden durch eine Seemacht beschützt, die um so furchtbarer war, da ihr die französische, welche der Krieg zerstört hatte, nicht mehr das Gleichgewicht hielt. Die unermeßlichen Landstriche in Amerika, Asien und in Afrika, die den Engländern durch diesen Frieden zugefallen waren, eröffneten ihrer Industrie neue Quellen.

77. Der siebenjährige Krieg in Deutschland.

(Nach G. A. H. Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Umgestaltung der europäischen Politik.

Das Emporkommen Preußens zu einem neuen Staate ersten Ranges hatte sowohl die Eifersucht der größeren Mächte, als den Neid der kleineren Staaten in hohem Grade erregt, um so mehr als Friedrich mit jenen wie mit diesen größtentheils in einem feindseligen Verhältnisse stand und seine gesammte Denk- und Handlungsweise von der der gleichzeitigen Fürsten unendlich verschieden war. Das Uebergewicht persönlicher Ueberlegenheit wurde um so stärker empfunden, je nachdrücklicher Friedrich seine errungene Macht zu benutzen wußte, und je größer die Besorgnisse waren, welche er dadurch überall erregte.

Den Mittelpunkt aller Gegner Friedrich's, an den sich alle seine Widersacher anschlossen, bildete Maria Theresia. Bei ihr waren persönlicher Widerwille, religiöse Abneigung, erlittener Verlust und politische Interessen auf das engste zu immer steigendem Hasse gegen Friedrich vereinigt. Wie mochte es auch anders sein, wenn sie erfuhr, daß Friedrich aus den schlesischen Domainen zehnmal so viel zog, als ihr Vater, und insgesammt aus Schlesien jährlich zwei Millionen Thaler mehr erhob, als dieser, daß er dadurch statt 3-—4000 Mann, welche Schlesien sonst stellte, sein Heer hatte um 40,000 Mann vermehren können, und im Stande war, sie mit einem immer bereiten Heere von weit über 100,000 Mann jeden Augenblick zu bedrohen oder gar zu überfallen. Maria Theresia suchte daher Friedrich überall Feinde zu erwecken und sich gegen ihn Bundesgenossen zu verschaffen. Sie selbst wollte den Frieden nicht brechen, aber bei der ersten für sie gerechten Veranlassung nicht nur Schlesien wieder nehmen, sondern Friedrich in eine völlig untergeordnete Lage zurückbringen, welche es ihm unmöglich machte, ihr gefährlich zu werden. Das war ihr eigentliches Ziel, welches zu erreichen sie kein Opfer scheute.

Zuerst bot sich Rußland als Bundesgenosse dar. Die wollüstige, eitle und träge Kaiserin Elisabeth hatten Friedrich's Sarkasmen erbittert, und von Seiten Oesterreichs wurde Alles aufgeboten, durch gehässige

Mittheilungen über den König diese Stimmung fortwährend zu nähren. Der Kanzler Bestuchef, der bei der Unthätigkeit der Kaiserin die Staatsangelegenheiten leitete, ein äußerst habsüchtiger, daher auch der Bestechung zugänglicher Mann, soll mißvergnügt geworden sein, weil er bei dem Abschlusse des Dresdener Friedens von Friedrich kein Geschenk erhalten. Jedenfalls war er Friedrich II. seitdem sehr entgegen. Es gelang daher Maria Theresia schon 1746, ein enges Vertheidigungs-Bündniß mit Rußland zu schließen.

Bald nach dem Aachener Frieden, der für die durch den österreichischen Erbfolgekrieg erschöpften Mächte eigentlich nur ein Waffenstillstand war, erfolgte eine fast vollständige Umwandlung des europäischen Staatensystems: Frankreich verbündete sich mit Oesterreich und England mit Preußen. Die erstere Verbindung wurde vorzüglich durch einen Mann bewirkt, welcher beinahe 40 Jahre hindurch Oesterreichs auswärtige Angelegenheiten leitete.

Anton Wenzel Graf von Kaunitz-Rietberg hatte durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten sich zum so tüchtigen Staatsmanne ausgebildet, daß er schnell zu den höheren Staatsämtern aufstieg. Als Gesandter an mehrern Höfen, dann als Bevollmächtigter Oesterreichs bei dem Aachener Friedensschlusse erwarb er sich die größte Zufriedenheit der Kaiserin und deren volles Vertrauen. Sie unternahm bald nichts Wichtiges mehr, ohne ihn um Rath zu fragen. Als Botschafter am französischen Hofe verstand er es nicht nur, sich dort durch sein gewandtes Benehmen beliebt zu machen, sondern auch die Achtung seiner Kaiserin in dem Grade zu erringen, daß sie ihn in dem Augenblicke, als sie schon einen Bruch mit Preußen bestimmt im Auge hatte, zum Kanzler erhob und so an die Spitze der Staatsangelegenheiten stellte. Kaunitz besaß eine tiefe und genaue Kenntniß der europäischen Verhältnisse, verstand durch scheinbare Freimüthigkeit Andere zu gewinnen, auszuforschen und zu benutzen, und verfolgte sein Ziel unerschütterlich bis zur Hartnäckigkeit. Uebrigens war er unbestechlich, unermüdlich eifrig und hingebend für das Interesse seiner Fürstin, die seine Verdienste völlig zu würdigen wußte, ihm daher seine unbegrenzte Eigenliebe und Eitelkeit nachsah, welche, verbunden mit Eigensinn, Anmaßung und Herrschsucht, ihn auch bei denen verhaßt machte, welche ihn nicht schon wegen seines schnellen Emporkommens beneideten. Die Fürstin und ihr Kanzler stimmten vorzugsweise völlig überein in ihrem, man kann sagen persönlichen Hasse gegen Friedrich II. Vielleicht hat Kaunitz zuerst den Gedanken gehabt, Frankreich für Oesterreich günstig zu stimmen und so eine Aussicht auf die Wiedererwerbung Schlesiens und die Demüthigung Preußens, den sehnlichsten Wunsch der Kaiserin, zu erhalten, was, so lange Preußen mit Frankreich verbündet war, unmöglich schien. Die Schwierigkeiten waren sehr groß und fast unübersteiglich. Es mußte das seit Heinrich IV. und Richelieu bei allen Staatsmännern Frankreichs tief eingewurzelte, gegen die Macht Oesterreichs gerichtete politische System als Vorurtheil dargestellt und völlig zerstört, also eine

völlige Umwandlung der alten Politik Frankreichs bewirkt werden. Kaunitz wagte sich daran und es gelang ihm durch die Umstände begünstigt fast völlig.

Schon bei den Aachener Friedens-Verhandlungen schlug Kaunitz den Franzosen vor, ihnen Brabant und Flandern zu überlassen, wenn sie Preußen zur Rückgabe Schlesiens an Oesterreich vermögen würden; die Franzosen aber dachten gar nicht daran, darauf einzugehen. Als Gesandter in Paris suchte Kaunitz die durch Friedrich's II. Geringschätzung und Sarkasmen beleidigte Pompadour, und durch sie den König zu gewinnen. Er bewog sogar die vorzugsweise in Beziehung auf weibliche Züchtigkeit sonst so strenge Kaiserin, der verächtlichen Maitresse eigenhändig freundlich zu schreiben, was diese sehr hoch aufnahm und seitdem im Interesse Oesterreichs sehr thätig war. Maria Theresia glaubte schon des Königs gewiß zu sein, nicht aber der Minister. Es war auch nicht so leicht, die alten Staatsmänner aus dem alten Gleise in ein neues, weit davon abweichendes, zu bringen. Da förderten die wieder ausbrechenden Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England (s. Nr. 76), die Trennung Englands von Oesterreich und Georg's Verbindung mit Preußen Maria Theresia's Absichten in sicher unerwartet entscheidender Weise.

Georg II. von England fürchtete, die Franzosen möchten sein ihm so theures Stammland Hannover besetzen, ohne daß das deutsche Reich und dessen Oberhaupt sich dem Einrücken fremder Truppen widersetzen werde. Er verlangte daher von Maria Theresia Schutz für sein Kurfürstenthum als billige Gegenleistung für die ihr früher in so gefährlicher Lage mit seiner pragmatischen Armee geleistete Hülfe. Allein Maria Theresia wollte ihre Macht lediglich zu einem Angriffe auf Preußen benutzen und sich um so weniger mit England gegen Frankreich einlassen, als sie mit diesem schon in Unterhandlungen stand. Daher trat England vom Bunde mit Oesterreich zurück und wandte sich an Preußen, dessen Bündniß mit Frankreich dem Ablaufe (Juni 1756) nahe war. Obgleich Friedrich II. einen neuen Krieg zu vermeiden wünschte, da er wohl einsah, daß er im glücklichen Falle wenig gewinnen, wohl aber im unglücklichen Falle viel, ja, fast Alles verlieren könne, so ließ er sich doch bewegen, mit England, das ihn auch der Freundschaft Rußlands versicherte, einen Neutralitätsvertrag zu schließen (Januar 1756), wonach beide sich verpflichteten, das Einrücken fremder Truppen in Deutschland zu verhindern. Da sich nun Friedrich weigerte, die alte Verbindung mit Frankreich zu erneuern, so gelang es dem Fürsten Kaunitz, den Bund zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande zu bringen (Mai 1756). Auch wußte er Rußland zu einem Angriffs-Bündnisse gegen Friedrich zu bestimmen. Als dieser erfuhr, daß seine Feinde die Absicht hatten, ihn im laufenden Jahre noch nicht anzugreifen, vielmehr ihre Rüstungen zu vervollständigen, um ihn gemeinschaftlich mit aller Macht im nächsten Jahre überziehen zu können, beschloß er, seinen Feinden zuvor zu kommen.

Allein hier trat ihm die Rücksicht auf Frankreich entgegen. Er wußte, daß Kaunitz wünschte, Preußen möchte angreifen, damit er dann französische Hülfe in Anspruch nehmen könne. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Kaunitz selbst ihn auf alle Weise zum Angriffe reizte. Da dem wiener Hofe seit länger als einem Jahre bekannt war, daß Friedrich aus Dresden Kenntniß von den geheimsten Depeschen erhielt, so wäre es nicht unmöglich, daß Kaunitz sogar diesen Weg benutzt hätte, Friedrich's Besorgnisse zu erhöhen und ihn zu einem übereilten Schritte zu veranlassen. Friedrich blieb selbst diese Absicht des Grafen Kaunitz nicht unbekannt. Allein dennoch entschied er sich zum Angriffe. Denn eine fortwährende Kriegsbereitschaft würde Preußens Hülfsquellen erschöpft haben und jede Zögerung stärkte die Macht seiner Feinde, schwächte aber die seinige. Um indessen den Vorwurf, daß er der Angreifer sei, möglichst von sich abzulenken und einen letzten, wenn auch vergeblichen Versuch zu machen, den Frieden zu erhalten, ließ er bei Maria Theresia nochmals über deren Bündniß mit Rußland und ihre Rüstungen anfragen. Als darauf eine stolze Antwort in Berlin einging, wurden die preußischen Truppen sofort in Bewegung gesetzt, der Feldmarschall Schwerin sollte aus Schlesien, der König selbst wollte mit dem Hauptheere durch Sachsen, nach Entwaffnung der sächsischen Truppen, in Böhmen eindringen. Den sächsischen Hof hielt nämlich Friedrich mit Recht für einen Theilnehmer an allen feindseligen Entwürfen gegen Preußen.

Der Feldzug des Jahres 1756.

Schon am 28. August überschritt das 70,000 Mann starke preußische Heer mit 224 Geschützen in drei Colonnen, rechts unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig von Halle aus, in der Mitte unter dem Könige und links unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern durch die Niederlausitz die sächsischen Grenzen und vereinigte sich, ohne Widerstand zu finden, am 10. September bei Pirna zur Einschließung des sächsischen Heeres. Dieses befand sich bei der unglaublichen Nachlässigkeit und Verschwendung des Hofes und des Grafen v. Brühl, welcher bei der Schwäche des Königs August die gesammte Leitung des Staates und des Heeres in seiner Hand hatte, in der übelsten Verfassung, ohne alle Erfordernisse zum Marsche und zum Feldzuge.

Friedrich machte vorläufig die Gründe bekannt, welche ihn bewogen hätten, den Absichten des wiener Hofes zuvor zu kommen und in Sachsen einzurücken und nachdem er in Dresden, ohne auf die Bitten der Königin zu achten, sich des Archivs bemächtigt hatte, dienten ihm die hier gefundenen Original-Urkunden als Belege einer vom Minister Herzberg ausgearbeiteten Denkschrift über die gefährlichen Anschläge Oesterreichs und Sachsens gegen Preußen.

Da er gleich anfangs fest entschlossen war, Sachsen während des Krieges zu behalten, dessen Heer mit dem seinigen zu vereinigen und

die Hülfsquellen des Landes für sich zu benutzen, so beschränkte er sich darauf, die Sachsen, die er schon als seine Truppen ansah, einzuschließen. Auf die dringenden Bitten König August's III. befahl Maria Theresia, Alles zu unternehmen, um das sächsische Heer zu entsetzen. Der österreichische Feldmarschall Brown rückte daher mit 33,000 Mann bis Lowositz vor. Der König dagegen ließ 40,000 Mann unter dem Markgrafen von Schwedt, dem Prinzen Moritz von Dessau und Winterfeld zur Einschließung der Sachsen zurück und rückte selbst mit 24,000 Mann und 100 Geschützen in Böhmen ein. Am 1. Oct. 1756 erfolgte die Schlacht bei Lowositz. Der König glaubte Anfangs, er habe nur den Nachtrab der sich zurückziehenden Oesterreicher vor sich und der Kampf begann mit einem für die Preußen nachtheiligen Reitergefechte. Als sich gegen Mittag der dichte Nebel lichtete, welcher dem Könige die Aufstellung der Oesterreicher verhüllt hatte, erkannte dieser, daß er das ganze österreichische Heer vor sich habe, dessen rechter Flügel jetzt den linken des Königs angriff. Aber dieser Angriff wurde tapfer zurückgeschlagen und das mit Oesterreichern überfüllte Städtchen Lowositz von den stürmenden Preußen genommen, worauf sich Brown, nach einem Verluste von 3000 Mann, gegen Budin zurückzog. Der König hatte seinen Zweck erreicht, den Entsatz der Sachsen durch die Oesterreicher zu vereiteln. Hauptsächlich aber war der Sieg für die Preußen dadurch wichtig, daß er die aus den ersten schlesischen Kriegen überkommene Ansicht von der Unbesiegbarkeit Friedrich's von Neuem bestätigte. Er übergab dem Marschall Keith den Befehl über das Beobachtungsheer in Böhmen und begab sich selbst zum Einschließungsheer nach Sachsen zurück. Die Sachsen hielten Hunger, Nässe, Kälte mit ehrenhafter Standhaftigkeit aus und, nachdem ein Versuch, mit Hülfe des herangezogenen Brown, sich einen Ausweg bei Schandau zu öffnen, mißlungen war, ergab sich zufolge einer am 15. Oct. abgeschlossenen Capitulation das 12—14,000 Mann starke sächsische Heer nach 35tägiger Einschließung; den Officieren wurde freigestellt in preußische Dienste zu treten, was nur wenige (53) und zwar meistens aus dem Preußischen gebürtige thaten, während die übrigen gegen schriftliche Versicherung, während des Krieges die Waffen nicht gegen Preußen führen zu wollen, in Freiheit gesetzt wurden, jedoch bestimmte Orte zum Aufenthalte angewiesen erhielten. Das Verlangen, daß weder Unterofficiere noch Soldaten gezwungen werden sollten, in preußische Dienste zu treten, schlug Friedrich mit den Worten ab: „darin hat sich Niemand zu mengen." Er bildete aus dem sächsischen Heere zehn neue preußische Regimenter und später noch fünf Grenadier-Bataillone. Zwei sächsische Reiterregimenter wurden anderen preußischen Regimentern einverleibt. Die üble Behandlung, welche die Sachsen von den preußischen Officieren erfuhren, steigerte ihre außerdem schon große Erbitterung. Wer irgend konnte, wurde flüchtig. Nun hob Friedrich im November 9000 Sachsen zur Ergänzung dieser Regimenter aus. Die jungen Leute flüchteten in Menge über die Grenzen und es mußten gewaltsame Mittel angewendet

werden, um die Recrutenstellung zu bewirken. Im Frühjahre wurde die Widersetzlichkeit der sächsischen Truppen noch stärker, als sie im Kriege verwendet werden sollten. Ueberall wo die Sachsen mit den Oesterreichern in Berührung kamen, leisteten sie wenig Widerstand, was bei Kolin und auf dem Rückzuge die nachtheiligsten Folgen hatte. Das preußische Heer räumte gegen Ende des October Böhmen. Schwerin bezog in der Grafschaft Glatz und in Ober- und Niederschlesien, der König in Sachsen die Winterquartiere.

Friedrich hatte nun durch seinen Einbruch in Sachsen eine willkommene Gelegenheit gegeben, durch die Kaiserin Elisabeth Rußland gegen ihn aufzubieten. Die Hauptschwierigkeit für Maria Theresia bestand indessen weniger darin, die mit ihr gegen Friedrich gleichgesinnten Fürsten für ihre Absichten zu gewinnen, als deren Mittel zu einem übereinstimmenden Plane und dann zu dessen Ausführung zu vereinigen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland schloß zwar (22. Januar 1757) mit Oesterreich ein dem Inhalte nach nicht bekannt gewordenes Bündniß, welches wahrscheinlich die Erwerbung Ostpreußens für Rußland wenigstens in Aussicht stellte, während Frankreich jeder Ausdehnung Rußlands entgegen war. Aber dem früher von England bestochenen Kanzler Bestuschef war nicht zu trauen und der zum Nachfolger bestimmte Großfürst Peter, ein Neffe Elisabeth's, war völlig für Friedrich II. eingenommen, den er enthusiastisch bewunderte, mit dem er seit 1755 in geheimem Briefwechsel stand und ihm während des Krieges, so viel ihm möglich war, von allem, was er über das russische Heer und den Hof erfahren konnte, Nachricht gab. Da nun Niemand auf die lange Lebensdauer der Kaiserin rechnen konnte, welche sich berauschenden Getränken höchst ausschweifend hingab, welcher Minister oder Feldherr mochte es wagen, die vorhandenen Kräfte vollständig gegen Friedrich II. zu verwenden und sich der Rache des Nachfolgers auszusetzen? Zudem hatten die Russen, wie es scheint, die Hauptabsicht, in Polen festen Fuß zu fassen; dem aber war Oesterreich und Frankreich entschieden entgegen.

In der schmählichsten Lage befand sich das deutsche Reich. Hier herrschte, bei dem völligen Verfalle des kaiserlichen Ansehens und der dadurch fast unumschränkten Gewalt der Reichsstände in ihren Ländern, die rücksichtsloseste und schmutzigste Selbstsucht unter den fürstlichen Häusern. Jeder der Fürsten handelte nach seinem Belieben, am meisten die mächtigern, welche Niemand daran hindern konnte. Ein jeder Reichsfürst nahm also nach seinem Interesse Partei für Oesterreich oder für Preußen und Hannover, obgleich allerdings die meisten, vorzüglich die kleineren Reichsstände genöthigt wurden, dem Reichsdeputationsbeschlusse vom 10. Januar 1757, wenn auch zum großen Theile ungern, Folge zu leisten, demzufolge der Reichsexecutionskrieg gegen Friedrich II. wegen der Besitznahme des Kurfürstenthums Sachsen beschlossen worden war.

Der Feldzug des Jahres 1757.

Die Oesterreicher hatten ihr Heer auf 174,000 Mann gebracht. Frankreich stellte im Frühjahre 105,000 Mann, welche im Sommer wie das österreichische Heer vermehrt, dann durch das Reichsheer von 32,000 Mann verstärkt wurden. Hiezu kamen 100,000 Russen und 22,000 Schweden, so daß dann insgesammt 430,000 Mann gegen Preußen und Hannover aufgestellt waren.

Der großen Uebermacht gegenüber hatte Friedrich II. mit den fast 200,000 Mann, die er ihnen entgegenstellen konnte, den wichtigen Vortheil, daß er seine Entwürfe selbst machen, den Umständen gemäß abändern und in weit höherem Grade selbständig ausführen konnte, als seine Gegner. Seine Feinde dagegen konnten sich nur sehr schwer und nie völlig über einen Entwurf zum Feldzuge einigen. Die einzelnen, durch weite Landstrecken von einander getrennten Oberbefehlshaber der mit Oesterreich verbündeten Heere führten, durch besondere Verhaltungsbefehle beschränkt oder eigenwillig, das, was verabredet war, nicht in Uebereinstimmung aus. Endlich waren sie nicht im Stande, den Officieren und Soldaten den kriegerischen, oft in begeisterte Hingebung übergehenden Geist einzuhauchen, der vorzugsweise das Heer des Königs beseelte, welcher jetzt den Kampf gegen eine so große Uebermacht beginnen sollte.

Der König beschloß nach reiflicher Berathung, vorzüglich mit Schwerin, noch ehe die Oesterreicher ihr Winterlager verlassen hätten, zugleich mit 76,000 Mann in drei Heeres-Abtheilungen von Sachsen und von Schlesien aus in Böhmen einzudringen. Am 4. Mai sollte das gesammte Heer, 117,000 Mann stark, vor Prag vereinigt sein, die unvorbereiteten Oesterreicher überfallen und ihre zerstreuten Abtheilungen erdrücken, hielten sie aber Stand, sie angreifen und schlagen und Prag erobern. Der Marschall Brown warf die Gegner an der Spitze von 22 Grenadier-Compagnieen völlig zurück, bis er selbst tödtlich verwundet wurde. Seitdem waren die Oesterreicher während der Schlacht ohne obere Leitung. Vergeblich suchten andererseits Schwerin und Fouqué die geschlagenen Bataillone wieder zu ordnen, vergeblich ergriff der 73jährige Schwerin mit jugendlichem Muthe selbst eine Fahne, um sie wieder gegen den Feind zu führen. Fünf Kartätschenkugeln streckten ihn todt nieder, die Fahne bedeckte den Helden. Glücklicher war der Theil des linken Flügels, den der König selbst heranführte; er warf die österreichischen Grenadiere völlig, so daß diese, nicht unterstützt von ihrer Reiterei, das Schlachtfeld räumten. Zugleich erstürmte der rechte preußische Flügel, wo sich der Prinz Heinrich von Preußen durch Tapferkeit und Entschlossenheit auszeichnete, obwohl mit großem Verluste bei der hartnäckigen Vertheidigung, den Taborberg. Unter fortwährendem Kampfe wichen die Oesterreicher, nur zum Theil in Unordnung, nach Prag zurück. Um 8 Uhr endete die Schlacht. Sie kostete den Preußen mehr als bis dahin irgend eine andere, näm-

lich über 12,000 Todte und Verwundete, und unter den fünf Generalen, welche auf dem Felde blieben oder an ihren Wunden starben, auch den Feldmarschall Schwerin. Preußen verlor an ihm den erfahrensten Feldherrn seiner Zeit, die Soldaten ihren Vater; denn selten besaß ein Feldherr in dem Grade wie er zugleich die Liebe und die ehrfurchtsvolle Achtung seiner Untergebenen. Die Oesterreicher verloren über 13,000 Mann, unter welchen der tüchtige Marschall Brown, der an seinen Wunden starb, und 33 Geschütze gegen 5, welche sie erobert hatten. Der Schrecken über den Verlust der Schlacht bei Prag war in Oesterreich so groß, daß in Wien schon Vorbereitungen zur Rettung der Archive getroffen wurden. Der König wollte Prag so bald als möglich erobern und das darin befindliche Heer von 50,000 Mann gefangen nehmen, worauf er fast ungehindert auf Wien hätte vorrücken können. Allein zur Belagerung fehlte ihm das nöthige Belagerungsgeschütz und die Einschließung Prags auf beiden Seiten der Moldau, in einem Umfange von fast drei Meilen, war um so schwieriger, als der König schon den Herzog von Braunschweig-Bevern mit 17,000 Mann zur Beobachtung des zum Entsatze heranrückenden Daun entsenden mußte. Er rechnete bei seinem verwegenen Entwurfe auf die Entmuthigung der Oesterreicher in Prag, welche er bisher in allen Schlachten geschlagen hatte.

Der Graf Leopold von Daun, der Hersteller des österreichischen Kriegswesens unter Maria Theresia nach dem Aachener Frieden, war ein eben so wissenschaftlich gebildeter und kriegserfahrener als unermüdet arbeitsamer Mann, dazu von unerschrockenem Muthe, seltener Kaltblütigkeit im hitzigsten Gefechte und von äußerster Ausdauer. Er überließ nichts dem Zufalle, verzichtete weit eher auf Vortheile, als daß er etwas aufs Spiel setzte, wollte keinen Hauptschlag thun, ohne des Sieges gewiß zu sein, ging langsam und höchst bedachtsam aber unverrückt auf das Hauptziel los, welches er ins Auge gefaßt hatte. Er war der einzige Mann, welcher das wahre Wesen dieses österreichischen Krieges, als Oesterreicher von Geburt, dem König Friedrich II. gegenüber vollständig ausdrückte. Er weiß, daß er Friedrich II. dadurch besiegen wird, wenn er sich nur von diesem nicht schlagen läßt. Das an Hülfsquellen reiche Oesterreich kann den Krieg, so schwer er ist, doch länger führen, als das viel ärmere, junge, aufstrebende Preußen.

Der König hatte auf die Nachricht, daß Daun den Befehl erhalten, Prag zu entsetzen, den Beschluß gefaßt, den Oberbefehl über das Beobachtungsheer selbst zu übernehmen. Er sah wohl ein, daß er eine zweite Schlacht in Böhmen wagen und einen zweiten Sieg erfechten müsse, um Prag zur Uebergabe zu bringen. Er hoffte, das würde ihm die völlige Ueberlegenheit über die Oesterreicher verschaffen, die erschrockenen Reichsfürsten zur Parteilosigkeit bringen, das Vorrücken der Franzosen in Deutschland aufhalten und selbst auf die Russen starken Eindruck machen. Daher brach er am 18. Juni früh auf, um nach Kolin zu marschiren, als er von einer Höhe bei Planian Daun's

Heer in Schlachtordnung vor sich sah. Als er die einzige Schwäche der Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel erkannt hatte, befahl er, diesen mit seinem linken Flügel anzugreifen. Zieten warf Nadasdy's Reiter, während Hülsen einen von Oesterreichern besetzten Eichbusch nahm, wodurch allein das weitere Vordringen möglich wurde. Er erwartete nun weitere Unterstützung, wozu der gesammte linke Flügel unter dem Prinzen Moritz von Dessau eiligst heranrückte. Plötzlich rief diesem der König gegen die von ihm selbst gegebene Schlachtordnung: Halt! Front! zu. Der Prinz, der die Gefahr begriff, welche die Aenderung des Entwurfs mitten in dessen Ausführung für die Schlacht haben müsse, that, als hätte er nichts gehört und rief: Marsch! Marsch! Der König wiederholte seinen Befehl, zu halten und aufzumarschiren. Der Prinz machte, ohne ihn zu befolgen, vergebliche Vorstellungen. Da sprengte der König, heftig aufgebracht, indem er mit gezogenem Degen den Prinzen bedrohte, auf diesen zu und rief: „In des Teufels Namen, machen Sie Front, wenn ich es befehle!" worauf der Prinz gehorchte und betrübt zu seinem Neffen, dem jungen Fürsten Franz, sagte: „die Schlacht ist verloren." Dann zog so viele Truppen, als er vermochte, auf seinen rechten Flügel und ließ den von Hülsen schwach besetzten Eichbusch wieder nehmen. Vergeblich war ein tapferer Angriff des kühnen Seidlitz. Vierzehn, durch ihr siegreiches Vordringen bei dem tapfern Widerstande der Oesterreicher schon sehr geschwächte preußische Bataillone erlagen dem Angriffe der sächsischen Reiter und flüchteten zersprengt zurück. Der König bemühte sich vergebens, sie zu sammeln. Von nur Wenigen begleitet ritt er gegen eine österreichische Batterie vor, als er von einem Begleiter gefragt wurde, ob er allein sie nehmen wolle. Er hielt an, betrachtete die Stellung der Oesterreicher, gab dem Herzoge von Bevern den Befehl zum Rückzuge und eilte zum Einschließungsheer nach Prag.

Der Verlust der Preußen war außerordentlich groß; er betrug fast 14,000 Mann und 45 Geschütze. Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Eifersucht und dann Spannung zwischen Daun, welcher eben als Retter der Monarchie gefeiert wurde, und dem Herzog Karl, dessen geringe Fähigkeit offen lag und der dennoch den Oberbefehl über beide Heere erhielt, viel beitrug, um die gesammten Bewegungen der Oesterreicher zu lähmen. Das verschaffte dem Könige Zeit, seine zerstreuten Truppen zu sammeln und sie, fast 73,000 Mann stark, ohne weiteren Verlust über die Elbe zu ziehen.

Die erste Niederlage des Königs bewog auch die bisher noch unthätigen Bundesgenossen Oesterreichs einen entscheidenden Schlag zu wagen. Die Franzosen waren unter dem Marschall d'Estrées, über 100,000 Mann stark, sehr langsam bis an die Weser vorgedrungen, ohne daß der unfähige Herzog von Cumberland mit seinem hannöver'schen Beobachtungsheer (von 54,000 Mann) ihnen auch nur den Zug durch die haltbarsten Pässe streitig gemacht hätte. Als der Herzog vom Mar-

schall d'Estrées bei Hastenbeck auf dem rechten Ufer der Weser angegriffen wurde (26. Juli), verlor er durch Mangel an Einsicht den Sieg, den er durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig bereits in Händen hatte, indem er das Schlachtfeld vorzeitig aufgab, welches doppelt so viele todte und verwundete Franzosen als Verbündete bedeckten. — Die Russen waren, in Folge der dringenden Aufforderungen Oesterreichs und Frankreichs, ebenfalls 100,000 Mann stark, unter dem Feldmarschall Apraxin in Preußen eingerückt. Auf Friedrich's Befehl griff der 76jährige Feldmarschall Lehwald die ihm fast vierfach überlegenen Russen bei Groß-Jägerndorf, zwischen Wohlau und Insterburg, an (30. August), ohne die feindliche Aufstellung genau ermittelt zu haben und wurde daher nach tapferem Kampfe, mit Verlust von 4500 Mann, zum Rückzuge genöthigt, während der Verlust der Russen auf 9000 Mann geschätzt wurde. Der Sieger aber zog sich, anstatt weiter vorzurücken, was er ungehindert konnte, unter dem Vorwande des Mangels an Lebensmitteln langsam nach Rußland zurück. Die Ursachen dieses auffallenden Rückzuges sind bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärt und nur so viel ist gewiß, daß derselbe gegen den Willen der damals kranken Kaiserin durch Umtriebe am Hofe, wahrscheinlich mit lebhafter Theilnahme des Großfürsten Peter, bewirkt wurde. Sowohl der Feldmarschall, als bald darauf auch der Kanzler Bestuschef fielen bei ihrer Kaiserin in Ungnade. Jedenfalls aber war für dieses Jahr Preußen von den Russen befreit und Friedrich konnte dem Marschall Lehwald befehlen, sich mit 15,000 Mann gegen die Schweden in Pommern zu wenden. Diese waren, 22,000 Mann stark, über die Peene vorgedrungen und durchstreiften, starke Kriegssteuern erhebend, die Uckermark. Schon wurde daran gedacht, es sollte eine französische Heeres-Abtheilung über die Elbe gehen und vereint mit den Schweden Berlin einnehmen.

Friedrich selbst wandte sich nach der mittlern Elbe gegen die Reichsarmee unter dem Herzoge von Hildburghausen, indem er das 45,000 Mann starke Hauptheer unter dem Herzoge von Bevern in der Lausitz den Oesterreichern gegenüber zurückließ, um Schlesien zu decken. Eine Abtheilung dieses Heeres unter Winterfeld (14,000 Mann) wurde von den Oesterreichern (Nadasdy) unerwartet angegriffen und bei dem Dorfe Moys geschlagen (7. Sept.), Winterfeld selbst tödtlich verwundet. Der Verlust dieses Generals war in diesem Augenblicke um so bedeutender, als der König bei den Maßregeln zur Vertheidigung Schlesiens am meisten auf ihn gerechnet hatte.

Gegen Ende October erhielt der König Nachricht von dem in dieser Jahreszeit nicht mehr erwarteten Vorrücken des Reichsheeres, dem eine Abtheilung Franzosen unter Soubise beigegeben war, um das zuchtlose Heer und die dem Kriege abgeneigten Reichsfürsten im Zaume zu halten. Friedrich traf sie bei Roßbach an der Saale in einer so festen Stellung, daß er es nicht wagen konnte, mit seinen 22,000 Mann die 64,000 Mann starken Feinde anzugreifen. Wären diese ruhig stehen

geblieben, so hätte der König wegen der Gefahr, in welcher er war, Schlesien völlig zu verlieren, bald von ihnen abstehen und ihnen Sachsen überlassen müssen. Zum Glück für ihn faßte der Herzog von Hildburghausen den Plan, den König zum Rückzug über die Saale zu nöthigen und dann ungestört Winterquartiere zu beziehen. Am 5. Nov. zog sich der rechte Flügel des Reichsheeres in einem weiten Bogen um den linken preußischen Flügel herum, als wollte er dem Könige den Rückzug nach der Saale abschneiden. Als er glaubte, das preußische Heer bereits völlig umgangen zu haben, brach der General Seidlitz, welchem, obwohl er der jüngste Reiter-General war, der König seine ganze Reiterei anvertraut hatte, mit seinen 38 Schwadronen hervor und sprengte die feindlichen 52 Schwadronen nach geringen Versuchen der Gegenwehr so, daß sie mit Verlust vieler Gefangenen bis über die Unstrut flüchteten. Von ihrer Reiterei verlassen, im Rücken jetzt von Seidlitz bedroht, versuchten die Feinde noch gegen das vom Könige selbst herangeführte Fußvolk anzurücken, mußten aber schon nach einer Viertelstunde in großer Unordnung die Flucht ergreifen. Diesen Augenblick nahm Seidlitz wahr, um mit der Reiterei in den Rücken der Feinde einzuhauen und deren Niederlage zu vollenden. Die Preußen verloren nur 165 Todte und Verwundete, ihre Feinde 6-—700 Todte, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene (darunter gegen 300 Officiere). Der König übergab den Oberbefehl der bis über die Unstrut vorgerückten Truppen dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und eilte nach Schlesien, wo seine baldige Gegenwart durch die Bedrängniß des Herzogs von Bevern dringend nothwendig war.

Denn hier hatten die Oesterreicher durch die Einnahme der Festung Schweidnitz einen sichern Waffenplatz gewonnen und waren Meister des Gebirges und seiner Pässe. Der Herzog Karl von Lothringen, verstärkt durch das Nadasdy'sche Heer, hatte mit seiner Uebermacht von 80,000 Mann den Herzog von Bevern, der kaum 30,000 Mann hatte, angegriffen und ihn (22. Nov.) bei Breslau besiegt; zwei Tage später wurde der Herzog von Bevern von einem österreichischen Vorposten gefangen genommen und Breslau ohne Gegenwehr den Oesterreichern übergeben. Diese gedachten in Schlesien sichere Winterquartiere zu halten, der König aber sah wohl ein, daß er sie unverzüglich vertreiben oder den ganzen Besitz dieser Provinz auf immer aufgeben müsse. Er vereinigte sich mit dem Reste des Bevern'schen Heeres, hatte aber auch dann nur 32,000 Mann, während der Herzog Karl von Lothringen sich ihm gegenüber in der günstigsten Lage befand, im Besitze von Breslau und Schweidnitz und damit des größten Theiles von Schlesien, in einer sehr festen Stellung mit einem Heere von 80,000 Mann erprobter und seit dem Tage von Kolin durch erfochtene Siege ermuthigter Soldaten. Diese anzugreifen war ein Entschluß der Verzweiflung, von dem auch die muthigsten Generale einen günstigen Erfolg kaum für möglich hielten.

Des Königs eigenes Beispiel unerschütterlichen Muthes und Selbst-

vertrauens leuchtete Allen vor. Nachmittags den 3. December vor dem Abmarsche von Parchwitz sprach er zu den deßhalb um ihn versammelten Generalen und Stabsofficieren von den erlittenen Unglücksfällen, daß er aber dennoch ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Muthe und ihrer Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe habe, die sie so oft bewiesen, wie er mit inniger Rührung anerkenne. Er würde glauben, nichts gethan zu haben, wenn er die Oesterreicher im Besitze von Schlesien ließe. „Ich werde", fuhr er mit dem ihm eigenthümlichen durchdringenden Feuer fort, „gegen alle Regeln der Kunst das fast dreimal stärkere Heer des Herzogs Karl angreifen, wo ich es finde. Es ist hier nicht die Frage nach der Zahl der Feinde oder nach der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren des Heeres bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, welche bald folgen werden. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber Einer, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Er hielt etwas inne. Eine heilige Stille herrschte. Die Worte des Königs hatten die Begeisterung aller Zuhörer geweckt; er sah es an ihren Zügen und fuhr dann mit freundlichem Lächeln fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde, ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleistete Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Nun, meine Herren!" endete er, „leben Sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nicht wieder!" Die Begeisterung, welche der König eingeflößt hatte, ergoß sich bald durch das ganze Heer und allgemeine Zuversicht verbreitete sich als günstiger Vorbote eines nahen Sieges.

Die Oesterreicher, welche das kleine preußische Heer als „berliner Wachtparade" verspotteten, hatten sich einer behaglichen Sicherheit hingegeben, da sie gar nicht glaubten, daß Friedrich in der vorgerückten Jahreszeit (Anfangs December) noch etwas Ernstliches unternehmen würde. Dazu kam noch, daß sich der Herzog Karl von Lothringen, dem ruhige Besonnenheit, Uebersicht zum Entwurfe und Festigkeit im Handeln fehlte, mit dem ihm gewissermaßen zur Seite gestellten, höchst besonnenen und charakterfesten Daun, dem Sieger von Kolin, der sich seines überlegenen Feldherrntalentes wohl bewußt war und den Oberbefehl erstrebte, fortwährend über die zu ergreifenden Maßregeln nicht einigen konnte. So geschah es auch am Tage der Schlacht bei Leuthen (5. Dec.), wo der Herzog ganz außer Fassung kam und bald jede einheitliche Leitung aufhörte. Es war 1 Uhr, als der Prinz Moritz

von Dessau mit dem Fußvolke, Zieten mit der Reiterei des preußischen rechten Flügels ihren Angriff auf den österreichischen linken Flügel unter Nadasdy begonnen. Die dort befindlichen Württemberger wollten als Protestanten nicht gegen den König von Preußen fechten. Sie widerstanden wenig, ergriffen dann die Flucht und rissen die ebenfalls nicht sehr kampfbegierigen Baiern mit sich fort, der ganze österreichische linke Flügel wurde bis hinter Gohlau, gegen Leuthen hin, zurückgeworfen. Im vollen Siegeslaufe brachen die Preußen allen Widerstand und verbreiteten unter den Oesterreichern Schrecken und Verwirrung. Erst nach einem höchst hartnäckigen Kampfe gelang es den Preußen das Dorf Leuthen zu erobern, dann mit Anstrengung aller Kräfte auch die hinter dem Dorfe gedrängt aufgestellten Oesterreicher in Verwirrung zu bringen, worauf die preußische Reiterei des linken Flügels die ihr gegenüberstehende österreichische völlig aus dem Felde schlug und die gänzliche Niederlage und Flucht der Oesterreicher vollendete. Nur die Nacht rettete die Oesterreicher vor gänzlicher Auflösung ihres Heeres. Die Preußen verloren an diesem wahrhaft glorreichen Tage wenig über 5000, die Oesterreicher gegen 10,000 Todte und Verwundete, außerdem aber noch 12,000 Gefangene und 116 Kanonen. Der höchst niedergeschlagene Herzog von Lothringen ließ in Breslau eine Besatzung von 17,000 Mann und zog sich, lebhaft von Zieten verfolgt, nach vielem Verluste über Schweidnitz nach Böhmen zurück. Der König schloß Breslau ein und fing an es zu beschießen. Eine Bombe fiel in den Pulverthurm auf der Taschenbastei, welche in die Luft sprang und eine Bresche öffnete, worauf die 17,000 Mann starke Besatzung das Gewehr streckte. Es blieb den Oesterreichern in Schlesien nur noch die Festung Schweidnitz.

Auch hatte der alte Marschall Lehwald, nach dem Abzuge der Russen aus Ostpreußen, sich nach Pommern gewandt und ohne große Anstrengung die schlecht angeführten Schweden aus fast ganz Pommern vertrieben, nur Rügen und Stralsund blieben ihnen.

Die Friedenshoffnungen, denen der König sich hingab, weil seine Gegner zum Theil entmuthigt und noch mißtrauischer gegen einander waren, als früher, erwiesen sich bald als nichtig, denn Maria Theresia rechnete nach der Genesung der Kaiserin Elisabeth auf thätigere Mitwirkung Rußlands und glaubte, die Gelegenheit zur völligen Demüthigung Preußens kehre vielleicht nie mehr wieder. Auch beharrte Ludwig XV., nach dem Rathe der Pompadour und gegen die immer lauter werdende Stimme seiner besten Kriegs- und Staatsmänner, bei dem unnatürlichen Bündnisse mit Oesterreich. Friedrich II. fand dagegen wegen seiner erstaunenswürdigen Vertheidigung gegen so zahlreiche Feinde jetzt in England eben solche Sympathieen, wie 1741 die von allen Seiten angegriffene junge Maria Theresia, und erhielt zufolge eines Vertrages mit Georg II. (4. April 1758) eine Million Thaler englischer Subsidien. Dieser Vertrag wurde in den folgenden Jahren noch dreimal (zuletzt Ende 1760) erneuert.

Die Feldzüge des Jahres 1758.

In diesen wie den folgenden Jahren, bis zum Frieden, war der Kriegsschauplatz ein doppelter: im westlichen Deutschland gegen die Franzosen (80,000 M.), welche ihre Kriegsbewegungen abgesondert von denen ihrer Verbündeten erhalten wollten, da sie bereits an den Frieden mit England (in dem gleichzeitigen Seekriege, s. Nr. 76) dachten, im östlichen Deutschland gegen die (75,000) Russen, (122,000) Oesterreicher, (32,000) Reichstruppen und (21,000, Anfangs nur 7000) Schweden.

Der König überließ den Krieg auf dem westlichen Schauplatze dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, der den beiden verbündeten Königen von England und Preußen durch Verwandtschaft nahe stand und die wichtigsten Eigenschaften eines tüchtigen Anführers in sich vereinigte: Muth und ruhige Geistesgegenwart, scharfsichtigen Blick für die Wahl des Angriffs, richtige Beurtheilung seiner Gegner und geschickten Tact in der Auswahl seiner nächsten Gehülfen. Diesem talentvollen Manne gelang es, die aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzten, ungebildeten Truppen in kurzer Zeit zu einem Ganzen zu verschmelzen und mit einem Eifer zu beleben, wie er kaum in höherem Grade bei dem Heere des Königs zu finden war.

Schon in der Mitte Februar 1758 eröffnete der Herzog mit etwa 30,000 Mann den Feldzug gegen die in weiten Winterquartieren (von Goslar bis Verden) zerstreuten Franzosen (unter Clermont), welche er bis über den Niederrhein zurücktrieb. Im Anfange des Juni ging auch er unterhalb Emmerich über den Rhein, trieb die (47,000) Franzosen vor sich her und schlug sie bei Crefeld (23. Juni), indem er mit seinem rechten Flügel höchst verwegen den feindlichen linken Flügel umging, während die französischen Unterbefehlshaber die ihnen ertheilten Befehle nicht ausführten und ihre Reiterei sich geradezu weigerte, einen Angriff zu machen. Der Marschall Contades erhielt nun den Oberbefehl des Hauptheeres der Franzosen; ein kleineres französisches Heer unter Soubise drang von Hanau aus gegen Kassel vor. Deßhalb ging Ferdinand über den Rhein zurück und Contades folgte ihm. Doch geschah nichts von Bedeutung, Ferdinand konnte, bei der Unthätigkeit, in welcher Soubise verharrte, die Vereinigung der beiden französischen Heere verhindern, von denen das größere (unter Contades) im Anfange des Winters auf das rechte Rheinufer zurückkehrte und zwischen Rhein und Maas Winterquartiere bezog, was Soubise, nachdem er über den Main zurückgegangen war, zwischen diesem Flusse und dem Rheine, der Herzog Ferdinand in den Bisthümern Münster, Paderborn und Osnabrück that.

Der König führte auf dem östlichen Schauplatz den Krieg Anfangs nicht minder glücklich. Er eroberte zunächst Schweidnitz, welches er durchaus nicht in seinem Rücken in Feindeshänden lassen durfte, drang dann, während die Oesterreicher einen Angriff auf Böhmen er-

warteten, in Mähren ein und belagerte die im Jahre 1742 von ihm leicht eroberte Festung Olmütz, indem er hoffte, den jetzt (an Karl's von Lothringen Stelle) mit dem Oberbefehl versehenen Daun aus dessen fester Stellung zum Entsatze der Festung herbeizuziehen und dann Gelegenheit zu erhalten, diesen zu schlagen, während sein Bruder, der Prinz Heinrich, dem er den Oberbefehl in Sachsen übertragen hatte, das Reichsheer angreifen und Prag nehmen sollte. Allein Daun schloß allmählich das preußische Belagerungsheer ein, so daß der König auf eine Täuschung sinnen mußte, um zu entkommen. Er ließ dem Daun eine falsche Nachricht in die Hände spielen, als ob er über Troppau nach Schlesien gehen wollte, schlug dann ganz unerwartet den Weg durch Böhmen ein und gelangte ohne wesentlichen Verlust über Friedland nach Landshut in Schlesien. Allgemeine Bewunderung erregte dieser mit richtigem Blicke gewählte und mit ungemeinem Geschicke geleitete und ausgeführte Rückzug.

Glücklicher Weise hatten die Russen (unter Fermor) den Feldzug sehr spät eröffnet und kamen mit ihrem unermeßlichen Gepäck auf sehr kleinen Tagemärschen durch Polen erst im Anfang August bis vor Küstrin. Auf ihrem Wege verübten sie, besonders die unregelmäßigen Truppen (Kosaken und Kalmücken), die größten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten gegen die Einwohner ohne Schonung des Alters und Geschlechts. Der darüber außerordentlich erbitterte König ließ bei Landshut 40,000 Mann zur Vertheidigung Schlesiens zurück und brach in Eilmärschen gegen die Russen auf. Er vereinigte sein Heer mit den preußischen Truppen unter Dohna (Lehwald's Nachfolger), die auf seinen Befehl die Einschließung von Stralsund aufgegeben hatten und dem belagerten Küstrin zu Hülfe gekommen waren. So auf 32,000 Mann verstärkt, umging der König bei Zorndorf (25. Aug.) den linken Flügel der Russen und richtete seinen Hauptangriff auf die dicht zusammengedrängten Massen des rechten Flügels, der zuletzt durch den tapfern Seidlitz geworfen wurde. Um 1 Uhr ließ der König seinen rechten Flügel gegen den russischen linken vorrücken und abermals gewann der Scharfblick und die Entschlossenheit des tapfern Seidlitz den Sieg. Die Schlacht war die blutigste in dem bisherigen Kriege; die Russen verloren über 21,000, die Preußen über 11,000 Mann. Die russische Kaiserin wollte lebhaft die Fortsetzung des Krieges, die Generale widerstrebten, und im Allgemeinen hatten die Russen keine Lust, sich weiter anzustrengen und Gefahren für ihnen fremde Interessen zu übernehmen. Dem Könige konnte nichts erwünschter sein, als daß die Russen das freiwillig thaten, wozu er sie nur sehr schwer hätte zwingen können, nämlich sich zurückzuziehen. Er ließ den General Dohna mit etwa 17,000 Mann zu ihrer Beobachtung stehen und brach mit 28,000 Mann nach Sachsen auf, wo sich der Prinz Heinrich der großen Uebermacht Daun's und des Reichsheeres kaum mehr erwehren konnte. Der Prinz Heinrich besaß bei vieler Vor- und Umsicht ebenso großes Talent zur Führung des so schwierigen Vertheidigungskrieges, wie sein Bruder

bei großer Lebendigkeit und fester Willenskraft zum rasch entscheidenden Angriffskriege. So ergänzten beide einander vortrefflich, und wie der Prinz des Königs Drang zu kecken Wagestücken mäßigte, so reizte der König des Prinzen vorsichtige Besonnenheit zu kühnen Unternehmungen.

Als der König mit 52,000 Mann gegen Daun heranrückte, setzte dieser den Angriff auf den Prinzen aus und, während er den König in der einmal vorgefaßten Meinung, er werde sich nach Böhmen zurückziehen, zu erhalten wußte, bereitete er den Ueberfall bei **Hochkirch** in der Lausitz vor; er selbst wollte vor Tagesanbruch (14. Oct.) die Hauptstellung der Preußen angreifen, während Laudon den rechten preußischen Flügel umgehen sollte. Die Oesterreicher näherten sich am Abend vorher bei tiefer Finsterniß in aller Stille dem Lager der Preußen, die auf Befehl des Königs, gegen alle Vorstellungen der Generale, sorglos entkleidet ruhten, selbst die Reiterei hatte abgesattelt. Mit dem Schlage 5 Uhr begannen die Kroaten Laudon's und Daun's Fußvolk den Angriff und die Preußen verloren in dieser kurzen, aber blutigen Schlacht, außer 101 Geschützen, an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 9000 Mann (die Oesterreicher über 5000 Mann). Seidlitz deckte mit seiner gesammten Reiterei den geordneten Rückzug nach Schlesien, welchen Daun nicht durch Verfolgung störte. Der König nahm das Winterquartier in Niederschlesien, sein Feldherr Fouqué in Oberschlesien, der Prinz Heinrich in Sachsen.

Drei Jahre hindurch war der Krieg mit großer Uebermacht gegen Preußen geführt, eilf Schlachten waren geschlagen, Deutschland größtentheils verwüstet und ausgesogen, und dennoch kein entscheidendes Ergebniß herbeigeführt worden. Friedrich war immer noch unbesiegt und außer den entfernten und unvertheidigten Provinzen Ostpreußen und Cleve hatte ihm noch nichts entrissen werden können, während er Sachsen, Mecklenburg, das schwedische Pommern und Anhalt, wie einige westfälische Länder eingenommen hatte und als eroberte Länder behandelte.

Die Feldzüge des Jahres 1759.

Friedrich konnte die Mittel zur Fortsetzung des Krieges aus seinen, theils von den Feinden besetzten, theils ausgesogenen und verheerten Ländern nicht entnehmen; er sah sich daher genöthigt, die in seinen Händen befindlichen Länder seiner Gegner auf das härteste zu belasten, namentlich mußte Sachsen, welches er für ein erobertes Land erklärte, die gewaltsamsten Erpressungen (12,000 Recruten und für 10 Millionen Thlr. Lieferungen) erdulden. Uebrigens war die große Uebermacht seiner Feinde, welche in diesem Jahre 350,000 Mann aufstellten, zum Theil (wie früher) mehr scheinbar als wirklich vorhanden; die gegen ihn verbündeten Höfe konnten sich über den allgemeinen Plan des Feldzuges schwer einigen und die Feldherren waren noch uneiniger als die Höfe.

Der Krieg auf dem westlichen Schauplatze. Der Herzog von Braunschweig eröffnete, wie im vorigen Jahre, den Feldzug. Das

französische Hauptheer unter Contades lag in weitläufigen Quartieren zwischen dem Niederrheine und der Maas, ein kleineres Heer unter Soubise, dann unter Broglio — ohne Zweifel dem tüchtigsten Generale, den die Franzosen in diesem Kriege nach Deutschland geschickt haben — zwischen Main und Lahn. Der Herzog griff, während Contades noch in Paris war und daher von dem großen Heere keine entscheidende Bewegung zu fürchten stand, Broglio's vereinzeltes Heer bei Bergen unweit Frankfurt an (13. April), jedoch ohne Erfolg und mit bedeutendem Verluste. Die Franzosen feierten den abgeschlagenen Angriff als einen großen Sieg. Auf diese Nachricht kam auch Contades von Paris zu seinem Heere und beabsichtigte die Eroberung Hannovers als Entschädigung für die an England verlorenen Colonieen (s. Nr. 76). Mit ihm vereinigte sich das andere Heer unter Broglio. Der Herzog von Braunschweig griff das vereinigte Heer bei Minden (1. Aug.) an, ehe es noch völlig geordnet war; 10 Bataillone englischer, hannöver'scher und hessischer Infanterie brachen über eine völlig offene, von zahlreichem feindlichem Geschütze bestrichene Ebene gegen 63 Geschwader französischer Cavallerie vor und dieses Fußvolk wies mit unerschütterlichem Muthe alle Angriffe der zum Theil auserlesenen feindlichen, sie überflügelnden und vorn und im Rücken andringenden Reiterei zurück, trieb alles unwiderstehlich vor sich her und durchbrach dann den Mittelpunkt des französischen Heeres. Contades selbst war darüber so erstaunt, daß er gestand, er habe gesehen, was er nie für möglich gehalten, daß eine einzige Linie Fußvolks drei in Schlachtordnung aufgestellte Reiterlinien durchbrochen und über den Haufen geworfen. Die Franzosen waren um 10 Uhr in vollem Rückzuge. Binnen zwei Stunden war der Sieg erkämpft, der den Franzosen über 7000 Todte, Verwundete und Gefangene kostete, während das hannöver'sche Heer nur 2750 Mann verlor. In dem erbeuteten Gepäcke fand man Briefe des Kriegsministers Belleisle, in welchen er Contades befahl, den ganzen Strich zwischen Weser und Rhein und der Lippe bis Kassel und Marburg völlig auszusaugen und vor den Winterquartieren Alles zur Wüste zu machen. Der Herzog Ferdinand ließ diese Briefe drucken, und sie erregten eben so sehr den Abscheu der Bevölkerung vor den Franzosen als das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Herzog Ferdinand, der sie vor solchem Unglücke bewahrt hatte.

Feldzug gegen die Russen. Während der Herzog Ferdinand durch seine einsichtsvolle Thätigkeit über das Ungeschick und die Saumseligkeit seiner uneinigen Gegner triumphirte, befand sich der König in einer weit weniger günstigen Lage.

Die Russen unter Soltikow, 70,000 Mann stark, gingen Ende April über die Weichsel, doch hatte Saltikow so wenig, als vor ihm Apraxin und Fermor, Lust, viel zu unternehmen und glaubte überdies, Daun wolle die Russen aufopfern, ohne selbst etwas zu wagen. Indessen zog im Juli, von Daun geschickt, Laudon gegen die Lausitz, um zu den inzwischen bis Züllichau vorgerückten Russen zu stoßen. Diese Ver-

einigung seiner bedeutendsten Gegner suchte der König aus allen Kräften zu verhindern. Er gab daher den Oberbefehl über das ihnen entgegenzustellende Heer (von 28,000 Mann) dem entschlossenen General Wedell und zwar, um die älteren Generale, denen dieser vorgesetzt wurde, nicht zu beleidigen, unter dem Titel eines Dictators mit aller Machtvollkommenheit. Sobald Wedell die 72,000 Mann starken Russen bei Kay unweit Züllichau traf, griff er sie (23. Juli), dem erhaltenen Befehle gemäß, sofort mit großem Ungestüm an und als sein erstes Treffen zurückgeschlagen war, wiederholte er die Angriffe mit allen vorhandenen frischen, dann auch mit den zurückgeschlagenen und ermüdeten Truppen, eben so hartnäckig als erfolglos bis in die Nacht und zog sich erst in dieser, mit Verlust von mehr als 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen vom Schlachtfelde nach Crossen zurück. Die Russen, welche ihren eigenen Verlust auf fast 5000 Mann angaben, verfolgten ihn nicht, sondern marschirten, mit ihrem Siege zufrieden, nach Frankfurt, in dessen Nähe sie auf den Kunnersdorfer Höhen lagerten, wo Laudon zu ihnen stieß.

Als der König die Nachricht erhielt, daß Wedell bei Kay geschlagen worden, beschloß er, den Oberbefehl selbst zu übernehmen, dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl in Schlesien zu geben und die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern anzugreifen, wo er sie fände. Er ging mit seinen 48,000 Mann und 233 Geschützen 2½ Meilen unterhalb Frankfurt (10. und 11. August) über die Oder, während der Oberst Wunsch zurückblieb, um sich während der zu erwartenden Schlacht der Stadt Frankfurt zu bemächtigen und den Russen den Rückzug über die Oderbrücke zu verwehren.

Der König kannte das sehr durchschnittene Terrain nicht genau und konnte auch keine gründliche Auskunft über dasselbe erhalten. Nach achtstündigem Marsche gegen 11 Uhr eröffneten die auf einzelne, vor dem russischen linken Flügel liegende Höhen gebrachten zahlreichen preußischen Geschütze ein furchtbares Feuer, welches jedoch die Russen mit Ueberlegenheit erwiderten. Nach einer halben Stunde begann das Fußvolk die Höhen zu erstürmen, nahm, ungeachtet der schrecklichen Verheerung, welche die russischen Geschütze anrichteten, den Mühlberg mit dessen 42 Geschützen und drang immer vorwärts über den Kuhgrund hinaus. Der ganze linke Flügel der Russen, welche den Angriff hier nicht erwartet hatten, und ein Theil ihrer Mitte war trotz des tapfersten Widerstandes geschlagen und ihr Heer in großer Verwirrung. Bereits schickte der König Siegesbotschaften nach Berlin und nach Breslau; doch waren nach einem angestrengten Marsche von sechs Meilen und dem vielstündigen hartnäckigen Kampf in der größten Tageshitze die Truppen erschöpft. Daher wagte es der General Fink, dessen Ansicht die meisten übrigen Generale theilten, dem Könige Vorstellungen gegen die Fortsetzung des Angriffs zu machen, weil die Russen sich in der Nacht ohne Zweifel zurückziehen würden. Der König, ermuthigt durch seine Erfolge, hielt die größten Schwierigkeiten für überwunden und

wollte die Truppen in ihrem Siegeslaufe nicht aufhalten. Der kühne Seidlitz griff mit der Reiterei des linken Flügels, weil er bei den Verschanzungen der Russen das Vergebliche des Versuchs voraussah, erst auf den dritten Befehl des Königs „in des Teufels Namen anzugreifen", die Schanze des russischen rechten Flügels an, wurde aber bei entsetzlichem Kartätschen- und Gewehrfeuer mit großem Verlust geworfen und verwundet. Das brach Vertrauen und Muth der Reiterei, welche sich nicht mehr gegen die hervorbrechenden österreichischen und russischen Reiterregimenter behaupten konnte und, wieder geworfen, das eigene Fußvolk überritt. Dieses war auf den eroberten Höhen noch im Vortheile, als um 6 Uhr Laudon unerwartet mit seiner Reiterei hervorbrach und in die rechte Seite und den Rücken des zum Theil in Unordnung gerathenen, haufenweise zusammengedrängten Fußvolks einhieb und es im Augenblicke zerstreute. Vergeblich waren die äußersten Bemühungen des Königs, der Generale und Officiere, die Truppen wieder in Ordnung zu bringen. Das Fußvolk flüchtete größtentheils aufgelös't zurück. Der König hatte sich unerschüttert im stärksten Feuer unter zahlreichen Todten und Verwundeten befunden, zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, und nur ein goldenes Etui hielt eine Gewehrkugel ab, welche ihn selbst erreichte. Er soll zuletzt verzweiflungsvoll ausgerufen haben: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" Von dem schweren Schlage wie betäubt, hielt er noch und würde gefangen worden sein, wenn nicht der Rittmeister v. Prittwitz mit einem Haufen Husaren herbeigesprengt wäre, ihn gegen die Kosaken gedeckt und seine Adjutanten sein Pferd bei den Zügeln mit sich fortgerissen hätten. Die Preußen verloren in dieser fürchterlichen Schlacht über 18,000 Mann, während die Russen selbst ihren Verlust auf 14,000 Mann angaben, der sich mit dem der Oesterreicher zusammen auf über 16,000 Mann belief.

Vergeblich bemühten sich Daun und Laudon, die Russen zum Vorwärtsgehen zu bewegen. Soltikow ließ Daun sagen, er habe genug gethan, in einem Jahre zwei Schlachten, wie er selbst gestand, gegen seinen Willen zu gewinnen. Das Heer seiner Herrin müsse nicht Alles allein thun. Daun möge nun den König von Preußen verfolgen; das wolle er unterstützen, allein bis dahin ausruhen; denn die Oesterreicher wollten auf ihn die ganze Last des Krieges übertragen. Er fand so wenig als seine Vorgänger einen Grund, das verhältnißmäßig ohnmächtige Preußen zu Gunsten Oesterreichs zu vernichten, und traf seit der Mitte des October Anstalten zum Rückmarsch nach Polen.

Feldzug in Sachsen. Gegen Ende August rückte das Reichsheer, verstärkt durch Oesterreicher und Russen, gegen Dresden vor. Der Graf Schmettau, der nur 5000 Mann unsichere Truppen zur Vertheidigung der Stadt hatte, sah keine Möglichkeit, sich gegen eine so große Uebermacht zu behaupten, und übergab Dresden gegen freien Abzug der Besatzung mit allen Cassen und Magazinen am 4. Sept., der General Wunsch, den der König zur Rettung Dresdens abgeschickt

hatte, erschien am 5. Sept. vor der Stadt, also zu spät, und kehrte nach Troppau zurück. Um das wichtige Dresden wieder zu erobern, wollte der König Daun zu einer Schlacht oder zum Rückzuge nach Böhmen zwingen; doch zog er das Erstere vor und schickte den General Fink mit einer Heeres-Abtheilung nach Maxen in den Rücken Daun's, um diesem seine Verbindung mit Dresden abzuschneiden. Vergebens machte Fink Vorstellungen gegen ein so gefährliches Unternehmen, er mußte gehorchen. Daun schnitt ihn vom Heere des Königs ab und schloß ihn mit 36,000 Mann von allen Seiten ein, so daß ihm nichts übrig blieb, als eine Capitulation nachzusuchen (21. Nov.), derzufolge 10—12,000 Gefangene mit 71 Geschützen den Oesterreichern in die Hände fielen. So sah der König alle seine Entwürfe für dieses Jahr — das unglücklichste für ihn im ganzen Kriege — vernichtet.

Die Feldzüge des Jahres 1760.

Die Feinde Preußens hatten seit dem Beginn des Krieges keine so wohlbegründeten Hoffnungen gehabt, ihr Ziel zu erreichen, als im Anfange des Jahres 1760. Die Schläge bei Kay, Kunersdorf und Maxen hatten das Heer Friedrich's nicht allein an Zahl, die sich nur sehr schwer aus den erschöpften Provinzen ersetzen ließ, sondern auch an Tüchtigkeit, Zuversicht und Unternehmungsgeist geschwächt, welche nicht ersetzt werden konnten. Die Gegner Friedrich's stellten insgesammt gegen 280,000 Mann ins Feld, denen Friedrich, schwächer als je, mit 90,000 Mann die Spitze bieten mußte. Auch dieses verhältnißmäßig schwache Heer war nur mit der größten Anstrengung zusammengebracht worden. Die alten Generale, Officiere und Soldaten waren zum großen Theile todt, verwundet oder gefangen, die überall mit Gewalt zusammengerafften Recruten ohne Uebung, was vorzüglich bei dem Geschützwesen sehr nachtheilig war, dazu unzuverlässig, ohne die alte Begeisterung, fast nur ausgehobene märkische und pommer'sche Bauernjungen, die noch keinen Feind gesehen hatten.

Der König suchte hauptsächlich die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu hindern. Er gab den Oberbefehl über das den heranrückenden Russen entgegengestellte Heer seinem Bruder Heinrich. Er selbst wollte mit 40,000 Mann Sachsen zu behaupten suchen. Fouqué mit 14,000 Mann sollte Schlesien gegen Laudon's 50,000 Mann behaupten. Ueberall unzureichende Kräfte gegen die Ueberzahl der Feinde.

Als Laudon durch die Grafschaft Glatz in Oberschlesien vordrang, ohne sein Ziel zu erkennen zu geben, glaubte Fouqué, dieses sei auf Breslau und auf die Vereinigung mit den Russen gerichtet. Daher räumte er Landshut und wandte sich gegen Breslau zurück, aber der König befahl ihm Landshut wieder zu nehmen. Hier griff ihn Laudon (23. Juni) vorn und auf beiden Seiten mit vierfach überlegener Macht (38,000 Mann) an und umzingelte ihn so vollständig, daß er, trotz der tapfersten Gegenwehr, mit etwa 4000 Mann gefangen wurde.

Als Laudon nun gegen Breslau vordrang und die Russen sich demselben näherten, eilte der König selbst aus Sachsen, wo er Dresden vergebens belagert hatte, zur Rettung Schlesiens herbei. Daun und Lascy begleiteten ihn auf der rechten Seite und vereinigten sich dann bei Jauer mit Laudon. Während der Prinz Heinrich die Russen im Schach hielt, kam der König dem Angriffe der dreifach stärkeren Oesterreicher zuvor, indem er bei Liegnitz (15. Aug.) mit seinem 14,000 Mann starken linken Flügel Laudon nach zweistündigem hartnäckigem Kampfe zurückschlug, während Zieten das Heer Daun's von der Unterstützung Laudon's abhielt.

Nach langen Verhandlungen seiner Gegner über den weiteren Kriegsplan, zog eine Abtheilung der Russen auf dem linken Oderufer gegen Berlin und mit ihnen vereinigte sich Lascy. Gegen diese vereinte Macht von 42,000 Mann konnte Berlin nicht behauptet werden, es ergab sich (9. Oct.) an Tottleben und mußte 1½ Million Thaler Contribution zahlen. Der König hatte die Absicht, zur Rettung der Hauptstadt den Russen in den Rücken zu fallen und die Lascy'sche Heeresabtheilung abzuschneiden. Daun wollte seinerseits dann dem Könige nachrücken. Dieser schrieb an seinen Bruder Heinrich: „Jetzt muß ich siegen oder sterben", brach aus seinem Lager bei Schweidnitz auf und kam in Gewaltmärschen, indem er mit seinem 55,000 Mann starken Heere in 6 Tagen 26 Meilen zurücklegte, gegen Berlin hin bis einen Tagesmarsch über Guben, als er die Nachricht von der Besetzung und zugleich von der Räumung Berlins erhielt. Sobald es nämlich hieß: der König kommt! waren die Russen nach Frankfurt an der Oder und die Oesterreicher unter Lascy durch die Niederlausitz gegen die Elbe hin zurückgegangen.

Inzwischen war Sachsen völlig in die Hände der Feinde Preußens gerathen, Torgau und Wittenberg hatten sich dem Reichsheere ergeben und sowohl Lascy als Daun wandten sich von dem Zuge gegen Berlin nach Sachsen. Daher beschloß der König Alles aufzubieten, um Sachsen zu retten. Er traf den mit Lascy vereinigten Daun (64,000 Mann) bei Torgau (3. Nov.). Er wollte mit dem linken Flügel die befestigte Stellung der Oesterreicher umgehen und im Rücken angreifen, während Zieten mit dem schwächern rechten Flügel dieselben im Schach halten, ihnen, wenn sie sich gegen den König wendeten, in den Rücken fallen und wenn dieser vordränge, ihnen den Rückzug abschneiden sollte. „Ich glaube nicht, daß seit Menschengedenken ein so furchtbares Geschützfeuer von beiden Seiten Statt gefunden", schrieb der König an seinen Bruder Heinrich. Trotz der großen Tapferkeit, mit welcher die Preußen nach und nach dreimal angriffen, wurden sie dennoch jedesmal mit großem Verluste, der sich zuletzt auf zwei Drittheile der Mannschaft belief, zurückgeschlagen. Unter dem Könige wurden zwei Pferde getödtet und im dichten Gewehrfeuer verursachte eine Kugel, durch den mit Sammet gefütterten Pelz aufgehalten, nur eine Quetschung auf seiner Brust, daß er für einen Augenblick ohnmächtig wurde. Der Sieg

schien für die Oesterreicher entschieden, Eilboten meldeten ihn in Wien und Warschau. Unterdessen hatte Zieten im Rücken der Oesterreicher vergeblich erwartet, der König werde die Oesterreicher in ihrer Hauptstellung zum Wanken bringen, worauf er ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Als er aus der immer stärkeren Entfernung und dem Schwächerwerden des Geschützfeuers auf jener Seite merkte, daß der Angriff des Königs nicht gelungen sei, rückte er endlich, um sich dem Könige zu nähern, gegen den Rücken des linken Flügels an. Hülsen kam ihm mit vier frischen Bataillonen vom linken preußischen Flügel entgegen und griff die Oesterreicher von der Seite an. Die von Hülsen außerdem wieder gesammelten Truppen des geschlagenen linken Flügels folgten ihm und die Preußen bemächtigten sich so der Süptitzer Höhen. Als Daun das erfuhr, sah er, die Schlacht sei verloren und ordnete den Rückzug auf das rechte Elbufer an. Die Verwirrung in der dunkeln Nacht nach dem großen, so wechselvollen Kampfe des Tages war grenzenlos und größtentheils wußten weder Preußen noch Oesterreicher, wer von beiden der Sieger sei. Vielfach lagen beide Theile, die blauen Preußen und die weißen Oesterreicher, erschöpft von den Entbehrungen und Anstrengungen des blutigen Tages friedlich bei einem Wachtfeuer neben einander, mit gegenseitiger Uebereinkunft, sich am kommenden Tage dem zu ergeben, welcher am vorhergegangenen den Sieg gewonnen haben würde. Die Preußen verloren in dieser fürchterlichen Schlacht 13-—14,000 Mann, von denen 3-—4000 an Gefangenen; die Oesterreicher 16,000 Mann, von denen 7-—8000 Gefangene.

Daun zog sich auf dem rechten Elbufer gegen Dresden zurück in eine sehr feste Stellung; die Preußen hatten das übrige Sachsen wieder in ihren Händen.

Der Feldzug des hannöver'schen Heeres unter dem Herzoge Ferdinand gegen die Franzosen unter Broglio wurde beiderseits wie ganz abgesondert von dem Kriege der übrigen Verbündeten geführt, aber ohne wesentliche Erfolge.

Feldzüge im Jahre 1761.

Im Jahre 1761 stellten die Gegner Friedrich's abermals über 300,000 Mann ins Feld, namentlich machte Frankreich sehr große Anstrengungen in Deutschland, um durch die Eroberung Westfalens, Hessens und vielleicht Hannovers bei dem sehnlichst herbeigewünschten Frieden die Rückgabe seiner von den Engländern eroberten Colonieen zu erwirken. Friedrich hingegen sah, daß sowohl seine Erbstaaten, als die Länder (Sachsen, Mecklenburg, Anhalt), welche er bisher als Hülfsquellen für sich benutzt hatte, durch fünfjährige Aussaugung erschöpft seien, und es gehörte die unglaubliche Spannkraft seines Geistes dazu, um unter diesen Umständen dennoch sein Heer mit dem des Herzogs Ferdinand auf 160,000 Mann zu bringen. Er selbst übernahm die Vertheidigung Schlesiens gegen Laudon, dem die Hauptaufgabe dieses Feldzuges zufiel, nämlich, in Verbindung mit dem russischen Hauptheere

(60,000 Mann) unter Buturlin, Schlesien zu erobern; seinem Bruder Heinrich überließ er Sachsen, um Daun zu beobachten und vom Zuge nach Schlesien abzuhalten.

Dem Könige gelang es durch geschickte Märsche die Vereinigung Laudon's mit dem langsam heranziehenden Buturlin in Oberschlesien zu verhindern; aber Laudon suchte und erreichte durch meisterhafte Bewegungen die Vereinigung in Niederschlesien (15. August). Dieser Uebermacht (140,000 Mann) gegenüber verschanzte Friedrich sich (mit seinen 55,000 Mann) in dem festen Lager bei Bunzelwitz zwischen Schweidnitz und Silberberg. Zwar rückten die Russen mit den Oesterreichern gegen das Lager an und schlossen es von allen Seiten ein, ja Laudon entwarf schon einen allgemeinen Angriff. Plötzlich aber verweigerte Buturlin jede Theilnahme, indem er die Oesterreicher nur dann decken werde, wenn sie selbst angegriffen würden. Nach vielen kleinen, nichts entscheidenden Gefechten brach Buturlin, nachdem er 12,000 Mann unter Czernitschew bei Laudon zurückgelassen, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln, auf und ging über die Oder nach Polen zurück. Seine Kaiserin dankte ihm, daß er die Truppen geschont habe und lud ihn freundlich ein, nach Petersburg zu kommen. Auch Laudon zog sich, und zwar in ein sehr festes Lager bei Freiburg zurück. Der König war gerettet, was überall bei den Preußen große Freude verursachte.

Kaum hatte sich der König weit genug entfernt, als Laudon mit Czernitschew Schweidnitz eroberte (1. Oct.) und gleichzeitig belagerten die Russen, um einen festen Punkt an der Ostsee zu haben, Kolberg zu Wasser und zu Lande. Alle Bemühungen des Prinzen von Württemberg und der ihm vom Könige zugesandten Verstärkungen vermochten gegen die Uebermacht der Russen nicht den Entsatz auszuführen und Kolberg mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben (16. Dec.).

Auf dem westlichen Schauplatze hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit verhältnißmäßig geringerer Kraft die schwierige Aufgabe gelös't, Westfalen zu behaupten und das Braunschweigische zu sichern. Broglio mit 80,000 Mann zog sich zuletzt vor 50,000 Deutschen nach völliger Verheerung des Landes nach der Werra und Fulda und dem Main, Soubise über den Rhein zurück.

Wendung der Dinge in Rußland. Feldzüge im Jahre 1762.

Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihr Nachfolger, Peter III., der öffentlich seine große Verehrung für Friedrich II. bezeigte, schloß sofort mit diesem Waffenstillstand, demzufolge alle Gefangenen beiderseits in Freiheit gesetzt wurden. Dem Waffenstillstande folgte nicht nur der Friede, sondern (8. Juni) auch der Abschluß eines Bündnisses zwischen Rußland und Preußen, worin Peter dem Könige alle seine Staaten verbürgte und beide Theile im Falle des Angriffes einander (15,000 Mann) Hülfstruppen zusicherten.

Auch Schweden schloß Frieden mit Friedrich und sagte sich vom Bunde gegen Preußen völlig los.

Der König hatte mit der äußersten Anstrengung 120,000 Mann aufgebracht, er selbst stand mit dem Hauptheere (78,000 Mann) in Schlesien, wo Czernitschew mit 20,000 Russen zu ihm stieß, sein Bruder Heinrich deckte Sachsen (mit 42,000 Mann). Schon hatte Friedrich Alles vorbereitet, um die Oesterreicher unter Daun (88,000 Mann) anzugreifen und Schweidnitz zu erobern, als er die niederschlagende Nachricht erhielt, daß Peter III. schon nach einer sechsmonatlichen Regierung ermordet sei, seine Gemahlin Katharina II. den Thron bestiegen und dem General Czernitschew befohlen habe, ohne Rücksicht auf Preußen, unverzüglich zurückzukehren. Der König bewog Czernitschew seinen Abmarsch um drei Tage zu verzögern, auch den Oesterreichern keine Nachricht von den Ereignissen in Rußland zu geben und sich den 21. den Oesterreichern gegenüber aufzustellen, wenn auch ohne Theil an der Schlacht zu nehmen. Der Kampf, vorzüglich um die Höhen von Burkersdorf, war äußerst heftig. Der König verlangte, daß sie genommen würden, es koste, was es wolle. „Heute", sagte er, „muß es biegen oder brechen". Die Oesterreicher mußten, ungeachtet alles Widerstandes in ihren vortheilhaften Stellungen, mit Verlust von 2- — 3000 Mann an Todten und Verwundeten weichen, während der Verlust der Preußen nur 1500 Mann betrug. Daun zog sich bis an die böhmische Grenze zurück und war ganz von Schweidnitz abgedrängt, das der König sogleich berennen ließ, indem er sein Heer zur Deckung der Belagerung aufstellte. Am folgenden Tage zog Czernitschew mit den Russen ab, mit der Versicherung, die Kaiserin werde den Frieden halten. Sie hatte aus Friedrich's Briefwechsel mit Peter entnommen, wie vorsichtig dieser verfuhr, und daß er auch rücksichtlich ihrer Schonung empfohlen hatte.

So konnte Friedrich Schweidnitz belagern, welches zwar 12,500 Mann Besatzung unter einem trefflichen Commandanten (Guasco) hatte, aber nicht im Stande war, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Viermal bot der Commandant eine Capitulation an, jedes Mal unter für ihn härteren Bedingungen, allein der König verlor durch seinen Eigensinn, mit welchem er sich weigerte, die Bedingungen anzunehmen, fast zwei Monate, während welcher Zeit ein hauptsächlich unterirdischer Krieg durch Minen und Gegenminen zwischen den Belagerern und den Belagerten geführt wurde. So verloren die Preußen, welche hier zuerst die berühmten Druckkugeln anwendeten, über 3000 Mann, wofür die Gefangennehmung von 9000 Mann Besatzung, bei der endlichen Einnahme, nach 63tägiger Belagerung, kein Ersatz war.

Eben wollte der König selbst nach Sachsen aufbrechen, als er die Nachricht erhielt von einem Siege seines Bruders Heinrich über die Oesterreicher und Reichstruppen bei Freiberg (29. October), den er hauptsächlich Seidlitz verdankte, indem dieser, als er mit der Reiterei nicht wirken konnte, sich an die Spitze des Fußvolks gestellt hatte.

Auch auf dem westlichen Schauplatze dauerte der Krieg noch fort, doch führten ihn die Franzosen seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth im Wesentlichen nur als einen Vertheidigungskrieg gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Sie hatten wieder zwei Heere aufgestellt, ein Hauptheer unter dem Marschall d'Estrées, dem man noch den unfähigen Soubise an die Seite gesetzt hatte, und ein abgesondertes Heer unter dem Prinzen Condé, welches vom Niederrhein her durch Westfalen vorrückte und nach einem glücklichen Treffen bei Friedberg sich mit dem Hauptheere vereinigte (30. Aug.). Als aber zwischen England und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen war (15. Nov.), räumten die Franzosen die Plätze am Main und zuletzt auch die am Rhein und andererseits erfolgte die völlige Auflösung des englisch-deutschen Heeres.

Friedensschlüsse im Jahre 1763.

Nachdem der Friede zwischen England und Frankreich (10. Februar) in Paris unterzeichnet war, kam derselbe auch am 15. Februar 1763 zwischen Oesterreich und Preußen auf dem in der Nähe von Leipzig gelegenen Schlosse Hubertsburg zum Abschlusse und führte Alles auf die Grundlage des Breslauer und Dresdener Friedens zurück, nur daß Friedrich II. noch versprach, als Kurfürst von Brandenburg seine Stimme zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum römischen Kaiser zu geben.

---

78. Friedrich's II. Staatsverwaltung.

(Nach Heinr. Rückert, deutsche Geschichte).

Schon vor dem siebenjährigen Kriege sah man in ganz Europa mit Bewunderung und Begeisterung auf König Friedrich II. und erkannte in ihm den Helden und Fürsten, wie ihn die Zeit verlangte. Nach dem Ausgang des siebenjährigen Krieges konnten auch seine bisherigen Feinde sich dem Einfluß der Gesammtstimmung Europa's nicht entziehen; man räumte von nun an ihm eine politische Bedeutung ein, die weit über die Kräfte und Hülfsmittel Preußens hinausging. Friedrich II. selbst blieb immer frei von einer solchen Ueberschätzung seiner wahren Macht, aber er bekam dadurch eine gewisse Sicherheit vor neuen Kriegsverwicklungen und durfte sich lange Zeit ungestört mit den innern Verhältnissen seiner Staaten beschäftigen. Er nahm die geräuschlosere, aber ihm selbst mehr zusagende Seite seiner Thätigkeit wieder auf, welche durch den siebenjährigen Krieg eine so furchtbare Unterbrechung erlitten hatte. Sein leitender Gedanke war, seinem Staate diejenige innere Kraft zu geben, welche seiner wirklichen äußeren Machtstellung entsprach.

Seine nächste Sorgfalt beanspruchten die Verwüstungen des Krieges. Fast alle Theile der Monarchie waren längere Zeit in den Händen der

Feinde gewesen. Besonders hatten die Odergegenden, ein Theil der Marken und Pommern gelitten, die mehrmals von den Barbarenheeren der russischen Kaiserin überflutet worden waren. Hier sah es eben so gräßlich aus, wie nach dem dreißigjährigen Kriege. Unter den übrigen Alliirten zeichneten sich die Franzosen durch den Schaden aus, den sie anrichteten. Sie führten den Krieg zwar nicht mit der Unmenschlichkeit der Russen, aber mit ihrem gewöhnlichen Plünderungs- und Aussaugungssystem. Ueber die größte Noth des Augenblicks halfen bedeutende Steuererlasse, Vertheilung der großen Getreidevorräthe in den königlichen Magazinen, Geld- und Naturalbewilligungen für den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften. Solche Maßregeln und das unerschütterliche Vertrauen des Volkes auf den Willen und die Kraft des Königs, zu helfen, machten es möglich, jener dumpfen und thatlosen Verzweiflung vorzubeugen, welche der dreißigjährige Krieg als seine verderblichste Folge zurückgelassen hatte.

Auf nachhaltigere Wirkung war eine Menge anderer Maßregeln berechnet, so die streng durchgeführte und von dem Könige fortwährend bis ins Kleinste beaufsichtigte Reorganisation der gänzlich zerrütteten Staatsverwaltung. Die Maschinerie des Beamtenthums war im preußischen Staate überall schon an die Stelle der regellosen alten Selbständigkeit der einzelnen Staatsglieder getreten. Auch dem Könige galt diese Art der Staatsverwaltung für die einzig brauchbare und berechtigte. Er befand sich hierin in vollkommener Uebereinstimmung mit seinen Unterthanen und dem ganzen gebildeten Europa. Ueberall war damals der Absolutismus willkommen, wenn er vernünftige Ziele verfolgte und in einer humanen Form auftrat. Im Ganzen konnte Friedrich II. das schon vorgefundene Verwaltungs- und Steuersystem bestehen lassen. Er durfte nur einige pedantische Auswüchse beschneiden, scharfe Controle üben und etwas mehr Centralisation in die höchsten Stellen hinein bringen, so erhielt es denjenigen Grad von Vollkommenheit, dessen es überhaupt fähig war.

Die Hülfsmittel seiner Staaten waren an und für sich gering. Selbst bei der größten Sparsamkeit konnten sie nicht ausreichen, wenn die Unterthanen nicht über Gebühr belastet werden sollten, daher mußten sie durch außerordentliche Mittel gesteigert werden. Mit Recht sah er in der Pflege der einheimischen Industrie eines dieser Mittel. Er brachte die bisherigen vereinzelt dastehenden Maßregeln seiner Vorgänger seit dem großen Kurfürsten in ein System, welches damals wenigstens auf dem europäischen Continent noch allgemein als unumstößlich richtig galt. Eine Menge von Fabriken wurden in allen Theilen des Staates auf Staatskosten angelegt oder mit Geld und Privilegien kräftig unterstützt, die Einfuhr der Waaren, die in ihnen gefertigt werden konnten, verboten oder mit sehr hohen Eingangszöllen belegt, die Ausfuhr mancher Rohproducte, welche man im Lande selbst verwerthen wollte, aufs strengste untersagt und eine Anzahl von Handelszweigen monopolisirt. Alles dies sollte zuerst verhüten, daß nicht

das Geld für Dinge ins Ausland gehe, die das Inland auch erzeugen und dabei den Arbeitslohn verdienen könne; dann rechnete der König auch mit der Zeit auf einen vortheilhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner geschützten Fabriken und Gewerke nach dem Auslande, wodurch das Geld in das Inland gezogen würde. Denn das höchste Ziel der staatswissenschaftlichen Lehre, an die er glaubte, des sogenannten Mercantilsystems, war ein möglichst bedeutender Ueberschuß der Ausfuhr gegen die Einfuhr oder eine günstige Handelsbilanz.

Um seine strengen Handelsmaßregeln durchzuführen, war eine Art von Grenzsperre nöthig, die sehr viel Geld kostete, das Publicum im In- und Ausland auf eine bisher ungekannte Weise belästigte, den Verkehr und damit den Wohlstand namentlich in den östlichen Provinzen Preußen und Schlesien untergrub und doch nicht die gewünschten Erträgnisse an Geld gab. Dem Könige entging dieses Resultat keineswegs, aber da er einmal an das System glaubte, so fand er den Fehler nicht in ihm, sondern in seiner unvollständigen Durchführung, in der Ungeschicklichkeit und Unredlichkeit seiner Beamten, in dem Unverstand und der Widersetzlichkeit seines Volkes. Um dem abzuhelfen, besetzte er nach und nach diesen ganzen Verwaltungszweig mit Beamten aus dem Lande, wo das Mercantilsystem seinen Ursprung genommen hatte und noch fortwährend galt, mit Franzosen. Aber auch so steigerten sich die Staatseinnahmen nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, während der Druck des Systems von den Unterthanen immer stärker gefühlt wurde. Auch der König selbst ärgerte sich über die schweren Geldsummen, die seine Franzosen bei der Regie kosteten, da er noch dazu recht wohl wußte, daß sie ihn auf die unverschämteste Weise bestahlen. Aber er war zu alt geworden, als daß er hätte umlernen mögen, und so fuhr er in diesem falschen Geleise in starrem Eigensinn zum Schaden und zur Erbitterung seiner Unterthanen bis zu seinem Lebensende fort. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die Industrie in den preußischen Staaten seit Friedrich dem Großen einen bis dahin nie gesehenen Aufschwung nahm. Nirgends anders in Deutschland wurde Aehnliches geleistet, und es wurde von ihm auf jeden Fall ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, wenn auch auf ungeschickte Weise, gelegt.

Von unmittelbar gedeihlicherem Erfolge begleitet waren die Maßregeln des Königs zur Hebung des Ackerbaues, überhaupt der Urproduction. Er fand die preußischen Staaten bei seinem Regierungsantritte dünn bevölkert. Man rechnete 2,200,000 Menschen auf ungefähr 1700 Quadratmeilen, ein Verhältniß, das selbst für die natürlichen Hülfsmittel des Landes ein sehr geringes war. Der siebenjährige Krieg hatte besonders den Bauernstand noch mehr gelichtet. Die regelmäßige Zunahme in Friedenszeiten genügte offenbar nicht, um die Menge arbeitender Kräfte hervorzubringen, die für die Bodencultur nöthig waren. Daher wurden durch Vergünstigungen aller Art Ansiedler aus allen Theilen Deutschlands herbeigezogen und in den am schlechtesten bevölkerten oder von dem Kriege am meisten heimgesuchten

Theilen der Monarchie angesiedelt. Mit besonderer Vorliebe nahm sich der König fortwährend bis ins Einzelnste der innern Colonisationen an und wirklich glückte die überwiegende Mehrzahl solcher Versuche, da von oben her der redliche Wille und der schärfste Verstand Alles that, um ihre natürlichen Hindernisse zu beseitigen. Der König sah mit einer Herzensfreude, die ihm sonst selten zu Theil wurde, wie große früher wüst gelegene Flächen, Sümpfe, Brüche, Haiden in nutzbares Land umgeschaffen wurden, wie sich eine fleißige und wohlhabende Bevölkerung auf ihnen rührte.

Auf seine Veranstaltung wurden die Verbesserungen im Betriebe der Landwirthschaft, die sich anderwärts erprobt hatten, auch in den preußischen Staaten eingeführt und manchmal nicht ohne Zwang bei den Bauern durchgesetzt. Mehrere neue Culturpflanzen, wie der Maulbeerbaum für die Seidenzucht und die Kartoffel, wurden überall im Lande verbreitet. Der erstere konnte es trotz aller Schutzmaßregeln nur zu einem kümmerlichen Dasein bringen, die andere bürgerte sich bald umfassend ein und trat in die Reihe der unentbehrlichen Landesproducte.

Die Einkünfte des Staates verwandte der König nur für denselben. Er gab auch darin ein Beispiel, wie es noch keiner der bisherigen unumschränkten Fürsten im neueren Europa gegeben hatte. Für die Bedürfnisse seines Hofhaltes nahm er eine unglaublich geringe Summe, etwa durchschnittlich 220,000 Thlr. jährlich, in Anspruch, während gleichzeitige Fürsten kleiner deutscher Länder, z. B. der Herzog von Württemberg, mehr als das Sechsfache verbrauchten, der größeren Höfe ganz zu geschweigen. Er zeigte auch hierin nicht mit Worten, sondern mit der That, daß er sich nur für den ersten Diener des Staates halte. So kehrte er die bisherige fürstliche Anschauungsweise geradezu um. Bisher waren die Kräfte des Staates und der Unterthanen der Fürsten wegen da gewesen, ihrem Vergnügen, ihrem Glanze, ihrer Macht zu dienen, jetzt verkündete der erste Herrscher seiner Zeit, daß er nur der Unterthanen wegen da sei.

Natürlich behielt sich der König die Verwendung der Staatseinnahmen ganz allein vor, ohne an irgend eine Rechenschaft außer an die seines Pflichtbewußtseins gebunden zu sein. Eine Mitwirkung oder Beaufsichtigung von Seiten der dem Namen nach noch bestehenden Landstände in den einzelnen Provinzen wußte er so wenig, wie die ganze Zeit, mit seinen Begriffen von den Rechten und Pflichten eines wahren Königs in Einklang zu bringen.

Bei Weitem die größere Hälfte der ganzen Staatseinnahmen mußte auch im Frieden auf das Heer verwandt werden. Das Heer hatte den Staat zu dem Range einer europäischen Macht erhoben, ihn im siebenjährigen Kriege gerettet und war es allein, welches ihn nach außen hin auf der einmal gewonnenen Höhe halten konnte. Es mußte daher wenigstens in derselben Anzahl und Ausrüstung fortbestehen, wie sie nach den bekannten Streitkräften anderer Staaten nöthig schien, um den Angriff eines von ihnen, oder auch einer neuen Coalition wieder mit

demselben Erfolge zurückzuweisen. Der siebenjährige Krieg mit seinen über alle Begriffe mörderischen Schlachten hatte es der vollständigen Auflösung nahe gebracht, daher mußte es im Frieden mit großen Anstrengungen und Kosten nach dem alten bewährten System zum zweiten Male geschaffen werden.

Noch immer wurde es ungefähr zur Hälfte durch Werbung im Auslande ergänzt. Hätte es allein durch Aushebung aus den Unterthanen des eigenen Landes bestehen sollen, so würden diesem zu viel kostbare Arbeitskräfte entzogen worden sein. Friedrich II. fand nichts Bedenkliches in dem Werbesystem, er brachte es im Gegentheil erst zu seiner consequenten Durchführung. Die kleinen Staaten im deutschen Reich und auch alle andern Nachbarländer, die es sich gefallen ließen, wurden von einem förmlichen Netze besonders dafür angestellter Werbeofficiere überzogen. Sie durften durch alle möglichen Mittel ihre Zwecke erreichen, wenn nur daraus keine ernstlichen Störungen des europäischen Friedens entstanden. Der fortwährende Unterhalt von etwa 200,000 Mann kostete ungeheure Summen, so knapp er ihnen auch zugemessen wurde. Denn nach den sparsamen Grundsätzen des Königs und seines gesammten Staatshaushaltes erhielten sie auch nicht das Geringste mehr, als daß sie nothdürftig vor dem Verhungern geschützt waren und körperlich nicht ganz untüchtig für die Anstrengungen ihres Berufs wurden. Da sie in fortwährender Schlagfertigkeit gehalten werden mußten, so ergab sich niemals eine wenn auch nur vorübergehende Minderung der Militärausgaben. Die gewaltigen Vorräthe von Munition und Geschütz, der Unterhalt der überzahlreichen und doch nach der geographischen Lage des Staates kaum genügenden Festungen, kurz, die ganze Vielseitigkeit des Heerwesens, welche die neue Art der Kriegführung unbedingt nothwendig machte, nahm Summen in Anspruch, die in dem bis dahin geübten Staatshaushalte nirgend vorgekommen waren.

Aber dafür hielt sich auch die äußere Erscheinung des Heeres, seine Ausrüstung, seine Uebung und seine Disciplin bis zum letzten Augenblicke seines Schöpfers gleich imposant. Das Heer Friedrich's des Großen flößte auch nach dem siebenjährigen Kriege dem Auslande dieselbe Achtung und Furcht ein, welche die Thaten seiner früheren preußischen Heere unter seiner Führung allgemein hervorgerufen hatten. Auch im Heerwesen wurden die Einrichtungen des großen Königs überall und oft bis ins Kleinste und Lächerlichste copirt, so in Rußland durch Peter III., aber auch in Oesterreich und Frankreich. Doch gaben sie nirgends das befriedigende Resultat, wie unter den Händen des preußischen Königs.

Schon vor der Zeit Friedrich's des Großen behauptete der Adel in manchen deutschen Staaten eine Art von Privilegium auf die Officiersstellen; doch gab es überall noch genug bürgerliche Officiere daneben. Seit dem siebenjährigen Kriege ging der König systematisch darauf aus, den Adel zur Pflanzschule seines Officierstandes zu machen. Da es in Preußen unter diesem Könige keinen Hofstaat gab, wo sich

sonst der Adel unterzubringen pflegte, so war es von dem Standpunkte des allgemeinen Wohls wenigstens nicht zu verwerfen, daß der zahlreiche und im Ganzen sehr arme Adel der preußischen Staaten gerade in einem Zweige des ganzen Staatswesens sein Unterkommen fand, wo die übrigen Stände an und für sich nicht geneigt waren, ihm Concurrenz zu machen. Wie der gemeine Mann sich nur mit dem Nothdürftigsten genügen lassen mußte, so erging es auch den Officieren, die in den niederen Graden unglaublich sparsam bedacht wurden. Es war sprüchwörtlich, daß ein Tagelöhner in Hamburg mehr einnähme als ein preußischer Lieutenant. Doch entschädigte sie wenigstens die Aussicht, allmählich zu besseren Stellungen aufzurücken. Der König erkannte ein gewisses Recht dazu in größerem Umfange an, als es für die wirkliche Tüchtigkeit des Heeres ersprießlich war. Er beförderte grundsätzlich nur nach dem Dienstalter und wich nur in sehr seltenen Fällen davon ab. Die Folge war, daß die höhern Grade nach und nach nur mit bejahrten Leuten besetzt wurden, und daß der Trieb, sich auszuzeichnen, bei Vielen erlosch, weil keine Auszeichnung zu einer besseren und ehrenvolleren Stellung verhalf.

In allen bürgerlichen Dingen führte er den Grundsatz der vollkommensten Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen mit strengster Gewissenhaftigkeit durch, die hie und da unwillkürlich bis zur Ungerechtigkeit gegen die bisher bevorrechteten Stände ging. Die Herkunft seiner Beamten war ihm ganz gleichgültig, eine kleine Abneigung ungerechnet, die er gegen die Verwendung des Adels im Civildienst hegte. Die höchsten Stellen im Staate waren unter seiner Regierung eben so wohl mit Männern besetzt, die sich aus den niedrigsten Verhältnissen empor gearbeitet hatten, wie mit Abkömmlingen der ersten Geschlechter des Landes. Die unglaubliche Aufmerksamkeit und Strenge des Königs brachte es bald dahin, daß Verwaltung und Rechtspflege in seinen Staaten als unerreichte Muster von Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Pünktlichkeit dastanden.

Vom Beginn seiner Regierung an waren ihm, als einem praktischen Genie ohne Gleichen, die Weitläufigkeiten und Verwirrungen in dem Rechte und im Proceßwesen ein Dorn im Auge. Ueberall in den preußischen Staaten wie in den übrigen deutschen Landen, die aus mehreren früher selbständigen Territorien zusammengesetzt waren, galten noch eine Menge von Particularrechten, hinter denen das römische Recht stand, das er mit besonderem und wohlbegründetem Mißtrauen betrachtete. Es war daher natürlich, daß er sehr bald an eine möglich gleichförmige Gesetzgebung für alle seine Staaten dachte. Er wollte damit jedoch nicht bloß Rechtseinheit, sondern noch mehr Rechtssicherheit und vor Allem ein vernünftiges Recht schaffen, wie es mit seinen aufgeklärten Ansichten stimmte. Doch mußte er bald einsehen, daß diese Arbeit selbst über seine Kräfte ging. So kam er nicht über die Vorbereitungen des großen Werkes hinaus. Erst seinem Nachfolger gelang es in dem allgemeinen preußischen Landrecht etwas zu Stande zu

bringen, was wenigstens nicht gänzlich die Ideen des großen Königs, die Verbesserung der Rechtszustände, verläugnete. Auf diese Art wurden in den drei auffälligsten Zweigen des Staatslebens, im Heerwesen, in der Landesverwaltung und Rechtspflege, die Grundsätze durchgeführt, welche die reiffste Einsicht der Zeit aufgefunden hatte.

Da sich die Staatszwecke nach der Auffassung des Königs auf jene angegebenen Zweige beschränkten, so mußte er sich consequenter Weise von jedem Eingriff in andere Gebiete des menschlichen Daseins zurückhalten. Daher zuerst die unbeschränkteste religiöse Toleranz. Jede Confession fand sie in den preußischen Staaten zum ersten Male in jenem Maße, welches die Bildung der Zeit als ein ursprüngliches Menschenrecht in Anspruch zu nehmen begann.

Auch die andern Gebiete des geistigen Lebens mußten von dem Einflusse des Staates, nach dieser Auffassung, unberührt bleiben. Die eigentliche Wissenschaft und Kunst war etwas für sich Bestehendes, das auf keine Weise für die Erreichung des Staatszweckes in Betracht kam. Wer sich mit ihnen beschäftigen wollte, trat in ein Gebiet über, das den Staat nichts mehr anging. Daher denn auch die vollständigste Freiheit wissenschaftlicher Forschung in dem Staate Friedrich's des Großen, die thatsächliche Aufhebung aller Censur und anderer Aufsichtsmaßregeln, so weit der wirkliche Staat nicht unmittelbar durch die Ergebnisse der Wissenschaft beeinträchtigt oder gestört wurde. Sobald dies geschah, griff die Staatsgewalt auch hier eben so schonungslos ein, wie überall sonst, wo ihre Thätigkeit durch einen Widerstand gehemmt wurde, der nach ihrer Ansicht unbefugt war. Daß jedoch solche Conflicte sich sehr selten ereigneten und im Ganzen und Großen allerdings in Preußen damals eine beispiellose Freiheit der Presse herrschte, erklärt sich zum Theil daraus, daß sich das geistige Leben der deutschen Nation in jener Zeit auf Bahnen bewegte, die es von jedem Zusammenstoß mit dem wirklichen Staate weit ablenkten.

Ein solcher Staat war nach seiner eigenen Voraussetzung zu keiner besonderen Unterstützung und Förderung des höheren geistigen Lebens verpflichtet. Der Grund lag nicht etwa in der eigenthümlichen Stellung, die der König zu der deutschen Bildung seiner Zeit einnahm. Später war es natürlich, daß er weder die Zeit noch die Neigung hatte, mit dem geistigen Leben Deutschlands und seinen sich beinahe überstürzenden Fortschritten vertrautere Bekanntschaft zu machen. So blieb auf diesem Gebiete von Staatswegen auch unter diesem so hochgebildeten Könige, diesem fruchtbaren und gedankenreichen Schriftsteller, diesem feinen Kenner und begeisterten Verehrer der Künste, Alles im Ganzen, so wie es bisher bestellt war. Ohne vom Staate gehindert oder begünstigt zu werden, drängten die immer zahlreicher werdenden Vertreter der mächtig aufstrebenden deutschen Bildung auf den Universitäten das Alte immer mehr bei Seite, und wandelten den Staat Friedrich's des Großen auch in ihrem Sinne zu dem Staate der Vernunft um.

79. Die Encyclopädisten. Aufhebung des Jesuiten-Ordens.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte Frankreichs.)

In Frankreich hatte der Pariser Friede (1763) nicht die Erfüllung des Versprechens, daß die wegen des Krieges vervielfachten Abgaben nach Beendigung desselben vermindert werden sollten, zur Folge. Daher verbreitete sich unter demjenigen Theile des Volkes, welcher besonders durch den Druck der Steuern betroffen wurde, eine der Regierung feindliche Stimmung. Die Parlamente widersetzten sich nicht allein der Vermehrung der Auflagen und der Verschleuderung der Staatseinkünfte sehr nachdrücklich, sondern griffen auch das gesammte Regierungssystem an. Dazu kam nun noch eine mächtige Opposition auf dem Gebiete der Literatur, deren Wortführer sich den Namen Philosophen gaben, indem sie nur den Verstand als Maßstab der Beurtheilung gelten lassen wollten und, was diesem nicht entsprach, als Vorurtheil bezeichneten. Diese Opposition, welche zunächst gegen die Hierarchie der Kirche und gegen die absolute Monarchie überhaupt gerichtet war, hatte theils ihren Grund in der Verderbtheit und Mangelhaftigkeit der vorhandenen Verhältnisse, theils wurde sie durch einzelne Schriftsteller, besonders durch Bayle und durch Engländer, angeregt. Peter Bayle (1647—1706), welcher wegen der Verfolgung des reformirten Glaubens, zu dem er sich bekannte, 1681 nach Holland ausgewandert war und Spott und Satire mit scharfer Dialektik und umfassender Gelehrsamkeit vereinigte, übte besonders dadurch eine große Wirkung auf seine und die folgende Zeit aus, daß er dem herrschenden Dogmatismus den Skepticismus, dem Glauben die Vernunft entgegenstellte; er faßte die Ethik als selbständig, als unabhängig von den kirchlichen Dogmen auf, und er vertheidigte den Atheismus gegen die Anklage, daß mit demselben bürgerliche und moralische Tugenden unvereinbar seien. In England war dem religiösen Fanatismus, welcher während der Zeit der Republik geherrscht hatte, besonders bei den höhern Ständen und namentlich am Hofe, Leichtfertigkeit der Sitte sowie Gleichgültigkeit und Spott gegen die Religion gefolgt, und bald begannen die Schriftsteller offene und versteckte Angriffe auf diese. Locke (1632—1704) brach, ohne es zu beabsichtigen, die Bahn zu denselben, indem er eine Philosophie, welche die Erkenntniß auf die sinnliche Wahrnehmung beschränkte, lehrte, indem er Duldung und selbst für Juden, Mohammedaner und Heiden dieselben bürgerlichen Rechte, wie für Christen, und Vernunftmäßigkeit der Religion forderte und den Beweis durch Wunder für die Wahrheit des Christenthums verwarf. Auf dem von ihm angebahnten Wege gingen bald die jetzt in England auftretenden zahlreichen Deisten und Atheisten weiter, und diese wurden von den französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts in dem Maße benutzt, daß sie sich die Schriften derselben zum Theil wörtlich aneigneten. Am tiefsten war der Einfluß,

welchen der Graf Shaftesbury (1671—1713) auf die französische Literatur hatte, indem er den Glauben als ein Vorurtheil des Volkes darstellte, indem er Selbstsucht und sinnlichen Genuß dadurch empfahl, daß er ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft nachzuweisen suchte, und indem er seine Ansichten in der leichten, geistreichen Weise behandelte, welche dem Geschmack der höheren Kreise entsprach. In Frankreich wurde Voltaire (1698—1778) der wirksamste Verkündiger dieser neuen Lehre, welche die vornehme Welt als ihr besonderes Eigenthum betrachtete, deren weitere Verbreitung ihr aber auch zuletzt verderblich werden sollte. Schon als Jüngling machte er sich durch kleine Gedichte bekannt, welche sich durch die Eigenschaften auszeichneten, die seinen Schriften fortwährend einen so großen Reiz gaben, durch einen boshaften, schonungslosen Witz, welcher auch das Heiligste lächerlich zu machen suchte, und durch die Vollendung der den feineren Kreisen eigenthümlichen Sprache. Er hatte bereits seine Angriffe auf die Lehre der Kirche und auf das Christenthum selbst begonnen, als er durch einen Aufenthalt in England mit der Lehre Shaftesbury's und der andern englischen Deisten näher bekannt wurde und dieselbe durch seine „englischen Briefe" in Frankreich einführte. Sein glänzendes Schriftstellertalent verschaffte ihm bald den bedeutendsten Namen in der Literatur, die Frivolität seiner Grundsätze stimmte mit der Verdorbenheit der höheren Stände überein, und als Kämpfer für geistige und religiöse Freiheit erlangte er auch in weiteren Kreisen Anerkennung; mit dem Verlangen nach dieser Freiheit vereinigte sich bei ihm Haß gegen die christliche Religion, welche ihm gleichbedeutend mit Fanatismus und Aberglauben war. Wenn er noch in dem Atheismus nichts Gutes sah und ihn für ein sehr schlechtes System in Beziehung auf die Moral erklärte, so gelangten dagegen viele von seinen Freunden und Anhängern, indem sie auf seinem Wege weiter gingen, zu einem entschiedenen Atheismus und Materialismus. Die beiden talentvollsten seiner Freunde, Diderot und d'Alembert, verbanden sich zur Herausgabe eines vollständigen Wörterbuches der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, der Encyclopädie, welche das ganze Gebiet des Wissens und Denkens im Lichte der neuen Philosophie darstellen und dieser eine weitere Verbreitung geben sollte, und welche der Vereinigungspunkt für die Anhänger derselben wurde, deren Haupt seit dieser Zeit Voltaire war. Die politische Opposition in der Literatur untergrub die vorhandenen Staatseinrichtungen mehr als durch unmittelbare Angriffe dadurch, daß sie theils auf Zustände entgegengesetzter Art hinwies, theils politische Ideale aufstellte. Montesquieu (1698—1755) gab zunächst in seinen „persischen Briefen" (1721) eine leichtgehaltene, aber scharfe und satirische Darstellung der Gebrechen des Staates und der Kirche und der geselligen Verhältnisse der höhern Stände, und nachdem er durch diese Arbeit das Interesse für politische Fragen und Untersuchungen geweckt hatte, führte er in seinem „Geist der Gesetze" (1748) eine politische Ansicht aus, welche mit dem in Frankreich herr-

schenden autokratischen Systeme in starkem Widerspruch stand, welche die Aufmerksamkeit besonders auf die englische Staatsverfassung richtete, und welche nach dem Vorgange englischer Schriftsteller drei Staatsgewalten, die gesetzgebende, die ausführende und richterliche, nicht allein unterschied, sondern sie auch völlig getrennt und selbständig neben einander hinstellte. Noch weit schroffer trat J. J. Rousseau (1712–1778) dem bestehenden Zustande entgegen, indem er, das historisch Gegebene wenig beachtend, Ideale eines Naturzustandes des Menschen und eines demokratischen Systems der menschlichen Gesellschaft entwarf. Mit den sogenannten Philosophen stimmte er in so fern überein, als er freien Gebrauch der Vernunft für den Glauben verlangte; allein er lehnte bald die Gemeinschaft mit ihnen und ihren Namen ab, und er war dadurch wesentlich von ihnen verschieden, daß er vor der Lehre des Evangeliums eine tiefe Achtung hegte, und daß er sich selbst einen Christen nannte; er sah das Wesentliche der Religion nicht in Meinungen, sondern in den Werken, und er war sogar der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher rechtlich, barmherzig, menschenfreundlich und mildthätig sei, genug für sein Seelenheil glaube.

So wie neue Ansichten über Staatsverfassung aufgestellt und verbreitet wurden, so wurde auch die Staatswirthschaft ein Gegenstand, mit welchem sich die politische Literatur beschäftigte. Die nachtheiligen Folgen des von Colbert begünstigten Mercantilsystems, die Verarmung des Grundbesitzers und das Elend des Landvolkes durch den Verfall des Landbaues mußte das Verlangen nach Verbesserung des ökonomischen Zustandes der Gesellschaft veranlassen; man erkannte als die erste Bedingung dieser Verbesserung Freiheit der Gewerbe und des Handels an. Der Schöpfer dieses Systems, welches das ökonomistische oder physiokratische genannt wurde, und welches alle gesellschaftlichen Einrichtungen nach der Ordnung der Natur umgestalten wollte, war Quesnay (1694—1774), Arzt der Marquise von Pompadour, ein Mann, an dessen Unterhaltung auch Ludwig XV. Gefallen fand und welchen er seinen Denker nannte. Er stellte den Grundsatz auf, daß man die Abgaben allein auf das Grundeigenthum legen müsse und zwar auf den Reinertrag. Um diesen so viel wie möglich zu steigern, forderte er für den Grundbesitzer die unumschränkte Verfügung über sein Eigenthum sowie über den Ertrag und das Recht, diesen nach Belieben aufzuspeichern oder innerhalb und außerhalb des Landes zu verkaufen. Daran schlossen die Anhänger dieses Systems die Forderung einer gleichen Freiheit für Handel und Gewerbe, Aufhebung der Beaufsichtigung von Seiten des Staates und aller Monopole, endlich auch die Forderung der Gewissens- und Preßfreiheit, der allgemeinen Berechtigung jedes Befähigten zu Staatsämtern, Einführung einer Gemeindeverfassung und Abschaffung der Steuerfreiheit der privilegirten Classen.

Obwohl die Parlamente auf's entschiedenste der Oppositionsliteratur entgegentraten, so wirkten sie doch in Uebereinstimmung mit ihr in einer Richtung, nämlich gegen die Jesuiten. Diese hatten

den Widerstand, welcher ihre Niederlassung Anfangs in Frankreich fand, nicht allein durch die Gunst der Könige und durch Weltklugheit, sondern auch durch die Macht des Geistes, durch ausgezeichnete Leistungen in allen Gebieten der Wissenschaft überwunden. Der Eifer, mit welchem sie die allgemeine Annahme der gegen die Jansenisten gerichteten Bulle Unigenitus durchzusetzen suchten, reizte die Parlamente aufs Neue und heftiger als je gegen sie auf, nicht allein weil diese in der Bulle einen Eingriff der geistlichen Gewalt in die weltliche sahen, sondern auch, weil es in ihnen nicht wenige gab, welche sich zu den jansenistischen Ansichten bekannten. Noch gefährlicher aber wurden ihnen die Angriffe, welche sie sich von Seiten der Philosophen dadurch zuzogen, daß sie der Absicht derselben, den christlichen Glauben zu zerstören, sich entgegenstellten; denn diese beschuldigten sie nicht, wie es die Jansenisten thaten, des Ehrgeizes, der Ränkesucht und unsittlicher Grundsätze, sondern suchten sie durch Spott lächerlich zu machen. Dessen ungeachtet würde auch den zahlreichen Feinden der Jesuiten schwerlich der Sieg zu Theil geworden sein, wenn ihnen die Gunst des Hofes in demselben Maße wie früher geblieben wäre; allein auch hier hatte der Einfluß der neuen Philosophie eine ihnen nachtheilige Stimmung bewirkt; Choiseul, welcher der Gönner Voltaire's war, hegte Abneigung gegen sie, und durch sittliche Strenge machten sie sich auch die Marquise von Pompadour zur Feindin. Wenn auch jetzt noch selbst die erbittertsten Feinde des Ordens den Erfolg eines Versuchs, ihn zu stürzen, für zweifelhaft hielten, so wurde bald ihre Zuversicht durch das Schicksal, welches ihn in Portugal traf, bedeutend vermehrt. Pombal, der Premierminister des ganz von ihm geleiteten Königs Joseph, hatte schon seit einigen Jahren begonnen, die Jesuiten, deren Macht seiner despotischen Herrschaft und seinen Reformplänen im Wege stand, zu befeinden und zu beschränken; er beschuldigte sie endlich auch der Mitwissenschaft eines Anschlags auf das Leben des Königs, und er bewog diesen, sie im September 1759 für offene Rebellen, Verräther und Feinde des Staates zu erklären und aus allen Ländern seiner Krone zu verbannen. Die überraschende Leichtigkeit, mit welcher der Orden in einem Lande, wo sein Ansehen größer als in irgend einem andern gewesen war, vernichtet wurde, ließ seine Feinde in Frankreich hoffen, ihm hier dasselbe Schicksal bereiten zu können, und die Jesuiten gaben ihnen selbst die Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes. Lavalette, General-Superior der jesuitischen Mission auf der Insel Martinique, welcher nicht allein weite Landstrecken auf der Insel Dominique gekauft, um sie urbar zu machen, sondern auch ausgedehnte Handelsspeculationen unternommen, hatte auf ein marseiller Handelshaus Wechsel für mehr als anderthalb Millionen Livres ausgestellt, und diese waren acceptirt worden, da er zugleich zur Bezahlung für zwei Millionen Waaren abschickte; allein gerade damals, im Jahre 1755, begannen die Engländer Feindseligkeiten gegen den französischen Handel, die Schiffe, auf welchen sich jene Waaren befanden, wurden weggenom-

men, und in Folge dessen machte das Handelshaus 1758 Bankerott. Die Gläubiger erhoben vor dem Consulargericht von Marseille eine Klage gegen Lavalette, dieser wurde (19. Nov. 1759) zur Zahlung der von ihm ausgestellten Wechsel verurtheilt, und da er nicht zu zahlen vermochte, so that dasselbe Gericht 1760 den Ausspruch, daß das Urtheil gegen alle Güter der Jesuiten vollstreckt werden solle. Der Orden appellirte an die große Kammer des Parlamentes und überlieferte sich dadurch seinen entschiedensten Gegnern. Am 8. Mai 1761 wurde Lavalette und in seiner Person der ganze Orden verurtheilt, binnen einem Jahre die noch nicht eingelösten Wechsel nebst Zinsen und Kosten zu bezahlen; widrigenfalls wurde den Inhabern derselben gestattet, sich durch die den Jesuiten in Frankreich gehörenden Güter bezahlt zu machen. Da während des Processes die Frage zur Sprache kam, ob die Jesuiten durch ihre Constitutionen solidarisch für einander verpflichtet seien, so gab dies dem Parlamente Veranlassung zu dem Befehl, daß ein Exemplar derselben seiner Kanzlei übergeben werde, und es ernannte drei Commissarien, unter ihnen den Abt Chauvelin, einen eifrigen Jansenisten, um sie zu prüfen. Der König, welcher durch Ergebenheit gegen die Kirche und ihre Diener Vergebung seiner Sünden zu erlangen hoffte, hegte auch gegen die Jesuiten eine ehrfurchtsvolle Gesinnung; jedoch die Pompadour und Choiseul machten ihn besorgt, da sie ihm vorstellten, daß er entweder die Jesuiten aufopfern oder die Parlamente aufheben müsse; so entschied er sich endlich für das Erste, weil dabei weniger Widerstand und Schwierigkeit zu erwarten war; jedoch verging noch längere Zeit, bevor er sich zu diesem Entschlusse bestimmen ließ. Die Parlaments-Commissarien erstatteten im Anfang des Juli ihren Bericht, Chauvelin fügte diesem noch einen Vortrag über die Lehre, Moral und Handlungsweise der Jesuiten hinzu, in welchem er mehrere Jesuiten verderblicher Meinungen in der Dogmatik und Moral anklagte und dieselben für die beständige Lehre des Ordens erklärte. Der König berief 1761 eine Versammlung von 51 Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, um ihr Gutachten abzugeben; nur einer von ihnen, der Bischof von Soissons, ein Jansenist, erklärte sich für die völlige Aufhebung des Ordens, sechs hielten einige Modificationen für wünschenswerth, alle übrigen sprachen sich zu Gunsten der Jesuiten aus. In dieser Weise äußerte sich auch die im Mai 1762 zu einer außerordentlichen Versammlung in Paris zusammentretende französische Geistlichkeit, welche die Jesuiten als Vertheidiger der Religion bezeichnete und den König dringend bat, nicht zu dulden, daß wider alle Gerechtigkeit eine ganze Gesellschaft vernichtet werde, ohne es verdient zu haben, und 70 abwesende Bischöfe traten in einem Schreiben an den König dieser Erklärung bei; allein diese Fürsprache vermochte die Jesuiten um so weniger vor dem ihnen drohenden Schicksale zu schützen, als das Ansehen der Geistlichkeit sowie des Papstes in der herrschenden Meinung sehr gesunken war. Die Parlamente der Provinzen schlossen sich, wenn auch meist nur mit einer geringen Majorität, dem Verfahren des pa-

riser an. Der König machte noch einen Versuch, den Orden in seinem Reiche zu erhalten, indem er durch ein Edict vom März 1762 erklärte, daß sie der bischöflichen Jurisdiction unter den Gesetzen des Reiches unterworfen sein sollten, und die Weise bestimmte, in welcher der Ordens-General seine Autorität in Frankreich ausüben dürfe; jedoch das pariser Parlament verweigerte die Registrirung des Edicts, und der König ließ sich durch die Feinde der Jesuiten in seiner Umgebung bewegen, es zurückzunehmen. Die Entscheidung des Königs über das Schicksal des Ordens erfolgte erst im November 1764 durch ein Edict, in welchem er seinen Willen aussprach, daß die Gesellschaft in Zukunft nicht in seinen Ländern Statt haben solle, jedoch den bisherigen Mitgliedern derselben erlaubte, als Einzelne in seinem Staate zu leben unter der Bedingung, daß sie sich den Gesetzen des Königreiches unterordneten und sich in allen Dingen als gute und getreue Unterthanen benähmen. Im April 1767 wurde, nicht ohne Einwirkung Choiseul's, der Orden in Spanien aufgehoben und alle Jesuiten aus diesem Lande verwiesen, und dasselbe geschah noch in demselben Jahre in Neapel und im folgenden Jahre in Parma. Als der Papst Clemens XIII., dem Verfahren gegen die Jesuiten in Frankreich nur eine Bulle voll Lobeserhebungen für sie und ihrer Verfolgung in Spanien nur Bitten und Abmahnungen entgegengesetzt hatte, verlangten die Gesandten der bourbonischen Höfe die Zurücknahme des Breve, und als der Papst dies verweigerte, so ließ der König von Neapel die päpstlichen Gebiete Benevent und Pontecorvo, Ludwig XV. Avignon und Venaissin in Besitz nehmen, das Parlament von Aix decretirte am 19. Juni die Vereinigung dieser päpstlichen Besitzungen als früherer Dependenzen der Grafschaft Provence mit der französischen Krone, und der französische Gesandte in Rom übergab eine Denkschrift, in welcher er im Namen der drei bourbonischen Könige die Aufhebung des Jesuiten-Ordens verlangte. Clemens XIII. starb schon im Februar 1769, sein Nachfolger Clemens XIV. (Ganganelli) gab endlich nach langem Widerstreben dieser Forderung nach, er hob durch das Breve Dominus ac Redemptor noster im Juli 1773 den Orden auf, und es wurden ihm darauf die seinem Vorgänger entrissenen Besitzungen zurückgegeben.

---

80. Katharina II. von Rußland. Potemkin.

(Nach Heinr. von Sybel, kleine historische Schriften, und Chr. W. von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Katharina II. war in vielfacher Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Eine Ausländerin, welche als Vorkämpferin der russischen Na-

tionalität ihren kaiserlichen Gemahl vom Throne wirft; eine Tochter lutherischen Geschlechts, welcher die russische Kirche, als dem Hort und Schirm der Rechtgläubigkeit, die Krone entgegenträgt; eine feine und geschmackvolle Frau von strahlender Liebenswürdigkeit bis in ihr höchstes Alter, der zugleich kein Pferd zu unbändig, keine Strapaze zu beschwerlich, kein geistiges Problem abschreckend, keine Art des Ehrgeizes unbekannt ist; eine Prinzessin aus einem der kleinsten deutschen Häuser, welche dann ihre Hand nach Persien und Constantinopel, nach Polen und Schweden ausstreckt; eine deutsche Fürstentochter, unter deren Leitung Rußland zum ersten Mal einen tiefen Einfluß auf die innern Verhältnisse Deutschlands gewonnen hat.

Katharina war am 21. April 1729 geboren in der kleinen Stadt Zerbst. Ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, war preußischer General, und diese Stellung gab 1743 den Anlaß, daß seine damals 14jährige Tochter durch Friedrich den Großen der russischen Kaiserin Elisabeth empfohlen wurde, welche für ihren Neffen und Thronfolger, den Großfürsten Peter, bisherigen Herzog von Holstein, eine passende Gemahlin suchte. Mit ihrer Mutter kam sie 1744 nach Rußland. Das deutsche Fürstenkind fand sich plötzlich in eine neue, fremde Welt versetzt. An dem Hofe herrschte eine völlige Ausgelassenheit der Sitte inmitten eines kolossalen Luxus, durch welchen doch unaufhörlich die Dürftigkeit und Rohheit einer erst beginnenden Bildung hindurchbrach. In den Palästen wechselten Prachträume, die mit allem Glanz von Versailles wetteifern mochten, mit ärmlich und unreinlich möblirten Stuben; keine Thür und kein Fenster schloß; auf den nachlässig gemauerten Wänden verfaulten die golddurchwirkten Sammettapeten. Von geistiger Bildung, von Streben nach Kenntniß und Gemeinwohl, von feinerer Form des Betragens war hier keine Spur zu treffen. Das Dasein ging völlig auf in einem ungebundenen Drängen nach Macht und Genuß: der Starke und Listige kam voran, der Schwache, Unkluge, Vertrauende wurde unbarmherzig zertreten. Mit richtigem Tacte griff sie inmitten der rauschenden Geselligkeit des Hofes, in der sie völlig einsam lebte, zu ernster geistiger Nahrung; sie las in jeder ruhigen Stunde die Schriften Cicero's, Tacitus', Plutarch's; sie verstieg sich zu der Platonischen Philosophie, ja zu der Kirchengeschichte des Baronius.

Am 21. August 1746 wurde sie mit Peter III. vermählt. Dieser war zwar nicht ohne Kenntnisse, aber ohne die mindeste sittliche Erhebung des Geistes. Seine einzige Freude war Trinken und Rauchen, seine einzige Thätigkeit das Dressiren von Recruten und Hunden. Seiner jungen Gemahlin überließ er seine politischen Geschäfte; diese gab schon im 21. Jahre glänzende Proben in der praktischen Staatskunst und zog seitdem ihre Hand nicht mehr aus der Politik zurück, nicht ohne eifersüchtiges Mißtrauen der regierenden Kaiserin Elisabeth, die unnachsichtig jeden Anhänger der Großfürstin vom Hofe entfernte. Seit 1753 gewann der junge Sergius Soltikow ihre Gunst, dadurch wurde das Verhältniß zu ihrem Gemahl gestört und dieses auch durch die

Geburt des Großfürsten Paul (1754) nicht gebessert. Als Soltikow auf einen Gesandtschaftsposten nach Madrid entfernt wurde, weinte Katharina bitterlich über die Trennung, wandte aber bald nachher ihre Gunst dem polnischen Grafen Poniatowsky zu.

Kaum war Peter III. nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (Januar 1762) zur Regierung gelangt, so zeigte er einen übermäßigen Eifer, umfassende Reformen auf der Stelle durchzuführen. Da er vor Allem die russische Geistlichkeit nicht leiden mochte, so verfügte er mit einem Federstriche die Confiscation alles Kirchengutes in dem weiten Reiche, mehr als 40 Millionen Rubel werth. Zugleich änderte er die äußere Politik ins Gegentheil um, indem er mit Friedrich II. ein Bündniß schloß (s. S. 515). Gegen Katharina und den jungen Großfürsten Paul verhehlte er nirgendwo seinen Haß; er dachte daran, seinen Sohn von der Thronfolge auszuschließen, und da er keine eigenen Nachkommen mehr erwartete, so ließ er einige Vettern aus Holstein kommen, um vielleicht ihnen dereinst die Nachfolge zuzuwenden. So vereinigten sich verschiedene Elemente zu seinem Sturze. Die Popen wütheten über den Berauber der Kirche, die Garderegimenter knirschten über den Vergötterer der Preußen, eine Menge der bisherigen Machthaber fürchtete ihren Sturz durch die von Peter gestattete Rückkehr der sibirischen Exilirten. Es wurde Katharina nicht schwer, mit diesen allen anzuknüpfen. Ihr Freund Poniatowsky war damals nach Polen zurückgekehrt, und an seine Stelle ein Artillerie-Officier, Gregor Orlow, getreten, ein schöner, starker und kühner Mann, der mit voller Hingebung Katharinens Sache auf Leben und Tod ergriff. Sein Bruder Alexei, noch herculischer und trotziger, aber auch roher und gewaltthätiger als Gregor, warb in den Casernen für die Kaiserin. In der Nacht auf den 9. Juli wurde Katharina auf ihrem Lustschlosse Peterhof aus dem Schlaf geweckt; ein Mann stand an ihrem Bette, es war Alexei Orlow, der ihr hastig zurief: „Einer unserer Freunde ist verhaftet, eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen.“ Sie war anfangs wie betäubt und zitterte, als sie in den Wagen stieg, um nach Petersburg zu fahren; es war wohl weniger ängstliche Furcht als das Gefühl, daß jetzt die Entscheidung über ihr ganzes Leben da sei. Während der Fahrt verlor sich ihre Verwirrung, und unter fröhlichem Lachen kam sie in der Hauptstadt bei der Caserne der Garden an. Dort hatte Gregor Orlow die Regimenter vorbereitet; in der Kasan'schen Kirche wartete der Erzbischof von Nowgorod mit dem Clerus. Panin, der Erzieher des jungen Paul, versammelte die Senatoren, binnen zwei Stunden war Katharina als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen, im Palast installirt, von Beamten, Truppen, jubelnden Volkshaufen umgeben.

Niemals war eine Revolution leichter, rascher, einmüthiger von Statten gegangen. Am Abende setzte sie sich selbst an die Spitze der Truppen, welche gegen das Schloß Oranienbaum, den Aufenthalt Peter's, geschickt wurden; sie trug die altrussische Uniform der Garde. Die

Soldaten waren in schwärmerischem Entzücken, das Volk begrüßte sie als die Befreierin, Rächerin, Retterin des alten heiligen Rußland. Der unglückliche Kaiser war völlig rathlos, erschrocken und überwältigt. Nach dreitägigem Schwanken dankte er ab und überlieferte sich den Beamten seiner Gemahlin. Sie hatte die Absicht, ihn nach Holstein zurückzuschicken, ihre nächsten Freunde und Helfer aber meinten, daß man in Rußland anders mit gestürzten Souverainen verfahren müsse. Sein Verderben war, daß der Ehrgeiz des Gregor Orlow geradezu nach Katharinens Hand begehrte, und deren Wiederverheirathung unmöglich war, so lange Peter lebte. Der wilde Alexei zauderte darauf nicht lange: er drang in das Gefängniß des Kaisers und begann mit dem elenden Manne eine Rauferei, in welcher Peter nach langem Ringen endlich erdrosselt wurde.

Daß der Mord ohne Katharinens Vorwissen vollzogen wurde, steht jetzt außer Zweifel; schlimm genug, daß sie in der Lage war, die Orlows nicht bloß ungestraft, sondern auch im Besitz der höchsten Staatsehren und des mächtigsten Einflusses zu belassen. Ihre Heirath übrigens mit Gregor wurde durch den entschlossenen Widerspruch des Kanzlers Woronzoff und des Grafen Panin verhindert. So war Katharina am Ziel. Die kleine Prinzessin von Zerbst war geworden, was sie sich vorgesetzt, regierende Kaiserin von Rußland aus eigener Macht. Sie war geboren zur Herrschaft. Mit unendlichem Eifer warf sie sich auf die Erforschung ihrer Länder, fragte, studirte, sammelte, ruhte nicht, bis sie klare Anschauung und eigenes Urtheil besaß.

Man ist erstaunt, wenn man die innere Thätigkeit dieser Herrschaft in ihren ersten dreizehn Jahren übersieht; da entsteht eine neue Eintheilung des Reiches, eine neue Organisation aller Behörden und Gerichte; da werden Städte gegründet, die Lage der leibeigenen Bauern gemildert, das Vermögen der Kirche unter bessere Verwaltung genommen, das wichtige System der Wasserstraßen und Canäle ausgebaut und reich dotirt. Man denkt an ein allgemeines Civilgesetz für das ganze Reich; man beseitigt aus dem Criminalproceß die Tortur; man gibt den wichtigern Zweigen des Finanzwesens eine strammere Ordnung; man legt Hand an die Schöpfung eines angemessenen Schulwesens. Allerorten finden wir die unausgesetzte persönliche Einwirkung der Kaiserin.

Ihr Verhältniß zu Gregor Orlow dauerte fort; er hieß ihr General-Adjutant, hatte eine Wohnung für sich in jedem der kaiserlichen Paläste, und wurde mit Ehren, Würden und Schätzen überhäuft. Sie hätte dem männlich schönen Liebling gar gern von ihrem Geist gegeben, zog ihn überall zu den Geschäften heran, schob ihn vor, wo sich ein Anlaß rühmlicher Thätigkeit zeigte. Aber nur zu bald wurde er dann schlaff und ungeduldig und entzog sich ihrem Drängen eben so kategorisch, wie wenn sie ihn bat, zur Ehre des Hauses den wilden Gastereien mit den Zechgenossen seiner Lieutenantsjahre zu entsagen. So gab es im Verlaufe der Jahre doch manche Verstimmung zwischen bei-

den, und es fehlte Orlow nicht an einem großen Gegner, welcher eine jede derselben nachdrücklich auszubeuten verstand. Dies war Graf Panin, welcher dem Orlow die Zurücksetzung seines Zöglings, des Großfürsten Paul, zuschrieb und, als dieser 1772 großjährig wurde, an dem jungen Prinzen einen unerschütterlichen Rückhalt in seinem Haß gegen den Günstling fand. Panin war mittelmäßig in den Geschäften, aber Virtuos in der Intrigue, ein zuverlässiger Helfer und ein höchst gefährlicher Widersacher. Er erfreute sich als Minister des Auswärtigen eines sichern Einflusses bei der Kaiserin, und im Jahre 1773 gelang es ihm, den Fürsten Orlow zu stürzen.

Gewiß, die Verbindung mit diesem war ein tiefer Schatten auf Katharinens glänzender Laufbahn. Aber nachdem sich die Kaiserin von Orlow getrennt hatte, schritt sie in Wege hinein, nach deren Vollendung sie selbst, ihr Hof, ihr ganzes Reich auf Orlow's Zeiten wie auf ein verlorenes Paradies zurückschauten.

Als Katharina an jenem ersten Abend ihrer Regierung sich zur Bekämpfung Peter's III. in den Sattel schwang, bemerkte sie, daß an dem ihr gereichten Degen das Portepée fehle. Auf ihre Frage sprengte ein junger Wachtmeister aus der Fronte hervor, ihr das seinige zu reichen; dabei wurde sein Pferd stätig und drängte hartnäckig an die Seite der Kaiserin heran. Sie sah mit Lächeln auf den kecken Reiter, dessen kolossale Gestalt und bedeutendes Gesicht ihr auffielen. Sie hörte, es sei der Sohn eines verabschiedeten Majors, Gregor Potemkin, und ernannte ihn gleich am folgenden Tage zum Gardeofficier und Kammerjunker.

Als es ihm gelungen war, zu dem engeren Kreise der Gesellschaft Katharinens zugelassen zu werden, wandte er bald alle Künste des verschlagenen Hofmannes an, um andere Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, zu verdrängen. Vom Jahre 1776 an war er erklärter Liebling, aber er befestigte seine Herrschaft über Katharina gerade dadurch, daß er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, und so, wenn er nach eigenen Launen wiederkehrte, immer treu blieb. So errang er eine um so größere Gewalt über die Kaiserin und die Verwaltung des Staates, und behauptete sich in derselben am meisten durch die Meinung, welche er von seiner Unentbehrlichkeit für ihre eigene Sicherheit Katharinen gegeben hatte. Diese wußte nämlich sehr wohl, daß ihre übel errungene Herrschaft von einem sehr großen Theile ihrer Unterthanen höchst ungern ertragen wurde, und daß selbst wichtige Männer zu den Mißvergnügten gehörten; sie fühlte, daß sie eines kräftigen Mannes neben sich bedurfte, der durch den Schrecken, womit er erfüllte, jeden Gedanken des Widerstandes niederschlüge. Diesen Mann fand sie an Potemkin. Die Vereinigung seltener Eigenschaften und Umstände war allerdings nöthig, um eine solche Rolle sechszehn Jahre (1776—1791) hindurch zu spielen, und, wie Potemkin es gethan hat, sich bis an seinen Tod in der unumschränkten Beherrschung der Monarchin gegen alle Gegner zu behaupten. Zwar darf man sich nicht ausnehmende Vorzüge des

Geistes und Herzens denken, welche Katharina so anhaltend fesselten; nein, der höchste Grad von frecher Unverschämtheit auf einer Seite, und eine große weibliche Schwäche auf der andern erklären Alles. Ohne daß Potemkin die Talente und Kenntnisse des Feldherrn besaß, stand das ganze Kriegsheer, standen selbst die erfahrensten Feldherren, welche im letzten Kriege den russischen Waffen Ruhm und Sieg erworben hatten, unter seinem unumschränkten Befehl. Ohne gründliche Kenntniß zu haben weder von den äußern Verhältnissen des Reiches, noch von dem, was die innere Verwaltung erforderte, entschied er allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin sowohl innerhalb ihres unermeßlichen Reiches unternehmen, als was sie gegen fremde Mächte anstreben sollte. Jeder edlere Ehrgeiz, jedes Verlangen nach höherer Befriedigung des Geistes durch Leitung der Schicksale eines großen Theiles der Menschheit, der von ihm abhing, war ihm fremd. Jeden Vorzug, den persönliches Verdienst, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltsam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reiches als Sklaven zu mißhandeln, und bei jedem Anlaß des gewöhnlichen Lebens auf möglichst grobe Art fühlen zu lassen, daß er der allein Mächtige sei — dies war ihm der köstlichste Genuß der errungenen Uebermacht. Auch gegen die angesehensten Fremden, auch gegen die Gesandten unabhängiger Mächte erlaubte er sich geflissentliche Verletzungen des äußern Anstandes; ihre Anträge und Vorstellungen hörte er an, wie Bitten seiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers. Die Eingebornen sicherte kein Rang, keine Würde gegen die gröbsten Mißhandlungen mit Worten und sogar mit Schlägen. Man hat behauptet, der Unverschämte sei so weit gegangen, selbst seine Gebieterin zu schlagen. Wenn gleich, wie wir glauben, dieses Letztere übertrieben ist, so beweist doch die Sage, wie viel er sich öffentlich mit Worten erlaubt haben müsse, da man das Aergste im Geheimen wenigstens für möglich halten konnte. Gewiß ist, daß er den ihm vor der Welt ertheilten Befehlen der Kaiserin, oder vielmehr nur ihren geäußerten Wünschen, oft mit frecher Stirn sich laut widersetzte und geflissentlich gerade das Gegentheil von dem that, was Katharina gewünscht hatte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte er seine Größe darein, sich keine versagen zu dürfen und, mit grenzenloser Vergeudung der Gelder, die er den Staatskassen entzog, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens und der Kräfte der Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen.

Trotz kolossaler Verschwendungen brachte er in 10 Jahren ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zusammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reiches etwa 50 Millionen betrug. Da mußte denn wohl jede der früher begonnenen Unternehmungen in's Stocken kommen. Zerrüttung, Verschleuderung, Verarmung kam in allen Zweigen des Staatslebens an die Tagesordnung; großes Elend und tiefe Unzufriedenheit verbreiteten sich in den meisten Provinzen des Reiches. Potemkin kannte alle schlimmen Neigungen in der Brust seiner Herr-

scherin und hielt sie an diesen fest. Die erste Wärme des Gefühls war längst in ihrem Verhältnisse verraucht; er wandte sich jetzt an den ältesten und tiefsten Trieb ihres Wesens, an ihren Ehrgeiz. Es gelang ihm, diesen immer höher zu schwellen, und ihn für ausschweifende und phantastische Ziele zu erhitzen. Der innere Verfall sowohl des westlichen slavischen als des südlichen osmanischen Nachbarreiches war für den russischen Militärstaat eine versuchende Lockung, in diesen beiden Richtungen angreifend vorzudringen.

Polen war seit Peter dem Großen nur dem Namen nach ein souverainer Staat, wurde aber thatsächlich von den russischen Truppen willkürlich durchzogen. Katharina war entschlossen, dieses Verhältniß zu behaupten, keine innere Kräftigung Polens zuzulassen. Sie setzte also ihren früheren Freund, Stanislaus Poniatowsky, auf den polnischen Thron (s. Nr. 81), schlug unter starken Kriegsopfern einen Aufstand der polnischen Patrioten nieder und erhob ohne Zaudern ihre Waffen zu einem 6jährigen glorreichen Kampfe gegen die Türkei, als diese sich in die polnischen Händel einmischen wollte (s. Nr. 82).

Das Glück, welches die Kaiserin in diesem ersten Türkenkriege hatte, benutzte Potemkin, der sie nicht zur Ruhe, nicht zur Besinnung kommen lassen wollte, um in ihrer Seele den Gedanken zu entzünden, die Türken aus Europa zu verjagen und auf den Trümmern ihrer Herrschaft ein neues griechisches oder orientalisches Kaiserreich zu errichten. So lange sie lebte, gedachte Katharina dieses neue Reich, vereint mit dem ungeheuren nordischen, das sie schon besaß, zu regieren, dereinst aber dieses letztere dem ältesten, jenes dem zweiten ihrer Enkel zu hinterlassen. Die Namen Alexander und Constantin, welche sie diesen Enkeln beilegte, sollten von ihrer frühen Kindheit an große Erinnerungen in ihnen wecken und sie zu den erhabensten Bestimmungen einweihen. Um die des jüngern Prinzen von seiner Geburt an anzudeuten, wurde er nach dem Ritus der orientalisch-griechischen Kirche getauft. Dieser Gedanke konnte bei einer Frau, die durch Ehrgeiz zu etwas Außerordentlichem sich getrieben fühlte, und welche Beherrscherin Rußlands war, unter den damaligen Umständen sehr natürlich entstehen. Denn jener religiöse, kriegerische Enthusiasmus, mit dem das Volk der Osmanen die schönsten Länder des westlichen Asiens und des östlichen Europa's unterjocht hatte, schien wenigstens in den höheren Classen fast völlig erloschen, Weichlichkeit und Luxus hatten dieses Volk erschlafft, die Beherrscher wurden im Serail nur zum Genuß überspannter sinnlicher Lust, nicht zum Regieren erzogen. Auch nach Besteigung des Thrones verließen sie selten diesen ehemaligen Kerker und zogen nicht mehr aus, wie ihre Vorfahren, an der Spitze der Heere. Die Sultane waren abhängig von ihren obersten Staatsbeamten, und diese, wie jene von Janitscharen, welche nicht mehr Sinn hatten für den durch kriegerische Großthaten errungenen Ruhm. In den Provinzen waren die Statthalter fast unabhängig; von dem, was sie den Unterthanen abnahmen, floß wenig in die Cassen des Staates. Ueberall erlag das

Volk unter mannichfachem Druck; die zahlreichen Griechen besonders nährten einen geheimen Haß gegen die Unterdrücker, deren Vorfahren die ihrigen des Landes beraubt hatten. Zu allem Diesem trat noch der wichtige Umstand hinzu, daß zu eben der Zeit, während welcher das osmanische Reich allmählich verfiel, dessen Nachbarn, sowohl in der innern Verwaltung, als in der Kriegskunst, sehr bedeutende Fortschritte machten, welche nachzuahmen oder auch nur zu bemerken, die Osmanen mit dem Stolze der Dummheit verschmähten.

Bei solcher Lage des osmanischen Reiches, welche der Kaiserin noch mit Uebertreibung geschildert wurde, konnte sie dessen gänzlichen Umsturz allerdings für eine mögliche, sogar, bei gehöriger Anstrengung, für eine nicht gar zu schwere Sache halten. In diesem Gedanken bestärkte sie der Feldmarschall Münnich, einer der ausgezeichnetsten Feldherren des 18. Jahrhunderts, den Friedrich II. den Eugen des Nordens nannte. Er war unter der Kaiserin Anna der Schrecken der Osmanen gewesen, hatte die bis dahin für unübersteiglich gehaltenen Linien von Perekop erstiegen und die Krim erobert. Als Elisabeth 1740 durch eine Revolution auf den Thron kam, wurde Münnich gestürzt, und mußte 20 Jahre in sibirischer Verbannung zubringen. Hier arbeitete er einen vollständigen Entwurf zu gänzlicher Zerstörung des türkischen Reiches aus. Peter III. rief ihn wieder zurück. Als ein 79jähriger Greis, aber mit allem dem Ehrgeiz, der im männlichen Alter ihn begeistert hatte, trat er wieder auf an dem Hofe, an dem er wenige Bekannte und Zeitgenossen mehr fand. Katharina II. bewies ihm die hohe Achtung, die er verdiente. Sie hörte mit großem Vertrauen auf Münnich's erfahrenen Rath und ihr legte er seinen großen Entwurf vor, der, wie er versicherte, viele Jahre hindurch Peter den Großen beschäftigt habe, der ohne Oesterreich's Mißgeschick schon unter der Kaiserin Anna ausgeführt wäre, dessen Ausführung aber jetzt unter seiner Leitung sehr thunlich sei.

Der Gedanke wurzelte tief bei Katharina und blieb fest in ihrer Seele, auch nachdem Graf Münnich 1767 gestorben war. Das Glück, welches sie im ersten Türkenkriege durch Feldherren hatte, deren Talente mit denen eines Münnich nicht verglichen werden konnten, bestärkte sie noch mehr in diesem Gedanken, der nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa großen Beifall fand. Man sympathisirte mit unterdrückten Christen, mit den Nachkommen des feinsten und gebildeten Volkes, denen man gern das harte Joch, unter dem sie seufzten, abgenommen wünschte. Man bewunderte die große Frau, die den schönen Entwurf gefaßt hatte, und daß eine Frau ausführen sollte, was so viele Männer nicht vermocht, machte die Sache noch schöner und glänzender.

Kaum hatte Kaiser Joseph II. von diesem Entwurfe gehört, so reiste er (1780) selbst nach Rußland, um Katharinen seinen Beistand gegen die Osmanen anzubieten, wenn sie ihm Bosnien und Serbien überließe. Allein dieser Entwurf erregte die Besorgnisse Frankreichs und Preußens; und auch die beiden verbündeten Höfe konnten sich über die Ausfüh-

rung und namentlich über die dereinstige Theilung der türkischen Provinzen nicht einigen. Doch wußte die kluge Katharina die Pforte durch die Meinung von der bestehenden Allianz zwischen Rußland und Oesterreich in Furcht zu erhalten und ihr auch ohne Krieg die Abtretung des erst vor 9 Jahren neu gestifteten tatarischen Staates auf der Halbinsel Krim abzunöthigen. Fürst Potemkin leitete die Unternehmung, indem er den vom russischen Hofe den Tataren aufgedrungenen Chan bewog, seiner innern Sicherheit wegen, sich und sein Volk der russischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Pforte wurde durch Androhung des Krieges eingeschüchtert, daß sie die russische Herrschaft über die Krim und angrenzende Lande anerkannte (1784).

Rußland entriß durch diese Gewaltthat dem türkischen Reiche ein Land, das die Hauptstadt mit Getreide versorgte, durch seine Lage eine kräftige Vormauer war und den Heeren Streiter lieferte, die sich durch Tapferkeit und Muth immer ausgezeichnet hatten; seine Lage am schwarzen und asow'schen Meere, wichtigen türkischen Provinzen und selbst der Hauptstadt gegenüber, konnte zur Ausführung der ausgedehntesten Entwürfe des Handels, sowie der Eroberung benutzt werden. Der Stolz und die Eitelkeit der Kaiserin und Potemkin's erlaubten nicht einmal, dies zu verbergen. Die Kaiserin ließ an der Mündung des Dniepr eine neue Stadt, Cherson, bauen, über deren Thor die Inschrift gesetzt wurde: Dies ist der Weg nach Constantinopel. Die neuerworbenen Lande wurden in ein Gouvernement vereinigt, das den Namen des taurischen erhielt; die Ausbildung desselben, die Umschaffung der Tataren zu Russen wurde dem Fürsten Potemkin, von nun an der Taurier genannt, mit unbeschränkter Gewalt anvertraut. Mit muthwilliger Verachtung wurden alte Verfassung, Sitten und Gebräuche vernichtet, nicht zu erschwingende Abgaben auferlegt, die wohlhabendsten Einwohner ihres Eigenthums beraubt, sehr viele verließen das Land, andere wurden in entfernte russische Provinzen abgeführt, wo sie meistens vor Elend umkamen. Zwei Jahre, nachdem das Land dem russischen Reiche einverleibt worden, soll man nur noch 17,000 männliche Unterthanen gezählt haben.

Noch ehe die Einwilligung der Pforte zu dieser gewaltsamen Erwerbung abgedrungen war, gelang es Katharina II., auch noch von anderer Seite ihr großes Reich zu erweitern, indem sie einen ansehnlichen Theil von Georgien demselben einverleibte. Während des letzten Krieges waren die Russen auch hier eingedrungen, hatten sich mehrerer festen Punkte bemächtigt, und ein Theil der Einwohner hatte sich mit ihnen vereint. Mehrere Fürsten Georgiens suchten bei innern Unruhen Schutz bei der russischen Kaiserin, versprachen ihr dafür Stellung von Truppen und unterwarfen sich ihrer Herrschaft. Auch diese Vergrößerung war wichtig. Sie gewährte Mittel, um die neuen tatarischen Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, gab dem russischen Reiche besonders noch mehr Stärke gegen das türkische und erleichterte den beabsichtigten völligen Umsturz des letztern.

Den zweiten Türkenkrieg s. Nr. 84. Potemkin starb 1791; seine Gesinnung erbte aber am russischen Hofe fort, und erhielt sich mit all ihren jammervollen Folgen, bis endlich am 18. November 1796 auch Katharina an den Schluß ihres ereignißvollen Lebens gelangte. Ihre letzten Jahre waren äußerst trüb gewesen. Der große orientalische Entwurf war gescheitert; in den Verwicklungen des französischen Revolutionskrieges hatte sie ein volles Drittel der polnischen Provinzen den Deutschen überlassen müssen, während für das tief erschöpfte Rußland neue Kriege, hier mit den Türken, dort mit Frankreich in Aussicht standen. Nicht besser stand es in der kaiserlichen Familie. Mit dem Sohne, dem sie die Herrschaft vorenthielt, war die Kaiserin völlig überworfen. Als sie nach einem tödtlichen Schlaganfall auf einer Matratze am Fußboden hingestreckt die letzten Athemzüge ausröchelte, stand Paul daneben mit trockenem Blick, bereits mit der Aenderung aller Behörden beschäftigt, während seine Officiere die Günstlinge der Mutter aus dem Palaste wiesen.

So endete die Monarchin, die wie keine andere von der Natur in verschwenderischer Freigebigkeit mit allen Gaben des Geistes, der Schönheit, der Anmuth ausgestattet war; so endete sie, weil ihr Herz nicht so fest war wie ihr Haupt, weil ihre Sitte weniger unerschütterlich war als ihr Verstand.

81. Die erste Theilung Polens.

(Nach [Johann Caspar Friedrich Manso] Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Willen der russischen Kaiserin Katharina II., deren Bevollmächtigter in Polen Alles lenkte oder vielmehr beherrschte, war, unter Zustimmung Preußens, Stanislaus Poniatowsky auf den polnischen Thron gekommen (1764), nicht sowohl wegen der längst vergessenen Gunst, in welcher er bei Katharina gestanden hatte (s. S. 531), als vielmehr deßhalb, weil er ihrem Minister Panin durch seine Charakterlosigkeit das beste Werkzeug zu sein schien, um Polen in der bisherigen Erniedrigung und Abhängigkeit von Rußland zu erhalten.

Im Vertrauen auf den Schutz der russischen Kaiserin verlangten die Dissidenten (Protestanten und nicht unirte Griechen) die Religionsfreiheit, welche sie unter August II. durch einen Reichstagsbeschluß (1717) verloren hatten, zurück. Da seit den schwedischen Kriegen die Dissidenten als Anhänger Schwedens und Rußlands verhaßt waren, so wurde ihr Antrag auf dem Reichstage verworfen. Nun ließ die Kaiserin Katharina, nachdem sie ein Bündniß mit Preußen geschlossen hatte, russische Truppen in Polen einrücken und Warschau besetzen, die Hauptsprecher des Reichstages, die Bischöfe von Krakau und Kiew,

wurden verhaftet und nach Sibirien geführt, worauf der russische Gesandte Repnin einer Commission des Reichstages eine Bestimmung über die Rechte der Dissidenten dictirte.

Das verletzte polnische Nationalgefühl verband sich nur noch stärker mit dem Religionseifer und es bildete sich gegen die Gewaltherrschaft der Russen eine Conföderation zu Bar in Podolien. Aber die Uebermacht der Russen zerstreute die Conföderirten und verfolgte sie auf türkisches Gebiet, wobei eine kleine türkische Stadt (Balta) in Flammen aufging. Daher erklärten die Türken voreilig den Krieg an Rußland (October 1768). Ihre Heere wurden in der Moldau und Walachei und ihre Flotte in den Gewässern des griechischen und schwarzen Meeres so nachdrücklich geschlagen, daß sie einen schimpflichen Frieden erwarteten.

Oesterreich sah nicht ohne große Unruhe die Fortschritte Rußlands, und dem Könige von Preußen fiel die Entrichtung von 480,000 Thlr. jährlicher Hülfsgelder, die er nun an die Kaiserin vertragsmäßig zahlen mußte, um so härter, weil sein eigenes Land ihrer bedurfte und ihm keiner von allen Vortheilen zu Gute kam, die auf seine Kosten errungen wurden. In solcher Verlegenheit öffnete sich ihm, eben so unerwartet als willkommen, ein Weg zu einer Annäherung an Oesterreich. Joseph II. selbst, seit 1765 deutscher Kaiser, hatte dem Könige im August 1769 zu Neiße einen Besuch abgestattet und Friedrich freute sich, diesen im Herbst des folgenden Jahres im Lustlager, das bei Neustadt in Mähren stand, zu erwiedern. Als hier viel und bitter von Katharina's ehrgeizigen Absichten gesprochen ward und Kaunitz den König zu einem Bündniß gegen sie aufforderte, traf unvermuthet ein Eilbote mit Anträgen aus Constantinopel ein. Die Pforte wünschte, beide Höfe möchten sich bei der Czarin für einen billigen Frieden verwenden. Der preußische Monarch schrieb noch von Neustadt aus an die Kaiserin selbst. Diese, obgleich im Herzen der Einmischung Oesterreichs abhold, wich endlich doch der Vorstellung, der Großherr dürfte, im Fall hartnäckiger Weigerung, leicht das noch verhaßtere Frankreich anrufen.

Während man so in Berlin und Petersburg unterhandelte, hatten die unruhigen Polen die Grenze ihrer Nachbarn überschwärmt und waren unter andern in die ungarische Gespannschaft Zips, von der ein Theil seit 1412 an die polnische Krone verpfändet war, vorgedrungen. Auch die Preußen erfuhren ähnliche Verletzungen und gaben die erlittenen mehr denn einfach zurück. Das letztere war besonders der Fall, als die Pest von Jassy aus sich drohend verbreitete und beide Mächte in Polen einrückten. Im December besetzten die Oesterreicher den polnischen Theil der Zipser Gespannschaft, 13 Marktflecken und 275 Dörfer, von deren frühern Verbindung mit Ungarn nur noch modernde Urkunden zeugten, das Gedächtniß der Menschen nichts mehr wußte.

Eben damals war Prinz Heinrich, des Königs Bruder, in Petersburg. Sobald hier kund ward, welche Schritte die sonst gewissenhafte Maria Theresia sich erlaubt habe, äußerte Katharina in einer Unterredung mit diesem ihre Empfindlichkeit über Eingriffe der fremden

Macht in Angelegenheiten, die sie allein lenken wollte, und verbarg nicht, wie das gegebene Beispiel die übrigen Nachbarn Polens wohl zur Nachahmung berechtigen möge. Dieses Wort erfaßte der Prinz und hinterbrachte es seinem Bruder. Der preußische Gesandte bekam Auftrag, die Gesinnungen der Czarin sorgfältiger zu erforschen, und es blieb nicht lange zweifelhaft, sie gebe die verbürgte Untheilbarkeit Polens auf.

Nachdem die beiden Urheber des Theilungs-Entwurfes noch eine Zeit lang mit einander unterhandelt hatten, verständigten sich endlich beide. Die Czarin gab zur Beruhigung Oesterreichs ihr Wort, im Frieden mit der Pforte von allen Eroberungen zwischen der Donau und dem Dniestr abzustehen. Ein geheimer Vertrag vom 17. Febr. 1772, zu Petersburg unterzeichnet, eignete Katharina alles zu, was die Düna, die Drutsch und der Dniepr abschneiden, und bestimmte für Friedrich das ganze polnische Preußen, mit Ausschluß der Städte Thorn und Danzig, und von Groß-Polen den Bezirk bis zur Netze. Beide Mächte garantirten sich ihre Besitzungen, versprachen gemeinsam Polen zur Abtretung zu vermögen, und nahmen im voraus ihre Maßregeln, falls ein Krieg mit Oesterreich entstehen sollte.

Aber ein solcher war in dieser Zeit kaum mehr zu fürchten. Während nämlich Friedrich immer noch allein über Polen zu unterhandeln wähnte, hatten die russischen Geschäftsträger selbst der Theilung jenes Landes, als einer Ansicht Katharina's, der vielleicht auch Preußen beistimmen dürfe, gegen Kaunitz erwähnt und ihm zugleich die Versicherung gegeben, daß man der Walachei und Moldau entsage. Dieser, seiner drückendsten Sorge hierdurch entbunden, nahm jenen Vorschlag jetzt nicht ungern auf. Oesterreich verlangte Anfangs Gleichheit für die Theilenden, begnügte sich aber zuletzt mit dem Landstrich, der nach seiner Abtrennung von Polen Galizien und Lodomirien genannt wurde.

Nachdem die Polen sich ein volles Jahr gegen die Abtretung gesträubt hatten, unterzeichneten sie, unter den Stürmen eines erzwungenen Reichstages, beides, ihre Einbuße und ihre Schande. Den fremden Mächten wurden alle ihre Forderungen gewährt. Friedrich schrieb sich von nun an, nicht ohne Grund und Bedeutung, König von Preußen.

Auf solche Weise ward Polen von 13,400 Geviertmeilen auf 9057 beschränkt*) und die gänzliche Auflösung vorbereitet. Den Umfang seines Gebietes hat Rußland unter den Theilenden am meisten erweitert; Oesterreich freute sich der besten Erzeugnisse, zu denen die unerschöpflichen Salzquellen von Wieliczka gehören; Preußen, am wenigsten, so schien es, bedacht, gewann eine freie Verbindung zwischen seinen Provinzen, die reichen Weichselzölle, größern Handel zur See und mehr gebildete Unterthanen, aber es verlor in der Achtung der Menschen, die

*) Nach den glaubwürdigsten Angaben gewann Rußland 2212, Oesterreich 1500 bis 1600 und Preußen 681 Geviertmeilen.

noch nicht verlernt hatten, ehrenvolle Eroberung von gewaltsamer Besitzergreifung zu unterscheiden. *)

---

82. Der erste Türkenkrieg unter Katharina II.

(Nach Ernst Hermann, Geschichte des russischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Unternehmungen der Kaiserin von Rußland gegen die osmanische Pforte wurden von nicht geringeren Glücksumständen unterstützt, als ihre gegen das unglückliche Polen in Ausführung gebrachten Pläne. Das Manifest, durch welches die Pforte gegen Rußland den Krieg erklärte, war, abgesehen von der Beschuldigung, daß der russische Hof auf den Grenzen zahlreiche Festungen habe anlegen und auf den Kriegsfuß setzen lassen, fast ausschließlich gegen die Gewaltthätigkeiten der Russen in Polen gerichtet; es läugnete die Rechtmäßigkeit der Wahl des Königs Stanislaus August und behauptete, daß derselbe wider die Neigung des Volkes den Polen von Rußland aufgedrungen worden, daß letzteres trotz des wiederholten Versprechens, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, die Pforte hintergangen und durch die Niederbrennung von Balta (s. S. 539) den Krieg unvermeidlich gemacht habe. Einen Hauptfehler beging die Pforte darin, daß sie den Krieg im Herbst, und also ein halbes Jahr früher erklärte, als sie ihre Truppen zu sammeln und den Feldzug zu eröffnen im Stande war. Denn der ganze Zuschnitt der Kriegführung war bei den Türken noch immer nur auf Sommerfeldzüge berechnet und die Truppen waren nur bis zum Herbst zum Dienst verpflichtet, wo sie dann durch andere so-

*) Wer von den Theilenden der schuldigere war, scheint eine müßige Frage, ungeachtet sie häufig aufgeworfen und von Chr. W. v. Dohm in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit I. 435 u. f. zu Friedrich's Vortheil entschieden worden ist. Am leichtesten zu entschuldigen dürfte wohl Maria Theresia sein; so sehr reden ihr theils ihre bekannten guten Gesinnungen, theils ihre Lage zwischen Joseph und Kaunitz das Wort. Wirklich scheint, was sie gegen den Baron von Breteuil geäußert haben soll, ihre wahre Empfindung auszusprechen: „Ich weiß, daß ich durch alles, was in Polen geschehen ist, einen großen Flecken auf meine Regierung gebracht habe; aber ich versichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie sehr ich widerstrebte, und wie viele Umstände sich vereinigten, um meine Grundsätze sowohl als meine Entschlüsse gegen die unbegrenzten Entwürfe eines ungerechten Ehrgeizes zu erschüttern.“ Friedrich II. hat es für hinreichend erachtet, als Beweggrund für seine Handlungsweise anzugeben (mémoires de 1763 jusqu'à 1775, ch. I.), daß diese Maßregel das einzige Mittel gewesen sei, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zu verhüten, an welchem Preußen nothgedrungen als Bundesgenosse der einen oder andern Macht hätte Theil nehmen müssen. Die Russen und Oesterreicher würden zuletzt Frieden geschlossen haben auf Kosten Preußens.

genannte Wintertruppen ersetzt werden mußten. Diese Frist kam der russischen Regierung trefflich zu Statten, ihre Truppen konnten mit dem Frühjahre dem Feinde auf seinem eigenen Gebiete entgegengehen, um zu verhindern, daß die Türken den Schauplatz des Krieges in das russenfeindliche Polen verlegten.

Der russische Feldzugsplan war darauf angelegt, das osmanische Reich zugleich im Norden, Süden und Westen anzugreifen. Die Hauptarmee unter dem Fürsten Golizyn sollte Polen decken und in die Moldau vordringen. Durch Unterhandlungen hatte Rußland bereits die kleinen unter sich uneinigen georgischen Fürsten gewonnen und ihnen Muth gemacht, das türkische Joch abzuwerfen. Der General Tottleben begab sich von Petersburg nach Tiflis, um im Einverständniß mit diesen Fürsten, die 40,000 Mann stellen konnten, den Angriff gegen Erzerum und Trapezunt zu leiten. Eben so unterließ man es nicht im äußersten Westen die den Russen stamm- und glaubensverwandten Montenegriner, deren ganzes Land eine fast uneinnehmbare Bergfeste ist und die unter Anführung eines Abenteurers, des kleinen Stefano, schon 1766 den kühnen Kampf mit der Pforte aufgenommen hatten, durch Unterstützungen an Geld, Artillerie und Munition zur Ausdauer aufzumuntern.

Der erste Angriff, welchen der Fürst Golizyn Ende April 1769 auf Chotschim, die nördlichste Festung am Dniestr machen ließ, mißlang, theils weil es den Russen an den nöthigen Belagerungswerkzeugen fehlte, theils weil ihre Hoffnung auf den Verrath des türkischen Commandanten fehlschlug, da die Besatzung diesen erschlagen hatte. Dagegen wurde Chotschim bei der zweiten Belagerung von der durch eine Niederlage eines türkischen Corps in Schrecken gesetzten Besatzung verlassen, die Russen nahmen von dem leeren Platze Besitz, die ganze Moldau lag ihnen offen, sie besetzten Jassy und die Bojaren der Moldau huldigten der russischen Kaiserin. Noch im November 1769 folgte ohne Schwierigkeit die Einnahme der Walachei, denn überall in den Donau-Fürstenthümern war der Druck der türkischen Herrschaft so unerträglich, daß die christlichen Bewohner die Russen als ihre Befreier ansahen. Die Bojaren übergaben den russischen Commissarien die Insignien der Fürstenwürde, die Mütze, die Fahne, die Roßschweife und schwuren sammt den Bischöfen und der übrigen Geistlichkeit der Kaiserin Katharina den Eid der Treue.

Nicht minder glücklich waren die russischen Waffen im Osten und Südosten des türkischen Reiches gewesen; in Armenien, Grusien, Tscherkassien, der Kabardei und der kleinen Abasa empfingen im Namen der Kaiserin die Generale Tottleben und Medem die Huldigung dieser dem russischen Scepter sich unterwerfenden Völkerstämme und ihrer Fürsten.

Diese großen, in dem ersten Feldzuge von den russischen Landtruppen über die Osmanen errungenen Vortheile wurden im Laufe des Jahres 1770 noch bedeutend erhöht durch den überraschenden Erfolg, welcher den Unternehmungen der russischen, aus dem baltischen Meere durch den Sund, die Meerenge von Gibraltar nach dem Archipel segeln-

den Flotte zu Theil ward. Nach Rumelien, Thessalien und Morea hatte man schon früher (1765) geheime Kundschafter gesendet, um mit den griechischen Unterthanen der Pforte in Verbindung zu treten. Am 2. Mai (21. April 1770) erließ Alexei Orlow ein Manifest, in welchem die Verheißung ausgesprochen wurde, daß die Kaiserin Katharina, zum Besten ihrer Glaubensgenossen, das heilige, von Peter dem Großen und der Kaiserin Anna unternommene Werk, die Befreiung der gesammten griechischen Nation vom Joch der Ungläubigen, vollenden wolle; aber schon einen Monat darauf gab er die unglücklichen, verführten Griechen unbekümmert ihrem Schicksal Preis. Wie die Griechen ein zu unbedingtes Vertrauen in die Russen gesetzt, so hatten diese in dem Wahn gestanden, daß sie sich nur zu zeigen brauchten, um zu siegen. Sie hatten die türkische Bevölkerung in Griechenland für gar zu gering angeschlagen; sie hatten gehofft, die Festungen ohne Besatzungen und in dem schlechtesten Vertheidigungszustand zu finden. Als aber die Russen in allen ihren Erwartungen sich getäuscht sahen, hielten sie auch nicht länger Stand; am 12./1. Juni zogen sie, die Festungswerke in die Luft sprengend, von Navarin ab, um nun, durch das unter dem Contre-Admiral Elphinstone stehende Geschwader verstärkt, unmittelbar den Kampf mit der feindlichen Flotte aufzunehmen. Ganz Morea wurde hierauf mit erbarmungsloser Wuth von der Rachgier der Türken und Albanesen in eine Einöde verwandelt.

Das osmanische Geschwader vereinigte sich, nicht mehr als 15 Schiffe stark, an den Dardanellen unter der Anführung des Kapudan Pascha's Dschafer, eines Mannes ohne Kenntnisse und ohne Talente. Die Russen recognoscirten die Stellung der türkischen Flotte und beschlossen, sie anzugreifen. Der Kapudan Pascha, der nicht Muth genug hatte, seine Person dem Loos der Schlacht auszusetzen, verließ sein Schiff und begab sich unter einem Vorwande ans Land. Die Russen, welche auch nicht den Ausgang einer Schlacht wagen wollten, beschlossen, die Flotte zu verbrennen. Ein einziger Brander, den die Türken ganz ruhig auf sich zukommen ließen, zündete die ganze Flotte an, 15 Schiffe, 9 Fregatten, 8- bis 9000 Menschen wurden ein Raub der Flammen.

Das Hauptverdienst bei dieser Seeschlacht von Tscheschme, dieser, nach der Schlacht von Lepanto, größten Niederlage, die türkische Flotten je erlitten, kam unzweifelhaft drei in russischem Dienst stehenden Engländern zu. Elphinstone schloß die türkischen Schiffe enge ein, der Capitän Greigh ordnete die Beschießung der eingeschlossenen an, und der Lieutenant Dugdale zündete das erste feindliche Schiff an, das er mit seinem Brander erreichte, den Ruhm und den Lohn dieser Thaten aber eignete sich allein der Graf Orlow zu, der während der Schlacht in kleinmüthiger Furcht verzagte und dessen hochmüthiger Starrsinn es allein verschuldete, daß die Früchte des großen Sieges nicht besser benutzt werden konnten. Elphinstone nämlich wollte gleich nach der Schlacht geraden Wegs auf Constantinopel losgehen, dessen Bevölkerung über die befürchtete Ankunft der russischen Flotte sich in der äußersten Auf-

regung befand. Der erbärmliche Zustand der ganz verfallenen Dardanellenschlösser hätte den Durchgang nicht verhindert, nur Orlow's Eigensinn sträubte sich dagegen. Die russische Flotte überwinterte auf Paros und den benachbarten cycladischen Inseln.

Während so in diesem Jahre die türkische Seemacht völlig vernichtet ward, gab nicht minder die Muthlosigkeit und der ungeordnete Zustand der Landtruppen den Russen Gelegenheit zu neuen und entscheidenden Siegen. Die Hauptarmee unter Rumänzow rückte von der polnischen Grenze, wo sie den Winter über sich gelagert hatte, den Pruth entlang gegen die Donau vor. Am 1. Aug. (21. Juli) stießen die Russen, nur 20,000 Mann stark, auf die über 100,000 Mann zählende Armee des Großwesirs; ihnen im Rücken stand der Tatarchan, fast eben so stark als jener. Die türkischen Kanoniere gaben nur zwei Mal Feuer, dann ließen sie ihre Geschütze, 140 Stück, stehen und entflohen. Mit ihnen gaben auch die Janitscharen die Vertheidigung der Schanzen auf. Die Sipahis folgten alsbald dem Beispiel ihrer Vormänner und als sie, mit dem Ruf: wir sind geschlagen! in dem eine halbe Stunde von den Schanzen entfernten Lager anlangten, war auch hier kein Halten mehr. Von dem ununterbrochenen Donner der russischen Geschütze in Schrecken gesetzt, zogen die Reiter sowohl wie die Fußgänger davon, unaufhaltsam zurückweichend, bis sie auf der Ebene von Kartal am Ufer der Donau anlangten. Auch diesen glänzenden Sieg erfochten die Russen, ohne daß es im Grunde zu einer Schlacht gekommen wäre. Mit 40,000 Mann streitbaren Kriegern hatte am linken Ufer der Donau der Tatarchan und der Janitscharen Aga sich in die acht Stunden entfernte Festung Ismail geworfen. Aber auch hier kam es den Truppen gar nicht in den Sinn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; vielmehr suchten sie schon nach drei Tagen wieder das Weite, um Otschakow zu erreichen. Die Festung stand leer, die Thore unverschlossen; somit konnten die Russen von ihr ebenso mühelos Besitz nehmen, wie vor einem Jahre von Chotschim. Da die Türken diesseit der Donau keine Armee mehr hatten, konnten auch die noch übrigen Festungen ohne Aussicht auf Entsatz sich nicht länger halten.

So hatten die Russen in diesem Feldzug durch die Eroberung der festen Plätze ihre Herrschaft in der Moldau und der Walachei gesichert; die Türken blieben diesseit der Donau nur noch im Besitz des Schlosses von Giurgewo. Wie bereits im vorigen Jahre zu Jassy und Bukarest die Moldauer und die Walachen der russischen Kaiserin huldigten, so war es jetzt Panin's eifrigen Bemühungen gelungen, auch die moslemische Bevölkerung zwischen Donau, Pruth und Dniestr, die Tataren von Budjak und Jedissan, zum Abfall von der Pforte zu bewegen und durch das Versprechen der Unabhängigkeit den Weg zu ihrer Unterwerfung unter russische Herrschaft anzubahnen.

Der dritte Feldzug, vom Jahre 1771, war für den Ausgang des ganzen Krieges viel wichtiger und entscheidender als die beiden letzten Feldzüge, denn gerade zu der Zeit, als die drei Mächte im Begriffe

standen, durch Unterhandlungen ihre gegenseitigen Beziehungen zu einander, zu Polen (s. S. 539 f.) und zur Pforte zu normiren, mußte es Rußland am meisten darum zu thun sein, sein Ansehen durch neue Siege noch mehr zu heben; es handelte sich, nachdem im Feldzuge des Jahres 1770 durch Eroberung der Festungen an der unteren Donau und am Dniestr den Türken die unmittelbare Verbindung mit den Tataren der Krim abgeschnitten war, darum, diesen Erbfeind im Mutterlande zu vernichten und die russische Macht am schwarzen Meere auszubreiten. Rußland kam es bei seinem Unternehmen sehr zu Statten, daß die Saat der Zwietracht und der Verlockung, die es mit so großem Glück unter den Tataren der Moldau ausgestreut hatte, einen nicht minder empfänglichen Boden unter den in Parteiungen zerfallenen Stammeshäuptern der krim'schen Tataren fand. Von drei Seiten zugleich bedroht, hielten die Tataren nirgends Stand und die Russen zogen als Sieger zu Jenikala, Kertsch und Kaffa ein. Katharina's Stolz fühlte sich durch die Eroberung der Krim noch mehr gehoben, als durch den Sieg bei Tschesme. Vorzüglich in der Unterhaltung mit den auswärtigen Ministern stellte sie es als das größte Ereigniß ihrer Regierung dar, dieser unterdrückten Nation zur Unabhängigkeit und Freiheit verholfen zu haben. Aber bald sollte diese entfesselte Nation erfahren, daß man ihr nur den Weg zur Selbstvernichtung offen ließ.

Bereits einige Monate, nachdem der Fürst Dolgoruki das Land in Besitz genommen, lief in Constantinopel eine von 150 der angesehensten Tataren unterzeichnete Bittschrift ein, worin sie ihre Treue betheuerten und sich beschwerten, daß man ihnen die Erklärung des Abfalls von der Pforte abgezwungen; schon im folgenden Jahre muthete die russische Regierung ihnen zu, 10,000 Mann gegen Schweden ins Feld zu stellen, worauf die Mursen antworteten, daß sie nur zur Vertheidigung ihres eigenen Landes verpflichtet seien. Bald machten die Russen in der Krim sich durch ihre Bedrückungen so verhaßt, daß sich keiner ohne starke Bedeckung außerhalb der von ihnen besetzten Städte sehen zu lassen wagen durfte.

Im vierten Feldzuge 1773 versuchte der Feldmarschall Rumänzow zweimal vergeblich die Belagerung der Festung Silistria. Das Ende dieses Jahres zeichnete sich durch zwei eben so für die Türken, wie für die Russen wichtige Begebenheiten aus. Am 24. December starb der voreilige Urheber des Krieges, Sultan Mustafa. Ihm folgte sein Bruder Abdulhamid, den man seit dem Tode seines Vaters, Achmed's III., 43 Jahre lang im Käfig eingesperrt gehalten hatte. Ohne Talent, ohne Geschäftserfahrung, ohne andere Kenntnisse von der Welt, als die er sich durch die Lesung osmanischer Reichsgeschichte erworben, und daher im höchsten Grade aufgeblasen, war er ein Muster türkischer Unwissenheit und Einbildung, übrigens ohne Charakter, die Zügel der Regierung in schlaffen Händen haltend. In demselben Monate hatte im südöstlichen Rußland ein Aufstand des Ko-

saken Pugatschew bereits ein so gefährliches Ansehen gewonnen, daß die Kaiserin Katharina, um ihre Krone besorgt, gegen diesen die Manen Peter's III. heraufbeschwörenden Prätendenten, ein besonderes Truppencorps aussenden mußte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Pforte diese Noth und Sorge der Kaiserin von Rußland zu benutzen verstand, sie jetzt nach all den Niederlagen, die sie erlitten, mit geringen Opfern einen sehr annehmbaren Frieden erlangen konnte. Aber die Ulema beharrten standhaft darauf, daß ein durch die Abtretung moslemischer Festungen, von Kertsch und Jenikala, wider die Grundsätze des Islams und die Sicherheit des Reiches streitender Friede nicht bewilligt werden könne, und so wurde der fünfte Feldzug 1774 eröffnet.

Die Zuchtlosigkeit der türkischen, vor allem der asiatischen, schon längst des Krieges überdrüssigen Truppen war ärger als je, und so konnte denn auch der Ausgang nur der schimpflichste sein. Am 16. Juni schlug General Kamenskoi den Vortrab des Reis Efendi zurück und am folgenden Tage griff er mit 25,000 Mann die Türken in ihrem Lager zu Koslidsche an. Die ganze türkische Armee, sowohl Reiterei als Fußvolk, ergriff so eilig die Flucht, daß fast Niemand weder blieb, noch gefangen ward. Sobald die Nachricht von dieser Niederlage sich im Lager vor Schumna verbreitete, nahm auch hier der Geist des Aufruhrs unter den Truppen dermaßen überhand, daß sie jeder Drohung und jedes Gebots ihrer Befehlshaber spotteten und zu Tausenden ausrissen; die Europäer und die Asiaten hieben gegenseitig einander nieder. Kamenskoi aber säumte nicht, seinen Sieg zu benutzen und rückte unverweilt bis Jenibasar in der Nähe von Schumna vor, dann theilte er sein Heer in drei Abtheilungen und am 14. Juli sahen die Türken von allen Seiten von den Russen sich eingeschlossen. Erst jetzt trug der Großwesir auf Waffenstillstand an. Rumänzow verweigerte denselben und verlangte den unmittelbaren Abschluß des Friedens auf die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen. Diese wurden am 16. Juli zu Kainardsche den türkischen Ministern des Innern und des Aeußern vorgelegt und am folgenden Tage angenommen, die russische Unterschrift wurde jedoch vorsätzlich erst vier Tage später, am 21. Juli, d. i. dem Jahrestage des pruther Friedens, gegeben.

Die Tataren der Krim, des Kuban, so wie die Tataren des Budjak (die auf Verlangen der russischen Regierung im Jahre 1771 sich ebenfalls nach dem Kuban übergesiedelt hatten), werden von den beiden Kaiserreichen als freie und von jeder auswärtigen Macht völlig unabhängige Nationen, die von ihren eigenen Fürsten aus dem Geschlechte Dschengischan's regiert werden, anerkannt. Alle von den Russen in tatarischen Landen gemachten Eroberungen werden zurückgegeben, mit Ausnahme von Kertsch und Jenikala in der Krim und Kilburun an der Mündung des Dniepr. Die große und kleine Kabardei, so wie das zufolge des belgrader Friedens wüstgelegte Grenzgebiet von Asow nebst der Stadt wird auf immer Rußland abgetreten. Rußland räumt alle

Eroberungen in der Moldau und der Walachei, in Bessarabien, im Archipel, in Georgien und Mingrelien. Außerdem bedang Rußland sich in Bezug auf den Handel die freie Schifffahrt für seine Handelsschiffe zwischen dem schwarzen und ägäischen Meer und das ungehinderte Einlaufen in alle Häfen der Pforte aus. Polens, der Hauptursache des Krieges, wurde mit keiner Silbe gedacht. Diese, die damaligen Erwartungen der Kaiserin weit übersteigenden Bedingungen des Friedens von Kainardsche sind die Breschen im morschen Mauerwerk des osmanischen Staatenbaues, durch die Rußland sich den Eingang zu seiner stetigen Schrittes vordrängenden, erst mittelbaren und jetzt, nach Verlauf von drei Vierteljahrhunderten immer unmittelbarer werdenden Herrschaft im Innern dieses nur noch durch den Neid und die Eifersucht der europäischen Diplomatie sein Leben fristenden Reiches eroberte.

83. Der baierische Erbfolgestreit.

(Nach J. C. v. Pfister, Geschichte der Teutschen.)

Mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph III. von Baiern, Kaiser Karl's VII. Sohn, der an vernachlässigten Blattern im 51. Jahre starb (30. Dec. 1777), erlosch der Mannesstamm der Ludwig'schen Linie des Hauses Wittelsbach, das unter Ludwig des Strengen Söhnen, Rudolf und Ludwig, sich getheilt hatte. Nach dem gemeinen deutschen Recht, nach der goldenen Bulle und dem westfälischen Frieden, nach besonderen Hausverträgen, welche erst 1774 nochmals bestätigt worden, gebührte die Nachfolge in den sämmtlichen baierischen Landen dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, von der Rudolf'schen Linie. Allerdings war dies an sich schon eine wichtige Begebenheit, daß die geraume Zeit getrennten, baierischen und pfälzischen Lande wieder unter einem Regenten vereinigt, eine größere Macht im südlichen Deutschland darstellen würden. Niemand im Reiche zweifelte an der Rechtmäßigkeit dieser Vereinigung; aber Joseph II. sah die Sache anders an. Man war nicht wenig erstaunt, als gleich nach dem Tode des Kurfürsten österreichische Truppen in Niederbaiern und in die Oberpfalz einrückten, um die Ansprüche des Kaiserhofes geltend zu machen.

Es waren verschiedene Rechtstitel, auf welchen diese Ansprüche auf das baierische Erbe beruhten. Als Kaiser verlangte Joseph die Reichslehen zurück, deren Ertheilung nicht auf das kurpfälzische Haus ausgedehnt worden. Die Kaiserin-Königin verlangte als Königin von Böhmen die erledigten Lehen in der Oberpfalz; als Erzherzogin verlangte sie alles, was ehemals die straubinger Linie in Oberbaiern und in der Oberpfalz besessen. Kurz, es war fast die bessere

Hälfte Baierns, was an Oesterreich fallen sollte; die geringere sammt allen Schulden blieb dem Kurfürsten, zufolge einer Convention, die mit Verletzung aller gesetzlichen Formen geschlossen. Alle seitherigen vom Reiche bestätigten Hausverträge waren umgestoßen; die Landstände schwiegen, der Reichstag schwieg auch. Nur Friedrich II. war keineswegs gesonnen, ein unthätiger Zuschauer zu bleiben. Als Reichsfürst und durch besondere Aufforderung der andern Prätendenten (Kur-Sachsen und Mecklenburg-Schwerin) hielt er sich verpflichtet, wegen der eigenmächtigen Zersplitterung eines großen Kurfürstenthums dem kaiserlichen Hofe sich alles Ernstes zu widersetzen. Vor allen hielt er den Nachfolger des Kurfürsten, den Herzog Karl August Christian von Zweibrücken, der bereits seinem Minister Befehl gegeben hatte, in die Convention zu willigen, von der Vollziehung zurück. Der Herzog legte bei dem Reichstage eine feierliche Verwahrung seiner Rechte ein, worauf der König ein förmliches Bündniß mit ihm schloß, die Gerechtsame des pfälzischen Hauses gegen Oesterreich mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen.

Man hatte gehofft, der König, seit 15 Jahren nur mit Friedens-Einrichtungen beschäftigt, werde weder seinen früher erworbenen Kriegsruhm, noch seine Schätze für einen Dritten auf's Spiel setzen. Es fehlte auch nicht an Versuchen, den König für den wiener Hof zu gewinnen; der Kaiser soll ihm eine Theilung in Deutschland angetragen haben; selbst sein eigener Bruder, der Prinz Heinrich, der die Theilung von Polen hauptsächlich betrieben, rieth ihm dringend, sich mit dem Kaiser über eine Theilung zu verständigen. Aber der König dachte größer. Wenn auch die gleichgültigen Reichsstände ihn verließen, hielt er es nur um so ehrenvoller, als Protector des Reiches allein gegen Oesterreich zu stehen, und zugleich sah er in der Vereitlung der österreichischen Vergrößerungspläne Gewinn genug für seine Monarchie. Unerwartet drang er an der Spitze von 100,000 Mann über Glatz in Böhmen ein. Joseph, nicht auf diesen Angriff gefaßt, nahm, nachdem er schnell eine ebenso große Armee zusammengezogen hatte, eine feste Stellung an der Elbe. Das zweite preußische Armee-Corps führte Prinz Heinrich und stellte sich nicht ohne Schwierigkeiten der zweiten österreichischen Armee unter Laudon an der Isar entgegen, während noch eine dritte preußische Heeres-Abtheilung Oberschlesien deckte. Ein schrecklicher Kampf zwischen mehr als 400,000 wohlgerüsteten und mit einer außerordentlichen Artillerie versehenen Kriegern stand zu erwarten. Nur Maria Theresia wollte keinen neuen Krieg mehr sehen und setzte die Unterhandlungen fort. Joseph, den seine Mutter durch einen Courier vor Uebereilung warnte, war über die neuen gemäßigtern Unterhandlungen derselben so aufgebracht, daß er, sobald er sie erfahren, seiner Mutter schrieb: wenn sie Frieden machen wollte, so würde er niemals nach Wien zurückkehren und lieber in Aachen oder irgend einer andern Reichsstadt seine Residenz nehmen. Die vorgerückte Jahreszeit und der Mangel an Proviant nöthigte end-

lich die Heere, sich zurückzuziehen. Die Preußen brachen aus Böhmen auf, der König bezog die Cantonnirungs-Quartiere bei Landshut, Heinrich wandte sich nach Sachsen. Feindseligkeiten im Kleinen dauerten dagegen noch den ganzen Winter fort. Friedrich aber traf seine Anordnungen so, daß er bei einem etwaigen neuen Feldzuge sogleich und überall angreifen und den Krieg von Schlesien nach Mähren spielen konnte.

Der erste Schritt zur Beilegung dieses verderblichen Kriegszustandes ging durch eine sonderbare Verkettung aus dem russisch-türkischen Kriege hervor. Katharina II., unzufrieden über die Unterhandlungen des wiener Hofes bei der Pforte, desto zufriedener mit den Verwendungen des Königs von Preußen bei derselben durch das Organ des französischen Gesandten, erbot sich aus Erkenntlichkeit als Vermittlerin zwischen ihm und Maria Theresia einzutreten, nöthigenfalls mit gewaffneter Macht. Joseph und Kaunitz boten zwar noch alles auf, um den Frieden zu hintertreiben. Dennoch kam der Congreß zu Teschen zusammen, und nach fünf Wochen erfolgte der Abschluß von drei besonderen Verträgen, die indeß zusammen nur als ein einziger betrachtet werden sollten. Die Hauptfrage in Betreff der baierischen Succession ward auf folgende Weise entschieden. Die Kaiserin-Königin räumt alle besetzten Landestheile, und verzichtet für sich und ihre Erben auf alle Ansprüche und die Erbfolge des verstorbenen Kurfürsten von Baiern. Sie wird dem kurpfälzischen Hause die bisherigen Lehen in der Oberpfalz auf gleiche Weise verleihen, wie sie Kurbaiern besessen. Dagegen tritt der Kurfürst von der Pfalz den Theil des Oberamts Burghausen ab, welcher zwischen der Donau, Salza und dem Inn liegt. Dieses sogenannte Innviertel macht ungefähr 1/16 von ganz Baiern aus, während die von Oesterreich besetzten Landestheile beinahe die Hälfte erreicht haben würden.

---

84. Joseph II.

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Joseph zeigte schon in seiner Kindheit ungewöhnliche Geistesfähigkeiten, aber auch jene Eigenschaft, die später das Unglück seiner Regierung wurde. Es war Starrsinn. Seine Erzieher und Lehrer wußten nicht, dem zu begegnen; ihre Mißgriffe vermehrten seinen Trotz. Er wurde gezwungen, seine Ansichten und Meinungen aufzugeben, die oft die besseren waren, um sich beschränkten, unstatthaften Ansichten zu fügen, die ihm noch dazu mit kränkender Superiorität aufgedrungen

wurden. Natürlich wurde er dadurch immer hartnäckiger. Während des siebenjährigen Krieges hatte er den Wunsch ausgesprochen, einen Feldzug an Daun's Seite mitzumachen; Maria Theresia erlaubte es nicht, sie fürchtete, seine ohnedies kriegerische Neigung werde hierdurch erhöhte Nahrung bekommen. Es schmerzte ihn tief. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er frühzeitig all das Unglück hätte kennen lernen, das im Gefolge des Krieges immer einherschreitet.

Nach dem Tode seines Vaters bestieg er den kaiserlichen Thron. Maria Theresia ernannte ihn zum Mitregenten, aber er nahm an der Regierung der Monarchie keinen Theil, nur des Militärwesens nahm er sich thätig an. Der Hofkriegrathspräsident Lascy stand ihm hierbei treu zur Seite. Die freie Zeit benutzte er zu Reisen, er besuchte alle Theile der Monarchie, war mit seinem Bruder, Großherzog von Toscana, in Rom während des Conclave, welches Clemens XIV. erwählte; er besuchte seine Schwestern in Neapel und Parma, und später Ludwig XVI. und Maria Antoinette in Paris, und betrat Spanien. Seiner Zusammenkünfte mit Friedrich II. ist schon gedacht worden (s. S. 539). Im letzten Lebensjahre seiner Mutter war er in Moskau, hier knüpfte sich das Freundschaftsband mit der Kaiserin Katharina, dem er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Von jeder Reise brachte er neue Ideen und neue Pläne mit; dadurch aber gerieth er oft in Gegensatz mit seiner Mutter — es war die alte und die neue Zeit, die sich berührten, aber nicht in einander verschmelzen konnten.

Er war 40 Jahre alt, als er 1780, nach dem Tode Maria Theresia's, als Alleinherrscher an die Spitze der Monarchie trat. Beseelt von dem Wunsche, die Zeit, die ihm verloren schien, einzuholen, vielleicht vom dunkeln Gefühl frühen Todes getrieben, begann er mit überstürzender Hast jene Reformen, die hier, nicht in chronologischer Ordnung, sondern gruppenweise nach ihrem Zusammenhange, folgen. Die von Maria Theresia sehr gemilderte Leibeigenschaft wurde aufgehoben; die Zwangsvorschriften bei Zünften und Handwerken als erloschen erklärt; mit Erfolg trachtete er, die in Ungarn zahlreichen Zigeuner zu nützlicher Thätigkeit zu bringen; den Juden wurden alle entehrenden Bezeichnungen genommen und ihnen die Wege der Bildung, des Gewerbes, Handels, der Aemter und Würden des Staates geöffnet. Der Handel war Gegenstand seiner besondern Fürsorge; die Consulatsposten im Auslande wurden beträchtlich vermehrt und in ein System gebracht. Der Verkehr mit dem Auslande aber wurde erschwert, damit weniger Geld ins Ausland gehe, der Einfuhr aller Fabricate und vieler rohen Erzeugnisse des Auslandes wurde ein strenges Verbot entgegengesetzt. Er huldigte dem System der französischen Physiokraten und der großen Encyclopädie, welche damals für den Inbegriff aller Weisheit galt. Sein Hauptaugenmerk war also die Besteuerung des Grundes und Bodens. Eine hohe Grundsteuer sollte eingeführt werden, alle anderen Abgaben aufhören, Handel und Wandel gänzlich freigegeben und alle fremde Einfuhr gehemmt werden. Alsobald wurde die Ver-

messung der Monarchie begonnen; 5 Jahre währte die Arbeit, sie kostete viel, wurde mit Uebereilung vollendet, und als nach 5 Jahren die Grundsteuer nach dem neuen Fuße in den deutsch-österreichischen Ländern eingeführt wurde, waren nicht nur alle Grundbesitzer unzufrieden, die gebirgigen Provinzen voll Klagen, sondern auch die meisten Bauern höher besteuert und aller Orten Streit.

In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten erschien eine neue Gerichtsordnung. Im Criminal-Gesetzbuch wurde die Todesstrafe abgeschafft und statt derselben das Schiffziehen und Anschmiedung in ewigen Gefängnissen eingeführt; beides entsetzte die Völker — ewig angeschmiedet sein, ist fürchterlicher als der Tod, und der schiffziehende Verbrecher erweckte Mitleid. Der Gedanke, daß gewisse Verbrechen nur durch den Tod gestraft und gesühnt werden können, lag zu tief in den Völkern, als daß die Absicht Kaiser Joseph's, die er bei der Abschaffung der Todesstrafe hatte, bei den Völkern Eingang hätte finden können. Die Gebildeten in der Monarchie waren aber entrüstet, als Kaiser Joseph sich erlaubte, Criminal-Urtheile der Gerichtshöfe zu verschärfen. Es ist oft gepriesen worden, daß er die Büchercensur, die vor ihm bestanden, aufgehoben hat, man muß sich aber hierunter nicht jene Preßfreiheit denken, die jetzt in den meisten Staaten besteht; die Preßfreiheit war unter ihm nur eine theilweise. Daß der Kaiser vom geistigen Eigenthum keinen klaren Begriff hatte, ergibt sich daraus, daß er den Nachdruck gestattete; er gab die Erlaubniß hierzu, weil dadurch das Geld im Lande blieb, welches sonst für Bücher ins Ausland gegangen wäre. Dies ist wohl der beschränkteste Gesichtskreis, aus dem der Buchhandel und die Erzeugnisse des Geistes aufgefaßt werden können.

Die eingreifendsten Neuerungen des Kaisers waren jene, die er in den kirchlichen Angelegenheiten seiner Unterthanen traf. Sie begannen mit dem Toleranz-Edict, welches er gleich beim Antritt seiner Regierung erließ (15. Oct. 1781), und welchem dann die weitern Verordnungen folgten. Alle Verbindungen österreichischer Klöster mit auswärtigen Ordensgeneralen oder Congregationen wurden untersagt; es wurde das Verbot erneuert, päpstliche Bullen ohne landesherrliches Placet anzunehmen. Der Theologie beflissene Jünglinge durften nicht mehr in das Collegium germanicum nach Rom gehen; die bischöflichen Seminarien wurden aufgehoben und an deren Stelle General-Seminarien eingeführt, in denen die jungen Geistlichen nach des Kaisers Grundsätzen erzogen wurden. Geldsendungen nach Rom durften nicht mehr Statt haben und die Dispensationen nur unentgeltlich angenommen werden. In der Lombardei eignete sich der Kaiser die Verleihung aller geistlichen Pfründen zu. Ein neues Ehepatent setzte die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit fest. Alle geistlichen Brüderschaften und über 700 Klöster wurden aufgehoben und an 36,000 Mönche und Nonnen mit Pensionen versehen. Das Vermögen der Klöster ward theils dem Religions- theils dem Studienfonds zugeschlagen. Den päpstlichen Nuntien wurde erklärt, man betrachte sie nur

als politische Gesandte an den Höfen, an welchen sie residirten. Gleich im Beginn dieser kirchlichen Anordnungen kündigte Papst Pius VI. zur großen Ueberraschung des Kaisers an, daß er persönlich nach Wien kommen werde. Dem Kaiser war dies ungelegen, er wollte dem Besuche vorbeugen. Auch mehrere Cardinäle widerriethen die Reise. Pius VI. aber vertraute auf den Zauber, der in seiner Würde lag, auf seine einnehmende Persönlichkeit, er hoffte die Menge zu begeistern, den Kaiser zu entwaffnen. Die Reise glich wirklich einem Triumphzuge. Joseph selbst, der dem Papste entgegengefahren war, führte ihn in Wien ein; und während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes daselbst waren die Bewohner der Stadt und Umgegend in unaufhörlicher Bewegung, um seines Segens theilhaftig zu werden. Das Zuströmen der Fremden in Wien war so groß, daß man Mangel an Lebensmitteln befürchtete. Die Feierlichkeiten des Osterfestes, die Communion und das Fußwaschen am grünen Donnerstage in der Stephanskirche gaben dem Papste Gelegenheit, seine hohepriesterliche Würde in verschiedenen Stellungen immer gleich vortheilhaft zu zeigen; er erschien im vollen Ornate, die dreifache Krone auf dem Haupte, drei Cardinäle und zwei Bischöfe zur Seite, auf dem Altan der Jesuitenkirche, vor welcher 50,000 Menschen gedrängt standen, setzte sich auf einen dort errichteten Thron und stimmte mit weit hallender Stimme die Absolutionsformel an, welche die Hof-Chorsänger fortsetzten. Als er darauf, nach Ablegung der Krone, an die Brüstung trat, mit andachtverklärtem Auge ein inbrünstiges Gebet sprach, dann aber gegen die zur Erde gesunkenen Tausende die Rechte erhob, um sie im Namen des dreieinigen Gottes zu segnen, da wurden auch solche, die ihn nicht als ihren Oberhirten verehrten, wider ihren Willen von dem Gefühle der gläubigen Menge ergriffen. Die Menge hatte der Papst allerdings begeistert, das katholische Gefühl neu belebt und so einen Zweck seiner Reise erreicht, aber der andere Zweck, den Kaiser umzustimmen, ihn auf dem Wege kirchlicher Reformen aufzuhalten, scheiterte gänzlich.

Kaiser Joseph überhäufte den Papst mit Ehrenbezeugungen aller Art; aber auf Verhandlungen ließ er sich nicht ein. Er bat den Papst, seine Erinnerungen schriftlich mitzutheilen, er glaube übrigens, daß seine Verordnungen die katholische Lehre gar nicht beträfen, und er werde sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit festhalten. Als der Papst Wien verließ, um über München nach Rom zurückzukehren, begleitete ihn der Kaiser bis Mariabrunn. Sie trennten sich nicht ohne Rührung; aber noch am selben Tage erschienen kaiserliche Commissarien im Kloster Mariabrunn und hoben es auf. Zwischen dem kaiserlichen und dem päpstlichen Hofe hatte ein lebhafter, gereizter Briefwechsel Statt; man befürchtete einen Bruch, als Kaiser Joseph plötzlich unerwartet in Rom erschien. In einem Gespräch daselbst mit dem spanischen Geschäftsträger, Ritter von Azara, traten des Kaisers geheimste Gedanken an das Licht; er theilte dem Spanier mit, daß er das Kirchenwesen seiner Monarchie gänzlich von Rom losreißen, die Oberherrschaft Roms

nicht länger anerkennen wolle. Der Spanier, ein Mann von Geist und gründlichem Wissen, stellte ihm vor, daß die Trennung vom apostolischen Primat mit den Grundideen der Hierarchie nicht vereinbar sei, und daß die Völker durch einen solchen Schritt leicht aufgeregt werden könnten. Beide Gründe fanden bei dem Kaiser Eingang und er gab den Gedanken eines förmlichen Bruches auf. Er verhandelte mit dem Papste persönlich, was er in Wien verweigert hatte, und es kam in persönlicher Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Papste über die Besetzung der geistlichen Würden in der Lombardei ein dem Kaiser günstiger Vertrag zu Stande. Der Papst trat ihm die Rechte, die er bisher geltend gemacht hatte, vollkommen ab. Das Benehmen des Papstes und die Bemerkungen Azara's hatten aber dergestalt auf den Kaiser gewirkt, daß er von dieser Zeit an schonender und rücksichtsvoller gegen den Papst verfuhr, als es bisher der Fall gewesen war.

In der ganzen Monarchie war die Unzufriedenheit nirgends so groß als in Ungarn und in den Niederlanden. Die Ungarn hatten gehofft, der Kaiser werde sich krönen lassen und einen Landtag halten. Er würde auf einem Landtage wahrscheinlich einen Theil seiner Ideen haben durchsetzen können, und wenn er auf dem Wege fortgewandelt wäre, den seine große Mutter gegangen, würde er die Umgestaltung Ungarns zu Stande gebracht haben; er aber ließ sich nicht krönen, die Stände waren ein Greuel in seinen Augen, Nationalität etwas Unwesentliches. Die heilige Krone, dieser Gegenstand 800jähriger Verehrung der Magyaren, wurde nach Wien in die Schatzkammer gebracht, das Land in zehn Kreise getheilt, die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erhoben; die Constitution war vernichtet. Dies weckte allgemeine Opposition; aber zur Ehre des Landes muß gesagt werden, daß die Nation oder vielmehr der ungarische Adel sich durch zehn Jahre zu keinem ungesetzlichen Schritte verleiten ließ. Die Comitate reichten Gegenvorstellungen ein, sie protestirten gegen des Kaisers Befehl, aber sie gehorchten.

Die Bewegung in den Niederlanden kam zum Ausbruche, theils wegen der auch hier gewaltsam durchgeführten Reformen, theils wegen des Planes, diese entlegene, immer unsichere Provinz gegen das nahe gelegene Baiern zu vertauschen. Der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, war hierzu geneigt, aber der muthmaßliche Erbe des Kurfürsten Karl Theodor, der Herzog von Zweibrücken, wollte auf den Tausch nicht eingehen und theilte den Vorschlag dem Könige von Preußen mit. Um ein Ereigniß zu hindern, welches allerdings alle politischen Verhältnisse in Deutschland geändert haben würde, stiftete Friedrich den deutschen Fürstenbund. Er, der König von England als Kurfürst von Hannover, und der Kurfürst von Sachsen traten in einen Bund zusammen: „sich dahin zu verwenden, daß die Reichskreise in ihrem Bestand nicht verletzt, und sämmliche Stände des Reiches bei ihren Ländern und Gerechtsamen, Haus-, Familien- und Erbverträgen unbeschwert

gelassen würden." Diesem Bündnisse traten nach und nach mehrere deutsche Fürsten bei.

Von den Reformen, welche Joseph auch in den Niederlanden theilweise schon durchgesetzt hatte, erregten vorzugsweise die Anordnungen im Kirchenwesen eine Mißstimmung, und da nicht nur alle Gegenvorstellungen der Bischöfe und der Stände fruchtlos blieben, sondern auch die ganze Civil-Verwaltung durch bloße kaiserliche Edicte von Grund aus umgestaltet wurde, so begann der Aufstand mit der Verweigerung der Steuern durch die Stände von Brabant. Da der Generalstatthalter keine Mittel zu energischem Widerstande hatte und sogar alle der Wahlcapitulation (joyeuse entrée) zuwiderlaufenden Anordnungen widerrief, so war die Schwäche der Regierung offenkundig, und der Aufstand gewann so an Stärke, daß im November 1789 alle Provinzen außer Luxemburg sich von der österreichischen Herrschaft lossagten, gerade zu der Zeit, als Joseph II. sich an einem russisch-türkischen Kriege betheiligt hatte, um vielleicht, statt der mißlungenen Erweiterung und Abrundung seiner Monarchie im Westen, eine solche im Osten zu erreichen.

Der Türkenkrieg 1787—1792.

Im Jahre 1787 hatte die russische Kaiserin eine Reise nach der Krim unternommen und war in Cherson mit Joseph II. zusammengetroffen. In dieser erst vor 9 Jahren erbauten Stadt hatte Potemkin ihr ein Gaukelspiel im großartigsten Maßstabe vorgeführt, um das unter seiner Verwaltung schnell verödete und entvölkerte „Taurien" (s. S. 537) ihr als ein blühendes Land darzustellen. Die schönsten Anlagen und die geschmackvollsten Landhäuser stellten sich den beiden Majestäten bei ihrem Einzuge in Cherson dar. Doch nur die zunächststehenden Gebäude waren, was sie schienen, die übrigen waren nichts als Tapeten. Sowohl Menschen als Viehherden wurden weit und breit zusammengetrieben an die Straße, welche Katharina zog, in der Nacht mußten sie weiter ziehen und wurden so 5—6 Mal der Kaiserin vor Augen gestellt. Aus Moskau und selbst aus Warschau hatte Potemkin eine große Menge von Waaren herbeischaffen lassen, um der Stadt Cherson das Ansehen eines großen Handelsplatzes zu geben. Nach der Abreise der Kaiserin aber blieben die aufgehäuften Vorräthe unbezahlt liegen. In Sebastopol gewährte den hohen Reisenden, nach einem prächtigen Feuerwerke, die Aussicht auf den glänzend beleuchteten Hafen das künstliche Scheinbild einer großen Kriegsflotte; Potemkin aber erhielt damals zur Belohnung seines Diensteifers den Beinamen des „Tauriers". Den Schluß dieser imposanten Schaustücke machte auf der Rückreise, bei Pultawa, der von den zusammengezogenen Truppen in nachahmendem Schlachtspiel dargestellte Sieg Peter's I. über Karl XII. Hier trennte sich Joseph von Katharina, um wegen der bedenklichen Nachrichten aus Belgien in seine Staaten zurückzueilen.

Die Pforte schöpfte den Verdacht, als sei bei dieser Zusammenkunft beider Monarchen eine Theilung des osmanischen Reiches ver-

abredet worden. Da Kaiser Joseph nur für den Fall, daß Rußland von der Pforte angegriffen würde, seine Theilnahme an dem Kriege zugesagt hatte, so ließen Katharina und Potemkin kein Mittel unversucht, die Pforte durch Unbill jeder Art so zu reizen, daß sie Rußland den Krieg erklärte und mit den Feindseligkeiten den Anfang machte. Der erste Angriff war auf die Krim gerichtet, auf deren Besitz die Pforte großen Werth legte (s. S. 537); aber der bewährte Kriegsheld Suwarow schlug (Oct. 1787) die bei Kinburn gelandeten Janitscharen zurück und vernichtete fast das ganze Corps (von 5000 Mann), so daß er sich rühmen durfte, er habe ihnen zu ferneren Landungen die Lust benommen.

Am 9. Februar 1788 erklärte auch Oesterreich dem Sultan den Krieg, nachdem es bereits zwei Monate zuvor einen mißlungenen Versuch gemacht hatte, durch plötzlichen Ueberfall sich Belgrads zu bemächtigen. Der Masse der aufgebotenen Streitkräfte nach zu urtheilen, hätte der Erfolg der glänzendste sein müssen. Noch nie hatte Oesterreich eine größere Armee beisammen gehabt. Trotzdem aber erlitt es während des ganzen Jahres 1788 einen Unfall nach dem andern. Davon trug die Hauptschuld der durchaus unzweckmäßige, vom Feldmarschall Lascy entworfene Operationsplan und daneben nicht minder die Selbstüberschätzung des Kaisers, der ohne alle tiefere Einsicht in das Kriegswesen doch überall nach eigenem Gutdünken anordnen und entscheiden wollte. Die österreichischen Truppen, in fünf besondere Armeecorps getheilt, zogen sich, im Ganzen 218,000 Mann stark, in einem 200 Meilen langen Cordon von der Küste des adriatischen Meeres bei Triest durch Croatien, Slavonien und Siebenbürgen bis an den Dniestr in Galizien hin. Die Einnahme von Chotschim durch den Prinzen von Coburg, der seine Winterquartiere in den eroberten Landschaften der Moldau nahm, und die Erstürmung Otschakow's durch die Russen unter Potemkin waren die einzigen Erfolge dieses ersten Feldzuges, die mit ungeheuren Opfern erkauft waren; man rechnete, daß von der großen österreichischen Armee kaum mehr als die Hälfte kampffähig war. Dermaßen hatte theils der Krieg selbst, besonders aber bei schlechter Verpflegung im ungewohnten Klima furchtbar um sich greifende Krankheiten und Seuchen sie mitgenommen. Dazu kam, daß Rußland in demselben Jahre auch in einen Krieg mit Schweden verwickelt wurde (s. Nr. 85).

Unmuthig und krank kehrte Joseph nach Wien zurück und konnte in dem nächsten Feldzuge (1789) den Oberbefehl nicht wieder übernehmen. Aufs glänzendste aber bewährte in diesem Jahre Suwarow sein Feldherrntalent, als die Türken, 30,000 Mann stark, den Prinzen von Coburg zu überfallen gedachten. Mit beispielloser Geschwindigkeit eilte er dem bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe. Seiner kühnen Entschlossenheit hatten die vereinigten Heere es zu danken, daß sie am 1. August bei Fokschani einen vollständigen Sieg über den Feind davontrugen. Suwarow trennte sich hierauf von den Oesterreichern, aber schon nach sechs Wochen sahen diese sich auf's Neue in die gleiche Be-

drängniß versetzt und wieder war Suwarow der Retter in der Noth. Am 17. September erhielt er vom Prinzen von Coburg die Mittheilung, daß der Großvezier mit einer furchtbaren Uebermacht, mit einer Armee, die man auf 90—100,000 Mann schätzte, heranziehe. In seiner lakonischen Weise schrieb er zurück: „Je marche.“ Schon am 20. hatte er sich mit den Oesterreichern vereinigt. Man zögerte nicht, zum Angriff vorzuschreiten, und am 22. September erfolgte bei Martineschti am Rymnik die berühmte Schlacht, aus welcher Suwarow den Beinamen Rymnikskii davontrug. Vom Kaiser wurde er zum Reichsgrafen und der Prinz von Coburg zum Feldmarschall ernannt.

In Folge dieser Niederlage ließen die Türken den Muth so sinken, daß es jetzt den Verbündeten in kurzer Zeit gelang, sich mehrerer wichtiger Festungen zu bemächtigen. Der bisher unthätige Potemkin nahm Akjerman an der Mündung des Dniestr, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, und zog in Bender als Sieger ein, ohne daß er nöthig gehabt hatte, auch nur einen Schuß zu thun. Der trotz seines Alters noch immer energische Feldmarschall Laudon konnte, nachdem der General Clairfait die Türken bei Mehadia geschlagen hatte, die Belagerung Belgrads beginnen, er nahm die Vorstädte mit Sturm, die Festung capitulirte. Am Ende des Jahres 1789 hatten die Verbündeten die ganze Moldau, den größten Theil der Walachei und einen großen Theil von Serbien und Bosnien inne.

Die Siege seiner Armee waren die letzten freudigen Nachrichten für den Kaiser. Seine Krankheit nahm immer zu; das Mißvergnügen in der österreichischen Monarchie wuchs, in Ungarn erwartete man einen Aufstand, in den Niederlanden war der Kaiser abgesetzt. Dieses Alles erschütterte ihn dergestalt, daß er nun alle seine Neuerungen widerrief, die Aufhebung der Leibeigenschaft und das Toleranz-Edict ausgenommen. Die heilige Krone sandte er nach Ungarn zurück und versprach, sich krönen zu lassen. Die rastlose Thätigkeit verließ ihn auch in den letzten Tagen seines Lebens nicht. Als man ihn bat, sich zu schonen, antwortete er: „Ich bin so an die Arbeit gewöhnt, daß es mir peinlicher sein würde, nichts zu thun, besonders jetzt, wo das Wohl meiner Unterthanen meine ganze Aufmerksamkeit fordert.“ Das Bewußtsein behielt er bis zum letzten Augenblick. Am Morgen des 20. Febr. 1790 starb der Kaiser. Er war ein schöner Mann, ehe die Regierungssorgen seine Gesundheit untergruben. Sein Geist war scharf, vielumfassend, sein Wille fest und rein, er suchte nur das Wohl seiner Unterthanen. Dennoch scheiterten seine Reformen, weil er ein unmögliches Ziel verfolgte: er wollte einen Staat nach den philosophischen Ideen seines Jahrhunderts construiren.

Sein Bruder und Nachfolger Leopold II. (1790—1792), bisher Großherzog von Toscana, beendete, da Preußen sich mit der Pforte verbündet hatte, um ihr alle verlornen Landschaften wieder zu verschaffen, und jetzt mit Krieg drohte, den Türkenkrieg durch den Frieden von Sistowa (den 21. Frieden, den Oesterreich mit der Pforte schloß) durch

Rückgabe aller seiner Eroberungen (August 1791). Rußland schloß erst 1792 (9. Januar) Frieden mit der Pforte zu Jassy und behielt das Land zwischen Bug und Dniestr, wo bald Odessa Cherson's Blüthe überbot.

Um die Niederlande zu beruhigen, sandte Leopold II., noch von Florenz aus, eine Erklärung dahin, wodurch er die Veränderungen seines Vorgängers mißbilligte, die joyeuse entrée bestätigte, und allgemeine Amnestie verhieß. Außerdem bestätigte er nicht nur den Niederländern frühere Rechte, sondern erweiterte dieselben noch; dennoch konnte er den Aufstand der „vereinigten belgischen Provinzen“ erst durch Waffengewalt unterdrücken. Die Republik, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, hatte, da die erwartete Hülfe auswärtiger Mächte zu einer Zeit, wo eben die Revolution in Frankreich diese beschäftigte, nicht erfolgte, nach kaum einjähriger Dauer ein Ende.

85. Schweden seit Karl's XII. Tode. Gustav III.

(Nach Ernst Moritz Arndt, schwedische Geschichte unter Gustav III., und Wilh. Wachsmuth, historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach Karl's XII. Tode hatte die Rotte, wodurch er fiel, seine jüngere Schwester auf den Thron gesetzt, welche ihre Rechte bald auf ihren Gemahl, den Landgrafen Friedrich von Hessen, übertrug. Der Sohn seiner ältern Schwester, der Herzog von Holstein-Gottorp, ward übergangen, weil die Partei in ihm einen kräftigen Herrscher oder gar einen Rächer seines großen Oheims fürchtete. Das neue Königspaar, wahrscheinlich Mitverschworne gegen das Leben des großen Karl, überließ alle Regierungsgewalt einer herrschsüchtigen und eigennützigen Aristokratie. Die gesetzgebende, die richterliche, die ausübende Gewalt — alles war durch den Besitz der höchsten Stellen und durch die Macht der Verleihung derselben in den Händen des Adels, und der König hatte kaum die Bedeutung eines Präsidenten des Reichsraths; er war nichts weiter als ein leerer Name, gleichsam nur ein Siegel auf die Beschlüsse der Machthaber. Indessen nicht Alle von dem zahlreichen Adel konnten herrschen, nicht Alle einträgliche Aemter und Würden erlangen; nicht Alle konnten zu so bedeutenden Stellen gelangen, für welche Geschenke und Jahrgelder fremder Höfe ausfielen. Es gab daher Mißvergnügte unter dem Adel, und zuletzt zwei Rotten, die wechselsweise mit einander um die Herrschaft rangen. Ein kluger und kühner Herrscher würde diese Lage der Dinge haben gebrauchen und wenige Jahre nach dem Tode Karl's XII. die Königsmacht wiederherstellen können. Aber solche Könige fehlten Schweden das erste halbe Jahr-

hundert nach Karl's Tode. Friedrich von Hessen (1718—1751) war nicht rüstig und herrschsüchtig, sondern fand es ganz bequem, in Vergnügen und Jagden sein unrühmliches Königsleben gefahrlos hinzuträumen. Friedrich Adolf von Holstein (1751—1771), sein Nachfolger, war ein Mann ohne Charakter und Kraft, den selbst seine Gemahlin Louise, welche sich als Schwester des großen Friedrich von Preußen fühlte, zu keiner Kühnheit aufstacheln konnte; der einzige Versuch, der unter ihm 1756 zur Wiederherstellung der Monarchie gewagt wurde, mißglückte, und die Anführer desselben bezahlten ihn mit den Köpfen oder der Verbannung.

Die zwei Rotten, welche in diesen 50 Jahren die Hauptrolle mehrmals mit einander wechselten, sind bekannt unter dem Namen Hüte und Mützen oder französische und russische Partei. Nichts beweist besser die Ohnmacht und Zerstückelung der ausübenden Gewalt und die Lähmung und Stockung, welche die egoistische Aristokratie in Alles brachte, als die beiden Kriege, welche Schweden in diesem Zeitraum geführt hat und welche eben so leichtsinnig begonnen, als unrühmlich durchgeführt wurden. Der erste war der in Finnland, 1740, in welchem ein ganzes Heer, ohne zu schlagen, die Waffen streckte und ein neues Stück des schönen Landes verloren ging. Der zweite war der pommersche, 20 Jahre später, wozu auch französisches Geld verführte und worin die Schweden, die in Deutschland noch immer einen großen Klang gehabt hatten, vor ganz Europa eine lächerliche Rolle spielten. Denn was die einen wollten, hinderten die anderen; Befehle, Entwürfe, Anführer wechselten nach der Laune des Zufalls oder der Tücke des Eigennutzes. Der letzte Krieg, obgleich Frankreich Hülfsgelder bezahlte, hatte neue Schulden gebracht und gab bald einen reichen Stoff für den Kampf der Parteien und für gegenseitige Aufhetzungen und Beschuldigungen; so daß Cabale, Zwietracht und Rachsucht von Tage zu Tage ärger tobten. So offen erschien die Unmöglichkeit, daß mit solchen Zerrüttungen noch länger regiert werden könne, daß sogar dieser schwache König gegen das Ende seiner Tage die Regierung eine Zeit lang niederlegte. Das Volk sehnte sich nach einem andern Zustande und die Ernte reifte für eine starke und geschickte Hand. Friedrich Adolf starb, sein Sohn Gustav III. bestieg den Thron, und ohne Kampf und Blut machte er die berühmte Revolution von 1772.

Gustav III. (geb. 1746) war, trotz der eifersüchtigen Hut des Reichsrathes, ganz anders gebildet worden, als dieser begehrte; mit hohem Sinn und königlichem Selbstgefühl hatte ihn seine Mutter, Louise Ulrike von Preußen, Friedrich's II. Schwester, erfüllt; literarische Studien und Reisen bildeten Wissen, Ansicht und Willen bei ihm aus. Kurz vor dem Tode seines Vaters war er in Paris, um die Bildung seiner Zeit aus der Quelle zu schöpfen, und hier ward er in der französischen Akademie von D'Alembert mit einer Vorlesung voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke begrüßt. Das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit konnte bei ihm größer sein, als bei seinen beiden Vorgängern,

welche aus der Fremde auf den schwedischen Thron berufen worden und dem Volke ihres Staates in Gesinnung und Sprache fremd geblieben waren; Gustav war bei dem Volke beliebt durch Fertigkeit und Gewandtheit der Rede in schwedischer Sprache, deren er als seiner Muttersprache mächtig war. In Herablassung zum gemeinen Manne kam er Joseph II. gleich; Zutritt zu ihm hatte Jedermann; Unabhängigkeit von Günstlingen und Weibern hatte er mit Friedrich und Joseph gemein; nichts stand zwischen ihm und dem Volke, als die Beiden gleich widerwärtige Aristokratie. Sein Entschluß, das schimpfliche Joch der Aristokratie abzuwerfen, stand fest; bei seinem Aufenthalte in Paris war er durch den französischen Hof insgeheim ermuntert worden, die Aristokratie zu bekämpfen, auch französisches Geld zur Gewinnung von Anhängern für Gustav nach Schweden gesandt worden, aber er hatte nicht über ein Regiment des Heeres zu gebieten. Er mußte daher zunächst bewaffnete Macht zum ersten Auftreten gewinnen. Er zog gegen anderthalb Hundert Officiere an sich, um mit ihnen taktische Uebungen anzustellen; dies gab Gelegenheit, die Gemüther zu erforschen, und deren Stimmung fand der König günstig. Des Königs Bruder Karl, Herzog von Südermannland, versammelte fünf Regimenter in der Nähe von Christiansstadt; sie ahneten, was im Werke sei, und widersetzten sich mindestens nicht. Doch wurden vom Reichsrathe schleunigst Maßregeln getroffen, den Aufstand im Keime zu ersticken. Gegen Christiansstadt sollten zwei Regimenter ziehen und nach Stockholm eine Besatzung kommen, die der Aristokratie ergeben wäre. Gustav mußte eilen. Am 19. August waren mehrere Officiere zu ihm bestellt; eben schied er nach hartem Wortwechsel aus der Versammlung des Reichsraths, der selbst von Verhaftung des Königs zu reden begonnen hatte. Gustav berief die Officiere der Wache zu sich und forderte sie auf, zur Abschüttelung des Joches, welches der Reichsrath dem Vaterlande auferlegt habe, zu helfen. Bis auf drei erklärten die Officiere sich bereit, dem Könige zu folgen. Ein weißes Tuch um den Arm, trat nun Gustav mit ihnen vor die Soldaten; nicht lange hatte er geredet, so rief ein Feldwebel, es werde schon gehen, und „Gustav III." war nun das Freudengeschrei. Die indessen herbeigeströmte Volksmasse stimmte ein in den Jubel; gleich darauf wurde der gesammte Reichsrath durch 30 Grenadiere in seinem Sitzungssaale in Gefangenschaft gesetzt. Mit anwachsenden Hülfsschaaren durchzog nun Gustav die Stadt, Besatzung und Bürgerschaft fielen ihm zu. Am 21. August berief Gustav den Reichsrath zu einer Versammlung, bewaffnete Mannschaft stand im Schlosse, die Zugänge waren mit Geschütz besetzt. Auf solchen Bollwerken der Furcht und Gewalt schlug Gustav eine neue Verfassung vor, in welcher dem Könige auf Kosten der Aristokratie mehr Recht und Macht gegeben, dem Volke aber seine Rechte minder als bisher verkümmert wurden. In die Hand des Königs gegeben, beugten die bisherigen Inhaber der Gewalt sich dem Gebote der Noth; das Volk aber frohlockte.

Und Gustav zeigte bald, daß er zu regieren und zu ordnen verstand. Rüstig, thätig und heiter, brachte er in alle Zweige der Verwaltung ein lange nicht gefühltes Leben und wußte die Männer zu wählen, die seine Arbeiten fördern konnten. In wenigen Jahren brachte er Ordnung in die Finanzen, deren Zerrüttung die letzten Reichstage beunruhigt hatte, schuf eine Flotte, förderte den Ackerbau und den Handel, ehrte Wissenschaften und Künste, deren Freund und Kenner er war. So gewann Gustav die ersten zehn Jahre seiner Regierung eine Liebe und Freude bei dem Volke, dergleichen ein König von Schweden lange nicht genossen hatte; er war der Günstling Europa's und der Liebling der Schweden. Dies offenbarte sich auf dem Reichstage von 1778, wo alles, was er vorschlug und that, mit wahrem Jubel bewilligt und empfangen wurde.

Einige Jahre nach diesem Reichstage machte er eine Reise nach Petersburg und nach Südeuropa. Seit dieser Zeit begannen Glück und Gunst ihn mehr zu verlassen. Dasselbe Volk, das seinen Gustav jüngst noch vergöttert hatte, ward lauer, strenger, mißtrauischer gegen ihn, belauerte seine kleinsten Fehler und Gewohnheiten, schalt seine schuldigen und unschuldigen Freuden, machte seine offensten Schritte verdächtig und rechnete ihm selbst das zu, was über dem Gebiete aller königlichen Macht liegt; selbst das Unglück vom Himmel, einige schwere Mißwachse, legte man auf seine Schultern, als die, die Alles tragen sollten.

Auf dem Reichstage 1786 merkte der König zuerst, daß die Gunst bei seinen Schweden so gefallen war, daß die Aristokratie ihr Haupt wieder emporheben und sich zu einer Opposition zusammenschließen konnte. Man erzählt, dieser Reichstag sei die Veranlassung gewesen zu dem folgenden finnischen Kriege. Einige seiner Freunde nämlich sollen dem Könige gerathen haben, Krieg mit Rußland anzufangen, um die Mißvergnügten zu beschäftigen oder auch um Gelegenheit zu finden, sie besser zu zügeln. Es ist möglich, daß ein flüchtiger Rath oder ein flüchtiger Einfall auch dabei gewesen ist. Aber Ehrgeiz, den Wasa-Namen bei den Fremden wieder aufzufrischen, Hoffnung auf den Beistand anderer Mächte, welche Katharina's hinterlistige Eroberungspläne neidisch belauerten, ja vielleicht wirkliches Versprechen von diesen Mächten, also die Gunst der Umstände und das eines Königs von Schweden würdige Gefühl, die Abhängigkeit von Rußland zu zerbrechen und die östlichen Grenzen des Vaterlandes wiederherzustellen — waren hinlängliche Reize zu diesem Kriege.

Aber Gustav mit allem seinem Geiste hatte sich diesmal doch verrechnet. Er bewies sogleich, daß er den Krieg nicht verstand, obgleich er nachher bewies, daß er ihn schnell lernen konnte. Er bewies auch, daß er den schwedischen Adel nicht genug kannte; denn sonst hätte er ihm keine Zeit gegeben, sich zu besinnen und sogar das Gesetz gegen König und Vaterland zu gebrauchen. Der König hatte in der Verfassung von 1772 den gefährlichen Satz stehen lassen, daß er ohne Be-

rathung mit den Ständen keinen Angriffskrieg anfangen durfte; und das Kriegsheer schwor zugleich ihm und den Ständen. Gustav verlor nun eine kostbare, unwiederbringliche Zeit, indem er auf Gelegenheiten wartete, wodurch die Anscheine des ersten Angriffes auf die Russen fallen sollten. So lag er drei Wochen unthätig an der Grenze, wo er die leeren und unversehenen russischen Festungen Friedrichshafen und Wiborg hätte überraschen und besetzen, nach Petersburg und von da nach Livland marschiren, vielleicht Kronstadt mit den Flottenrüstungen nehmen und zerstören können.

Katharina zeigte sich unverzagt, so gering auch die bewaffnete Macht war, welche sie dem andrängenden Feinde entgegenstellen konnte; den besten Beistand wußte sie im Heere des Feindes selbst zu finden. In diesem befanden sich der grollenden Aristokraten eine große Zahl; Katharina's Zuflüsterungen brachten böse Anschläge derselben zur Reife. Sie erklärten (8. Juli), der König führe gegen die Verfassung einen Angriffskrieg, und wider dieselbe würden sie nicht weiter fechten. Die Soldaten legten das Gewehr nieder. Gustav's Traum von Ueberrumpelung Petersburgs, ehe Katharina sich gerüstet habe, war zerronnen. Er eilte am 1. September 1788 zurück nach Stockholm, um eine neue Heeresmacht aufzubringen. Bald nach seiner Ankunft begab er sich nach Dalekarlien und trat zu Mora auf, die wackersten Söhne Schwedens für sich zu gewinnen. Mit Begeisterung sprach er zu ihnen; die Begeisterung ging auf sie über. „Zum Kriege gegen die Russen" wurde Volksgeschrei durch das gesammte Land.

Nun berief Gustav eine Reichsversammlung. Der Adel war gewohnter Weise böswillig gegen ihn, lähmte die Anträge, und störte die Verhandlungen. Gustav wurde durch die Ränke und Umtriebe seiner Widersacher einige Monate hingehalten; im Februar 1789 übermannte ihn die Ungeduld; er brachte den Vorschlag zu einer neuen Verfassung, wodurch des Königs Macht fast unumschränkt werden sollte. Die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes waren für ihn; trotz des Widerstrebens des Adels wurde am 16. März diese Verfassung eingeführt.

Hierauf begab der unumschränkte König sich zum Heere. Katharina hatte Zeit gehabt, sich zu rüsten; insbesondere war die russische Flotte bedeutend verstärkt worden, zur See mußte die Hauptsache geschehen. Zwei Seetreffen wurden geliefert und nichts durch sie entschieden. Das dritte Jahr des Krieges, 1790, wurde das blutigste. Gustav's Entwurf, Petersburg zu nehmen, stieg mit aller Macht wieder empor. Den Hauptangriff sollte die Flotte thun. Gustav zog aus zum Kampfe, ehe noch das Eis aus den Meeresbuchten gewichen war. Nach zwei Treffen, bei Friedrichsham, in dem Gustav siegte, und bei Reval, wo Herzog Karl geschlagen wurde, segelte die große schwedische Flotte mit Landungstruppen gegen Kronstadt, wo die große russische Flotte aufgestellt war. Diese hatte bald die schwedische in der Bucht von Wiborg dicht zusammengedrängt und Gustav kam mit der Scherenflotte, sich

jener zu Sieg oder Untergang zuzugesellen. In der Nacht des dritten Juli schickte er Brander aus zum ersten Angriffe auf die russische Flotte; die Brander wurden durch ungünstigen Wind auf die schwedischen Schiffe zurückgetrieben; das mörderischste Feuer empfing die andringenden schwedischen Schiffe, eine Anzahl derselben sanken, mehrere strandeten. Der König voran auf einer Galeere, von der die Königsfahne wehte, gelangte mit einem Theile seiner Flotte mitten durch das feindliche Feuer ins Freie; das genügte ihm nicht; er kehrte zurück in die Bucht, die zurückgebliebenen Schiffe zu holen und auch bei der zweiten Durchfahrt ward er nicht versehrt. Der größere Theil der Flotte war befreit, der übriggebliebene Theil barg sich im Suenskasunde zwischen den Städten Friedrichsham und Lowisa. Prinz Nassau rüstete sich, sie abermals anzugreifen; am Jahrestage der Thronbesteigung Katharina's, 9. Juli, sollte der schwedischen Flotte der Garaus gemacht werden. Um zehn Uhr Morgens begann die Schlacht; sie dauerte bis in die Nacht, wurde am folgenden Morgen fortgesetzt und von Gustav entscheidend gewonnen. Dieses Mal waren die zu große Verwegenheit Nassau's und die von Süden her gegen die Küsten wehenden Winde den Schweden günstig gewesen. Die Russen verloren fast ihre ganze Scherenflotte, 700 Kanonen, 8000 Gefangene, 5—6000 Todte. So war denn Finnland gerettet und die Ehre wieder rein gewaschen, und im Anfange des August 1790 schloß Gustav zu Werelä mit Katharina seinen Frieden. Dieser Friede bestätigte die Dinge, wie sie im Frühling 1788 gewesen waren.

Nach dem Frieden erhob die erbitterte Adelspartei, welche auf dem Reichstage von 1789 unterlegen hatte, abermals ihr Haupt, sie murrte über unsinnigen Krieg, vermehrte Schuldenlast, Unterdrückung der alten schwedischen Freiheit und schrie nicht bloß über das Verderben, das der König dem Reiche gebracht, sondern auch über das, was er noch bringen werde durch seine kund gewordenen Entwürfe für die Herstellung der Bourbonen in Frankreich. Unter solchen Stimmungen, die bei der Noth des Landes auch auf die anderen Stände übergingen, schrieb Gustav für den Winter 1792 einen Reichstag nach Gefle aus, hauptsächlich um die durch den finnischen Krieg zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. Aber keiner der vier Stände war zu Geldbewilligungen bereit, man fürchtete, der König gehe mit Entwürfen für das Ausland um, daher hob er den Reichstag auf, nachdem er einen Monat gedauert hatte.

Man hat eine Ueberlieferung aus Gustav's letzten Jahren, daß er, überzeugt von der Unheilbarkeit des Rottenwesens, die ganze ständische Verfassung habe aufheben und eine eigentliche Volks-Repräsentation, nach Art der englischen, habe einführen wollen. Solchem Vorhaben kam eine Anzahl unversöhnlicher Edelleute zuvor. Der Hauptmann Jacob Ankarström, aus einer wallonischen Bergmannsfamilie entsprossen, war wegen öffentlich ausgestoßener Schmähungen gegen den König und seine Regierung zu einer Geldbuße und längerer Haft verurtheilt, doch vom

Könige — wie dieser bei allen ihn persönlich treffenden Beleidigungen zu thun pflegte — von der Strafe befreit worden. Dennoch schwor er ihm aus persönlicher Rachsucht den Tod. Gustav wurde gewarnt; er empfing eine namenlose Zuschrift, er möge nicht auf einen bevorstehenden Maskenball gehen. „Sire", hieß es darin, „ich hasse Sie, aber ich verabscheue den Meuchelmord." Gustav hatte schon öfter solche Drohungen erhalten, die er zu zerreißen pflegte. So hatte er auch dieses Mal das Papier ruhig in die Tasche gesteckt und ging mit seinem Ober-Stallmeister auf den Ball am 17. März 1792. So wie er eingetreten war, drängten sich Masken um ihn her; eine klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Gute Nacht, Maske." Im Augenblicke darauf fiel ein Schuß. Der König war in die Seite getroffen und am 20. März unterlag er der tödtlichen Verwundung.

Der wilde und rauhe Charakter Ankarström's blieb sich während der Untersuchung, Aufstellung an dem Pranger, Geisselung und Hinrichtung gleich; er behauptete seinen stolzen Trotz bis in den Tod und betheuerte, er habe den König erschossen, weil er ihn für einen Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes halten müsse.

---

86. Der dänische Minister Graf v. Bernstorf.

(Nach Helfrich Peter Sturz's Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Johann Hartwig Ernst Graf v. Bernstorf, aus einem durch Würden und Verdienste ausgezeichneten, alten Geschlechte in Hannover abstammend, trat noch als Jüngling in die Aemter des Mannes. Schon im 20. Lebensjahre ging er als dänischer Gesandter an den sächsisch-polnischen Hof, dann in der nämlichen Eigenschaft zur Reichsversammlung in Regensburg bei Kaiser Karl VII. und später an den französischen Hof. Er war in der Kraft seiner Jahre, als er vom König Friedrich V. (reg. 1746—1766) zur Staatsverwaltung berufen wurde. Unter einem Monarchen, der durch die unwandelbare Güte seines Herzens die Freude des menschlichen Geschlechtes war, und unter einem ersten Minister, der bewies, daß redlich handeln die vortheilhafteste Staatskunst sei, hatte Dänemark mehr als je Einfluß auf die europäischen Verhältnisse. Bernstorf stiftete nicht allein Bündnisse, sondern auch Freundschaften unter Monarchen. Dänemark genoß während Friedrich's V. Regierung einer ungestörten Ruhe und war mit ganz Europa in Frieden, der König haßte den Krieg, aber er fürchtete ihn nicht. Denn als der russische Kaiser Peter III. ihm Schleswig entreißen wollte, schickte er 40,000 Mann den Russen nach Mecklenburg entgegen, doch kam es nicht zum Kriege, weil Peter III. ermordet wurde und Katharina II. die Sache so ausglich, daß das dänische

Königshaus sein von Dänemark geographisch getrenntes Stammland, das Herzogthum Oldenburg, an die Herzoge von Holstein abtrat und dafür Holstein erhielt, eine Ausgleichung, die erst nach Friedrich's V. Tode (1767) zu Stande kam, aber von Bernstorf eingeleitet wurde.

Größer noch ist Bernstorf's Verdienst um die innere Entwicklung des Staates, dessen Ruder er führte. Vorzüglich begünstigte er die Schifffahrt und den auswärtigen Handel; Dänemark hörte auf, den Hansestädten zinsbar zu sein, es holte seine Bedürfnisse fortan selbst aus allen Häfen der Welt, und Norwegen führte seinen Ueberfluß auf eigenen Schiffen fremden Käufern zu. Um den westindischen Handel zu fördern, wurde der Compagnie, welche diesen bisher ausschließlich betrieb, ihr Privilegium abgekauft und der Handel nach den dänischen Inseln freigegeben, deren Anbau und Ausfuhr rasch zunahm. Die Künste fanden in Bernstorf einen Beschützer, die Wissenschaften einen Kenner und Belohner; die Akademie der Künste wurde gestiftet, Klopstock und Cramer nach Kopenhagen berufen, Karsten Niebuhr zur Herausgabe seines berühmten Reisewerkes aufgemuntert. Die Kirche verdankte ihm Ansehen und Schutz, die Gerichte weise Gesetze, die Unterthanen ein zufriedenes Leben; den Armen theilte er mehr als seinen Ueberfluß aus. Die Religion hat ihm Demuth im Glück, Muth im Unglück verliehen.

Bernstorf gefiel nicht beim ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt und es saß Tiefsinn auf seiner Stirn; aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen Mann, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen großen, glänzenden Mann. Er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an. Sein Tag reichte kaum zu der Arbeit hin, welche unaufhörlich auf ihn zudrang; die ersten Stunden waren der Religion, und zwar nicht ihrer Uebung allein, sondern auch ihrer Untersuchung gewidmet; er las die größten Theologen aller Zeiten; er verglich ihre Lehren mit den heiligen Quellen, untersuchte und prüfte ihre Glaubwürdigkeit und waffnete sich gegen ernsthafte Zweifel. So, durch hohe Betrachtungen aufgeheitert, ging er mit Freuden an die Geschäfte seines Berufs, las alle Bittschriften selbst und hielt ein eigenes Tagebuch darüber; selten entfiel ihm ein wichtiger Umstand, zumal wenn er zum Vortheile der Bittenden gereichte. Auch der Geringste seufzte nicht nach Bescheid; Hülfsbedürftige aus allen Ständen wurden oft durch eigenhändige Schreiben erfreut; alle wurden getröstet, wenn sie auch nicht alle erhört werden konnten. In den auswärtigen Geschäften überließ er wenig seinen Untergebenen. Er entwarf die wichtigsten Aufsätze, las alle Berichte der Abgesandten selbst und verlangte keine Auszüge, die zwar die Mühe des Lesens erleichtern, aber auch den Sinn der Berichte entstellen. Er schrieb aus der Fülle seines Geistes und Herzens;

Gedanken und Ausdruck strömten ihm zu. Sein Stil war edel, ohne rednerischen Schmuck, leicht und fließend, ohne Trockenheit. Seine Instructionen an Gesandte seines Königs sind Meisterstücke der Staatskunst und des Vortrags. In den Ausdrücken, mit welchen er die Wünsche des Königs empfahl, waren die Mittel, sie zu erreichen, enthalten, alle Einwürfe waren entkräftet, Gründe mit Uebergewicht bewaffnet, jeder Schritt war so behutsam vorgezeichnet, daß auch ein Neuling in der Staatskunst, mit einer solchen Karte versehen, sich kühn in das Labyrinth der Politik wagen durfte, und aus dieser Schule kamen vortreffliche Männer, zum Dienste des Vaterlandes gebildet, zurück.

Ein so beschäftigter Mann findet seine Lust in dem Genuß jeder freien, ruhigen Stunde; sie ist ihm zu kostbar, als daß er sie in dem sinnlosen Getümmel der Welt verschwenden sollte. Bernstorf überließ sich alsdann den stillen Freuden des häuslichen Glückes, das sich täglich erneuert. Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, und der rechtschaffene, geistvolle Cramer gehörten zu diesem glücklichen Cirkel.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen lebt, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsehung wiederholt: er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen. Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos. Er hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Manne, den sie haßten, befreite. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelungen, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stand mit einem Blick des Schmerzes auf. „Ich bin meines Amtes entsetzt", sprach er mit einem gesetzten, bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: „Allmächtiger, segne dieses Land und den König!"

Bernstorf brachte nur einige Tage nach seiner Entlassung in Dänemark zu, und er wandte sie wie Sokrates an, um seine Freunde zu trösten. Ihm entfiel keine Klage, nicht ein empfindliches Wort. Er beschuldigte Niemanden, er vertheidigte sich nicht, sondern ging, wie Scipio, aus der Versammlung seiner Ankläger und dankte, statt aller Verantwortung, Gott für alle Dienste, die er dem Staate geleistet hatte. Er hatte kaum wenige Monate in Hamburg gelebt, als es schon von seiner Wahl abhing, einem schmeichelhaften Rufe der Kaiserin Katharina II. auf einen größern Schauplatz zu folgen. Aber er hatte sich einmal Dänemark in einer allzu wichtigen Sphäre gewidmet; sobald ihn dieses Land

nicht länger ertrug, war für ihn auf der ganzen Erde kein anderes Vaterland mehr. Er erlebte noch die Verherrlichung, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumphes zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Alle Arten des Ruhmes haben sein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staates, von allen Redlichen geliebt und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

---

87. Der dänische Minister Struensee.

(Nach Wolfgang Menzel, Geschichte der letzten 120 Jahre der Weltgeschichte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Auf Friedrich V. folgte sein ältester, jedoch erst 17 Jahre alter Sohn, Christian VII. (1766—1808), dessen Mutter eine Tochter Georg's I. von England und dessen Gemahlin (Karoline Mathilde) eine Schwester Georg's III. war. Auf einer Vergnügungsreise nach Italien (1768) hatte ihn der junge Struensee, der Sohn eines aus Halle nach Altona berufenen Geistlichen, als Leibarzt begleitet und die Gunst des Königs, nach seiner Rückkehr auch das besondere Vertrauen der jungen Königin gewonnen. Zum Etatsrath, dann zum Cabinetsrath emporgestiegen, bewog er den König, den allgemein geachteten Grafen von Bernstorf zu entlassen, in welchem er einen zu strengen Censor in Bezug auf sein Verhältniß zur Königin erblicken mochte.

Im September 1770, unmittelbar nach Bernstorf's Entfernung, begann Struensee vom Cabinet des Königs aus seine Reformen. Er befreite den Bauernstand von den Bedrückungen des Adels, die ihm nach und nach auferlegt worden waren, und brachte die bäuerlichen Frohnen und Abgaben auf ihr ursprüngliches rechtliches Maß zurück. Er befreite den Bürgerstand eben so von dem Druck, der in allen städtischen Aemtern forterbenden Familien-Oligarchie, und er befreite die Presse, damit das Volk seine Klagen und Beschwerden vorbringen könne. Er organisirte die Gerichte neu und steuerte dem Unwesen, welches bisher den Adel auch vor dem Gesetz bevorzugt und demselben namentlich das Schuldenmachen erleichtert hatte. Allein Struensee beging auch Fehler. Indem er alles eigenmächtig und allein verfügte, ohne Jemanden zu fragen, beleidigte er das constitutionelle Gefühl, welches, allen Ständen inwohnend, des Volkes Schicksal nicht durch Machtbefehle, sondern durch Vertrag bestimmt wissen will. Indem er seine Decrete in deutscher Sprache bekannt machte, beleidigte er das dänische Nationalgefühl. Indem er mit einem Federstrich alle Zünfte und Innungen aufhob, zerstörte er den bürgerlichen Organismus, und indem

er eine Anzahl bisher gültiger, lutherischer Feiertage abschaffte, beleidigte er auch das religiöse Gefühl. Er machte sich dadurch unzählbare Feinde, während er durch die Eitelkeit, die ihn bewog, sich und auch seinen Freund Brandt in den Grafenstand erheben zu lassen, den Nimbus des uneigennützigen und stoischen Reformators verlor. Dennoch würde er sich länger behauptet haben, wenn er nicht eine unbegreifliche Feigheit verrathen hätte. Im September 1771 tumultuirten 300 Matrosen, weil man ihnen die Bewilligung gewisser Forderungen verweigert hatte, und dieser unbedeutende Lärm schreckte Struensee dermaßen, daß er mit dem ganzen Hofe davonfloh und den Matrosen alles zusagte, was sie verlangten. Wenige Tage später benahm er sich ganz eben so kraftlos bei einem Tumult der Seidenweber. Jetzt beschlossen seine Feinde, ihn zu verderben, denn jetzt fürchteten sie ihn nicht mehr. Man verschwor sich förmlich gegen ihn und zwar im Palast der verwittweten Königin Juliane (der zweiten Gemahlin Friedrich's V.), welche diesen Anlaß gern ergriff, um wo möglich ihren Sohn Friedrich emporzubringen. In der Nacht auf den 17. Januar 1772 beriefen die Verschworenen alle Officiere zusammen und erklärten ihnen auf Befehl der Königin Juliane und des Prinzen Friedrich, es sei absolut nothwendig, den König dem Einflusse Struensee's und Brandt's zu entziehen. Die schon instruirten Officiere stimmten zu. Die Verhaftung Struensee's und Brandt's ward sogleich und ohne Widerstand vorgenommen und am andern Morgen wurde der arme König aus dem Schlafe geweckt und gezwungen, zu unterschreiben, was man ihm vorlegte, unter Anderem auch einen Verhaftsbefehl gegen seine eigene Gemahlin. Das Urtheil über Struensee und Brandt lautete auf Enthauptung nach vorheriger Abhauung der rechten Hand und wurde zu Kopenhagen vollzogen am 28. April 1772. Die Königin wurde von ihrem Gemahl geschieden und dann nach Celle im Kurfürstenthum Hannover gebracht, wo sie in tiefer Zurückgezogenheit und nur als Wohlthäterin der Armen bis zum Jahre 1775 lebte.

---

88. Pombal's Reformen in Portugal.

(Nach Heinr. Schäfer, Geschichte von Portugal, und in Adolf Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, bearbeitet vom Herausgeber.)

Sebastian Joseph de Carvalho, geboren den 13. Mai 1699 zu Soure, einem kleinen Orte unfern Pombal, besuchte die Universität Coimbra und trat, dem Landesgebrauche gemäß, ins Heer, das er, ohne Aussicht auf Beförderung in dieser Friedenszeit, nach einiger Zeit wieder verließ, um sich durch das Studium der Geschichte, Politik und Gesetzgebung zum Staatsmanne auszubilden. Auf die Empfehlung seines

Oheims, des Cardinals Motta in Lissabon, wurde er von König Johann V. 1739 als Gesandter nach London geschickt. In dieser Stellung hatte er nicht nur öftern Anlaß, die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Vaterlandes zu Großbritannien ins Auge zu fassen, sondern auch Gelegenheit, die Blüthe der Gewerbe, des Handels und der Seemacht Englands zu bewundern und eine Vergleichung mit dem tiefen Stande dieser Dinge in Portugal anzustellen. Nach 6jährigem Aufenthalte in London wurde er mit einer Sendung nach Wien betraut, um Portugal's Vermittlung in einem kirchlichen Zwiste zwischen Maria Theresia und dem Papste Benedict XIV. über die Aufhebung des Patriarchats von Aquileja zu übernehmen. Es gelang ihm, die schwierige Aufgabe zur höchsten Befriedigung beider Theile zu lösen. War London eine Schule der Volks- und Staatswirthschaft für ihn gewesen, so war ihm Wien eine Schule des Staats- und Kirchenrechts. Er hatte hier amtlichen Anlaß, über die Stellung, Befugnisse und Grenzen der weltlichen und kirchlichen Macht im Staate, über dessen Beziehung zum Papste und manche verwandte Fragen tiefere Erwägungen anzustellen, die ihm, als in der Folgezeit die portugiesische Regierung, als er selbst Partei wurde, ohne Zweifel sehr zu Statten kamen. In Wien verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Tochter des General-Feldmarschalls Daun. Zwei Söhne und drei Töchter segneten in der Folge diese Verbindung.

Carvalho war ungewöhnlich hoch gewachsen, dabei wohlgebaut und schön, seine Gesichtsbildung sehr geistreich und ausdrucksvoll, sein Benehmen gewinnend, seine Sprache leicht und fließend, von einer melodischen, überaus anmuthigen Stimme unterstützt; der Zauber und Glanz seiner Unterhaltung wurden von allen, die mit ihm verkehrten, von Fremden wie von Portugiesen, besonders hervorgehoben.

Im Jahre 1750 verließ Carvalho de Pombal Wien und kehrte nach Lissabon zurück. Noch in demselben Jahre starb Johann V. und König Joseph (reg. 1750—1777) bestieg den Thron. Alsbald hatte Pombal im Ministerium eine Stellung gewonnen, welche die übrigen Minister in Schatten stellte, denn der neue König ergriff keine Maßregel, ohne Pombal vorher zu Rathe zu ziehen. Die ersten 5 Jahre der Regierung Joseph's wurden dazu verwendet, um Unordnungen und Mißbräuche, welche in verschiedenen Verwaltungszweigen eingerissen waren, abzustellen und namentlich die zerrütteten Finanzen zu ordnen. Es erschien eine fast unübersehbare Reihe von Gesetzen und Verordnungen über fast alle Zweige der Verwaltung.

Plötzlich wurden Pombal's Reformen unterbrochen durch ein Naturereigniß der fürchterlichsten Art, das Erdbeben am 1. Nov. 1755, dem Allerheiligentage, als die Bevölkerung von Lissabon zum Morgengottesdienste in den zahlreichen Kirchen versammelt war (9 Uhr). Nach zwei, in einem Zeitraume von 5 Minuten sich folgenden Erschütterungen lag die große, stolze Hauptstadt in Trümmern. Das bestürzte Volk rannte, von Angst und Entsetzen getrieben, in der Verwirrung fort,

um dem Untergange zu entfliehen, aber auf allen Seiten von einstürzenden Gebäuden und gähnenden Erdspalten und Abgründen umgeben, ward es von jenen zerschmettert oder von diesen verschlungen. Einige flohen nach dem Wasser, in der Hoffnung, sich zu retten. Umsonst! Während die Erde bebte, stieg der Fluß 20 bis 30 Fuß hoch; mit seiner Wassermasse wuchs sein Ungestüm, bis er, zum reißenden Strom angeschwollen, über die Uferbänke brach und alles, was er erreichte, wegriß. Die Schrecknisse dieser Scenen zu mehren, brach an verschiedenen Orten Feuer aus und brannte fünf bis sechs Tage. Den Menschenverlust, den allein Lissabon durch diese Katastrophe erlitt, schätzte man auf 30,000 Menschen, die unter den Ruinen oder durch Feuer oder Wasser umgekommen waren.

Pombal war vielleicht der Einzige, den ruhiges Nachdenken bei dem allgemeinen Umsturze nicht verließ. Er arbeitete in den ersten Tagen nach dieser schrecklichen Erderschütterung in einer Kutsche, die sein Schlaf- und Schreibcabinet war, so ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. In unglaublich kurzer Zeit wurden 200 Decrete über die Erhaltung der Ordnung, Unterbringung des Volkes, Vertheilung von Lebensmitteln und Beerdigung der Todten bekannt gemacht. Bei diesen zahlreichen Verfügungen ging Carvalho in die kleinsten Einzelheiten ein, und mit solcher Raschheit wurden sie abgefaßt und bekannt gemacht, daß viele, auf seinen Knieen mit Bleistift geschrieben, ohne abgeschrieben zu werden, schleunigst an ihre verschiedenen Bestimmungen gefördert wurden. Muthig widersetzte er sich allen denen, die behaupteten, daß man Lissabon verlassen müßte. Er führte eine strenge und wachsame Polizei ein, und hemmte mit Weisheit alle Verbrechen. Er sorgte für den Unterhalt aller Volksclassen, und seinen weisen Maßregeln verdankten es die Einwohner, daß Niemand durch Hunger umkam.

Die Gesetzgebung und Staatsverwaltung.

Die außerordentliche Thatkraft, welche Carvalho bei Gelegenheit des Erdbebens entfaltete, überzeugte den König vollends von den hervorragenden Eigenschaften und Fähigkeiten des Ministers. Die Folge davon war, daß der König ihm ein unbedingtes Zutrauen schenkte und ihn bei dieser Gelegenheit zuerst mit umfassender Vollmacht ausrüstete. Das außerordentliche Ereigniß gebot und rechtfertigte, außerordentliche Maßnahmen zu ergreifen, und gewöhnte an Ausnahmegesetze. Allein wenn sich auch Carvalho nun im Vollgenusse des königlichen Vertrauens fand und freie Hand hatte, seine durchdachten und gereiften Reformpläne ins Leben zu setzen, so mußte er gleichwohl mit großer Vorsicht dabei zu Werke gehen; seinen Plänen standen zwei hochprivilegirte und mächtige Körperschaften, Adel und Clerus, entgegen, deren Widerstand er zu fürchten hatte. Dieser Widerstand hat ihn nicht selten zu gewaltsamen Maßregeln gedrängt, so daß, wie sehr auch sein legislatives Genie zu bewundern ist, doch seine legislative Praxis, die Weise, wie

er die Gesetze ausführte, mit Recht vielfachen Tadel gefunden hat. Der Umstand, daß Pombal, als er die Verwaltung übernahm, bereits sein 50. Lebensjahr überschritten hatte, macht übrigens eine gewisse Raschheit und Uebereilung in der Ausführung erklärlich, denn er konnte wohl nicht ahnen, daß der König den Muth und die Entschlossenheit haben werde, ihn gegen zahllose Intriguen 27 Jahre lang in seiner allgewaltigen Stellung zu erhalten.

Um die in einem traurigen Zustande befindliche Landwirthschaft zu heben und zugleich Portugal von dem Bedürfnisse ausländischen Getreides zu befreien, befahl er, viele Weinberge, die nur einen schlechten Ertrag lieferten, auszurotten und den Boden mit Korn zu besäen. Um die inländische Industrie anzuregen und aus den Fortschritten anderer Nationen Vortheil zu ziehen, wurde Ausländern die Erlaubniß gegeben, neue Erfindungen und Arbeiten von anerkanntem Nutzen in Portugal einzuführen, und zugleich versucht, fremde Gewerbsleute und Künstler in den Dienst von Portugal zu ziehen. Daneben ermunterte nicht allein, sondern unterstützte Pombal inländische Manufactur-Unternehmungen, nicht dadurch, daß er fremde Concurrenz ausschloß und die ganze Nation nöthigte, um einen theuren Preis die im Lande verfertigten Waaren zu kaufen, welche wohlfeiler vom Auslande bezogen werden, sondern indem er unternehmenden Speculanten, die, auf ihre eigene Industrie und Geschicklichkeit bauend, mit auswärtigen Manufacturen in Güte und Wohlfeilheit der Waaren wetteiferten, angemessene Darlehen bewilligte. Besonders war es der Seidenbau, auf den er sein Augenmerk richtete. Nicht minder thätig zeigte sich Pombal für Belebung des Handels. Um zur Thätigkeit anzuregen und die Capitalien des Landes in productive Bahnen zu leiten, faßte er den Gedanken, große Handels-Compagnieen (so die Porto-Wein-Compagnie) zu gründen. Schon früh hatte er seinen Blick auf die Colonieen gerichtet, die Indianer theilweise für frei erklärt und auf Mittel gedacht, sie zu civilisiren, als deren wesentlichstes er den Gebrauch der portugiesischen Sprache unter den Eingebornen ansah. Brasilien wurde ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit und Sorge Pombal's. Nicht minder war er bemüht, die verfallene Seemacht herzustellen, das Heerwesen und die Landesvertheidigung, die gänzlich im Verfall lagen, in einen achtbaren Zustand zu setzen und erfreute sich eines guten Erfolges in den meisten dieser Verwaltungszweige.

Auch die geistigen Interessen des Volkes, namentlich die Unterrichts-Anstalten nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Er erkannte zuerst in einer Zeit, wo die höheren Stände in anderen sonst vorgeschrittenen Staaten ihre Gedanken und Gefühle in fremden Sprachen auszudrücken sich abmühten, den Werth des Unterrichtes in der Landessprache und schärfte den Lehrern die grammatische Behandlung derselben ein. Die Universität Coimbra, als Mittelpunkt alles höheren Unterrichts, erhielt eine neue Organisation.

Auch die unter dem vorigen Könige überwiegend gewordene Macht

der Geistlichkeit glaubte er beschränken zu müssen. Er hob die Hälfte der Frauenklöster auf und verbot allen religiösen Orden, Novizen vor dem 25. Lebensjahre und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs aufzunehmen. Schon seit 1754 suchte er die Jesuiten, welche Beichtväter am Hofe waren, von ihren Stellen zu entfernen, was ihm jedoch erst 1757 gelang. Seit jener Zeit war zwischen dem Orden und dem Minister ein heimlicher und offener Krieg. Nach einem mißlungenen Mordversuche gegen den König Joseph (in der Nacht des 3. Sept. 1758) wurden zehn Jesuiten verhaftet und auf den Grund von Geständnissen, welche von einigen Zeugen und von drei Mitangeklagten durch die Folter erpreßt waren *), verurtheilt, Anstifter, Rathgeber und Mitwirkende bei der Verschwörung gegen das Leben des Königs gewesen zu sein. Zuerst ward das gesammte Vermögen der Jesuiten im Königreiche mit Beschlag belegt und endlich die sofortige und gänzliche Ausweisung der Gesellschaft Jesu aus Portugal und dessen auswärtigen Besitzungen verfügt, am Jahrestage jenes Mordversuches (3. September 1759).

Mit dem Tode des Königs (1777) sank auch des Ministers Macht dahin, die Königin Maria I. (reg. 1777—1816), von Pombal's Feinden umgeben, gab deren Einflüsterungen Gehör; sie bewilligte ihm seine Entlassung in allen Ehren, forderte aber bald nachher die Rückerstattung großer Summen an die Krone und erließ zuletzt (1781) ein „Verdammungs-Decret“ gegen ihn, worin er „eines schweren, exemplarische Leibesstrafe nach sich ziehenden Verbrechens“ für schuldig erklärt wird, ohne daß man erfährt, welcher Art dieses Verbrechen gewesen sei **).

Nach seinem Sturze wurde sein mit eben so großer Uebereilung als Strenge, ja Grausamkeit durchgeführtes Werk von denen zerstört, die seinen Reformen von Anfang an den heftigsten Widerstand entgegengesetzt hatten. Schon bei seinem Leben war das Gute, was Carvalho für sein Land gewirkt hatte, fast vergessen, und als er am 5. Mai 1782 in hohem Alter starb, wurde zwar durch die von seinen Erben angeordnete prächtige Todtenfeier sein Andenken augenblicklich erneuert, aber der Mönch, welcher in seiner Grabrede von der Undankbarkeit Portugals gegen einen großen Staatsmann gesprochen hatte, in ein Kloster auf einer der Inseln des grünen Vorgebirges verwiesen.

*) Nach v. Olfers über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal, in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1838. Das Hauptresultat dieser Untersuchung ist, daß eine weit verzweigte Verschwörung gar nicht erwiesen sei und daß vielmehr der vom Herzoge von Aveiro und seinen zwei Ministern angestiftete Mordanfall keine weiteren Mitwisser hatte.

**) Nach v. Olfers a. a. O. S. 312, Anm. und Beilage V.

89. Der nordamerikanische Freiheitskrieg.

(Nach Karl Andree, Nordamerika, und Wilhelm Wachsmuth, historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Durch den siebenjährigen Krieg war die Staatsschuld Englands um mehrere hundert Millionen Thaler gesteigert worden. Im Parlamente wies man darauf hin, wie es billig sei, die Colonieen, für welche man zum großen Theile den Krieg geführt habe, auch verhältnißmäßig zu den Lasten heranzuziehen, welche in Folge desselben auf Großbritannien drückten. Die Amerikaner dagegen beriefen sich auf ihr Recht, sich selbst zu besteuern, und stritten einem Parlamente, welches, dreitausend englische Meilen von Boston entfernt, in London tage, die Befugniß ab, Colonieen mit Abgaben zu belasten, die ja in dem Kriege verhältnißmäßig mehr Kräfte an Menschen und Geld aufgewandt hätten, als England. Auch sie seien genöthigt gewesen, Schulden zu machen und diese allein zu bezahlen; in manchen Provinzen seien die Abgaben höher als in England selbst, und wenn dieses letztere Krieg mit Frankreich geführt habe, so sei es hauptsächlich in seinem eigenen Interesse geschehen, da es aus den Colonieen große Vortheile ziehe. Schon früher hatte England den Interessen von Massachusetts schwere Beeinträchtigungen zugefügt, welches sich ungesetzlichen Zollquälereien ausgesetzt sah. Die Erbitterung stieg noch höher, als 1765 die verhängnißvolle Stempelacte im britischen Parlamente durchging. Man hat sie von Seiten der Amerikaner ganz richtig als eine Abgabe auf den ohnehin schon vielfach beeinträchtigten Gewerbfleiß der Colonisten bezeichnet. In New-York wurde das aus England angekommene Stempelpapier öffentlich verbrannt, in Philadelphia läutete man die Trauerglocken, und flaggte am halben Mast, als es eintraf; das Volk mochte sich nirgend des Stempelpapiers bedienen. Um den Stempel zu umgehen, verpflichtete man sich, alle Streitigkeiten durch Schiedsgerichte auszugleichen. England nahm endlich die Stempeltaxe zurück, als Pitt in einer hinreißenden Rede dieselbe als widerrechtlich nachgewiesen und seine Freude über den lebhaften Widerstand der Amerikaner ausgesprochen hatte, welcher jedoch auch nach Zurücknahme der Stempeltaxe nicht aufhörte, weil den Beschwerden über Handelsdruck keineswegs abgeholfen wurde. Besteuert sollte Amerika einmal werden; die Colonisten mochten sich aber von einem „fremden Parlamente“ nicht besteuern lassen, auch dann nicht, als das Mutterland erklärte, die Taxen auf Papier, Glas, Thee und andere Artikel lediglich für Colonialzwecke in den Provinzen selbst verwenden zu wollen. Nachdem am 5. Mai 1770 in Boston das erste Blut geflossen, war das Band zwischen den Colonieen und dem Mutterlande völlig gelockert. Massachusetts wurde seiner Verfassung für verlustig erklärt; durch solche Handlungen rücksichtsloser Strenge hoffte man die übrigen Provinzen einzuschüchtern, steigerte aber nur die Abneigung. Amerika wollte den von England eingeführten Thee nicht,

obschon er billiger geliefert werden sollte als früher. New-York und Philadelphia verweigerten den mit dieser Waare beladenen Schiffen das Einkaufen, und in Boston „machte man die Massachusetts-Bai zu einem großen Theekessel", indem einige Ladungen ins Meer geworfen wurden.

Das ganze Land war einig, entschlossenen Widerstand zu leisten, und organisirte denselben in sehr kurzer Zeit. Ein General-Congreß trat am 5. September 1774 in Philadelphia zusammen, und zählte unter seinen 51 Mitgliedern Männer wie John Adams aus Massachusetts und Georg Washington aus Virginien. Der Congreß verlangte Widerruf aller die Colonieen beeinträchtigenden Parlamentsbeschlüsse und rechtfertigte seine Ansprüche und sein Verfahren auch in einer Bittschrift an den König. Es ist bemerkenswerth, daß er noch jede Anschuldigung, als strebe man in den Colonieen nach einer Unabhängigkeit von England, ausdrücklich in Abrede stellt.

Nachdem der Rechtsstreit zehn Jahre gedauert, und mit jedem Versuche, ihn beizulegen, die Stimmung sich mehr verbittert hatte, wurde im Mai 1775 der Befehlshaber Howe mit 4000 Mann zur Fahrt nach Boston eingeschifft. Ehe aber dieser ankam, war schon Bürgerblut im offenen Treffen geflossen. In der Nähe von Boston wurden von den Amerikanern Waffenvorräthe gesammelt und häufig Berathungen gehalten; beides wollte General Gage von Boston aus stören und zugleich auch sich des kühnen Sprechers der Landschaft Massachusetts, des schon genannten Adams, bemächtigen; 1800 Engländer zogen aus zu dieser Unternehmung. Unterwegs stießen sie bei Lexington auf Scharen von Amerikanern, die sich in den Waffen übten; sie zerstreuten dieselben; bald aber strömten Bewaffnete in solchen Massen herbei, daß die Engländer Mühe hatten, Boston wieder zu erreichen. Darauf umlagerte amerikanische Waffenmannschaft Boston und warf Schanzen auf. In der Mitte des Monats Juni 1775 landete General Howe in Boston und bald darauf, 17. Juni, zog er auf Befehl Gage's mit 2000 Mann hinaus, die Amerikaner aus einer ihrer Schanzen vor der Stadt zu vertreiben. Bei Bunkershill auf der Landenge, die Boston mit dem Festlande verbindet, wichen die Amerikaner nach hartem Kampfe, aber dennoch wuchs ihnen das Vertrauen, denn sie hatten gegen eine gleiche Zahl von Feinden den Kampf bestanden und diesen größern Verlust zugefügt, als sie selbst erlitten hatten.

Jetzt versammelte sich zum zweiten Male ein Congreß zu Philadelphia, 10. Mai 1775. Dieses Mal war unter den Abgeordneten auch Benjamin Franklin, der kurz zuvor aus England zurückgekehrt war. Am 20. Mai ward der Bund der dreizehn vereinigten Staaten ausgesprochen und die Wahl eines Oberfeldherrn traf Georg Washington. Das Vertrauen, das er zur guten Sache hatte, seine Beharrlichkeit und Unverzagtheit, sein Gleichmuth bei drohender Gefahr oder nach erlittenem Verluste, vor allem aber seine unermüdliche Thätigkeit, ein Heer zu bilden und zu unterhalten, waren es, die allein in den

verzweifeltsten Umständen den Mitbürgern Anhalt für die wankende Zuversicht gaben. Ohne diesen Einen Mann würde Amerika schwerlich die Freiheit errungen haben. Nicht darin, daß er glänzende Großthaten auf Schauplätzen großer Kämpfe gegen den Feind verrichtet, nicht in der Masse erbeuteter Fahnen und Kanonen liegt der Hauptstoff, den die Geschichte zu preisen hat, sondern in der befruchtenden und schaffenden Bürgertugend, durch die er schnöde, eigensüchtige Gleichgültigkeit und verderbliche Fahrlässigkeit zu Leistungen für das Gemeinbeste zu gewinnen und in Thätigkeit zu erhalten vermochte. Bei keinem Manne der neuern Zeit ist der Lorber des Kriegsruhms so dicht und reich mit dem Eichenlaube des Bürgerkrone durchflochten.

Um die Zeit, wo Washington den Oberbefehl zum Kriege gegen des Mutterlandes Söldnerscharen übernahm, erließ König Georg III. eine Achtserklärung gegen die Amerikaner, worin über diese als Aufrührer der Stab gebrochen wurde. Auf diese Achtserklärung waren die eifrigsten Rüstungen zum Kriege der Unterwerfung betrieben worden; ein zahlreiches Heer sollte Schrecken nach Amerika bringen und die Werkstätte des Gehorsams werden. Im Jahre 1776 schloß die britische Regierung Verträge mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel, dem Herzog von Braunschweig, dem Markgrafen von Anspach, später auch mit dem Fürsten von Waldeck, über Menschenlieferungen. Rußland und Holland hatten Anträge zu dergleichen zurückgewiesen.

Ehe noch die britischen Söldner angekommen waren, sprach der Congreß der dreizehn vereinigten Staaten zu Philadelphia, 4. Juli 1776, die Unabhängigkeit Amerika's von England aus. Darauf wurden die königlichen Zeichen vernichtet, Georg's III. Standbild in New-York umgestürzt und zerhackt, um Erz zu Kugeln zu geben. Das Söldnerheer, welches Englands Minister geworben, landete auf der Insel Long-Island. Die Amerikaner, dem Kampfe gegen die dichten Scharen soldatisch geordneter und geübter Feinde, unter denen namentlich die Hessen sich auszeichneten, nicht gewachsen, wurden zerstreut und dabei eine Kernschar, lauter Jünglinge guter Abkunft, fast gänzlich niedergehauen; bald riß solche Verzagtheit bei ihnen ein, daß zahlreiche Scharen heimzogen und Washington, der während des Kampfes als trefflicher Feldherr befehligt und als der bravste Soldat gefochten hatte, über die schmähliche Feigheit und die dringende Nothwendigkeit, ein zu dauerndem Dienste pflichtiges Heer zu bilden, die nachdrücklichsten Vorstellungen an den Congreß zu richten genöthigt war.

Indessen rückten die englischen Kriegsvölker durch die Landschaft New-Jersey, die sich mit Verzagtheit unterwarf, der Hauptstadt Pennsylvaniens, Philadelphia, näher. Washington's Vorstellungen an den General-Congreß und an einzelne Landschaften hatten Hülfsmannschaft zu seinen Fahnen geführt, die Feinde, denen schon Geringschätzung der Amerikaner zu Kopfe gestiegen war, lagerten ohne sorgsame Hut: Washington brach auf, sie zu überfallen. Bei Trenton wurde ein Theil der Hessen aus einander gesprengt. Von nicht minderem Erfolge war

Washingtons Angriff auf die Engländer bei Princeton; auch hier war Flucht des Feindes die Folge seines Ueberfalls.

Im Frühjahr 1777 kamen aus Frankreich Pulver und Gewehre, und den Amerikanern zog ein Mann zu Hülfe, dessen Gesinnung die von Tausenden aufwog — Lafayette. Aus alt- und hochadeligem Geschlechte entsprossen, hatte der junge Marquis früh auf den Ruf der neuen Philosophen gehorcht und war als Jüngling begeistert für ihre Lehren von Menschenrechten und Völkerfreiheit. Er rüstete aus eigenen Mitteln eine Fregatte aus und landete in Amerika, dem General-Congreß seine Dienste anzubieten. Washington stand im Lager am Brandiwyne-Flusse, als Lafayette in die Reihen der amerikanischen Krieger trat. Die Anfänge waren nicht ermuthigend für den jungen Freiwilligen aus Frankreich. Washington mußte im Treffen am Brandiwyne am 11. September 1777 der Uebermacht des Feindes weichen; Lafayette ward verwundet. Darauf breitete die feindliche Macht sich gegen Philadelphia aus und Washington mußte selbst diese wichtige Stadt dem Feinde überlassen.

Aber um so freundlicher ging der Glücksstern auf von einer andern Seite her. Ein englisches Heer, wobei Hessen und Braunschweiger, war im Anfange des Jahres 1777 von Canada her aufgebrochen, um die Amerikaner in der Seite und im Rücken zu fassen. Bourgoyne war der Anführer. Mit demselben zog ein Aufgebot wilder Eingeborner jener Gegend, an barbarische Behandlung des Feindes mit Streitaxt und Scalpirmesser gewöhnt und für Feind und Freund schreckbar. Die erste Waffenthat Bourgoyne's war glücklich. Der Weg des Heeres führte durch Urwälder, durch nie betretenes Dickicht und bodenlosen Morast; ungeheure Bäume, von den Amerikanern gefällt und kreuzweise übereinanderliegend, sperrten einmal über das andere den Weg. Bourgoyne, angelangt bei Saratoga, schlug ein Lager auf; 13,000 Amerikaner waren um ihn her gelagert. Er konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts; seine Versuche, sich durchzuschlagen, wurden zu Niederlagen; die Kriegsehre mußte dem Zwangsgebote des Hungers weichen. Der von ihm versammelte Kriegsrath stimmte für Uebergabe an die Amerikaner, welche Wege und Zufuhr abgeschnitten hatten. So ergaben sich gegen 6000 Mann dem Anführer der Amerikaner, Horatio Gates. In der Geschichte dieses Krieges ist weder die Zahl der Schlachten, noch der in diesen fechtenden Massen groß; die Uebergabe jener 6000 wirkte wie in andern Kriegen der Untergang eines großen Heeres.

Für den französischen Hof gab jenes Mißgeschick der Engländer den Ausschlag zur thätigen Theilnahme an der Sache der Amerikaner. Am 6. Februar 1778 schloß Ludwig XVI. einen Freundschaftsvertrag mit den Amerikanern, dazu insgeheim ein Schutz- und Trutzbündniß. Franklin erschien am Hofe gegen die Etikette in schwarzer Kleidung und ohne Degen. Am 17. März erklärte Georg III. im Parlamente den Vertrag Ludwig's XVI. mit den Amerikanern für eine Feindseligkeit gegen England und trug an auf Krieg. Karl Fox, damals schon

angesehen als Parlamentsredner, sprach für Amerika's Anerkennung und von den Gefahren des neuen drohenden Krieges. Da erhob sich der 70jährige Chatham, von langer Krankheit ausgemergelt und auf seine Krücke gestützt; aus Furcht vor einem Kriege mit Frankreich Amerika freizugeben, sei unverträglich mit der britischen Staatsehre; mitten in der herrlichen Rede, welche diesen Gedanken entwickelte, sank er erschöpft auf seinen Sessel; mit einem Krampfe ringend und aufstrebend, das Wort wieder zu gewinnen, zuckte er plötzlich und wurde ohnmächtig fortgetragen. Bald darauf, 11. März 1778, endete sein Leben.

Mit der äußersten Thätigkeit ward nun von beiden Seiten zum Kriege gerüstet; Frankreich brachte 30 Linienschiffe und 15 Fregatten auf, den Seekrieg zu bestehen; 18 Schiffe segelten unter d'Estaing's Befehle nach Amerika. Spanien erklärte in Folge des damals noch bestehenden Familien-Vertrags (s. S. 491) der beiden nachbarlichen bourbonischen Häuser, 16. Juni 1779, den Krieg an England. Hierin sprach sich nichts weniger als Wohlwollen für Amerika, vielmehr nur politischer Gegensatz gegen England aus. Als Oberbefehlshaber der Engländer erschien mit frischen Kriegsvölkern Clinton; ihm war die Weisung gegeben worden, aus Philadelphia und Pennsylvanien die britischen Kriegsvölker zurückzuziehen. Der Schauplatz des Krieges zog sich nun in die südlichen Landschaften, die beiden Carolina's und Georgien. Hier gab es der Loyalisten in großer Anzahl, und durch alle drei Landschaften wurde mit großer Erbitterung für und wider gekämpft. Im Anfange des Jahres 1780 kam Clinton mit ansehnlicher Heeresmacht nach Carolina, die Hauptstadt Charleston ward genommen, eine starke englische Besatzung hineingelegt und darauf fast die gesammte Landschaft unterworfen.

Indessen waren (10. Juli 1780) 6000 Franzosen, angeführt vom General Rochambeau, gelandet und ansehnliche Kriegsvorräthe aus Frankreich angelangt. Man sah im Lager der Soldaten des Freistaates die Blüthe des französischen Adels, und hier bildete sich der Sinn so mancher nachher berühmt gewordener Heroïde vaterländischer Freiheit. Da waren Noailles, Karl Lameth, Matthieu Dumas, Alexander Berthier, Custine, Segur, Biron 2c. Den Truppen Ludwig's XVI. folgte bald auch eine bedeutende Geldunterstützung für die Amerikaner, nicht minder, als jene, willkommen. Bald hatte Washington über ein Heer von 20,000 Mann zu gebieten, das zahlreichste, was jener Krieg zusammenführte; nun erfolgte der Hauptschlag des gesammten Krieges auf amerikanischem Boden.

Cornwallis, der Befehlshaber von Charleston, verließ den Platz und zog gegen Norden nach Virginien, um sich mit dem Hauptheere, das Clinton befehligte, in Verbindung zu setzen; als er bis Yorkton gelangt war, bekam er von Clinton Mannschaft zur Verstärkung. Aber am 28. September 1781 erschien Washington mit Amerikanern und Franzosen zur Umlagerung des Platzes, in dem Cornwallis Sicherheit gesucht hatte; zugleich sperrte eine französische Flotte unter Grasse die anstoß-

zende Küste. Wohl hätte Clinton dem Bedrängten Hülfe senden können; aber Eifersucht und Unentschlossenheit ließen ihn zögern. Cornwallis' Lage, bedenklich seit seinem Einzuge in Yorkton, wurde bald rettungslos. Washington bot alle Macht auf; der Festung Meister zu werden. Bei Erstürmung von Yorkton's Schanzen glänzten vor allen Lafayette und Kosciuszko. Von aller Zufuhr abgeschnitten, täglich bedrängt durch feindliche Angriffe, besonders durch das trefflich bediente französische Geschütz, und immer umsonst nach Hülfe von Clinton umschauend, that Cornwallis, was Bourgoyne vier Jahre zuvor gethan hatte; am 19. October 1781 ergab er sich mit seinem Heere, etwa 8000 Mann, den Amerikanern; seinen Degen wollte er nur in Lafayette's Hand niederlegen. Amerika's Unabhängigkeit ward durch den Fall von Yorkton entschieden. Abermals nicht ein Kampf von Hunderttausenden, nicht eine ungeheure Leichenstätte grausam Gewürgter, aber der jungen Freiheit Gedeihen war um so üppiger, je weniger ihr Boden mit Menschenblut gedüngt wurde.

Indessen war aus dem nordamerikanischen Kriege ein über vier Welttheile ausgebreiteter Kampf Großbritanniens gegen Frankreich und Spanien geworden. Die Seeschlacht auf der Höhe von Ouessant, Brest gegenüber, von der britischen und französischen Flotte am 27. Juli 1778 geliefert, war nur ein Versuch, die gegenseitigen Kräfte zu erforschen. Das Hauptgewicht der französischen Macht entlud sich in Westindien; dort wurden mehrere englische Inseln von den Franzosen im Jahre 1779 ff. erobert. Noch mehr aber, als bisher, sollte Großbritannien seine Kräfte theilen, um neuaufstehenden Feinden zu begegnen. Die schon in früherer Zeit geübte und bestrittene Anmaßung der Briten, Fahrzeuge parteiloser Mächte anzuhalten, zu untersuchen und für den Feind bestimmte Kriegsvorräthe wegzunehmen, hatte sich während des amerikanischen Krieges wiederholt; der Unwille darüber war allgemein; die Losung zur ernstlichen Gegenwehr gegen die Unbill gab Katharina II. von Rußland. Sie ließ als Grundsätze für den Seeverkehr parteiloser Staaten, auf deren Geltung sie bestehen werde, erklären: neutrale Schiffe können ungehindert die Häfen und Küsten kriegführender Mächte besuchen und mit Ausnahme von Waffen und anderem Kriegsbedarf, Eigenthum von Unterthanen der kriegführenden Mächte verfahren („frei Schiff, frei Gut"). Mit Schweden und mit Dänemark waren Unterhandlungen eingeleitet worden; beide Mächte traten jener Erklärung bei. Der Bund hieß „bewaffnete Neutralität", der bis zur Beendigung des Krieges sich durch den Zutritt Preußens, Hollands, Oesterreichs, Neapels und selbst Portugals vergrößerte.

Der Versuch der französisch-spanischen Flotte, den Engländern Jamaika, ihre bedeutendste Besitzung in Westindien, wegzunehmen (1782), mißlang eben so wohl, als der gleichzeitige Versuch, die Engländer aus Gibraltar, welches sie seit 1704 in Besitz hatten, zu vertreiben; nur die Eroberung von Minorca gelang dem Franzosen Crillon. Der Befehlshaber Gibraltars, Elliot, vertheidigte, nachdem die Stadt in einen Aschen-

haufen verwandelt war, noch die Felsenburg gegen die neue Art von Kanonenbooten, welche gegen das feindliche Feuer durch eine künstliche Bedachung von durchflochtenen Tauen und Säcken mit nassem Sande, gegen das Untersinken durch Seitenwände von Kork geschützt waren und „schwimmende Batterieen“ genannt wurden. Ein Regen von glühenden Kugeln ergoß sich über die Batterieen, denen die in der Nähe liegende combinirte Flotte keine Hülfe zu leisten vermochte, da zugleich 40 englische Kanonenboote, aus dem Hafen von Gibraltar hervorgesandt, die unbehülflichen Batterieen beschossen. Neun (von zehn) der letztern flogen nach einander mit dem furchtbarsten Getöse in die Luft, ein Theil der Mannschaft wurde durch die Menschenfreundlichkeit des englischen Capitäns Curtis gerettet, aber diese Zahl (13 Officiere und 343 Soldaten) wiegt die der Erschossenen, Verbrannten und Ertrunkenen bei weitem nicht auf. Die fruchtlose Belagerung Gibraltars soll 74 Millionen Thaler gekostet haben.

Nach solchen vergeblichen Anstrengungen waren die beiden bourbonischen Mächte des Krieges nicht minder müde, als England selbst. Spanien gab Gibraltar auf und nahm dafür im Frieden zu Versailles (3. Sept. 1783) Ost-Florida als Entschädigung an. Schon am 24. Sept. 1782 hatte Großbritannien die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt.

Dem jungen Freistaate drohten nach dem Frieden heftige Stürme: das wackere Heer hatte von mehreren Jahren her rückständigen Sold zu fordern, der Congreß, ohne Mittel, wies die Forderungen zurück, und der Mißmuth, der sich über die um das Vaterland verdienten Männer verbreitete, schien schon ein Vorzeichen des Bürgerkrieges. Dieser ward vermieden einzig und allein durch Georg Washington, der zu den Lorbeeren des Feldherrn die weitern eines Staatsordners hinzufügte. Denn nicht nur beschwichtigte er die Kampfgenossen so, daß sie erklärten, der Gerechtigkeit des Congresses vertrauen und mit ihren Ansprüchen nicht drängen zu wollen, sondern er trat auch, nach kurzer Ruhe, wieder hervor, als die 13, nur sehr locker unter einander verbundenen Staaten das Bedürfniß einer größeren Einigung fühlten. Er war unter den Abgeordneten der Landschaften, welche (am 17. Sept. 1787) eine gemeinsame Verfassung für die vereinigten Staaten beschlossen und wurde einstimmig zum Präsidenten der Republik gewählt (1789).



Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Revolution 1789—1815.

90. Frankreichs Zustände unter Ludwig XVI.*)

(Nach Heinr. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795, und Wilh. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als die schimpfliche Regierung Ludwig's XV. endete, war der Bau des alten Staatswesens in Frankreich in allen Theilen unterhöhlt. Die Krone hatte durch die Laster des Königs und die Schwäche gegen das Ausland, die Feudalstände durch ihre inneren Händel und den Kampf mit der Krone, beide durch das Aufkommen der radicalen Staatslehren (s. Nr. 79) ihr Ansehen eingebüßt. Die Masse des Volkes aber fand sich dadurch nicht gebessert, vielmehr war der Druck der Privilegien, der sich über alle Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft erstreckte, mit der inneren Fäulniß der Zustände nur immer härter geworden.

Betrachten wir von den großen Lebenskreisen des französischen Volkes zunächst den bei weitem wichtigsten, die Landwirthschaft, so waren zwei Drittheile des Bodens im Besitze großer Grundherren, theils des Adels und Clerus, theils der Magistratur und Geldmacht, während nur ein Drittel des Landes von kleinen Eigenthümern bebaut wurde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber, und vor Allem in Lothringen und der Champagne, arm und elend waren; die Zersplitterung bei den Erbschaften war so groß, daß manche Besitzungen nur 10 Ruthen mit einem Fruchtbaume ausmachten. Eine Klasse mittlerer Eigenthümer, groß genug, um von dem Acker ein sorgenfreies Dasein zu gewinnen, und immer noch so klein, um zu steter und angestrengter Arbeit genöthigt zu sein, also ein ländlicher Mittelstand, wie er jetzt ein volles Drittel

---

*) Obgleich der Inhalt dieser Nr. dem vorigen Zeitraume angehört, schien es doch angemessener, ihm seine Stelle als Einleitung zur Revolutionszeit anzuweisen.

des Areals inne hat, fehlte gänzlich. Jene großen Grundherren kümmerten sich wenig um ihre Güter und deren Insassen, sondern wer es vermochte, eilte zu den Genüssen des Hofes und der Hauptstadt, und kehrte auf seine Güter und in die elend eingerichteten Schlösser nur zurück, um die liederlich ausgeleerte Börse von Neuem zu füllen. Die Herren pflegten die Erhebung der Einkünfte (gewöhnlich die Hälfte) zu verpachten, in der Regel an einen Advokaten oder Notar, welche die Bauern unbarmherzig behandelten, so daß diese im tiefsten physischen und geistigen Elende verkümmerten. Dazu kam die Menge der gutsherrlichen Rechte, Frohnden auf dem Herrenhof, Zehnten für die Kirche, Straßenbau für den Staat. So standen die beiden so eng auf einander angewiesenen Klassen sich nach Bildung, Interessen, Genüssen schroff entgegen, mit Verachtung auf der einen, mit Ingrimm auf der andern Seite. Nur in den nördlichen Provinzen des Reiches hatten sich schon mehr moderne Zustände entwickelt, indem der kleine Eigenthümer den Rest seiner Bedürfnisse entweder im Tagelohn bei dem benachbarten Pächter oder als Arbeiter für den nächsten Fabrikanten sich verdiente.

In den Städten brachten ähnliche Ursachen entsprechende Wirkungen hervor. Die Selbstverwaltung der Städte war seit dem 17. Jahrhundert häufig der Ernennung königlicher Beamten gewichen und im 18. Jahrhundert wurden die meisten städtischen Aemter zu erblichem Besitze verkauft, um den Staatsschatz füllen zu helfen. Die Verwaltung der Städte lag also in der Hand eines geschlossenen Verbandes weniger Familien. An diese reihten sich die theils gesetzlich, theils factisch vollkommen abgeschlossenen Kreise der Geld-Aristokratie, die Mitglieder der großen Finanz-Compagnieen, die Pächter der indirecten, die Erheber der directen Steuern, die Actionäre der mit Staats-Monopol ausgestatteten Handels-Compagnieen und die größern Banquiers. König, Minister, Adel, Clerus, Parlamente begegneten sich in diesen Bahnen; das ewige Deficit und die wachsende Schuldenlast des Schatzes gab stete Gelegenheit, den Staat hinein zu verwickeln und nach Parteizwecken auszubeuten. Die Schwindelei im Handel mit Papieren war, namentlich in Paris, nicht minder groß und schamlos als die Sittenlosigkeit. Handel und Gewerbe lagen im ganzen Reiche in den Banden des strengsten Zunftzwanges, und auch hier trat der Mißbrauch der Staatsgewalt zum Nutzen bevorzugter Einzel-Interessen in der grellsten Weise hervor, indem man selbst die geringfügigsten Erwerbszweige zu zunftmäßigen Handwerken stempelte, um ihnen Privilegien zu verkaufen. Wer einmal nicht zu dieser Aristokratie des Handwerkes gehörte, hatte keinen Weg, durch seiner Hände Arbeit anders als in ewiger Dienstbarkeit zu leben. Die große Industrie wurde allerdings seit Colbert's Mercantilsystem von der Staatsverwaltung begünstigt und steigerte ihren Jahres-Ertrag (namentlich bei den Wollmanufacturen) von Colbert bis Necker vielleicht auf das Sechsfache, aber freilich zum Schaden des Consumenten und insbesondere auf Kosten des Ackerbaues,

dessen Geräthschaften dieses System vertheuerte, dessen Verkehr mit dem Auslande es lähmte durch Ausfuhrverbote des Getreides und anderer ländlicher Rohproducte.

Alles zusammengenommen, war Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirthschaft dreifach, in dem Handel ungefähr doppelt so arm als gegenwärtig. Dieses Ergebniß liefert erst den richtigen Maßstab zur Beurtheilung des damaligen Budgets und des Deficits in demselben.

Ludwig XVI. brachte zu der Regierung ein Herz, erfüllt von Gottesfurcht, Menschenliebe und Gemeingeist. Sein Ernst und seine Sittenreinheit bestimmten ihn zu dem festen Entschlusse, die schandbaren Wege seines Vorgängers für immer zu schließen. Leider entsprach seine Fähigkeit nicht seinem guten Willen. Er war ohne sicheres Urtheil, hatte von den Zuständen seines Reiches keine ausreichende Kenntniß und ließ sich in der Wahl seiner Minister von dem Einflusse seiner Tanten, seiner Gemahlin (Marie Antoinette) oder der streitenden Hofparteien bestimmen. Der Zufall, welcher unter ihm die Lenkung der Geschäfte beherrschte, führte ihm zuerst den größten Reformer seiner Tage, Turgot, als Finanz-Minister zu. Dieser, aus der Schule der Physiokraten (s. S. 526), beabsichtigte unbeschränkte Handelsfreiheit im Innern, Abschaffung der Frohnden und Feudallasten, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, Einführung einer Grundsteuer statt der Kopfsteuer, Aufhebung des Zunftzwanges u. s. w. Die Privilegirten sahen ihre ganze Existenz gefährdet und Widerstand erhob sich von allen Seiten: von Hofleuten, Parlamenten, adeligen Grundherren und zünftigen Handwerken. Der Hader drang bis in das Innere der königlichen Familie: Ludwig's XVI. jüngerer Bruder, Graf Karl von Artois (später König Karl X.), schmähte über den Minister, welcher den Adel, die Stütze und den Wall des Thrones, unterwühle, wogegen ein Vetter des Königs, der sittenlose Herzog Philipp von Orleans (Vater des nachherigen Königs Ludwig Philipp), der reichste Privatmann in Europa, sich zum Gegner der Privilegirten aufwarf. Nach kaum anderthalbjähriger Verwaltung mußte Turgot der Reaction des alten Staatswesens weichen; fast alle seine Schöpfungen wurden beseitigt.

Seine beiden Nachfolger (Clugny und Taboureau) blieben jeder nur wenige Monate auf ihren Posten, eine Zeit, die kaum hinreichte zu einer genaueren Kenntnißnahme ihrer Geschäfte. Da auch sie nicht helfen konnten, so ward dem Drange des Bedürfnisses und der öffentlichen Meinung eine Concession gemacht: Necker, ein Ausländer (aus Genf), ein Bürgerlicher, ein Protestant, erhielt die Finanz-Verwaltung. Er schien auch wirklich der geeignete Mann zu sein: er war als armer Commis nach Paris gekommen, hatte sich durch Verstand und Handelsgeschick zu einem reichen Banquier emporgeschwungen und sein Haus zum Mittelpunkte der vornehmen Liberalen gemacht. Durch sein Ansehen auf der Börse verschaffte er dem Staate einen gewissen Credit und in Folge der Theilnahme Frankreichs an dem nordamerikanischen

Kriege (s. S. 575) machte er neue Anleihen bis zu 500 Millionen, ohne eine Vermehrung der Steuern, ohne eine Vorkehrung zur Tilgung. Während so Necker augenblicklich das Ansehen des ersten Staatsmannes von Europa genoß, wuchs die Schuldenlast und mit ihr das jährliche Deficit; bald wußte auch er keinen andern Rath als Sparsamkeit in den Ausgaben des Hofes, machte sich aber dadurch bei den einflußreichsten Personen verhaßt und wurde im Mai 1781 entlassen.

Bis 1783 war ein beständiger Wechsel der Minister im Finanz-Departement. Fast gleichzeitig mit dem Ende des nordamerikanischen Krieges, der nicht nur die Schuldenlast Frankreichs bedeutend erhöht, sondern auch eine starke Vermehrung des demokratischen Sinnes durch die Anschauung der amerikanischen Zustände zur Folge hatte, übernahm Calonne die Verwaltung der Finanzen. Dieser geistreiche, aber frivole Mensch begann mit dem Satze, daß, wer Credit begehre, Luxus treiben müsse, und erneuerte die Verschwendung im glänzendsten Stile Ludwig's XV. In einigen Jahren war die Schuldenmasse um weitere 426 Millionen und die jährliche Steuerlast um 21 Millionen vermehrt. Das Deficit im Jahresbudget hatte Ende 1786 fast die Summe von 200 Millionen erreicht. Der Credit war auf's gründlichste erschöpft und eine weitere Vermehrung der Steuern war bei der Masse von Lasten, welche die Nation bereits erdrückten, ganz undenkbar. Calonne, der sein Deficit hauptsächlich durch den Adel und den Clerus decken wollte, schlug dem Könige ein Nothmittel aus der Feudalzeit vor, eine Versammlung der Notabeln, wie sie zuletzt 1626 Statt gefunden hatte. Diese wurde am 22. Februar 1787 in Versailles eröffnet und bestand aus 140 Mitgliedern, wobei höchstens 8 vom dritten Stande waren. Calonne brachte eine allgemeine, also auch vom Clerus und vom Adel zu tragende Grundsteuer in Vorschlag. Der Unwille über ihn ward so laut, daß der König ihn, auf den Rath der Königin, noch während der Sitzung der Notabeln entlassen mußte. Er suchte Sicherheit in England. Die Königin empfahl zu seinem Nachfolger den Erzbischof von Toulouse, Grafen von Brienne, und der König entschloß sich, einen Minister aus der Opposition zu wählen, der an die Notabeln dieselben Anträge stellte, wie zuvor Calonne. Nur wenige von den Notabeln zeigten sich zu Opfern bereitwillig, und die Versammlung wich einem bestimmten Beschlusse in Betreff des neuen Steuer-Systems aus durch die allgemein gehaltene Erklärung, daß die privilegirten Stände nicht unbedingt an ihren Vorrechten festhalten wollten. Als nun nicht allein die von den Notabeln abgelehnte Grundsteuer, sondern auch eine Stempelsteuer durch königliche Verordnung eingeführt werden sollte, verweigerte das pariser Parlament die Einregistrirung und erklärte sich für nicht befugt zur Bewilligung fortdauernder Steuern, dies käme den Reichsständen zu. Zur Beseitigung der dringendsten Finanz-Verlegenheit erschien der König in dem Parlamente, um in seiner Gegenwart eine neue Anleihe von 420 Millionen einregistriren zu lassen. Als der Siegelbewahrer die Regi-

strirung ohne Zählung der Stimmen verlangte, trat der Herzog von Orleans zuerst als Gegner der Regierung hervor, weniger aus Streben nach Popularität als aus Schadenfreude über die Verlegenheit der Dynastie, die ihn sich entfremdet hatte. Für seinen Protest wurde er aus Paris verwiesen, das neue Anlehen aber war ohne Vertrauen und kam nicht zu Stande. Um den Widerstand des Parlamentes zu beseitigen, wollte Brienne dasselbe auf seinen ursprünglichen Beruf des Richterthums *) zurückführen und ihm die usurpirte Vertretung der Reichsstände nehmen durch Einsetzung einer cour plenière zur Registrirung von königlichen Edicten über Anleihen und neue Auflagen. Da auch diese Maßregel Proteste des Parlamentes hervorrief und schon unruhige Bewegungen ganz Frankreich durchzuckten, so ward im königlichen Rathe zum letzten Mittel in der Noth gegriffen, und es erfolgte am 8. August 1788 ein königliches Edict, daß die Versammlung der Reichsstände am 1. Mai 1789 eröffnet und die Einsetzung der cour plenière zunächst aufgehoben sein solle.

Da Brienne, in Folge des Scheiterns der neuen Anleihe, ankündigte, die Zahlungen aus den königlichen Kassen würden künftig zu $^2/_5$ in Papier erfolgen und manche Zahlungen einstweilen aufgehoben werden, so war der Bankerott so gut wie ausgesprochen. Brienne wurde entlassen, aber zum Cardinal erhoben und Necker bewogen, das Finanz-Ministerium wieder zu übernehmen. Zunächst entstand nun die Frage, ob die Reichsstände, wie vor 1614 (ihrer letzten Versammlung), in drei Kammern, oder ob sie in einer einzigen Versammlung mit doppelter Stimmenzahl des dritten Standes tagen sollten. Necker bewog den König, zu verfügen, daß der dritte Stand noch einmal so viele Deputirten als jeder der beiden andern Stände senden solle; den wichtigen Punkt aber, ob nach Ständen oder nach Köpfen zu stimmen sei, sollten die Reichsstände selbst entscheiden. Die öffentlichen Debatten über diese Frage wurden im ganzen Lande mit großer Heftigkeit geführt, in der Bretagne kam es schon zu offenem Bürgerkriege zwischen dem Adel und dem Bürgerstande, und was für die Regierung das Bedenklichste war, der Zwiespalt theilte sich auch der Armee mit, in welcher nur der Adel Zutritt zu den Officierstellen hatte. Die Kämpfe des Adels gegen das Ministerium, welche die letzten Jahre erfüllten, mußten in den Geist der Armee tief eingreifen, und neben der ständischen Widersetzlichkeit der Officiere durchdrang die liberale Strömung die Gemüther der Soldaten, die, bei einer kümmerlichen Löhnung von 10 Sous und einer brutalen Disciplin, eben so wie ihre Mitbürger, auf die Eröffnung des Reichstages als auf die Befreiung aus einer

*) Die Parlamente (zuerst 9, dann 15), eigentlich Gerichtshöfe der höchsten Instanz, griffen in die Gesetzgebung und in die Staatsverwaltung ein, indem sie den Anspruch geltend machten, daß keine königliche Verordnung gesetzliche Kraft habe, bis sie in die Register des Parlamentes eingetragen sei, und daß diese Eintragung aus Gründen des Rechts und des Gemeinwohls verweigert werden könne.

unerträglichen Sclaverei hinblickten. Die Zahl der Regimenter, auf welche die Regierung noch rechnen konnte, war äußerst gering, die Disciplin hatte sich auf allen Seiten gelockert.

So war der alte Feudalstaat in seiner inneren Zwietracht und Auflösung schon vernichtet, ehe noch ein revolutionäres Wort gesprochen war.

---

91. Die constituirende National-Versammlung, vom 5. Mai 1789 bis 30. Sept. 1791.

(Nach Heinr. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, und Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

a. Die National-Versammlung in Versailles bis 19. October 1789.

Die Versammlung der Reichsstände ward am 5. Mai in Versailles durch den König selbst eröffnet. Dieser erschien, umgeben von seiner Familie und dem Prunke des alten Hofstaates, begrüßt von begeistertem Beifall der (1200) Abgeordneten und der zahlreich von Paris herübergeströmten Zuschauer, doch wurde die Unzufriedenheit des dritten Standes schon dadurch erregt, daß dem Clerus und dem Adel die große Eingangsthüre geöffnet, die Bürgerlichen aber durch eine Hinterthüre eingelassen wurden und daß die Sitze eben so wie 1614 angeordnet waren. Sowohl die königliche Thronrede als die derselben folgende Rede des Großsiegelbewahrers (Barentin) gaben die Rathlosigkeit der Regierung zu erkennen, indem über die nächste entscheidende Frage, über die Befugnisse der Versammlung und das Verhältniß der Stände zu einander, in sehr unbestimmter Weise nur Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen wurden. Necker machte darauf mit einem dreistündigen Vortrage die Sache noch schlimmer, indem er die Versammlung ermüdete, ohne bestimmte Anträge vorzulegen, indem er die öffentliche Meinung irre führte dadurch, daß er das jährliche Deficit auf nur 56 Millionen angab, und indem er endlich aufregend wirkte durch die Unwahrheit, daß der Reichstag nicht nothwendig und dessen Berufung ein freier Act der königlichen Gnade sei.

Alsbald trat die Bedeutung der Finanzfrage zurück vor dem Gewichte der Verfassungsfrage, ob die drei Stände gemeinsam oder gesondert, ob eine einzige National-Vertretung oder drei selbständige Körperschaften neben einander berathen sollten. Die Nothwendigkeit der Entscheidung dieser Frage, welche die Regierung dem Hader der Stände überlassen hatte, drängte sich schon auf bei der Prüfung der Vollmachten. Der dritte Stand betrachtete das System einer einzigen Versammlung

als sich von selbst verstehend, hätte auch ohne dasselbe keine Aussicht auf Reformen gehabt, die gegen das Interesse der beiden andern Stände waren. Nach vergeblichen Versuchen, mit diesen zu verhandeln, wurde der Vorschlag des Abgeordneten von Paris, des Abtes Sieyes, angenommen, die Versammlung zu constituiren, die beiden andern Stände zur Wahlprüfung einzuladen, diese sofort zu beginnen und über die Ausbleibenden hinwegzusehen.

Als die Wahlprüfung in zwei Tagen beendet war, stellte derselbe Sieyes in einer Rede die einfachen Sätze auf: Wir (der dritte Stand) sind Vertreter von sechsundneunzig Procent des Volkes, das Volk ist souverain, folglich haben wir als seine Vertreter zu handeln und uns als National-Vertreter zu constituiren. Dies geschah am 17. Juni, obgleich der Graf Mirabeau, der Vertreter der provenzalischen Stadt Aix, der ein ungestümer Gegner des Feudalstaates, aber ein Mann der Ordnung war, seine Bedenken gegen einen so revolutionären Schritt geäußert hatte, der die Erwählten der Mehrzahl über jedes bestehende Recht hinüber zu den Beherrschern Frankreichs erhob.

Jetzt erst drang Necker, um die königliche Macht zu retten, zugleich aber seine eigene Popularität nicht zu verlieren, auf die Maßregel, die er einige Monate vorher hätte durchsetzen müssen, nämlich daß der König die Vereinigung der Stände anbefehle. Aber er setzte seinen Vorschlag im Ministerrathe nicht durch; der Einfluß der Königin und der Eifer gegen die Revolution brachte den Beschluß zu Stande, bei der Sonderung der Stände zu beharren. Dieser Beschluß sollte in einer königlichen Sitzung den drei Ständen verkündet werden. Als nun der Saal der Versammlung des dritten Standes geschlossen wurde, um die Vorbereitungen zu der königlichen Sitzung zu treffen, brachten die Führer des dritten Standes den größten Theil ihrer Genossen in einem benachbarten Ballspiellocale des Hofes zusammen und ließen sie (20. Juni) den von Sieyes abgefaßten Eid schwören: sich nicht zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Verfassung gegeben hätten. Schon zwei Tage nachher kamen 148 Geistliche, (Bischöfe, Aebte und Pfarrer), es kam der gesammte Adel der Dauphiné, um sich mit den bedrohten Gemeinen zu vereinigen. Am 23. Juni erschien der König vor den versammelten Ständen, er versprach Reformen im Finanz-, Justiz- und Militärwesen unter Mitwirkung der Stände — aber der Stände in gesonderter Berathung. Da unter dieser Bedingung alle jene Verheißungen des Königs sicher nur Verheißungen blieben, so begann der offene Widerstand der Communen. Auf die Aufforderung des Groß-Ceremonienmeisters den Saal zu verlassen, rief Mirabeau: „Wir sind hier durch den Willen des Volkes und werden nur den Bajonetten weichen." Die Versammlung beschloß auf seinen Antrag die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Der König zeigte sich auch hier rathlos, indem er äußerte: „wenn die Herren vom dritten Stande ihren Saal nicht verlassen wollen, so bleibt nichts übrig als — sie darin

zu lassen," und als am 25. Juni ein Volkshaufe in Paris den erzbischöflichen Palast geplündert und die Garden ihr Feuer verweigert hatten, befahl er selbst den privilegirten Ständen, sich mit dem dritten zu vereinigen, was denn auch geschah.

Da indessen die Anarchie in Paris fortdauerte und die Truppen in der Hauptstadt sich immer zuchtloser und unzuverlässiger zeigten, so ließ man immer neue Regimenter dahin kommen, welche Maßregel aber zur Folge hatte, daß die Berührung mit Paris, dem Herde der Revolution, die Auflösung im Heere immer weiter verbreitete. Als die Anhäufung von Truppen auch der National-Versammlung gefährlich schien, entwarf Mirabeau eine Adresse an den König, welche die Entfernung der Truppen und die Einrichtung von Bürgergarden in Paris beantragte. Statt dessen wurde Necker mit drei andern Ministern entlassen. Als diese Nachricht am 12. Juli in Paris eintraf, brach der Tumult im Palais Royal los, wo der Advocat Camille Desmoulins das Volk zum Widerstande aufrief. Ueberall wurden die Waffenläden geplündert, die Zollhäuser an den Barrièren in Brand gesteckt, die Truppen aber weigerten sich einzuschreiten, das ganze Regiment der Garden trat zum Volke über. Gegen die Anarchie wurde nun die Bürgergarde errichtet, die Paris vor der Plünderung durch Banditen und Diebesgesindel rettete. Der König, von der gänzlichen Auflösung der Regimenter unterrichtet, gab den Befehl, sie aus der ansteckenden Nähe von Paris wegzuführen, und die Hauptstadt war nun sich selbst überlassen. Am 14. Juli, nachdem die Masse des entfesselten Volkes im Palaste der Invaliden 20 Kanonen und 28,000 Flinten erbeutet hatte, richtete sich der Sturm gegen die Bastille, welche als Gefängniß für willkürlich Verhaftete verrufen war und wo man ebenfalls große Waffenvorräthe vermuthete. Nach kurzem Kampfe capitulirte die nur aus 138 Mann bestehende Besatzung; einige Führer der Stürmenden hatten sich für freien Abzug verbürgt, dennoch wurde der Commandant Launai und mehrere Officiere ermordet und die Köpfe im Triumphe herumgetragen. Am. 15. Juli erschien der König in der National-Versammlung und verkündete den Rückzug der Truppen so wie die Rückberufung Necker's. Am 16. wurde in Paris durch Zuruf Bailly, der Präsident der Communen beim Zuge nach dem Ballspiellocale, zum Maire der Hauptstadt und Lafayette zum Führer der Nationalgarde proclamirt. Am 17. kam der König nach Paris und zeigte sich auf dem Stadthause der Menge; da er selbst nicht zu reden vermochte, so sprach Bailly für ihn und als Ludwig mit der National-Cocarde am Hute ans Fenster trat, jauchzte ihm die den Greveplatz füllende Menge entgegen.

Das Beispiel von Paris wurde alsbald in den Provinzen nachgeahmt: in den Städten setzte man neue Municipalitäten ein, errichtete Bürgergarden, ausgerüstet mit Waffen, wie man sie eben zur Hand hatte, Flinten, Piken, Dolchen, Säbeln, allenthalben rief das Bedürfniß der privaten Sicherheit permanente Ausschüsse (meist durch Zuruf

oder eigene Machtvollkommenheit erwählt) ins Leben, welche, von den Nationalgarden unterstützt, Todschlag und Plünderung verhüteten. Am schlimmsten war die Anarchie auf dem platten Lande, wo der Druck des Feudalstaates am stärksten gelastet hatte, weniger im Norden des Reiches, wo meist wohlhabende Pächter die Aecker bebauten, (s. S. 577), als in Mittel- und Süd-Frankreich, wo die Erbitterung der Bauern kein Maß noch Ziel kannte. Da gingen die Schlösser in Flammen auf, die Klöster wurden zerstört, die Edelleute auf gräßliche Weise zu Tode gemartert.

So drängte alles hin auf die Aufhebung der Feudalrechte. Die National-Versammlung konnte sich diesem Drange nicht mehr entziehen, und der Adel in seiner liberalen Minderheit ergriff selbst dazu die Initiative. In der Abendsitzung des 4. August bemerkte der Vicomte Noailles, man müsse auf die Ursachen der Gährung zurückgehen, die Gemeinden hätten nicht eine Constitution begehrt, sondern Abschaffung der drückenden Abgaben und gutsherrlichen Rechte, ein Vorschlag folgte dem andern, keine Gegenrede wurde laut, es kam zu keiner Abstimmung, Alles wurde durch Acclamation angenommen; Leibeigenschaft, Herrengerichte, Grundrenten, Zehnten, Jagdrechte, Käuflichkeit der Aemter, Standesvorrechte, Gemeinde- und Provincial-Privilegien, Häufung der Aemter und Pfründen, Alles wurde in unaufhaltsamem Zuge noch in derselben Nacht beseitigt. Mehrere Tage waren erforderlich, um alle die Beschlüsse jener einzigen Nacht zu redigiren. An die Spitze der neuen Verfassung stellte man auf Lafayette's Antrag, nach nordamerikanischem Vorbilde, eine Erklärung der Menschenrechte, die sich in folgende drei Sätze zusammenfassen läßt: 1) alle Menschen sind frei und gleich, nur das Gemeinwohl darf einen Unterschied begründen, 2) alle Menschen haben ein Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung, 3) alle Souverainetät hat ihren Ursprung im Volke.

Seitdem waren in der National-Versammlung drei Gruppen, welche um die Herrschaft rangen und sich auch bald im Sitzungssaale räumlich von einander schieden. Auf der Rechten saßen die meisten Edelleute und Bischöfe, die unbedingten Anhänger des Alten, bereit zu manchen einzelnen Reformen, aber grundsätzlich überzeugt, daß das Volk dem Könige und dieser den alten Ständen unterworfen sein müsse. Im Centrum begegneten sich dann die Gemäßigten von Rechts und Links, die Abgeordneten, welche so schnell wie möglich auf den Sturz des alten Staatswesens die Gründung des neuen folgen zu lassen wünschten. Die Linke vereinigte die Verehrer der Menschenrechte und der reinen Volks-Souverainetät, die unbedingten Gegner der Kirche und der Aristokratie, die Enthusiasten für grenzenlose Bewegung der Volksmassen. Zu ihnen gehörte der Bischof Talleyrand von Autun, der (wegen eines Körpergebrechens) mit der profansten Gesinnung in den geistlichen Stand getreten war, von geschmeidigem Verstande, gutmüthig im Privatverkehr, gewissenlos und eigennützig in den großen Geschäften. An der

Spitze der äußersten Linken, welche für's Erste noch wenig hervortrat, saßen die Advocaten Pétion aus Chartres und Robespierre aus Arras. Der einzige eigentliche Staatsmann in der Versammlung war der Graf Mirabeau (geb. 1749), der sich von der strengen väterlichen Zucht losgerissen und in den Strudel der wildesten Ausschweifungen gestürzt hatte, aber, ohne jemals regelmäßige Studien zu machen, in Rechts- und Verfassungsfragen einen genialen Blick bekundete und in einer Reihe überwältigender Streitschriften das Bild des künftigen Frankreich mit scharfen Zügen gezeichnet hatte. Untersetzt, blatternnarbig und cynischen Wesens, wie er war, bezauberte er bei jedem Gespräche, erschütterte er durch eine Beredsamkeit sonder Gleichen.

Als man an die Berathung der Verfassung selbst ging, wurde zunächst die Permanenz, d. h. die ununterbrochene Aufeinanderfolge der Sitzungen beschlossen, dagegen das Zwei-Kammersystem verworfen und in Betreff des Veto's des Königs, nach Lafayette's Rath, der Mittelweg eines bloß aufschiebenden Veto eingeschlagen, da Necker, um die Popularität des Königs zu retten, erklärt hatte, der König wolle auf sein Veto verzichten, wenn auch die beiden folgenden Legislaturen auf dem Beschlusse beharrten. Zuletzt wurde die Dauer des Veto auf zwei Legislaturen beschlossen (21. Sept.).

Um diese Zeit machte auch schon die sociale Frage den pariser Behörden viele Sorge. Wenn schon früher der Privathandel nicht ausgereicht hatte, um die kolossale Hauptstadt mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, so stockte jetzt in Folge der bürgerlichen Unruhen der Handel vollends; die letzte mißrathene Aernte hatte die Preise hoch gesteigert und jede Provinz suchte ihre Vorräthe zu behalten. Die Stadt mußte daher bedeutende Getreidemassen im Auslande kaufen, um einen mäßigen Brodpreis zu erhalten; dazu reichten aber bald ihre Mittel nicht mehr aus, da ihre beste Einnahmequelle, das Octroi, mit der Zerstörung der Barrièren völlig versiegt war. Um keine neue Revolution hervorzurufen, sah sich der Staat genöthigt, die Stadt Paris zu unterhalten. Unter diesen Umständen hoffte der Herzog von Orleans den König so einzuschüchtern, daß dieser seinen Thron aufgebe, und er selbst ihn einnehmen könne. Am 5. October früh entstand eine Zusammenrottung einiger tausend Weiber, die in das Stadthaus eindrangen und nach Brod schrieen, während sich gleichzeitig Aufläufe in der Antons-Vorstadt und im Palais Royal bildeten, deren Führer im Solde des Herzogs von Orleans standen. Als die Nationalgarde einschreiten wollte, erschienen Officiere von Lafayette's Generalstab, um dies zu hindern, denn während Orleans den König vertreiben wollte, um seine Stelle einzunehmen, wollte Lafayette ihn nach Paris versetzen, um dadurch Einfluß auf die Regierung zu üben *). Als die Weiber nach Versailles abgezogen waren, um den König von den Aristokraten zu befreien und von ihm Brod für das hungernde Volk zu verlangen,

*) So äußert sich Necker (sur la révolution, II, 2).

wurde schon den Ministern in Versailles gemeldet, die pariser Nationalgarde, von Artillerie und einer Menge Volkes begleitet, setze sich gegen Versailles in Bewegung, nicht bloß um Brod zu fordern, sondern — wovon in der Hauptstadt noch Niemand geredet hatte — um den König nach Paris zu holen. Die Weiber langten um 3 Uhr in Versailles an, drangen in den Saal der National-Versammlung, welche ihre Sitzung aufhob, und eine Deputation der Weiber wurde vom Könige gnädig empfangen. Gegen 11 Uhr Abends traf Lafayette mit 20,000 Mann Nationalgarde ein und versprach dem Könige, der inzwischen die verlangte Genehmigung der Menschenrechte schon ertheilt hatte, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Dennoch wurde die Caserne in der Nacht von den Volksmassen erstürmt und geplündert, ja gegen 6 Uhr Morgens ein Einbruch in das Schloß gemacht und das Vorzimmer der Königin mit Mühe vertheidigt, bis diese sich, halb entkleidet, durch eine Hinterthüre zum Könige gerettet hatte. Jetzt erst willigte Ludwig ein, nach Paris zu kommen, und zeigte sich dem Volke auf dem Balkon. Gegen die Königin dauerten Flüche und Verwünschungen fort, bis Lafayette auch sie hinausführte und ihr vor den Augen des Volkes die Hand küßte; da erscholl sogleich der Jubelruf: „Es lebe der General, es lebe die Königin!“ Schwerlich ist Lafayette von dem Verdachte frei zu sprechen, daß er, als der König sich nicht sofort zu dem Zuge nach Paris entschließen wollte, eine kleine Einschüchterung desselben für nöthig erachtete und sich deßhalb ohne Rücksicht auf den in der Nacht beginnenden Tumult zur Ruhe begeben hatte. Sein Zweck, die Unterwerfung des Königs unter die revolutionären Kräfte der Hauptstadt, wurde erreicht, während der Herzog von Orleans sein Geld vergebens gespendet hatte und ins Exil nach London wanderte.

Um ein Uhr Mittags (6. October) brach die königliche Familie von Versailles auf und war bis Paris, da der Zug Schritt vor Schritt ging, sechs Stunden lang unterwegs. Schon früher hatte sich ein Haufen der wildesten Meuterer in Bewegung gesetzt, er trug die Köpfe der ermordeten Leibwächter, als Siegeszeichen, auf Piken voran und zwang einen Perückenmacher in Sevres, sie zu frisiren. Nunmehr folgte die Masse des pariser Heeres. Zunächst dem königlichen Wagen die Fischweiber oder Damen der Halle, trunken vor Freude, aus Leidenschaft oder vom Weine. Sie ritten zum Theil auf Kanonen, zum Theil auf den Pferden der Leibwächter, einige vorn und hinten mit Cuirassen bedeckt, andere mit Flinten und Säbeln bewaffnet, Hüte der Leibwächter tragend, mit Bändern geschmückte Baumzweige schwingend. Wenn der Lärm der Freudenschüsse nicht übertäubte, hörte man wilde, unanständige Spottgesänge. Soldaten, Männer und Weiber trugen Brod und Fleisch auf Piken, und riefen: „Nun wird es in Paris nicht an Brod fehlen, denn wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen.“ Die königliche Familie zog in die wüsten, seit 60 Jahren unbewohnten Tuilerieen ein, wo es selbst an den nöthigen Betten fehlte. Nach langer gewaltiger Fassung machten Thränenströme dem Herzen

der Königin Luft und sie sagte ihrer vertrauten Kammerfrau: „Wir sind verloren! Gefangene Könige sind nahe dem Tode!" Die National-Versammlung verlegte 14 Tage später (19. Oct.) auch ihren Sitz nach Paris, doch schieden damals über 200 Abgeordnete aus, theils aus banger Sorge vor dem Terrorismus der Hauptstadt, theils aus Unwillen über die Insulten, welchen namentlich geistliche Deputirte ausgesetzt waren; die Ausscheidenden gehörten vorzugsweise zu der Partei, welche den Thron nach Beschränkung der Willkür aufrecht zu halten, bemüht war. Versailles verödete nach der Entfernung des Hofes so, daß die Bevölkerung in wenigen Jahren von 80,000 auf 25,000 herabsank.

b. Die National-Versammlung in Paris, vom 19. October 1789 bis 30. September 1791.

Was Necker am 5. Mai nicht ausgesprochen hatte, kam immer deutlicher und dringender zum Vorschein, die Consolidation der ganzen schwebenden Schuld war unmöglich geworden, man mußte also auf Mittel denken, wenigstens einen Theil derselben zu decken. Mirabeau, der einzige unter den damaligen Staatsmännern Frankreichs, der die Lage klar durchschaute, suchte den Weg dazu in der Ausgabe von Cassenscheinen (Assignate), denen die Kirchengüter als Hypothek dienen sollten; er stellte (nach Talleyrand's Anregung) den Antrag, daß die Güter der Kirche als Eigenthum der Nation erklärt würden. Dieser Antrag wurde am 2. November zum Beschlusse erhoben, dagegen mißlang sein Versuch, dem Königthum durch Bildung eines parlamentarischen Ministeriums seinen Einfluß auf dem Gebiete der Verwaltung zu erhalten.

Die nächsten Verhandlungen über die Verfassung betrafen das Wahlrecht und die damit in Verbindung stehende neue Eintheilung Frankreichs. Dieses zerfiel von jetzt an, ohne Rücksicht auf die bisherigen Provinzen, in 83 Departements, diese in je drei Districte, diese wieder in Cantone von verschiedener Zahl; die Abtheilungen waren nicht auf historischer Grundlage, sondern nach natürlichen Merkmalen (Gebirgen, Flüssen) gebildet und dabei so viel als möglich Gleichheit der Größe und der Bevölkerung bezweckt. Um als activer Bürger an der Ausübung der Souverainetät des französischen Volkes Theil zu nehmen, mußte man großjährig, ein Jahr lang im Bezirke ansässig sein und irgend eine Steuer zahlen — ein System, welches die Besitzlosen gegen das Eigenthum aufregte und dennoch die politische Macht zum größten Theile in die Hand der großen Masse legte, denn es gab 4—5 Millionen active Staatsbürger, die zugleich als Nationalgarde bewaffnet wurden und alle Aemter der Gemeinden durch unmittelbare Wahl besetzten. Da solche Gemeindebeamten aber auch die unbedingte Verfügung über die bewaffnete Macht hatten, sowohl über die Nationalgarde, als über die anwesenden Linientruppen, so hat der damals oft gehörte Ausdruck, Frankreich bestehe aus 44,000 kleinen Republiken, seine volle Berechtigung.

Die stärkste Macht im Reiche wurden durch Eifer und Disciplin, Einigkeit und Rührigkeit die politischen Clubs, zunächst der von Duport organisirte bretonische Club, welcher nach der Uebersiedlung von Versailles in dem (aufgehobenen) Jacobinerkloster sein Versammlungslocal wählte und seitdem auch Nichtabgeordnete aufnahm, bald aber durch zahlreiche Clubs in den Provinzen sich über das ganze Reich verbreitete und sich hauptsächlich auf die besitzlose Klasse (die Passivbürger) stützte. So hatte der mächtigste Verein des Reiches, der Jacobinerclub, eine Tendenz gegen die Sicherheit des Eigenthums und gegen die Anerkennung des persönlichen Rechtes.

Während die ganze Nation mit hitzigen Wahlkämpfen zur Bildung der zahlreichen neuen Behörden beschäftigt war, schritten ihre Vertreter in Paris unaufhörlich fort in der Schwächung der Regierung, indem sie den Einfluß derselben in dem Gerichtswesen eben so gründlich vernichteten wie in der Verwaltung. Die neuen gerichtlichen Reformen waren an sich zweckmäßig: Criminalgerichte mit Geschworenen, Friedensgerichte, Handelsgerichte, Familiengerichte, dazu die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Vertheidiger, die Abschaffung der Tortur und der so vielfach mißbrauchten Verhaftsbriefe; aber die Scheu, der Regierung irgend einen Einfluß in die Hände zu geben, führte zu der Einrichtung, daß die Richter aus den gebildeten Juristen vom Volke auf sechs Jahre gewählt werden sollten. Diese Abhängigkeit der Richter von der herrschenden Partei stellte den ganzen Fortschritt der im Uebrigen wohlthätigen Justizreform in Frage.

Die fortdauernde Finanznoth mahnte an den Verkauf der geistlichen Güter. Am 19. Dec. wurde ein solcher bis zum Betrage von 400 Millionen decretirt und der Anfang sollte mit den Klostergütern gemacht werden, weil die Aufhebung der Klöster nicht allein den Ansichten der Zeit am meisten entsprach, sondern auch nicht nöthigte, die Kosten des Gottesdienstes aus Staatsmitteln zu bestreiten, wie dies der Fall war, wenn man die andern geistlichen Güter antastete. Damit wurde die sofortige Ausgabe von Papiergeld in gleichem Betrage in Verbindung gesetzt; diese Assignate sollten bei dem Einzelverkauf der Kirchengüter als Kaufgelder angenommen werden, bis dahin aber Münzcours haben. Der Verkauf der geistlichen Güter erzeugte Unruhen in den Provinzen, namentlich den südlichen, theils weil hier die Bevölkerung noch an der Kirche ihrer Väter festhielt, theils weil die Pächter fürchteten, von den neuen Eigenthümern ausgewiesen oder nach Speculanten Weise gedrückt zu werden. Die National-Versammlung aber glaubte durch Vollendung der kirchlichen Reform den Anhängern der alten Zustände jede Hoffnung abschneiden zu müssen und decretirte die Civil-Verfassung des Clerus. Die Souverainetät der Activbürger wurde auf dem kirchlichen Gebiet, wie in Gericht und Verwaltung anerkannt; die Wähler jedes Districtes ernennen sich den Pfarrer, die Wähler des Departements den Bischof, jeder Erwählte schwört der Nation, dem Könige und der Verfassung den Eid der Treue; der Papst verliert die Rechte

der Dispensationen und der canonischen Einsetzung. Auch beschloß man, die ganze übrige Masse der Kirchengüter zum Verkauf zu bringen, wogegen der Staat die Besoldung der Priester und die Kosten des Gottesdienstes übernahm.

Wie man hier die alte Kirche vernichtete, nachdem man ihr vorher (4. August s. S. 587) ihre Vorrechte genommen, so schien es nicht mehr als folgerichtig, auch den andern, ehemals privilegirten Stand ganz zu beseitigen und trotz des tumultuarischen Widerstandes der Rechten wurde unter dem Tosen der Galerieen der Beschluß durchgesetzt, den Adel abzuschaffen (mit seinen Titeln, Wappen, Livréen u. s. w.), ein Beschluß, der, wie jener über die Civil-Verfassung des Clerus, keine anderen Folgen hatte, als diejenigen, welche schon ihre Vorrechte der Revolution geopfert hatten, vollends ins Lager der Feinde der Revolution zu drängen, worüber sich nur einerseits die Emigranten, andererseits die Jacobiner, als Feinde aller Ordnung, freuen konnten.

Der Tag der Erstürmung der Bastille (14. Juli) galt für den Geburtstag der neuen Freiheit und sollte bei seiner ersten Wiederkehr durch ein großes Bundesfest des gesammten französischen Volkes gefeiert werden. Einladungen ergingen in alle Theile Frankreichs, Abgeordnete zur Ablegung des Bürgereides nach Paris zu senden. Es erschienen von jedem Regimente ein Officier und vier Soldaten, von 200 Nationalgarden einer, für jeden Canton sechs Bevollmächtigte. Auf dem Marsfelde arbeiteten zur Anlegung von Erhöhungen, Terrassen, Sitzen u. s. w. Personen jedes Alters und aus allen Ständen, Priester und Mönche (die vielleicht das öffentliche Urtheil scheuten), Männer, Weiber und Kinder, Reichstags-Abgeordnete, Soldaten und Handwerker, in buntester Mischung, singend, lachend, scherzend, das heiterste Bild einer für den Augenblick vollkommenen demokratischen Gleichheit. Ungestört durch den Regen, bewegten sich am 14. Juli die Abgeordneten auf blumenbestreutem Wege und unter dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung nach dem Marsfelde. Kleidung, Inschriften, Abzeichen unterschieden die einzelnen Abtheilungen. Eine Schar Kinder und eine Schar Greise (Vergangenheit und Zukunft mit der glücklichen Gegenwart verbindend) gingen unmittelbar vor den Reichstags-Abgeordneten; 200 weißgekleidete Priester mit dreifarbigen Leibbinden umringten den Altar des Vaterlandes und Talleyrand las die feierliche Messe. Der König saß, Allen sichtbar, auf einer eigens dazu erbauten Tribune, zu seiner Rechten der Präsident der National-Versammlung, auf andern Tribunen die Königin, Damen und Hofleute. Der König schwur, die Verfassung und die Gesetze aufrecht zu halten; die Reichstags-Abgeordneten schwuren Treue dem Volke, der Verfassung, den Gesetzen, dem Könige. Lafayette schwur, Namens aller Berufenen und Gegenwärtigen: wir werden immerdar treu sein dem Volke, dem Gesetze und dem Könige, die entworfene und vom Könige angenommene Verfassung aufrecht erhalten, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nach den Gesetzen schützen. Wir werden mit allen Franzosen durch unlösbare Bande der Brüder-

schaft vereinigt bleiben! Eine Dankmusik beschloß das große Fest und unter 25 Millionen Franzosen, ja in einem Theile Europa's verbreitete sich grenzenlose Begeisterung, glänzende Hoffnungen, ungetrübte Zufriedenheit. Alle Leiden der Vergangenheit waren vergessen, alle Furcht vor der Zukunst verschwunden und mit heiterem Edelmuthe sprachen Viele: „wir leiden zwar Manches und kämpfen mit großem Ungemach; selbst unser Vermögen wird eine bedeutende Verminderung erleiden; aber wir wissen, unsere Kinder und die Nachwelt wird es uns danken, denn ihnen kommt es zu Gute."

Das erste Jahr der Revolution schloß mit einem Rückstande in der Einnahme von 177 Millionen; die im April geschaffenen Assignate waren schon gegen Ende August verbraucht. Daher schuf man, nachdem Necker ohne Bedauern von irgend einer Seite aus dem Ministerium geschieden war (10. Sept.) und trotz seiner nachdrücklichen Warnung, auf Mirabeau's Rath neue 800 Millionen Assignate, so daß deren jetzt im Ganzen für 1200 Millionen in Umlauf kamen. Anstatt diese aber zur Tilgung der Nationalschuld, so wie zur Erstattung des Kaufpreises der abgeschafften Aemter (den man allein auf 1430 Millionen berechnet hat!) zu verwenden, sah man bei der Fortdauer der Anarchie sich genöthigt, mit dem Papiergeld theilweise die täglichen Ausgaben zu bestreiten; im Juni 1791 waren die 1200 Millionen erschöpft und mehr als die Hälfte derselben (676 Millionen) auf den laufenden Haushalt verwandt. Der massenhafte Verkauf der geistlichen Güter drückte deren Preis und da man auf die Zahlungsfähigkeit der Käufer wenig Rücksicht nahm und diese ein Interesse hatten, den Cours der Assignate zu drücken, um sich so für wenig baares Geld ihre Zahlungsmittel zu verschaffen, so verschlang das (im Frühling 1791 beginnende) Sinken der Assignate einen großen Theil des aus den Güterverkäufen gehofften Vortheiles.

Des Königs Stellung zur Revolution wurde gänzlich verändert durch die kirchlichen Verhältnisse. Er hatte in der Hoffnung, daß der Widerspruch des Papstes das neue Kirchenthum doch nicht aufkommen lassen werde, seine Zustimmung zur Civilverfassung des Clerus gegeben. Als man die Ausführung derselben im ganzen Reiche begann, weigerten vielleicht zwei Drittel der Geistlichen in allen Provinzen den Gehorsam. Daher beschloß die National-Versammlung, nach einer wüthenden Rede Mirabeau's über die Gebrechen der Kirche, daß jeder Geistliche, der binnen 8 Tagen nicht den Eid auf die Civilverfassung leiste, für abgesetzt und wenn er mit den kirchlichen Functionen fortfahre, als Ruhestörer verfolgt werden sollte (27. Nov.). Dieser Schritt der National-Versammlung hat, wie die Vendée in den Bürgerkrieg, so Ludwig XVI. in das Bündniß mit dem Auslande getrieben. Sein einziger Gedanke war nur noch Befreiung aus den Fesseln des pariser Aufenthaltes, wo die Zügellosigkeit des Pöbels und der demokratischen Presse sich täglich steigerte, die Clubs sich vervielfältigten und ihre Forderungen überstürzten, so daß selbst Mirabeau dem verheerenden Strome Einhalt

that, indem er mehrere von den Jacobinern beantragte Decrete verhinderte und auf eine Reaction hinarbeitete. Aber aufgerieben durch alles, was menschliche Kräfte erschöpfen kann, Anstrengung, Aufregung, Genuß, starb er nach kurzer Krankheit am 4. April 1791. Die letzte Möglichkeit, auf dem Boden des 4. August eine feste Regierung und gesetzliche Ordnung zu errichten, war mit seinem Hinscheiden vorüber, der erste Abschnitt der Revolution geschlossen.

Der König, welcher von dem Wunsche nach Krieg weit entfernt war, hoffte durch bloße Einschüchterung seiner Gegner, wenn von allen Seiten her fremde Truppen an die Grenzen vorrückten und dann alle Parteien ihn um Vermittlung angehen würden, seine Stellung wesentlich zu verbessern. Er trat, gleich nach Mirabeau's Tode, in Verbindung mit seinem Schwager, Kaiser Leopold II., der an der belgischen Grenze 10,000 Mann zu Ludwig's XVI. Schutze bereit zu halten versprach, so sehr er auch die möglichen Folgen des Mißlingens einer Flucht befürchtete. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni entfloh die königliche Familie aus Paris und kam bis St. Menehould, hier aber wurde der König von dem Postmeister Drouet erkannt, welcher nach Varennes vorauseilte und seine Entdeckung mittheilte. Der königliche Reisewagen wurde angehalten und unter der Aufsicht ihm entgegengesandter Abgeordneter nach Paris zurückgeführt. Die Flucht des Königs galt Vielen als Abdankung, der Club der Cordelier's, in welchem Danton herrschte, drang schon jetzt auf Abschaffung des Königthums und Erklärung der Republik. Allein die Mehrheit der National-Versammlung schlug einen mittlern Weg ein, indem sie den Antrag, Ludwig sollte einstweilen suspendirt bleiben, bis er die Verfassung angenommen habe, genehmigte (15. Juni). Diese sollte einer Revision unterworfen werden, doch erlitt sie keine wesentliche Aenderung, am wenigsten zu Gunsten des Thrones, denn Robespierre setzte noch die Abschaffung des Census (von 55 Francs Steuern) für die Abgeordneten durch. Die neue Verfassung wurde (14. Sept.) dem Könige vorgelegt, mit der Erklärung, daß er mit der Annahme wieder in die verfassungsmäßigen Regierungsrechte eintreten, in der Ablehnung aber zugleich seine Thronentsagung liegen sollte. Auf den Rath der Königin, die ihres Bruders Abneigung gegen fremde Einmischung und seine Sorge vor einer neuen Katastrophe in Frankreich selbst theilte, nahm Ludwig die Verfassung an (16. September), indem er hoffte, die innere Unhaltbarkeit derselben würde durch den Versuch, mit derselben zu regieren, der öffentlichen Meinung einleuchtend werden. Andererseits hofften die Jacobiner, die fortwährenden Gährungsstoffe im Innern zum Sturze des Thrones zu benutzen.

---

92. Die gesetzgebende Versammlung vom 1. Oct. 1791 bis 21. Sept. 1792.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Während die constituirende Versammlung ihr Werk nachbesserte, wurden die Mitglieder der folgenden Legislatur gewählt und nach Paris beschieden, damit die höchste Gewalt auch keinen Tag in ihrer Thätigkeit feiere. In die alten Räume der Reitbahn ziehen fremde Gesichter ein, an welchen dem Pariser zuerst ihre Jugend auffällt, es sind mehrentheils Männer unter 30 Jahren. Die Zahl sämmtlicher Abgeordneten ist laut der Verfassungs-Urkunde neunmal so groß als die Zahl sämmtlicher Departements im Königreiche. Das nun würde 747 Abgeordnete ergeben, wenn nicht eine Ausnahme dazwischen träte. Das Departement von Paris machte eine Ausnahme, indem es wegen seiner Kleinheit nur einen einzigen Vertreter wählte, daher der Ausfall von zwei Deputirten und die Gesammtsumme von nur 745 Abgeordneten. Die Zahl der gewählten Advocaten war noch größer als in der ersten Versammlung; man sprach von Dreihunderten.

In der neuen Versammlung bildete sich sofort die frühere Scheidung wieder, indem die Gleichgesinnten sich rechtshin oder linkshin zusammensetzten, mit der alten Bedeutung beider Seiten. Weiterhin trat auf der linken Seite eine noch nicht vorgekommene Trennung ein, als eine Gruppe („die Ebene") dort sich auf den untern Bankreihen zusammenhielt, die andere („der Berg") die höhern Sitze suchte. Die Mehrzahl von jenen kam aus dem gewerbreichen Bordeaux im Departement der Gironde und es fanden sich unter diesen Girondisten Männer von ausgezeichneten Gaben, vor allen Vergniaud, und Männer von Bildung, wie Condorcet und Brissot, schlossen sich ihnen an. Sie alle waren keine Freunde der Monarchie, die sie für eine veraltete Regierungsform hielten, allein sie erkannten ihre Verpflichtung, der Constitution zu gehorchen, bis zu einem gewissen Grade an.

Ganz anders aber dachte der Berg hinter und über ihnen; denn er steuerte mit vollen Segeln auf die Republik und die Herrschaft der Massen zu. Ihre natürliche Wurzel sah die Bergpartei im Jacobinerclub, hier fand sie ihren Robespierre, hier Danton, Camille Desmoulins, Marat, hier die neuen Größen, den gewesenen Schauspieler Collot d'Herbois, den Fleischer Legendre, den Journalisten Tallien, Alles Nicht-Deputirte, aber Männer von entschiedenem Einflusse in den Volkskreisen der Hauptstadt. Auf der rechten Seite der National-Versammlung saßen die Deputirten, welche es mit dem Eide auf die neue Verfassung ernstlich meinten; man darf keine Eiferer für die alte Ordnung der unumschränkten Monarchie unter ihnen suchen, aber sie hätten der Krone gern alle noch mögliche Macht gesichert. Ihre Hoffnung war,

diejenigen Collegen, welche noch eine Meinung zu suchen schienen, und es mochten derer ein paar Hundert sein, für sich und ihren Club, den der Feuillants, zu gewinnen. Auch gelang es ihnen zunächst damit, ihren Clubsaal belebten in den nächsten Monaten wohl drittehalb Hundert Deputirte. Hier ward es aufrichtig beklagt, als der verdienstvolle, durch Erfahrung gemäßigte Bailly von der Mairie der Hauptstadt jetzt zurücktrat und der unzuverlässige Pétion an dessen Stelle gewählt ward, welcher einen der heftigsten Jacobiner, den Manuel, zum Procureur-Syndic erhielt, dessen Substitut dann Danton ward. Wie gern wäre Lafayette Maire geworden, da er laut der neuen Ordnung den Oberbefehl der Nationalgarde niederlegen mußte, welcher jetzt unter den Chefs ihrer sechs Legionen von Monat zu Monat wechselte. Aber Lafayette's Bewerbung scheiterte an der momentanen Eintracht derjenigen, welchen er zu wenig königlich, und derer, welchen er es viel zu viel war.

Der erste Beschluß der gesetzgebenden Versammlung betraf die Einverleibung der beiden provenzalischen Gebiete von Avignon und Venaissin, von denen jenes 1274 durch königliche Schenkung, dieses 1348 durch Verkauf Seitens der letzten Besitzerin an den päpstlichen Stuhl gekommen war. Die constituirende Versammlung hatte schon vor dem Schlusse ihrer Sitzungen die Vereinigung beider Gebiete mit Frankreich, als durch die Stimme der Bevölkerung gefordert, entschieden. Die gesetzgebende Versammlung bildete nun daraus ein 84. Departement, das von Vaucluse.

Die Auswanderung war seit der Eroberung der Bastille in verschiedenen großen Stößen erfolgt, vorzüglich nach Deutschland und in das Erzbisthum Trier; in Coblenz war der Hofhalt der ausgewanderten Königsbrüder. Aus den Werbeplätzen des Prinzen von Condé zu Worms, des Cardinals Rohan und des Vicomte de Mirabeau zu Ettenheim im Breisgau, und vornehmlich des Grafen von Artois zu Coblenz, im Gebiete seines gastfreien Mutterbruders Clemens Wenzel von Kursachsen, des trier'schen Erzbischofs, stellte sich eine Emigrantenmacht von über 20,000 Mann zusammen, ein Heerd, wie Brissot sprach, der Gegenrevolution. So kam es zum Decret des 9. November: „Die jenseit der Grenze des Königreiches versammelten Franzosen sind der Verschwörung gegen ihr Vaterland verdächtig, und wenn sie am 1. Januar 1792 noch versammelt sind, dieser Verschwörung schuldig, mithin der Todesstrafe verfallen." Der König schrieb sogleich seinen Brüdern, mahnte sie an die Rückkehr, versagte aber dem Decret seine Zustimmung, unter Bezeugung aller Bereitwilligkeit, einige Artikel desselben zu genehmigen, falls eine Trennung der Artikel zugelassen werde.

Da die Rüstungen der Ausgewanderten am Rheine fortdauerten, so trat in der National-Versammlung Brissot als Kriegsredner auf und hielt drei Reden über die Nothwendigkeit der Kriegserklärung. Der König ward immer heftiger gedrängt; er sollte den deutschen Mächten eine Frist setzen, bis zu welcher ihre Verbindung für aufgelöst erklärt

und das Emigrantenheer entlassen sein müsse; man besteht auf dem 1. März. An eben diesem Tage stirbt der Kaiser Leopold II., sein ältester Sohn, Franz II., folgt, und am 16. März geht mit der Todeswunde Gustav's III. von Schweden der romantische Entwurf unter, an der Spitze von Russen und Schweden durch eine Landung an der Nordküste von Frankreich und einen raschen Marsch auf Paris die Revolution zu schließen (s. S. 562 flg.). Fürst Kaunitz aber, „der alte Kutscher von Europa," hielt seinen Ingrimm gegen die Neuerung jetzt weniger im Zaume, es ward erklärt, man könne wegen der Jacobiner nicht nachin, eine Macht in Belgien zusammenzuziehen. Wirklich ließ sich Ludwig die Entlassung seiner Minister, die, weil sie den Frieden wollten, mit Anklagen bedroht wurden, abnöthigen und nahm ein Ministerium von Jacobinern nach Brissot's Rathe an. Der General-Lieutenant Dumouriez ward Minister des Auswärtigen, dem Innern ward Roland vorgesetzt, der einzige Biedermann im Ministerium, allein darum nicht minder Schwärmer für unbegrenzte Freiheit, als Jemand sonst im Jacobinerclub. Mit ihm schwelgte in dem Gefühle der hohen Bestimmung Frankreichs, der ganzen Welt Ehre und Freiheit zu bringen, seine hochherzige Frau, die, bei hohem Gemüth und kräftigem Verstande, doch Worte für Thaten nahm und den flachen Brissot für einen Charakter hielt. Bei den Jacobinern sprach Robespierre gegen den Krieg, theils aus Mißgunst gegen den Einfluß Brissot's und der Gironde, theils weil er, wie so viele Jacobiner, die Constitution haßte, in so fern sie einen König enthielt, welcher leicht durch den Krieg, wie dieser auch gehen mochte, an Macht gewinnen konnte. Niemand aber ging mit beklommenerem Herzen in den Krieg als Ludwig. Man sah Thränen in seinen Augen, als er am 20. April in der National-Versammlung dem Gutachten seines Conseils, von Dumouriez verlesen, seine Beistimmung ertheilte und den Antrag machte, „dem König von Ungarn und Böhmen" den Krieg zu erklären. Der Beschluß ward in derselben Sitzung gefaßt. Der Widerstand der Feuillants, so nannte man damals die Freunde der constitutionellen Monarchie, blieb wirkungslos.

Am 28. April begannen die Feindseligkeiten, nach Dumouriez's Plane. Man wollte durch einen raschen Einfall in Belgien die neuerdings erst beruhigten Unzufriedenen hier ermuthigen (s. S. 557). Nur 30,000 Oesterreicher standen im Lande. Allein so fein Dumouriez auch rechnete, sein Anschlag erfuhr ein schmähliches Mißlingen. Gleich beim ersten Einrücken kehrten Tausende von Angreifern vor wenig Hunderten Oesterreichern um und wandten, Verrath rufend, ihre Waffen gegen die eigenen adeligen Officiere. Die Feindseligkeiten endigten so schnell, als sie begonnen hatten.

Inzwischen sprach man in der Hauptstadt vornehmlich von der Nothwendigkeit, sich vor den innern Feinden sicher zu stellen. Unter diesen verstand das Volk die Hofpartei (auch Königin oder österreichisches Comite genannt) und die eidweigernden Priester. Gegen letztere schleuderte die National-Versammlung am 25. Mai ein Decret, welches

jeden von ihnen zur Deportation verurtheilte, sobald 20 Einwohner seines Aufenthaltsortes darauf antragen würden. Aber der Haß, ja die Wuth des gemeinen Mannes gegen die Königin steigerte sich mit jedem Tage und hatte in so fern Grund, als sie in den Heeren des Auslandes ihre Befreier erblickte und mit dem Wiener Hofe beständigen geheimen Verkehr unterhielt. Allein es ward auch für eine Gegenmine gesorgt: unter dem Vorwande der Wiederbegehung des Bastillefestes wollte man 20,000 auserlesene Nationalgarden aus den Departements nach Paris bringen und hierauf in einem Lager bei Soissons festhalten, mit der Bestimmung, nöthigenfalls zum Schutze der Hauptstadt verwandt zu werden. Dieser Entwurf ging sogar von einem der königlichen Minister aus, dem Kriegsminister Servan, der, im Einverständniß mit Roland und Clavière, ohne dem Könige und den übrigen Ministern etwas darüber mitzutheilen, ihn als Antrag an die National-Versammlung brachte, welche denselben schleunig zum Decret erhob.

Am 19. Juni sprach der König nach langer Zögerung sein Veto gegen beide Decrete (die Bildung eines Lagers bei Paris, und die Verfolgung der eidweigernden Priester) aus, und gleich den Tag darauf, am dritten Jahrestage des Ballhausschwures, setzten sich die Pikenmänner *) mit Piken, Spießen, Aexten in Bewegung. Der Anführung unterzieht sich der Brauer Santerre, Befehlshaber eines Bataillons Nationalgarden aus St. Antoine. Die National-Versammlung war gewarnt, sie berathschlagte noch über die Mittel, die Tuilerieen zu schützen, als Santerre für sich und seine Mitdeputirten, die Vertreter von 8000 Bittstellern, Gehör erbat. Vergniaud's beredte Stimme unterstützte den Antrag, und die Versammlung willfahrte dem Eintritte bewaffneter Männer. Ihre Reden enthielten Klagen über die Unthätigkeit der Heere nach angefangenem Kriege; sie schilderten den König, der seine patriotischen Minister (Dumouriez u. s. w.) fortgeschickt hat, als Verräther an der Volkssache. Die ganze Masse drang in den Sitzungssaal ein und durchzog denselben unter kriegerischer Musik. Dieser schimpfliche Auftritt dauerte viele Stunden lang, und noch wälzte sich das Gewühl hier fort, als der Vortrab dieser Horden bereits in den Tuilerieen schaltete. Als man an die Thüre des königlichen Gemaches schlug, ließ der König aufschließen, und bald erblickte man den Monarchen mitten unter dem wüsten Haufen, mit der rothen Mütze bekleidet und auf das Wohl der Nation trinkend, aber auf den Zuruf der Menge: Bestätigung der Decrete! Nieder mit den Priestern! erwiederte er mit Ruhe, dies sei nicht der Augenblick zur Entscheidung. Erst als ganz verspätet Pétion im Schlosse erschien und, auf einem Stuhle stehend, die Menge wegschmeichelte, leerten sich allmählich die Gemächer.

---

*) Man hatte (im December 1791) den nichtactiven Bürgern, welche keinen Zutritt zur Nationalgarde hatten, erlaubt, eine andere städtische Bewaffnung neben der Nationalgarde zu bilden und Piken zu tragen, nur mußte jeder Pikenmann sich förmlich einzeichnen lassen, und die Pikenmannschaft stand unter dem Befehlshaber der Nationalgarde.

Niemanden verwundete die Kunde von dieser beginnenden Tyrannei schmerzlicher als Lafayette. Schon einmal hatte er aus dem Lager ein Schreiben an die National-Versammlung gerichtet, die Versammlung ermahnend, an die Stelle der Herrschaft der Clubs die Herrschaft des Gesetzes zu setzen; jetzt aber erschien er selbst in der Versammlung, sprach seine und seines Heeres Entrüstung aus, verlangte die strengste Untersuchung; allein er ward mit Unwillen gehört, kaum mit der Anklage verschont und schied mit dem bittern Gefühle seiner völligen Machtlosigkeit. Nun bildete er einen Plan aus, den König nach Compiegne zu bringen. Allein der König war zu tief gebeugt, um noch etwas zu wagen, und die Königin betheuerte, lieber umkommen zu wollen, als diesem Manne ihr Leben zu verdanken. Sie zählte recht eigentlich die Tage bis zur Ankunft ihrer Befreier.

Es rückten 45,000 Preußen, 6000 Hessen und 20,000 Oesterreicher heran, um den Marsch auf Paris vereinigt anzutreten. Den Oberbefehl über die gesammte Macht erhielt der regierende Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig, aus der Kriegsschule Friedrich's II., seines Oheims. Gewiß keine leichte Aufgabe, ein so gemischtes Heer zu befehligen, und der Herzog bewies der Welt seine Unfähigkeit, sie selbständig zu lösen, noch vor dem Aufbruche, indem er sich ein Kriegs-Manifest, dessen Inhalt seinen Ansichten widerstritt, durch Emigranten-Einfluß aufdringen ließ. Denn in dieser Arbeit entsprach dem richtigen Ziele nichts als die Versicherung beider Mächte, keine Vergrößerungen zu beabsichtigen und sich in die innere Regierung von Frankreich nicht mischen zu wollen. Was weiter folgt, sind Drohbefehle, wie sie selbst nach einer gewonnenen Feldschlacht nicht an der Stelle gewesen sein würden. Den französischen Nationalgarden wird aufgegeben, provisorisch die Ordnung aufrecht zu erhalten bis zur Ankunft der kaiserlichen und königlichen Truppen, dafern sie aber Widerstand zu leisten wagten, sollen sie als Rebellen bestraft werden. Ferner werden alle Mitglieder der National-Versammlung, der Municipalität, der Nationalgarde wegen jedes Vergehens gegen den König und seine Familie verantwortlich gemacht, „und außerdem erklären Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten, daß, wenn dem Könige, der Königin und der königlichen Familie die geringste Gewaltthätigkeit zugefügt wird, sie eine exemplarische und für immer denkwürdige Rache nehmen werden, indem sie die Stadt Paris einer gänzlichen Zerstörung überliefern, die schuldigen Anführer aber dem verdienten Strafgericht".

Wer da behaupten wollte, der französische Königsthron sei durch dieses coblenzer Manifest umgestürzt, sagte ganz gewiß zu viel *). Allein ein zweckmäßigeres Mittel, den König zum Volksfeind zu stempeln und alle politischen Parteien in Frankreich zum einträchtigen Widerstande zu entflammen, konnte nicht erdacht werden. Pétion verlangte im Namen der Hauptstadt Entsetzung des Königs und Ernennung der Minister

*) Vgl. L. Häusser, deutsche Geschichte, I. S. 429 flg.

durch die National-Versammlung, jedoch mit Ausschließung ihrer Mitglieder, und die National-Versammlung beschloß, den Antrag am 9. August in Erwägung zu ziehen. Als sie aber an diesem Tage die Verwirkungsfrage bis auf einen andern Tag aussetzte, gab eine Section der Vorstadt St. Antoine die Erklärung ab, daß, wenn nicht die Entsetzung noch denselben Tag ausgesprochen werde, man um Mitternacht die Sturmglocke läuten, Generalmarsch schlagen und die Tuilerieen angreifen werde. Da lud die National-Versammlung Röderern, der kürzlich an die Spitze der Departements-Verwaltung gelangt war, und den Maire Pétion vor ihre Schranken, befragte Beide, ob sie hinlängliche Sicherheits-Maßregeln getroffen, und beruhigte sich bei ihren allgemeinen Zusagen.

Mit dem Schlage 12 läuteten die Sturmglocken, der Generalmarsch setzte die Vorstädter von St. Marceau und die von St. Antoine in Bewegung. Der erste Streich wird auf das Stadthaus geführt. Man dringt ein, setzt die versammelte alte Municipalität ab, bildet eine neue, in welche ein Theil der bisherigen Mitglieder übergeht, als da sind, außer dem abwesenden Maire Pétion, Manuel und Danton, aber auch der in späteren Tagen ehrenwerthe Name Royer Collard's taucht hier zum ersten Male in solcher Genossenschaft auf. Unter den neuen Mitgliedern befinden sich Namen von einer bald furchtbaren Berühmtheit, als Fabre d'Eglantine, Chaumette, Hebert, Billaud-Varennes; der thatscheue Robespierre trat erst den folgenden Tag nach erfochtenem Siege ein. Es war acht Uhr Morgens, da erschienen Mitglieder des neuen Gemeinderathes in den Tuilerieen und meldeten, das Volk verlange die Entsetzung des Königs. Hierauf gab Röderer den Rath, der König möge, da Widerstand unmöglich, sich in den Schooß der National-Versammlung begeben, dort seine Sicherheit suchen. Unter Bedeckung von 200 Schweizern und einer Abtheilung Nationalgarde brach Ludwig auf, begleitet von seiner Gemahlin und Schwester und den königlichen Kindern. Als er in die Versammlung trat, sprach er: „Ich bin gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgend sicherer sein kann als in Ihrer Mitte“, nahm dann Platz an der Seite des Präsidenten Vergniaud. Allein auf die Bemerkung, daß der gesetzgebende Körper nicht in Gegenwart der vollziehenden Gewalt berathen dürfe, mußte der Monarch seinen Ehrenplatz verlassen und mit seiner Familie in die enge Loge eines Schnellschreibers für die Tagespresse treten. Hier sah man ihn den langen Tag hindurch bis nach Mitternacht unbeweglich sitzen; die Krone von Frankreich ward vor seinen Augen zerbrochen.

Zuerst fielen die Tuilerieen in die Hände ihrer Bestürmer, unvertheidigt. Denn kaum hatte der König das Schloß verlassen, als die Nationalgarde abzog; sie betrachtete ihre Aufgabe als beendigt. Sollte sie leere Wände vertheidigen? Wie gern hätte der König nur seine Schweizer gerettet, ein neu angekommenes Regiment, welches sicher nicht, das wußte er, ohne seinen Befehl vom Platze wich; aber ehe noch die

Deputirten der National-Versammlung zur Stelle kamen und dazwischen treten konnten, hörten sie schon den Donner der Kanonen. Man sprach von 700 gemordeten Schweizern, aber auch von den friedlichen Schloßeinwohnern wurde, was vorkam, geschlachtet; ein Theil des Schlosses stand in Flammen, Es war 10 Uhr Morgens; da erschien eine Deputation des Gemeinderathes vor der National-Versammlung, erklärte, man werde keine Hand rühren, um den Brand zu löschen, es sei denn, daß die Entsetzung des Königs ausgesprochen werde. Hierauf beantragte Vergniaud die Suspension der königlichen Gewalt, und daß der König mit seiner Familie unter Aufsicht gestellt werde, die Bestellung eines Erziehers für den königlichen Prinzen, ingleichen die Berufung eines National-Convents, welcher über die künftige Verfassung Frankreichs die Entscheidung treffen wird. Während der Debatte und Abstimmung sah man den König ruhig dasitzen, auf das Gesimse seiner Loge gestützt, unveränderten Angesichtes. Der Dauphin schlief auf dem Schooße der Königin. Für den Rest der Nacht wurde die königliche Familie im Sitzungsgebäude nothdürftig untergebracht; sie sollte demnächst im Schlosse Luxembourg wohnen. Allein hiergegen sprach der Gemeinderath ein, verlangte einen besser zu bewachenden Aufenthalt und entschied für den Tempelthurm, die alte Residenz der Tempelherren. Hier standen Pétion und Santerre, Mandat's Nachfolger, für die Staatsgefangenen ein.

Unvermeidlich erschien jetzt Lafayette's Sturz, der seine Entrüstung laut kundgab, nicht bloß gegen diesen die höchste Staatsgewalt frech usurpirenden Gemeinderath, sondern eben so stark gegen diese National-Versammlung, die so feige, als gleißnerisch den Thaten der Gewalt eine gesetzliche Form gebe. Die National-Versammlung schickte drei Commissare ab, um die neuen Beschlüsse zu verbreiten und neue Eide den Heeren abzunehmen. Diese ließ Lafayette zu Sedan durch die Obrigkeit verhaften, als gesendet von einer Versammlung, welche bei Fassung jener Beschlüsse sich im unfreien Zustande befunden habe. Das hieß ein großes Werk beginnen, dessen Durchführung geradezu unmöglich war. Die Vorgesetzten der andern Heere und Heeres-Abtheilungen unterwarfen sich diesen Befehlen, wenn auch zum Theil zaudernd, und Dumouriez, welcher unter Luckner ein Corps commandirte, ging Allen in Bereitwilligkeit voran, denn er schätzte richtig die nächste Zukunft. Da stand Lafayette plötzlich allein, und als am 19. August die National-Versammlung ihn für einen Verräther erklärte, blieb ihm von all seiner Macht und seiner Liebe beim Heere nichts weiter, als daß er den Tag darauf ungestört sein Lager verlassen und die belgische Grenze suchen konnte. Seine Absicht war, über Holland nach Nordamerika zu gehen. Aber unedel hielt man ihn als Kriegsgefangenen fest und schleppte Jahre lang von einer Festung zur andern den Mann, der bei aller Unreife seiner politischen Schöpfungen dennoch dem Verständnisse der Zeit näher stand als seine Kerkermeister. So saß nun der König gefangen, und der Feldherr, welcher gerne sein Leben ge-

opfert hätte, um ihn zu befreien, ebenfalls. Nicht an die National-Versammlung und den Vollziehungsrath der Minister ihrer Wahl, nein an den Gemeinderath von Paris ging durch den Sturz des Königs die Regierung über. Die den Jacobinerclub leiteten, waren gerade auch dieselben, welche im Gemeinderathe den Ausschlag gaben, vor allen Danton und Robespierre. Als die Wahlen zum National-Convent (s. S. 603) bevorstanden, entwarf diese Faction den Plan, eine möglichst große Anzahl ihrer politischen Gegner in ganz Frankreich durch Gefängniß und Ermordung von jenen Wahlen auszuschließen, um die Pöbelherrschaft desto eher zu sichern. Die Nachricht von der Ankunft der Preußen vor Verdun benutzte man zum Vorwande, um die Wuth der Proletarier gegen die sogenannten Landesverräther (vorzüglich die Adeligen nebst den eidweigernden Geistlichen) aufs höchste zu steigern, und das Mitleid für die bedrohten Opfer abzustumpfen. Nachdem unter Danton's Leitung in einer Nacht eine allgemeine Verhaftung der Verdächtigen vorgenommen worden, begann am 2. September Nachmittags ein mehrtägiges Blutbad. Der Mord ward an den Priestern, welche als überführte Verbrecher galten, ohne alle beschönigende Form vollbracht. Dagegen beobachtete man in den Gefängnissen der Abtei St. Germain und in La Force, in welchen man die politisch Verdächtigen zusammengehäuft hatte, eine gewisse Regelmäßigkeit des Verfahrens. „Man ließ sich die Register der Verhafteten geben, holte sie meistens einzeln aus den Zellen heraus, stellte sie vor ein improvisirtes Volkstribunal, welches die Führer der Banden aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzt hatten, und entschied hier nach kurzem Verhör über ihr Schicksal, die Verurtheilten wurden in den Hof des Gefängnisses herausgestoßen und auf der Stelle niedergemacht. Ein gräßliches Jauchzen begleitete jeden Streich, die Mörder nahmen wohl Abrede, keinen scharfen Hieb zu führen, um die Lust des Hinschlachtens länger zu genießen; die Commune sorgte für Wein, Weiber verstümmelten die Leichname, Kinder ließ man das Blut der Aristokraten trinken" *). Die Gemeinderäthe Manuel und Billaud-Varennes gingen ab und zu, die Geschworenen anfeuernd, belobend. Letzterer sagte den blutigen Arbeitern draußen jedem 24 Livres Tagelohn zu, ungerechnet natürlich, was die Erschlagenen an Geld und Gut bei sich trugen. Mehrere Tage und Nächte vergingen dennoch, ehe die Abtei mit 122 Ermordeten ihr Geschäft abschloß; La Force zählte deren 167 oder darüber. Fragt man, wo in diesen vier Tagen und Nächten des Mordens bei Sonnen- und bei Fackelschein die Nationalgarde blieb, so lautet die Antwort, daß Santerre sie ungeachtet aller Mahnungen Roland's unaufgeboten ließ. Und die National-Versammlung? Sie forderte den Gemeinderath auf, über den Zustand der Stadt zu berichten; der aber berichtete, Paris sei ruhig, und dabei blieb es.

*) Nach Heinr. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I., 2. Aufl., S. 533.

Am Tage der Kanonade von Valmy (20. Sept.) hielt der gesetzgebende Körper seine letzte Geschäfts-Sitzung. Zwar trat er am nächsten Morgen noch einmal zusammen, allein lediglich, um die Botschaft zu empfangen, der National-Convent sei constituirt, und sich hierauf für immer aufzulösen. An seine Stelle tritt eine Versammlung, weit volksmäßiger gewählt als die vorige; jeder 21jährige Franzose, der nicht Dienstbote ist, kann Wähler sein, und jeder Franzose kann mit 25 Jahren sowohl im Wahlcollegium, als im National-Convent sitzen; man hatte aber die Wahlcollegien bloß noch beibehalten, um in kürzester Frist einer Versammlung das Dasein zu geben, welche, in den Tuilerieen tagend, vor allen Dingen das Königthum abschaffte und Frankreich für eine untheilbare Republik erklärte.

93. Ludwig XVI. vor dem National-Convent und seine Hinrichtung.

(Nach Karl Friedrich Ernst Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre und Heinrich Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte.)

Seit einiger Zeit schon war alles von den Jacobinern in Bewegung gesetzt worden, um die Gemüther für des Königs Verurtheilung zu stimmen. Reden und Schriften hallten von Schmähungen gegen ihn wieder; nichts Schändliches konnte erdacht werden, was man nicht von der Königin mit der frechsten Unverschämtheit als unbezweifelte Thatsache behauptete. Deputationen der Sectionen von Paris, wie künstlich durch die Clubs vorbereitete Adressen der Departements bestürmten den Convent, Ludwig zu richten. Selbst diejenigen, die einige Monate früher die Idee, den König härter als mit dem Verlust der Krone zu bestrafen, mit Indignation verworfen haben würden, waren stumm vor Bestürzung; denn unbestritten schwieriger war die Vertheidigung des Königs durch manche nach dem 10. August gemachte Entdeckungen geworden. Man hatte Actenstücke gefunden, welche die Unterhandlungen Ludwig's mit den unzufriedenen Priestern, den Ausgewanderten und den Cabinetten bewiesen; manches war auch wohl in seinem Namen geschehen, wovon man nicht ohne Wahrscheinlichkeit seine Mitwissenschaft voraussetzte, ohne sie doch geradezu beweisen zu können. Eine unglückselige Entdeckung verschlimmerte noch die Lage des beklagenswerthen Fürsten auf eine unerwartete Weise und die Bekanntmachung derselben die allgemeine Erbitterung gegen ihn. Es gab in den Tuilerieen eine in die Mauer gebrochene Oeffnung mit einer unter dem Täfelwerk verborgenen eisernen Thür — und dieser sogenannte eiserne Schrank wurde dem Minister Roland verrathen. Hier hatte man allerdings klare Beweise von den mannigfachsten Complotten des Hofes gegen die Revo-

lution gefunden. Nichts desto weniger gab es kein Gesetz, das erlaubt hätte, den König vor Gericht zu ziehen und keinen Gerichtshof für ihn — am wenigsten konnte der Convent Kläger und Richter zugleich sein. Er war als König unverletzlich erklärt und bloß auf den Fall des Angriffs auf die Constitution mit dem Verluste der Krone bedroht worden. Dennoch beantwortete der Deputirte Mailhe die Frage: „ob Ludwig vor Gericht und zwar vor den Convent gezogen werden könne," im Namen des Gesetzgebungs-Ausschusses, dem sie aufgegeben worden, durch eine Menge von Trugschlüssen, bejahend. Standhaft hätte die rechte Seite, die Girondisten, diese Frage verneinen und dabei jeden Gewaltstreich laut für Verbrechen erklären müssen; unglücklicherweise waren aber die Girondisten nicht einmal in der Wahl der Mittel einig, Ludwig zu retten.

Fest und consequent, wenn auch grausam und schamlos, verwarf dagegen die Bergpartei sowohl die Unverletzlichkeit als auch das gerichtliche Verfahren. St. Just vertheidigte zuerst diese Meinung und führte alles auf Gründe der Politik und des Staatswohles zurück. Die Mehrheit entschied auf Pétion's Vorschlag, gegen die Vertheidiger der Unverletzlichkeit, Ludwig in Anklagestand zu setzen, und daß er vom Convent gerichtet werden könne und solle. Von diesem Beschlusse an trennte man den armen Fürsten unter dem Vorwande, Verabredungen zu seiner Vertheidigung zu verhüten, von den Seinen; man brachte ihn in ein enges Gefängnißzimmer, dessen beide Fenster dicht mit eisernen Stäben vergittert waren, die nur schwaches Licht durchließen. Nur drei Mal des Tages durften sich die Unglücklichen sehen, beim Frühstücke, dem Mittags- und Abendessen, aber auch hier nur in Gegenwart roher Aufseher, die jede Bewegung für eine Zeichensprache ansahen oder ansehen wollten und sie ihnen mit harten Aeußerungen untersagten. Endlich, am 11. December, wurde Ludwig, nachdem die Anklage-Acte eilig von dem dazu ernannten Ausschusse, noch in der Nacht gefertigt worden war, gleich als sei es eine unwichtige, keine Zweifel darbietende Arbeit, vor die Schranken des Convents berufen. Man hatte schändlicherweise, damit er desto unvorbereiteter sei, den bisherigen Gang der Verhandlungen vor dem Gefangenen sorgfältig verborgen. Eben als beim Anbruche des Tages der König sein Morgengebet verrichtete, ertönte der Generalmarsch in allen Theilen der Stadt; er fragte betroffen nach der Ursache, erhielt aber von dem Tempel-Commissar die Antwort, daß sie ihm unbekannt sei. Die gemeinschaftliche Angst kürzte die Stunde des Frühstücks ab; die Unruhe des Königs stieg mit dem Getümmel. Er setzte den Unterricht in der Erdbeschreibung, den er sonst dem Dauphin am Morgen gab, aus und spielte mit ihm eine Partie Siam. Das Kind konnte es nicht höher als zur Zahl 16 bringen. „Die Sechszehn," sagte der unglückliche Knabe in unwissentlicher Prophezeiung, „ist doch eine unglückliche Zahl!" „Wohl, mein Sohn," erwiederte der König seufzend, „das weiß ich lange schon nur allzugut."

Bald erschienen zwei Glieder des Gemeinderaths und trennten das

weinende Kind von dem erschütterten Vater; er erwartete schon heute den Tod. Endlich um 1 Uhr erschien der Maire Chambon, der Procureur-Syndic Chaumette und Santerre als Befehlshaber der Nationalgarde, und machten ihm bekannt, daß sie den Auftrag hätten, Ludwig Capet vor die Schranken des Convents zu bringen, um die Fragen zu beantworten, die ihm der Präsident vorlegen werde. „Ludwig Capet?" erwiederte der König, „das ist mein Name nicht, sondern nur der eines meiner Ahnherren. Doch diese Benennung ist der gewaltsamen Behandlung vollkommen angemessen, die ich seit einigen Monaten erdulde." Inzwischen folgte er dem Maire willig in den Wagen, der zwischen Reihen zahlreicher Bewaffneter (Soldaten und Nationalgarden) durch die schweigende Menge den Tuilerieen zufuhr. Um zwei Uhr erschien der König vor den Schranken der Versammlung, in welcher ihn schauerliche Stille empfing, in einem braunen Ueberrock, den Hut in der Hand, während ringsum die Deputirten mit bedecktem Haupte saßen. Er hörte, die Ruhe redlichen Bewußtseins auf dem Gesichte, mit großer Aufmerksamkeit die Anklage-Acte an, die der Präsident Barrère, nach kurzer Eröffnungsrede zu verlesen befahl. Mit klarem Verstande und einfacher Rede widerlegte er theils die falschen Beschuldigungen, theils führte er die obigen Gründe für sich an, die seine Person vor solchem Gericht hätten schützen sollen. Andere Anklagepunkte läugnete er ab, und von den ihm vorgelegten Documenten erkannte er nur drei als echt und von seiner Hand geschrieben an. Kurz er widerlegte die von seinem Verstande verbreitete geringschätzige Meinung in einem so hohen Grade und imponirte so allgemein durch seine Unerschrockenheit und Haltung, daß er selbst den auf den Galerieen versammelten rohen und feindlich gesinnten Menschen wider ihren Willen Achtung einflößte und wenig Verlängerung der in ihrer Art einzigen Scene dazu gehört haben dürfte, um die Zuschauer zu lautem Beifall zu bewegen. Am Schlusse des Verhörs bat er um einen Anwalt zu seiner Vertheidigung. Nach einer stürmischen Debatte, während welcher Ludwig abtreten mußte, setzten es die Girondisten endlich durch, daß ihm ein Vertheidiger zugestanden wurde. Seine Wahl fiel auf Target und in dessen Ermangelung auf Tronchet. Ersterer entzog sich, mit verwerflicher Feigheit, dem freilich gefährlichen aber ehrenvollen Berufe; Tronchet dagegen, obgleich ein Greis, nahm muthig den schwierigen Auftrag an. Noch edler und ruhmwürdiger bewarb sich der 78jährige, tugendhafte Malesherbes um die Ehre, Ludwig, dessen Minister er gewesen, den letzten Beweis seiner Anhänglichkeit und Treue zu geben. „Der König," sagte er zu Barrère, „zog mich in seinen Rath, als dies eine beneidete Gunst war, jetzt bin ich ihm dazu eben so verpflichtet, wo dieser Dienst gefährlich ist;" und so groß ist die Macht der Tugend, daß selbst Barrère (ob aufrichtig oder nicht) ausrief: „Warum muß ich Präsident der Versammlung sein? Wäre ich es nicht, ich würde mit Ihnen um die Ehre dieser Vertheidigung wetteifern." Selbst der pariser Pöbel schmückte Malesherbes' Thüre mit Lorbeerkränzen, während er Target

aus seiner Wohnung zu flüchten und sich zu verbergen zwang. Beim Einbruch der Nacht kehrte Ludwig in sein Gefängniß zurück. Bis gegen Abend waren die Seinigen in der peinigendsten Ungewißheit; schon mehrere Stunden hatte die Königin den vermeintlichen Tod ihres Gemahls beweint, als endlich, beim Anblick so vielen Jammers, das Herz eines ihrer Wächter brach und er ihr die tröstende Nachricht zuzuflüstern wagte: „Der König lebt; er steht vor den Schranken des Convents und wird bald wiederkehren!“ Aber bald sollte der augenblickliche Trost einem neuen herben Schmerz Platz machen: die Familie erfuhr des Königs Rückkunft, zugleich aber auch, daß sie ihn nicht mehr sehen durfte, selbst nicht einmal mehr unter den Argusaugen ihrer rohen Wächter. Da schien ihnen bald selbst jenes traurige Beisammensein, seit es versagt war, ein beneidenswerthes Glück.

Malesherbes und Tronchet beschäftigten sich nun mit der größten Anstrengung mit Ludwig's Vertheidigung und erhielten die Erlaubniß, auch Desèze mit dazu zu ziehen. Alle drei suchten dem Könige Muth einzuflößen; er aber ließ sich nicht von Hoffnung blenden. „Ich bin überzeugt,“ sagte er, „sie werden mich umbringen; aber beschäftigen wir uns immerhin mit meinem Processe, als wenn ich ihn gewinnen sollte; und ich werde ihn ja in der That, wenn gleich sterbend, gewinnen, weil ich ein fleckenloses Andenken hinterlassen werde.“

Der 26. December wurde zur öffentlichen Vertheidigung Ludwig's bestimmt. Seines Schicksals gewiß, setzte Ludwig zwei Tage vorher seinen letzten Willen auf, der allgemein als ein schönes Denkmal seiner frommen Gesinnungen und redlichen Absichten anerkannt und von keinem Unparteiischen wohl ohne Rührung und Trauer gelesen worden ist. Mit heiterer Miene, die das Bewußtsein der Unschuld verkündigte, trat der König an dem verhängnißvollen Tage in den Saal, wo in feierlicher Stille alle Blicke sich ihm zuwendeten. Nach der Eröffnung verlas Desèze die lange Vertheidigungsrede. Er wiederholte zuvörderst alle die allgemeinen Gründe, die bereits vergebens von einem Theile der Conventsglieder geltend zu machen gesucht worden waren, daß Ludwig, nach der ihm zugestandenen Unverletzlichkeit, als König nicht gerichtet werden und die Repräsentanten des Volkes, als seine Ankläger, nicht auch seine Richter sein könnten; dann bemühte er sich, das Betragen desselben im Einzelnen zu rechtfertigen und seine Absichten im Lichte der Unschuld darzustellen. Er schloß mit den feierlichen, denkwürdigen Worten: „Hört im Voraus die Geschichte, welche der Nachwelt sagen wird: Ludwig bestieg den Thron im Alter von 20 Jahren und brachte auf denselben das Beispiel guter Sitten, der Gerechtigkeit und Sparsamkeit; er war der beständige Freund des Volkes. Das Volk wollte, daß ihm eine verderbliche Auflage abgenommen würde, Ludwig that es; das Volk wollte, daß die Lehnsdienstbarkeit abgeschafft würde, Ludwig that es; das Volk bat um Reformen, er nahm sie vor; das Volk wollte seine Gesetze ändern, er willigte ein; das Volk wollte, daß Millionen wieder in ihre Rechte eingesetzt würden, er gab sie ihnen

zurück; das Volk wollte die Freiheit, er gab sie ihm. Man kann Ludwig den Ruhm nicht streitig machen, dem Volke mit Aufopferungen entgegengekommen zu sein; und man schlägt euch vor — — Bürger, ich rede nicht aus, ich verstumme vor der Geschichte; bedenkt, daß sie ein Urtheil fällen wird über euer Urtheil, und daß das ihrige das der Jahrhunderte sein wird."

Nach dem Schlusse dieser Rede, von welcher man hätte glauben sollen, daß sie den Muth aller Rechtlichgesinnten aufrichten müsse, nahm Ludwig selbst das Wort: „Bürger! sprach er, man hat Ihnen meine Vertheidigung vorgelesen. Ich will sie nicht wiederholen. Indem ich vielleicht zum letzten Male vor Ihnen spreche, erkläre ich, daß mein Gewissen vorwurfsfrei ist und meine Vertheidiger die reine Wahrheit gesagt haben. Daß mein Benehmen einer öffentlichen Untersuchung unterliege, hat mir nie Furcht gemacht, aber mein Herz fühlt sich zerrissen in der Anklage zu finden, daß man mich beschuldigt, ich hätte das Blut des Volkes wollen vergießen lassen und hauptsächlich schmerzt es mich, daß mir die Unglücksscenen des 10. August zugeschrieben werden. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die vielfachen Beweise, die ich zu jeder Zeit von meiner Liebe zum Volke gegeben, hinlänglich beurkunden, daß ich nie ein Opfer für zu groß gehalten habe, um Blut zu sparen und daß also jede solche Beschuldigung mich nicht mit Recht treffen kann." Nach diesen Worten verließ er den Saal und fuhr mit so heiterer Seelenruhe in sein Gefängniß zurück, daß er unterwegs viel, selbst, wie man sagt, über literarische Gegenstände sprach.

Nach seiner Entfernung begann eine stürmische Debatte. Die Bergpartei verlangte, daß sein Urtheil auf der Stelle gesprochen werde; die Girondisten dagegen trugen auf den Druck der Vertheidigungsrede und ihre Versendung in alle Departements, überhaupt auf Verschiebung der Entscheidung über die Vertheidigungsgründe an. Vom 26. December bis 15. Januar dauerte der Parteikampf im Convent und im Jacobinerclub ununterbrochen fort, während dessen die Bergpartei kein Mittel, auch das schlechteste nicht sparte, das Volk aufzuwiegeln und die Deputirten theils zu Ludwig's Verderben zu stimmen, theils durch Drohung zu schrecken. Vergebens stellten die Girondisten nun den Grundsatz auf, man müsse den König als ein Pfand für künftige Ereignisse verwahren; fortdauernde Gefangenschaft sei für die Nationalgerechtigkeit genug. Wenn Ludwig auf dem Blutgerüste sterbe, so sei ein Krieg mit allen noch neutral gebliebenen Mächten unvermeidlich. Je näher der entscheidende Tag kam, desto lauter predigten die Jacobiner überall Tod und Verderben jedem, der für die Appellation an das Volk stimmen würde. Am 15. Januar erfolgte die erste traurige Entscheidung: 683 Stimmen erklärten Ludwig einer Verschwörung gegen die Freiheit und Sicherheit des Staates schuldig und 424 Stimmen verwarfen gegen 283 die Appellation an das Volk.

Am 16. Januar sollte nun die Abstimmung über die dritte und entscheidende Frage, über die Art der Strafe, beginnen. Schon am

frühen Morgen war der patriotische Pöbel in dichten Massen um das Versammlungslocal gedrängt. Aber die Girondisten wußten einen neuen Aufschub zu veranlassen, wodurch sie diesen Pöbel, der den ganzen Tag in Hunger und Kälte auf die Entscheidung harrte, vollends wüthend machten. Sie schlugen vor, nicht die absolute Majorität solle diese letzte Frage entscheiden, sondern zwei Drittheile müßten sich wenigstens zusammenstimmend finden, wenn die Abstimmung gelten sollte. Dieser Vorschlag veranlaßte eine lange Debatte, und erst Danton's gewaltige Stimme drang durch und erreichte, daß die absolute Mehrheit auch über diese Frage entscheiden solle. Ja! er setzte nun, von der Ungeduld der Masse getragen, durch, daß diese Sitzung permanent sein solle, bis die Abstimmung zu Ende geführt sei. Und so begann sie endlich, diese letzte Abstimmung, um 8 Uhr Abends am 16. Januar. Jedes Mitglied des Conventes ward einzeln aufgerufen und mußte sich erklären über die Strafe, die der König haben solle. Diese Abstimmung dauerte mit ihren Förmlichkeiten, und weil selten ein Deputirter sich rund und einfach erklärte, sondern fast jeder seiner Sentenz noch Clauseln anhing oder anhangen wollte, und endlich, weil auf die Abstimmung influirende Mittheilungen noch vom spanischen Gesandten und von des Königs rechtlichen Beiständen versucht wurden, vom 16. Januar Abends bis zum 17. spät Abends, ohne daß man aus einander ging, Nacht und Tag. Da hörte man bald den Tod verlangen, bald Verbannung, bald nur Einsperrung bis zum Frieden — die Entscheidung schien lange ungewiß, während der wüthende Pöbel vor dem Gebäude immer brüllte und drohte. Dies Gebrüll wirkte einschüchternd sogar auf manche der ausgezeichneteren Glieder der Girondepartei (z. B. Vergniaud). Als auch der Herzog von Orleans, jetzt Bürger Egalité, er, ein Prinz von Frankreich, sein Votum gab für den Tod des Königs, war doch der sittliche Eindruck ein solcher, daß sogar die Leute vom Berge sein Benehmen infam fanden und ihn nur noch mehr deßhalb verachteten, als sie seither gethan hatten. — Robespierre erklärte sich nach langer Rede für den Tod. Sieyes im Gegensatz stimmte: la mort sans phrase! Endlich war die Abstimmung beendigt. Das tiefste Stillschweigen trat ein, und Vergniaud, der eben Präsident war, rief laut: „Ich erkläre im Namen des National-Conventes, daß derselbe über Ludwig Capet die Strafe der Hinrichtung verhängt hat.“ Die Majorität, welche sich für die Hinrichtung erklärt hatte, bestand aus 53, von denen aber noch 26 abzuziehen sind, welche zwar für den Tod, aber für die Aufschiebung der Hinrichtung bis zum Frieden gestimmt hatten, und die Hinrichtung nur dann vollzogen wissen wollten, wenn das Vordringen der auswärtigen Feinde dazu zwänge. Rechnet man diese, wie man wohl muß, ab, und auf die andere Seite, so bestand die ganze Majorität für die sofortige Hinrichtung aus einer einzigen Stimme.

Kaum war diese Sentenz bekannt gemacht, als des Königs drei Rechtsanwalte auftraten und Protestation einlegten, Aufschub verlangten und Appellation an die Urversammlungen. Die Appellation ward

abgeschlagen als eine schon abgemachte Sache; über Aufschub sollte weiter abgestimmt, zunächst aber mußte die Sitzung geschlossen werden — alle waren zu aufgerieben und todtmüde.

Am Sonnabend, den 19., früh begann das vierte Votiren: Soll die Hinrichtung aufgeschoben werden oder nicht? — Es ging dabei wieder fast so langsam zu als früher. Vergniaud hatte nun den Muth, sich entschieden für Aufschub zu erklären (wie er denn die Clausel auch bei der Hauptabstimmung ausgesprochen hatte). Egalité wollte keinen Aufschub; der nächste nach ihm votirte Aufschub, gerade weil Egalité sich dagegen erklärt habe; so laut sprach sich nun die Verachtung aus. Sonntag den 20., früh 3 Uhr, war auch diese Abstimmung geendigt, und viele, die früher nicht einmal für den Tod gestimmt hatten, hatten inzwischen solche Angst vor dem wüthenden Pöbel bekommen, daß sie jetzt für die Hinrichtung ohne Aufschub stimmten. Das Resultat war also: Hinrichtung innerhalb der nächsten 24 Stunden nach der Publication des Urtheils.

Der Justizminister Garat, welcher den Auftrag erhielt, den König mit der Sentenz bekannt zu machen, schauderte vor der Commission, aber er konnte sie nicht ablehnen. Garat vermochte kaum einige Worte vorzubringen, so sehr war er außer Fassung; sein Secretär Granvelle verlas den Beschluß des Convents. Der König hörte das Urtheil ruhig an; nur bei den Worten, „daß er wegen Verschwörung gegen den Staat verurtheilt sei“, lächelte er bitter und wiederholte die grausamen Worte mit bewegter Stimme, dann setzte er ruhiger hinzu: „man hat Unrecht, mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe stets nur das Wohl meiner Mitbürger gewollt“. Er verlangte nun drei Tage Aufschub der Vollstreckung, um sich zum Tode vorzubereiten, den Beistand eines Geistlichen, Namens Edgeworth, eines Irländers, und freien Umgang mit den Seinigen. Hartherzig bewilligte man nur die beiden letzten Bitten. Sonntag den 20. Januar, Abends halb 8 Uhr, kam die Königin mit dem Dauphin, Prinzessin Elisabeth mit des Königs Tochter. Sie fielen dem Könige um den Hals und mehrere Minuten vergingen in Schweigen und Schluchzen. Dann führte sie der König in sein Speisezimmer, und hier waren sie noch fast zwei Stunden allein. Sie schieden nicht, bis der König ihnen das Versprechen gab, sie am nächsten Morgen, ehe er zur Hinrichtung geführt würde, nochmals zu sehen. Aber als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, fühlte er sich übermannt vom lange verhaltenen Schmerz; zu hart war eine nochmalige solche Prüfung; mit großen Schritten auf- und abgehend rief er endlich aus: „Nein, ich gehe nicht, es ist zu viel!“

Er schlief ruhig einige Stunden; um 5 Uhr weckte ihn sein treuer Kammerdiener Clery dem empfangenen Befehl gemäß. Er nahm das Abendmahl und übergab Clery alles, was ihm, dem einst Reichen und Mächtigen, geblieben: seinen Trauring und einige Haare für seine unglückliche Gemahlin und ein Siegel für seinen Sohn zum Angedenken, bat ihn auch wiederholt, die Seinigen zu trösten und ihn zu entschul-

digen, daß er sie nicht noch einmal gesehen. Schon hörte man die gräßlichen Vorbereitungen, das Getöse verworrener Stimmen, den Wirbel der Trommeln und das dumpfe Rasseln fortgezogener Kanonen. Endlich um 9 Uhr kam Santerre. „Sie kommen, um mich abzuholen“, sagte Ludwig gefaßt, „ich bitte nur um einen Augenblick.“ Er übergab sein Testament einem Municipalbeamten, forderte dann seinen Hut und sagte mit fester Stimme: „Gehen wir!“

Auf der Treppe sah er Herrn Edgeworth auf sich warten. Er wollte von ihm Abschied nehmen. „Nein“, erwiederte dieser edle und standhafte Tröster, „mein Beruf ist noch nicht zu Ende“ und er folgte ihm in einem zweiten Wagen, da ihm die Herzlosigkeit nicht verstattete, Platz an seiner Seite in dem Wagen des Maire zu nehmen, in welchem Ludwig fuhr. Langsam ging der Zug durch eine Doppelreihe von Soldaten — über 40,000 Mann standen unter den Waffen — dem Revolutionsplatze zu, wo die Guillotine aufgerichtet stand. Es dauerte über eine Stunde, ehe man ankam. Es war die letzte Prüfung für den armen König, gewiß eine der härtesten. Als Ludwig auf dem Richtplatze angekommen und den Wagen verlassen hatte, trat ihm sogleich der fromme Geistliche zur Seite. Mit festem Schritte stieg der Verurtheilte die Stufen des Blutgerüstes hinan und empfing dort den Segen des Priesters. Er ließ sich, obwohl mit Widerstreben, die Hände binden, trat dann aber lebhaft, obwohl schon entkleidet, gegen die linke Seite des Schafots hervor und begann mit vernehmlicher Stimme: „Franzosen! ich sterbe unschuldig und Du, unglückliches Volk, — . — —“, da übertönte das Wirbeln der Trommeln, wozu seine Henker schnell das Zeichen gegeben, seine Stimme; er trat zurück, die rohe Gewalt der Scharfrichter nicht abwartend, der Priester rief ihm zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor,“ und das einst gekrönte Haupt des milden Königs fiel. Kaum war die Hinrichtung geschehen, so drängten sich Tausende herbei und viele davon tauchten, die Gefahr und die Wuth der Terroristen nicht achtend, ihre Schnupftücher in das Blut des Martyrerkönigs; das bewies denn zur Genüge, was in Vieler Herzen vorging, entflammte aber nur desto mehr die Wuth der Fanatiker. Die Henker Ludwig's fühlten das Gefahrvolle des Dranges der Menge auf dem Schafot; man eilte deßhalb, so viel als möglich, den Leichnam ihren Blicken zu entziehen und um gar nichts übrig zu lassen, nicht den kleinsten körperlichen Rest, der der treuen Liebe zur tröstenden Erinnerung, zur heiligen Reliquie werden, aber auch gerechte Rache herausfordern könne, versenkte man den Körper in ungelöschten Kalk — als wenn man das Andenken des Vaters aus dem Gedächtniß guter Kinder, eine schändliche That aus den Tafeln der Geschichte weglöschen könnte!

— — —

94. Der National-Convent seit der Hinrichtung Ludwig's XVI., vom 21. Januar 1793 bis 26. October 1795.

(Nach F. C. Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, und Heinr. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Sturz der Gironde.

Die Hinrichtung des Königs und der Sieg der Jacobiner schuf der Republik neue äußere und innere Feinde. Aus England und Spanien wurden die französischen Gesandten verwiesen. Hierauf erklärte die Republik am 1. Februar England und dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, so wie Spanien am 7. März den Krieg. Bald trat das deutsche Reich der Coalition bei, Neapel und Portugal schlossen sich an. Neutral blieb bloß die Schweiz, Schweden, welches nach dem Tode Gustav's III. die Tendenz desselben aufgab, Dänemark und die Türkei.

Doch mehr als alles schien die in der Vendee ausgebrochene Insurrection, die sich bald zu einem Kriege auf Tod und Leben gestaltete, der jungen Republik den Untergang zu drohen. Hier in dem vormaligen Poitou wohnte längs dem Meere, zwischen der Loire und Charente, ein arbeitsames und genügsames, aber auch rohes, unwissendes Volk. Dieses Volk begriff nichts von der Revolution in ihrem Beginnen und hörte mit Staunen und Entsetzen ihre Fortschritte und ihre blutigen Wirkungen. Aus dem Munde der Geistlichen und des Adels (beide waren von dort nicht oder doch nur einzeln ausgewandert) hörten sie den Umsturz aller ihnen gewohnten Verhältnisse und wie man die Kirche beraube und den Gesalbten des Herrn verbrecherisch antaste. Der Tod Ludwig's gab die Losung zum Ausbruch; 900 Gemeinden standen auf und unter kühnen und talentvollen Anführern gewannen sie bald wesentliche Vortheile über die Anfangs noch nicht zahlreichen Truppen des Convents. Die Organisation war so geschickt und der Natur des Landes angemessen, daß die Insurgenten momentan zu ihrer Feldarbeit entlassen und schnell wieder versammelt werden konnten. Der Convent ergriff die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung des täglich weiter um sich greifenden Aufstandes. Das Revolutions-Tribunal begann seine furchtbare Wirksamkeit, während man zu gleicher Zeit den Widerstand mit überlegener Heeresmacht mit einem Male zu erdrücken dachte. Aber die Gefechte waren fast eine ununterbrochene Reihe von Niederlagen für die republikanischen Truppen. Nur noch durch und bei Nantes aufgehalten, waren die Vendeer nahe daran, sich mit anderen Insurgenten im Süden (s. S. 618) in Verbindung setzen zu können; und wäre dies geschehen, hätten sich beide unzufriedene Parteien nur jetzt, im Augenblicke gemeinschaftlicher Gefahr, zu verständigen vermocht, so hätte wohl die Terroristenherrschaft noch vor dem völligen Unter-

gange der Gemäßigten in der Geburt erstickt werden mögen. Aber die Vendeer wollten von der Republik nichts wissen, und die südlichen Insurgenten nichts vom absoluten Königthume.

Mittlerweile hatte zu Paris im National-Convent, zwischen den Girondisten und der Bergpartei, der Kampf auf Leben und Tod begonnen. Die Bergpartei hatte mit der Katastrophe vom 21. Januar einen vollständigen Sieg über die Girondisten erfochten; die halben und mißlungenen Versuche der letztern in dem Processe gegen Ludwig XVI. gaben ihr die erwünschteste Gelegenheit zum Angriffe. Man beschuldigte sie, Feinde des Volkes, Mitschuldige des Tyrannen zu sein, weil sie Ludwig hatten retten wollen, und die Republik zu verrathen, weil sie in einigen Fällen Mäßigung predigten. Die Girondisten verhinderten abermals nicht, daß am 9. April ein Comite des öffentlichen Wohles von 9 Conventsgliedern decretirt wurde, welche, mit unumschränkter Gewalt ausgestattet, die Aufsicht über die Minister führen und die öffentlichen Angelegenheiten ganz nach eigenem Ermessen leiten sollten. Daß hierzu noch Männer wie Danton, Barrere, La Croix, Cambon &c. ernannt wurden, vollendete die schreckliche Macht, die alle französische Bürger unter das Mordbeil, auf einen Wink der Willkür, stellte. Nur mußte man erst noch sich der wenigen Gemäßigten von Talent und Energie entledigen. Sofort wurde eine Proscriptions-Liste entworfen und Marat predigte ungescheut und laut in seinen Blättern, wofern nicht der Convent gereinigt werde, und 250,000 Köpfe fielen, sei an keine Rettung der Republik zu denken.

Zu spät fühlte nun die rechte Seite und die ebenfalls gemäßigte „Ebene", daß sie sich vereinigen müßten. Marat wurde vor das Revolutions-Tribunal gestellt. Dagegen forderte der Maire Pache im Namen von 35 Sectionen und des Gemeinderathes die Austreibung der vorzüglichsten Girondisten. Auch bewirkten die Jacobiner durch ihre drohende Menge, die den Angeklagten begleitete, daß Marat freigesprochen und bekränzt im Triumph in die Versammlung zurückgetragen wurde. Der Streich war verfehlt und noch dazu das Beispiel gegeben, gegen die Glieder des Convents mit Proceß zu verfahren, man hatte ihre Unverletzlichkeit selbst aufgegeben.

Auf den 18. Mai ward ein Mordanschlag gegen die Gironde vorbereitet, aber entdeckt und eine Commission von 12 Mitgliedern („les Douze") ernannt, welche hierüber und über alle sonstige gesetzwidrige Umtriebe Untersuchungen anstellen sollte. Als sie demgemäß den nichtswürdigen Substituten des Gemeinde-Procurators, Hebert (den Herausgeber eines Blattes — père Duchesne —, welches in der gemeinsten Art alle Sittlichkeit und Religion auszurotten, so wie eine Metzelei vieler Abgeordneten herbeizuführen suchte) verhaften ließ, erhob sich der lauteste Widerspruch gegen diese (nach Marat's Ausdruck) despotische und freiheitstödtende Behörde. So wie am 14. Juli 1789 die Entlassung Necker's, so gab am 31. Mai 1793 die Verhaftung Hebert's eine Veranlassung oder einen Vorwand zu Aufständen. Da-

mals commandirte Lafayette die entstehende Nationalgarde, jetzt ernannte der pariser Gemeinderath Henriot, einen frühern Bedienten, dann Thorschreiber und Polizeispion, einen der Septembermörder, den man beschuldigte, der Prinzessin Lamballe den Leib aufgerissen zu haben, zum Ober-Befehlshaber der Nationalgarde! Unter seiner Zustimmung oder auf seinen Befehl wurden in der Nacht (30./31. Mai) die Sturmglocken geläutet, die Lärmkanonen gelös't und alle Stadt-Behörden abgesetzt. Gleich nach Anbruch des Tages versammelte sich der Convent und Danton verlangte die Aufhebung der Commission der Zwölf. Während man noch über diesen Antrag stritt, erschienen angeblich Bevollmächtigte der pariser Gemeinde und forderten, außer der Aufhebung der Zwölf, die Verhaftung von etwa 20 Girondisten, Herabsetzung des Brodpreises, tägliche Auszahlung von zwei Franken an jeden Sansculotten. Die Aufrührer mischten sich unter die Abgeordneten, und der Convent bewilligte alles Verlangte. Leider waren die Girondisten uneinig über die zu ergreifenden Maßregeln; einige wollten auf's äußerste widerstehen, andere, sei es im Gefühle ihrer Würde, sei es aus Furcht, Paris verlassen. Am 2. Juni erschienen die Aufrührer abermals im Convent, während draußen 80,000 Menschen tobten, deren Mehrheit eigentlich nicht wußte, was sie wollte und sollte und im Grunde wohl mehr zur Vertheidigung der Deputirten, als zum Angriff auf sie, geneigt war.

Sehr begreiflich war der größte Theil der Geächteten weggeblieben, desto schlimmer für die, welche den edlen aber unnützen und verderblichen Muth hatten, dem Sturme noch einmal trotzen zu wollen. Lanjuinais versuchte vergebens, den Convent gegen die verworfene Meuterei zu vereinen; er trug auf Absetzung der revolutionären pariser Behörden, auf Nullitätserklärung alles dessen an, was seit den drei letzten Tagen geschehen und auf Proscription aller, die sich ungesetzlicher Gewalt bemeistert — alles umsonst! Eine Rotte sogenannter Bittsteller nach der andern erschien und forderte immer wüthender seine und seiner Genossen Verhaftung. Als nun der Convent dessenungeachtet zur Tagesordnung überging, verließen sie Saal und Bühnen mit wilddrohenden Geberden und riefen zu den Waffen. La Croix, selbst zur Bergpartei gehörig, stürzte athemlos in den Saal und erklärte, daß er so eben an der Thüre eine unwürdige Behandlung erfahren habe, daß man ihm den Ausgang gesperrt, und daß der Convent sonach nicht frei sei. Ein allgemeines Gefühl der Indignation gegen Henriot und seine Truppen war die Wirkung dieser Mittheilung. Barrere schlug vor, daß sich der Convent dem Volke zeige. Hierauf erhob sich die ganze Versammlung, den Präsidenten an ihrer Spitze, unter Vortritt der Huissiers. Man kam an einen Ausgang auf dem Carousselplatze, wo Henriot zu Pferde mit gezogenem Säbel hielt. „Was verlangt das Volk", sprach der Präsident, Herault de Sechelles, „der Convent ist nur mit seinem Glücke beschäftigt?" Henriot antwortete trotzig: „das Volk ist nicht aufgestanden, um leere Redensarten zu hören; es verlangt, daß man ihm

24 Schuldige ausliefere". „Man liefere uns alle aus!" schrie die ihn umgebende Meuterer-Rotte. Er ließ sofort mehrere Kanonen auf den Convent richten. Niemand wagte es mehr, sich der Verhaftung der Geächteten zu widersetzen; Marat trat unter sie und dictirte das Schicksal ihrer Mitglieder. Nachdem die Liste geschlossen, wurde ein Verhafts-Decret gegeben, an dessen Beschlusse die Hälfte der Versammlung keinen Theil nahm. Man gab den Geächteten Hausarrest, und stellte sie unter den Schutz des Volkes! Der Rest des Convents bekam nun für den Augenblick Luft; die Menge verlor sich; aber die Freiheit und wirkliche Autorität des Convents war von diesem Augenblicke an vernichtet.

Verschieden, aber fast durchaus traurig, war das Schicksal der übrigen Girondisten. Mehrere waren schon vor der letzten Katastophe entflohen; anderen, selbst schon verhafteten Mitgliedern, gelang eine augenblickliche Rettung. So entkamen Barbaroux, Lanjuinais, Pétion und Andere nach der Normandie und gelangten nach Caen, der Hauptstadt des Departements Calvados, wo sie das Volk zu den Waffen riefen, die Schmach und die tyrannische Verletzung der Volks-Repräsentation zu rächen.

In diese Zeit gehört eine That, die der Absicht nach eine der edelsten Aufopferungen der reinsten Vaterlandsliebe, der Wirklichkeit nach aber ein schwärmerischer Irrthum war. Marat hatte schon lange Mord aller in seinen Augen Verdächtigen gepredigt; er war der Götze der rohen Pöbelmasse von Paris und der Anführer gedungener Meuchelmörder; er hatte hauptsächlich die Insurrection vom 2. Juni geleitet und vollendet; er hatte die Proscription und Verhaftung der geächteten Girondisten dictirt; was war natürlicher, als daß man ihn, besonders in der Ferne, in den Provinzen, als den Haupturheber der zahlreichen Leiden ansah, die jetzt auf dem unglücklichen Frankreich lasteten? Ein hochherziges Mädchen, die Tochter eines Edelmannes, faßte, von der reinsten Freiheitsliebe beseelt, den Entschluß, ihr Vaterland von diesem Ungeheuer zu befreien. Charlotte Corday d'Armans hatte aus der Lectüre der Geschichte der Vorzeit einen echt republikanischen Geist in sich genährt und einen tiefen Haß gegen alle Unterdrückung eingesogen. Mucius Scävola und andere Helden des Alterthums entflammten ihre Seele; ihre Aufopferungen schienen ihr neidenswerth. Nächstdem soll ihr Entschluß auch durch den Schmerz der Liebe gefördert worden sein: sie soll nämlich einen jungen Officier von der Garnison von Caen geliebt haben, der, als Verschwörer angeklagt, auf Marat's Betrieb von bezahlten Bösewichtern ermordet wurde. Wie dem auch sei, sie verließ ihre stille Heimat, kam am 12. Juli 1793 in Paris an, begab sich zweimal in Marat's Wohnung, ohne vorgelassen zu werden. Da schrieb sie noch denselben Abend an ihn: „Bürger! so eben komme ich von Caen. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit geben, Frankreich einen Dienst zu leisten." Am folgenden Morgen kaufte sie erst einen Dolch im Palais Royal

(man muß sich wundern, daß dies nicht auffiel; leicht hätte es ihre Absicht vereiteln können), verbarg ihn in ihrem Busen und trat damit in Marat's Wohnung, der eben im Bade war. Er befahl, sie eintreten zu lassen. Die Unterhaltung begann über die fortdauernden Verhandlungen im Calvados, und Marat war begierig, die Namen der Deputirten und Beamten zu erfahren, die darin vorzüglich wirksam waren; indem er sie aufschrieb, sagte er: „Sie alle sollen ihre Empörung bald auf dem Schafotte büßen"; aber in demselben Augenblicke führte auch schon das Heldenmädchen mit fester Hand den Todesstreich nach dem Herzen des Wütherichs. Mit einem Schrei: „Mir das?" hauchte er auf der Stelle die Seele aus. Sie wartete ruhig, bis Diener und andere Menschen herbeikamen und sich ihrer Person versicherten. Der berüchtigte Postmeister Drouet war es, der mit ihr zur Abtei fuhr. Als sie vor der Abtei ankamen, stürzte ein Jüngling herbei und bat, ihn statt ihrer zu opfern: ihm ward der Tod, ohne sie zu retten. Vergebens betheuerte sie, den Unglücklichen nicht zu kennen. Aus dem Gefängnisse schrieb sie an ihren Vater und an Barbaroux. „Morgen um 5 Uhr", schrieb sie dem letztern, „beginnt mein Proceß und ich hoffe noch an demselben Tage mit Brutus und anderen Helden des Alterthums im Elysium zusammen zu sein." Vor dem Revolutions-Tribunale antwortete sie mit würdevollem Anstande und mit Bestimmtheit. Sie sagte, daß sie den Entschluß, Marat zu tödten, an dem Tage gefaßt habe, wo sie die Aechtung der Volks-Deputirten erfahren habe. „Ich habe", fügte sie hinzu, „Einen Menschen getödtet, um Hunderttausende, einen Bösewicht, um Unschuldige zu retten." In einen rothen Mantel gehüllt, bestieg sie das Blutgerüst, und Augenzeugen versichern, daß auch nicht eine Spur von Angst, selbst nicht einmal eine Blässe, auf ihrem holden Antlitze zu entdecken gewesen.

Leider war, außer jenem unbekannten Jüngling, noch ein zweites Opfer bestimmt, nutzlos mit ihr zu fallen. Als Charlotte Corday, so reizend und so heldenmüthig, zum Tode ging, rief eine Stimme aus der Volksmenge, die das Schafot umgab, mit begeistertem Tone: „Seht, sie ist größer als Brutus!" Es war ein Abgeordneter der Stadt Mainz, gesandt, um die Vereinigung derselben mit der Republik zu unterhandeln. Aller Blicke wandten sich mit Schrecken nach dem Wahnsinnigen oder tollkühnen Schwärmer, der also zu freveln wagte. Aber er ließ es dabei nicht bewenden: er schrieb an das Tribunal und verlangte wie Charlotte Corday zu sterben. Auch ihm wurde leider nur allzuwillig sein Wunsch erfüllt; er folgte der Gefeierten ins Grab und entriß allerdings seinen Namen (Adam Lux) der Vergessenheit. Daß bei so schmerzlich getäuschten Hoffnungen, unter Tod und Verbrechen von allen Seiten, das Leben im Preise fiel, ist freilich nicht zu verwundern.

Marat's Ermordung diente übrigens dem fortbestehenden oder vielmehr nun erst sich erhebenden schrecklichen Duumvirat, Danton und Robespierre, zum Grund und zur Veranlassung neuer Gewalthä-

tigkeiten. Es hatten 73 Conventsglieder in einer an das Volk gerichteten, von allen unterzeichneten Adresse gegen die Revolution vom 2. Juni protestirt, dieselbe aber, da sie die Bekanntmachung noch nicht wagen konnten, bei einem von ihrer Partei niedergelegt. Dieser ward unglücklicherweise, als des Einverständnisses mit Charlotte Corday verdächtig, verhaftet, und so fiel diese Schrift mit allen Unterschriften in die Hände des Duumvirats.

Mittlerweile hatte die Bergpartei, um die Gemüther zu gewinnen oder doch zu täuschen und der Ausbreitung der Insurrectionen möglichst zu steuern, in aller Eile (man sagt in einem Nachmittage bei einem Speisewirth) eine Constitution entwerfen lassen (die sogenannte Constitution von 1793), die alle Gewalt scheinbar dem Volke zuwendete, wo nicht das Vermögen, wie bei der von 1791, noch sonst beschränkende Bedingungen, um activer Bürger zu sein, in Frage kamen, und was besonders entscheidend war, das Mittelglied der Wahlmänner und Wahl-Collegien fiel weg und die Ur-Versammlungen erwählten sofort direct die Repräsentanten, die künftig nur ein Jahr sitzen sollten. Diese Verfassung wurde eben so schnell im Convent durch Acclamation angenommen, als sie geschaffen worden war. Man berief Deputirte der Ur-Versammlungen zum 10. August nach Paris und das Machwerk wurde von denen, die kamen, beschworen. Kaum aber war dieses täuschende Fest vorüber, so wurde die eben angenommene Constitution (am 13. Aug.), unter dem Vorwand und man kann wohl allerdings einigermaßen sagen, auf den Grund der allgemeinen Gefahr, wieder aufgehoben und „bis zum Frieden suspendirt", d. h. somit für ewig in die Archive begraben.

Die vollziehende Gewalt wurde dem Wohlfahrts-Ausschusse übertragen, in welchen bald Robespierre (27. Juli), Carnot (19. August), Billaud-Varennes und Collot d'Herbois (beide im September) eintraten. Diese Behörde, neben welcher noch ein Sicherheits-Ausschuß bestand, führte durch die (nachher sogenannte) Schreckensherrschaft die Revolution auf ihren Gipfel.

2. Die Schreckensherrschaft bis zum Sturze Robespierre's, vom 13. August 1793 bis 27. Juli 1794.

Die ungeheueren Kosten des Krieges forderten zunächst eine Neugestaltung der Finanzen. Da die fortwährend vermehrten Assignate bei der Ungewißheit der öffentlichen Zustände immer tiefer sanken, so hatte man schon im Frühjahre versucht, ihren Cours durch Androhung von Kettenstrafe für die Nichtannahme zum Nennwerthe aufrecht zu erhalten. Dies steigerte den Preis aller Waaren so, daß man zu dem verzweifelten Mittel schritt, die Preise der Dinge, den Assignaten gegenüber, zwangsmäßig zu bestimmen. Zunächst wurde für das Getreide, bald auch für Fleisch, Früchte u. s. w. ein Maximum des Preises festgesetzt, was dann Minderung der Zufuhr und Schließung der Läden zur Folge hatte, wobei es natürlich an Gewaltthaten und Plünderungen

nicht fehlte, und zwar ohne Vortheil für die Armen. Da sich sowohl der Zwangscours der Assignate (sie sanken dennoch bis zum August auf $^1/_6$) als das Maximum unzulänglich erwies, so schritt man zu einer **Zwangsanleihe** von einer Milliarde mit so horrenden Procenten, daß den Wohlhabenden die Einnahme eines ganzen Jahres (wenn sie über 10,000 Fr. stieg) genommen ward.

Da die Truppen der Republik um diese Zeit (Mitte August) dem äußern Feinde allenthalben unterlagen (s. Nr. 95), während dieselbe zugleich durch die Insurrection im Innern bedroht war, so beschloß der Convent (23. August) ein **allgemeines Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft***). In dem desfallsigen Antrage heißt es: „Die jungen Männer werden fechten, die Verheiratheten Waffen schmieden, Gepäck und Geschütz fortschaffen, Lebensmittel bereiten. Die Frauen werden an der Kleidung der Soldaten arbeiten, Zelte machen und ihre Sorgfalt auf die Verwundeten wenden; die Kinder werden aus altem Leinen Charpie bereiten und die Greise werden, wie sie bei den Völkern des Alterthums thaten, sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, um da den Muth der Krieger zu entflammen, Haß des Königthums, Einheit der Republik zu predigen. Die National-Gebäude werden in Kasernen, die öffentlichen Plätze in Werkstätten verwandelt; der Boden der Keller wird zur Bereitung des Salpeters dienen — alle Reitpferde werden für die Reiterei, alle Zugpferde für die Artillerie genommen; die Jagdflinten, Luxusgewehre, Säbel, Degen und Piken werden für den innern Dienst zureichen. Die Republik ist nur noch eine große belagerte Stadt, so muß denn Frankreich nur noch ein großes Lager sein."

Alle Franzosen von 18—25 Jahren traten unter die Waffen; alle Gewehrfabriken in sämmtlichen Departements wimmelten von geschäftigen Menschen. Paris insbesondere bot das wundersamste Schauspiel dar. Alle großen Häuser, Kirchen und öffentlichen Gebäude, selbst freie Plätze, waren voll Schmieden und Feueressen und 200,000 Arme waren Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Schwerter, Kanonen und Mörser zu verfertigen; alle Handwerker, deren Geschäft nur einiger Maßen dahineinschlug, arbeiteten für die Arsenale. Seitdem geschahen, nach innen und nach außen, Wunder. Ungeübte Scharen wilder Krieger, ohne Disciplin und Taktik, aber erfüllt mit fanatischer Begeisterung, schlugen tapfere, geübte und sieggewohnte Heere; unerfahrene und verwegene Feldherren des gestrigen Tages siegten über die vieljährigen Erfahrungen der tapfersten, talentvollsten und bei der Taktik grau gewordenen Generale; Schlachten und Siege drängten sich von allen Seiten.

Im Innern wurde Calvados zuerst unterworfen, nachdem der Haupt-

---

*) Wie sich die bekannte Angabe von 14 Armeen mit 1,200,000 Mann auf eine Präsenzstärke aller französischen Armeen von 393,000 Mann und mit Hinzurechnung der Garnisonen auf 600,000 Mann reducirte, s. bei v. Sybel, II, S. 456 (2. Auflage).

ort Caen, gegen von Danton erwirkte Verzeihung, seine Thore geöffnet hatte. Auf der andern Seite marschirte der Divisions-General Carteaux gegen Marseille. Hier war anfänglich der Aufstand für die geächteten Girondisten unternommen, und mit Enthusiasmus begonnen worden; man hatte 10,000 Mann ausgehoben und wollte, im Vereine mit Lyon und den umliegenden Departements, nach Paris marschiren. Aber man sandte nur schwache Truppencorps aus, um die Stadt nicht zu entblößen; nachdem Carteaux diese leicht aufgerieben, zog er schon am 28. August siegreich in Marseille ein. Die Royalisten flüchteten sich von da nach Toulon, wo sie den Admiral Hood zu Hülfe riefen, welcher den unglücklichen Dauphin, der unter den Martern des Schusters Simon einem traurigen Tode entgegen ging, als Ludwig XVII. zum Könige ausrufen ließ. Lyon, eine Stadt, die durch Vernichtung des königlichen Hofes und die Vertreibung und Beraubung des Adels und der Geistlichkeit ihren Haupterwerbszweig, die Seiden-Manufacturen, verfallen sah, hatte die Jacobiner aus allen öffentlichen Aemtern vertrieben. Jetzt von drei Armeecorps bedrängt, wehrte die Stadt sich mit dem Muthe der Verzweiflung und die Belagerung zog sich in die Länge. Alle Alter, Stände und Geschlechter wirkten rastlos und mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe zur Vertheidigung zusammen. Weiber theilten die Posten mit ihren Gatten, Jungfrauen mit Jünglingen und Greisen; weder Krankheiten, noch Niederlagen, noch die Ermüdungen und Strapazen zweier Monate, wo sie ohne Ruhe die Waffen trugen, konnten ihren Muth erschöpfen; nur der fürchterlichste und unbezwingbarste Feind von allen, der Hunger, zwang die Stadt endlich, der grausamen Nothwendigkeit zu weichen. Sie mußte auf Gnade und Ungnade die Thore öffnen und am 9. October zog die Belagerungsarmee in die verheerten Wohnungen der bis dahin reichsten und blühendsten Stadt Frankreichs ein.

Noch einige Monate hielt sich Toulon, das man hinter seinen von der Natur gebildeten, von der Kunst in den furchtbarsten Vertheidigungszustand gesetzten Verschanzungen für unüberwindlich hielt. Während Carteaux zuerst von Marseille vor Toulon erschienen war und die Besatzung im Zaume hielt, strömten drei Monate lang Kriegerscharen aus allen Theilen Frankreichs mit unermeßlichem Geschütz zusammen. Am 16. December begann der allgemeine Angriff; schon am 17. war die englische Hauptredoute, die für unüberwindlich galt, erstürmt; eben so wurde, trotz des fürchterlichsten Kanonenfeuers und des in Strömen herabstürzenden Regens, das Gebirge erstiegen und alle Redouten desselben weggenommen. Jetzt sahen die Belagerten kein Heil mehr, als die Stadt zu räumen. Was man zurücklassen mußte, gab man der Zerstörung Preis, um es den Republikanern nicht zu überlassen. Arsenal und Magazine, Schiffswerfte, alle öffentlichen Niederlagen &c. wurden in Brand gesteckt, ohne Rücksicht auf die unglückliche Stadt. Die ganze französische Flotte, außer einigen Schiffen von der Linie, die man mitnahm, wurde in die Luft gesprengt, theils verbrannt.

Die einziehenden Sieger konnten nur noch die Trümmer retten. Kein Sieg wurde höher gefeiert, als dieser; der Schlüssel von Frankreich, das für unbezwinglich gehaltene Toulon, war nicht nur den Engländern, die wohl gern ein zweites Gibraltar daraus gemacht hätten, wieder entrissen, sondern auch dem Königthume, das seinen Sitz dort aufgeschlagen. Hier war es übrigens, wo Napoleon Bonaparte zuerst nicht nur die Aufmerksamkeit Carnot's und seiner Generale auf sich zog, sondern in ganz Frankreich rühmlich genannt wurde. Nachdem mehrere Batterieen, wobei er als Artillerie-Hauptmann diente, demontirt und die Kanoniere davon zur Erde gestreckt waren, fand ihn sein General unter Leichen weit umher allein, immer eine Kanone wieder ladend und abfeuernd, unbekümmert um die Kugeln, die ihn rechts und links umzischten und nur, wie ein Wunderwerk, bis jetzt den Einzigen verschont zu haben schienen. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, der sich durch den Ruf der heldenmüthigen Eroberer von Toulon über alle Heere an den Grenzen verbreitete; doch waren dort schon nicht minder bedeutende und glorreiche Siege erfochten worden, meistens von noch unversuchten und folglich noch unbekannten, jugendlichen Generalen (s. Nr. 95).

Das Waffenglück hatte auch die Vendee bereits verlassen. Unter General d'Elbée hatten sich reguläre Truppen, unter Charette aber mehr eine Art Guerillas gesammelt, die beide bald zu ansehnlichen und allmählich immer zweckmäßiger organisirten Heerhaufen herangewachsen waren. Sie hatten Anfangs, so lange sie gemeinschaftlich wirkten, meistens glückliche Erfolge gehabt; über den Schrecken verbreitenden Namen aber, den sich vorzüglich d'Elbée erworben, war Eifersucht unter den Insurgenten-Häuptern erwacht und Charette vor Allem mochte keine subordinirte Rolle spielen. Deßwegen trennte er sich vom General d'Elbée und trat an der Spitze der sogenannten Jesus-Armee in Niederpoitou auf. Durch dieses Theilungs- und Isolirungs-System verloren die Vendeer die wichtigsten Plätze an die Küstenarmee von Rochelle und Charette erlitt eine gänzliche Niederlage. Gerade um die Zeit, als hier diese Theilung so schädlich wirkte, wurde das getheilte Commando der Convents-Armeen von Rochelle und Brest unter dem Oberbefehle von Lechelle vereinigt und noch durch die kriegsgewohnte Besatzung von Mainz mit 15,000 Mann verstärkt, die, der Capitulation gemäß, nicht gegen die Verbündeten dienen durften. Nun griffen sie das dem General d'Elbée gebliebene Heer mit ihrer Ueberzahl an und brachten ihm in einer entscheidenden Schlacht bei Chollet eine völlige Niederlage bei. Schon meldete man dem Convent: „die Vendee sei nicht mehr"; inzwischen hielt sich Charette auf dem linken Ufer der Loire in der eigentlichen Vendee und dem Prinzen von Talmont war es gelungen, auf das rechte Ufer der Loire überzugehen und über den Ober-General Lechelle am 26. October einen so entscheidenden Sieg zu erfechten, daß sich dieser selbst entleibte. Bald war die Royalisten-Arme wieder auf 80,000 Mann angewachsen und drang nach der Küste vor, um sich,

wo möglich, eines Seeplatzes zur Communication mit England zu bemächtigen. Die Küstenarmee von Cherbourg bot nun auch ihre ganze Kraft auf, die Vendeer an dieser beabsichtigten Vereinigung zu hindern. Zwar wagten diese bei Mans eine Schlacht, aber so mörderisch auch der Kampf zwei Tage lang dauerte und obgleich die Royalisten Alles an ihren langersehnten Zweck setzten, so war doch eben darum ihre Niederlage am 13. December desto vollständiger und der blutige 23. December rieb sie bei Savenay fast völlig auf.

Vielleicht wäre der Vendeekrieg hiermit zu Ende gegangen, hätte man mit dem Siege einige Mäßigung gepaart; aber der Convent überließ sich dem blutigsten und grausamsten Ausrottungs-System, das nur Verzweiflung wecken konnte. General Thurreau umgab die überwältigte Vendee mit 16 verschanzten Lagern; von hier aus durchzogen 12 Colonnen, die sogenannten höllischen Colonnen, das Land nach allen Richtungen und verbreiteten Vernichtung durch Feuer und Schwert. Die Kannibalen wütheten mit Mordlust und viehischer Begierde gegen Weiber, Kinder und Greise, und ganze Gemeinden, die waffenlos, mit dem Oelzweig des Friedens, den Maire an ihrer Spitze, den Convents-Truppen entgegenzogen, aufrichtige Unterwerfung anbietend, wurden anscheinend freundlich empfangen, dann umringt und, nach den scheußlichsten Mißhandlungen, niedergemetzelt. Bald wurde das unglaubliche Decret des Convents: „die ganze Vendee in einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche zu verwandeln und zu einer fürchterlichen Nationalrache umzuschaffen", durch den teuflischen Carrier, der mit vier andern Deputirten zu Nantes zu Gericht saß, auf eine noch unglaublichere Weise ausgeführt; ihm genügte das Niederschießen in Massen, ohne alle gerichtliche Form, bald nicht mehr; er erfand mit sinnreicher Wollust eine eigene verlängerte Todesart, in welcher zugleich noch die edelsten Gefühle verhöhnt wurden. Er ließ die Unglücklichen entkleiden und, eine männliche und weibliche Person zusammengebunden, paarweise in Nachen schleppen, welche am Boden mit einer Fallthüre versehen waren, die man dann dem Wasser öffnete, und sie so, nachdem er sich grausam an dem höllischen Schauspiel geweidet, in den Wellen der Loire versenken, und das nannte man mariages de Vendée.

Doch nicht allein in der Vendee ordnete der schreckliche Wohlfahrts-Ausschuß solche furchtbare Maßregeln an; auch die übrigen insurgirten Provinzen, in ihnen vorzüglich die großen Städte, welche der Sitz der Insurrection gewesen waren, traf eine unmenschliche Rache, wie dort, von noch entmenschteren Dienern derselben ausgeführt. Marseille schon ward wie eine durch Gewalt eroberte Stadt behandelt und geplündert. „Der Name Lyon", sprach der sich zu allem hergebende Barrere, „darf nicht mehr bestehen; Ihr werdet es Ville affranchie nennen. Das eine Wort wird alles sagen: Lyon bekämpfte die Freiheit, Lyon ist nicht mehr." Um diesen grausamen Spruch auszuführen, wurden würdige Diener gewählt: Collot d'Herbois, Fouché und Couthon wurden dahin geschickt, welche die Schuldigen mit den Unschuldigen, ohne

Proceß und Verhör, um neuen Raum für neue Einkerkerungen zu gewinnen, zu Hunderten mit Kartätschen niederschießen ließen. Collot d'Herbois, ein ehemaliger Schauspieler dieser Stadt, soll noch besondere Privatrache wegen ehemaliger Verachtung seines Spiels geübt haben. Ueber 5000 Lyoneser fanden so in wenigen Wochen den Tod. — Nicht milder war das Schicksal von Toulon, wo, die Gräuel des Sturmes, Brandes und der Plünderung abgerechnet, nach der Eroberung Barras und Freron ihr schreckliches Amt verrichteten.

Inzwischen hatte die Dictatur in Paris ihren Weg mit nicht minder blutigen Spuren bezeichnet. Die Gewaltstreiche begannen mit drei Verurtheilungen und Hinrichtungen eminenter Häupter: nämlich mit der Verurtheilung der unglücklichen Königin, des weisen und gerechten Bailly und des schändlichen Herzogs von Orleans. Die erste war gegen Europa, die zweite gegen die alten Constitutionellen, die dritte gegen gewisse Glieder vom Berge gerichtet, die man im Verdacht hatte, Orleans' Erhebung zum Dictator und Regenten beabsichtigt zu haben. Die arme Marie Antoinette wurde zuerst von dem Revolutions-Tribunal dem Tode geweiht und ihr nicht einmal, wie der Königin und der Frau doppelt gebührt hätte, gleich ihrem Gemahl, ein Wagen zur letzten Fahrt in diesem Leben gewährt; auf dem gewöhnlichen Henkerskarren zum Richtplatze gebracht, endete sie ihr, unter Kummer und Thränen schwergebüßtes, wahrscheinlich nur mit Irrthum, Stolz und Leichtsinn, nicht durch bewußte Schuld verdunkeltes Leben am 16. October 1793. Bailly wurde auf eine schauderhafte Weise hingerichtet. Man brach das Schafot auf dem so benannten Revolutionsplatze, wo der ungerecht Verurtheilte schon angekommen, ab, um es in seiner Gegenwart auf dem Marsfelde wieder aufzuschlagen und das Volk durch die Erinnerung an den durch ihn und Lafayette dort unterdrückten Aufstand zu erhitzen.

Den drei erlauchten Opfern folgten am 31. October die am 2. Juni geächteten und verhafteten 19 Girondisten-Deputirten, denen es nicht gelungen war, zu entkommen. Alle gingen sie mit ächtem Stoicismus zum Blutgerüste, die marseiller Hymne, mit Anwendung auf sich, singend:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé:
Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé etc."

Fast alle entronnenen Häupter dieser Partei hatten das Loos, nach weit mehr Angst, einem gleichen Verderben zuletzt zu unterliegen. Nur sechs erlebten in sicheren Asylen das Ende dieser grauenvollen Zeit.

Mit den Menschen fuhr man fort, auch jede sachliche Erinnerung an die Vergangenheit zu vertilgen. So führte man eine ganz neue Zeitrechnung ein; der neue republikanische Kalender, an die Stelle des christlichen gesetzt, und von dem berühmten Lalande eingerichtet, verän-

derte die Namen der Monate und Tage, setzte die Dekade an die Stelle der Woche, so daß der zehnte Tag, statt des siebenten, Ruhetag, und das Jahr in zwölf gleiche Monate von 30 Tagen, mit fünf Ergänzungstagen, eingetheilt wurde, an welchen das Fest des Genies, der Arbeit, der schönen Handlungen, der Belohnung und der Meinung, am eigentlichen Schalttage aber der Revolutionstag noch besonders gefeiert werden sollte. Die vierjährige Periode von einem Schaltjahre zum andern hieß Franciade und die Zeitrechnung begann vom 22. September 1792 als Gründungstag der Republik.

Der Abschaffung der christlichen Zeitrechnung folgte die des christlichen Gottesdienstes selbst, denn die Kirche ward als die alte Gegnerin der Revolution angesehen und ihre völlige Vernichtung ein Lieblingsthema der Debatten. Zuerst ließ der rohe Chaumette allen Gottesdienst außerhalb der Kirchen verbieten, dann regte man einige Priester an, öffentlich ihrem Stande den Rücken zu kehren; endlich am 7. November erschien der Bischof von Paris, Gobel, mit einem großen Zuge Cleriker, geführt von dem Gemeinderathe, im Convent, um sich im Angesichte der Nation von dem alten „Aberglauben" feierlich loszusagen. Der Berg stimmte mit heftigem Klatschen ein, die Abgeordneten, welche selbst eine kirchliche Würde bekleideten, folgten dem Beispiele, und Chaumette bat, daß der Convent einen Tag des republikanischen Kalenders der Vernunft, als der einzigen Gottheit, weihen möge. Am 10. wurde Notredame, in Anwesenheit des Convents und Stadtraths, durch eine halbberauschte Bande frecher Sansculotten als Tempel der Göttin Vernunft eingeweiht, und die Darstellerin der letzteren, eine gefällige Schönheit des Ballets, im Florkleide auf dem Hauptaltar sitzend, mit der Carmagnole umtanzt. So ging das Unwesen in täglichen Wiederholungen fort und wurde von den Repräsentanten in den Provinzen mit Eifer nachgeahmt. Mit diesem Unwesen waren indessen weder Robespierre und Danton, noch die Mehrheit des Conventes einverstanden, und dieser, welcher kurz vorher den katholischen Gottesdienst proscribirt hatte, decretirte (6. December), auf Robespierre's Verlangen, die Freiheit der Culte.

Ueberhaupt wandte sich die Mehrheit des Conventes auf dem damaligen Gipfelpunkt der Revolution einer gemäßigten Richtung zu. Die Nemesis, welche in dieser Geschichte der Revolution eben so gewaltig erscheint, wie das Verbrechen, bestand darin, daß unter den Machthabern selbst Hader entstand, daß einer den andern zu vernichten strebte und durch die gegenseitige Aufreibung der Tyrannen das Joch des geknechteten Volkes zerbrechen sollte. Es trat immer mehr eine Spaltung des bisher gemeinsam herrschenden Berges in die drei naturgemäß neben einander bestehenden Richtungen hervor: die äußerste Linke („les enragés"), unter Leitung Hebert's, wollte durch einen Aufstand der Massen die ausschließliche Gewalt an sich reißen, die mittlere Richtung mit Robespierre wurde von der Majorität des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses repräsentirt, die dritte Fraction („les indulgents") bestand

aus den Anhängern Danton's, welche den Terrorismus früher beseitigen wollten, als es die Lage der Dinge zu erlauben schien.

Damals beschäftigte sich der Wohlfahrts-Ausschuß mit Plänen über die Reorganisation der Verwaltung, die Herstellung eines öffentlichen Dienstes und die Erweiterung seiner eigenen Regierungsrechte. Damit waren das Centrum und die meisten Dantonisten einverstanden, desto bedrohlicher aber schien der Widerspruch Hebert's und der Extremen. Deßhalb kam Robespierre zu dem Entschlusse, zuerst die Hebertisten zu stürzen und sich zu diesem Zwecke mit Danton zu verbinden. Da man die Thaten der Hebertisten, an denen man selbst so vielfachen Antheil genommen hatte, nicht angreifen konnte, so galt es, ihnen landesverrätherische Absichten nachzuweisen. Man benutzte eine Entdeckung Chabot's, daß Hebert und Chaumette ihn in eine Verschwörung gegen den Convent hineingezogen hätten, um die Hebertisten als scheinbare Demokraten darzustellen, die, vom englischen Minister Pitt bestochen, eine Contre-Revolution unter der Maske des Patriotismus bezweckten. Auch sprach Robespierre im Jacobinerclub gegen die Gottlosigkeit und die Kirchenschändungen der Hebertisten. Er selbst hatte allerdings ihren atheistischen Eifer nie getheilt, sondern nach Rousseau's Vorbild den Glauben an eine göttliche Vorsehung festgehalten; doch ließ er in seinem Entwurfe der Menschenrechte nicht einen persönlichen Gott, sondern die Natur als die Beherrscherin des Weltalls proclamiren. Jetzt aber galt es, die Hebertisten, gleichviel an welchem Punkte, anzugreifen und dazu benutzte er die schon in Paris und noch mehr in den Provinzen herrschende Gährung gegen die Kirchenschänder. Danton unterstützte ihn durch Anträge auf Beschränkung des Schreckenssystems und kräftigere Entfaltung der Regierungsgewalt. Durch eine Reihe von Decreten wurde die Selbständigkeit der Gemeinderäthe beschränkt und dieselben zu abhängigen Organen des Wohlfahrts-Ausschusses gemacht. Zugleich schilderte Robespierre's Jugendfreund Camille Desmoulins in einem bald allenthalben verbreiteten Journal („Der alte Cordelier"), auf Robespierre's Veranlassung und unter dessen geheimer Mitwirkung, eben so unverhohlen als beredt alle Frevel des Schreckenssystems und gewann so die öffentliche Meinung für den Sturz des Terrorismus. Ein Versuch der Hebertisten, durch einen Aufstand gegen den Wohlfahrts-Ausschuß ihre selbständige Macht wieder zu gewinnen, mißlang, da im entscheidenden Augenblicke ihr militärischer Führer Henriot von Hebert zu Robespierre übertrat, und die Proletarier auf Seiten des Wohlfahrts-Ausschusses standen, von dem sie die Vertheilung der Güter der verhafteten Verdächtigen in Folge eines Convents-Beschlusses erwarteten. Der mißlungene Aufstand wurde nun als eine große Verschwörung der fremden Mächte dargestellt, Hebert und die bedeutendsten seiner Genossen verhaftet und am 24. März 1794 unter einem unermeßlichen Zuströmen jubelnder Menschen hingerichtet, auch am folgenden Tage das von ihnen geschaffene und von ihrem Geiste erfüllte Revolutionsheer aufgelös't. Doch war der Ausschuß auch schon einig über den

Sturz seiner Gegner nach der andern Richtung hin, denn Robespierre hatte seinen Widerspruch, mit dem er allein im Ausschusse stand, nicht lange aufrecht erhalten.

Nach der Hinrichtung der Hebertisten warnte man Danton, daß die Reihe an ihn kommen werde, und forderte ihn auf, zu handeln. Aber, war es der Lebensüberdruß, der sich seiner bemeistert hatte, war es der Unglaube, daß man gegen ihn Aehnliches wie gegen Hebert und seines Gleichen wagen werde; genug, er wartete thatlos die Maßregeln seiner Feinde, des jetzt zweifach mächtigen Wohlfahrts-Ausschusses, ab. Am 30. März hinterbrachte man ihm, daß seine Verhaftung im Wohlfahrts-Ausschusse zur Sprache gekommen und suchte ihn zur Flucht zu bereden. Er besann sich einen Augenblik und sagte dann: „Sie wagen es nicht!“ Aber schon in der folgenden Nacht wurde er nebst Camille Desmoulins, Philippeaux, La Croix und Westermann wirklich verhaftet und, vorläufig in den Luxembourg gebracht, in denselben Kerker geworfen, den Hebert vor Kurzem eingenommen hatte und sein Feind Robespierre, bald nach ihm, in noch schlimmerer Lage, sehen sollte. Mit Stolz und Würde oder vielmehr Verachtung ihrer feilen Richter erschienen die Angeklagten vor dem Revolutions-Tribunal. Als der Präsident Dumas Danton, wie gewöhnlich, nach Namen, Alter, Wohnung rc. fragte, antwortete dieser: „Ich bin Danton, hinlänglich in der Revolution bekannt — 35 Jahre alt, meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und mein Name im Pantheon der Geschichte leben.“ Da schloß man, unter dem Vorwande, daß sich die Gefangenen achtungswidrig gegen das Gericht ausdrückten, das Verhör und verurtheilte sie, ohne ihre Vertheidigung anzuhören. Danton rief empört: „Man opfert uns dem Ehrgeiz einiger feigen Räuber auf; aber nicht lange werden sie die Früchte ihres verbrecherischen Sieges genießen. Ich ziehe Robespierre nach — er folgt mir.“

Mit Muth gingen sie zum Tode durch zahlreich aufgestellte Truppenreihen. Die zuschauende Menge war still und man vermißte den gewöhnlichen rohen Beifall — doch geschah auch kein Versuch zu ihrer Rettung. Camille Desmoulins konnte noch auf diesem letzten Wege seine Verurtheilung nicht begreifen. „Das also“, sagte er noch auf dem Henkerskarren, „das also ist der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit.“ So starben die letzten, welche, wenn gleich in früherer großer Schuld der Verblendung, doch jetzt die Stimme der Mäßigung hören ließen. Einige Zeit nun wagte keine Stimme sich gegen die Schrecknisse der Tyrannei zu erheben.

Robespierre trat jetzt auf den höchsten Gipfel seiner Macht und die Schmeichelei sprach nur von seiner Tugend, seinem Genie und seiner Beredtsamkeit. Im Wohlfahrts-Ausschusse regierte bald das Triumvirat Couthon, St. Just und Robespierre, letzterer wieder beherrschte die Genossen.

Die Feier des neuen Gottesdienstes war in ganz Frankreich auf den 20. Prarial (den 8. Juni) festgesetzt; dies war Robespierre's

Culminationspunkt; er selbst übernahm zu Paris die Stelle des Oberpriesters beim Feste, und ließ sich zu diesem Zwecke zum Präsidenten des Convents ernennen. Mit freudestrahlendem Gesichte erschien er an der Spitze des Conventes, 15 Schritte dem Zuge voraus allein einherschreitend, glänzend geschmückt und mit Blumen und Aehren in den Händen. So war man ihn nicht zu sehen gewohnt; alles war in der äußersten Spannung: seine Gegner erwarteten einen ausgesprochenen Versuch auf nominelle Alleinherrschaft — die Verfolgten und Unglücklichen eine Milderung des bisherigen, fortdauernden Blutsystems. Keines von beiden erfolgte. Er hielt mit wahrer Begeisterung eine Rede, die mit den niederschlagenden Worten endigte: „Volk der Franken! überlassen wir uns heute der reinsten Freude! Morgen werden wir aufs Neue die Laster und die Tyrannen bekämpfen."

Zwei Tage darauf legte Couthon ein neues Gesetz vor, schrecklicher noch als alles, was bis jetzt da gewesen: nach ihm sollten alle bis jetzt noch gebliebenen Formen beseitigt werden — man sollte in Masse verurtheilen, wie die Carriers und Consorten schon in Masse hinrichteten; kein Vertheidiger sollte den Angeklagten mehr werden; keine genaue Bestimmung der Verbrechen, selbst der revolutionären, sollte mehr Statt zu finden brauchen; die Geschworenen bedurften keine Gesetze mehr zum Maßstab oder Vorwand, nur nach ihrem Gewissen sollten sie verfahren. Bisher konnten die Repräsentanten nur durch ein Decret des Convents vor Gericht gestellt werden; jetzt sollte es durch einen bloßen Befehl der Ausschüsse geschehen können.

Der Vorschlag erregte Schaudern und Murren, besonders der letzte Punkt; inzwischen machten ihn Robespierre's Schreckensworte in 30 Minuten d. h. nach bloßem Vorlesen zum Decret. Von da an, beinahe zwei Monate lang, war die schrecklichste der Schreckenszeit: bis gegen 50 so Verurtheilte gingen täglich zum Tode, 1300 in 45 Tagen. Doch das Ziel mußte ja nun nahe sein. Der Zwist unter den Gliedern der Ausschüsse konnte ja nicht ausbleiben, sobald sie sich allein auf dem Kampfplatze sahen.

Billaud-Varennes und Collot d'Herbois, so wie die vorzüglichsten Glieder des Sicherheits-Ausschusses, theilten nicht nur zum Theil die religiösen Ansichten Robespierre's nicht, sondern sie waren auch eifersüchtig auf seine Macht, fingen daher an auf mancherlei Weise seinem Willen entgegenzuwirken, was seinerseits ihn wieder gegen sie aufbrachte. Er faßte daher den Entschluß, die unternehmendsten Glieder des Berges und seine Nebenbuhler im Ausschusse zu stürzen. Noch hatte er großen Anhang im Volke, herrschte bei den Jacobinern, verfügte durch Henriot über die bewaffnete Macht und hatte das Revolutions-Tribunal, wie den neuen Gemeinderath gebildet.

Am 8. Thermidor (26. Juli) beschwerte er sich im Convente in einer langen Rede, daß man ihn verleumde, als trachte er nach Alleinherrschaft und Ermordung vieler Deputirten. Allerdings gingen Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Convente nur 21 Mitglieder

verschonen wollte; er verweigerte aber hartnäckig, diejenigen „Verbrecher“ zu nennen, deren Tod er suche. An demselben Abend wurde im Jacobinerclub eine Wiederholung des 31. Mai, ein neues Auftreten des Stadtrathes gegen den Convent beschlossen, oder nach Robespierre's Ausdrucks eine neue „Reinigung des Conventes von den Schurken“. Die Bedrohten glaubten dem zuvorkommen und nicht nur ihre Personen schützen, sondern auch das herrschende System stürzen zu müssen und vor Allem dessen Repräsentanten, Robespierre, der damals sowohl über die Ministerien und die Revolutionsgerichte, als über den Jacobinerclub und die pariser Behörden verfügte. Als nun am folgenden Tage, dem 9. Thermidor (27. Juli), in der Conventssitzung Billaud einen heftigen Ausfall gegen Robespierre machte und dessen Herrschsucht schilderte, stürzte dieser auf die Rednerbühne, um sich zu vertheidigen, aber der allgemeine Ruf: „fort mit dem Tyrannen“ empfing ihn. Der Antrag auf Henriot's und Robespierre's Verhaftung wurde sofort unter Beifallsgeschrei zum Beschluß erhoben und Robespierre erlebte es, was er so vielen Tausenden bereitet hatte, die Verdammung ohne Rechtsform, ohne Vertheidigung, ohne Richterspruch.

Der eigentliche Kampf stand jedoch noch bevor. Der Stadtrath bot die, wie er hoffte, zuverlässigen Kanoniere der Nationalgarde auf und befreite Henriot und Robespierre aus den Gefängnissen, aber die Kanoniere gehorchten Henriot nicht, der sich zu seinen Genossen auf das Stadthaus flüchtete, vielmehr eilte die Nationalgarde, die auch in Robespierre den verhaßten Schöpfer und Führer der Schreckensherrschaft sah, zum Schutze des Convents herbei, trieb den Jacobinerclub aus einander und zog gegen das Stadthaus. Als man eindrang, hatte Robespierre schon einen Versuch gemacht, sich zu erschießen, aber mit unsicherer Hand sich nur die Kinnlade zerschmettert. Am anderen Morgen (28. Juli) wurde er nach der Conciergerie, der Vorhalle der Guillotine, abgeliefert; am Nachmittage erschienen die Karren, um ihn mit 21 Gefährten (unter diesen sein Bruder, Couthon, St. Just, Henriot) auf den Richtplatz zu schaffen. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker den nothdürftig angelegten Verband herunter, da stieß er einen grellen Schmerzensschrei hervor, den ersten Laut seit seiner Verhaftung und den letzten. Am Tage darauf (29. Juli) folgten ihm noch 71 Mitglieder des geächteten Stadtrathes im Tode; in einem schrecklichen Blutbade endete die Herrschaft des Schreckens.

3. Die Reaction.

a. Kampf gegen die Terroristen (Sturz der Jacobiner, Herstellung der Girondisten).

Sofort, nachdem das Haupt der Schreckensmänner gefallen war, trennten sich seine, einen Augenblick vereinigt gewesenen Gegner wieder in zwei feindliche Parteien: in die der Terroristen und die der Moderantisten, oder Dantonisten, jetzt auch wohl Thermidorianer genannt. Die letzteren gelangten allmählich zum Uebergewicht. Die ge-

fährliche Würde eines General-Commandanten der Nationalgarde, in welcher Henriot zwei Mal (31. Mai und 28. Juli) das Dasein des Conventes bedroht hatte, wurde abgeschafft und der Generalstab sollte sich alle 5 Tage aus den Bezirks-Commandanten erneuern. Der Convent sollte, statt des bisher allmächtigen Wohlfahrts-Ausschusses, in seiner Gesammtheit der einzige Mittelpunkt der Regierung sein, die Ausführung der Geschäfte im Einzelnen aber unter 16 Ausschüsse (der öffentlichen Wohlfahrt, für Diplomatie und Krieg, der allgemeinen Sicherheit, für die Polizei, der Gesetzgebung, für innere Verwaltung und Gerichte, der Finanzen, der Posten u. s. w.) vertheilt werden. Dadurch wurde freilich das Aufkommen jeder Dictatur verhütet, aber auch die einheitliche Leitung der Regierung, besonders nach außen hin um so mehr unmöglich gemacht, als es noch eine geraume Zeit zweifelhaft blieb, welche Partei das Uebergewicht behaupten würde. Ferner wurde die Zahl der Revolutions-Ausschüsse, dieser thätigsten und gefürchtetsten Werkzeuge des Terrorismus, bedeutend beschränkt. Aller Orten öffneten sich die Gefängnisse, die Tausende der Verfolgten kehrten in ihre ausgeplünderten Wohnungen zurück und von einer Grenze des Reiches zur anderen ging der Ruf nach Genugthuung und Vergeltung, die Presse steigerte von Tage zu Tage ihre erbitterte Polemik gegen die Terroristen. Diese erlitten bald in Paris eine Niederlage durch den Proceß gegen 132 Gefangene aus der Vendee, welche der Revolutions-Ausschuß von Nantes, der unter Carrier's Leitung stand, zur Verurtheilung nach der Hauptstadt gesandt hatte, deren Proceß aber nach dem Sturze Robespierre's verzögert worden war. Jetzt entrollte das gerichtliche Verhör jener Angeklagten die Reihe der namenlosen dort verübten Grausamkeiten. Das Revolutionsgericht in Paris erkannte sämmtliche Gefangene von Nantes als unschuldige Opfer einer entsetzlichen Tyrannei und verband mit ihrer Freisprechung sofort den Befehl, die Mitglieder des Revolutions-Ausschusses von Nantes in Anklagezustand zu setzen. Die Jacobiner durften sich seitdem kaum auf den Straßen sehen lassen, ohne den Zorn der sogenannten „goldenen Jugend" (einer bewaffneten Macht der höheren Bürgerklassen gegen die Sansculotten) zu erwecken, welche auch einen Sturm gegen den Jacobinerclub unternahm, der dessen Schließung zur Folge hatte. Inzwischen enthüllte der Proceß gegen die Terroristen von Nantes in jeder Sitzung des Revolutionsgerichtes neue Verbrechen; die Angeklagten behaupteten jedoch willenlose Werkzeuge des allmächtig schaltenden Convents-Commissars Carrier gewesen zu sein. Daher entschloß sich der Convent zum Processe gegen Carrier, der freilich sich wieder darauf berief, daß er die Befehle des Wohlfahrts-Ausschusses vollstreckt habe; dennoch wurde er mit zweien seiner Mitangeklagten zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Ein wichtiger Schritt war ferner, daß jene 73 Abgeordneten (s. S. 616), welche im Sommer 1793 einen Protest gegen den 31. Mai unterzeichnet hatten, deßhalb im September verhaftet und seitdem vielfach mit dem Tode bedroht worden waren, wieder in den

Convent zurückberufen wurden (8. December), wodurch den gemäßigten Fractionen die Majorität gesichert war. Endlich wurden auch die noch lebenden Häupter des Terrorismus, Billaud, Collot d'Herbois, Barrere und Badier, als Mitglieder des alten Wohlfahrts-Ausschusses und als die „Meister Carrier's" dem Revolutionsgerichte überwiesen und zuletzt sogar die geächteten Girondisten in den Convent zurückgerufen, dagegen die vier angeklagten Schreckensmänner, als zu ihrer Befreiung ein Aufstand (am 12. Germinal oder 1. April) versucht worden war, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt und andere Mitglieder der Bergpartei als Anstifter und Lenker des Aufstandes verhaftet.

Der Plan einer constitutionellen Monarchie. Auch die Masse des Volkes entledigte sich allmählich aller Spuren der Schreckenszeit sowohl auf dem politischen als dem geselligen Gebiete: das republikanische Duzen kam außer Gebrauch, die Marseillaise, das erste Kriegslied der Revolution, wurde an öffentlichen Orten nicht mehr geduldet, der republikanische Sonntag verspottet und der christliche wieder gefeiert, überhaupt der christliche Gottesdienst wieder besucht und dabei den eidweigernden Priestern, als solchen, die eine gewissenhafte Ueberzeugungstreue an den Tag gelegt hatten, der Vorzug gegeben; die Emigranten, von denen jedoch jetzt der Adel nur einen kleinen Theil bildete, kehrten, trotz eines (Ende 1794) wiederholten Verbotes des Convents, in die Heimat zurück und fanden als Verfolgte allgemeine Sympathie, der Verkauf ihrer confiscirten Besitzungen gerieth ins Stocken und dadurch der Convent in neue Finanz-Verlegenheiten. Da die republikanische Regierung in der tiefsten Mißachtung stand, so war kein Beschluß populärer, als jener (vom 21. März), welcher die Entwerfung einer neuen Verfassung ankündigte. Bei der Wahl der Commission für deren Ausarbeitung erhielten die Gemäßigten und Girondisten entschieden die Majorität. Die Bergpartei sah mit wilder Entrüstung die Erfolge der Gemäßigten sowohl in der Hauptstadt als im Süden Frankreichs, wo der Groll gegen die Schergen der Tyrannei sich jetzt in der Verfolgung und Ermordung der Terroristen äußerte; sie versuchten daher einen kühnen Handstreich zur Wiedereroberung der Macht. Die Noth der Arbeiter bot die nächste Veranlassung dazu; der Plan war ähnlich wie am 12. Germinal: durch eine Sturmpetition sollten die Vorstädter verlangen: Brod, die Constitution von 1793, die Befreiung der Patrioten, Reinigung des Conventes von der feindlichen Majorität und Constituirung der Linken als ächte Vertretung der Nation. Am 1. Prairial (20. Mai) drangen die Insurgenten, nach Ueberwältigung der Nationalgarde, in den Sitzungssaal des Convents; nachdem ein großer Theil der Deputirten entflohen war, wurden die „patriotischen Anträge" durch Hüteschwenken als Gesetze ausgerufen und gegen Mitternacht ein Vollziehungs-Ausschuß ernannt, welcher die Regierung in die Hand nehmen und die bisherigen Ausschüsse verhaften sollte. Diesen aber war es gelungen, die Bürgergarde zu gewinnen, welche nach einem Handgemenge den Convent reinigte — aber

von den Aufständischen. Am andern Tage wiederholte sich der Tumult, doch ließen sich die Vorstädter zuletzt mit der Aussicht auf Beschaffung von Lebensmitteln und Einführung der Verfassung beruhigen. Inzwischen hatte der Wohlfahrts-Ausschuß von der Nordarmee 3000 Reiter in Eilmärschen nach Paris gezogen, welche in Verbindung mit starken Infanterie-Colonnen die vollständige Unterwerfung der Vorstädter erzwangen und die schon früher decretirte Entwaffnung der Terroristen durchsetzten, worauf eine neue Nationalgarde aus Freiwilligen der besitzenden Klasse gebildet wurde. Eben so erfolglos war ein Aufstand der Jacobiner in Toulon. Der Proceß gegen die verhafteten Terroristen enthüllte wieder schauderhafte Einzelheiten und hatte die Aufhebung des Revolutionsgerichtes zur Folge, welches über zwei Jahre der Schrecken Frankreichs gewesen war; außerdem ward der öffentliche Gottesdienst jedem Priester wieder gestattet, welcher eine einfache Erklärung der Unterwerfung unter die Staatsgesetze abgab. Ueberhaupt zeigte der Convent kein anderes Bestreben, als seine eigenen, kaum ein Jahr alten Schöpfungen zu vernichten, und damit war die öffentliche Meinung im höchsten Grade einverstanden; sowohl in Paris als in den Departements hielt die unendliche Mehrheit der Einwohner die Fortdauer der Republik für unmöglich und sah in der Herstellung einer constitutionellen Monarchie die einzige Rettung für Frankreich. Man dachte um so mehr an die Erhebung Ludwig's XVII., als des nächsten Erben des umgestürzten Thrones, da dieser ohne irgend eine feudale Umgebung und bei seiner Jugend auf lange Zeit ohne eine wirkliche persönliche Macht regieren würde.

Das Dasein dieses Thronerben war, seitdem er am 3. Juli 1793 aus den Armen seiner Mutter gerissen wurde, eine einzige Kette der empörendsten Mißhandlungen gewesen. Dieses war das patriotische Amt des Schusters Simon, eines Nachbars und Verehrers Marat's, auf dessen Empfehlung er durch Robespierre zum Hüter des jungen Capet bestellt worden war. Er hielt das schwache Kind zum Branntweintrinken an, schmähte und prügelte es bei jeder Erinnerung an seine Eltern, bei jeder Nachricht von einem Siege der Vendeer oder der Oesterreicher. In einer Nacht, als er den Knaben beten hörte, goß er ihm eiskaltes Wasser über den Leib und das Lager und zwang ihn unter Schlägen mit einem eisenbeschlagenen Schuh, den Rest der Winternacht in dem naßkalten Bette zuzubringen. Auch als Simon den Temple verlassen hatte (Januar 1794), um später am 9. Thermidor auf Robespierre's Schafot zu enden, wurde das Loos des gefangenen Knaben eher schlimmer als besser: Robespierre ließ ihn in eine kleine Zelle sperren, wo er 6 Monate ohne alle Gesellschaft bei der kümmerlichsten Nahrung und in der scheußlichsten Unreinlichkeit ausharren mußte. Dieses langsame Hinmorden des liebenswürdigen Kindes, dessen einziges Verbrechen seine Abstammung war, dauerte bis nach Robespierre's Tode.*) Als es zu spät war, ihn physisch zu retten,

*) Man lese die Schilderung bei v. Sybel, III. S. 470—476. (2. Aufl.)

wurde seine Behandlung zwar etwas menschlicher, aber je mehr die öffentliche Meinung sich mit ihm zu beschäftigen begann, desto argwöhnischer wurde das Mißtrauen der Regierungs-Ausschüsse, desto hartnäckiger ihre Abneigung gegen jede wesentliche Verbesserung seiner Lage. Dies zeigte sich besonders in seiner letzten Krankheit, indem der Ausschuß die Gesuche der Wächter meist unbeantwortet ließ, bis am 8. Juni 1795 der Tod des Dauphin die Republikaner von einer erheblichen Sorge befreite. Jetzt war der in Verona residirende Ludwig XVIII., der älteste Bruder Ludwig's XVI., das Haupt der bewaffneten Emigration, der legitime König, und so gab es nur eine Wahl zwischen der unbedingten Herstellung des alten Regime und der Fortsetzung der Republik. Die Entscheidung dieser Frage führte zu neuen Kämpfen.

b. Kampf gegen die Royalisten.

Wenn auch selbst die Gemäßigten im Convente nicht zweifelhaft waren, daß die Fortsetzung der Republik der Herstellung der feudalen Monarchie vorzuziehen sei, so bildete sich doch in Paris selbst in der monarchisch-constitutionellen Opposition eine immer schärfer hervortretende bourbonisch-royalistische Gruppe aus der sogenannten goldenen Jugend (s. S. 627), ehemaligen Mitgliedern der ersten Reichsstände und anderen liberalen Bürgern, welche hofften, ohne Waffengewalt durch einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers die Bourbonen zurückzurufen.

Weit thätiger aber zeigte sich diese royalistische Reaction in den Departements, vorzüglich in den südlichen, die unter den gefühllosen Commissaren des Berges ihren theils royalistischen, theils für die Girondisten versuchten Widerstand gegen den Convent so gräßlich gebüßt hatten. Hier wiederholten sich die September-Scenen im umgekehrten Sinne; es war in Lyon, Tarascon, Marseille 2c. hinlänglich, an der vorigen Regierung Antheil genommen zu haben, um ins Gefängniß geworfen und ohne Urtheil und Recht gemordet zu werden.

Jetzt glaubte die englische Regierung, es sei die Zeit gekommen, wo man von einer Landung an der französischen Küste die Vollendung oder doch große Förderung einer monarchischen Gegenrevolution hoffen dürfe. Diesen Plan hatte vorzüglich der Marquis von Puisaye angeregt. Die Vendee war zwar nichts weniger als beruhigt, doch durch frühere Niederlagen, besonders aber durch Charrette's und Stofflet's Uneinigkeit gelähmt. Ja, Charette hatte sogar eine Art Frieden mit dem Convent abgeschlossen. Puisaye meinte indessen, nicht nur dieses Land bald wieder in Flammen setzen zu können, sondern er gedachte auch, durch eine Insurrection in der Bretagne, wo allerdings nicht unbedeutende Banden von Chouans und Abenteurern sich herumtrieben, die der Vendee zu ersetzen und versicherte, der Aufstand werde in ganz Frankreich reißend um sich greifen, wenn man nur den Kern einer Armee, Munition und Waffen landete. Es gelang ihm, den englischen Premierminister Pitt und den Kriegsminister Windham vollständig für seine Pläne zu gewinnen, und erhielt selbst die Leitung der ganzen Expedition.

Doch war es ein unglücklicher Gedanke der englischen Minister, zur Verstärkung der Landungstruppen, (1600) Recruten unter den französischen Kriegsgefangenen in England aufzubieten. Dazu kam, daß Ludwig XVIII., statt sich durch die Zusage einer liberalen Verfassung und einer unbedingten Amnestie schnell die Zustimmung der französischen Nation zu erobern, vielmehr durch eine Denkschrift eines seiner nächsten Vertrauten den Constitutionellen ein schreckliches Strafgericht androhte. Die auf der englischen Flotte bei der Halbinsel Quiberon gelandeten Emigranten wurden, bei der Uneinigkeit der royalistischen Führer, vom republikanischen General Hoche eingeschlossen und jene kriegsgefangenen Republikaner, welche man in die Regimenter der Emigranten gesteckt hatte, desertirten jetzt haufenweise zu ihrer alten Fahne hinüber; die Expedition war gänzlich verloren, ein Theil rettete sich mit großer Mühe auf die englischen Boote, die meisten wurden gefangen genommen, ein Theil der letzteren (600) hingerichtet, wofür dann wieder die Bauern an den republikanischen Colonnen blutige Rache nahmen. Eine zweite Expedition von England aus, an deren Spitze der Graf Artois selbst stand, wagte nicht einmal das Festland zu betreten.

Inzwischen war eine neue Constitution entworfen worden. Diese erklärte noch immer die Theilnahme an den Wahlen für ein Menschenrecht und nicht für ein Staatsrecht, schloß aber die völlig Besitzlosen aus, indem sie einen seit einem Jahre festen Wohnort und die Zahlung irgend einer Steuer für das Wahlrecht verlangte; auch konnte nur ein Eigenthümer Mitglied des gesetzgebenden Körpers werden. Alle Wahlen sollten unmittelbare sein. Der gesetzgebende Körper sollte aus zwei Räthen (Kammern) bestehen, dem Rath der (40 Jahre) Alten mit 250 Deputirten und dem Rath der (30 Jahre alten) Fünfhundert, wovon alle 2 Jahre die Hälfte der Mitglieder austreten und durch neue Wahlen ersetzt werden sollte. Die Fünfhundert hatten die Gesetze vorzuschlagen, der Rath der Alten befreite im Falle der Verwerfung eines Gesetzes die Regierung von der Gehässigkeit des Veto's. Die vollziehende Gewalt sollte einem Directorium von fünf Mitgliedern übertragen werden, von denen jährlich eines ausscheide und durch Neuwahl ersetzt werde, die Ernennung der Directoren sollte aber nicht vom Volke ausgehen, weil ein solcher Erwählter der ganzen Nation ein zu hohes Ansehen den Abgeordneten gegenüber haben würde, deren jeder von einem Departement ernannt wäre, vielmehr sollten die Fünfhundert eine Candidatenliste aufstellen, aus welcher der Rath der Alten die Directoren zu wählen hätte; man hoffte dadurch ein sicheres Einverständniß zwischen der Regierung und der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers zu erzielen. So hatte man also eine Regierung ohne das Recht des Gesetzvorschlages, der Vertagung, der Auflösung, die der Rath der Fünfhundert jeden Tag durch Gesetzgebung und Steuerverweigerung entkräften konnte; daß der Rath der Alten dies verhindere, war bei der völligen Gleichberechtigung beider Räthe nicht zu erwarten. Die wichtigste Veränderung, welche der Convent an dem

Entwurfe vornahm, war die Herstellung des Systems der **mittelbaren Wahlen** und die **jährliche Neuwahl** eines **Drittels** der Abgeordneten.

Da die Nation sich nach dem Ende der Convents-Regierung sehnte, so befürchteten die bisherigen Mitglieder des Convents, bei den neuen Wahlen möchten ihre Gegner in die Räthe und somit auch in das Directorium gelangen, wodurch ihnen selbst nicht allein ihre bisherige Macht verloren ginge, sondern vielleicht auch ihre persönliche Sicherheit bedroht sein könnte. Man erinnerte sich, wie die constituirende Versammlung die Wiederwahl ihrer Mitglieder verboten und dadurch dem Bestehen ihres Werkes den Todesstoß versetzt habe. Der Convent that nun das Gegentheil: er decretirte, daß zwei Drittel der Conventsmitglieder in den (künftigen) gesetzgebenden Körper gewählt werden **müsse**; so schien den jetzigen Machthabern wenigstens für ein Jahr eine Mehrheit gesichert zu sein. Gegen diesen Zusatz zur Constitution erhoben sich die Bürger von Paris, um die volle Freiheit der Wahl zu behaupten, und wurden in dieser Opposition von den Royalisten bestärkt und unterstützt. Allein es gelang ihnen diesmal nicht, die Provinzen mit sich fortzureißen, denn als die Constitution mit ihrem Zusatz den Urversammlungen der Wähler vorgelegt wurde, verwarfen zwar die Pariser den Zusatz, aber die Provinzen genehmigten Beides (Verfassung und Zusatz), worauf der Convent Beides als sanctionirtes Gesetz proclamirte (23. Sept.) und die neuen Wahlen anordnete. Die Sectionen von Paris erhoben sich nun gegen den Convent (4. Oct.), um die Wahlfreiheit zu schützen, die Regierungs-Ausschüsse aber zogen Linientruppen in die Stadt und setzten eine Commission von fünf Mitgliedern zum Schutze der öffentlichen Ordnung ein. In dieser hatte der Brigade-General Barras die Leitung der kriegerischen Geschäfte übernommen. Er bewirkte die Ernennung **Napoleon Bonaparte's** zum zweiten Befehlshaber und überließ ihm die Anordnung aller kriegerischen Maßregeln. Der junge Officier verwandelte (5. Oct.) binnen wenigen Stunden die Tuilerieen in ein unangreifbares Heerlager. Von welcher Seite der Angriff geschehen, ist nicht mehr zu ermitteln, Bonaparte aber vertheidigte durch ein mörderisches Kreuzfeuer das Schloß sowohl von der Flußseite als von der entgegengesetzten Seite und Abends 9 Uhr war der Sieg des Convents entschieden.

Dessen ungeachtet wählte man in drei Vierteln des Landes für das neue Drittel der Abgeordneten entschiedene Constitutionelle und Monarchisten, und auch für die zwei Drittel aus den Conventsmitgliedern keine Jacobiner, sondern fast nur Gemäßigte und Girondisten. Vergebens versuchte die Linke, welche das Aufkommen einer ihr feindlichen Regierung befürchtete, durch Anträge auf Annullirung der Wahlen und Suspension der Verfassung eine neue jacobinische Dictatur herbei zu führen, Thibaudeau vernichtete durch seine unerschütterliche Beredtsamkeit den Plan, indem er ihn unumwunden aussprach. Doch setzten die Machthaber bei der Alles entscheidenden Wahl des Directoriums ihren

wenig ehrenhaften Plan um so leichter durch, als von dem neuen Drittel mehr als Hundert noch nicht in Paris anwesend waren; sie vereinigten sich, daß Niemand ins Directorium treten dürfe, der nicht für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt habe und erreichten es in dem unvollzähligen Rathe der Fünfhundert, daß dieser die von ihnen bestimmten 5 Candidaten: Sieyes, Rewbell, Barras, La Reveillère und Letourneur neben 45 völlig unmöglichen Namen dem Rathe der Alten zufolge der Verfassung vorschlug, der nun keine andere Wahl hatte, als die 5 Candidaten der Linken als zukünftige Regenten Frankreichs zu proclamiren. Als dann Sieyes die ihm übertragene Würde, vielleicht aus Mißtrauen gegen die von ihm nicht angefertigte Verfassung, ablehnte, wurde mit ähnlichen Mitteln an seine Stelle Carnot ernannt. So viel Mühe kostete es dem Convente, nach dreijähriger Allmacht, die Fortsetzung seines Regimentes dem französischen Volke aufzunöthigen und seinen Führern ihre Straflosigkeit zu sichern.

Die Aussicht in die Zukunft war im Uebrigen nichts weniger als glänzend: der Staatsbankerott war so gut wie erklärt, die Assignate waren auf 27 Milliarden gestiegen und im Course auf ½ Procent gesunken, der auswärtige Handel stockte gänzlich, die Verwaltung lag überall in bodenloser Unordnung, die Masse der Bürger aber übertrug alle Abneigung gegen den Convent auf dessen Fortsetzer, die als einzige Stütze ihrer Macht die Armee ansahen, und wenn man damals oft von dem Ende der Revolution redete, so hatte dieser Ausdruck keinen andern Sinn, als daß an die Stelle der populären die Militärherrschaft zu treten im Begriffe war.

---

95. Der Krieg der ersten Coalition gegen Frankreich, bis zum Baseler Frieden.

(Nach Friedrich Lorentz, Handbuch der deutschen Geschichte, und Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.)

Die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Kaisers Leopold II. (s. S. 556 flg.) wurde hauptsächlich von der französischen Revolution in Anspruch genommen; es kam darauf an, Deutschland nicht allein vor dem Einflusse der in Frankreich geltend gemachten Grundsätze zu bewahren, sondern es auch gegen die in Folge derselben drohende Verletzung seiner Rechte und seiner Integrität zu schützen. Die erste französische National-Versammlung hatte im August 1789 in dem Umfange des französischen Staatsgebietes die ganze Feudal-Verfassung nebst allen daraus herfließenden Rechten oder daran haftenden Verbindlichkeiten aufgehoben; am 2. November desselben Jahres zog sie auch die geistlichen Güter ein und drückte den Clerus in die Stellung einer besol-

deten Staatsdienerschaft hinab. Die Folge war, daß die geistlichen und weltlichen Stände des deutschen Reiches, welche in Frankreich Diöcesanrechte ausgeübt hatten oder Besitzungen mit Landeshoheit und anderen Gerechtsamen besaßen, dieselben verlieren sollten. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, die Bischöfe von Straßburg, Speier und Basel, der deutsche Orden, die Herzöge von Zweibrücken und Württemberg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein nebst vielen Grafen, Herren und Rittern kamen dadurch zu bedeutendem Schaden und wollten sich denselben nicht gefallen lassen. Kaiser Leopold nahm sich auf Betrieb des kurfürstlichen Collegiums der beeinträchtigten Stände an, und der deutsche Reichstag erklärte durch ein Conclusum vom 6. August 1791, daß die Anwendung französischer Decrete auf die in Lothringen und im Elsaß begüterten Reichsstände eine Verletzung der Hoheit des Kaisers und des Reiches sei.

Zu der durch diese Verhältnisse herbeigeführten Spannung zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Regierung kam die Besorgniß vor der weiteren Ausbreitung der Grundsätze, welche in Frankreich herrschten, und der Schutz, welchen die Emigranten in Deutschland fanden, hinzu, um das gute Einverständniß auf beiden Seiten immer mehr zu stören. Die Flucht, durch welche sich der König von Frankreich aus der Gewalt der National-Versammlung zu befreien suchte und die ihn, da sie mißlang, in die förmliche Gefangenschaft seiner Unterthanen brachte, veranlaßte den Kaiser zu einer Circular-Note an alle europäischen Höfe, worin er sie aufforderte, die Sache des Königs von Frankreich als ihre eigene zu betrachten und die Befreiung und Sicherheit desselben durch entscheidende Maßregeln zu bewirken. Der Kaiser hielt im August 1791 mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., eine Zusammenkunft zu Pillnitz; beide beschlossen, ihre Heere in Bereitschaft zu halten. Kurz darauf nahm aber der König von Frankreich die von der National-Versammlung entworfene Verfassung feierlich an und erklärte allen Mächten, daß er dies freiwillig und ungezwungen gethan habe. Der gemäßigte Kaiser Leopold war über diese glückliche Wendung der Dinge in Frankreich erfreut.

Als nach dem Abgange der ersten (constituirenden) National-Versammlung die gesetzgebende National-Versammlung mit weniger gemäßigten Grundsätzen und unter dem Einflusse der heftigen jacobinischen Partei sogleich gegen die Emigranten und die deutschen Reichsfürsten, bei welchen dieselben Schutz gefunden hatten, einen Ton annahm, der einen feindseligen Bruch voraussehen ließ, schloß der Kaiser am 7. Februar 1792 mit dem Könige von Preußen zu Berlin eine Allianz, durch welche sich beide Mächte zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen jeden Angriff und zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung verbanden. Die Beschleunigung des Krieges wurde nicht wenig durch den Tod des Kaisers befördert. Leopold II. starb am 1. März 1792, sein Sohn und Nachfolger, Franz II., war als ein

junger Mann in seinen Entschlüssen viel rascher, als sein Vater, und nicht durch dieselben Erfahrungen und Rücksichten, wie dieser, gebunden. Die französische Regierung kam ihm aber zuvor und erklärte ihm am 20. April den Krieg (s. S. 597), was bei der damaligen engen Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen die unmittelbare Folge haben mußte, daß auch die letztere Macht gegen Frankreich zu den Waffen griff.

Die gegen Frankreich verbündeten Mächte erwarteten einen leichten Sieg. Der Herzog von Braunschweig erließ als Ober-Befehlshaber ihrer Kriegsmacht vor seinem Eintritte in Frankreich ein vom 25. Juli datirtes Manifest, in dem er von dem Siege sprach, als ob die französische Nation schon besiegt zu seinen Füßen läge (s. S. 599). Die gesammte Macht, mit welcher die Verbündeten im August 1792 in Frankreich eindrangen, belief sich auf 140,000 Mann; der erste Erfolg übertraf auch alle Erwartungen. Denn Longwy ergab sich am 23. August ohne Widerstand und Verdun folgte am 2. September diesem Beispiele. Allein das Glück kehrte den Verbündeten bald den Rücken. Zuerst sahen sie, je weiter sie auf französischem Grund und Boden vorrückten, wie ungegründet die Hoffnungen und Vorspiegelungen der Emigranten waren; statt als Befreier von dem Joche einer Faction mit offenen Armen empfangen zu werden, wurden sie als Feinde des Vaterlandes gehaßt. Sodann riß Mangel bei dem Heere der Verbündeten ein, und dieses verlor durch eine ausbrechende Ruhr viele Leute, während der französische General Dumouriez in seinem verschanzten Lager bei St. Menehould täglich Verstärkungen erhielt. Es ist daher kein Wunder, daß die verbündete Armee bei ihrem Kampfe mit Mangel und schlechtem Wetter einem enthusiastischen und muthigen Feind gegenüber wenig Hoffnung zum Siege und also auch keinen Muth zu einer entscheidenden Schlacht hatte. Valmy war der äußerste Punkt, bis wohin die Oesterreicher und Preußen in Frankreich vordrangen, und die Kanonade bei Valmy am 20. September die einzige Waffenthat dieses Feldzuges. Statt nun sogleich den Rückzug anzutreten, ließ man sich mit den Franzosen in Unterhandlungen ein, allein diese konnten um so weniger zu einem Ziele führen, da der National-Convent am 21. September den König für abgesetzt und Frankreich für eine Republik erklärt hatte. Am 29. September begannen die Preußen und Oesterreicher ihren Rückzug, bei welchem die Armee durch die Beschaffenheit des Bodens, bei unausgesetzt strömendem Regen, in große Noth gerieth, und nur durch eine mit Dumouriez getroffene Uebereinkunft, nach welcher sie nicht verfolgt wurde, noch größerer Gefahr entging.

In Folge dieses verunglückten Kriegszuges der Preußen wandte sich Dumouriez gegen die österreichischen Niederlande, schlug das schwache, dort befindliche kaiserliche Heer von 14,000 Mann unter Herzog Albrecht in einer zweitägigen Schlacht am 7. und 8. November bei Jemappes, und besetzte dann ohne weiteren Widerstand die gesammten Provinzen. Am Oberrheine besetzte Custine von Landau aus zuerst die

Reichsstädte Speier und Worms, dann, am 21. October, das durch seine Lage feste, aber zu keiner Vertheidigung gerüstete und einem unfähigen Commandanten überlassene Mainz, durch bloßes Anrücken mit einem kleinen Heerhaufen ohne Geschütz.

Das deutsche Reich hatte bisher an dem Kriege keinen Theil genommen, allein es konnte sich jetzt, wo derselbe über seine Grenzen hereinbrach, der Theilnahme nicht länger entziehen. Der feindselige Charakter, welchen die revolutionären Grundsätze der Franzosen gegen die bestehende Ordnung in ganz Europa annahmen und der sich in der Hinrichtung des Königs und in der Aufhetzung der Völker zur Empörung zeigte, vereinigte die meisten Mächte von Europa zu einer großen Coalition, um die französische Republik in der Wiege zu erdrücken. Gegen diese außerordentliche Gefahr rief das Aufgebot in Masse die ganze französische Nation unter die Waffen und dem Kriegssystem, das auf Seiten der Verbündeten befolgt wurde, trat ein ganz neues und gerade durch seine Neuheit überlegenes entgegen. Die Leitung der kriegerischen Bewegungen ging außerdem in Frankreich von einem einzigen Kopfe (Carnot) aus, während bei den verbündeten Armeen eben so viele verschiedene Meinungen und Interessen, als Generale waren. Ehe sich indessen dieser Geist in Frankreich vollständig entwickelt hatte, waren die Verbündeten auf allen Punkten glücklich. Am Oberrhein wurde Mainz von den Preußen wieder erobert (22. Juli 1793) und auch in den Niederlanden erklärte sich das Glück für die Oesterreicher. Sie nahmen Belgien wieder ein, nachdem sie den französischen General Dumouriez bei Neerwinden (18. März) und bei Löwen (22. März) geschlagen hatten.

Aber anstatt den Sieg zu benutzen und auf Paris zu marschiren, ließ der Prinz von Coburg sich mit Dumouriez, der mit dem Convente zerfallen war, in Unterhandlungen ein. In der aus gänzlicher Unkunde der nationalen Verhältnisse entsprungenen Hoffnung, daß der feindliche General, der ihm die im Lager befindlichen Convents-Deputirten als Gefangene überliefert hatte, im Stande sein werde, auch seine Armee zu ihm überzuführen, schloß er einen Waffenstillstand und erließ ein Manifest an die französische Nation, in welchem er im Namen der Mächte allen Eroberungen entsagte, und nur zu der von dem französischen Feldherrn beabsichtigten Herstellung des verfassungsmäßigen Thrones und der Constitution, welche die Nation selbst sich geben würde, seine Mitwirkung verhieß. Bald mußte jedoch Dumouriez, von seinen Truppen verlassen, zu den Oesterreichern und später nach England flüchten.

Gerade als die französische Regierung gegen die mächtige Coalition außerordentliche Maßregeln ergriff und zahlreiche Heere unter jungen Generalen ins Feld schickte, schwächten sich die Verbündeten durch ihre Uneinigkeit. Das mit vereinigten Kräften gewonnene Kriegsglück wollte jeder einzeln benutzen; die Engländer, unter dem Herzoge von York, trennten sich von der österreichischen Hauptarmee unter dem Herzoge

von Coburg, und die Folge davon war, daß die ersteren von dem französischen General Houchard bei Hondscote geschlagen wurden (8. September 1793) und die Oesterreicher in dem Treffen bei Wattigny (16. October) den Franzosen das Schlachtfeld überlassen mußten. Noch größer war die Uneinigkeit zwischen dem preußischen und österreichischen Heere am Oberrhein und noch verderblicher die Wirkung derselben. Der Herzog von Braunschweig, der an der Spitze der preußischen Armee stand, konnte sich nicht mit dem österreichischen Ober-Befehlshaber Wurmser vertragen. Die von den Preußen am 13. October eroberten Weißenburger Linien konnten daher nicht behauptet werden, und bis in die ersten Tage des Jahres 1794 war das linke Rheinufer größtentheils wieder in den Händen der Franzosen. Für den Feldzug des Jahres 1794 war von dem österreichischen General Mack ein auf künstliche Berechnung gegründeter Plan, nach welchem von den Niederlanden aus auf Paris operirt werden sollte, entworfen worden, bei welchem vornehmlich die Mitwirkung der Preußen in Anschlag gebracht war. Der Kaiser Franz selbst begab sich nach den Niederlanden und wohnte der Eröffnung der Laufgräben bei der Belagerung von Landrecis, dann mehreren Gefechten bei, in welchen die Franzosen zurückgeschlagen wurden. Daß die Kaiserlichen hierdurch keinen wesentlichen Vortheil errangen, wurde der ausbleibenden Mitwirkung der Preußen zugeschrieben, während der preußische Feldmarschall Möllendorf seinerseits den Oberrhein nicht entblößen und Mainz dem Anfalle der sehr verstärkten französischen Rhein- und Moselarmee nicht Preis geben zu können vermeinte, so lange die Reichsarmee, die unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen im Breisgau zerstreut lag, nicht unter seinen Befehlen stehe und für die Zwecke des gemeinsamen Kriegsplanes nicht mit Sicherheit in Anschlag gebracht werden könne.

Der Kaiser, nachdem er in Person ein Hülfscorps von Doornick zum Entsatze von Charleroi herbeigeführt und einem heißen, aber nutzlosen Schlachttage am 1. Juni beigewohnt hatte, wobei er nahe daran gewesen war, in Gefangenschaft zu gerathen, übergab das Commando dem Prinzen von Coburg und kehrte nach Wien zurück. Mack trat vom Schauplatze und erhielt zum Nachfolger in der Leitung des Generalstabes den Prinzen von Waldeck; aber die verderbliche Neigung für verwickelte Pläne und zerstückelte Unternehmungen zum Schutze einzelner gefährdeter Punkte blieb vorherrschend. Zum Entsatz von Charleroi lieferte Coburg am 26. Juni 1794 bei Fleurus eine Schlacht, welche gegen Abend auf dem Punkte war, gewonnen zu werden, als die einlaufende Nachricht vom Falle der Festung den Prinzen bestimmte, Befehl zum Rückzug zu geben. Brüssel wurde dem Feinde überlassen, die Engländer und der Prinz von Oranien dachten nur daran, Holland zu decken. Coburg, von Jourdan und Kleber verfolgt, zog sich über Lüttich, dessen Bewohner sogleich für die einrückenden Franzosen die Waffen ergriffen, nach Mastricht, wo er Halt machte, um den Uebergang über die Maas zu vertheidigen. Aber im September wich Co-

burg's Nachfolger, Clairfait, vor dem Andringen Jourdan's über die Roer, dann, nach einer am 2. October in der Nähe von Jülich geschlagenen Schlacht, über den Rhein zurück, und alle Städte des Niederrheins, zuerst Aachen, dann Jülich, Köln, Bonn, zuletzt auch Mastricht, ergaben sich dem Sieger.

Während der verhängnißvollen Kämpfe in den Niederlanden beschränkte sich die Thätigkeit der preußisch-sächsischen Rheinarmee lange Zeit auf bloße Postengefechte. Möllendorf warf am 23. Mai den französischen General Ambert aus seiner festen Stellung bei Kaiserslautern, wobei er ihm einen beträchtlichen Verlust an Todten und Gefangenen beibrachte und ihm viele Geschütze abnahm. Zufrieden mit diesem Erfolge, steckte Möllendorf, ungewiß, ob aus eigenem Antriebe oder durch höhere Anweisungen (wegen des gleichzeitigen Krieges in Polen) bestimmt, das Schwert in die Scheide. Die Preußen hielten Waffenruhe bis in die Mitte des Septembers, wo der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen einen Versuch auf einen vorgeschobenen Flügel der französischen Armee unternahm und am 20. September abermals ein Treffen bei Kaiserslautern gewann.

Unterdessen aber hatte König Friedrich Wilhelm, durch einen in Südpreußen ausgebrochenen Aufstand im Rücken bedroht, die Belagerung von Warschau aufgehoben (s. Nr. 98) und den Befehl an den Prinzen von Hohenlohe erlassen, mit 20,000 Mann von der Rheinarmee nach Polen zu kommen. Ehe derselbe dort eintraf, wurden die Polen durch überlegene russische Streitkräfte überwältigt; aber die Schwächung der Rheinarmee hatte die Folge, daß die bei Kaiserslautern erkämpften Vortheile nicht verfolgt wurden. Nach dem Rückzuge der Oesterreicher über den Niederrhein glaubten auch die Preußen jenseit dieses Flusses sich nicht behaupten zu können, und zogen sich auf das rechte Ufer zurück. Nur zwei Punkte: Luxemburg und Mainz, blieben drüben in den Händen der Deutschen.

Um dieselbe Zeit bemächtigten sich die Franzosen unter Pichegru, von der anti-oranischen Partei gerufen und durch ein starkes Frostwetter begünstigt, in einem kurzen Winterfeldzuge der Republik Holland. Am 17. Januar 1795 schiffte sich der Erbstatthalter mit seiner Familie nach England ein, und am 19. hielten die Franzosen ihren Einzug in Amsterdam. Holland trat seitdem in die Dienstbarkeit Frankreichs, unter dem Namen: batavische Republik. Diese wichtige Eroberung schloß England von dem nächsten und bequemsten Landungsplatze auf dem Continente aus und bedrohte Preußens Besitzungen am Niederrhein.

Die schlechten Erfolge der beiden letzten Feldzüge wurden der lässigen Theilnahme des Kaisers und der Reichsfürsten zugeschrieben, während Oesterreich und England über die geringe Mitwirkung Preußens sich beklagten. Die hiedurch bei dem Könige Friedrich Wilhelm II. erzeugte Verstimmung verschaffte den Rathschlägen derjenigen, welche gleich Anfangs dem Kriege wider Frankreich entgegen ge-

wesen waren, um so leichteren Eingang, als nach dem im Juli 1794 erfolgten Sturze Robespierre's im Convente eine gemäßigtere Partei die Oberhand gewann, welche es den preußischen Diplomaten möglich machte, mit einigem Anstande Unterhandlungen anzuknüpfen. Die französischen Gewalthaber boten bereitwillig die Hand, weil sie sogleich erkannten, daß ein Separatfriede mit Preußen sie nicht nur von einem mächtigen Feinde befreien werde, sondern auch die Trennung und Auflösung des deutschen Reichskörpers herbeiführen müsse. Die schon vorhandene Mißstimmung des preußischen Monarchen wider den Kaiser wurde noch dadurch gesteigert, daß Rußland, obwohl Oesterreich an dem letzten polnischen Kriege keinen thätigen Antheil genommen hatte, doch zuerst mit dieser Macht über die Theilung des letzten Restes von Polen sich verständigte und daß beide hinter dem Rücken Friedrich Wilhelm's II., welcher in eigener Person gegen die Polen zu Felde gezogen war, das Loos bestimmten, welches Preußen von der Beute zufallen sollte (s. Nr. 98). In dieser Stimmung wurde der Minister von Hardenberg beauftragt, sich nach Basel zu begeben, um dort die von einem Grafen Goltz bereits begonnene, aber durch den Tod desselben unterbrochene Friedens-Unterhandlung mit Frankreich zu Ende zu führen. Am 5. April 1795 wurde hierauf ein Friede zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet, vermöge dessen der König sein rechtsständisches Contingent zurückzog, und seine überrheinischen Länder (die Hälfte des Herzogthums Cleve, so wie Obergeldern und Mörs) bis zum Reichsfrieden in französischen Händen ließ. Frankreich aber versprach, im Falle es seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen sollte, Preußen für dessen Besitzungen auf dem linken Rheinufer zu entschädigen.

Obgleich durch die Losreißung Nord-Deutschlands von der Theilnahme an dem Kriege die Last desselben beinahe auf Oesterreich allein gefallen war, da die Hülfe der dem Reiche treu gebliebenen Stände nicht bedeutend in Anschlag kam, so war es doch bei der Uneinigkeit der französischen Generale und bei der abnehmenden Energie der französischen Regierung den Oesterreichern möglich, in der zweiten Hälfte des Jahres 1795 die Franzosen über den Rhein zurückzutreiben und sie zur Aufhebung der Belagerung von Mainz zu zwingen. Die französische Regierung hatte unterdessen den Plan gefaßt, Oesterreich von Italien aus zu besiegen und durch die Lombardei in das Herz der österreichischen Staaten zu dringen, um dadurch der Rheinarmee ebenfalls den Weg dahin zu bahnen. Den Gedanken dazu hatte Napoleon Bonaparte angegeben und Niemand schien besser im Stande zu sein, ihn auszuführen, als sein Urheber.

---

96. Napoleon's erste Feldzüge in Italien, 1796 und 1797.

(Nach Karl Friedrich Ernst Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Napoleon Bonaparte, aus altadeliger, aber unvermögender Familie in Corsica, Sohn von Karl Bonaparte, Beisitzer des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio, zweiter Bruder zahlreicher Geschwister, ward auf Empfehlung und Verwendung des französischen Gouverneurs von Corsica, der seiner Mutter Lätitia befreundet war, in der Militärschule von Brienne erzogen. Wie er bei Toulon Tapferkeit und kaltes Blut bewiesen, ist bekannt, nicht minder auch, wie er am 4. October 1795, auf Barras' Empfehlung, ihm beigegeben, den Convent in der gefährlichsten Krisis gerettet. Zum Lohn dafür und als sichere Stütze des Directoriums wurde er zum General des Innern erhoben und gehörte zu den näheren Hausfreunden dieses damals so vielvermögenden Directors. Hier lernte er die verwitwete Herzogin von Beauharnais Josephine und ihre Tochter Hortensia, die nachmalige Königin von Holland, kennen, deren Vater und Gemahl unter der Guillotine gefallen war, und die bei Barras' Zuflucht gefunden hatte. Zweifelhaft ist, ob Bonaparte die Hortensia geliebt, und deßwegen der Mutter große Aufmerksamkeit bewiesen, von dieser aber mißverstanden worden, und so ihm der Antrag geworden sei, mit ihrer Hand von Barras' die Ober-Befehlshaberstelle in Italien zu empfangen, so daß er, unter diesen Umständen, die Liebe dem weltgeschichtlichen Ruhme aufgeopfert habe.

Er erwarb ein bedeutendes Vermögen mit ihr, und dies gab ihm die Mittel, für Manches im ersten Augenblicke bei der Armee zu sorgen, was dort fehlte. Dies erklärt, nebst der allgemeinen Unzufriedenheit in Italien, besonders in Mailand, mit der österreichischen Herrschaft, und dem Alter des übrigens kriegserfahrenen österreichischen Feldherrn Beaulieu zum Theil die nun folgenden, damals ganz wunderhaft erscheinenden Erfolge. Er wußte selbst den bisherigen Mangel zu benutzen, um seinen Soldaten in der nothwendigen Eroberung der vor ihnen liegenden fruchtbaren Länder das einzige Mittel zu zeigen, von Mangel zu Ueberfluß überzugehen. Seine Sicherheit, mit der er handelte und sprach, erweckte Vertrauen, und nach den ersten Erfolgen wurde dieses zum blinden Glauben, der allein schon für einen General Bürge des Sieges zu sein pflegt.

Erst in den letzten Tagen des März langte Bonaparte bei der italienischen Armee an, die er in der traurigsten Lage, aller Kriegs- und persönlichen Bedürfnisse entbehrend, durch Desertion und Krankheiten geschwächt und entmuthigt, man kann fast sagen, desorganisirt, antraf. Rasch ergriff er die Offensive und drang unaufhaltsam zwischen den Apenninen und den Alpen hervor. Bei Montenotte erfocht er am 12. April seinen ersten Sieg, warf das Centrum der Oesterreicher und

Die Familie Bonaparte.

Karl Bonaparte zu Ajaccio, † zu Montpellier 1785, Gem. Maria Lätitia Ramolini, † zu Rom 1836.

Kinder:

- **Joseph**, König beider Sicilien 1806, König von Spanien 1808, Graf v. Survilliers, † 1844.
  - 1) Zenaide, verm. mit Karl Lucian, Prinz von Canino.
  - 2) Charlotte, verm. mit Ludwig, Kronprinz v. Holland u. Großherzog von Berg.
- **Napoleon**, geboren 15. August 1769 (8. Febr. 1768?), Kaiser 1804 bis 1814, † 1821. Gem. 1) Josephine, Witwe des Vicomte Alexander de Beauharnais † 1814. Gem. 2) Maria Louise v. Oesterreich, später Herzogin v. Parma, † 1847.
  - Adoptirte Kinder:
    - a) Eugen Beauharnais, Sohn der Josephine, Vicekönig von Italien. Gem. Auguste Amalie v. Baiern, † als Herzog von Leuchtenberg, 1824.
      - Josephine, Gem. Oskar, Sohn von Joh. Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, König von Schweden.
        - Karl XV., König von Schweden.
      - Eugenie, Fürstin v. Hohenzollern-Hechingen, † 1847.
      - August, Herzog v. Leuchtenberg, Gem. der Königin Maria da Gloria von Portugal, † 1835.
      - Amalie, Witwe von Don Pedro, Kaiser von Brasilien.
      - Theodelinde, † 1857, Gem. Graf Wilhelm von Württemberg.
      - Max, Herzog von Leuchtenberg, † 1852. Gem. Maria, Großfürstin von Rußland.
        - Maria, Nicolaus, Eugenia, Eugen, Sergei, Georg, Herzog von Leuchtenberg.
    - b) Stephanie, Tochter des Senators Claude de Beauharnais, Großherzogin von Baden, † 1860.
  - Eigene:
    - Franz Joseph (Napoleon II.), König von Rom, † als Herzog von Reichstadt 1832.
- **Lucian**, Fürst v. Canino, † 1840.
  - Karl Lucian, Prinz v. Canino, † 1857, Gem. Zenaide, Tochter Joseph's Bonaparte.
    - Zwölf Kinder.
  - Peter, Anton.
- **Elise**, Fürstin von Piombino, † 1820.
- **Ludwig**, K. v. Holland, verm. mit Hortense, Stieftochter Napoleon's, † als Graf von St. Leu 1846.
  - Ludwig, Großherzog von Berg u. Cleve, † 1831. Gem. Charlotte, T. Kön. Jos. Bonaparte.
  - Karl Ludwig, geb. 1808, nannte sich seit dem Tode seines Bruders Louis Napoleon, 1848 Präsident der franz. Republik u. 1852 Kaiser der Franzosen als Napoleon III. Gem. Eugenie de Guzman.
    - Napoleon, geb. 1856.
- **Pauline**, Gem. Prinz v. Borghese. † 1825.
- **Karoline**, Gem. Joachim Murat, König von Neapel, † als Gräfin von Lipona 1839.
  - 1) Achilles, 2) Lätitia, 3) Lucian, 4) Louise.
- **Jerome**, König v. Westfalen, † 1860, verm. mit Prinzessin Katharina von Württemb.
  - 1) Mathilde, verm. mit Fürst Demidoff.
  - 2) Napoleon, Gem. Clotilde von Savoyen.
    - Napoleon.

drang in Piemont ein. Zwei Tage darauf, den 14. und 15. April, trennte er durch die Schlacht bei Millesimo die sardinische Armee gänzlich von der österreichischen, welch' erstere sich nun eilig nach Turin zurückzog, während Beaulieu den Eingang in die Lombardei zu vertheidigen bemüht war. Ehe man mit Sicherheit wußte, welcher von beiden der Sieger folgen werde, griff er den General Colli mit den Sardiniern an und entschied durch die Schlacht bei Mondovi das Schicksal Piemonts. Ohne sich durch die auf seinem Wege liegenden Festungen aufhalten zu lassen, drang er mit Blitzesschnelle gegen Turin vor und zwang den, durch die Nähe des siegenden Feindes, wie durch die Stimmung seiner eigenen Unterthanen gleich sehr geschreckten König von Sardinien zum Waffenstillstande von Cherasco (am 23. April), der ihn zum Meister von Coni, Ceva und Alessandria machte und ihm den ungehinderten Uebergang über den Po gestattete. Die förmliche Abtretung Savoyens, das bisher nur durch Eroberung und einseitigen Beschluß in die Zahl von Frankreichs Departements getreten war, so wie Nizza's, das als Küstenstaat und in Beziehung auf das benachbarte Genua höchst wichtig war, das waren die Früchte des Friedens, der bald (15. Mai) dem Waffenstillstande folgte.

Bonaparte verlor keinen Augenblick, die errungenen Vortheile zu verfolgen. Beaulieu hatte sich hinter der Adda furchtbar verschanzt, hoffend, den kecken Feind aufzuhalten; aber dieser kannte nicht minder den Werth dieser Position. Wie auch die österreichischen Feuerschlünde Tod und Verderben verbreiteten, wie die Franzosen in ganzen Gliedern hingestreckt wurden — immer führte der Sieger von Millesimo neue Kämpfer gegen die mit Leichen sich füllende Brücke von Lodi, bis sie endlich, trotz der tapfersten Gegenwehr, erstürmt und die Artillerie am jenseitigen Ufer genommen war. Daß ihn hier, wie später bei Arcole und in noch so vielen Schlachten und Gefechten dieses denkwürdigen Feldzuges, wo oft Hut und Rock durchlöchert wurde, dennoch keine Kugel niederstreckte, das mochte den Glauben an seine große Bestimmung mehren.

Die Lombardei stand ihm nun offen; Beaulieu's Armee bestand nur noch aus Trümmern, Cremona und Pizzighetone öffneten dem Sieger die Thore und vier Tage nach der Schlacht von Lodi hielt er, unter dem Zuströmen einer unermeßlichen Volksmenge, seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Ganz Italien gerieth in Bewegung: die Cabinette vor Furcht, das Volk vor Erwartung und mancherlei Wünschen. Die Herzöge von Parma und Modena waren zuvörderst am meisten bloßgestellt. Sie hatten zwar keine Truppen, aber doch Geld und Lebensmittel an die Oesterreicher geliefert — ob freiwillig oder nicht, — sie mußten dafür büßen. Dem Herzoge von Parma wurden, aus Rücksicht für Spanien, noch die mildesten Bedingungen, — er erkaufte nämlich den Vertrag vom 9. Mai mit 2 Millionen Livres und einer Anzahl herrlicher Gemälde, die in die Kunstsammlungen zu Paris geschickt wurden.

Der Herzog von Modena dagegen, dessen Land wohl etwas größer, aber auch ärmer war, mußte 10 Millionen Livres für den unsichern Waffenstillstand, neben gleichmäßigen Lieferungen von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Gemälden, bezahlen, der ihn nur auf kurze Zeit rettete.

Beaulieu hatte inzwischen eine feste Stellung hinter dem Mincio genommen. Aber Bonaparte erzwang sich den Uebergang über den Mincio und drängte Beaulieu mit seiner kaum noch 14,000 Mann starken Armee über die Etsch nach den Tiroler Engpässen zurück. Die Franzosen besetzten nun Verona, bis vor Kurzem noch die Residenz Ludwig's XVIII., sodann ebenfalls ohne Widerstand Bologna, Ferrara und die Romagna und fanden überall das Volk zum Aufstande geneigt; was blieb unter diesen Umständen dem hülflosen Papste Pius übrig, als um jeden Preis eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen? Ja, er war der höchste unter den bisherigen, dieser Preis, um welchen endlich Bonaparte dem Papste am 23. Juni einen Waffenstillstand anbot. Nach ihm blieben die Franzosen im Besitze von Bologna, Ferrara und der Romagna, besetzten das Fort Urbino und die Festung Ancona und erhielten 21 Millionen Franken, 100 antike Statuen und 500 seltene Handschriften, deren beider Wahl dem Sieger überlassen wurde.

Mit dem Geschütze, das sich in Bologna, Ferrara, Modena vorgefunden, begann Bonaparte (29. Juni) die Belagerung der Festung Mantua, welche durch ihre natürliche Lage inmitten eines vom Mincio gebildeten Sees und weitreichender Moräste und durch eine Besatzung von 13,000 Mann beschützt, so wie mit Kriegs- und Mundvorrath hinlänglich versehen war. Eine österreichische Armee von 60,000 Mann unter dem alten Wurmser brach aus Tirol hervor und zog, in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt, zu beiden Seiten des Gardasee's heran: Wurmser führte gegen 40,000 Mann die Etsch entlang nach dem Mincio zu, an der Westseite des Gardasee's Quosdanowich die übrigen. Bonaparte wandte sich zuerst mit seiner Hauptmacht gegen den letztern und rief selbst die Belagerungsarmee von Mantua ab, wodurch Wurmser in die Festung gelangte. Bonaparte schlug den Quosdanowich (31. Juli) bei Salo und Lonato, und als Wurmser von Mantua auszog, um sich mit Quosdanowich in Verbindung zu setzen, wurde auch er von Bonaparte (5. Aug.) angegriffen, bei Castiglione geschlagen und ins Gebirge zurückgetrieben. Doch nach einem Monate erschien Wurmser wieder auf dem Kampfplatze und auch die zweite Unternehmung zum Entsatze Mantua's wurde mit getheilten Kräften begonnen. Wurmser zog mit etwa 30,000 Mann im Thale der Brenta, Davidowich mit 20,000 Mann im Etschthale herab, jener gegen Vicenza, dieser gegen Roveredo, wo er (4. Sept.) von Bonaparte geschlagen wurde. Massena besetzte Trient. Nun war der Weg ins obere Brentathal geöffnet und Bonaparte griff von hier aus Wurmser im Rücken an und schlug ihn bei Bassano (8. Sept.), der, da ihm der Rückzug durchs

Brentathal abgeschnitten war, den kühnen Entschluß faßte, nach Mantua vorzudringen, wo er nun gänzlich eingeschlossen wurde.

Sechs Wochen vergingen, ehe ein neues österreichisches Heer herankam. Während dieser Zeit gewann die Republik neue Vortheile im übrigen Italien durch die Wirkungen der Siegesnachrichten, wie durch schamlose Gewaltthätigkeiten: Modena wurde beschuldigt, Mantua mit Lebensmitteln versehen zu haben, der Herzog des Landes verlustig, seine Unterthanen für frei erklärt (8. Oct.); bald darauf vereinigten Modena, Reggio sich mit Bologna, Ferrara und der Romagna zu einer cispadanischen Republik; Genua mußte seinen Hafen den Engländern verschließen und sich in französischen Schutz begeben (9. Oct.), für diesen aber 2 Millionen Franken zahlen, und 2 Millionen ohne Zinsen leihen. Corsica ward durch einen glücklichen Abenteurerzug den Engländern entrissen.

Auch die dritte Armee zum Entsatze Mantua's zog in zwei Abtheilungen heran: Alvinzy mit 30,000 Mann gegen die Brenta, Davidowich mit 25,000 Mann das Etschthal herab; bei Verona sollten sie sich vereinigen. Ehe dies geschah, stieß Bonaparte auf Alvinzy bei dem Dorfe Arcole am Alpone, der unterhalb Verona in die Etsch fließt. Eine lange, schmale Brücke führte zu dem Dorfe, dem Schlüssel der feindlichen Stellung, und diese zu forciren schien ein Werk der Unmöglichkeit. Drei Tage wurde um diese Brücke ein blutiger Kampf gekämpft, wie man ihn noch nie gesehen. Ganze Reihen streckten die österreichischen Feuerschlünde mit einem Male zu Boden, aber mit immer wachsender Wuth und Verzweiflung drangen neue Bataillone über die Leichen ihrer Waffenbrüder zur todspendenden Brücke vor. Mit unglaublicher Todesverachtung gaben sich Bonaparte und seine Generale der äußersten Gefahr Preis und doch traf von allen ihn umsausenden Kugeln keine. Am dritten Tage ergriff er selbst die Fahne und schritt kühn an der Spitze seiner mit gefälltem Bajonett nachdringenden Grenadiere über die furchtbare Brücke, erstürmte das jenseitige Ufer und warf die endlich erschöpften Oesterreicher zurück, ihr zurückgelassenes Geschütz gegen sie wendend. Die Fahne, die den Stürmenden in seiner Hand vorangeweht, war von zahlreichen Kugeln durchlöchert, so wie auch sein Rock und Hut. Jetzt gelang es ihm, den linken Flügel der Oesterreicher zu umgehen und sie zum schnellen Rückzuge nach und über Vicenza zu zwingen. Wenn man die Zahl beider Heere erwägt, so kann der Verlust von 10,000 Mann, den man jedem derselben zuschreibt, nicht anders als furchtbar groß erscheinen. Aber die blutige Arbeit war für Bonaparte dennoch nicht gethan, denn Davidowich war inzwischen bis Castellnuovo, wenige Meilen von Mantua, vorgedrungen. Schnell griff Bonaparte Davidowich mit Uebermacht an, schlug ihn bei Rivoli, wo er vergebens Widerstand zu leisten versuchte, und vereitelte so auch für ihn jede Hoffnung des Entsatzes, zu welchem er ausgesendet war. Er mußte in den Gebirgen Zuflucht und Halt suchen. In sechs Tagen war Bonaparte nicht aus den Stiefeln

und der Uniform, nur auf Stunden vom Pferde gekommen. Immer furchtbarer wurde er seinen Gegnern aller Art; immer allgemeiner wurde die, seine Feinde lähmende, Meinung von seiner Unüberwindlichkeit.

Mit dem Jahre 1797 fing der vierte und letzte verzweifelte Kampf um Mantua an. Mit einem Heere von 80,000 Mann drang der unermüdliche und durch die harten Unfälle nicht entmuthigte Alvinzy wieder vor, die erlittenen Niederlagen, wo möglich, zu rächen; und auch dieses Mal schien seinen ersten Unternehmungen das Glück zu lächeln, nicht minder trügerisch aber als vorhin. Massena wurde, während Bonaparte nach Verona zog, fast unter die Wälle von Mantua zurückgedrückt, und Alvinzy zwang den General Joubert, sich nach Rivoli zurückzuziehen. Da eilte Bonaparte mit Massena und Rey nach la Corona und brachte Alvinzy in einem verzweifelten Kampfe eine abermalige Niederlage bei, die ihn zu einem eiligen Rückzuge, man darf sagen, Flucht nöthigte. Dann in der nächsten Nacht brach er, in rastlosen Eilmärschen, zur Verfolgung des Generals Provera auf, der bereits die Vorstadt San Giorgio vor Mantua erreicht hatte. Umsonst versuchte Wurmser dem Bedrängten durch einen mörderischen Ausfall zu Hülfe zu kommen; er war genöthigt, sich zu ergeben und Wurmser kehrte, der letzten Hoffnung beraubt, nach Mantua zurück, da auch Alvinzy, durch Joubert verfolgt, nun völlig nach Tirol zurückgedrängt war.

Der Mangel wurde nun in Stadt und Festung immer drückender und verderblicher; tödtliche Seuchen entstanden erst, wie das zu geschehen pflegt, bei den Einwohnern, dann auch bei der Garnison. Wie sehr auch der graue Held alle Strapazen und Entbehrungen mit seinen Soldaten theilte und ihnen in ruhiger Ertragung aller Beschwerden mit ruhmwürdigem Beispiele voranging — wie sehr sich auch sein Herz gegen den Gedanken sträuben mochte —, die äußerste Grenze der Möglichkeit war mit Ende Januar ebenso erreicht, wie die Hoffnung auf nahe Rettung unzweifelhaft vernichtet und er mußte sich zu dem schweren Schritte entschließen, der Oesterreich Italien raubte. Er capitulirte am 2. Februar. Der 80jährige Wurmser erhielt inzwischen von Bonaparte die Beweise von der Achtung für seine Tapferkeit, die der wahrhaft große Mann immer auch im Feinde ehrt: er erhielt mit dem Reste der noch einiger Maßen mobilen Mannschaft, 18,000 Mann, gegen das Ehrenwort, nicht wieder zu dienen, freien, ehrenvollen Abzug und kehrte gebeugt, aber nicht entehrt, nach der Kaiserstadt zurück, um einen Oberbefehl zu den Füßen seines Monarchen niederzulegen, den er unglücklich, aber seines früheren Lebens und Ruhmes nicht minder würdig, im höchsten Greisenalter wie ein Jüngling geführt hatte. Sein milder Gebieter ließ ihm auch volle Gerechtigkeit widerfahren und gab ihm öffentliche genugthuende Beweise, daß er den Erfolg vom Verdienste zu unterscheiden wisse.

Am nächsten und härtesten trafen die Folgen von Alvinzy's Niederlage, dem mißlungenen letzten Rettungsversuche, und Mantua's Fall

den Papst. Er hatte, sagten die Franzosen, die Bedingungen des Waffenstillstandes gebrochen, er hatte sich zuletzt unverhehlt gerüstet und die Sendung des österreichischen Generals Colli, zur Anführung seiner Truppen angenommen; was war also natürlicher, als daß er sich jetzt noch härtere Bedingungen, als im Waffenstillstande gefallen lassen mußte? Der Friede zu Tolentino, vom Sieger dictirt, kostete dem Kirchenstaate, in Frankreich Avignon und Venaissin, in Italien Bologna, Ferrara und Romagna und außer den im Waffenstillstande versprochenen Summen circa 15 Millionen Franken; woneben noch mehrere feste Plätze den Franzosen zur Sicherheit eingeräumt werden mußten.

Bonaparte war seinerseits auch sehr zufrieden, diese Diversion so schnell beseitigt zu haben, denn schon sammelte sich wieder ein österreichisches Corps, an dessen Spitze man den in Deutschland siegreichen (s. Nr. 97) Erzherzog Karl gestellt hatte. Eiligst wandte er sich jetzt gegen denselben, drang über die Alpen in Kärnthen ein; focht siegreich bei Torris und gelangte Ende März nach Steiermark, besetzte Klagenfurt, und bedrohte von Judenburg aus, wo er sein Hauptquartier aufschlug, Wien, das nur noch neun Poststationen entfernt war.

Die Lage Bonaparte's wurde indessen auch mit jedem Tage gewagter, obgleich er so glänzende Erfolge in 20 Tagen errungen. Ihm gegenüber stand die österreichische Armee unter Erzherzog Karl, die täglich durch den Zufluß von großen Menschenmassen anwuchs; er selbst 80 Stunden von Mantua, der letzten französischen Festung, entfernt und von ihr abgeschnitten durch eine 40 Meilen lange Strecke rauher Gebirge; hinter denselben Laudon's Corps und 60,000 in Masse aufgestandene Venetianer, deren Neutralität schmählich verletzt worden war; hinter seiner rechten Flanke ein feindliches Corps bei Triest; vor sich ein unermeßliches Lager von Oesterreichern und Ungarn, die sich in Masse erhoben hatten, um Wien zu decken; und hinter ihnen das gut befestigte Wien selbst, das seine Bürger bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen gelobt hatten: und so von Menschenmassen umschlungen, auf einem unfruchtbaren Boden zwischen Gebirgen — nur noch auf zehn Tage Brod in den erbeuteten Magazinen und ohne alle Nachrichten von den Heeren, die ihm die Hände bieten sollten! Während eines sechstägigen Waffenstillstandes bot er den Oelzweig des Friedens. Das österreichische Ministerium nahm ihn aus seiner Hand (als wollte es seine Verlegenheit nicht bemerken). Die Präliminarien wurden im Schlosse Eckenwalde bei Leoben in Steiermark am 18. April unterzeichnet und der Waffenstillstand zur Abschließung des Friedens auf 6 Monate (bis zum 18. Oct.) verlängert.

Daß man am Rhein keine Erfolge von österreichischer Seite zu erwarten hatte, zeigte sich bald hinlänglich (s. Nr. 97). Daher wurde der Definitiv-Friede wirklich mit dem Ausgange der sechs Waffenstillstands-Monate (17. Oct. 1797) unterzeichnet, und zwar auf einem zwischen Udine und Passeriano gelegenen adeligen Gute, Campo-Formio. Der Kaiser trat darin die österreichischen Niederlande an die französische

Republik ab und entsagte der Lombardei — seinen bisherigen eigentlich italienischen Provinzen — zu Gunsten der cisalpinischen Republik, die er als eine unabhängige Macht anerkannte. Dagegen erhielt und nahm er als Entschädigung von Venedig, dessen meuchlerischen Anfall der Sieger, der die Aristokraten Venedigs haßte, mit politischer Vernichtung bestrafen zu können, höchst erwünscht fand, Istrien, Dalmatien, die vormals venetianischen Inseln des adriatischen Meeres, die Mündungen des Cattaro und die Stadt Venedig, als eine treffliche Arrondirung der österreichischen Monarchie im Süden und als Grundlage zu einer Seemacht. Die französische Republik bekam, außer Belgien (von Oesterreich), von Venedig die Inseln der Levante, Corfu, Zante, Cephalonien, Santa Maura, Cerigo, sowie die venetianischen Besitzungen in Albanien. — Die cisalpinische Republik sollte aus folgenden Ländern gebildet werden: a) der Lombardei, den Gebieten von Bergamo, Brescia, Crema, der Stadt und Festung Mantua und Gebiet Peschiera; b) einem Theile der venetianischen Länder; c) dem Herzogthume Modena, Massa und Carrara und d) den drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna. — Dem Herzoge von Modena sollte für seine Besitzungen in Italien der Breisgau (von Oesterreich) abgetreten und endlich zu Rastatt ein Congreß zur Abschließung des Friedens mit dem deutschen Reiche binnen Monatsfrist eröffnet werden.

Soweit wurde der Friedensvertrag bekannt, Niemand zweifelte indessen gleich, daß noch geheime Artikel existirten, durch welche Bonaparte mit Oesterreich über die Opfer sich geeinigt hatte, zu welchen das deutsche Reich zu nöthigen beschlossen war.

97. Der Krieg in Deutschland, 1796—1797.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter.)

Um den Frieden mit Oesterreich und dem deutschen Reiche zu erzwingen, hatte Carnot einen umfassenden, auf Zusammenwirkung aller Theile zu einem Zwecke berechneten Kriegsplan entworfen, demzufolge im Frühjahre 1796 drei Armeen gegen Oesterreich vordringen sollten: eine unter Napoleon Bonaparte von Italien aus durch Tirol, zwei durch Deutschland und zwar die bisherige Sambre- und Maas-Armee (78,000 Mann) unter Jourdan vom Niederrhein aus durch Franken und eine am Oberrheine versammelte Armee (80,000 Mann) unter Moreau durch Schwaben und Baiern. Letzterer war Pichegru's Nachfolger, der wegen der Aufhebung der Belagerung von Mainz dem Directorium verdächtig geworden war. Die feindlichen Armeen waren auch diesmal den Republikanern zu Anfang an Truppenzahl überlegen;

am Niederrhein standen 91,000 Mann unter Erzherzog Karl, am Oberrhein 81,000 Mann unter Wurmser. Aber bald nach Beginn des Feldzuges wurde zur Verstärkung der Kriegsmacht in Italien ein Theil der österreichischen Truppen vom Rhein abgerufen; Wurmser selbst brach am 18. Juni mit 25,000 Mann dahin auf. Nun wurde Erzherzog Karl zum Oberbefehlshaber beider Heere ernannt; das besondere Commando des oberrheinischen bekam Latour. Die Einheit des Befehls machte wieder gut, was durch das Abweichen von dem Kriegsplane des wiener Hof-Kriegsraths, den Krieg am linken Rheinufer zu führen, eingebüßt wurde.

Der Feldzug ward am 1. Juni eröffnet; zuerst am Niederrhein. Kleber, Befehlshaber des linken Flügels der Sambre- und Maasarmee, siegte bei Altenkirchen und trieb die Oesterreicher bis zur Lahn zurück. Jetzt erst kam Erzherzog Karl zum Heere; sein Sieg über Lefebvre bei Wetzlar und darauf bei Uckerath über Kleber, nöthigte Jourdan zum Rückzuge auf das linke Rheinufer.

Nun (24. Juni) überschritt auch Moreau den Rhein bei Straßburg, bemächtigte sich des schlecht befestigten Brückenkopfes von Kehl, zerstreute ein feindliches Corps bei Renchen, gewann die Gebirgspässe über den Kniebis und drang in das Württembergische ein; am 18. Juli standen die Franzosen vor Stuttgart. Jetzt lös'te sich das schwache Reichsband, welches Süddeutschland mit Oesterreich zur Waffengenossenschaft zusammengehalten hatte: Württemberg entschloß sich für Waffenstillstand, bald darauf folgte Baden, demnächst die Gesammtheit der schwäbischen Kreise, Friedensschlüsse jener Fürsten und in diesen Verzicht auf Landschaften des linken Rheinufers.

Indessen war auch Jourdan wieder aufgebrochen, bei Neuwied über den Rhein gegangen und an die Lahn gerückt. Kleber bombardirte Frankfurt und nach dessen Uebergabe bewegte sich die ganze Armee nach Franken zu. Erzherzog Karl, dessen Armee durch Abzug der schwäbischen Kriegsvölker bedeutend abgenommen hatte und von der sich nun auch das kursächsische Contingent absonderte, um heimzuziehen, kam in Gefahr, in der Seite angegriffen zu werden, ja, wenn der ebenfalls vorgedrungene Moreau zur Vereinigung mit Jourdan gelangte, stand Alles auf dem Spiele.

Aber Moreau war nicht bedacht, mit Jourdan in Verbindung zu gelangen, was zu erreichen er Alles hätte aufbieten sollen und was am Ende gar nicht so schwer war; es gelang dem Erzherzog, den letzteren einzeln zu treffen. Jourdan's Vorposten reichten bis in die Gegend von Regensburg, als Erzherzog Karl zum Angriffe schritt. Sieger in zwei Schlachten, bei Amberg am 24. August und bei Würzburg am 3. September, trieb der Erzherzog Jourdan's Heer aus Franken und vom Main nach der Lahn zurück; Frankfurt wurde von den Franzosen geräumt, die Blokade von Mainz und Ehrenbreitstein aufgehoben. Ehe noch der Rückzug auf das linke Rheinufer ganz vollendet war, gab Jourdan, mißvergnügt über das Directorium, welches

mehrere seiner Begehren unbeachtet gelassen hatte, seinen Abschied; Beurnonville übernahm statt seiner den Befehl über die Reste der Armee, die eben so sehr durch Demoralisation, als durch den Feind gelitten hatten.

Erzherzog Karl war mit einem Theile seiner Armee, deren Hauptmacht am Niederrhein blieb, auf dem Marsche nach Schwaben, um den in seiner linken Flanke bloßgestellten General Moreau anzugreifen. Dieser, nicht unbekannt mit den ersten Vortheilen, die Karl über Jourdan erfochten hatte, doch im Vertrauen, daß Jourdan die Sache herstellen werde, war nach einem Siege über Latour bei **Friedberg** (24. August) in Baiern vorgedrungen, und der Schrecken hatte auch Baiern zu einem Waffenstillstande vermocht (7. September); erst am 10. September hielt Moreau, Schlimmes ahnend, inne und, nachdem er erkannt hatte, daß Jourdan's Armee gänzlich zurückgetrieben sein müsse und daß an eine Verbindung mit ihm nicht mehr zu denken sei, entschloß er sich am 19. September, den Rückzug anzutreten. Latour allein war zu schwach, ihm den Weg zu verlegen, er wurde von Moreau am 2. October bei **Biberach** geschlagen: aber die Fortsetzung des Rückzuges ward täglich gefahrvoller, da das Landvolk aufstand, die Oesterreicher die Pässe des Schwarzwaldes stark besetzt hatten und Erzherzog Karl im Murgthal angelangt war. Auf St. Cyr's Vorschlag entschied sich Moreau für den Durchzug durch das Höllenthal und gelangte nach dem Rheinthal. Sich auf dem rechten Rheinufer zu behaupten, war er bei dem großen Verluste, den das Heer trotz der meisterhaften Führung des Rückzuges erlitten hatte, nicht im Stande; er wurde bei Emmendingen und bei Schlingen geschlagen und führte nun das Heer bei Hüningen und Altbreisach über den Rhein zurück. Die Oesterreicher verbrachten den Rest dieses und den Anfang des folgenden Jahres mit der Belagerung von Kehl, das die Franzosen inzwischen stark befestigt hatten, und der Brückenschanze von Hüningen. Die unweise Festbannung trefflicher Kraft auf diesen beiden Punkten, nicht die Schuld des Erzherzogs, hatte Theil an dem unglücklichen Ausgange des italienischen Krieges. Kehl capitulirte erst am 10. Januar, die Brückenschanze von Hüningen am 1. Februar 1797.

Die beiden am Rhein gelagerten Armeen blieben in ihren Quartieren bis in die Hälfte des April 1797. Das Directorium ließ es an Allem fehlen; die Soldaten waren nackt und barfuß, das Kriegsgeräth, besonders bei der Armee Moreau's, im traurigsten Zustande. **Hoche**, zum Befehlshaber der Sambre- und Maasarmee ernannt, brach mit dieser am 18. April auf, ging bei Neuwied über den Rhein und drang vor bis Frankfurt und Gießen. Moreau, der nur nothdürftig Fahrzeuge zum Flußübergang zusammenbringen konnte, führte sein Heer auf das rechte Rheinufer, schlug General Latour und breitete sich gen Kehl und Rastatt aus; die Besatzung von Kehl ergab sich, ohne ernstlichen Angriff abzuwarten. Die Nachricht vom Waffenstillstande zu Leoben setzte den Fortschritten beider Feldherrn ein Ziel; auch

sie schlossen Waffenstillstand. Hoche begab sich bald darauf nach Paris. Moreau, dem am Tage nach dem Rheinübergange die Correspondenz Pichegru's zugebracht war, verlor durch sein zweideutiges Stillschweigen darüber sein Commando.

---

98. Die zweite und dritte Theilung Polens.

(Nach Heinrich v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Seit dem 15. Jahrhundert, wo die übrigen europäischen Nationen ihre Einheit in starken Militärmonarchieen ausprägten, begann der polnische Adel, die Ungebundenheit der einzelnen Edelleute zum höchsten Gesetze des Staates zu machen. Nach einander beseitigte er die Erblichkeit der Krone, das Gewicht des königlichen Rathes, den Unterschied der Adelsklassen, die politischen Rechte der Städte, die persönliche Freiheit der Bauern *). War dadurch die Reichsversammlung des Adels allmächtig gegen die übrigen Stände, so blieb sie willenlos gegen die Freiheit des einzelnen Adeligen, der durch das liberum veto die Befugniß hatte, jeden Reichsbeschluß durch seinen Widerspruch zu vereiteln. Dennoch kam man erst fast 20 Jahre nach der ersten Theilung Polens (s. S. 538) zu dem Versuche, die Rettung des Staates durch eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung herbeizuführen. Dazu schien der günstige Augenblick gekommen, als Rußland im Bunde mit Oesterreich in einen Krieg mit den Türken (s. S. 554 ff.) und zugleich in einen andern mit Schweden (s. S. 561 ff.) verwickelt war und Preußen das Vorhaben der Polen zu begünstigen schien.

Der preußische Minister Graf Herzberg, ein Diplomat aus der Schule Friedrich's II., glaubte die damaligen Verhältnisse für das von ihm mit unablässigem Eifer betriebene Vorwärtsschreiten Preußens nicht besser benutzen zu können, als wenn er den an der Donau siegreichen Kaiserhöfen zwar einen kleinen Theil ihrer Beute ließe, dafür aber von beiden entsprechende Vortheile für Preußen ausbedinge. Rußland sollte nämlich den Schweden ein Stück von Finnland, Oesterreich den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben, dafür sollte Polen die (schon von Friedrich II. sehnlichst gewünschten) Städte Danzig und Thorn und Schweden einen Theil Pommerns an Preußen abgeben. Nicht nur Preußen, sondern auch Polen hätte sich dadurch wesentlich verbessert, da Danzig und Thorn als polnische Enclaven geringen Werth für die „Republik" hatten und die angebotenen Bezirke Galiziens sechsfachen Umfang und dreifache Seelenzahl besaßen. Allein Kaiser Leopold II.

*) Siehe die ausführlichere Schilderung der socialen Verhältnisse bei v. Sybel, II., 199—207 (2. Aufl.)

wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen sich an der Ostsee verstärken lassen. So scheiterten denn Herzberg's Pläne; Oesterreich verzichtete auf alle Eroberungen, dafür ließ König Friedrich Wilhelm II. die Pläne wegen Danzig fallen und begnügte sich mit der Ehre als Schiedsrichter Europa's zwischen drei Kaisern den Frieden vermittelt zu haben (s. S. 556). Auch die polnische Regierung verschmähte Herzberg's Anträge, weil er ihnen nicht gleich ganz Galizien angeboten hatte, und sie der Hülfe Preußens bei dessen Zerwürfniß mit den Kaiserhöfen jedenfalls gewiß zu sein glaubte. Als nun Preußen mit Leopold II. (27. Juli 1790) eine Convention in Reichenbach abschloß, worin der Kaiser versprach, mit der Pforte auf der Grundlage des alten Besitzstandes vor dem Kriege Frieden zu schließen, und folglich auch von Galiziens Rückerwerbung für Polen keine Rede mehr war, wollte kein polnischer Patriot weiter etwas von preußischer Freundschaft wissen. Dies benutzte Leopold II., um durch Kaunitz die patriotische Partei in Polen zu Oesterreich hinüberzuziehen und zu einer durchgreifenden Reform der Verfassung mit erblicher Thronfolge in dem (katholischen und mit Oesterreich aufs engste verbundenen) Kurfürstenhause von Sachsen zu bestimmen. Diese Erbmonarchie mit 11 Millionen Einwohnern sollte ein starkes Gegengewicht sowohl gegen Rußland als gegen Preußen sein. Selbst der König Stanislaus Poniatowsky, bisher das Haupt der russischen Partei, trat jetzt öffentlich zu den Patrioten über. Da sich aber auch die Anhänger Rußlands und die Verehrer des Alten rührten, so wurde die neue Verfassung auf das schleunigste (am 2. Mai Abends) entworfen, am 3. Mai 1791 dem Reichstage vorgelesen, auf den Antrag eines Landboten sofort durch Acclamation angenommen und in der Kathedrale vom Könige und den Mitgliedern des Reichstages beschworen. Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, politische Rechte für den Bürgerstand, Bildung von zwei Kammern, Abschaffung des liberum veto, endlich Erblichkeit der Krone in dem Hause Kursachsen: dies waren die Hauptbestimmungen, deren Ausführung den ganzen Zustand Polens hätte umwandeln müssen.

Als nun Katharina II. die Präliminarien ihres Friedens mit der Pforte (zu Galacz, 11. August) festgesetzt hatte und so des türkischen Krieges entledigt war, nahm sie die polnische Angelegenheit vor und sprach die Ueberzeugung aus, daß die Polen ihr eigenes Werk bald zerstören würden. Sie ließ den Kurfürsten von Sachsen warnen, nicht durch die Annahme der polnischen Krone Rußlands Zorn auf sich zu laden, und suchte den Kaiser aufs gründlichste in die französischen Händel zu verwickeln, um so Polen seines mächtigen Schutzes zu berauben. Zugleich ließ sie ihre Heere sowohl von der türkischen Grenze nach der polnischen Südgrenze, als von Norden und Osten her gegen Litthauen vorrücken und stellte dem preußischen Gesandten (Graf Golz) vor, wie eine bleibende Verbindung Polens und Sachsens für Preußen höchst gefährlich wäre, da eine Verbindung jener Macht mit Oesterreich

sofort Schlesien bedrohen würde. Der König erkannte, daß eben so eine Verbindung Polens mit Rußland Ostpreußen erdrücken würde und daß, wenn Rußland allein die polnische Verfassung stürze, Polen thatsächlich eine russische Provinz werde; es zeigte sich als einzig möglichen Gewinn, sich selbst wenigstens einen Theil der neuen russischen Provinz anzueignen, wozu Rußland auch schon seine Zustimmung in Aussicht gestellt hatte.

Als Katharina II. sicher war, daß Oesterreich in Krieg mit Frankreich verwickelt werde und also Polen nicht helfen könne, beeilte sie sich, Polen in den alleinigen Besitz ihrer Heere (96,000 Mann) zu bringen, um dann als Herrin der ganzen Situation die lästige Einmischung der Deutschen für immer zu beseitigen. Unter russischem Einflusse bildete Felix Potocki aus den polnischen Mißvergnügten eine Conföderation zu Targowice, zum Zwecke der Beherrschung Polens, welche von Katharina II. (als der souverainen Vertreterin der Nation) anerkannt ward, nachdem König Stanislaus ihr, als einziges Rettungsmittel für sich, beigetreten war. Die Conföderation, deren höchste Behörde („die Generalität") unter der Leitung Felix Potocki's stand, erhielt ihre Verhaltungsmaßregeln aus Petersburg, und nur der Name unterschied Polen von den übrigen russischen Provinzen.

Zu diesem fremden Despotismus trat die einheimische Anarchie: die Targowicer waren allgemein verachtet und, da bald jedes einmüthige Handeln aus der neuen Regierung verschwand, so faßten die Patrioten neuen Muth, sie verbreiteten über das ganze Land eine Verschwörung gegen die Russen und die Targowicer, traten mit den Republikanern in Paris in Verbindung und waren besonders in Großpolen thätig, weil die russischen Truppen so weit nicht vorgedrungen waren. Diese Bewegungen, namentlich im Bunde mit Frankreich, nahm nun Preußen, im Einverständnisse mit Rußland, zum Vorwande, um von drei Seiten in Großpolen einzurücken, während insgeheim schon ein neuer Theilungstractat zwischen diesen beiden Mächten vollzogen wurde (23. Jan. 1793). Katharina II. hatte ihre Rolle, nach welcher sie, trotz der eigenen Vergrößerung, sich den Polen dennoch als Freundin und Beschützerin darstellen wollte, so gut gespielt, daß die Conföderirten sich an sie um Hülfe gegen Preußen wandten. Nachdem aber die Ratificationen des geheimen Theilungsvertrages ausgetauscht waren, mußte die „Generalität" unter dem Vorsitze des Königs die Wahlen zu einem Reichstage in Grodno (möglichst weit von der preußischen Grenze) ausschreiben, der die förmliche Abtretung der von den beiden Mächten verlangten Landestheile aussprechen sollte. In den Wahlkörpern wurde die allgemeine Loosung gegeben, daß Fügsamkeit gegen Katharina's Anordnungen die glänzendsten Vortheile bringe, und die Bestechung spielte bei dieser zweiten Theilung Polens 1793 eine eben so bedeutende Rolle als die Gewalt; die meisten sahen es als reine Thorheit an, sich eine Anerkennung nicht bezahlen zu lassen (mit 10—30 Ducaten für den Einzelnen), die man der Gewalt doch nicht verweigern könne.

Am 25. März erschien ein preußisches Patent, welches die Besitznahme der Landschaften zwischen der bisherigen Grenze und einer Linie von Czenstochau über Rawa nach Soldau, so wie der beiden Städte Danzig und Thorn, im Ganzen 1016 Q.-Meilen mit 1½ Million Einwohnern aussprach, ein Gebiet (nun Südpreußen genannt), dessen Wichtigkeit hauptsächlich in der militärischen Abrundung der Ostgrenze beruhte und in welchem die vorgeschrittene Germanisirung ein rasches Befestigen der neuen Herrschaft hoffen ließ. Am 7. April erschien auch ein russisches Manifest, in seinen Erörterungen dem preußischen ziemlich gleichlautend, in seinen Forderungen es bei weitem überbietend, indem es die Einverleibung von 4000 Q.-Meilen mit mehr als 3 Millionen Einwohner, nämlich alles polnischen Landes östlich einer geraden Linie von Kaminiek und der galizischen Grenze bis Polozk und Drissa, ankündigte, ein Gebiet fast so groß, als das noch übrig bleibende Polen *). Zugleich ward Rußland jetzt unmittelbarer Nachbar Oesterreichs.

Doch die Polen hatten ihre kurze politische Befreiung (1791—1793) nicht vergessen; je rascher und schmählicher sie vernichtet worden war, desto wärmer lebte die Sehnsucht darnach in den Herzen fort. Die Bürger in den wenigen größeren Städten (Wilna und Grodno in Litthauen, Warschau und Krakau im Königreiche), die Masse des kleineren Adels und das Heer, welches noch ungefähr 30,000 Mann zählte, theilten diese Stimmung. Als nun in den ersten Wochen des März 1793 dieses Heer auf russischen Befehl zur Hälfte entlassen werden sollte, gehorchten einige Regimenter, aber der Brigadier Madalinski, der mit 10 Schwadronen Reiterei in Pultusk in Garnison lag, verweigerte offen den Gehorsam, die Entlassung stockte plötzlich allenthalben und der durch zahlreiche Vereine schon vorbereitete Aufstand brach in Krakau aus, wo Thaddäus Kosciusko sich an die Spitze desselben stellte. Vereinigt mit Madalinski schlug er in einem Gefechte (bei Raclawicze) die Russen, und dieser Sieg war das Signal zum Aufstande in Warschau, wohin sich jene entlassenen polnischen Regimenter, trotz der Vorsichtsmaßregeln der Russen, zerstreut hatten. Nach zweitägigem Kampfe (17. und 18. April) wurden die Russen durch die Ohnmacht ihrer Führung und den Mangel an Selbstvertrauen und Zucht aus der Hauptstadt vertrieben und diese ein Schauplatz der Anarchie; die Patrioten nahmen grimmige Rache an ihren russisch gesinnten Landsleuten. Gleichzeitig erfolgten ähnliche Katastrophen in Samogitien und Litthauen.

Sofort rüstete Preußen gegen Polen, denn der König ließ sich überzeugen, daß der polnische Krieg dringender sei, als der französische und übernahm selbst die Anführung seines polnischen Heeres (50,000 Mann). Dagegen wurden Kosciusko's Bemühungen, den Landsturm aufzubieten, fortwährend gelähmt durch den bösen Willen des (russisch gesinnten)

*) Eine Entschuldigung des von Preußen beobachteten Verfahrens s. bei v. Sybel, II. 213 ff. (2. Aufl.)

höhern Adels und die stumpfe Schlaffheit der (leibeigenen) Bauern. So konnte er den Preußen bei Rawka nur etwa 17,000 Mann, davon vielleicht die Hälfte frisch ausgehobene, nur mit Sensen bewaffnete Bauernhaufen entgegenstellen; diese vertheidigten sich trotz ihrer elenden Bewaffnung unter dem Rufe: „es lebe Vater Thaddäus!" mit wahrer Todesverachtung, bis ihr linker Flügel von dem preußischen rechten umgangen wurde; da war der ungeschulte Muth der Bauern erschöpft und das ganze polnische Heer warf sich in aufgelös'te Flucht. Kosciusko sah sich für den Augenblick völlig wehrlos und entschloß sich ohne Zaudern, Krakau aufzugeben und durch einen Rückzug gegen Norden jedenfalls seine Verbindung mit Warschau zu erhalten. Als das preußische Heer sich, nach der Einnahme Krakau's, der Hauptstadt näherte, stieg hier die Gährung der Parteien aufs höchste: die demokratische Faction schrie über Verrath, ein Volkshaufe erstürmte das Gefängniß der russisch gesinnten Edelleute und schleppte mehrere derselben (einen Bischof, zwei Kammerherren des Königs Stanislaus, den Fürsten Czetwartinski u. s. w.) hinaus und knüpfte sie unter rohen Mißhandlungen auf. Selbst Kosciusko ward bei seiner Ankunft, als er die Ordnung herstellen wollte, für einen Verbündeten der königlichen Partei angesehen und daher immer mehr zu den sogenannten Royalisten hinübergedrängt, aus denen er die wichtigsten Aemter besetzte. Inzwischen wälzten sich nun auch bedeutende russische Truppenmassen gegen Polen heran, und der beste aller russischen Feldherren, General Suwarow, erhielt den Oberbefehl über dieselben. In deren Erwartung ließ sich der König Friedrich Wilhelm bereden, statt Warschau im Sturmangriff zu nehmen, eine regelmäßige Belagerung dieser Hauptstadt zu beginnen und durch die Zögerung und die Uneinigkeit zwischen dem Könige und dem russischen General Fersen konnten sich in Südpreußen, im Rücken der preußischen Armee, Zusammenrottungen bilden. Nichts hätte diese sicherer zerstreut, als die Einnahme von Warschau; statt dessen aber glaubte der König, seine Kräfte für künftige Gefahren bewahren zu müssen, ließ daher die Belagerung von Warschau aufheben und die preußischen Truppen nach Südpreußen dirigiren; mißmuthig und krank verließ er das Heer, dessen Führung General Schwerin erhielt, und eilte nach Berlin zurück.

Inzwischen rückte (im August) General Suwarow aus Podolien heran. Er war damals 64 Jahre alt, hatte vom gemeinen Soldaten aufwärts alle Stufen durchgemacht und vor Kurzem die Welt mit dem Rufe seiner Siege über die Türken erfüllt (s. S. 555). Seine Soldaten liebten und verehrten ihn, obwohl er Märsche von 10 Meilen von ihnen begehrte, denn sie wußten nicht bloß, daß er sie sicher zu Triumph und Beute führte und jede Gefahr und Strapaze mit ihnen theilte, sondern es hatte auch jeder Einzelne sein persönliches Verhältniß zu ihm und sah es täglich, wie er aufs beste für sie sorgte. So war der Mann beschaffen, welcher sich jetzt zur Vernichtung Polens anschickte, geistvoll und roh, gutmüthig und unbarmherzig, vor Allem

aber rastlos bis zum letzten Athemzuge, so lange einer der Feinde noch aufrecht stand. „Immer vorwärts, Alles überwältigen, Alles zermalmen!" das war damals sein Wahlspruch, wie fünf Jahre später im großen Kampfe gegen die französische Revolution. In eiligem Zuge legte er binnen 3 Wochen 80 Meilen zurück und schlug zwei Mal den polnischen General Sierakowski. Kosciusko, der ihm entgegenzog und seine Vereinigung mit Fersen verhindern wollte, wurde von letzterem bei Maciejowice (10. October) geschlagen. Die Russen in Fersen's Heere, welche großentheils den April-Aufstand in Warschau erlebt hatten und vor Begierde brannten, den Mord so vieler Kameraden endlich im Blute der Polen zu rächen, gaben an diesem Tage keinen Pardon, sondern hieben unter dem Rufe: „Denkt an Warschau!" die Fliehenden unbarmherzig zusammen; 6000 Polen bedeckten das Schlachtfeld. Kosciusko hatte bis zum letzten Augenblicke in dem Getümmel gefochten; als Alles verloren war, wandte auch er sich zur Flucht und wurde, da er sich auch, nachdem ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden, nicht ergeben wollte, durch einen Lanzenstich verwundet, von seinem ebenfalls verwundeten Pferde in einen Morast geworfen und, als er sich aus demselben aufraffte, durch einen Hieb in den Kopf so betäubt, daß er ohne Laut zusammensank. Später wurde er nach Kiew gebracht († 1817 in der Schweiz). Mit seinem Verluste war die Vernichtung Polens entschieden, denn nun war das einzige Band zerrissen, welches die hadernden Parteien nothdürftig zusammengehalten hatte. Suwarow und Fersen vereinigten sich (bei Minski), schlugen gemeinschaftlich eine nach Warschau ziehende Colonne des litthauischen Heeres und vollendeten dadurch die Entmuthigung der polnischen Truppen in Warschau. Am 4. November Morgens früh begann der Sturm auf die Vorstadt Praga. Die Russen, den Gedanken an die blutigen Apriltage im Herzen, zum Theil durch Branntwein, zum Theil durch die Sicherheit des Sieges berauscht, fochten mit namenloser Erbitterung, verfolgten die fliehenden Bürger in ihre Wohnungen, erschlugen eine Menge wehrloser Menschen, Greise, Frauen, Kinder, und das Feuer der Geschütze zündete den Ort an mehreren Punkten an, 2000 Polen fanden auf der Flucht ihren Tod in den Fluten der Weichsel, da die Brücke abgebrochen war, um einen plötzlichen Einbruch der Russen in Warschau zu hindern; mehr als 10,000 fielen unter dem feindlichen Schwerte. Sofort capitulirte Warschau und die polnischen Truppen wurden entwaffnet. So entsetzlich war die Zerrüttung der letzten Tage gewesen, daß eine Menge Einwohner sich beinahe mit dankbarer Freude dem Unterwerfer ihres Volkes entgegendrängten, da er ihnen wenigstens Ruhe und persönlichen Frieden versprach.

Als nun die Verhandlungen über die Theilung des Restes von Polen zwischen Preußen und Rußland begannen, verlangte letzteres, daß Oesterreich für seine Anstrengungen gegen die französische Revolution ebenfalls durch polnisches Gebiet entschädigt werde. Die russische Kaiserin nahm jetzt offen das Verdienst, Polens Theilung herbeigeführt

zu haben, für sich in Anspruch und forderte für diese „ihre Schöpfung von 30 Jahren, die mit Sorgen und kolossalen Ausgaben aller Art erfüllt gewesen“ den größten Theil der Beute für sich, nämlich alles Land westlich von einer Linie, welche im Süden den Bug entlang bis Brzesc, dann in gerader Linie auf Grodno, endlich hier längs des Niemen bis zur ostpreußischen Grenze lief, im Ganzen 2030 Q.-Meilen, Oesterreich sollte den Bezirk zwischen Pilica, Weichsel und Bug, etwas über 1000 Q.-Meilen, Preußen den Rest, zwischen 700 und 800 Q.-Meilen, erhalten *). Zunächst einigten sich die beiden Kaiserhöfe über diese Art der Theilung durch den Petersburger Vertrag vom 3. Januar 1795, der erst im August in Berlin vorgelegt und dessen Annahme zugleich durch kriegerische Rüstungen unterstützt wurde. Vergebens versuchte Preußen noch eine bessere Grenzregulirung (durch Ueberlassung des westlichen Theiles des Palatinates Krakau zur Deckung der schlesischen Grenze) zu erreichen; es sah sich, da im September auch eine Tripel-Allianz zwischen Rußland, England und Oesterreich zu Stande kam, genöthigt, dem Petersburger Vertrage beizutreten.

99. Die Directorial-Regierung, 1795—1799.

(Nach Hermann v. Keyserlingh, kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa, seit dem Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung, und Wilhelm Wachsmuth, das Zeitalter der Revolution, mit einer Einleitung vom Herausgeber.)

Die neue Regierung fand die Republik in der traurigsten Lage (s. S. 633): die Finanznoth war aufs Höchste gestiegen, bis Ende 1795 waren über 45 Milliarden Assignate ausgegeben und diese im Course auf 1/3 Procent gesunken. Indessen wußte man sich nicht anders zu helfen, als durch ein neues Papiergeld, freilich nur eine Aushülfe für einige Zeit. Man schuf daher die Territorial-Mandate d. h. Anweisungen auf bestimmte Nationalgüter; die Assignate wurden gegen diese zu 1/30 des Nennwerthes angenommen, so daß die für die ersten Bedürfnisse des Directoriums ausgegebenen 2400 Millionen Mandate nicht weniger als 72 Milliarden in Assignaten repräsentirten. Als nun aber durch die Eroberungen Napoleon's in Italien die Staatskassen sich wieder mit baarem Gelde füllten, wurde das Papiergeld nur zum Courswerthe angenommen und so war der Staats-Bankerott erklärt.

Dies und das unbestimmte Hin- und Herschwanken des Directoriums zwischen den verschiedenen Parteien gab einen nur zu natür-

*) Diese Zahlen weichen von der gewöhnlichen Ueberlieferung ab, die auf den damals äußerst ungenauen Landmessungen beruht (v. Sybel).

lichen Anlaß, daß sich die allgemeine Meinung in Frankreich immer lauter und entschiedener gegen dasselbe erklärte, wodurch die Lage desselben noch bedenklicher ward, als sie es schon an und für sich war. Als sich aber vollends im Rathe der Alten und der Fünfhundert, diesen zwei Gegengewichten des Directoriums, eine royalistisch-moderantistische Opposition gegen das Directorium bildete und, verstärkt durch zwei Mitglieder des Directoriums, Barthelemy und Carnot, alle Maßregeln und Unternehmungen des Directoriums lähmte und erschwerte, ward es vollends in seinem Dasein bedroht. Daher sahen sich die drei anderen Mitglieder, Barras, Rewbel und La Reveillere, zur Behauptung ihrer Gewalt genöthigt, sich ihrer Gegner durch einen gewaltsamen Staatsstreich zu entledigen. Demgemäß ward der General Augereau, den Bonaparte nach Paris gesandt hatte, zum Ober-Befehlshaber der pariser Militär-Division ernannt; unter seiner Anführung wurden die Tuilerieen von Truppen besetzt (18. Fructidor, 4. September 1797), und daselbst Pichegru und mehrere andere Abgeordnete verhaftet. Sobald dies vollbracht war, verfügte sich Augereau nach den Sitzungssälen der beiden Räthe und befahl den Anwesenden im Namen des Directoriums aus einander zu gehen, um sich in der Arzneischule und dem Odeum wieder zu vereinen, und als Einige sich widersetzten, wurden sie mit Gewalt vertrieben. Hierauf ward eine Kundmachung erlassen, daß man eine royalistische Verschwörung entdeckt und sich genöthigt gesehen habe, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. Verhaftungen wurden vorgenommen, und die Verhafteten nach dem Temple geführt; nur Carnot war die Flucht gelungen. Unmittelbar darauf (5. Sept.) ward ein Gesetz erlassen, das 2 Directoren, 11 Mitglieder vom Rathe der Alten, 42 Mitglieder vom Rathe der Fünfhundert verbannte, die Wahlen von 48 Bezirken vernichtete und die Directoren ermächtigte, die Verfolgung der zurückgekehrten Ausgewanderten und Priester zu erneuern. Allein so gewaltsame Maßregeln waren keineswegs geeignet, die schwankende Macht der Directorial-Regierung wahrhaft zu befestigen: sie ward vielmehr nur noch mehr dadurch erschüttert, sofern nämlich die Grundlage, auf welcher die Directorial-Regierung beruhte, d. h. die ganz wesenlose Verfassung, in allen ihren Grundverhältnissen vernichtet ward. So blieb dem Directorium, um sich zu behaupten, keine andere Wahl, als einerseits die fortwährende Ausübung einer Alle verletzenden Willkür in Bezug auf die innere Verwaltung, und andererseits die ununterbrochene Fortsetzung des Krieges mit den auswärtigen Mächten, damit das französische Volk, dadurch beschäftigt und verblendet, die im Innern herrschende Auflösung und Zerrüttung, die sich immer allgemeiner über alle Verhältnisse verbreitete, nicht wahrnehmen, noch fühlen möchte. Daher erklärt es sich, daß die Friedens-Unterhandlungen, die mit England zu Lille angeknüpft worden waren, keinen guten Erfolg haben konnten. Sie hatten kaum begonnen, als sie auch schon abgebrochen wurden, weil der englische Gesandte nicht unbedingt die von den französischen Unterhändlern

aufgestellten Forderungen anerkennen wollte, denen zufolge nämlich England alle von ihm im Laufe des Krieges gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Bundesgenossen, Spanien und Holland, unverkürzt zurückgeben sollte. Da erklärte das Directorium mit lautem Geräusch seinen Entschluß, England durch eine Landung zum Frieden nöthigen zu wollen, zog an den französischen Küsten ein Heer zusammen, dem es den vielsprechenden Namen „Armee von England" beilegte, und zu dessen Ober-Befehlshaber es Bonaparte ernannte, dessen Genie den glücklichen Erfolg zu verbürgen schien. Allein es war keineswegs die wahre Absicht des Directoriums, eine Landung in England zu unternehmen; vielmehr dienten alle jene Rüstungen und Vorbereitungen nur dazu, ein anderes nicht minder abenteuerliches Unternehmen zu verbergen. Schon längst war der Held von Italien ein Gegenstand des Mißtrauens und der Furcht für die schwache und verachtete Directorial-Regierung geworden, weil sie einsah, daß ihn der unsterbliche Feldzug von 1796 auch zu dem Manne Frankreichs gemacht hatte. Daher ergriff sie mit Begierde die Gelegenheit, den gefürchteten Feldherrn zu beschäftigen und zu entfernen, und so richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf Aegypten. Denn durch Aegyptens Besitz konnte man Indien, diese große Pulsader Englands, bedrohen, und zugleich den gefürchteten, bewunderten und beneideten Bonaparte unter einem anständigen und ehrenvollen Vorwande aus Europa in die Verbannung senden. Napoleon ging mit Vorliebe auf dieses Unternehmen ein; denn theils entzündete sich sein ehrbegieriger und thatendurstiger Geist an dem Gedanken, das Land der Pharaone als Eroberer zu betreten, und theils war, wie er erkannte, noch nicht der rechte Zeitpunkt gekommen, um sich dem Directorium mit Erfolg zu widersetzen, und an dessen Statt selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, da noch immer in den Gemüthern des Volkes der republikanische Wahn fortlebte. Er segelte also mit einem Heere von etwa 30,000 Mann nach Aegypten, um hier in einem eben so denkwürdigen als wunderbaren Feldzuge eine neue Staffel des Ruhmes zu ersteigen (s. Nr. 100).

Aber in derselben Zeit, wo der erste Feldherr und die besten Truppen Frankreichs nach einem fernen Lande gleichsam auf Abenteuer ausgesandt waren, veranlaßte das Directorium durch eine Reihe von eben so gewaltsamen, als abenteuerlichen Umwälzungen, die es entweder unmittelbar oder mittelbar bewirkte, einen abermaligen Bruch mit den europäischen Mächten. So erregte und erhielt es Gährungen in **Rom**, die endlich zum Ausbruche kamen, und einen Volksaufstand herbeiführten, in welchem der französische General Duphot getödtet ward (25. December 1797). Unmittelbar in Folge dieses Ereignisses verließ der französische Gesandte, Joseph Bonaparte, Rom, das bald darauf von einer französischen Truppen-Abtheilung unter Berthier besetzt ward. Dieser erklärte auf Antrieb einiger Einwohner, die sich mit den neuen Ideen befreundet hatten, die **römische Republik** für wiederhergestellt, und ließ den Papst Pius VI. nebst einigen seiner Cardinäle

in die Gefangenschaft nach Frankreich abführen. Nicht minder gewaltsam ward die Umformung des alten, ehrwürdigen Bundes der Eidgenossen von Seiten des nichts schonenden Directoriums in eine helvetische Republik herbeigeführt. Nachdem schon zuvor im Waadtlande gegen die aristokratische Berner Regierung Unruhen erregt worden waren, drang ein französisches Heer in die Schweiz ein (2.—5. März 1798), überwältigte Bern und nöthigte es zur Annahme der neuen Verfassung. Hierauf unterwarfen sich alle übrigen Cantone, die kleinen erst (1.—4. Mai 1798) nach einem hartnäckigen Widerstande mittels einer ehrenvollen Uebereinkunft. Aber schon früher (12. April 1798) war die helvetische Republik proclamirt worden, die jedoch so wenig ein dauerhaftes und sicheres Glück zu bewirken vermochte, daß sie nach fünf unglücksvollen Jahren, während welcher die ehemals so glückliche und friedliche Schweiz durch innere Zwistigkeiten und Bürgerkriege verheert worden war, bereits wieder zu Grunde ging.

Schon jetzt war Alles zu einem neuen Bunde wider Frankreich vorbereitet, der noch mächtiger zu werden schien, als es der erste gewesen war. Denn während bereits die Pforte an Frankreich den Krieg erklärt hatte, wegen der Landung in Aegypten, die sie als einen feindlichen Angriff betrachtete, obgleich die französische Regierung dieselbe als ein Unternehmen darzustellen suchte, das lediglich zu Gunsten der Pforte wider die rebellischen Mameluken unternommen worden sei, war zu gleicher Zeit ein neues Bündniß zwischen England und Rußland geschlossen worden, dem sich sowohl die Pforte, als auch Oesterreich anschloß, sobald es erkennen mußte, daß auf dem Wege der Unterhandlungen nichts zu erlangen sei. Auch Neapel trat dieser aus so fremdartigen Bestandtheilen seltsam zusammengesetzten Coalition bei, und nur Preußen wähnte mitten unter dem allgemeinen Sturme, der Europa bewegte und erschütterte, die Rolle eines friedlichen und neutralen Zuschauers ungefährdet behaupten zu können. Wirklich zeigte das unzeitige Losbrechen Neapels, wie lose und wenig berechnet der innere Zusammenhang und das Zusammenwirken des neuen Bundes sei. Denn als in Neapel die Nachricht von dem großen und entscheidenden Seesiege eintraf, den der englische Admiral Nelson bei Abukir über die französische Flotte erfochten hatte (s. S. 669), bezeugte der Hof, besonders die leidenschaftliche Königin Karoline, nicht nur laut eine ungemessene Freude, sondern machte auch sofort große Rüstungen, was dem Directorium einen scheinbar gegründeten Anlaß gab, Neapel den Krieg zu erklären. Eben so erklärte es an Sardinien den Krieg, und nöthigte den König Karl Emanuel IV. allen seinen Besitzungen auf dem Festlande zu entsagen. Inzwischen war ein neapolitanisches Heer von 60,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals von Mack in den Kirchenstaat eingerückt, hatte Rom besetzt, und das schwache französische Heer, das hier unter Championet stand, zum Rückzuge genöthigt: aber bald schlug Championet die Neapolitaner in wilde Flucht. Der König selbst entfloh nach Palermo; der General von Mack aber

mußte vor der Wuth der zuchtlosen Lazzaroni in das französische Lager flüchten, worauf Neapel durch Championet nach blutigen Gefechten erobert wurde, der hierauf sofort dieses Königreich in eine parthenopeische Republik verwandelte.

Doch wurde Neapel von den Calabresen unter dem Cardinal Ruffo wieder erobert, wobei sie von Russen, Türken und Briten unterstützt wurden. Man mußte hier für den kurzen Freiheitstraum büßen: denn die wiedereingesetzte königliche Regierung übte mit wildem Grimme nicht sowohl Gerechtigkeit, als vielmehr Rache.

Auch nahm, ungeachtet dieser scheinbaren Erfolge, in Frankreich die innere Zerrüttung und Auflösung immer mehr überhand. Um die außerordentlichen Bedürfnisse zu beschaffen, deren es bedurfte, wußte das Directorium kein anderes Mittel, als die Handhabung eines drückenden Finanz- und Abgabesystems, das eine allgemeine Unzufriedenheit veranlaßte. Dazu kam, daß die planlose Willkür, die das Directorium übte, und durch welche es sich gegen den Andrang der verschiedenen Parteien zu behaupten suchte, von neuem innere Gährungen erzeugte, die in offenen Bürgerkrieg übergingen, daß der innere Verkehr stockte, die Jugend wegen Mangels an Unterricht verwilderte, die Unmasse der einander widersprechenden Gesetze die Handhabung der Rechtspflege schwerfällig und lästig machte, und daß Millionen Menschen durch die Vernichtung aller kirchlichen Einrichtungen und Verhältnisse in ihren heiligsten Gefühlen verletzt und gekränkt waren. So verbreitete sich über ganz Frankreich das Gefühl des allgemeinen Elends, das man den Maßregeln einer unfähigen und despotischen Regierung beimaß, und daher ward allgemein mit großer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit das Bedürfniß nach einer kraftvollen Regierung empfunden, die im Stande wäre, den verwirrten und gänzlich aufgelösten Gesellschaftszustand Frankreichs wieder herzustellen und dauerhaft zu begründen, und zugleich Frankreich gegen den Andrang der fremden Mächte zu vertheidigen. Daher wurde Napoleon, von diesem elenden Zustande Frankreichs unterrichtet und von seinen Freunden und Anhängern zur Rückkehr nach Frankreich aufgefordert, bei seiner Rückkehr aus Aegypten (9. October 1799) in Frankreich vom Jubel des Volkes empfangen, das in ihm den zur Wiederherstellung einer wahren Regierung geeigneten Mann erkannte.

Sofort entwarf Bonaparte mit Sieyes den Plan zum Sturze der Directorial-Regierung und zur Vernichtung der Verfassung des Jahres III. Die Hauptfrage war, wie man des gesetzgebenden Körpers mächtig werden könne? Militärische Gewalt von vorn herein anzuwenden, wie am 18. Fructidor, schien zu gehässig und minder gerathen, als den Staatsstreich in eine loyale Form zu fassen. Sie kamen überein, eine Partei aus den beiden Räthen zusammen zu bringen, welche in diesen einer Aenderung das Wort reden sollte. Auf geschehene Einladung versammelten sich bei Lemercier, dem Präsidenten des Rathes der Alten, Regnier, Lucian Bonaparte, Talleyrand, Roederer und andere Bona-

partisten. Regnier machte den Vorschlag, die Sitzung des gesetzgebenden Körpers, zu dessen Verlegung der Rath der Alten nach der Constitution ermächtigt war, nach St. Cloud verlegen zu lassen; dort sei man außer dem Bereiche jacobinischer Volksbewegung, und in St. Cloud möge dann das Weitere verhandelt werden. Bonaparte sollte am morgenden Tage an die Spitze der Truppen treten und unter dessen Schutze die Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud Statt finden. Einzelnen mochte bange zu Muthe sein; Lucian Bonaparte aber rief, sein Bruder stehe für den Erfolg ein. Noch an dem Abende wurden durch vertrauliche Beschickung alle der Partei nicht für abgeneigt gehaltenen Mitglieder des Rathes der Alten zur Sitzung desselben für den 18. Brumaire eingeladen, wogegen die Freunde der Jacobiner unbenachrichtigt blieben.

Am 18. Brumaire waren in den Tuilerieen gegen sieben Uhr an anderthalbhundert Mitglieder des Rathes der Alten versammelt. Die Verschwornen waren beschäftigt, die Uebrigen zu stimmen. Dazu mußte denn die widerwärtige Lüge von einer Conspiration der Jacobiner dienen. Als nun Regnier den Antrag zur Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud und Einsetzung Bonaparte's zum Befehlshaber der bewaffneten Macht für diesen Zweck machte, erhob sich zwar hie und da eine Stimme zur Gegenrede; aber die große Mehrheit war dafür und ohne weitere Verhandlung ward binnen einer Stunde Regnier's Antrag zum Beschluß gebracht. Gegen zehn Uhr versammelte sich eine Anzahl Mitglieder des Raths der Fünfhundert; aber die Versammlung löste sich auf, so wie die Botschaft des Rathes der Alten von Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud eingegangen war.

Den Staatsstreich zu vereiteln, war zunächst die Sache des Directoriums. Aber Sieyes und Roger Ducos waren unter den Rädelsführern der Verschwörung. Barras, nur bedacht, den Kopf ohne Gefährde aus der Schlinge zu ziehen, sandte noch im Laufe des Vormittags seine Verzichtleistung ein, und begab sich, von 30 Dragonern, die ihm Bonaparte sandte, geleitet, nach seinem Landgute Grosbois. Gohier und Moulins verweigerten die von ihnen begehrte Verzichtleistung und wurden darum nach ihrer Rückkehr in das Luxembourg von Moreau auf ihre Zimmer angewiesen und die Absendung eines Schreibens derselben an die beiden Räthe verhindert. Am Abende hielten Bonaparte, Sieyes, Roger Ducos ꝛc. Rath in den Tuilerieen und kamen überein, provisorisch als höchste Staatsgewalt drei Consuln einzusetzen; dies sollten Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos sein. Die Nacht verging ohne Störung der Ruhe; zu einer Insurrection war die Bevölkerung von Paris durchaus nicht gestimmt; Bonaparte hatte damals volle Gunst bei der Menge. Die jacobinischen Volks-Repräsentanten waren auf die Macht parlamentarischen Widerstandes beschränkt; diesen am folgenden Tage leisten zu wollen, gelobten sie einander in den letzten nächtlichen Versammlungen.

Im Rathe der Fünfhundert kam es am 19. Brumaire (10. Nov.)

gleich im Anfange der Sitzung zu St. Cloud zu einem heftigen Auftritte. Kaum hatte Gaudin, einer der Bonapartisten, das Wort genommen, um von den Gefahren der Republik zu sprechen, als Delbrel ihn der Heuchelei beschuldigte und jeden zum Schwur auf die Verfassung aufforderte. Ungestümer Beifallsruf der großen Mehrheit folgte darauf; Lucian, als Präsident, lange umsonst bemüht, die Ruhe herzustellen, vermochte nicht, den Bonapartisten das Wort zu verschaffen, noch die Eidesleistung zu verhindern. Dieser mußte bei namentlichem Aufrufe jeder Einzelne nach der Reihe sich unterziehen; die Bonapartisten schwuren Meineid. Indessen war in den Höfen laut geworden, wie ungestüm sich der Rath der Fünfhundert gezeigt habe, und in Bonaparte's Umgebung war eine bedenkliche Stimmung merkbar geworden; gegen die Volks-Repräsentation hatten die Generale nicht den Muth der Feldschlacht. Bonaparte trat zu Berthier, Augereau &c., denen die Verlegenheit aufs Gesicht geschrieben war, und erklärte, mit einem Schlage der Reitgerte auf den Fußboden, man müsse ein Ende machen. Nach einer kurzen Besprechung mit den Officieren des eben angelangten Regiments begab er sich in den Rath der Alten, der so eben seine Sitzungen wieder begonnen hatte. Parlamentarische Rednergabe war ihm versagt, ruhig und seiner Gedanken vollkommen mächtig in den Stürmen des Krieges, verlor er Haltung, Würde und Ruhe, wo ihm eine andere Macht als die der Waffen entgegentrat. Er war zum Schlachtenlieferer, nicht zum Redner geboren. Daher war das, was er zum Rathe der Alten sprach, nicht eine zusammenhängende Rede, sondern ein Erguß leidenschaftlicher Auslassungen, daß die Constitution vielfach vorher verletzt worden sei, daß es Parteien gebe, die allen liberalen Ideen feind seien und Revolutions-Ausschüsse und Schafot wiederbringen wollten u. dgl. Als mehrere Deputirte ihn aufforderten, sich über die Verschwörung näher zu erklären, wich er aus; nochmals ins Gedränge gebracht, wandte er sich mit einer Apostrophe an die außerhalb befindlichen Soldaten: „Ihr Grenadiere, deren Mützen ich sehe, Ihr braven Soldaten, deren Bajonette ich wahrnehme" und verließ mit drohenden Worten den Saal. Es ist das Abbild Cromwell's, als dieser das lange Parlament auflöste.

Bonaparte begab sich vom Rathe der Alten in den der Fünfhundert; Grenadiere traten nach ihm an die Thüre. Der Anblick der letztern brachte eine höchst stürmische Bewegung hervor; Alles erhob sich; in heftigem Lärm wurde geschrieen: „Nieder mit dem Dictator! Es lebe die Constitution!" Die Heftigsten drängten mit wilder Geberde auf Bonaparte ein, Bigonnet packte ihn beim Kragen und schalt ihn einen Verwegenen, der das Heiligthum des Gesetzes verletze. Bonaparte ward bestürzt; fast ohnmächtig sank er einem Deputirten in die Arme; unterstützt von zwei Grenadieren verließ er den Saal; todtenbleich und sprachlos kam er zu den draußen harrenden Generalen. Bei den Fünfhundert dauerte der Lärm auch nach Bonaparte's Entfernung fort; ein Antrag gegen Bonaparte folgte dem andern, der schreckliche Ruf „mise

hors la loi", wiederholte sich so anhaltend und stürmisch, daß auch Lucian's Muth gebrochen wurde. Er verließ den Stuhl des Vorsitzes. Es war eine für ihn und für Bonaparte glückliche Schickung, daß Lefebvre Grenadiere sandte, ihn ins Freie zu geleiten. Man ließ ihn ziehen, eine Anzahl Bonapartisten folgte ihm nach. Lucian fand sich im Freien bald wieder und an ihm stärkte sich Bonaparte; Beiden wuchs der Muth wieder durch den Zuspruch der bonapartistischen Deputirten, die mit Lucian den Saal verlassen hatten und zur Anwendung der Gewalt ermunterten. Bonaparte ließ die Soldaten in einen Kreis treten; Lucian mehr Redner als jener, sprach mit gewaltiger Stimme von Dolchen und mit englischem Gelde besoldeten Mördern und gesellte zu der Lüge den Meineid, er werde die Brust seines Bruders durchbohren, wenn dieser je die Freiheit zu verletzen wage. Bonaparte sprach ebenfalls von Dolchen, die man gegen ihn gezückt habe, und rief die Soldaten auf, sich zu ihm zu halten. Murat und Leclerc stellten sich an die Spitze der Grenadiere und führten diese nach der Orangerie zu. In den Saal eingetreten, forderten jene die Deputirten auf, den Saal zu räumen; diese riefen: „Es lebe die Republik!" und wichen nicht von ihren Plätzen; darauf ließ Leclerc das Bajonnet fällen, die Grenadiere rückten unter Trommelschlag an. Es floß kein Blut, die Mehrzahl der Deputirten zog sich vor der blanken Waffe zurück; einige wollten auf ihren Plätzen sterben; diese wurden von den Soldaten herausgetragen.

Nun folgte der letzte Act, die Verbrämung der rohen Gewaltthat mit erheuchelter Loyalität. Durch Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers sollte dieser die arge Verletzung seiner selbst gutheißen. Darum wurde eine Sitzung beider Räthe noch Abends spät veranstaltet; von den Fünfhundert erschienen nicht über dreißig; im Rathe der Alten, wo die Bonapartisten in großer Mehrheit, fehlte nur eine geringe Zahl. Was an die Räthe gebracht werden sollte, hatte eine geheime Commission der Bonapartisten bereits festgesetzt. Es gab keine Gegenrede, auch nicht gegen die indessen angefertigte Liste der 61 auszustoßenden Mitglieder.

Die Verfassung war schon 13. December 1799 (22. Frimaire des Jahres VIII) vollendet. Das Grundwerk und Gerüste derselben gehörte Sieyes an; den Schlußstein des Ganzen, das erste Consulat mit monarchischer Gewalt, hatte Bonaparte eingefügt.

Die National-Repräsentation oder die gesetzgebende Macht war zweifach, ein permanentes Tribunat von 100 Mitgliedern zur Discussion von Gesetzen, ein auf viermonatliche Sitzung jährlich angewiesener gesetzgebender Körper von 300 Mitgliedern zur Abstimmung ohne Debatte über die vom Tribunate erörterten Gesetze. Beide sollten jährlich ein neues Fünftel erhalten. Das wichtige Recht des Antrags zu den Gesetzen kam an die Regierung; das Tribunat hatte nur Wünsche zu äußern. Die ausübende Gewalt, le Gouvernement, wie die Constitution sie bezeichnet, bestand aus Consulat, Staatsrath und Ministern. Der erste Consul allein hatte die Besetzung der Staats-

ämter. In seinem Namen wurden die Gesetze bekannt gemacht. Die Consuln wurden auf zehn Jahre bestellt. Die Verfassungs-Urkunde kündigte zugleich Bonaparte als ersten Consul, Cambacérès als zweiten, Lebrun als dritten an.

---

100. Napoleon's Zug nach Aegypten und Syrien 1798—1799.

(Nach K. F. E. Ludwig, Geschichte der letzten fünfzig Jahre, bearbeitet vom Herausgeber.)

In dem an neuen Systemen wie an erschütternden Umwälzungen so reichen Revolutionskriege ist der Zug nach Aegypten nur eine Episode und noch dazu eine, die nur mittelbar in den Gang der Dinge in Europa eingewirkt hat; aber eine Episode, die den Blick mehr fesselt, als manche entscheidende Katastrophe des großen Trauerspiels, und die reiche Beute für Wissenschaft, Kunst, Alterthumsforschung, Völker- und Länderkunde gegeben hat.

Uebrigens war der Gedanke einer Eroberung und Colonisirung Aegyptens keineswegs ganz neu. Es enthielten die Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bereits verschiedene Entwürfe zu einem solchen Unternehmen. Es hatte indessen immer zu große Schwierigkeiten dargeboten, um die rechte Zeit und nöthige Kraft zu seiner Ausführung zu finden. Es war davon nicht nur ein Krieg mit den Türken, sondern auch ein heftiger Kampf mit England fast unzertrennlich, da dieses dadurch den Handel und selbst den Besitz Ost-Indiens bedroht sehen mußte. Dazu erforderte die Eroberung und Behauptung außerordentliche Anstrengungen, Aufwand und Hülfsquellen. Die große, immer zunehmende Finanz-Verlegenheit hatte die letzten Könige, besonders aber den ohnehin friedlich gesinnten Ludwig XVI., von einem solchen gigantischen Projecte abgeschreckt oder vielmehr es völlig schlummern lassen. Jetzt schienen sich Zeit und Verhältnisse, wenigstens theilweise, zu Gunsten desselben geändert zu haben. Fast alle französischen Colonieen waren den Engländern in die Hände gefallen; indem man Aegypten besetzte, eine vielleicht jetzt leichtere Aufgabe als die Wiedereroberung und Behauptung aller der zerstreut liegenden Inseln, erhielt man nicht nur dafür ein Aequivalent, sondern man versetzte auch direct dem einzigen noch übrigen offenen, aber gefährlichsten Feinde eine tödtliche Wunde.

Vor Allem aber schien der Mann, der diesen Gedanken jetzt von Neuem zur Sprache brachte und sich zur Ausführung desselben darbot, geeignet, das Gelingen und den Erfolg desselben zu sichern. Es war der siegreiche, ruhmgekrönte Held, der noch keine Aufgabe ungelös't gelassen

und die Nation und die Welt bereits an die Idee gewöhnt hatte, ihm sei nichts unmöglich. Dazu hatte das Directorium ein wesentliches Interesse, den gefürchteten Feldherrn möglichst weit zu entfernen, damit er nicht schon jetzt versuche, die Zügel des Staates zu ergreifen (s. S. 658). Daher ging es bereitwillig auf den ihm von Bonaparte Anfangs 1798 vorgelegten Plan ein. Wie dieser schon jetzt sich des großen Auftrags würdig zeigte, davon zeugt die wundersame Thatsache, daß in zwei Monaten die ganze Rüstung vollendet und die zur Expedition bestimmte Land- und Seemacht zur Abfahrt bereit lag. Dabei gereicht es zum wahren Erstaunen, daß bei der Menge der zu diesem Zwecke mitwirkenden Personen, theils ihnen selbst das wahre Geheimniß verborgen blieb, theils so gewissenhaft verwahrt wurde. Beides gibt den sprechenden Beweis von dem unbedingten Vertrauen und der schwärmerischen Anhänglichkeit, die Bonaparte damals in allen Klassen der Nation genoß. Generale, Gelehrte und Künstler wetteiferten in der Bewerbung, den Sieger von Italien zu begleiten, ohne den beabsichtigten Schauplatz seiner Thaten und ihrer Wirksamkeit zu kennen. Die Engländer sparten keine Bemühungen und kein Gold, das Ziel der Rüstungen von Toulon mit Bestimmtheit zu erfahren — aber dieses Mal umsonst und als die Sache laut besprochen wurde, wollten sie es nicht glauben.

Am 9. Mai war Bonaparte in Toulon eingezogen und befeuerte Truppen und Seeleute durch eine Proclamation, die vielleicht darum noch mehr wie gewöhnlich wirkte, weil sie den Schleier des Geheimnisses nicht lüftete und in ihrer künstlichen Mystik jeder Phantasie freien Spielraum ließ. Mehrere Transportschiffe waren zusammengebracht, um 35,000 der tapfersten Krieger, meist von der italienischen Armee, unter ihnen die siegreichen Generale Berthier, Kleber, Desaix, nebst einem furchtbaren Kriegsmaterial, an Bord zu nehmen; der zahlreichen Gelehrten und Künstler, die fast eine kleine Akademie bildeten, nicht zu gedenken. Zum schützenden Geleite diente eine Flotte von 13 Linienschiffen, 6 Fregatten und mehreren kleineren Kriegsfahrzeugen unter Admiral Bruyes. Schon am 19. Mai 1798 ging die Expedition von Toulon unter Segel; der „Orient" mit 120 Kanonen trug den neuen Cäsar und sein Glück. Am 9. Juni früh um 5 Uhr erschien die Flotte vor Malta, wo sie sich mit dem Geschwader von Civitavecchia von 70 Segeln, das ihrer wartete, vereinigte. Malta war für das Gelingen des Unternehmens ein höchst wichtiger Posten, welcher die Verbindung mit Frankreich erleichterte und das Uebergewicht im mittelländischen Meere zu sichern schien. Deßhalb forderte Bonaparte Aufnahme seiner Flotte in den Hafen; der Großmeister des Malteser-Ordens, Ferdinand von Hompesch, aber verweigerte diese, als der Neutralität des Ordens zuwider. Wahrscheinlich war dieser ostensible Grund zu Feindseligkeiten Bonaparte sehr willkommen; er konnte sich nun in den vollen Besitz der Insel setzen und nebenbei die Vernichtung des Ordens zu günstiger Einwirkung auf die muselmännischen Aegypter benutzen. Schon am 11. Juni war die ganze Insel bis auf die Haupt-

stadt La Valette, in den Händen der Franzosen und unverzüglich ging auch diese, nebst Gozzo und Comino, an dieselben durch Capitulation über, in welcher der Orden alle seine Rechte auf die von ihm besessenen Inseln an Frankreich abtrat, wogegen Bonaparte dem Großmeister von Hompesch die Negotiirung eines Fürstenthums auf dem Rastatter Congreß, jedenfalls eine Jahresrente von 300,000 Fr., wie auch den Rittern verhältnißmäßige jährliche Entschädigungs-Gehalte zusicherte. Der Großmeister und die Ritter mußten übrigens die Insel sofort verlassen. Bonaparte segelte, nach Zurücklassung einer Besatzung von 4000 Mann, unter General Vaubois, am 27. Juni mit seiner Flotte weiter. Jetzt hielt er es für an der Zeit, seine Truppen mit dem Zwecke ihrer Fahrt bekannt zu machen, und er that dies von seinem Schiffe aus durch eine Proclamation, die mit Begeisterung aufgenommen wurde. Am 1. Juli langte die Flotte vor Alessandria an. Dort wurde Bonaparte durch die Nachricht (vermuthlich vom französischen Consul in dieser Stadt) überrascht, daß einige Tage vorher eine englische Flotte unter Nelson ihn daselbst aufgesucht habe, als sie ihn aber nicht gefunden, wieder unter Segel gegangen sei. Dies veranlaßte ihn, seine Landung, so viel wie möglich, zu beschleunigen. Um das Volk von Aegypten zu gewinnen, hielt man eine in türkischer und arabischer Sprache verfaßte, denkwürdige Proclamation in Bereitschaft, worin es heißt: „Schon allzulange tyrannisirt jener Auswurf von Sklaven, die am Kaukasus und in Georgien gekauft wurden *), den schönsten Theil der Welt; aber Gott hat befohlen, daß ihr Reich ein Ende haben soll. — Völker Aegyptens! man wird euch sagen, ich sei gekommen, um eurer Religion den Untergang zu bereiten; glaubt es nicht; antwortet vielmehr, daß meine Absicht sei, euch wieder in eure Rechte einzusetzen, die Usurpatoren zu strafen, und daß ich, mehr als die Mameluken, Gott, seinen Propheten und den Koran hochachte. — — — Kadi's, Scheiks, Imans, verkündet dem Volke, daß wir ebenfalls wahre Muselmänner sind. Wer anders, als wir, hat die Malteser-Ritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, daß sie die Muselmänner bekriegten. Waren wir nicht zu allen Zeiten Freunde des Großherrn (dem Gott seine Wünsche erfüllen möge!) und die Feinde seiner Feinde? Sind nicht im Gegentheil die Mameluken beständig gegen das Ansehen des Großherrn in Aufstand? Dreimal glücklich diejenigen, die es mit uns halten werden! Ihr Vermögen wird sich vermehren! Sie werden Zeit gewinnen, uns kennen zu lernen

*) Die Mameluken, welche damals alle Gewalt in Aegypten an sich gerissen hatten, waren aus den Gegenden des Kaukasus hergebrachte Sclaven. Sie hatten schon einmal früher drittehalb Jahrhunderte (1254—1517) Aegypten beherrscht, und bei der zunehmenden Schwäche der (seit 1517 in Aegypten gegründeten) türkischen Regierung hatten die aus ihrer Kaste genommenen Statthalter der Provinzen oder Beys abermals die Herrschaft an sich gerissen, die sich zur Zeit der französischen Expedition hauptsächlich in den Händen von zweien, Murad und Ibrahim, befand.

und werden sich später an unsere Reihen anschließen. Wehe aber, dreimal wehe denen, die sich für die Mameluken bewaffnen und gegen uns kämpfen werden; für sie ist keine Hoffnung; sie werden zu Grunde gehen!"

Am 2. Juli um 1 Uhr Nachts bestieg Bonaparte, mit seinen Generalen und Officieren, Boote und gelangte, nahe bei dem Central-Landungspunkte Marabu, glücklich ans Land. Noch waren weder Pferde noch Artillerie ausgeschifft. Dennoch war es höchst wichtig, so schnell als möglich auf Alexandria vorzudringen, um diese Stadt, wo möglich durch Ueberraschung, in die Gewalt zu bekommen und an ihr einen haltbaren Punkt zu gewinnen. Deßhalb setzte er sich bereits um 3 Uhr Morgens mit seinem in drei Colonnen gebildeten kleinen Heere in Bewegung. Der Sturm wurde, in Ermanglung aller Artillerie, mit in Bereitschaft gehaltenen Leitern vollführt. Weder ein lebhaftes Musketenfeuer, noch die herabgeschleuderten Steine hielten die Stürmenden auf; selbst, daß General Kleber, von einer Kugel an der Stirne gestreift, zu Boden fiel (es war jedoch, wie sich bald zeigte, keine tödtliche Wunde), schien seine Grenadiere nur noch mehr zu entflammen, den Tod, den vermeintlichen, ihres tapfern Führers zu rächen. Alle drei Colonnen erstiegen glücklich die Mauern und alles, was auf den Wällen und hinter denselben war, nahm die Flucht. General Menou hatte die Ehre, nach sieben empfangenen Wunden zuerst in die Stadt einzudringen.

An diesem und dem folgenden Tage (den 3. Juli) wurde inzwischen die Landung der ganzen Armee bewirkt und beendigt. Bonaparte wünschte ohne Zeitverlust auf Kairo zu marschiren, um theils den Mameluken keine Zeit zu gönnen und sie, im Mittelpunkte der Macht ihrer Bey's, zu vernichten, theils sich in den festen Besitz dieser großen bevölkerten Hauptstadt zu setzen, die von den Muselmännern zu der Zahl der heiligen oder geweihten Städte gerechnet wird.

Zwei Wege führen von Alexandria nach Kairo: der eine durch einen Theil der Wüste, die sich nahe an Alexandria hinzieht, über die Stadt Damanhour; der andere von der Nilmündung bei Rosette den Strom hinauf, und beide treffen zuletzt wieder zusammen. Der Weg über Rosette ist, zumal für eine Armee, minder schwierig; aber der andere ist kürzer und deßwegen entschloß sich Bonaparte zu dem Marsche durch die Wüste. Bereits am 3.—6. Juli brachen die einzelnen Divisionen unter Desaix, Bon, Reynier und Menou auf, diesen kürzern Weg einschlagend. Bonaparte verließ am 9. mit seinem Generalstabe Alexandria und kam am 10. zu Damanhour an, wo er die genannten Divisionen, die auf dem directen Wege dahin marschirt waren, zusammen fand. Diese hatten bereits alle Qualen des Klima's empfunden: die brennende, von keiner einzigen Wolke bedeckte Sonne, den von ihren sengenden Strahlen erglühenden Sand; diese Wüste überhaupt, die keinen schattigen Baum, kein kühlendes Lüftchen darbietet, so daß selbst, wenn sie bivouakirten, an keinen Schutz, keine Erholung, keinen Schlaf zu denken war. Dazu gesellte sich bald der Hunger und die noch größere Qual

des Durstes. Man hatte Zwieback auf vier Tage unter die Soldaten vertheilt; diese aber, gequält von der unerträglichen Hitze und fälschlich voraussetzend, sie würden, wie in Europa, Dörfer antreffen, wo sie bessere Nahrungsmittel fänden, hatten ihn größtentheils gleich Anfangs von sich geworfen, um sich ihre Last zu erleichtern. Diejenigen, welche sich Wasser von Alexandria mitgenommen hatten, — und das war bei weitem nicht der größere Theil, hatten es schon auf dem ersten Marsche verbraucht. Die Anführer theilten jede Beschwerde des Marsches mit ihren Soldaten mit heroischer Ausdauer und suchten ihren Muth durch Hoffnungen aufrecht zu erhalten, die sie selbst längst aufgegeben. Zu Damanhour fand endlich die Armee einige Erfrischung und Erholung; sie erhielt hier Wasser und auch frisches Brod.

General Desaix, der die Avantgarde bildete, war bis zum Dorfe Miniet-Salameh vorgerückt. Von hier aus meldete er am 14. Juli, daß die Mameluken im Anzuge seien, und sogleich in der nächsten Nacht ließ Bonaparte die Armee dahin aufbrechen. Als beide Heere vor dem Dorfe Chebreis einander gegenüber standen, erwarteten die Franzosen, in geschlossenen Reihen, muthig den Angriff. Mit gewohnter Heftigkeit stürzten die Mameluken auf sie ein, und meinten wohl mit ihren feurigen Rossen und blinkenden Säbeln die Phalangen der Ungläubigen zu sprengen; aber das französische Fußvolk, von zahlreichem, trefflich geleitetem grobem Geschütze unterstützt, erfocht einen, wenn auch nicht unblutigen, doch im Ganzen leichten Sieg. Bonaparte setzte hierauf, obwohl unter unsäglichen Beschwerden (denn Klima und Land ist dort dem Fremden verderblicher, als der Widerstand der Vertheidiger desselben), den Zug nach Kairo fort.

Als Murad die Nachricht von der Niederlage der Mameluken bei Chebreis empfing, versammelte er in Eile alle seine und einen Theil der von Ibrahim abhängenden Mameluken, welche auch noch zu rechter Zeit, etwa 6000 Mann zu Pferden, und 2000 Mann Infanterie, zu Giseh eintrafen. Dies erfuhr Bonaparte und sogleich wurden alle nöthigen Anordnungen zur Schlacht gemacht. Morgens 2 Uhr setzten sich alle Divisionen in Bewegung, zweifach kampfbegierig, da sie mit Recht vom Siege das Ende ihrer harten Entbehrungen erwarteten, die sie auf dem langen, beschwerlichen Marsche erduldet hatten — Officiere und Soldaten hatten acht Tage lang nur von Wassermelonen leben müssen. — Als die Sonne am Horizonte emporstieg, boten sich ihren erstaunten Blicken zum ersten Male die riesigen Denkmäler von Aegyptens einstiger Größe, die ehrwürdigen Pyramiden, dar. Es war fürwahr ein großer Moment. „Soldaten!" sprach Bonaparte mit Enthusiasmus zu den ihn umgebenden Officieren und den nächsten Rotten, „Soldaten! Ihr werdet heute die Beherrscher Aegyptens bekämpfen; bedenkt, daß von der Höhe dieser Säulen vierzig Jahrhunderte auf euch schauen."

In der entscheidenden Schlacht zeigten die Mameluken nicht bloß ihre gewöhnliche Heftigkeit im Angriffe, sondern auch eine tapfere Aus-

dauer, die zuletzt der gleichen Beharrlichkeit der europäischen Taktik und Strategie allein weichen mußte. Mehrere Beys waren in verzweifeltem Kampfe gefallen, die Mameluken hatten mehr als 3000 Mann, 40 Kanonen, 400 beladene Kameele, eine große Zahl reich gerüsteter Pferde, alle Zelte und Bagage verloren. Unglaublich scheint es, daß die Franzosen nur 40 Todte und 120 Verwundete gehabt haben sollen.

Unterdessen war Ibrahim, der mit einem Theile seiner Mameluken auf dem rechten Ufer des Nils geblieben war, mit der Nachricht von der auf dem linken erlittenen Niederlage in Kairo angekommen und hatte Schrecken und Verwirrung in dieser Hauptstadt verbreitet. Er und die noch übrigen Beys und Mameluken verließen die Stadt noch in der Nacht. Am 25. Juli hielt Bonaparte mit seinem Generalstabe seinen Einzug in die Hauptstadt Aegyptens. Die Einwohner, von der Mäßigung der Franzosen überrascht, die mit dem Betragen der Mameluken einen so grellen Contrast bildete, kamen jetzt haufenweise mit vertraulicher Neugierde herbei, den abendländischen Helden zu sehen, und waren erstaunt über die ruhige Milde und furchtlose Zuversicht, mit welcher er ihnen freundlich zulächelte. Am folgenden Tage wurde nachstehende Proclamation bekannt gemacht: „Volk von Kairo! Ich bin mit Eurem Betragen zufrieden; Ihr habt wohl gethan, keine Partei gegen mich zu nehmen. Ich bin hierhin gekommen, um die Mameluken zu vertilgen und den Handel der Landeseinwohner zu beschützen. Mögen Alle, die sich fürchten, sich beruhigen, Alle, die entflohen, in ihre Häuser zurückkehren. Fürchtet nichts für Eure Familien, Eure Wohnungen, Euer Eigenthum, und vorzüglich für die Religion des Propheten, den ich liebe."

Bonaparte suchte nun zuvörderst für die nothwendigste Administration des Landes zu sorgen und zugleich das sogenannte Delta militärisch zu sichern. Dabei vergaß er, selbst in diesen Tagen, die wissenschaftlichen Zwecke nicht; er ließ bei den Pyramiden eine Sternschanze errichten und mit 100 Mann und 2 Kanonen besetzen, um den mitgebrachten Gelehrten die Untersuchung dieser geheimnißvollen Monumente des Alterthums zu erleichtern.

Alsbald ereilte ihn ein Adjutant des Generals Kleber mit der Trauerbotschaft von der unglücklichen Seeschlacht, die am 1. August auf der Rhede von Abukir zwischen der englischen und französischen Flotte Statt gefunden und mit der fast gänzlichen Vernichtung der letztern geendigt hatte. Was der Wachsamkeit Nelson's die von Toulon ausgelaufene französische Flotte entzogen hatte, war der ungewöhnliche Weg, den sie, zwischen Corsika und Italien hindurch, genommen. Nelson erfuhr in Messina, daß die Insel Malta capitulirt habe, einige Tage später, daß Bonaparte von da ostwärts gesteuert sei. Nun eilte er, in richtiger Ahnung, wie der Erfolg bewies, der ägyptischen Küste zu und langte am 29. Juni, d. h. vor dem Feinde, vor Alexandria an. Als er dort kein einziges Schiff und Alles ruhig fand, nahm er

seinen Lauf nach den Küsten von Caramanien, von da nach Kandia und kam an Siciliens Küsten zurück, ohne irgend eine sichere Nachricht erhalten zu haben (obgleich beide feindliche Geschwader am 22. und 23. Juni bei Kandia einander sehr nahe gewesen waren). Da nun die französische Flotte weder im Archipel noch im adriatischen Meere gesehen worden, so konnte sie nach seiner Meinung doch nirgends anders sein, als in Aegypten und er stand nicht an, denselben Weg noch einmal zu machen und erschien so, innerhalb vier Wochen, zum zweiten Male vor Alexandria; und dieses Mal hatte er sich nicht getäuscht.

Es begann nun ein mörderischer Kampf, bei welchem von beiden Seiten mit einer Unerschrockenheit gefochten wurde, die wenig ihres Gleichen in der Geschichte haben dürfte. Die Vortheile der Engländer wurden lediglich durch ihre geschickten Manoeuvres, durch das Durchschneiden der Linie, durch successive Untauglichmachung der besten französischen Schiffe erreicht.

Der nach Ober-Aegypten geflüchtete Murad-Bey hatte inzwischen keine Zeit verloren, um die ihm momentan gewordene Ruhe auf das thätigste zu benutzen. Er hatte alle in Ober- und Nieder-Aegypten zerstreuten Mameluken, die Ibrahim-Bey nicht nach Syrien gefolgt waren, an sich gezogen und noch außerdem sein Heer durch mehrere Beduinenstämme vermehrt. Gegen ihn brach General Desaix aus der Provinz Giseh auf, wo er seit der Schlacht bei den Pyramiden geblieben war. Erst am 6. October bei Tagesanbruch erblickte man das Heer Murad's. Nun erfolgte ein hartnäckiger und blutiger Kampf, und die Eroberung der fruchtbaren Provinz Faium, wo Desaix seinen Truppen die nöthige Erholung gewähren konnte. Zugleich war es das letzte Mal, daß es Murad versuchte, die Franzosen in offener Feldschlacht zu bekämpfen; so sehr es seinem kriegerischen Muthe widerstrebte, entschloß er sich zu der Taktik der Araber d. h. zu immerwährenden einzelnen Angriffen, was in der That den Franzosen ihre weitern Märsche und Bewegungen weit mehr als bisher erschwerte und ihnen mehr Abbruch that, als die hartnäckigsten regelmäßigen Gefechte thun können.

Inzwischen hatten sich in mehreren Provinzen Zeichen feindlicher und aufrührerischer Gesinnungen kund gegeben. Zwei Monate lang schien jedoch die Hauptstadt an diesen von den Emissarien der Beys, der Türken und Engländer angestifteten Meutereien gar keinen Antheil nehmen zu wollen; und man glaubte dieser scheinbar guten Stimmung vertrauen zu können, da in der That bis dahin alles geschehen war, was nur immer ein überwundenes Volk von dem Sieger zu erwarten berechtigt ist. Man hatte den religiösen Cultus geschützt, die Landessitten geachtet, jeder Klage Gehör gegeben und den Divan in allen öffentlichen Angelegenheiten um Rath gefragt. Aber die Anhänger des Islam fanden leicht Gelegenheit, den Geist des Aufruhrs täglich weiter zu verbreiten bei einem Volke, das viel zu sehr an den Despotismus gewöhnt und von religiösen Vorurtheilen gegen die sogenannten Ungläubigen erfüllt und befangen war, um die Wohlthaten einer gesetzlichen

Regierung und den Genuß wahrer Freiheit würdigen zu können. Laut wurde in den Moscheen gegen das fremde Joch gepredigt, das man als viel verwerflicher wie das der Beys darstellte. Am frühen Morgen des 21. October 1798 rottete sich das Volk in verschiedenen Theilen von Kairo zusammen. Die anwesende Truppenzahl war gegen die unermeßliche Bevölkerung dieser weiten Hauptstadt (man schlug sie über 300,000 Seelen an) nur eine Handvoll Leute zu nennen. Der Pöbel begann mit Ermordung aller einzeln gefundenen Franzosen, so wie der vermeintlichen Anhänger derselben und erstürmte und plünderte das Haus des Generals Caffarelli, welcher selbst indessen glücklicher Weise abwesend war. Die Truppen rückten von allen Seiten heran, und trieben die Empörer mit einem mörderischen Feuer vor sich her. Mehr als 15,000 derselben flüchteten sich in die große Moschee und verschanzten sich dort, zu dem äußersten Widerstande entschlossen. Immer allgemeiner und mörderischer ward der Kampf, während die Imans von den Minarets herab das Volk zum erneuerten Streite aufforderten. Um die Gefahr und den Schrecken noch zu vermehren, waren die Araber der Wüste, vermuthlich von dem, was man vorhatte, benachrichtigt, unter den Mauern der Stadt angekommen und suchten in der allgemeinen Verwirrung in dieselbe einzudringen.

Inzwischen war Bonaparte nicht ohne große Gefahr in die Stadt gekommen, wo es ihm erst gegen Abend gelang, Batterieen beim Eingange der Hauptstraßen aufzustellen. Während der Nacht hatte er alle nöthigen Verfügungen getroffen und nun wurden, trotz der verzweifeltsten, hartnäckigsten Gegenwehr, die Rebellen innerhalb und außerhalb der Thore überall todt niedergestreckt oder in die Flucht getrieben. Jedes einigermaßen feste Haus, jede Moschee wurde zum einzelnen Schlachtfelde, wo das Blut in Strömen floß. Ueberall siegte Muth und Taktik über die formlose Menge, doch hatten die Franzosen manchen herben, wenn gleich nur einzelnen Verlust zu beklagen. Der Oberfeldherr verlor in seiner rastlosen, gewohnten Thätigkeit keinen Tag, um für alles zu sorgen und alles voraus zu bedenken, was die Sicherheit und feste Begründung seiner neuen Colonie erheischen konnte, keine Schwierigkeit übersehend, die dem Zwecke noch im Wege stand; und deren waren fürwahr noch viele. In der That erscheint Bonaparte nirgends größer in Beziehung auf das, was er hier mit verhältnißmäßig höchst dürftigen und meist selbst geschaffenen Mitteln wirkte, nirgends vielseitiger, gedankenreicher und schöpferischer als Feldherr, Gesetzgeber, Administrator und Beförderer der Künste und Wissenschaften, nirgends fester und schwere Herrschersorgen mit äußerer Heiterkeit tragend, als eben in jener unvergeßlichen Zeit in Aegypten.

Der Feldzug nach Syrien 1799.

Während die französische Herrschaft in Aegypten durch den Schrecken der Waffen und der Strafgerichte aufrecht erhalten wurde und Bonaparte in der Einrichtung der Civilverwaltung mit kräftiger Hand und

scharfem Blicke fortfuhr, drohte der jungen Colonie Gefahr von zwei Seiten: von Achmet Djezzar, Pascha von St. Jean d'Acre, und direct von der Pforte. Diese hatte, ungeachtet Bonaparte's wiederholter Gesuche, daß sie sich wegen Aegypten nicht beunruhigen möge (s. S. 659), Bündnisse mit Rußland, England und Neapel geschlossen, Truppen nach Syrien gesandt und auf Rhodus eine Kriegsmacht zur Landung in Aegypten versammelt. Um die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu verhindern, beschloß Napoleon ihr zuvorzukommen und in Syrien einzufallen. Er theilte sein Heer ungefähr in zwei gleiche Hälften: etwa 15,000 Mann ließ er zurück und 13,000 Mann nahm er mit sich, als er die Grenzen Aegyptens überschritt. Man sieht, in welchem Mißverhältniß das Mittel zum Zwecke, Syrien und Palästina zu unterwerfen, stand.

Am 3. März kam Kleber mit dem Vortrab, nach einem unsäglich mühseligen Marsche unter den Mauern von Jaffa an. Der Platz war nur mit einer Mauer ohne Graben befestigt, die leicht zusammen geschossen werden konnte, aber die darin befindlichen Krieger verschiedener Völkerstämme waren von religiösem Fanatismus begeistert und zu einem hartnäckigen Widerstande entschlossen. Nichts half daher die Aufforderung zur Uebergabe, die schriftlich an den Commandanten der Stadt erging. Am 7. März wurde Bresche geschossen und noch am nämlichen Nachmittage um 4 Uhr Befehl zum Sturm gegeben. Ein furchtbarer Kampf entwickelte sich auf den Trümmern der eingestürzten Mauern und als endlich nach vielem Blutvergießen die Franzosen dennoch Meister der Stadt wurden, weigerte sich die von allen Seiten abgeschnittene und gedrängte Besatzung dennoch, die Waffen zu strecken. Nun begann erst ein zweites, viel gräßlicheres Blutbad, eine Niedermetzelung, die sich bald auch auf die Einwohner übertrug. Jeder Ruf der Menschlichkeit von Seiten der Generale und Officiere verhallte an dem tauben Ohre der wüthenden Soldaten. Da Bonaparte eilte, unter die Mauern von Acre zu gelangen, und keine Lebensmittel entbehren konnte, so ließ er die Gefangenen ans Ufer des Meeres führen und erschießen. Er selbst hat dieses Niederschießen von 1200 Mann gegen Dr. Omeara auf St Helena eingeräumt, aber es nicht allein mit der Noth, sondern auch damit zu rechtfertigen geglaubt, daß es solche gewesen, die früher auf Capitulation entlassen worden wären, ihrem Eide zuwider aber wieder gegen ihn gefochten hätten. Der Plünderung der Soldaten folgte die Strafe auf dem Fuße: sie hatten mit den geraubten Sachen — die Pest gewonnen. Gleich Tags darnach zeigten sich die Spuren, eine Entdeckung, die auch den muthigsten im ersten Augenblicke erschütterte. Napoleon gab durch seinen Besuch bei den Pestkranken in Jaffa den Soldaten und den Lobrednern seiner Thaten neuen Stoff zur Bewunderung.

Am 18. März langte das Heer vor dem Platze an, wo sich Napoleon's Glücksstern zum ersten Mal verdunkeln sollte. Es war Saint Jean d'Acre, welches zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen

Akkon für den wichtigsten festen Platz des heiligen Landes galt und am längsten im Besitze der Christen geblieben war. Obgleich die Festung nur Mauern mit Thürmen und Gräben hatte, so war doch Achmet Djezzar zum äußersten Widerstande entschlossen. Denn er hatte in seiner Umgebung zwei Männer, die es verstanden, den Belagerern alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten. Der eine war der Engländer Sidney Smith, der 1797 den Chouans Kriegsbedarf zugebracht hatte, dabei aber gefangen und im Temple eingekerkert worden war; der andere ein ehemaliger Mitschüler Napoleon's zu Brienne, Phélippeaux, ein eifriger Royalist, der jenem zur Flucht aus dem Temple verholfen hatte. Sidney war Befehlshaber einer Abtheilung der englischen Flotte und legte sich mit dieser auf der Rhede von Acre vor Anker, Phélippeaux begab sich in die Stadt und leitete die Vertheidigungs-Anstalten. Während dieser hinter dem alten Stadtwall eine beinahe neue Reihe von Festungswerken errichtete und die Streitkräfte der Belagerten durch eine türkisch-britische Flotte täglich Zuwachs erhielten, fiel die Flotille der Franzosen mit der Belagerungs-Artillerie, als sie um den Berg Carmel herumsegelte, den Engländern in die Hände und zugleich drohte den Franzosen ein Angriff vom Innern des Landes her, durch eine von Damaskus heranziehende Armee von 25,000 Reitern und 10,000 Mann Fußvolk. Diesem Entsatzheer sandte Napoleon Junot, Kleber, Murat entgegen, gab aber zuletzt selbst den Ausschlag; der Feind wurde beim Berge Tabor mit einem Verluste von 6000 Mann geschlagen und gab nun jeden Versuch eines Entsatzes von Acre auf. Doch der Preis des Sieges, die Einnahme von Acre, blieb Napoleon versagt; nach acht vergeblichen Stürmen hob er die Belagerung auf. Zu diesem schweren Entschlusse bewog ihn die fortwährende Verstärkung der Belagerten durch die englisch-türkische Flotte, das Ueberhandnehmen der Pest in seinem Lager und die Nachricht von einem gefährlichen Aufstande in Aegypten, gegen welchen Desaix mit unzureichenden Hülfsmitteln ankämpfte und der daher den Besitz Aegyptens und selbst die Existenz der französischen Armee in Gefahr bringen konnte.

Rückkehr nach Aegypten.

Nach dem Mißlingen der syrischen Expedition beschränkte Napoleon seine orientalischen Entwürfe auf Aegypten, und auch hier wankte ihm der Boden unter den Füßen. Mustafa Pascha, in Begleitung von Sidney Smith, landete mit 20,000 Mann bei Abukir; aber statt auf Alexandria oder Rosette vorzudringen, wie Napoleon selbst gefürchtet hatte, begnügten sie sich, die Communication zwischen beiden Städten abzuschneiden, indem sie sich auf einer Halbinsel (wie die Chouans auf Quiberon s. S. 631) verschanzten. Hier wurden sie am 25. Juli angegriffen. Die Hindernisse bei der Erstürmung der festen, mit furchtbarer Artillerie besetzten Schanzen waren ungeheuer, das Blutbad entsetzlich, die Türken, ihre Flinten auf den Rücken werfend, wehrten sich

bloß mit Pistolen und Säbeln, begehrten und nahmen kein Pardon an; der General Lannes trieb die Feinde, die nicht getödtet wurden, ins Meer. Die Beute war unermeßlich und die Befreiung Aegyptens der Preis. Kleber, vorhin oftmals Napoleon grollend, umarmte ihn, mit den Worten: „General, Sie sind groß, wie die Welt, aber die Welt ist nicht groß genug für Sie."

Vergebens versuchte nun Sidney Smith durch Unterhandlungen und durch Mittheilung ungünstiger Nachrichten aus Frankreich, sowohl von dem Zwiespalt zwischen dem Directorium und den Räthen, als von den Unfällen der republikanischen Armeen, Napoleon zur Räumung Aegyptens zu veranlassen. Doch entschloß sich dieser für seine Person nach Frankreich zurückzukehren, wozu er auch von dem Directorium bevollmächtigt wurde. Den Oberbefehl über das zurückbleibende Heer übersandte er schriftlich dem General Kleber und segelte im August 1799 mit einem Gefolge von 500 Personen nach Frankreich zurück, abermals den englischen Kriegsschiffen glücklich entgehend, obgleich der aus Nordwest wehende Wind die Fahrt so verzögerte, daß man in 20 Tagen nicht 100 Stunden zurücklegte. Schon hatte man am 8. October die Küste Frankreichs im Gesichte, als 8—10 feindliche Segel signalisirt wurden. Die erfahrensten Officiere und Seeleute riethen zur Rückkehr nach Corsika, aber Bonaparte konnte sich schlechterdings dazu nicht entschließen, und auch dieses Mal vertraute er nicht umsonst auf sein Glück. Glücklich lief er mit seinem Geschwader in der Nacht vom 8. auf den 9. October in Frejus ein. Er war 48 Tage unterwegs und 1 Jahr, 4 Monate und 20 Tage von Frankreich abwesend gewesen. Ohne das geringste Verweilen trat er die Reise nach Paris an. Es war ein wahrer Triumphzug. Wo es nur kund wurde, Bonaparte sei da, da strömte das Volk zu Tausenden herbei und streute ihm Blumen, drängte sich um ihn, um nur sein Kleid, seine Hand zu berühren, und unzweideutig sprach es sich in diesem jubelnden Enthusiasmus aus, daß Frankreich eine Katastrophe bevorstand, und daß ihn die öffentliche Stimme als den Retter des Vaterlandes bezeichnete.

Der neue Oberbefehlshaber, Kleber, imponirte dem Volke nicht minder durch seine hohe Gestalt und sein heroisches Aeußere (weßhalb die Soldaten ihn den französischen Mars nannten), als durch die orientalische Etiquette, die er, im Gegensatze zu Bonaparte's schlichter Einfachheit, alsbald einführte. Er war eifrig mit der Organisation der Verwaltung in dem ihm anvertrauten Lande beschäftigt, als eine neue Gefahr herannahte. Der Großvezier rückte mit einem Heere von 80,000 Mann von Syrien aus in das Nildelta vor, Kleber hatte nur 10,000 Mann zu concentriren vermocht. Dennoch zog er dem türkischen Heere entgegen und in der Schlacht bei dem Dorfe Matarieh, dem alten Heliopolis (am 20. März 1800), erlag die große Uebermacht den geschlossenen Reihen der französischen Vierecke; mehr als 50,000 Türken fanden in dieser Schlacht und den zunächst folgenden Kämpfen

den Tod, die übrigen hatten sich zerstreut. Inzwischen war in Kairo, in der sichern Erwartung einer Niederlage der Franzosen, ein Aufstand ausgebrochen, wobei Personen und Eigenthum der europäischen Kaufleute, so wie derjenigen Türken, die den Franzosen gedient hatten, ein Opfer der Wuth der Barbaren (Türken, Mameluken, Fellahs) wurden. Obgleich der Zweck des Aufstandes durch Kleber's Sieg bereits vereitelt war, setzte die Hauptstadt doch den Widerstand fort und wurde erst nach einem blutigen Kampfe (18. April) wieder unterworfen. Von Neuem traf Kleber vorzügliche Anstalten zur Behauptung Aegyptens, als er am Tage der Schlacht bei Marengo (14. Juni) auf der Terrasse seines Gartens von einem listig eingeschlichenen Meuchelmörder (Suleiman), wohl auf Veranstaltung des Großveziers, erdolcht wurde.

Den Oberbefehl übernahm nun Menou, weil er Gouverneur der Hauptstadt und der älteste Divisions-General der Armee war. Allein seine Unfähigkeit als Krieger und Heerführer, wie im Verwaltungsfache zeigte sich nur zu bald. Die Armee, die schon den eigennützigen und heuchlerischen Uebertritt Menou's zur mohammedanischen Religion mit Spott und Verachtung gesehen hatte, verlor alles Vertrauen, das ihr der so milde als tapfere Kleber eingeflößt hatte, und damit schwand auch allmählich die geduldige und ausdauernde Ertragung aller Beschwerden. Seine ungeschickte Fortsetzung des Krieges mit neu gelandeten englischen und türkischen Truppen hatte die Niederlage der Franzosen bei Rahmanieh, die Preisgebung Kairo's (wo Belliard am 28. Juni capitulirte) und endlich die Räumung Aegyptens, in Folge einer Capitulation vom 31. August 1801, zur Folge.

Wenn auch durch den gänzlichen Mangel an successiver Unterstützung von Seiten des Mutterlandes und durch die Ungeschicklichkeit des Ober-Generals diese für Frankreich so wichtige Colonie verloren ging, so sind doch die Folgen der Expedition für die Wissenschaft, die Ausbeute für Alterthumskunde und Geschichte eben so unermeßlich als unschätzbar.

101. Der Krieg der zweiten Coalition gegen Frankreich, 1799—1802.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es war der britischen Politik gelungen, das continentale Bündniß vorzubereiten, dem die von inneren Parteiungen zerrissene französische Republik schien erliegen zu müssen. Rußland rüstete, nicht wie vorher unter Katharina nur mit großen prahlerischen Worten, während es seine Sonderinteressen im Osten verfolgte, sondern dieses Mal mit ernsten Mitteln und Thaten; Czar Paul, voll autokratischen Hasses

gegen die Revolution, dabei für großmüthige und kühne Gedanken empfänglich, schien ganz der rechte Mann, dem neuen Kriege den persönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchischen Coalition von 1792 gefehlt hatte. In Neapel verband sich britischer Einfluß, der dort die Regierung beherrschte, mit dem wilden Franzosenhasse der Königin, der Schwester Marie Antoinettens, zum Kampfe gegen die revolutionäre Macht. Die französische Republik selbst war in innerer Zerrüttung begriffen, der Kern ihrer besten Truppen und ihr größter Feldherr, Napoleon Bonaparte, über das Meer gegangen, um in Aegypten das maritime Uebergewicht und die ostindische Herrschaft Großbritanniens zu bekämpfen. Nelson hatte die französische Flotte auf der Rhede bei Abukir überfallen und in einem Treffen fast völlig vernichtet. Die Landarmee war nun von Frankreich abgeschnitten, und die Pforte hatte den Krieg erklärt. Die erste Colonne der Russen, die am Rhein und am Po die Franzosen bekämpfen sollte, setzte sich seit August nach den deutschen Grenzen in Bewegung, und Oesterreich selbst konnte nicht mehr lange säumen. Es hatte eine seiner militärischen Autoritäten nach Neapel gehen lassen, um dort die Armee zum Kampfe gegen Frankreich einzuüben; es ließ 1798 seine Truppen nach Graubündten einrücken, das von französischen Occupations-Gelüsten bedrängt war.

So begann einer der furchtbarsten und merkwürdigsten Kriege, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. Vom Helder bis zur sicilischen Meerenge dehnte sich dieser ungeheure Kampf aus; an den Strömen der Lombardei wurde noch einmal um den Besitz Italiens gefochten und die ganze Frucht von Bonaparte's ruhmreichem Feldzuge des Jahres 1796 ging wieder verloren. In den Alpenschluchten der Schweiz, auf Gebirgspässen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagerten jetzt Armeen und wurden Schlachten geliefert. Das Ende dieses großen Krieges aber, in welchem das contre-revolutionäre Bündniß der alten Monarchieen die größte Energie gezeigt hat, wurde zugleich der Anfang einer neuen Gewalt über Frankreich und Europa, welche die nächste Epoche der Weltgeschichte beherrscht hat.

Während die Franzosen das Vorrücken der Oesterreicher und Russen als die einzige Ursache ihrer kriegerischen Schritte bezeichneten, faßte der Erzherzog Karl in einem Tagesbefehle alle die Beschwerden zusammen, die Deutschland gegen die Franzosen erheben konnte, ihr Uebermuth, ihre Gewaltthätigkeit war ohne Rückhalt gezeichnet.

Der Krieg des Jahres 1799

ward eröffnet in den Gebirgspässen, die der Rhein in seinem frühesten Laufe durchströmt, in Graubündten und Vorarlberg, wo die Oesterreicher seit dem Spätjahr 1798 in einer Stärke von ungefähr 26,000 Mann aufgestellt waren. Der Führer der Kaiserlichen war Hotze, ein geborner Schweizer, der sich durch Talent und Tüchtigkeit zum österreichischen

Feldmarschall-Lieutenant emporgeschwungen hatte. Seiner Armee standen 30,000 Franzosen unter Massena gegenüber. Am 6. März schritten diese zum Angriff, überstiegen unbemerkt die steilen Alpenpfade und verdrängten die Oesterreicher aus Graubündten. Durch die Mittelmäßigkeit einzelner Führer der österreichischen Truppen, durch ihre schlechten Aufstellungen, die es überall zuließen, sie zu überraschen und abzuschneiden, gelang es der Raschheit und Energie der Franzosen, mit mäßigen Kräften binnen wenig Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen, und sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen. Nur an einer Stelle hatten sich die Oesterreicher die Gunst ihrer Stellung nicht entrinnen lassen, bei Feldkirch. Als Massena am 23. März den wichtigen Punkt in Front und Rücken lebhaft angriff, ward er mit dem Verlust von einigen tausend Mann von den Kaiserlichen zurückgeschlagen.

Das Seltsame bei allen diesen Kämpfen war, daß sie zum großen Theil begonnen hatten, bevor der Krieg erklärt war. Erst am 12. März erfolgte die wirkliche Kriegserklärung des Directoriums an den Kaiser, nachdem die Franzosen schon eine Woche zuvor den Kampf eröffnet und sich die Vortheile einer solchen Ueberraschung wohl zu Nutze gemacht hatten.

Auch auf dem deutschen Kriegsschauplatze fing Jourdan die Feindseligkeiten an, bevor der Krieg erklärt war; nur hatte sich der Erzherzog Karl besser für einen solchen Fall vorgesehen, als seine Collegen in Graubündten und in Tirol. Zu Anfang März war Jourdan mit der „Donauarmee", die etwa 30,000 Mann Fußsoldaten und 8000 Reiter zählte, bei Straßburg und Basel über den Rhein gegangen und nahm seinen Weg über den Schwarzwald nach Oberschwaben. Der Erzherzog Karl, welcher mit 47,000 Mann Fußvolk und gegen 24,000 Reitern am Lech stand, wollte seine Ueberlegenheit benutzen und den Feldzug durch einen energischen Schlag gegen Jourdan eröffnen. Bei Osterach erlagen die Franzosen nach hartnäckigem Widerstande der Wucht des Angriffes. Die Kaiserlichen folgten ihnen langsam nach; am 24. stieß ihre Vorhut bei Stockach mit dem Feinde zusammen. Der Kampf war in vollem Gange, als der Erzherzog eintraf und den schwankenden Reihen der Oesterreicher ihre feste Haltung wiedergab. Es gelang ihm, nachdem der blutige Kampf mehrere Stunden lang ohne Entscheidung gedauert, noch einige frische Grenadier-Bataillone und zwölf Schwadronen Reiterei heranzuführen, zur Ablösung seiner ermatteten und stark gelichteten Reihen. Dieser letzte Stoß brachte die Franzosen zum Weichen; sie senkten sich über die Schwarzwaldspässe ins Rheinthal und zogen dann auf's linke Ufer des Stromes. Außer einigen vorgeschobenen Posten war zu Anfang April keine französische Truppe mehr auf dem rechten Rheinufer. Jourdan selbst war nach Paris gegangen, um nicht mehr zum Oberbefehl zurückzukehren; das Commando über sämmtliche Truppen am obern Rhein und in der Schweiz ward bald nachher in Massena's Hand gelegt.

Mit gutem Erfolge war gleichzeitig auch in Italien der Kampf eröffnet worden. Dort stand eine Heeresmacht von mehr als 80,000 Mann Oesterreichern unter dem Commando Kray's, dem vor Melas' und Suwarow's Ankunft einstweilen die Leitung überlassen war. Ihm standen 50—60,000 Franzosen gegenüber; statt des hochbegabten Joubert, der sich mit der Regierung entzweit, führte Scherer den Oberbefehl, ein Soldat ohne hervorragendes Talent, durch sein haltloses, schwächliches Wesen am wenigsten dazu angethan, einer Armee zu imponiren, die an Feldherren wie Joubert, Moreau oder Bonaparte gewohnt war. Doch entschloß er sich, die Kaiserlichen anzugreifen, bevor ihre Verstärkungen eintrafen. Am 26. März kam es zu einer Reihe blutiger Gefechte an der Etsch, die den kämpfenden Parteien 10,000 Mann kosteten, aber nach keiner Seite hin eine bestimmte Entscheidung gaben. Der rührige und rasche Kray wollte seine Verstärkungen nicht abwarten, sondern hielt sich für stark genug, dem Feinde einen entscheidenden Erfolg abzuringen; er entschloß sich zum Angriff. Am 5. April schlug man sich hartnäckig und blutig südlich von Verona; die lange wankende Entscheidung des Tages, die Schlacht von Magnano genannt, fiel zu Gunsten der Oesterreicher aus und zwang die Franzosen zum Rückzuge über den Mincio und die Adda. Scherer verließ die Armee und legte das Commando in Moreau's Hände.

Es war das der Augenblick, wo die Verbündeten erst in voller Stärke ins Feld traten. Am 9. April traf der österreichische Oberfeldherr Melas, ein fast 70jähriger Veteran, der einst als Daun's Adjutant im 7jährigen Kriege seine ersten Lorbeern errungen, ein; wie es schien, war er dem raschen und verwegenen Suwarow als Dämpfer an die Seite gestellt. Fünf Tage nach ihm langte auch das erste russische Hülfsheer, 17,000 Mann stark, an, und mit ihm Suwarow, ein Feldherr, dessen Natur und Art erwarten ließ, daß Italien bald der Schauplatz entscheidender Kriegsthaten sein würde.

Es ist ein bezeichnendes Schauspiel, daß in demselben Augenblicke, wo der deutsche Boden zum blutigen Schlachtfelde wird, die Franzosen immer noch mit den Reichsständen über Frieden und Neutralität verhandeln und die Friedens-Deputation zu Rastatt in unerschöpflicher Geduld fortfährt, Conferenzen zu halten und Noten zu wechseln. Den Zweck ihres Verweilens zu Rastatt, die Trennung des Reiches vom Kaiser, sicherer zu erreichen, griffen die Franzosen jetzt zu einem Mittel, das in den Annalen völkerrechtlicher Verhandlung unerhört war. Sie veröffentlichten die geheimen Bedingungen von Campo-Formio und einen Vertrag vom 1. December 1798, worin Oesterreich das deutsche Reich und dessen Festungen an die Franzosen überliefert hatte.

Seit Mitte April streiften die österreichischen Vorposten, unter dem Obersten Barbaczy, schon bis vor die Thore von Rastatt, der am 28. den französischen Gesandten, auf das Gesuch um sicheres Geleit, die Aufforderung zugehen ließ, binnen 24 Stunden den Bezirk der k. k. Armee zu verlassen. Noch an demselben Abende verließen die Gesandten

die Stadt, wurden aber kaum einige hundert Schritte vor der Stadt von Szekler-Husaren angehalten. Die Gesandten aus dem Wagen reißen und mit Säbelhieben zu Boden strecken, war das Werk weniger Minuten. Auf den Mord folgte die Plünderung, von der auch die Frauen und das Gefolge nicht verschont blieben. Dem einzigen Jean Debry war es gelungen, indem er nach den ersten Schlägen sich todt stellte, den gefährlichsten Hieben zu entgehen und erst in einem nahgelegenen Graben, dann auf einem Baume Schutz zu finden; die Mörder suchten eifrig nach ihm, fanden ihn aber nicht. Bonnier und Roberjot lagen, durch eine Menge tödtlicher Wunden getroffen, am Boden.

Diese tragische Katastrophe, womit der Congreß von Rastatt schloß, hat ihn denkwürdiger gemacht, als seine unfruchtbaren Verhandlungen. Jetzt, wie damals, drängt sich die Frage nach den Urhebern, nach den Beweggründen der entsetzlichen That auf.

Das unverkennbare Bestreben, die Ergründung der Sache zu hindern, hat schon zu jener Zeit den Verdacht erweckt, daß die Urheber der That im Wiener Cabinet selber zu suchen seien. Die Franzosen sprachen zuerst diese Anklage aus. Die Gesandten — so war namentlich in Frankreich die gültige Meinung — wurden ermordet, um zwischen dem revolutionären Frankreich und der Coalition den Bruch ewig und unversöhnlich zu machen. Es entspricht diese Deutung dem Umstande, daß die Husaren vor Allem den Mord verübten, bevor sie plünderten. Gleichwohl stimmt Manches dafür, daß den unsichtbaren Leitern im Hintergrunde zunächst ein anderes Ziel vor Augen stand. Außer den kleinen Plünderungen an Geld und Pretiosen, wie die Soldaten sie verübten, ward vom Gepäck nur das mitgeschleppt, was sich von Papieren und Actenstücken vorfand. Daß die geheimsten Papiere nicht in den Reisekoffern der Gesandten, sondern anderwärts sicher untergebracht waren, wußte man nicht. Vielleicht war beides anbefohlen: die Papiere zu rauben und sich zugleich des ewigen Schweigens ihrer Besitzer zu versichern.

Indem wir den zweiten Act des Krieges, die Ereignisse vom April bis August zusammenfassen, wenden wir uns zunächst zu dem Kriegsschauplatze zurück, wo der Kampf am frühesten begonnen, zur östlichen Schweiz, Tirol und Vorarlberg. Die Franzosen, welche das Engadin besetzt hielten und schon bis in das Etschthal vorgedrungen waren, wurden durch die Oesterreicher aus der östlichen Schweiz vertrieben und Hotze konnte sich mit dem Erzherzoge vereinigen. So verstärkt, unternahm es der Erzherzog, die Franzosen unter Massena aus ihrer verschanzten Stellung zu verdrängen. Eine Reihe von Gefechten, die man die erste Schlacht bei Zürich (4. Juni) nennt, blieb ohne unmittelbaren Erfolg, doch hatte der französische Feldherr das Vertrauen zu seiner Stellung verloren, und da er von der Energie, mit welcher die Oesterreicher angriffen, eine Erneuerung des Kampfes erwartete, so zog er sich in der Nacht, die der Erzherzog zum Ueberfall bestimmt hatte, auf die steilen Höhen des Uetliberges zurück, worauf die Oesterreicher

Zürich besetzten. Dann trat eine Pause in den kriegerischen Bewegungen diesseit der Alpen ein, wiewohl noch einzelne Gefechte an den Abhängen des Gotthard, im Reußthal und an den steilen Ufern des Vierwaldstätter See's Statt fanden.

Glänzender noch waren die Erfolge, welche von den verbündeten Waffen jenseit der Alpen erfochten wurden. Dort folgte Sieg auf Sieg und die Früchte des Feldzuges von 1796 gingen rascher verloren, als sie damals von Bonaparte errungen worden waren. Um die Mitte des April war außer Melas (s. S. 678) das russische Hülfsheer eingetroffen, an seiner Spitze Suwarow, der unbesiegte Feldherr, den der russische Czar herausgesandt, um der Revolution die entscheidende tödtliche Niederlage zu bereiten. Am 19. April setzte sich die vereinigte russisch-österreichische Armee, etwa 60,000 Mann stark, in Bewegung; rasch wurden Brescia und Cremona genommen und die Franzosen über die Adda zurückgedrängt. Am 27. April wurde längs des Flusses gefochten; am hitzigsten bei dem Brückenkopfe von Cassano, welcher den Kämpfen des Tages den Namen gegeben hat. Ueberall mußten die Franzosen weichen. Am 29. April zog Suwarow in Mailand ein; die Franzosen wichen über den Tessin zurück. Die cisalpinische Republik gerieth in volle Auflösung. Der Rausch französischer Freiheitsbegeisterung war ohnedies in der italienischen Bevölkerung lange verflogen; hatte Bonaparte im Frühling 1796 die populären Stimmungen für seine Erfolge benutzt, so war jetzt im Augenblicke der Niederlage die Meinung eben so entschieden gegen die Franzosen umgeschlagen, und allerwärts brach unter dem Rückzuge der Heere die Insurrection des Volkes gegen die fremden, aufgedrungenen Beschützer hervor.

Suwarow hatte sich indessen auf das wiederholte Drängen von Wien aus entschließen müssen, einen Theil der Oesterreicher zurückzulassen zur Belagerung der Mincio-Festungen; der Rest, ungefähr 27,000 Oesterreicher und 17,000 Russen, rückte dem Feind gegen den Po nach. Suwarow eilte, Turin zu gewinnen. Das Erscheinen der verbündeten Armee reichte hin, eine Reaction der Bevölkerung gegen die Franzosen hervorzurufen; am 27. Mai ward die piemontesische Hauptstadt den Alliirten geöffnet. Bis nach Mittel-Italien wirkte dieser rasche Umschwung; auch dort ward die Bevölkerung von der anti-französischen Bewegung ergriffen und alles verhieß den nahen Untergang der republikanischen Herrschaft in Italien. Die Franzosen waren beinahe auf die genuesische Riviera zurückgedrängt, von wo Bonaparte 1796 seinen Siegeszug begonnen hatte.

Moreau's letzte Hoffnung war die Hülfe, die aus Neapel kommen sollte. Zu Anfang Mai war Macdonald aus Neapel aufgebrochen, und jetzt, zu Anfang Juni, auf dem Marsche von Pistoja gegen Modena. Seine Verbindung mit Moreau konnte dem Kriege eine neue Wendung geben. Aber Suwarow's Wachsamkeit war nicht getäuscht worden. Am 8. Juni brach er von Turin auf und näherte sich Castel S. Giovanni bei Piacenza in dem Augenblicke, wo die Franzosen den

Uebergang über den Tidone versuchten. Am 17. Juni begann der Kampf, dessen Dauer und Heftigkeit ihn zu den denkwürdigsten der Geschichte macht, und ward am folgenden Tage am Ufer und in dem fast wasserlosen Bett der Trebbia bis in die Nacht ohne Entscheidung fortgesetzt. Furchtbar erschöpft, sah sich Macdonald genöthigt (20. Juni) zurückzugehen; die Tage des Kampfes und der Rückzug hatten über ein Drittel seines Heeres verschlungen. Noch wenige feste Plätze, von den Verbündeten bereits belagert, waren in Ober-Italien in den Händen der Franzosen; fielen auch diese, so war für den französischen Einfluß in Italien keine Stelle mehr. In diesem Augenblicke erlag in Neapel die parthenopeische Republik, die zu Ende 1798 unter französischen Auspicien errichtet worden, einem furchtbaren Gegenstoß royalistischer Rache (s. S. 660). Es war demnach jetzt kein vermessener Gedanke mehr, eine Invasion in Frankreich selbst zu unternehmen. Daß es nicht dazu kam, war nicht Suwarow's, nicht der tapfern Truppen Schuld, die unter seinem Oberbefehl vereinigt fochten; es war die Folge der inneren Entzweiung, welche erst die Frucht der Siege von 1799 verscherzt und mit der Zeit das russisch-österreichische Bündniß gesprengt hat.

Diese Entzweiung beruhte auf verschiedenen Ansichten, sowohl über die Strategie als über die Politik. Während Suwarow in raschen, kühnen Schlägen die Franzosen aus Italien heraus drängen wollte, meinte der Hof-Kriegsrath in Wien, man müsse erst die Festungen erobern und mit langsamer, methodischer Sicherheit vorwärts dringen. In politischer Beziehung war der russische Kaiser und sein Feldherr von gleicher Ungeduld beseelt, durch einen Krieg für die Legitimität die alten Zustände herzustellen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, Italien und auf der Insel Malta (deren ehemalige Besitzer dem Kaiser Paul das Großmeisterthum ihres Ordens übertragen hatten). Dagegen war der Leiter der österreichischen Politik, Minister Thugut, darauf bedacht, in Deutschland Baiern, in Italien das Königreich Sardinien zu gewinnen. Er trat Suwarow nicht nur bei der begonnenen Restauration in Piemont entgegen, sondern befahl auch, ohne sich nur mit Suwarow darüber zu benehmen, den Rückmarsch der Truppen zur Eroberung der einstweilen bloß umschlossenen Festung Mantua. Allerdings ging diese durch Capitulation an die Oesterreicher über, aber es war den Franzosen auch gelungen, was Suwarow zu hindern gesucht hatte, Macdonald hatte den Weg zu Moreau nach Genua gefunden.

In Frankreich hatten die letzten Ereignisse gewaltige Rüstungen veranlaßt. Moreau erhielt Verstärkungen und hatte binnen Kurzem 45,000 Mann an der genuesischen Küste vereinigt, eine Alpenarmee von 30,000 Mann war in der Ausrüstung begriffen. Die Feldherren, die bisher nicht glücklich gewesen, wurden abberufen; Championnet sollte die Alpenarmee, Joubert das italienische Heer commandiren. Joubert hatte in dem Feldzuge von 1797 unter schwierigen Verhältnissen seinen Ruf

begründet; er entschloß sich, bevor noch das Alpenheer schlagfertig war, den Kampf mit einem entscheidenden Schlage zu beginnen, um vielleicht Mantua, dessen Schicksal er noch nicht kannte, rasch zu entsetzen. Erst als er am 14. Juni auf den Höhen von Novi ankam, scheint ihm die Gewißheit von dem Falle Mantua's und der Verstärkung der Gegner gekommen zu sein; denn er zögerte, den Angriff zu unternehmen. Der russische Feldherr hatte ungefähr 35,000 Mann bei sich und ein Corps von 14,000 Mann unter Melas war nahe genug, um im Nothfalle noch in die Entscheidung des Kampfes eingreifen zu können. Gleich im ersten hitzigen Zusammenstoße am 15. Juni wurde Joubert von einer Kugel niedergestreckt; die Truppen geriethen einen Moment in Verwirrung, bis es Moreau, der das Commando übernahm, gelang, den Kampf wieder herzustellen. Ungewiß schwankte die Schlacht bis zum Mittag, beide Heere waren erschöpft und jeder Stoß mit einer frischen Kraft mußte den Erfolg entscheiden. Da kam Melas eben zur rechten Zeit mit 14,000 Mann frischer Truppen. Der letzte Act der 16stündigen Riesenschlacht endete mit dem regellosen Rückzuge der Franzosen; nur die Nacht rettete sie vor völliger Vernichtung. Fast ein Drittel der französischen Armee war verloren; auch die Sieger hatten ihren Erfolg mit 8000 Mann erkauft.

Der blutige Sieg ward nicht so energisch verfolgt, wie es sonst in Suwarow's Art lag. Eine rasche Bewegung nach der genuesischen Küste konnte den Franzosen damals eine Wunde schlagen, die schwerlich ein Jahr darauf durch den einen Tag von Marengo wäre gut gemacht worden. Aber sein Unternehmen auf die Riviera war durch die Unterstützung eines österreichischen Corps unter Klenau bedingt, der sich eben jetzt gegen Genua in Bewegung setzte. Nun traf in diesem Augenblicke von Wien die Weisung ein, Klenau sollte, statt gegen Genua, nach Toscana aufbrechen. Noch hatte Suwarow die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß es zu dem Zuge nach Genua noch kommen werde; allein wenige Tage nachher kamen Nachrichten aus der Schweiz, die auch diese Aussicht zerstörten. Die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpenübergänge deckten, waren vom Feinde mit Ueberlegenheit zurückgedrängt und der Simplon und Gotthard von den Franzosen besetzt worden. Diese standen nun zwischen dem Erzherzog und Suwarow und bedrohten den Rücken der verbündeten Armee in Italien; es konnte also, was Suwarow's Unmuth steigerte, wenigstens vorerst von einer Unternehmung gegen Genua und das ligurische Ufer keine Rede sein. In diese mannigfach verbitterten Stimmungen fiel nun der unerwartete Befehl, daß Suwarow mit seinen russischen Truppen nach der Schweiz abziehen solle, um von dort aus die Invasion nach Frankreich selbst zu beginnen. Die ungeduldige Eile, womit das Wiener Cabinet die Russen aus Italien hinauszuschaffen suchte, entsprang nicht aus militärischen, sondern aus politischen Erwägungen. Man wünschte auf der Halbinsel freie Hand zu haben und der unbequemen Einmischung Suwarow's überhoben zu sein. Denn es war seit Monaten kein Geheimniß

mehr, daß Oesterreich auf Vergrößerungen in Italien sinne. Dazu kam ein neues aufregendes Ereigniß. Erzherzog Karl verließ mit seinem ganzen Heere die Schweiz und berief sich gegen alle Bitten und Vorstellungen auf die bestimmten Befehle von Wien. Noch an dem Tage, wo diese Nachricht in Petersburg eintraf (14. September), ließ der Czar geradezu mit der Auflösung des Bündnisses drohen und kündigte zugleich Suwarow seinen Entschluß an: nach erfolgter Besetzung der Schweiz nur mit England in Verbindung zu bleiben und ganz unabhängig von Oesterreich zu operiren. Unter so trüben Auspicien begann Suwarow's Uebergang über die Alpen.

Seine Ahnung, daß er zu spät nach der Schweiz komme, täuschte ihn nicht; während er die Höhen des Gotthard erreichte, geschah am Züricher See der entscheidende Schlag. Von allen Seiten wird rühmend anerkannt, daß Massena seine Anstalten zur Entscheidung mit bewundernswerther Umsicht getroffen habe. Sowohl Korsakow, welcher ein zweites russisches Heer nach der Schweiz geführt hatte, wurde in der sogenannten zweiten Schlacht bei Zürich (25. Sept.) geschlagen und zog über Winterthur nach Schaffhausen zurück, als auch die Oesterreicher zwischen dem Züricher und Wallenstätter See zurückgeworfen und ihr Anführer, Hotze, getödtet, worauf sie nach Vorarlberg zurückgingen. An demselben Tage hatte Suwarow den Gotthard überstiegen und an der grausigen Felsschlucht, über welche die (ältere) Teufelsbrücke hinzieht, die Franzosen angetroffen. Es gelang diesen, einen Theil der Brücke zu zerstören, aber die Russen faßten den kühnen Entschluß, mitten im Feuer des Feindes, einzeln den steilen Rand der Reuß herabzuklettern, durch den wild schäumenden Fluß zu waten und, indem sie am andern Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. Am 26. September langte Suwarow am Vierwaldstätter See an, und da keine Fahrzeuge vorhanden waren, um ihn überzusetzen, so zog der unerbittliche Feldherr, ohne den von dem sechstägigen Alpenübergange erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen, gleich am 27. durchs wilde Schächenthal über den steilen Kinzigkulm, mit vielem Verluste in sechszig Stunden, in das Thal der Muotta, um nach Schwyz zu gelangen. Inzwischen erfuhr er Korsakow's und Hotze's Niederlage und das Herannahen der Franzosen gegen Schwyz. Diesen hatte er nur 15,000 Mann entgegenzustellen, fast ohne alles Geschütz. Daher suchte er das Rheinthal zu gewinnen, und zog über den Pragel nach Glarus und durch das Sernftthal über den Panixer Paß durch zwei Fuß hohen Schnee ins Vorderrheinthal, wo die gänzlich erschöpfte Armee endlich (8. October) die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So endete dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge alter und neuer Zeiten aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich; aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich.

Hatten aber auch diese Ereignisse das Selbstgefühl des russischen Feldherrn mächtig gehoben, so waren sie doch für die Fortdauer des russisch-österreichischen Bündnisses nicht günstig. Suwarow gab den Verbündeten die Schuld, daß alle seine beispiellosen Anstrengungen doch zuletzt nur mit einem Rückzuge geendet hätten, und im Kreise der russischen Diplomatie ging das Gerücht, daß Oesterreich für sich ein vortheilhaftes Abkommen mit Frankreich suche. Auch waren die Anzeichen dafür wenigstens der Art, daß argwöhnische Männer, wie Kaiser Paul und Suwarow, daran glaubten. Völlig wurden die Bande der Coalition dadurch gelockert, daß die nach dem Coalitionsplan verabredete Expedition eines englisch-russischen Corps in Holland gescheitert war, sei es durch die ungeschickte Führung des Herzogs von York, sei es, daß man sich in der Ansicht von einer Volksstimmung zu Gunsten der Oranier getäuscht hatte. Paul I. schrieb auch hier das Mißlingen der Schuld seiner Verbündeten (der englischen Leitung) zu.

Noch verbitterter als zwischen dem österreichischen und russischen Cabinette war die Stimmung zwischen den beiderseitigen Feldherren, dem alten, sieggewohnten Suwarow, der seit 60 Jahren unter den Waffen stand, und dem jungen Erzherzog Karl, der noch mit 40,000 Mann zwischen den Rhein- und den Donauquellen stand. Suwarow schlug einen vereinten Angriff gegen die Schweiz vor, der Erzherzog fand denselben zu gewagt; die schriftlichen Verhandlungen, bei denen man sich in Klagen und Gegenklagen erschöpfte, führten zu keinem Ziele. Nachdem der Kaiser Paul im October, auf die Nachricht von der Niederlage bei Zürich, dem Kaiser Franz II. angekündigt hatte, daß er aufhören werde, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, traten die russischen Truppen im Anfange December ihren Rückmarsch nach dem Osten an. So war die Coalition dem innersten Wesen nach erschüttert. Entzweit und geschwächt gingen die Sieger von Stockach und Zürich, von Cassano, der Trebbia und Novi aus dem großen Kampfe hervor und das in einem Augenblicke, wo in Frankreich ein Mann, wie Bonaparte, die dictatorische Gewalt in seiner Hand vereinigte.

Der Krieg im Jahre 1800.

Bonaparte wünschte einen ehrenvollen Frieden, der ihm auf dem Continente Ruhe und im Innern die Mittel verschaffte, die neu errungene Gewalt friedlich zu befestigen. Daher erklärte er sich bereit, den Frieden auf die Grundlage des von Campo-Formio, der recht eigentlich sein Werk war, zu erneuern und einstweilen einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen. Freilich konnte Oesterreich nach der Wiedereroberung Italiens auf solche Grundlage nicht eingehen, aber wenn Bonaparte auch nur Zeit gewann, so war dies nicht ohne Bedeutung für den künftigen Feldzug. Auch verstand der erste Consul durch seinen Gesandten in Berlin, den General Beurnonville, der in österreichischen

Festungen gefangen gehalten worden, die Antipathie des preußischen Königs gegen Oesterreich zu nähren und so Preußen in der Neutralität zu erhalten. Da alle Versuche Oesterreichs und Englands, Suwarow noch auf dem Rückmarsche umzustimmen und den russischen Kaiser bei der Coalition zu erhalten, vergeblich waren, so blieb in dieser nur Kaiser Franz mit England allein übrig.

Der Krieg begann im Frühling wieder, wie 1796, auf zwei Schauplätzen zugleich: in Deutschland und in Italien. Auch dieses Mal hatte Moreau den größeren Kriegsschauplatz und das zahlreichere Heer zur Verfügung, mit welchem er in Oberschwaben vordrang und die Oesterreicher, unter Kray, über die Donau zurückdrängte. Aber die eigentliche Entscheidung ward auch dieses Mal durch Bonaparte auf dem Schauplatze seiner ersten glänzenden Siege erfochten.

In Italien standen an der genuesischen Küste noch etwa 36,000 Mann Franzosen unter Massena: ein bescheidener Rest erprobter Truppen, die aber durch Mangel und Hunger tiefer demoralisirt waren, als das Heer von 1796, bevor Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Es stand gegen sie fast eine dreifache Macht im Felde, das Heer unter Melas, welches sich ganz Italien, bis auf die genuesische Küste, erobert hatte und daher mit hohem Selbstgefühl ins Feld rückte. So begann der Krieg in Italien, wie im Jahre 1796, an der genuesischen Küste. Vom 6.—8. April schlug man sich in den Apenninen, zum Theil an denselben Stellen, wo die ersten Waffenthaten des Feldzuges von 1796 geschehen waren; der Kampf war für beide Theile verlustvoll, in den einzelnen Erfolgen wechselnd, aber im Ganzen zum Vortheile der Oesterreicher. Die Trennung des französischen Heeres war gelungen, ein Theil desselben gegen Nizza zurückgeschoben, ein anderer nach Genua hineingedrängt. Am 21. April ward die Stadt auch zu Lande eingeschlossen, nachdem die Blokade von der Seeseite durch ein englisches Geschwader schon vorausgegangen war. Eine rasche Einnahme war bei der großen natürlichen Stärke, die Genua's Lage gewährte, so leicht nicht zu fürchten; die gefährlichsten Feinde der Franzosen waren Hunger und Mangel, die sich täglich drohender in der Stadt geltend machten und das unvermeidliche Gefolge von Krankheit und Tod rasch nach sich zogen. Wohl hätte Massena dem Drange, durch eine Capitulation Truppen und Stadt vor dem völligen Ruine zu retten, früher nachgegeben, wäre ihm nicht von Bonaparte die Botschaft zugegangen, daß der St. Bernhard überstiegen und die Entsatzarmee auf dem Anmarsche sei. Aber vergebens harrte er der versprochenen Hülfe; es waren alle erdenkbaren Mittel erschöpft: Brod war nicht für einen Tag mehr da und noch ließ sich kein Lebenszeichen von Bonaparte entdecken. So sah sich Massena genöthigt, doch zu capituliren (4. Juni); aber in ehrenvollster Weise durfte die Besatzung frei abziehen. Seine unerbittliche Ausdauer hatte ihren Zweck nicht verfehlt; er hatte den Feind Wochen lang beschäftigt, damit der Weg frei war, der Bonaparte's „Reserve-Armee“ über die Alpenpässe nach Ober-

Italien führen sollte. In den letzten Tagen des April hatten sich an der Südostgrenze Frankreichs, am Genfer See, an der Rhone, die 40,000 Mann versammelt, deren Bestimmung, der Marsch über den großen Bernhard, erst jetzt, am Fuße des Alpenüberganges, ihnen selber enthüllt ward. Die Schwierigkeiten zu mindern und die Aufmerksamkeit des Gegner's zu theilen, ward indessen nicht Alles diesen einen Weg geführt; eine Division ging über den kleinen Bernhard nach dem Thal von Aosta, eine andere über den Mont Cenis gegen Turin und das Hülfsheer, das, von der Rheinarmee abgesandt, die Alpen überstieg, sollte über den Gotthard nach der lombardischen Ebene herabsteigen. Die Hindernisse, die der Saumpfad über den Bernhard dem Marsche einer Armee mit Reiterei und Geschütz entgegenwarf, waren groß, aber nicht unüberwindlich. Was Umsicht und Thätigkeit eines erfindungsreichen Geistes, wie Bonaparte war, was der angestrengte Eifer, wie er ihn seinen Untergebenen einzuflößen wußte, irgend vermocht hat, das ward hier geleistet. Die Geschütze wurden auseinandergelegt und auf Maulthieren stückweise bergan geschafft, später auf den letzten Höhen in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt und durch die Soldaten selbst die steilen Uebergänge hinauf und herunter geschleppt.

Nach den Versprechungen, wie sie Massena gegeben worden, schien nichts natürlicher, als daß Bonaparte jetzt nach Turin vorging und sich den Weg nach Genua bahnte, das zu entsetzen vielleicht eben noch Zeit war. Aber der erste Consul wandte sich ostwärts gegen Mailand und überließ Genua seinem Schicksal. Es mochte ihm ungewiß scheinen, ob er überhaupt noch rechtzeitig komme zum Entsatz der ligurischen Armee, und der Marsch nach Mailand stellte die Verbindung mit dem Hülfsheer, das über den Gotthard kam, in Aussicht; noch mehr sprachen die politischen Betrachtungen für diesen Weg. Der Besitz von Mailand, die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik erweckte einen moralischen Eindruck, der die Feinde betroffen machte, die französischen Stimmungen in Italien neu belebte. So ließ Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn in dem Glauben, er komme, um geraden Weges auf Genua loszugehen; während er am 2. Juni in Mailand einzog. Die cisalpinische Republik erstand wieder von den Todten, die Po- und Adda-Linie ward besetzt, die reichen Magazine der Oesterreicher wurden französische Beute.

Nun zögerte Melas nicht länger, seine Streitkräfte alle zu vereinigen, um durch einen entscheidenden Streich die weitere Ausbreitung dieser plötzlich wieder erstandenen französischen Macht zu hindern. Am frühen Morgen des 14. Juni brach die österreichische Armee aus Alessandria auf; die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas selbst geführt, sollte M a r e n g o nehmen. Um 9 Uhr entspann sich der Kampf. Das Mißlingen des österreichischen Angriffes schien nach einem blutigen Ringen von mehr als zwei Stunden entschieden. Aber sie gingen nur zurück, um einen neuen Sturm mit besserem Erfolge zu wagen. Ein verzweifelter Kampf entspann sich jetzt unmittelbar

um das Dorf; mit äußerster Anstrengung suchten die Franzosen den Feind zurückzudrängen und es gelang ihnen auch einen Moment, das schon verlorene Dorf wiederzugewinnen; aber der Angriff war nicht minder furchtbar, als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der französischen Generale sagt, die Leute wie Hagel. Es war ungefähr 2 Uhr Nachmittags, als der erste Act dieser denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen endete. Jetzt erst erschien Bonaparte selber auf dem Schlachtfelde und stellte, als die Kaiserlichen von Neuem vordrangen, die tapfern Grenadiere seiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Mit der ganzen Ruhe geprüfter Soldaten trotzten diese Kerntruppen eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anstürmen der Reiterei, aber sie erlagen der Wucht des Angriffs. Mit dem kaiserlichen Fußvolke im hitzigen Kampfe begriffen, wurden sie zugleich im Rücken von einem neuen Angriffe der Reiterei gefaßt und zum Weichen gedrängt. Der zweite Act der Schlacht schloß mit dem Rückzuge der Franzosen ab, wie der erste. Wenn es den Kaiserlichen jetzt möglich war, die Verfolgung des Sieges so energisch zu führen, wie sie den Sieg selbst erfochten, so ward die französische Herrschaft und mit ihr das werdende Cäsarenthum Napoleon Bonaparte's an diesem Tage auf den Ebenen von Marengo begraben. Aber selten ist ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Mißgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden worden. Der alte Melas fühlte sich durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erschöpft; er ging nach Alessandria zurück und glaubte sich des Erfolges sicher. Er sandte schon Boten ab, den erfochtenen Sieg zu verkünden. Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desaix und seine Division gestellt; er hatte dieselbe gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desaix in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. Desaix säumte nicht, umzukehren; von Napoleon zurückberufen, kam er in dem Moment, wo sich (es mochte gegen 5 Uhr sein) die geschlagene Armee bei San Giuliano sammelte. Desaix verzweifelte noch nicht, den Kampf wiederherzustellen und wenigstens einen ruhigen Rückzug zu erkämpfen, obwohl er kaum 5000 Mann zur Verstärkung eines flüchtigen und besiegten Heeres heranführte. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desaix sank, von einer Kugel getroffen zu Boden. Abermals drangen die kaiserlichen Grenadiere siegreich vor. Da traf sie das Kartätschen-Feuer aus Marmont's Batterie und zugleich fiel Kellermann aus eigenem Antriebe mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes; er warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht, nahm den Führer selbst, General Zach, gefangen. Ehe die Kaiserlichen wieder zu Besinnung kamen, hatte Kellermann einen zweiten glücklichen Angriff gegen die kaiserliche Reiter-Abtheilung geführt. Wie es häufig zu geschehen pflegt,

wenn ein ganz plötzlicher Umschwung des Glückes eintritt, fiel nun ein panischer Schrecken über die österreichische Armee; nur wenige Bataillone leisteten noch zähen Widerstand, die Masse ließ sich von der Flucht fortreißen; diese brachte das kaiserliche Heer vollends in Auflösung, nachdem der blutige Tag fast ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt. Auch der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, aber es blieb ihnen das Schlachtfeld, und der letzte Erfolg hatte ihr erschüttertes Selbstvertrauen wieder völlig hergestellt. Wir wissen in der glänzenden Reihe napoleonischer Siege keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und dieser Sieg hat ihn in den Augen der Welt mit unsterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage fast die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerstattet, seine neugegründete Gewalt in Frankreich befestigt, den Grundstein gelegt zu dem kommenden Kaiserreich.

Schon am Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und Oesterreich ließ sich, auf Napoleon's Anerbieten, in Friedens-Unterhandlungen ein, die freilich zu keinem Resultate führten, aber doch Zeit und Gelegenheit zu neuen Rüstungen gaben, und zu diesem Zwecke wurde noch eine Verlängerung des Waffenstillstandes um den Preis von drei Reichsfestungen (Philippsburg, Ulm, Ingolstadt) nachgesucht und erlangt. Dadurch ward Bonaparte vollends Herr von Süddeutschland; außerdem hatten die Franzosen beim späten Wiederbeginn des Feldzuges nicht nur eine etwas stärkere Truppenzahl, sondern ihre Macht bestand auch aus tüchtigen, erprobten Soldaten, deren Stimmung durch die vorangegangenen Erfolge gehoben war. Diese commandirte Moreau, seit 1793 überall mit Auszeichnung genannt, während bei den Oesterreichern der Oberbefehl, seit der Beseitigung Kray's, dem Namen nach, in die Hände des 18jährigen Erzherzogs Johann gelegt war, der nicht, wie sein Bruder Karl, mit dem Rufe eines hervorragenden Feldherrn-Talentes, sondern als Neuling auf den Kampfplatz trat.

Doch wollte der neue Ober-Feldherr oder sein militärischer Rathgeber (der Feldzeugmeister Lauer) sich den Vortheil einer kühnen Offensive nicht entgehen lassen. An dem Tage (26. November), an welchem der Waffenstillstand abgelaufen war, brach das kaiserliche Heer über den Inn hervor und gewann bei Ampfing (1. December) über den linken Flügel der Franzosen durch Ueberraschung und größere Zahl einen kleinen Vortheil, der nur dazu beitrug, im österreichischen Hauptquartier die richtige Beurtheilung der eigenen, wie der feindlichen Situation zu verwirren. Man glaubte, fortan es nur mit der Verfolgung des Nachtrabs des von Ampfing zurückziehenden Feindes zu thun zu haben und zog so auf grundlosen Waldwegen und unter dichtem Schneegestöber in die Defileen von Hohenlinden (3. December), wie Moreau es berechnet hatte. Vorne zurückgeworfen, unversehens auch im Rücken und von der Seite angegriffen, in der Enge des Waldes

außer Stande, sich recht zu entfalten, geriethen die Oesterreicher bald in grenzenlose Verwirrung und ganze Haufen fielen mit dem Geschütz in die Gewalt des siegreichen Gegners. Es war die furchtbarste Niederlage, welche das österreichische Heer in den beiden Revolutionskriegen erlitten hatte. Die Franzosen geben die gesammte Einbuße ihrer Gegner, wohl etwas zu hoch, auf 20,000 Mann an; in jedem Falle war der Verlust groß genug, auch die beste Armee auf lange Zeit kampfunfähig zu machen.

Auf dem südlichen Flügel, in den Alpen und in Italien, hatten sich die Ereignisse nicht günstiger für die kaiserlichen Waffen gestaltet. Auch dort, wie in Deutschland, hatten die Oesterreicher sich nach den unglücklichen Ereignissen vom Juni zwar verstärkt und sammelten sich wieder, gegen 90,000 Mann stark, unter Bellegarde's Führung hinter dem Mincio, allein es war keine Aussicht, daß man die Scharte von Marengo auswetzen werde. Schon ehe die Waffenruhe gekündigt war, hatte sich der Feind durch einen Handstreich in Toscana festgesetzt, dann seine Anstalten getroffen, sobald der Kampf wieder begann, mit einem raschen Schlage die Minciolinie zu gewinnen. Macdonald überstieg unter unsäglichen Schwierigkeiten den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen (December), um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und dort die Bewegungen zu unterstützen, die durch die Hauptarmee unter Brune am Mincio vorgenommen werden sollten. An den klassischen Stellen, wo 1796, 1799, 1800 über den Besitz Ober-Italiens berühmte Schlachten geliefert worden sind, dort wurde auch jetzt das Schicksal des Krieges entschieden. In zwei heißen Kampftagen (25. und 26. December) war der Strom an zwei Stellen von den Franzosen forcirt worden. Die Minciolinie war ihnen; an den nämlichen Tagen, wo auf dem deutschen Kriegsschauplatze jede Hoffnung eines ausreichenden Widerstandes aufgegeben werden mußte, brachen sie gegen die Etsch auf.

In dieser verzweifelten Situation konnte der jetzt als Oberfeldherr berufene Erzherzog Karl nicht daran denken, mit den Truppen, wie er sie an der Traun und Enns vorfand, den Kampf fortzusetzen; zum zweiten Male ward ihm vom Schicksal auferlegt, die Erbschaft fremder Fehler anzutreten und Frieden zu schließen, wo die Mittel des Kampfes und Sieges durch Andere verscherzt worden waren. Der Waffenstillstand, den der Erzherzog (25. Dec.) zu Steyer schloß, gab Oesterreichs letzte Stützen der Vertheidigung hin. Die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle anderen befestigten Punkte in Tirol wurden den Franzosen übergeben. Nicht nur der Süden und Westen des Reiches, sondern ein großer Theil der österreichischen Erblande selbst, die Lande bis über die Enns hinaus, Theile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol waren in französischen Händen; es war die Frage, welchen Friedens-Bedingungen Oesterreich nach diesem Waffenstillstande noch seine Zustimmung versagen konnte.

In Paris war auf nachgiebige Stimmungen weniger als je zu

rechnen. Denn zu den letzten glücklichen Waffenthaten war ein neuer glänzender Erfolg hinzugekommen: das enge Einverständniß mit Rußland. Nachdem es dem ersten Consul einmal gelungen war, überhaupt einen Weg der Annäherung an den Czaren Paul zu finden, ward es ihm nicht mehr schwer, den leidenschaftlichen, unberechenbaren Mann mit eben solcher Heftigkeit in die Bahnen einer entgegengesetzten Politik zu treiben, wie derselbe 1798—1799 der Heißsporn der Coalition gewesen war. Der Groll gegen England und Oesterreich war durch die Kriegführung von 1799 in Paul einmal geweckt und es fehlte nicht an Anlaß, ihn zu nähren. Meisterhaft wußte Bonaparte seine Wünsche dem Czaren einzuflößen, so daß dieser sie wie seine eignen Gedanken und Interessen geltend machte. Die Rheingrenze mit Entschädigungen für die erblichen Fürsten, der Grundsatz der Säcularisationen, die sogenannte Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, die Etschgrenze für Oesterreich, so lautete das Gutachten Rußlands und eben so Preußens über den Frieden, das jetzt in Paris als Paul's Ansicht kundgegeben ward, während es im Grunde nur eine in Petersburg und Berlin angebrachte Eingebung Bonaparte's war.

So blieb dem österreichischen Unterhändler, Graf Cobenzl, nichts übrig, als nachzugeben und am 9. Februar 1801 den Frieden zu Luneville zu unterzeichnen, nicht allein im Namen des Kaisers, sondern auch zugleich für das deutsche Reich, selbst ohne Vollmacht des Reichstages, wie dies allerdings auch nach dem spanischen Erbfolgekriege geschehen war. Der Vertrag beruhte auf den Grundlagen des Friedens von Campo-Formio. Der Thalweg der Etsch blieb auch jetzt die Grenze Oesterreichs und dieses behielt Istrien, Dalmatien, Venedig und dessen Dependenzen im adriatischen Meere. Nur die Vertreibung der mit Oesterreich verwandten Fürsten aus Italien war eine wichtige neue Einräumung für Frankreich; sie wies den österreichischen Einfluß aus der Halbinsel hinaus und gab den Kirchenstaat, Neapel, Sardinien isolirt den Franzosen preis. Die Entschädigung des Herzogs von Modena war auf den Breisgau, die Toscana's ebenfalls auf deutsches Gebiet angewiesen. Die Abtretung des linken Rheinufers ward dieses Mal nicht, wie in Campo-Formio, in einen geheimen Artikel verwiesen und nur des Kaisers Zustimmung dazu ausbedungen; der Kaiser, hieß es vielmehr im sechsten Artikel, willigt sowohl in seinem als in des Reiches Namen ein, daß in Zukunft der Thalweg des Rheines die Grenze zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche bilde. Neu war auch der siebente Artikel über die Entschädigungen; in seinem Vollzug lag die territoriale und politische Umgestaltung des Reiches eingeschlossen. „Da es dem deutschen Reiche in seiner Gesammtheit zusteht, die sich aus gegenwärtigem Vertrag ergebenden Verluste zu tragen, so ist der Kaiser in seinem und des Reiches Namen mit der französischen Republik übereingekommen, daß das Reich gehalten ist, den erblichen Fürsten, welche sich auf dem linken Rheinufer außer Besitz gesetzt finden, eine Entschädigung im Schooße des

Reiches zu gewähren, in Folge von Anordnungen, welche auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen." Es war eine Entschädigung so ungewöhnlicher Art, wie sie eben nur bei den deutschen Verhältnissen möglich war. Die Dynastieen wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten so viel und noch mehr, als sie eingebüßt, die Nation in ihrer Gesammtheit erlitt einen Verlust, der ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Tief ward der Verlust der Rheinlande empfunden. Was wir dadurch an Wehrkraft verloren, wie unsere Grenzen fortan schutzlos und offen lagen, die Einbuße eines gesegneten Landes mit seinen reichen und vielseitigen Hülfsquellen, der Schlag, den der deutsche Handel und die Schifffahrt erlitt, davon ging ein tiefes, schmerzliches Gefühl durch die Nation. Eine rechte Freude über den Frieden ist darum auch nicht laut geworden; man pries das Ende des Krieges, allein der Preis des Friedens ließ kein ungetrübtes Gefühl des Behagens aufkommen. Es ward auch wohl schon jetzt die Ahnung laut, daß bei dem so ausgesprochenen Uebergewicht Frankreichs und der Eroberungslust seines militärischen Dictators dieser Friede nicht viel mehr Dauer verspreche, als der vorausgegangene.

---

102. Der Reichsdeputations-Hauptschluß und die Säcularisation.

(Nach Karl Adolf Menzel, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.)

Schon am 6. März kam zu Regensburg das Reichsgutachten zur Annahme des Lunewiller Friedens in einer einzigen Sitzung — was unerhört in der Reichstagsgeschichte war, — zu Stande; so lebhaft und allgemein war das Verlangen nach Befreiung von den Leiden und Lasten des Kriegsstandes. Nur der Kaiser schien eher Verzug zu wünschen, da er die Reichsversammlung aufforderte, über die reichsständische Mitwirkungsart bei der weiteren, zur gänzlichen Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes noch zu treffenden Uebereinkunft sich gutachtlich zu äußern. In der That beeiferten sich die geistlichen Stände, die Berichtigung dieser Angelegenheit an den Kaiser zu bringen, weil sie bei demselben noch die größte Geneigtheit zur Erhaltung ihres mit der Reichsverfassung so eng verschmolzenen Besitzstandes voraussetzten.

Am 2. October 1801 kam ein Reichsgutachten zu Stande, welches auf Errichtung einer mit unumschränkter Vollmacht versehenen Reichsdeputation von acht Mitgliedern zur Vollendung des Reichsfriedensgeschäftes antrug. Nun ließen die Staatslenker in Wien, immer auf Vortheile von der Zögerung rechnend, die Sache zehn Monate ruhen. Während derselben bildete sich zwischen Friedrich Wilhelm III. und dem russischen Kaiser Alexander bei einer Zusammenkunft dieser Monarchen

in Memel im Juni 1802 eine persönliche Freundschaft, und der Beherrscher Frankreichs, der es sich sehr angelegen sein ließ, mit dem letzteren in enge Verbindung zu treten, bezeigte sich zu dem Ende in allen Stücken sowohl dem preußischen Monarchen gefällig, als auch jedem Verlangen des russischen Selbstherrschers willfährig. Dieser verlangte, an der Vermittlung der deutschen Entschädigungssache Theil zu nehmen, weil er durch Mutter und Gemahlin, jene eine württembergische, diese eine badische Prinzessin, mit mehreren deutschen Fürstenhäusern verschwägert, den Wunsch hegte, sich seine Anverwandten zu verpflichten.

Die Hauptsache aber zog sich nach Paris, wohin Kleine und Große sich drängten, um bei Bonaparte und Talleyrand, zunächst aber bei Dienern und Schreibern, um Antheil an dem Raube der geistlichen Fürsten und freien Städte zu betteln. Damals sind in Paris bei Unterbeamten, die in Dachstuben wohnten, deutsche Landschaften und Städte erhandelt worden. Bei fortgesetzter Zögerung des Kaisers, die Reichsdeputation einzuberufen, wurde der Entschädigungsplan von den Ministern Frankreichs und Rußlands ins Reine gebracht. Preußen schloß am 23. Mai 1802 in Paris einen besonderen Vertrag mit Frankreich, welcher ihm die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, die Stadt und das Gebiet von Erfurt, die Stadt Münster mit einem großen Theile des gleichnamigen Bisthums, die Reichsabteien Quedlinburg, Elten, Essen und Werden, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen und Mühlhausen zusicherte und zugleich bestimmte, daß, um allen Hindernissen zu begegnen, die Interessenten nicht erst die Genehmigung des deutschen Reiches abzuwarten hätten. Darauf erließ der König von Preußen im Juli den ersten Befehl zur Besitznahme der ihm zugesprochenen Länder, und in den folgenden Monaten wurde derselbe durch allmähliches Einrücken preußischer Truppen in diese Gebiete vollzogen. Dasselbe that Baiern, welchem durch einen am 24. Mai nach dem Vorgange Preußens in Paris geschlossenen Vertrag die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Passau, Freisingen, Eichstädt und Augsburg zugesprochen worden waren.

Durch ein kaiserliches Hofdecret vom 2. August 1802 wurde nun endlich die Reichsdeputation zusammenberufen und die Reichsvollmacht für dieselbe von der Reichsversammlung dahin ertheilt, die im 5. und 7. Artikel des Luneviller Friedensschlusses einer besonderen Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände neben und mit der kaiserlichen Plenipotenz, einvernehmlich mit der französischen Regierung, zu erledigen. Aus einem Berichte, welchen Talleyrand in einer Sitzung des französischen Senats an den ersten Consul erstattete, erfuhr die deutsche Nation, wie es gekommen, daß diese Entscheidung über das Schicksal so vieler Millionen Deutscher in die Hände der Franzosen und Russen gefallen war. „Es sei der aufrichtigste Wunsch Frankreichs gewesen, sich durchaus nicht in die Ausführung der verheißenen Entschädigungen zu mischen und dasselbe habe seinen Einfluß darauf eingeschränkt, seinen auf diese Ausführung gerichteten Wunsch zu

erkennen zu geben. Aber diese Aufforderungen seien ohne Erfolg geblieben, und nachdem mehr als ein Jahr verflossen, ohne daß irgend ein Anfang zur Vertheilung der Entschädigungen gemacht worden, habe die Art von Auflösung, in welche hierdurch der deutsche Reichskörper versetzt worden, von Neuem die Ruhe Europa's bedroht. Indem die französische Regierung von den Reclamationen der bei den Entschädigungen betheiligten Fürsten angegangen worden, habe auch der russische Kaiser den Wunsch empfunden, zur Erhaltung des hergestellten Friedens das Seinige beizutragen, und da beide eingesehen, daß die völlige Ausführung des Luneviller Friedens nur durch den Einfluß zweier dabei gar nicht interessirten Mächte bewirkt werden könne, so hätten sie sich entschlossen, die Angelegenheiten Deutschlands zu vermitteln und durch ihre Dazwischenkunft dasjenige zu Stande zu bringen, was von der eigenen Berathschlagung des deutschen Reichskörpers vergebens erwartet worden sei."

Der Entschädigungsplan wurde am 17. August von den Gesandten der beiden Vermittler dem Reichstage übergeben und der Deputation eine zweimonatliche Frist zu Erledigung der Sache mit dem Eröffnen gesetzt: „Es sei der Wille des Kaisers von Rußland und des ersten Consuls, daß keine Abänderung der zwischen ihnen getroffenen Bestimmungen Statt finden dürfe". Der Kaiser versagte aber dem hiernach abgefaßten Deputationsschlusse die Ratification. Dieser Schritt würde jedoch ohne Wirkung geblieben sein und nur die Ohnmacht des Reichsoberhauptes zur Schau gestellt haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den dringenden Vorstellungen, die er in Paris und Petersburg anbringen ließ, Eingang zu verschaffen. Das Ergebniß derselben war ein Vertrag vom 26. December 1802, in welchem der Consul mit Zustimmung Rußlands bewilligte, daß Oesterreich als Entschädigung für den Breisgau in Schwaben, welches es an den Herzog von Modena zur Vererbung an seinen Eidam, den Erzherzog Ferdinand, jüngsten Sohn Maria Theresia's, abtrat, die Bisthümer Trient und Brixen für sich, für den Großherzog von Toscana aber zur Vervollständigung der demselben bestimmten Dotation das Bisthum Eichstädt erhielt, wogegen der Kaiser alle seit dem Luneviller Frieden von Frankreich in Italien vorgenommenen Veränderungen anerkannte. Nachdem der Kaiser dergestalt über die Zukunft der Familien seines Bruders und Oheims beruhigt war, legte sich in den Berathungen der Reichsdeputation der zeitherige Widerspruch der beiden österreichischen Stimmen (Böhmen und Deutschmeister) und am 25. Februar 1803 kam der Hauptschluß zu Stande.

Nach den darin enthaltenen Festsetzungen wurde Oesterreich, in der schon angegebenen Weise, für die Abtretung des schwäbischen Breisgaues (52 Q.-Meilen) an den Herzog von Modena und dessen Erben, mit den Bisthümern Trient und Brixen betheilt, deren Fläche auf 92 Q.-Meilen berechnet war. Der Großherzog von Toscana erhielt für sein in Italien verlorenes Land von 410 Q.-Meilen Salzburg,

Berchtesgaden und Stücke der Bisthümer Passau und Eichstädt, zusammen etwa 200 Meilen mit dem Titel: Kurfürst von Salzburg.

Preußen erhielt für die 48 Q.-Meilen, die es von seinen jenseit des Rheines gelegenen Besitzungen verlor (s. S. 639), diesseits 181 Q.-Meilen wieder. Eine so reiche Entschädigung, welche zugleich den Einfluß Preußens über ganz Mittel- und Norddeutschland verzweigte, erhielt dieses deßhalb, weil ihm die Rolle eines Alliirten von Frankreich zugedacht war.

Baiern, welches an der auf beiden Ufern des Rheines gelegenen Pfalz und an den Herzogthümern Jülich und Zweibrücken 255 Q.-Meilen verlor, erhielt dafür die mit dem Hauptlande grenzenden Bisthümer Bamberg, Freisingen, Augsburg, Würzburg, eine Menge kleinerer Stifte und viele Reichsstädte, im Gesammtbetrage 290 Q.-Meilen.

Baden, welches nur 8 Q.-Meilen verloren hatte, bekam eine Entschädigung von 60 Q.-Meilen in dem Bisthum Constanz, in den Resten der Bisthümer Speier, Basel und Straßburg und in dem diesseitigen Theile der Pfalzlande mit den Städten Heidelberg und Mannheim. Die Begünstigung beruhte zum Theil auf Familien-Verhältnissen, denn die drei Enkelinnen des Markgrafen Karl Friedrich von Baden waren die Gemahlinnen des Kaisers von Rußland, des Königs von Schweden und des Kurfürsten von Baiern. Auch hatte der Bericht Talleyrand's hervorgehoben, daß das Betragen des Markgrafen während des Krieges die Gewogenheit der Republik vorzüglich verdient habe.

Hessen-Cassel erhielt in vier mainzischen Aemtern vier- bis fünfmal mehr, als es verloren. Hessen-Darmstadt für 33 verlorene Q.-M., 90 Q.-Meilen. Der Fürst von Oranien-Nassau für die in Holland verlorene Erbstatthalterschaft und seine dasigen Erbgüter die Bisthümer Fulda und Corvei nebst vielen Abteien und die Reichsstadt Dortmund, ein Gebiet von 60 Q.-Meilen mit mehr als einer Million Gulden jährlicher Einkünfte, lediglich aus Rücksicht für Preußen. Hannover bekam, in Folge der inzwischen durch den Frieden zu Amiens erfolgten Aussöhnung Englands mit Frankreich, das Bisthum Osnabrück. Der mit Rußland verwandte Herzog von Holstein-Oldenburg das protestantische Bisthum Lübeck, auf welches durch frühere Verträge dieses Haus nur den Wahlanspruch für drei Geschlechtsfolgen besaß.

Außer dem nach Salzburg verpflanzten Großherzoge Ferdinand von Toscana erhielten auch Würtemberg, Baden und Hessen-Cassel die kurfürstliche Würde. Dafür gingen zwei geistliche Kurfürstenthümer, Köln (dessen Besitzer Erzherzog Maximilian am 27. Juli 1801 gestorben war) und Trier gänzlich ein. Auch der Kurfürst Karl Friedrich Joseph von Mainz war am 25. Juli 1802 noch vor Beendigung der Reichsdeputations-Verhandlungen gestorben; doch gelang es dem Coadjutor von Dalberg durch seine Verbindungen und seine Schmiegsamkeit, dieses Erzstift mit dem Erzkanzler-Amte und dem Fürstenthum Aschaffenburg nebst den dazu geschlagenen Reichsstädten Regensburg

und Wetzlar aufrecht zu erhalten. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz wurde nach Aschaffenburg verlegt.

Der deutsche Orden, zu dessen Hochmeister der Erzherzog Anton nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Köln erwählt worden war, und der Malteserorden wurden der Säcularisation nicht unterworfen, sondern erhielten für ihre auf der linken Rheinseite erlittenen Verluste Entschädigung durch die Güter unmittelbarer und mittelbarer geistlicher Stifte. Alles Eigenthum der anderen Bisthümer, Abteien, Klöster und Gestifte, gleichviel ob katholischer oder evangelischer, kam in die Hände der Weltlichen mit der Verpflichtung, den zeitherigen Inhabern angemessene Pensionen zu zahlen. Von 52 Reichsstädten kamen 4 an Frankreich: Aachen, Köln, Worms und Speier; 42 wurden erblichen Oberherren zugewiesen, und nur 6, größtentheils solche, welche über bedeutende Summen zu verfügen hatten, behaupteten sich: Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg.

Aus politischen Gründen hatte nur der Kaiser gegen die Säcularisationen sich gesträubt, weil er einsah, daß er in dem Dasein der geistlichen Fürsten eine Hauptstütze seines Ansehens verliere. Bei den anderen Theilnehmern ließ die Begierde nach Gewinn keinen Raum zur Erwägung über die politische und moralische Seite des Verfahrens. Frankreich, welches sonst wohl aus Politik die Kleineren und Schwächeren gegen die Größeren und Stärkeren geschützt hatte, wollte dem Hause Oesterreich, in welchem es seinen Hauptgegner sah, den Vortheil entziehen, den das Reich als solches demselben gewährt hatte, und diesem Zwecke diente der wider die geistlichen Fürsten geführte Stoß. Auch die öffentliche Meinung der Zeitgenossen verhielt sich bei diesem großen Acte einer gewaltsamen Unterdrückung gleichgültig und kalt. Das Besitzrecht der geistlichen Reichsfürsten beruhte freilich auf demselben Titel, wie das der weltlichen — der ursprünglichen Verleihung von Kaiser und Reich; aber das der weltlichen hatte durch die Erblichkeit und die von ihr erzeugte Anhänglichkeit des Volkes an seine Fürstenhäuser größere Stärke gewonnen, während die Inhaber der geistlichen Fürstenstühle wechselten und die adeligen Familien, welche als die eigentlichen Herren der Stiftsländer anzusehen waren, weil sie das Vorrecht besaßen, ihre Söhne zu Domherren, das heißt zu Wählern und Candidaten der Fürstenwürde zu bestimmen, meistentheils dem Volke feindlich entgegenstanden.

Die päpstliche Curie, welche nun wieder in Rom war, seit Pius VII. (am 14. Mai 1800 von den in Venedig versammelten Cardinälen erwählt), nach dem Verschwinden der römischen Republik die Hauptstadt der Kirche wieder in Besitz genommen und nach dem Wechsel des Kriegsglücks Gnade und Anerkennung bei Bonaparte gefunden hatte, verbarg ihren Unwillen über die Statt gefundenen Säcularisationen, die sie als einen an der Kirche begangenen Raub betrachtete. Zehn Jahre später, auf dem Congresse in Wien, hat der Legat Pius' VII. die Wiederherstellung der Fürstenthümer in Deutschland, die man der Kirche geraubt und sogar welt-

lichen Fürsten, katholischen und nichtkatholischen, zugetheilt habe, und die Herausgabe der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit, sowohl der weltgeistlichen als auch der regulären beiderlei Geschlechts, zu der Verwendung, zu der sie ursprünglich bestimmt waren, in einer vom 17. Nov. 1814 datirten Note wiedergefordert, und als dieser Forderung nicht gewillfahrt wurde, wider alle der römischen Kirche nachtheiligen Verfügungen und Beschlüsse des Congresses, als durch welche der Deputations-Receß im Wesentlichen bestätigt wurde, protestirt.

---

103. Die Consular-Regierung, 1799—1804.

(Nach Karl Friedrich Ernst Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Im ersten Jahre seiner Regierung als erster Consul entwickelte Bonaparte eine weise Mäßigung gegen die verschiedenen Parteien und that Alles, sie zu versöhnen. Er rief die Geächteten vom 18. Fructidor mit wenigen Ausnahmen, worunter Pichegru, zurück und stellte solche, die mehr Gegner des Convents als der Revolution gewesen waren, an. Nicht minder gewann er die meisten Anführer der Vendeer und schloß mit ihnen einen Vergleich, vermöge dessen sich jene der Republik unterwarfen. Er bot auch den Banden in der Bretagne Verzeihung an; doch nur wenige nahmen sie an; vielmehr entwarfen mehrere Chouans den Plan, den ersten Consul zu ermorden. Es gelang ihren gewählten Werkzeugen, in Frankreich zu landen und sogar unentdeckt nach Paris zu gelangen. Die Schwierigkeit aber, an des Consuls Person zu kommen, bestimmte sie zu einem schauderhaften Complot, vermöge dessen man dem schlechten Zwecke noch die wahrscheinliche Vernichtung und Verstümmelung vieler Unschuldiger beigesellte. Man bezeichnete ihre teuflische Vorrichtung mit dem Namen Höllenmaschine. Sie erfuhren, daß Bonaparte, am 21. Dec. 1800, durch die Straße St. Nicaise in die Oper fahren würde, legten daher ein Faß mit Pulver auf einen kleinen Karren, der so gestellt war, daß er die Durchfahrt, nach ihrer Meinung, völlig sperrte, und Saint Regent hatte es übernommen, in einem nahe gelegenen Hause durch Anziehen einer Schnur, welche die Lunte zum Pulver brachte, dieses zu entzünden, sobald er das Zeichen der Annäherung des Consuls erhalten würde. Bonaparte traf zur angegebenen Stunde ein; wie durch ein Wunder aber rettete den Bedrohten das gewohnte blitzschnelle Fahren und die große Geschicklichkeit seines Kutschers, der zwischen dem Karren und der Mauer durchfuhr, ohne auch nur eine Secunde anzuhalten. Der Wagen war kaum am Ende der Straße, als die fürchterliche Explosion

erfolgte und das Quartier St. Nicaise mit Trümmern bedeckte, im Wagen aber nur noch die Gläser zerschellte. Der erste Consul erschien gleichwohl noch einige Zeit in der Oper mit äußerlich großer Fassung; man kann sich aber wohl denken, wie es in seinem Innern flutete und wogte. Dem listigen Fouché, der sich einer Art von Allwissenheit rühmte, kam dieser Schlag der unter seiner Leitung stehenden Polizei ganz unerwartet. Er und der erste Consul schrieben anfänglich den Demokraten die Schuld zu. Viele wurden auf diesen bloßen Verdacht verhaftet und auf ein in der Nacht verlangtes und gehorsam gegebenes Senatus-Consult 130 Personen deportirt. Dann entdeckte man die wahren Urheber des Complots, wovon einige zum zweifach verdienten Tode verurtheilt wurden. Bei dieser Gelegenheit führte der erste Consul die speciellen Militär-Gerichtshöfe ein. Diese Gewaltstreiche entfernten die constitutionelle Partei zunächst von Bonaparte und im Senat, wie im Tribunat, vernahm man laute Klagen und Reclamationen, die jedoch durch den bald erfolgten Frieden zum Schweigen gebracht wurden.

Nachdem schon mit dem deutschen Kaiser und Reiche der Friede zu Luneville (9. Febr. 1801) abgeschlossen war (s. S. 690), sprach sich auch in England die öffentliche Stimme laut und allgemein für den Frieden aus. Aber erst als die britische Herrschaft auf dem Mittelmeere durch die Eroberung von Malta (1800) und durch die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten (s. S. 675) gesichert schien, und als Pitt, der sich durchaus zu keinem Frieden mit Frankreich verstehen wollte, aus dem Ministerium geschieden war, kam man nach langen Verhandlungen in London zum Abschluß der Friedens-Präliminarien, denen fast ein halbes Jahr später (25. März 1802) der sogenannte definitive Friede zu Amiens folgte. Großbritannien gab der französischen Republik und ihren Alliirten, dem Könige von Spanien und der batavischen Republik, alle im bisherigen Kriege gemachte Eroberungen, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der holländischen Besitzungen auf Ceylon, zurück. Die Besitzungen der osmanischen Pforte sollten in ihrer Integrität, wie sie vor dem Kriege gewesen, erhalten werden. Die Republik der sieben jonischen Inseln, Corfu, Paxo, Santa Maura, Thiaki, Cefalonia, Zante und Cerigo, welche bei der Zertrümmerung der Republik Venedig 1797 an Frankreich gekommen, aber nachher wieder von den vereinigten Türken und Russen erobert und zu einer besondern Republik unter türkischer Oberhoheit erhoben worden waren, wurde von allen contrahirenden Mächten anerkannt. Die Inseln Malta, Gozzo und Comino sollten dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem zurückgegeben werden, dergestalt, daß die Ordensritter sogleich nach erfolgter Ratification nach Malta zurückkehren und zur Wahl eines Großmeisters schreiten sollten. Die französischen Truppen sollten das Königreich Neapel und den römischen Staat, und eben so die Engländer alle Häfen und Inseln, die sie im mittelländischen und adriatischen Meere inne hätten, räumen.

Die beiden Friedens-Tractate mit Rußland (zu Paris am 8.

Oct. 1801), und mit der Pforte (zu Paris am 9. Oct. 1801) enthielten bloß die Wiederherstellung der alten Verhältnisse dieser Mächte mit Frankreich.

Frankreich hat die Friedens-Bedingungen gegen England erfüllt; England dagegen zögerte mit der Räumung von Malta, unter dem Vorwande, daß die Unabhängigkeit der Insel, bei deren Zurückgabe an den Orden, durch eine europäische Macht verbürgt werden solle, diese Bürgschaft aber sich nicht finden wolle. Ähnliche Weigerung geschah mit der Räumung Aegyptens. Diese erfolgte erst am 17. Febr. 1803. Hinsichtlich Malta's kam es indessen nicht weiter.

Noch im Jahre 1802 begann Napoleon die Ausführung dreier großen Entwürfe, die ihn dem immer deutlicher gedachten, wenn nicht von jeher erstrebten Ziele näherten: 1) die Geistlichkeit als eine Corporation zu constituiren, 2) durch die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion die Armee für monarchische Formen zu gewinnen und 3) seine Gewalt erst lebenslänglich und dann erblich zu machen und eine neue Dynastie zu gründen. Die Folge des erstern war das berühmte Concordat mit dem Papste Pius VII., das am 15. Juli 1801 in Paris unterzeichnet, am 15. August desselben Jahres in Rom genehmigt, anfänglich aber geheim gehalten und erst am 2. April 1802 den gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt ward, als, nach gewaltsamer Purification und Reduction des Tribunats, keine Opposition mehr zu fürchten war. Es wurden dadurch neun Erzbisthümer und 40 Bisthümer mit Capiteln geschaffen und die Geistlichkeit wieder unter die Herrschaft des Papstes gestellt.

Zugleich wurden auch die vier großen Religionsfeste und der Sonntag wieder eingeführt und die Regierung hörte auf, das Dekaden-System zu befolgen, das von der Zeit an denn allmählich außer Gebrauch kam.

Schon einen Monat nach der Annahme des Concordats wagte Bonaparte den zweiten Schritt zur monarchischen Gestaltung des Consulats durch Vorlegung eines Gesetz-Entwurfes zur Stiftung der Ehrenlegion. Diese Legion sollte aus 15 Cohorten lebenslänglicher Mitglieder bestehen; der Reiz dieser Auszeichnung wurde noch durch damit verbundene Einkünfte erhöht. Die vorgeschlagene Organisation war ganz der der übrigen Orden der monarchischen Staaten analog. Der erste Consul war das Oberhaupt der Legion. Der Vorschlag, der vorläufig im Staatsrathe erörtert wurde, fand Opposition. Berlier mißbilligte eine dem Geiste der Republik so widersprechende Institution, und sagte ohne Rückhalt: „Diese Art von Auszeichnung sei das Spielzeug der Monarchie.“ Darauf gab der erste Consul die merkwürdige Antwort: „Ich fordere jeden auf, mir eine alte oder neue Republik zu zeigen, in der es keine Auszeichnungen gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug. Nun ja, mit Spielzeug leitet man die Menschen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Zehn Revolutions-Jahre haben die Franzosen nicht geändert;

sie haben nur ein Gefühl, die Ehre. Diesem Gefühle muß man also Nahrung geben, sie bedürfen Auszeichnungen."

Fast gleichzeitig geschah ein weiterer Vorschritt zur festeren Begründung von Bonaparte's Obergewalt oder vielmehr Alleingewalt. Auf Chabot's Vorschlag, daß das Tribunat den Wunsch aussprechen möge, dem ersten Consul einen ausgezeichneten Beweis der National-Erkenntlichkeit zu geben, der in diesen allgemeinen Ausdrücken leichtere Zustimmung fand, bekam dieser Wunsch sofort eine bestimmte, im Voraus beabsichtigte Gestaltung, indem Bonaparte, durch ein bloßes Senatus-Consult, am 6. Mai 1802, zum Consul auf weitere 10 Jahre ernannt wurde. Aber er war hiermit noch nicht zufrieden, und schon 3 Monate darauf, am 2. Aug. 1802, gab der Senat ein Decret, wodurch er für seine Lebenszeit zum Consul ernannt wurde. Dieses Senatus-Consult erfolgte jedoch nicht nach der bloßen Entscheidung des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers, sondern auch durch Abstimmung des Volkes, mittels dazu überall bei den Municipal-Behörden in ganz Frankreich niedergelegter Protocolle, worin ein jeder seine Abstimmung niederzulegen aufgefordert war; die Mehrheit der Stimmenden war begreiflich für den Vorschlag, die Nichtstimmenden schienen mindestens schweigend einzuwilligen, nach dem römischen Rechtsgrundsatz: qui tacet, consentire videtur.

In Harmonie mit diesem Decret versäumte man nicht, auch die schon monarchisch genug gestaltete Constitution noch mehr in diesem Sinne zu modificiren. Nach der fünften Constitution vom 3. August 1802 wurden die Wahlmänner auf Lebenszeit ernannt; der erste Consul konnte ihre Zahl vermehren. Der Senat erhielt das Recht: die Institutionen zu verändern, das Geschwornen-Gericht zu suspendiren, die Departements außer der Constitution zu erklären, die Urtheile der Gerichte, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährden, umzustoßen, den gesetzgebenden Körper und das Tribunat aufzulösen. Was fehlte noch an der unumschränkten Gewalt?

Alles, was dem ersten Consul jetzt Verderben drohte oder zu bereiten strebte, schien nur eine neue Stufe zu weiterer Erhöhung und Machtvergrößerung für ihn werden zu wollen. Dahin gehörten unter andern zwei Begebenheiten, welche einen tiefen Eindruck im übrigen Europa zu machen nicht verfehlen konnten: die in der Mitte Februar 1803 entdeckte Verschwörung der Emigranten und das grausame Ende des Herzogs von Enghien. Die ausgewanderten Chouans hatten seit dem verunglückten Versuche mit der Höllenmaschine factisch nichts mehr unternommen, darum indessen Gesinnung und Absichten nicht verändert, sondern ihre Hoffnungen und Bestrebungen nur vertagt. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England (s. Nr. 104) regte sie zu neuen Unternehmungen an. Es spann sich denn, wohl nicht ohne Mitwissen des damaligen britischen Cabinets, zu London eine Verschwörung an, zu deren Vollführung der General Pichegru und Georges Cadoudal heimlich an der französischen Küste landeten, und eben so heimlich

(so schmeichelten sie sich wenigstens) sich nach Paris begaben. Ob Moreau, den die öffentliche Meinung als des Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte, Pichegru aus England dahin berufen, wie mehrere behaupten, mag dahin gestellt sein, so viel aber ist erwiesen, daß er mit beiden mehrere Unterredungen hatte. Räthselhaft wird es immer bleiben und als eine seltsame Verblendung erscheinen, wie drei Männer von so verschiedenem Charakter, Ansichten und Tendenzen sich von ihrem Zusammentreten (besonders ohne vorgängige Uebereinkunft, bevor die ersteren nach Frankreich zu kommen entschlossen) einen glücklichen Erfolg versprechen konnten. Ob Moreau Bonaparte nur verdrängen wollte, um auf eine oder die andere Weise in seine Rolle zu treten, ohne eigentlich die Restauration oder die Republik zu bezwecken, dürfte schwer zu bestimmen sein. Wie dem aber auch sei, das Complot war wahrscheinlich der Regierung schon längst bekannt und willkommen. Es scheint, daß die Verschwörer sich zuletzt dahin geeinigt hatten, nur erst gemeinschaftlich die bestehende Regierung zu stürzen und das Weitere einstweilen von den Umständen zu erwarten. So fielen sie, man darf wohl sagen, durch eigene Verblendung in Bonaparte's Hände. Georges Cadoudal wurde in der Nähe der Tuilerien, als Holzhacker verkleidet, ergriffen; Pichegru, von einem ehemaligen, von ihm mit Wohlthaten überhäuften Kammerdiener gegen ein schmähliches Blutgeld ausgeliefert, und Moreau, der ein solches Wagniß und mehr noch dessen Gelingen wohl für unmöglich gehalten hatte, mit furchtloser Kühnheit, auf Bonaparte's Befehl, bei hellem Tage unter den Augen des Volkes von Paris verhaftet. Diese Verhaftung machte großen Eindruck, doch blieb die öffentliche Ruhe ungestört. Sämmtliche als Verschworene Angeklagte, besonders aber die drei Genannten wurden fleißig verhört, ohne daß anfänglich etwas von den Aussagen bekannt wurde; als das neugierige Publicum plötzlich durch die Nachricht überrascht wurde, daß man Pichegru in seinem Gefängniß erdrosselt gefunden habe.

In diese Zeit der entdeckten und vereitelten Verschwörung fiel noch eine mehr oder minder damit in Verbindung stehende Katastrophe, die einen noch weit tiefern Eindruck auf das ganze übrige Europa machte, der Tod des Herzogs von Enghien. Bonaparte glaubte, nach wohl nicht ungegründeten Nachrichten vom Ab- und Zugehen englischer Unterhändler und verdächtiger Emigranten, dieser Prinz habe das letzte Complot geleitet. In Folge dessen wurde er in der Nacht vom 15. März auf badischem Gebiete, im Schlosse Ettenheim von einer Schwadron französischer Reiterei überfallen, gewaltsam nach Straßburg entführt und von da, ohne Rast und Ruhe, nach dem festen Schlosse Vincennes gebracht, wo er, nach kaum einigen Stunden ihm gegönnten Schlafes, vor eine Militär-Commission gestellt, ohne Vertheidiger, noch Frist zu einer ordnungsmäßigen Selbstvertheidigung, zum Tode verurtheilt und im Schloßgraben erschossen wurde. Diese That geschah noch in derselben Nacht und zwar einer so dunkeln Nacht, daß man

ihm eine Laterne auf der Brust befestigte, damit die Soldaten ihr Ziel nicht verfehlten, und der erlauchte Sprößling des berühmten Zweiges der Condé wurde augenblicklich, bekleidet wie er war, in ein schon am Abend zuvor gegrabenes Grab gesenkt. Viele haben den Herzog von aller Theilnahme an dem Complot frei erklärt, andere wenigstens darauf beharrt, daß sich unter seinen Papieren durchaus kein Beweis vorgefunden. Schwere Beschuldigungen sind besonders gegen Talleyrand, der dieses Opfer für nothwendig erklärt haben soll, wie gegen Murat, der die Expedition nach Vincennes militärisch leitete, erhoben worden. Es wird behauptet, daß noch in der Nacht ein Bericht nach Paris gegangen, dieser aber von Talleyrand dem ersten Consul bis zum Morgen, d. h. bis nach Vollstreckung des Urtheils, vorenthalten worden sei, und die Vertheidiger des Letztern wollen wissen, daß er von Zorn und Schmerz ergriffen gewesen wäre, als er erfahren, daß kein Beweis und Eingeständniß der Mitverschwörung erlangt worden sei und der Prinz gefordert habe, ihm zu einer Unterredung persönlich gegenüber gestellt zu werden.

Die Gewaltthat an dem Herzog von Enghien machte in ganz Europa den tiefsten Eindruck; zumal in Deutschland kann man diese Epoche als einen Wendepunkt in der Gesinnung betrachten. Napoleon's wärmste Anhänger fielen von ihm ab und von da an datirt sich die Verbreitung und das begierige Verschlingen von bittern Gegenschriften, die zum Theil zwar weder Wahrheit beabsichtigten noch enthielten, aber dennoch seinen Nimbus bei der Menge zerstörten. Anders war es in Frankreich, wo bei der Menge die Bourbonen und ihre Versuche zur Herstellung der unumschränkten Monarchie immer noch gehässig waren. So wurde es Bonaparte leicht, die Verschwörung zur Stufe zu machen, um vom Consulate auf den Kaiserthron zu steigen. Schon am 27. März 1804 schickte der Senat, als ihm das Complot mitgetheilt wurde, eine Deputation an den ersten Consul. Der Präsident François de Neufchateau sprach: „Bürger, erster Consul! Sie gründen eine neue Zeitrechnung, aber sie müssen solche verewigen: der Glanz ist nichts ohne Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß dieser große Gedanke Sie bereits beschäftigt habe, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und vergißt nichts. Allein verschieben Sie es nicht; Sie werden von der Zeit gedrängt, von den Ereignissen, von Verschworenen und Ehrgeizigen; Sie können die Ereignisse beherrschen, die Ehrgeizigen entwaffnen, ganz Frankreich beruhigen, indem sie ihm Institutionen geben, die Ihr Gebäude befestigen und für die Kinder fortdauern lassen, was Sie für die Väter thaten. Bürger, erster Consul! seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Bürger zu Ihnen spricht."

Bonaparte gab sich das Ansehen der Ueberraschung oder mindestens, als bedürfe er der Zeit zu reiflicher Ueberlegung. Vermuthlich wollte er den Eindruck beobachten, den der immer noch mit vorsichtiger Umschreibung ausgedrückte Vorschlag auf das französische Volk machen

würde. Erst am 25. April 1804 antwortete er dem Senat aus Saint-Cloud, wohin er sich zurückgezogen: „Ihre Mittheilung ist der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens gewesen. Sie haben die Erblichkeit des höchsten Amtes für nöthig erachtet, um das Volk gegen die Complote unserer Feinde und gegen die Unruhen, die aus dem Ehrgeiz von Nebenbuhlern entspringen, sicher zu stellen. Zugleich scheinen Ihnen mehrere unserer Institutionen der Vervollkommnung zu bedürfen. Ich fordere Sie also auf, mir Ihre Gedanken ganz zu offenbaren". Der Senat erwiederte hierauf am 3. Mai, kurz und bestimmt: „Der Senat glaubt, daß es für das französische Volk vom höchsten Interesse sei, die Regierung der Republik Napoleon Bonaparte, als erblichem Kaiser, anzuvertrauen."

Nach dieser gemeinschaftlich einstudirten Einleitung begann ohne Verzug im Tribunat die Erörterung des Vorschlags, der mit entgegenkommender Bereitwilligkeit von der Mehrheit aufgenommen wurde. Nur Carnot hatte den Muth, jetzt wie immer seiner Ueberzeugung getreu, gegen das vorgeschlagene Kaiserthum zu protestiren. Auch diese Opposition Carnot's wollten einige, besonders im Auslande, für eine Uebereinkunft nehmen, wodurch Bonaparte den Schein der Freiheit der Verhandlung habe retten wollen. Allein dem widerspricht nicht nur der Ton und Inhalt der Erklärung selbst, sondern auch die nie verletzte Consequenz der republikanischen Grundsätze Carnot's. Den 3. Mai faßte das Tribunat den Beschluß, daß Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen ernannt und die Kaiserwürde in seiner männlichen Nachkommenschaft in der Ordnung der Erstgeburt erblich sein sollte. Am 18. Mai erfolgten zwei Senatus-Consulte, das eine, die veränderte Verfassung enthaltend, das andere die Erhebung Bonaparte's zum erblichen Kaiser aussprechend. Das letztere wurde noch an demselben Tage dem Erwählten durch eine Deputation überbracht. Bonaparte antwortete, „daß er die ihm übertragene Würde annehme, weil der Senat es so dem Heil des Volkes für zuträglich halte; doch unterwerfe er die Erblichkeit der Bestätigung der Nation". Man zweifelte im Voraus nicht an dieser, d. h. daß sich eine große Zahl beifällig Stimmender finden und der Rest der Abgeneigten oder Gleichgültigen schweigen würde. Wirklich zeichneten sich über drei Millionen Zustimmender in die so lange wie möglich offen gehaltenen Protocolle ein. Diese Abstimmung, deren Resultat erst am Tage vor der Krönung überbracht wurde, hielt indessen keinen Schritt in der Ausführung der neuen Verhältnisse nur einen Augenblick auf. Der neue Kaiser wurde sofort nach seiner Annahme in Saint-Cloud proclamirt und am 20. Mai erschien eine desfallsige Bekanntmachung mit dem Eingange: Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Wahl des Volkes Kaiser der Franzosen ꝛc. Mittels der modificirten Verfassung wurde das neue Kaiserthum mit allem monarchischen Prunk umgeben. Es wurden Prinzen, Groß-Würdenträger, Marschälle, Kammerherren und Pagen creirt. Joseph und Ludwig Bonaparte wurden als Prinzen von

Geblüt anerkannt. Der bisherige zweite Consul Cambacérès wurde zum Reichs-Erzkanzler, Lebrun zum Erz-Schatzmeister ernannt.

Jetzt erst stellte man die Verschworenen öffentlich vor Gericht. Georges Cadoudal erregte wenig Theilnahme. Am 10. Juni wurde er mit 19 anderen Mitschuldigen zum Tode verurtheilt. Pichegru hatte sich seinen Richtern durch den Tod entzogen. Moreau, nebst vier Mitangeklagten, wurde zu zweijährigem Gefängniß verdammt. Der neue Kaiser verwandelte die ausgesprochene Gefangenschaft in ein Exil, das Moreau in Nordamerika zu verleben versprach. Die edle, immer mild und weise auf ihren Gemahl einwirkende Josephine soll vorzugsweise dieses, damals wenigstens erwünschte, Resultat bewirkt haben. An ihr weiches Herz hatte sich die geängstigte Gattin Moreau's und nicht vergebens gewendet. Am 24. Juni verließ der also Gerettete Paris und begab sich nach Spanien; doch segelte er erst im nächsten Jahre von Cadix ab.

Nachdem auch dieser gefährliche Nebenbuhler vom Schauplatze abgetreten war, sah sich Bonaparte am Ziele seiner Wünsche. Der Papst Pius VII. kam in eigner Person nach Paris, der neuen Dynastie die höchste Weihe zu geben. Am 2. December 1804, einem Sonntage, fand die so lange und vielfach vorbereitete Krönung Statt. Das Ceremoniel war fast ganz nach den alten Gebräuchen (d. h. der Krönung der französischen Könige) geregelt. Der Kaiser fuhr, in Begleitung seiner Garde und seines neuen Hofstaates, mit seiner Gemahlin, Josephine, in einem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen, über welchem eine Krone schwebte, nach der prachtvoll verzierten Metropolitankirche Notre-Dame, wo ihn der Papst, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe, so wie alle hohe Staats-Behörden erwarteten. An der Thüre mit mehrern Anreden empfangen, stieg er, mit dem kaiserlichen Mantel bekleidet, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, auf einen in der Tiefe der Kirche errichteten Thron. Von hier holten ihn der Groß-Almosenier, ein Cardinal und ein Bischof ab und führten ihn an den Fuß des Altars. Nachdem der Papst ihn drei Mal, auf das Haupt und beide Hände, gesalbt hatte, führte er ihn selbst feierlich zum Throne zurück, und nachdem der Gesalbte den durch die Constitution vorgeschriebenen Eid auf das Evangelium geschworen hatte, rief der Wappenherold mit starker Stimme: „Der ruhmvollste und allerdurchlauchtigste Kaiser der Franzosen ist gekrönt und auf den Thron erhoben. Es lebe der Kaiser!" Sogleich hallte die Kirche von demselben Rufe der sie füllenden Menge wieder, das Geschütz donnerte und der Papst stimmte das Te Deum an. Mehrere Tage lang folgte ein Fest dem andern. Die Verfassung erlitt (in Form eines organischen Senatus-Consults) solche Modificationen, daß sie kaum noch constitutionel-monarchisch zu nennen war, denn es blieb nur noch ein Schatten von Volks-Repräsentation durch Beibehaltung des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats (welches übrigens in 3 Sectionen getheilt war und nie in voller Versammlung verhandeln durfte). Oesterreich und Preußen wetteiferten fast, die neue Monarchie

in Frankreich anzuerkennen, doch nahm Franz II., der das baldige Erlöschen der römischen Kaiserwürde schon ahnte, ebenfalls für seine Erbstaaten den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich an (14. August 1804).

Dagegen legte der Graf von Lille (nachmaliger König Ludwig XVIII.), von Warschau aus, eine feierliche Protestation ein gegen Napoleon's Erhebung auf den französischen Thron, die er allen europäischen Höfen zustellen ließ; die meisten derselben nahmen keine Notiz davon. Nur vier Mächte verweigerten die Anerkennung: Schweden und die Pforte, welche freilich für jetzt kein bedeutendes Gewicht in die Waagschale legten, aber auch Rußland und England. Rußland hatte sich bereits, in einer am 7. Mai in Regensburg übergebenen Note, über die Verletzung des badischen Gebietes und über die an dem Herzog von Enghien verübte Gewaltthat sehr energisch ausgesprochen. England hatte, durch den wieder erneuerten Krieg, Bonaparte von jeder Rücksicht auf seine Zustimmung entbunden und in so fern seine Schritte zum Kaiserthron beschleunigt; aber man konnte in diesen Constellationen die Wahrscheinlichkeit erkennen, daß britischer Einfluß und Geld wohl bald wieder eine neue Coalition ins Leben rufen würden. Bonaparte, oder vielmehr von nun an Napoleon, schien dies Alles nicht zu beachten, er beeilte sich vielmehr, seine politischen Umgriffe fortzusetzen und die Vervollständigung seiner Macht mit List und Gewalt zu vollenden.

So wie das Directorium alle umliegende Staaten in Republiken zu verwandeln strebte, so wollte sie Napoleon jetzt wieder von der neufranzösischen Monarchie direct oder indirect abhängig machen. Natürlich war sein Augenmerk zunächst auf Italien gerichtet. Die Staats-Consulta der cisalpinischen Republik beschloß, sie in eine erbliche Monarchie zu verwandeln und die Krone derselben Napoleon anzubieten. Die Krönung wurde auf den 26. Mai 1805 festgesetzt, und Bonaparte begab sich nach Mailand, um die alte Krone der Longobarden mit der neuen französischen Kaiserkrone zu vereinigen. Hier war der Papst nicht gegenwärtig; der Kaiser setzte sich selbst die eiserne Krone auf's Haupt mit den stolzen Worten: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!“ Keine Anerkennung von irgend einer Macht wurde hinsichtlich dieses neugeschaffenen lombardischen Königreiches und seines nunmehrigen Monarchen verlangt. Am 5. Juni ernannte dieser seinen Stief- und Adoptiv-Sohn, Eugen Beauharnais, zum Vice-König von Italien. Nach einer Rundreise in Ober-Italien, wo Fürstenthümer von ihm mit gehässigem Nepotismus an die Seinigen, die sich um die betroffenen Länder kein Verdienst erworben hatten, (Piombino an seine Schwester Elisa, Lucca an deren Gemahl Bacciochi) verschenkt und bisher unabhängige Staaten (Genua, Parma, Piacenza und Guastalla), gezwungen wurden, um Incorporirung wie um eine Gunst zu bitten, kehrte der sieg- und machttrunkene Monarch auf kurze Zeit in seine Hauptstadt zurück und begab sich dann in das Lager von Boulogne.

---

104. Der Krieg der dritten Coalition, 1805.

(Nach J. Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und K. F. E. Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Schon ein Jahr nach dem Frieden von Amiens erneuerte sich der Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich, indem ersteres die Räumung Malta's verweigerte, wenn die Franzosen nicht gleichfalls Holland, Italien und die Schweiz aufgäben. In Folge dessen besetzte ein französisches Heer das Kurfürstenthum Hannover, und der König von England klagte beim Reichstage zu Regensburg über die Wegnahme seiner deutschen Erblande. Zugleich ließ Napoleon die Weser und Elbe sperren und verbot die Einfuhr der englischen Waaren und Colonial-Producte in Frankreich — der Anfang seines sogenannten Continental-Systems. Eine andere französische Armee lagerte bei Boulogne, jeden Augenblick bereit, sich einzuschiffen und den Versuch einer Landung in England zu unternehmen. Napoleon's Rüstungen zu diesem Zwecke waren ungeheuer (s. S. 711). Eben so waren die Anstalten Englands zur Abwehr; was in England waffenfähig war, stand unter den Waffen. Das schwache Ministerium Addington war vom Schauplatz abgetreten, und Pitt, einer der größten Staatsmänner, die England je gehabt, erfüllt von ungeheucheltem Haß gegen die Revolution und von Unversöhnlichkeit gegen Napoleon, lenkte wieder das Staatsruder. Er sah voraus, daß Spanien früher oder später gezwungen sein würde, sich mit Napoleon gegen England zu verbünden, daher beschleunigte er den Ausbruch der Feindseligkeiten. Vier spanische Fregatten mit reicher Ladung an edlen Metallen, aus Amerika nach Spanien segelnd, wurden von vier englischen Fregatten angegriffen, drei genommen, die vierte flog in die Luft. Dieser Angriff dehnte nun den Seekrieg auch auf Spanien aus. Je größer aber die Ausdehnung des Seekrieges, um so mehr mußte England daran gelegen sein, den Franzosen auch Feinde auf dem europäischen Festlande zu erwecken. Von den deutschen Reichsfürsten war für England nichts zu erwarten, wenn sich nicht die beiden deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen, oder wenigstens eine dieser beiden Mächte gegen Frankreich erklärten. Der König von Schweden, Gustav IV., seit der Ermordung des Herzogs v. Enghien Napoleon's Feind, schloß eine Uebereinkunft mit England, durch welche er sich verpflichtete, den Engländern den Hafen von Stralsund und die Insel Rügen zum Waffen- und Stapelplatz zu überlassen, wofür sich England hinwieder verpflichtete, 80,000 Pfund Sterling Subsidien an Schweden zu zahlen. Aber Schweden war zu schwach, um in einem Kriege mit Frankreich eine Hauptrolle zu spielen. Somit mußte England Alliirte unter den drei Großmächten Oesterreich, Preußen und Rußland suchen.

Der Kaiser von Rußland, Alexander I., war in gespannten Ver-

hältnissen mit Frankreich. Bei der Säcularisationsfrage in Deutschland waren Frankreich und Rußland Hand in Hand gegangen, aber Rußland bedauerte, daß Napoleon's Einfluß überwiegend geworden war. Die Ermordung des Herzogs von Enghien brachte den Kaiser von Rußland vollends auf. Es fand bereits ein bitterer Notenwechsel zwischen Frankreich und Rußland Statt. Daher war es natürlich, daß sich unter diesen Verhältnissen England und Rußland näherten. Beide Mächte verpflichteten sich, eine Coalition zu bilden, um Frankreich zu zwingen, den Frieden und das europäische Gleichgewicht herzustellen, den Norden von Deutschland, Holland, die Schweiz und ganz Italien sammt der Insel Elba zu räumen. Der König von Sardinien sollte seine Staaten zurückerhalten und so viel vergrößert werden, als es die Umstände erlaubten. Genua wurde hierzu bezeichnet. Oesterreich sollte wieder in den Besitz der Lombardei treten; Florenz sollte wieder dem Großherzog, Modena dem frühern Besitzer zufallen, Belgien mit Holland vereinigt, und die Rheinprovinz dem Könige von Preußen zufallen, vorausgesetzt, daß er der Coalition beiträte. Diese und ähnliche Projecte, welche erst 1815 zur Ausführung gelangten, sind schon damals, namentlich von Rußland, angeregt worden. Die nächste Aufgabe war nun, die beiden Großmächte, Oesterreich und Preußen, für die Coalition zu gewinnen.

Oesterreich war mehr als jede andere Macht bei den Angelegenheiten Deutschlands und Italiens interessirt. Der zunehmende Einfluß Napoleon's in Deutschland, die Ausdehnung der französischen Herrschaft in Italien konnte dieser Macht unmöglich gleichgültig sein. Die Gelegenheit schien günstig, die Lombardei, dieses alte, österreichische Erbland, wiederzugewinnen; es trat der Coalition bei (19. Aug. 1805).

Die Coalition sowohl als Napoleon suchte den König von Preußen für sich zu gewinnen. Napoleon trug ihm Hannover an, die Alliirten stellten ihm hinwieder vor, daß Napoleon die Absicht habe, die Kronen von Neapel und Spanien und Holland seinen Brüdern zu verleihen, wenn seinem Ehrgeize nicht begegnet würde. Aber der König Friedrich Wilhelm III. war fest entschlossen, neutral zu bleiben.

So wie dem Kaiser Alexander der Plan mißglückt war, Preußen in die Coalition zu ziehen, mißlang der Versuch Oesterreichs, Baiern zu gewinnen. Der Kurfürst hatte schon einen Präliminar-Bundesvertrag mit Frankreich geschlossen.

Der Kriegsplan der Alliirten war nach einem riesigen Maßstabe angelegt. Er erstreckte sich von der Ostsee bis Neapel. Außer den österreichischen Streitkräften, die angeblich mehr als 300,000 Mann betrugen, sollten zwei russische Heere aufgestellt werden, von denen das erste nach Süddeutschland vorrücken und sich mit einer inzwischen in Baiern eingerückten österreichischen Armee vereinigen, das andere zwar dem ersten folgen, aber nebenbei gegen Preußen den Zwang zum Beitritte üben sollte. Während sich so in Süddeutschland eine Macht von 180,000 Mann versammelte, sollte Oesterreich in Italien Streitkräfte

bis zu 142,000 Mann vereinigen und damit zunächst die Festungen an der Etsch und dem Mincio erobern. Eine dritte Armee in Vorarlberg und Tirol hatte die Verbindung zwischen der Donau und dem Po zu erhalten. Ein russisch-schwedisches Corps war bestimmt, in Pommern zu landen und die Franzosen aus Hannover zu vertreiben; ähnlich sollte im Süden eine Expedition von 25,000 Russen aus Corfu und 5000 Engländern aus Malta die Franzosen aus Neapel drängen. War die Armee in Oberitalien in Besitz der Minciolinie gelangt und hatten sich die Russen am Lech mit den Oesterreichern in Deutschland vereinigt, so sollte von diesen Heeresmassen die Schweiz besetzt und von da durch die Freigrafschaft Burgund ins Innere von Frankreich vorgedrungen werden. Die Hülfe Preußens, wenn sie erlangt ward, hätte am Rhein und gegen Holland operirt.

Aber der ganze Entwurf ist theils mit Absicht, theils wider Willen von den Urhebern selber so wesentlich umgestaltet worden, daß sich in den späteren Ereignissen kaum seine Grundzüge wiedererkennen lassen. Die Schweiz, durch welche der Angriff gegen Frankreich geführt werden sollte, beschloß man, noch vor Anfang des Krieges, als neutral anzusehen. Rußlands Hülfsheere standen zum guten Theil noch auf dem Papiere. Nur die erste russische Armee traf schon vor dem verabredeten Zeitpunkte, freilich ohne Reiterei und ohne einen Theil ihres Geschützes, am Inn ein; die zweite russische Armee, die einen leisen Zwang auf Preußen üben sollte, ist kaum zu den letzten Entscheidungskämpfen dieses Feldzuges zeitig genug eingetroffen. Auch Oesterreich konnte bei der herrschenden Geldnoth nicht leisten, was beabsichtigt war.

Waren nun die Mittel des Kampfes und ihre Organisation unzulänglich, so war es in noch höherem Grade die Anführung. Zwar hatten sich die Russen bereit erklärt, dem Erzherzoge Karl sich unterzuordnen, allein dieser genoß damals nicht die Gunst der einflußreichsten Personen in Wien, zumal er in besserer Würdigung der Verhältnisse zum Frieden rieth. Daher wurde er auf den Kriegsschauplatz nach Italien geschickt, der ihm selbst fremd war und wo die Hauptentscheidung des Feldzuges nicht geschehen sollte. Dagegen erhielt Mack, hauptsächlich weil er ein Schützling Englands war, den Oberbefehl in Deutschland, obgleich er seinen Ruf eines militärischen Talentes bisher höchstens in der Organisation, nicht aber in der Führung zahlreicher Streitkräfte bewährt hatte.

Napoleon hatte gehofft, der Krieg werde erst im nächsten Frühjahre beginnen; denn sein Gesandter in Wien berichtete, daß die Oesterreicher noch nicht gerüstet wären. Als er aber sah, daß die Russen sich nach Galizien in Bewegung setzten, und daß also der Ausbruch der Feindseligkeiten nahe sei, gab er alle Landungs-Ideen auf; die große Armee bei Boulogne wandte sich um und eilte dem Rheine zu. Die Kurfürsten von Baden und Württemberg schlossen mit Napoleon Allianzen und stellten Contingente zu seiner Armee.

Mack war bis Ulm vorgerückt; dort glaubte er, den Franzosen

bis zur Ankunft der Russen widerstehen zu können. Den Angriff Napoleon's erwartete er vom Schwarzwald; aber wie bitter wurde er enttäuscht, als Bernadotte mit dem Corps, welches in Hannover gewesen, plötzlich, die preußische Neutralität nicht achtend, durch Anspach und Baireuth marschirend, bei Würzburg die Baiern mit sich vereinigend, in seinem Rücken erschien! Mack hatte nunmehr zwei Auswege: er mußte sich entweder mit der ganzen Armee nach Böhmen durchschlagen, oder nach Tirol ziehen. Beides war möglich, bedurfte aber eines raschen Entschlusses und kräftiger Durchführung. Mack aber war ganz rathlos. Um nicht in das Verderben mit hineingerissen zu werden, schlugen der Erzherzog Ferdinand und Schwarzenberg sich mit 27 Escadronen glücklich nach Böhmen durch. Die ganze Armee wäre auf diesem Wege zu retten gewesen, wenn sich Mack zu der Höhe dieses Gedankens erhoben hätte; er war aber dergestalt verblendet, daß er glaubte, Napoleon weiche vor ihm zurück, und alle Anstalten zur Verfolgung Napoleon's traf, als dieser Ulm und die österreichische Armee bereits umstellt hatte. Auf Napoleon's Aufforderung zur Uebergabe erklärte Mack Anfangs, sich aufs äußerste vertheidigen zu wollen; bald aber sah er wohl die Unmöglichkeit ein, denn schon am folgenden Tage (17. October) wurde zwischen ihm und Berthier eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher Ulm am 25. October, wenn bis dahin kein Entsatz es befreite, übergeben werden und die Besatzung kriegsgefangen sein sollte. Doch auch dieser Termin wurde noch abgekürzt und nach drei Tagen von Mack eingewilligt, daß am folgenden Morgen die Stadt und der noch in 25,000 Mann bestehende Rest der Oesterreicher den Franzosen überliefert würde*).

Mit rastloser Eile drang nun Napoleon gegen die Kaiserstadt vor. Am 9. November war das Hauptquartier in Mölk und nach zwei Tagen stand der französische Vortrab vor Wien. Die hülf- und besatzungslose Hauptstadt übersandte die Schlüssel und am 13. November hielt Murat seinen Einzug, während Napoleon sein Haupt-Quartier in Schönbrunn aufschlug. Inzwischen war Mortier, während Murat schon vor Wien stand, am 11. November, zwar von den Russen unter Kutusow geschlagen worden; allein zu schwach, um der gesammten französischen Macht zu widerstehen, setzte dieser dennoch seinen Rückzug nach Mähren fort, um sich mit dem nachrückenden russischen Hauptheere zu vereinigen.

Sehr natürlich mußten die Niederlagen in Deutschland auf Italien zurückwirken. Dort war der eiserne Massena, unter Schlachten ergraut (ein Beweis, daß Napoleon überall den rechten Mann zu wählen wußte — er hatte sich besonders in der Schweiz bewährt), aufgestellt

---

*) Mack wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil durch den Kaiser auf Dienstentsetzung und zweijährige Festungsstrafe gemildert. Später ist er vollständig begnadigt und pensionirt worden.

und sollte durch einen Vertheidigungskrieg die Oesterreicher so lange beschäftigen, bis ihre Hülfe in Deutschland zu spät kam. Diese höchst schwierige Aufgabe lös'te er mit einer weit geringeren Macht vollkommen. Er eröffnete den Kampf seinerseits und ließ den Oesterreichern keinen Tag und fast keine Nacht Ruhe. Man hat seinen Uebergang über die Etsch, seinen Angriff auf die Verschanzungen bei Caldiero mißlungen genannt, weil er sich zurückzog und das blutige Gefecht bei Colognola, wie drei Tage später den abgeschlagenen Angriff auf den linken Flügel der Oesterreicher einen glänzenden Sieg des Erzherzogs Karl genannt; aber Massena's Zweck war negativ und er erreichte ihn. Der Erzherzog Karl konnte aus allen diesen vermeintlichen oder wirklichen Siegen keine weiteren Vortheile ziehen, als daß er in der Nacht des 1. November seinen Rückzug anzutreten vermochte, den die Ereignisse in Deutschland unerläßlich nothwendig machten.

Als Wien verloren war, zog sich das russisch-österreichische Heer auf dem linken Ufer der Donau nach Mähren zurück, erreichte am 19. November Olmütz und vereinigte sich zwischen dieser festen Stadt und Brünn mit der russischen Hauptmacht. Von beiden Seiten bereitete man sich zur entscheidenden Schlacht bei Austerlitz, die sich aber bis zum 2. December verzögerte, wahrscheinlich nicht ohne Absicht Napoleon's; denn außer den militärischen Vortheilen der Stellung seiner Armee wollte er auch noch den Tag seiner Krönung auf diese Weise benutzen und verewigen. Er kannte die magische Wirkung solcher Erinnerungen auf die Armee und überhaupt auf die großen Massen. Dieses Mal muß Napoleon seines Erfolges vorzugsweise gewiß gewesen sein; denn als er Abends von der Untersuchung der Stellungen seiner eng zusammengedrängten Armee ins Bivouac zurückkam, rief er aus: „Das ist der schönste Abend meines Lebens! Nur der Gedanke schmerzt mich tief, daß morgen viele dieser Braven nicht mehr sein werden!"

Das blutige Schauspiel begann mit dem grauenden Morgen des 2. December. 80,000 Franzosen fochten gegen 90—100,000 Russen und Oesterreicher. Stände der Tag von Austerlitz auch nicht so einzig in der Geschichte an sich selbst und in seinen unermeßlichen Folgen da, so wäre er schon dadurch merkwürdig, daß die drei mächtigsten Monarchen, die drei Kaiser des Continentes, in dem engen Raume einiger Q.-Meilen zusammen waren, denn Napoleon gegenüber befanden sich auch Franz und Alexander bei dem allirten Heere; ein Umstand, der nicht wenig das Resultat der Schlacht, den Frieden, beschleunigte.

Der linke Flügel der Russen wurde zuerst abgeschnitten; die kaiserlich-russische Garde, unter dem Großfürsten Constantin, rückte vor, um die Verbindung wieder herzustellen, wurde aber fast gänzlich vernichtet. Um das Unglück zu vollenden, nahm eine starke russische Heeresabtheilung ihren Rückzug über einen zugefrorenen Landsee; Napoleon ließ das Eis mit Kartätschen einschießen und viele Tausende ertranken. Dem Centrum widerfuhr gleiches Schicksal der Vernichtung und um 1 Uhr

Mittags war der entschiedenste Sieg erfochten, der je einen so wundervollen Feldzug wie diesen mit einem Schlage vollendet hat und den das erschreckte Europa zu glauben Mühe hatte. Am folgenden Tage belobte und beglückwünschte Napoleon seine Armee durch folgende lakonische, aber kräftig wirkende Proclamation: „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden; ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme bekränzt! Eine Armee von 100,000 Mann, von den Kaisern von Rußland und Oesterreich befehligt, ist in weniger als vier Tagen abgeschnitten oder zerstreut worden; was eurem Schwerte entging, ertrank in den Seen und Morästen. 40 Fahnen, die Standarten der kaiserlich-russischen Garde, 120 Kanonen, 20 Generale, und mehr als 30,000 Gefangene sind das Resultat dieses für ewige Zeiten denkwürdigen Tages. Diese, als die erste in Europa gepriesene Infanterie konnte eurem Stoße nicht widerstehen und von nun an habt ihr keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So ist also in zwei Monaten diese dritte Coalition besiegt und aufgelöſ't worden."

Schon am folgenden Tage, den 3. December, erschien der Fürst Liechtenstein im französischen Lager, um vorläufige Unterhandlungen anzuknüpfen und am folgenden Tage begab sich der Kaiser Franz selbst zu Napoleon, nach Saroschütz, zu einer persönlichen Zusammenkunft. In einer zweistündigen Unterredung kamen beide nicht nur über einen Waffenstillstand, sondern selbst über die vorläufigen Grundlagen des unverzüglich zu unterhandelnden und abzuschließenden Friedens überein. Die russischen Hülfstruppen sollten Mähren und Ungarn binnen zwei, Galizien binnen vier Wochen räumen, das Aufgebot in Ungarn und Böhmen sogleich entlassen werden und keine fremden Truppen das österreichische Gebiet betreten. Ohne dieser Uebereinkunft beizutreten, ging der Kaiser Alexander nach Petersburg zurück und sein Heer verließ die österreichischen Staaten.

In dem von Talleyrand einerseits, dem Grafen Stadion, Fürsten Johann von Liechtenstein und dem General Gioulay andererseits am 26. December zu Preßburg abgeschlossenen Frieden erkannte Oesterreich die Oberherrschaft Frankreichs über alle vor dem Kriege dem französischen Reiche einverleibten italienischen Staaten, so wie die Unabhängigkeit der Schweiz und der batavischen Republik an, trat Venedig, Dalmatien und Albanien an das Königreich Italien, Tirol und einen Theil seiner schwäbischen Besitzungen an Baiern, einen andern an Württemberg, einen dritten, nebst dem Breisgau, an Baden ab; dagegen wurden Salzburg und Berchtesgaden Oesterreich einverleibt. Die Kurfürsten von Baiern und Württemberg sollten fortan souverain sein, dennoch ferner (so hieß es) zum deutschen Staatenbunde gehören. Am 1. Januar 1806 wurden die beiderseitigen Ratificationen dieses Friedenstractates ausgewechselt und Napoleon kehrte nach Paris zurück, wo er vom Volke mit gerechter Bewunderung und nationellem Enthusiasmus, von den Staats-Behörden mit wetteifernden Schmeicheleien empfangen wurde.

Wer weiß, ob der Kampf nicht wäre fortgesetzt worden, hätten nicht inmittels zwei Gründe Napoleon bewogen, Oesterreich eine gefahrlose Ruhe zu gönnen? Der eine dieser Gründe lag in der Wendung, welche der Seekrieg genommen. In der ersten Hälfte des Jahres 1805 fing Napoleon nicht ohne Grund an, in dieser Hinsicht sehr günstige Erwartungen zu hegen. Nicht nur waren die für das zu Boulogne versammelt gewesene Heer von nahe an 200,000 Mann bestimmten 1700 Fahrzeuge, trotz der Wachsamkeit der Engländer, überall an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen, nicht nur alle Landungs- und Zerstörungsversuche der Engländer gegen die französische Küste und ihre Häfen gescheitert, sondern das mit Spanien geschlossene Schutz- und Trutzbündniß hatte auch die spanische nicht unbedeutende Marine zu Napoleon's Verfügung gestellt. Nelson, dem der Oberbefehl der vor Cadix vereinigten englischen Flotte übertragen worden war, wußte durch verstellten Rückzug die combinirte französisch-spanische Flotte aus dem sichern Hafen zu locken und zwang sie, am 21. Oct. bei dem Vorgebirge Trafalgar zu der denkwürdigen Schlacht, durch welche die Hoffnungen Frankreichs auf eine Selbständigkeit zur See, auf lange Zeit vernichtet wurden. Verloren gingen 19 Schiffe, viele fielen später den Engländern noch in die Hände und nur 10 Schiffe blieben Frankreich übrig. An Mannschaft sollen 15,000 Franzosen, dagegen nur 1800 Engländer geblieben und dienstunfähig geworden sein. Der französische Admiral Villeneuve, der spanische Vice-Admiral Alava, der Contre-Admiral Cisneros waren gefangen, Gravina todt. Doch am Ende traf den sieggekrönten Nelson dasselbe Schicksal: ein Scharfschütze auf der Santa Trinidad, der vom Mastkorbe aus ihn an seinem Orden erkannte, traf ihn unter dem Stern, mitten ins Herz — ein Verlust für Englands Marine, der wohl dem Verluste einer Schlacht gleich zu achten war. Die Tage von Ulm und Trafalgar bildeten merkwürdige Contraste; diese führten dahin, den Plan, England durch directen Angriff in seine natürlichen Schranken zurückzuweisen, vorläufig aufzugeben und diesen Zweck durch Unterjochung des Festlandes zu erreichen.

Der zweite Umstand, der Napoleon den Frieden mit Oesterreich beeilen ließ, war das mit Preußen entstandene zweideutige Verhältniß. Zwar schien diese Macht beim Beginnen dieser dritten Coalition nicht nur in ihrer Neutralität, sondern selbst in Freundschaft gegen Frankreich verharren zu wollen; sie lehnte jeden Antrag, sich an Oesterreich und Rußland anzuschließen, ab. Diese für Napoleon so günstige Stimmung im preußischen Cabinet war inzwischen, nach der Verletzung der Neutralität des preußischen Gebiets in Franken, in desto größere Erbitterung übergegangen und hatte der bis jetzt schweigenden, aber schon vorhandenen anti-französischen Partei in Berlin das Uebergewicht verschafft. Als das preußische Cabinet noch zwischen Krieg und Frieden schwankte, traf Alexander I. selbst, und kurz darauf auch der Erzherzog Anton, in Berlin ein und gab durch seine Persönlichkeit den Ausschlag. Am Grabe Friedrich's des Großen, wohin Alexander I. mit dem Könige

und der liebenswürdigen Königin Louise wallfahrtete, reichten sich die beiden Monarchen zum Freundschaftsbunde die Hand und Preußen trat dem Bunde gegen Frankreich förmlich bei. Die preußischen Truppen setzten sich nun eilig in Marsch an den Main und der 15. December war zur Eröffnung des Feldzuges bestimmt, als die Schlacht von Austerlitz und der gleich darauf mit Oesterreich abgeschlossene Waffenstillstand die Ausführung dieses Beschlusses für den Augenblick vereitelte und Preußen durch seine offenbarte Gesinnung in die gefährlichste Lage versetzte. Napoleon ließ Preußen nur die Wahl zwischen unverzüglicher und unbedingter Annahme seiner Bedingungen oder Krieg. Diese Bedingungen waren: ein Bündniß mit Frankreich; Abtretung Anspachs an Baiern, wogegen dieses verschiedene Landstriche zur Abrundung Baireuths an Preußen geben sollte; Abtretung von Cleve und Neufchatel an Frankreich zu beliebiger Verfügung; für alles dieses sollte Preußen die sämmtlichen deutschen Staaten des Königs von England erhalten. Es drängt sich auf, daß in der erzwungenen Annahme Hannovers aus Frankreichs Hand, ohne Zustimmung Englands, eine ausgesuchte Rache Napoleon's lag, da, wie gelegen auch diese Länder für Preußen zur Abrundung waren, der Vortheil doch reichlich durch den unvermeidlichen Bruch mit England aufgewogen wurde.

Eine noch härtere Rache traf Neapel. Der König hatte sich ausdrücklich vor dem Kriege Neutralität von Napoleon erbeten, und sie erhalten. Dennoch ließ sich der leidenschaftliche Monarch von seiner Gemahlin, Marie Caroline von Oesterreich (s. S. 676), überreden, nicht nur einer russisch-englischen Armee von 34,000 Mann die Landung zu gestatten, sondern auch eigne, neapolitanische Truppen zu ihnen stoßen zu lassen. Vergebens war daher bei den Unterhandlungen der wiederholte Versuch Oesterreichs, Neapel in den Preßburger Frieden mit einzuschließen. Napoleon erklärte am 27. December noch aus Schönbrunn durch eine Proclamation: „daß die jetzige Dynastie von Neapel, welche dreimal Verzeihung erhalten, aufgehört habe, zu regieren.“ Ein französisches Heer, unter Massena, setzte sich sogleich in Bewegung, um diesen Beschluß zu vollziehen und den von Napoleon neucreirten König von Neapel nach Sicilien zu bringen; wenige Tage nachher schiffte sich auch die Königin dahin ein und am 24. Februar hielt Joseph Bonaparte in der Hauptstadt seinen feierlichen Einzug.

Nachdem das Königreich Italien durch den Preßburger Frieden um 712 Q.-Meilen und beinahe 2 Millionen Einwohner vergrößert worden war und Oesterreich auf allen Einfluß auf die transalpinischen Länder verzichtet hatte, schaltete Napoleon nach Willkür über die ganze Halbinsel. In Folge dessen wurden die beiden Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo zu Lehen des französischen Reiches erhoben und mit dem ersteren der Fürst Talleyrand, mit dem zweiten der Marschall Bernadotte belehnt. Er schuf die Herzogthümer Dalmatien, Istrien, Friaul, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua, Rovigo und machte auch sie zu Reichslehen, womit er seine Marschälle und

Minister belohnte. Einige konnte man wohl nur Titular-Herzöge nennen; andere aber, wie der Marschall Berthier, der Fürst Borghese, dessen Verdienst darin allein bestand, daß er Napoleon's Schwester zur Gemahlin hatte, erhielten, der erstere das Fürstenthum Neufchatel, der zweite das Fürstenthum Guastalla. Murat wurde Großherzog von Cleve und Berg. Am meisten trat das Bestreben als Nepotismus hervor, seine Brüder zu Königen zu erheben, ohne daß sie alle gleiche Fähigkeiten mit ihm theilten. So wurde die batavische Republik in ein Königreich verwandelt und seinem Bruder Ludwig zugetheilt, der wohl, seiner einfachen Sinnesart nach, nicht nach einer Krone gestrebt, doch nicht die Festigkeit in Grundsätzen, wie Lucian, bewies, um sie mit Beharrlichkeit auszuschlagen. Späterhin erwarb er sich jedoch das Verdienst, zu entsagen, als er nur nach den Vorschriften Napoleon's und nicht im Interesse seines Landes, wie er redlich wollte, regieren sollte.

Bald bestand keine der von dem Convent und dem Directorium geschaffenen Republiken mehr; ja, alle republikanischen Einrichtungen verschwanden täglich mehr und mehr, und das Streben, selbst das Andenken an die Revolution zu vernichten, trat immer sichtlicher hervor. So wurde am 1. Januar 1806 der republikanische Kalender, nach einer 14jährigen Dauer, abgeschafft und der Gregorianische wieder eingeführt.

Rastlos bestrebt, Frankreich mit verbündeten Staaten zu umgeben, die zwar dem Namen nach unabhängig, doch in der That nur seinem Willen gehorchten, führte Napoleon noch die Auflösung des deutschen Reichskörpers herbei. Am 12. Juli 1806 traten, nach vorgängigen geheimen Unterhandlungen mit Napoleon, auf dessen Wunsch und Einfluß, vier Kurfürsten und 12 Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands zu dem nachher sogenannten Rheinbunde zusammen, zu dessen Protector sich Napoleon erklärte. Die Mitglieder des Rheinbundes vertauschten diejenigen ihrer Titel, welche sich auf ihr Verhältniß zum Reiche bezogen, mit neuen. Der Kurerzkanzler wurde Fürst-Primas, Baden, Berg und Darmstadt nahmen den Titel Großherzöge an, Nassau erhielt den Titel eines Herzogs. Die übrigen, die ehemals unmittelbaren Mitglieder des Reiches im südlichen Deutschland, wurden unter dem Namen der Mediatisirten der Souverainetät der verbündeten Fürsten unterworfen. Der Rheinbund erhielt seinen Mittelpunkt in einer Bundesversammlung zu Frankfurt, die unter dem Vorsitze des Fürsten-Primas die gemeinschaftlichen Angelegenheiten entscheiden sollte; sie war in zwei Collegien, in das der Könige und in das der Fürsten, getheilt. Alle übrigen Bestimmungen des Bundesvertrages waren darauf berechnet, den Bund in völlige Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Die verbündeten Fürsten mußten sich verpflichten, an jedem Kriege dieser Macht mit einem bestimmten Contingent Theil zu nehmen. Die Truppenzahl des gesammten Bundes wurde auf 63,000 Mann festgesetzt, und die Städte Augsburg und Lindau

wurden zu Waffenplätzen bestimmt. Die officielle Anzeige von der Abschließung des Rheinbundes, welche am 1. August 1806 dem Reichstage gemacht wurde, hatte die Auflösung des deutschen Reiches zur Folge. Franz II. legte die Kaiserkrone nieder, der Reichstag ging von selbst auseinander und das h. römische Reich deutscher Nation hatte ein Ende.

---

105. Der Krieg der vierten Coalition, 1806—1807.

(Nach K. F. E. Ludwig, Geschichte der letzten fünfzig Jahre, und W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Das preußische Cabinet wußte wohl, daß England zu einer Cession Hannovers seine Zustimmung nicht geben würde, und daß ein Krieg mit demselben seiner Schifffahrt und seinem Handel verderblich sein müsse. Es ließ daher durch den Grafen Haugwitz in Paris vorschlagen: „daß der Austausch von Anspach, Cleve und Neufchatel gegen Hannover erst dann als definitiv betrachtet werden solle, wenn Napoleon die förmliche Abtretung des letztern im Frieden bewirkt haben werde." Mittlerweile aber ward, in der Hoffnung der Genehmigung der Vorschläge, Hannover, trotz der Protestation des dasigen Ministeriums, in vorläufigen militärischen Besitz und Verwaltung genommen. Napoleon verwarf diese Vorschläge und verlangte, daß den englischen Schiffen die Mündungen aller Flüsse der Nordsee gesperrt werden müßten. Preußen erklärte nun wirklich die Häfen und Flüsse der Nordsee für gesperrt und nahm Hannover, als ein von Napoleon ihm cedirtes Land in definitiven Besitz, ja führte sogar eine neue Organisation nach preußischer Form unverzüglich ein. Sogleich wurden in England alle preußischen Schiffe mit Beschlag belegt, und die Mündungen der Ems, Weser und Elbe, so wie die Ostseehäfen in Blokadestand versetzt. Zugleich erklärte England, daß es unter keiner Bedingung je in die Abtretung Hannovers willigen werde. Bald erfuhr Preußen von London aus, daß Napoleon in Friedens-Unterhandlungen mit England erklärt hatte, daß die Rückgabe seiner deutschen Staaten dem Frieden kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen sollte. Dieses, bei der feierlich geschehenen Abtretung an Preußen, als Treulosigkeit erscheinende Verfahren Napoleon's entschied den König für den Krieg, für welchen bereits die Königin, das Heer und zum Theil auch die Stimme des Volkes, sich entschieden hatte. Die vierte Coalition kam zu Stande. England trat wieder in das alte Verhältniß mit Preußen, eben so Schweden, und die Flußsperre wurde gegenseitig aufgehoben. Rußland aber, dessen Truppen schon an Polens Grenzen

standen, schloß ein Offensiv-Bündniß ab und versprach Preußen den wirksamsten Beistand. Nun wurden die Rüstungen zum Kriege auch von Frankreich eilig betrieben. Französische Truppen brachen nebst den Garden nach dem Rhein auf und die Fürsten des Rheinbundes wurden aufgefordert, ihr Contingent marsch- und schlagfertig zu halten. In drei Abtheilungen zog die französische Armee gegen Preußen heran: das Centrum, unter Soult und Ney, von Bamberg aus über Hof; der linke Flügel, unter Lannes und Augereau, über Schweinfurt und Coburg nach Saalfeld; der rechte Flügel, unter Murat, Bernadotte und Davoust, zog über Bamberg, Kronach und Auma nach Gera; hierbei befand sich Napoleon mit den Garden selbst. Das preußische Heer wurde durch dieses unerwartete Manöver umgangen. Am 10. October wurde der Vortrab des Fürsten von Hohenlohe, unter dem Befehle des Prinzen Ludwig Ferdinand, von Lannes und Augereau bei Saalfeld geschlagen und dieser tapfere, aber in dem vorliegenden Falle gegen die Feldherrnklugheit kampflustige Prinz fand, getrennt von den fliehenden Seinigen, in einem Hohlwege von der Hand eines französischen Wachtmeisters, nachdem ihm sein Pferd erschossen war, den Tod, da er sich nicht gefangen geben wollte.

Der Eindruck, den dieses Ereigniß auf beide Heere machte, läßt sich denken; dieses Treffen machte Napoleon zum Herrn von Sachsen und vom rechten Saal-Ufer und eröffnete den Weg nach Leipzig und Berlin, zumal da die zweite Linie der französischen Armee sich schon längs der Elster ausdehnte. Bald besetzte Davoust Naumburg, wo er große Vorräthe an Kriegsbedarf und Lebensmitteln erbeutete, so wie die Defilees und die Brücke von Kösen, auf der Landstraße von Naumburg nach Auerstädt.

Dem Gefechte bei Saalfeld folgten am 14. October zwei Schlachten, die eine bei Auerstädt, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig gegen Davoust, die andere bei Jena, unter Hohenlohe und späterhin Rüchel, in Gegenwart des Königs, gegen Napoleon selbst, beide gleich unglücklich für Preußen. Es mag sein, daß Meinungs-Verschiedenheit der Generale im Kriegsrathe des Königs nachtheilig auf den erforderlichen Einklang der Bewegungen und die pünktliche Ausführung höherer Befehle wirkte; aber selbst die geschickteste Taktik und und die höchste Hingebung der Truppen konnte dem übermächtigen, von dem größten Feldherrn der Zeit angeführten Feinde den Sieg nicht entreißen, der strategisch bereits vor der Schlacht entschieden war. Daran reihte sich noch das außer aller Berechnung liegende Unglück, daß der Herzog von Braunschweig im ersten Beginnen der Schlacht, als er von einer Anhöhe aus mit dem Fernglas den heranrückenden Feind beobachten wollte, von einer Kugel gefährlich getroffen und an beiden Augen geblendet wurde, so daß der gleichfalls verwundete, auch bereits bejahrte Feldmarschall von Möllendorf, uneingeweiht in die speciellen Dispositionen des Herzogs, das Commando übernehmen mußte.

Beide Schlachten zusammen hatten den Preußen 40,000 Mann

an Gefangenen, 6000 Sachsen mit einbegriffen, und gegen 10,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, während die Franzosen ihren Verlust nur auf 1100 Todte und 3000 Verwundete angaben; viel größer aber war der Verlust und die Zerrüttung der Armee nach der Schlacht, da sie, von der Hauptstadt abgeschnitten, ohne Plan eines geregelten Rückzuges und zum Theil ohne ihre bisherigen Anführer, endlich ohne Subsistenz-Mittel sich nach den verschiedensten Richtungen zersplitterte, durch den verfolgenden Feind noch immer mehr getrennt und vereinzelt.

Schon auf dem Marsche nach Gera hatte Napoleon einen Aufruf an die Sachsen erlassen, worin er sie ermahnte, nicht für fremde Rechnung gegen ihr eignes wahres Interesse zu kämpfen. Am Tage nach der Schlacht setzte er alle gefangenen Sachsen gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, in Freiheit, und lud den Kurfürsten ein, ruhig in seiner Residenz zu bleiben und eines vortheilhaften Friedens gewiß zu sein. Kursachsen und die sächsischen Herzogthümer verdankten die große Milde zum Theile der wohlberechneten Politik, einen nicht unbedeutenden Verbündeten von Preußen schnell zu trennen und Freunde statt Feinde im Rücken zu lassen. Sie beeilten sich, ihren Beitritt zum Rheinbunde zu unterhandeln.

Mit reißender Schnelligkeit verfolgte inzwischen die französische Armee den begonnenen Siegeslauf. Davoust und Lannes drangen geraden Weges gegen Berlin vor. Napoleon hielt am 27. October seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und erfüllte so die prophetischen Worte, die er in Gera zu den vor seinem Hause aufgestellten Truppen gesprochen hatte, als er zu Pferde stieg, um nach Jena zur Schlacht zu gehen: „Soldaten! in vierzehn Tagen werden wir in Berlin sein!" Der König hatte unterdessen, mit 12,000 Mann, unter General Kalkreuth, die Oder erreicht; nicht so glücklich waren aber die anderen Abtheilungen, die großentheils auf dem Marsche durch Mangel und Strapazen aufgerieben oder von den verfolgenden Feinden niedergemacht, zerstreut oder gefangen wurden.

Was aber die Welt am meisten in Erstaunen setzte und den König tief schmerzen mußte, war die selbst Napoleon unerwartete schnelle Uebergabe aller Festungen ohne Gegenwehr, fast so wie die Franzosen nur davor erschienen. Man konnte sich nicht wundern, daß man über Verrath schrie, und die später von dem König bekannt gemachten strengen Verfügungen und Verurtheilungen aller derer, die sich desselben schuldig gemacht hatten, nicht unverdiente Härte nennen. Schon am 26. Oct. fiel Spandau, und am 29. Stettin, am 31. übergab der General von Ingersleben Küstrin und am 8. Nov. der General Kleist sogar Magdeburg, eine der durch Natur und Kunst stärksten Festungen von Europa, die mit allem Nöthigen versehen gewesen sein soll, zur großen Unzufriedenheit der 20,000 Mann starken Garnison, an den Marschall Ney, der zu einer regelmäßigen Belagerung vorläufig weder stark genug, noch selbst mit dem erforderlichen Geschütz und Material versehen war.

Die eroberten preußischen Provinzen wurden nun ungesäumt in vier Departements eingetheilt, der obersten Verwaltung des General-Intendanten Daru untergeordnet, ihnen eine Kriegs-Contribution von 150 Millionen Franken auferlegt und mit der größten Strenge beigetrieben.

Der greise, bei Auerstädt schwer verwundete Herzog von Braunschweig wurde auf Umwegen nach seiner Residenz gebracht. Von hier aus empfahl er sein Land der Menschlichkeit des Siegers. Aber die Antwort zeigte durch ihre Härte, selbst in Form und Ton, die gereizte Empfindlichkeit Napoleon's. Der Herzog, der nicht Kriegsgefangener sein wollte, bestand nun auf augenblicklicher Entfernung, trotz seiner Schmerzen. Man brachte ihn nach Ottensen bei Altona, wo er, auf neutralem dänischen Gebiete, zuerst eine sichere Zufluchtsstätte fand. Sein gefährlicher Zustand zeigte sich, in Folge des erschütternden Transports, bald als hoffnungslos. Es war eine Auflösung des Gehirns eingetreten und am 10. Nov. entfloh der sterblichen Hülle der Geist, der, so lange das Glück ihn begleitete, die Bewunderung seiner Zeitgenossen gewesen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Hannover von der preußischen Regierungs-Commission verlassen und nebst Braunschweig unverzüglich von den Franzosen besetzt wurde. Aber auch den Herzogthümern Mecklenburg und Oldenburg und selbst den drei sogenannten freien Städten, Bremen, Hamburg und Lübeck, widerfuhr dasselbe Schicksal. Ursache und Vorwand hierzu gab die Handelsverbindung mit England. Napoleon hatte nämlich seit der Schlacht von Trafalgar den Gedanken, England indirect durch Vernichtung seines Handels zu bekriegen und dies durch die Unterjochung des Continents zu bewirken, immer mehr ausgebildet und jetzt schien ihm der Moment gekommen zu sein, wo er, durch die Besetzung der ganzen deutschen Nordküste, die Realisirung desselben beginnen könne. Durch das berüchtigte Berliner Decret (vom 21. Nov. 1806) wurde „aller Verkehr mit den britischen Inseln verboten; alle englischen Unterthanen in jedem von französischen Truppen besetzten Lande für kriegsgefangen und jedes britische Eigenthum für verfallen erklärt".

Rastlos strömten die französischen Heerhaufen der Weichsel zu und Napoleon traf am 27. Nov. in Posen ein, wo ihn eine polnische Deputation als Wiederhersteller der polnischen Selbständigkeit begrüßte. Der Kaiser antwortete: „Zeigen Sie sich Ihrer Vorfahren würdig! Sie waren die Gebieter des Hauses Brandenburg, Sie waren Meister von Moskau, Sie befreiten die ganze Christenheit vom Joche der Türken. In Warschau werde ich Ihre Unabhängigkeit öffentlich verkündigen."

Eine russische Armee unter Bennigsen stand an der Weichsel, von Warschau bis Plock, und von hier bis gegen Danzig waren 25,000 Preußen unter L'Estocq aufgestellt. Mit vollem Nachdrucke vermochte Rußland den Krieg nicht zu führen, da es zugleich, nicht ohne französischen Einfluß, in einen Krieg mit der Pforte verwickelt

wurde, wegen der Entsetzung der russisch gesinnten Hospodaren der Moldau und Walachei. Daher mußte es durch Absendung eines Heeres nach der Moldau seine Kräfte zersplittern und Bennigsen sich vor Davoust, Lannes, Augereau und Ney über die Weichsel nach dem Bug und der Narew zurückziehen. Am 26. December 1806 erschien Lannes vor Pultusk, Augereau vor Golymin. An beiden Punkten wurde mit großer Erbitterung und vielem Verluste, aber mit so wenig Entscheidung gekämpft, daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. An demselben Tage verdrängte Ney nach hartnäckigem Gefechte die von L'Estocq befehligten Preußen aus Soldau. Das abscheuliche Wetter und die grundlosen Wege, Mangel an Obdach und Nahrung, Erschöpfung und Krankheiten machten für die beiderseitigen Heere an der mittlern Weichsel eine Waffenruhe nöthig, nur der linke Flügel der großen französischen Armee, unter Bernadotte und Ney, theilte diese Ruhe nicht, sondern bewegte sich von der untern Weichsel gegen Königsberg hin.

Inzwischen wurde der Festungskrieg rastlos fortgesetzt: in Schlesien ergaben sich Glogau, Breslau, Brieg; im Norden leisteten Graudenz, Danzig und Colberg einen hartnäckigen Widerstand. Letztere war vertheidigt vom Obersten Gneisenau, im Verein mit den Freischaaren des Lieutenant Schill und mit dem ihm zur Seite stehenden „Bürger-Adjutanten“ Nettelbeck, der, obgleich ein 70jähriger Greis, als früherer Seemann die Verbindung mit der Rhede unterhielt und bei Sturm die hülfebringenden Schiffe in den Hafen führte, zugleich aber eine fast beispiellose Eintracht zwischen der Bürgerschaft und der Garnison zu vermitteln wußte.

Während Napoleon sich noch in Warschau befand, Bernadotte und Ney aber mit mehr als 40,000 Mann von der Niederweichsel aus ihre Cantonnirungen gegen Königsberg hin ausdehnten, Victor Danzig und Royer Graudenz blokirte, beabsichtigte Bennigsen, die Franzosen nach der Niederweichsel zurückzudrängen, Danzig und Graudenz zu entsetzen und die Verbindung mit Colberg zu eröffnen. Mit ihm waren die Preußen unter L'Estocq. Bernadotte bestand am 25. Januar einen heißen Kampf bei Morungen; von der Uebermacht gedrängt, wich er gegen Thorn zurück; die Verbündeten gelangten bis in die Nähe von Graudenz und breiteten sich gegen Thorn aus. Napoleon hatte jedoch des Feindes Plan schon durchschaut und Aufbruch aus dem Winterlager um Warschau befohlen; nur das 5. Armee-Corps unter Lannes blieb am Bug zum Schutze von Warschau zurück, die übrigen zogen am rechten Weichselufer nordwärts. Das Schwergewicht des Krieges senkte sich nun auf Ostpreußen. Napoleon selbst verließ Warschau am 29. Januar; zu seiner Stellvertretung im Oberbefehl an der mittleren Weichsel gebot er Massena, schleunigst aus Italien herbeizukommen. Die ganze französische Armee drang unter blutigen Gefechten bis nach Preußisch-Eylau, nahe bei Königsberg, vor. Hier kam es zu einer der mörderischsten und durch Jahreszeit, Witterung und Terrain schreck-

lichsten Schlachten. Schon am Nachmittage des 7. Februar wurde blutig um den Besitz der von den Russen besetzten Anhöhen vor Eylau gekämpft und diese davon, so wie auch, nach hartnäckigem Widerstande, aus dem Städtchen Eylau selbst verdrängt. So standen nun die ganze Nacht hindurch, kaum über tausend Schritte von einander, die beiden feindlichen Heere, jedes nahe an 100,000 Mann stark, einander gegenüber, des furchtbaren Kampfes gewärtig, der so vielen Tausenden das Leben kosten und doch noch kein Endresultat des Krieges herbeiführen sollte. Mit grauendem Morgen begann die Schlacht, in welcher 800 Kanonen gegen einander Tod und Verderben schleuderten. Endlich wich der russische linke Flügel und schon war die Schlacht entschieden, als General L'Estocq mit 5600 Preußen, dem kleinen, aber tapfern Reste der Armee, die Franzosen in der rechten Flanke angriff und den Russen Muth und Gelegenheit gab, wieder vorzurücken und das Treffen zu erneuern. So dauerte der Kampf bis Abends 9 Uhr mit fast unentschiedenem Erfolge fort, bis endlich, um Mitternacht, physische Unmöglichkeit und beiderseitige Erschöpfung dem Morden ein spätes Ende machte. Jede Partei rühmte sich des Sieges; ein Te Deum wurde in Paris so gut wie in Petersburg gesungen; mit Wahrheit konnte von jeder gesagt werden, daß sie auf der Wahlstatt unbesiegt geblieben sei, daß sie aber nach der Schlacht sich nicht als Siegerin geltend machte. Der Menschenverlust war auf beiden Seiten groß, die Anzahl der Verwundeten belief sich hier wie dort auf 18—20,000 Mann; der Anblick des Schlachtfeldes war gräßlich. Das Winterwetter und der Mangel an körperlicher Pflege, die Menge von Kranken, die Erschöpftheit der Gesunden, Alles zusammen, wies abermals beide Theile an, die Fortsetzung des Krieges zu verschieben. Napoleon blieb neun Tage in seiner Stellung; ließ aber dann die Armee bis zur Passarge zurückgehen. Es vergingen vier Monate bis zum Wiederaufbruch der beiderseitigen Haupt-Armeen. Napoleon war zur Erkenntniß gekommen, daß die ihm übrigen Streitkräfte nicht hinreichten, den Krieg mit entscheidenden Schlägen zu beenden; es bedurfte der Ergänzung und Verstärkung des Heeres; er war mit dem russischen Kriege erst wie im Anfange. Jetzt schien es ihm von Werth, den König von Preußen von Rußland zu trennen; er sandte Bertrand mit Friedens-Vorschlägen nach Memel, wohin die königliche Familie sich begeben hatte; jedoch hatte der König einen Vertrag mit England geschlossen und sein persönliches Verhältniß zu Kaiser Alexander stand einer Lossagung von diesem entgegen. Die Sache zerschlug sich. Doch wurden damals 30 Generale gegen einander ausgewechselt; Blücher, der auf sein Ehrenwort, nicht gegen Frankreich kämpfen zu wollen, in Hamburg lebte, gegen Victor, den Schill aufgefangen hatte. Die Franzosen benutzten diese Zwischenzeit zur ernstlichsten Betreibung der Belagerung der Festungen, welche noch in ihrem Rücken lagen. Danzig war davon durch seine Größe, seine 18,000 Mann starke Garnison, die noch von der Seeseite her Verstärkung erhalten konnte, durch seine Einwohnerzahl und Wohlhaben-

heit ohne Zweifel die wichtigste. Es wurde ein bedeutendes Belagerungs-Corps gebildet und dessen Oberbefehl dem Marschall Lefebvre übertragen. Am 2. April begann das Bombardement. Der greise, aber noch lebenskräftige Commandant, Graf Kalkreuth, that alles, was Ehre, Pflicht und Muth zu leisten vermag; als es aber den Belagerern gelang, den Holm zu erobern und die Verbindung der Stadt mit demselben dadurch zu unterbrechen, als es endlich sogar an Munition und Kriegsbedarf fehlte — da blieb ihm nichts weiter übrig, als eine ehrenvolle Capitulation abzuschließen (24. Mai). Die Besatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich und seine Verbündeten zu dienen. Gleich eifrig wurden Graudenz und Colberg belagert oder mindestens von jeder Communication und Entsatz abgeschnitten, hielten sich aber bis zum Tilsiter Frieden. Eben so behaupteten sich in Schlesien Kosel und Glatz so lange, daß der Tilsiter Friede ihrer Uebergabe zuvorkam, nur Neiße schloß, nachdem ein Versuch des Entsatzes mißlungen, und sowohl an Mannschaften als an Lebensmitteln Mangel war, eine Capitulation mit Vandamme ab.

Die Haupt-Armee der Verbündeten war auf 130,000, die französische Armee auf 160,000 Mann verstärkt worden. Bennigsen scheint nicht gewußt zu haben, daß er mit einer auch an Zahl überlegenen Macht zu thun haben würde. Als die Russen sich am Morgen des 14. Juni vorwärts **Friedland** aufstellten, rief Napoleon: „Es ist ein glücklicher Tag, der Jahrestag von Marengo!“ Der größte Theil des Tages verging über Gefechten, die nur Vorbereitungen zur Schlacht waren; erst um 5 Uhr Abends gab heftiger Geschützdonner die Losung zum Anrücken der gesammten französischen Armee. Ney's Angriff auf den russischen linken Flügel, unter Bagration, war unwiderstehlich, und durch die Eroberung der Stadt Friedland und die Besetzung der hinter ihr gelegenen Allebrücke schnitt er den Russen die Möglichkeit ab, diese Schlacht abzubrechen und die Kräfte zu einem nochmaligen Kampfe zusammenzuhalten. Die Schlacht endete mit fast gänzlicher Auflösung der russischen Armee: ihr Verlust an Todten und Verwundeten war ungleich bedeutender als bei den Franzosen; dort gegen 20,000 Mann, hier mehr als 5500 Mann.

Die Russen zogen sich nach ihren Grenzen zurück und die Franzosen drangen rasch gegen den Niemen vor. Am 15. Juni traf Napoleon in Tilsit, dem bisherigen russisch-kaiserlichen Hauptquartier, ein. Schon am 18. hatte Bennigsen an den Großherzog von Berg, welcher die Vorposten am Niemen commandirte, geschrieben, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen, welcher auch bereits am 21. Juni 1807 zu Stande kam.

Zum unzweideutigen Beweise ernstlicher Friedens-Absichten erfolgte eine Zusammenkunft beider Kaiser den 25. Juni in der Mitte des Niemen, auf einem großen Flosse. In gleichem Moment fuhren die Monarchen von beiden entgegengesetzten Ufern ab; in gleichem Momente betraten sie, jeder auf seiner Seite, das Floß, und als sie in der

Mitte zusammentrafen, umarmten sie sich auf das Herzlichste. Die an beiden Ufern aufgestellten russischen und französischen Heere brachen bei diesem Anblicke in lauten Jubel aus. Und wahrlich, es war ein großer Augenblick! Die zwei mächtigsten Monarchen des Continents, die das Wohl und Wehe von mehr als hundert Millionen Menschen in ihren Händen trugen, die den Orient und den Occident repräsentirten, Alexander, unumschränkter Herr in zwei Welttheilen der verschiedensten, noch der Bildung höchst bedürftigen Völker, gleichsam die Rechte der erblichen Monarchie und der Geburt repräsentirend, Napoleon, Oberhaupt der civilisirtesten Völker, der Sohn der Revolution, und zugleich der Repräsentant der Volks-Souverainetät, beide jüngst noch in feindlicher Entfernung, jetzt freundlich einander gegenüberstehend, vertrauend Auge in Auge sich schauend, mit der Macht und dem Willen, der Welt den langersehnten Frieden zu geben, umgeben von einer Zahl ruhmbekrönter Männer, wie wohl noch nie einige schwache Balken auf schwankenden Wellen vereint getragen — bei Gott! es war gewiß ein Augenblick, wie ihn die Weltgeschichte vielleicht noch niemals dargeboten hatte. Die beiden Kaiser hatten in einem besonderen Gemach eine Unterredung von etwa einer Stunde, ohne Zeugen; ohne Zweifel übte auch da Napoleon den Zauber, womit er alle, die ihm nahten, zu gewinnen wußte, und ohne Zweifel hatte er Alexander mit dem großen Gedanken erfüllt, was sie im festen Verein ihrer unermeßlichen Macht, für das Wohl ihrer Völker und auf das Schicksal der Welt wirken könnten. Wer sie Arm in Arm, mit verklärtem Gesichte heraustreten sah, zweifelte nicht mehr am Frieden; aus Feinden waren Freunde geworden.

Napoleon erklärte nun sofort Tilsit für neutral und lud Alexander ein, dort seinen Aufenthalt zu nehmen, was dieser auch annahm; Abtheilungen der russischen und preußischen Garde besetzten gemeinschaftlich mit der französischen die Stadt, wo auch Friedrich Wilhelm III. eintraf. Tilsit gewährte nun in den folgenden Tagen einen in seiner Art einzigen Anblick. Völker aus den entferntesten Zonen zweier Welttheile, zum tödtlichen, unversöhnlichen Kampfe gegen einander ausgezogen, lebten jetzt hier in brüderlicher Eintracht neben einander. Tataren, Kosaken, Baschkiren, Russen, Mameluken, Franzosen, Italiener, Preußen, sah man jetzt Arm in Arm durch die Straßen ziehen. Wie gern folgen die Völker dem Rufe der Verbrüderung, wie gern steckt selbst der kampfgewohnte Krieger das blutige Schwert in die Scheide, wenn die Fürsten sich friedlich die Hände reichen; denn alles Krieges letzter Zweck ist doch der Friede, das fühlt, mehr oder minder deutlich, der Rohe wie der Gebildete.

Am 6. Juli kam die Königin nach Tilsit; Napoleon machte ihr seinen Besuch; Anmuth und Schönheit mußte er ihr zugestehen; als sie aber diese zum Heile ihres Gemahls und Preußens in Ansprüchen auf billige Friedensbedingungen geltend zu machen versuchte, ward er zurückhaltend und, als sie eine von ihm dargebotene Rose nur mit

Magdeburg annehmen wollte, selbst streng und herbe; ihre Einmischung in die Fragen der Politik ward ihm lästig, er gab Talleyrand die Weisung, den Abschluß des Friedens, dessen Grundbedingungen festgestellt waren, sofort zu vollziehen. Der Friede mit Rußland ward am 7. Juli abgeschlossen; zwei Tage später der mit Preußen. In dem erstern erklärte Napoleon, daß er aus Rücksicht für den Kaiser von Rußland und zum Beweise seines Wunsches, beide Nationen durch Bande unwandelbaren Vertrauens zu vereinigen, dem Könige von Preußen seine am rechten Elbufer gelegenen Lande rc. zurückgebe; von den übrigen Artikeln des Friedens-Abschlusses sind bedeutend: die Gründung eines Herzogthums Warschau unter der Hoheit des Königs von Sachsen und mit einer mit der Ruhe der benachbarten Staaten vereinbarten Verfassung (und dem geheimen Artikel, daß Polen nicht wieder hergestellt werden solle), eines Freistaates Danzig und eines Königreiches Westfalen für Napoleon's jüngsten Bruder, Hieronymus, Freiheit der Weichselschiffahrt, Abtretung des Districts Bialystok an Rußland, Rückzug der Russen aus der Moldau und der Walachei. Der Friedensvertrag mit Preußen vom 9. Juli wiederholt die Artikel über des Königs von Preußen Abtretungen und die neuen Gestaltungen, welche daraus hervorgehen sollten, fügt diesen aber noch die Sperrung des preußischen Gebietes gegen den englischen Handel hinzu und verschiebt die Bestimmungen über Räumung des preußischen Gebietes von der französischen Armee auf eine besondere Convention. Erst am 29. Juli erfolgte von Dresden aus, wo Napoleon am 20. Juli eingetroffen, dessen Forderung einer Summe von 150 Millionen Frs., bis zu deren Abtragung Stettin, Küstrin und Glogau als Unterpfand von Franzosen besetzt bleiben sollten. Während der Unterhandlungen der preußischen Commission mit Daru hierüber, blieben bis über die Mitte des Jahres 1808 hinaus an 200,000 Franzosen und Bundestruppen im Lande und lebten auf Kosten desselben. Von dem, was Preußen abgetreten hatte, blieb Baireuth, Erfurt und der größere Theil Hannovers unter unmittelbar französischer Verwaltung; desgleichen Fulda und Hanau. Münster, Mark, Tecklenburg, Lingen rc. kamen zum Großherzogthume Berg, Ostfriesland kam an Holland, das dafür Vliessingen an Frankreich abzutreten hatte.

Von den beiden Staaten, deren Errichtung der Friede von Tilsit ausgesprochen hatte, trat zuerst das Herzogthum Warschau ins Leben. Es ward gebildet aus vormals polnischen Landschaften, die seit den Theilungen Polens an Preußen gekommen waren, einem Theile Westpreußens, Südpreußen, Neu-Ostpreußen (mit Ausnahme des Districts von Bialystok) und Neu-Schlesien, zusammen 1851 Quadratmeilen mit 2¹/₃ Million Einwohner. Daß die Polen mehr erwartet hatten, ist eben so gewiß, als daß Napoleon dem nationalen Aufschwunge auch hier nicht hold war; selbst nicht der Name „Polen“ wurde zur Bezeichnung des neuen Staates wieder hervorgerufen, und eine Deputation von Wilna, welche in Tilsit erschien, um die Her-

stellung Polens auszuwirken, von Murat zu schleuniger Rückkehr angewiesen.

Das Vorherrschen der Berücksichtigung eigener Interessen zeigt sich in noch höherem Maße in Napoleon's Verfahren bei Errichtung des Königreiches Westfalen. Dies hatte nichts von dem nationalen Gehalte, der in Warschau so manches ausglich. Das neue Königthum wurde gebildet aus den abgetretenen preußischen Ländern zwischen Elbe und Rhein, sofern diese nicht an Holland (wie Ostfriesland) oder an das Großherzogthum Berg gekommen waren, mit Hinzuziehung von Braunschweig, dem größten Theile von Kurhessen, dem kleineren Theile Hannovers und dem Fürstenthume Corvey — im Ganzen 688 Q.-Meilen mit fast 2 Mill. Einwohner. Der König, welcher am 10. December seinen Einzug in Kassel hielt, war weder durch seine äußerliche Erscheinung einnehmend, noch durch hohe Geistesgaben oder tüchtige Grundsätze, noch weniger aber vermöge seines Verhältnisses zum Kaiserreiche geeignet, seinem Staate Heil zu bringen.

Napoleon kam am 27. Juli in St. Cloud an; er schien auf dem Gipfelpunkte des Ruhmes zu stehen; die Grundfeste des Kaiserthums hatte durch Vermehrung von dienstbaren Bundesgenossen eine Ausdehnung gewonnen, die sie vor Erschütterung sicherzustellen schien; der Bund mit Alexander aber versprach nicht nur Fortdauer der Ruhe auf dem Continent, sondern auch den rechten Nachdruck der gegen England getroffenen Maßregeln.

Ein geheimer Artikel des Friedens von Tilsit besagte, daß von Seiten Frankreichs und Rußlands eine Aufforderung an die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon, sich den erstern Mächten in dem Verfahren gegen England (Continentalsperre) anzuschließen, ergehen sollte. Das englische Ministerium hatte entweder nur eine Muthmaßung oder durch goldene Schlüssel eine sichere Kunde davon. Sein Blick richtete sich zunächst auf Dänemark, dessen stattliche Flotte, wenn für Frankreich und Rußland gewonnen, ein bedrohlicher Zuwachs der feindlichen Streitkräfte werden konnte; dem sollte zuvorgekommen werden. Eine englische Flotte von 23 Linienschiffen, 9 Fregatten, 22 kleineren Schiffen nebst 500 Transportschiffen mit 22,000 Mann Landtruppen fuhr aus gen Seeland. Jackson, vormals Gesandter in Berlin, überbrachte als Bevollmächtigter des englischen Ministeriums dem dänischen Kronprinzen, der sich mit der Armee in Holstein befand, das Begehren, die dänische Flotte an England auszuliefern, nebst der Verheißung, daß diese nur als Unterpfand angesehen und nach dem Frieden zurückgegeben werden sollte. Dies wurde vom Kronprinzen mit Unwillen und Entschlossenheit zurückgewiesen und zur Gegenwehr gerüstet. Darauf landeten die Engländer, bombardirten vom 2.—5. September Kopenhagen, legten den achten Theil der Stadt in Asche, erlangten in der am 7. September geschlossenen Capitulation die Uebergabe der gesammten Flotte von 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenbooten und führten diese bei der Räumung Seelands davon. Auch

bemächtigten sie sich der Insel Helgoland, deren Besitz ihnen späterhin einen vortrefflichen Stapelplatz für den Handel nach den benachbarten Küsten gewährte.

Rußland, Preußen und Oesterreich nahmen von der Gewaltthat gegen Dänemark Anlaß zum vollkommenen äußern Bruche mit England. Dänemark schloß eine Allianz mit Frankreich und erhielt ein französisches Hülfscorps zur Vertheidigung seines Gebietes gegen England.

---

106. Preußens Wiedergeburt; von Stein und Scharnhorst.

(Nach Ludwig Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes.)

Der Tilsiter Friede bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens, aber von jenem tiefen Falle ging auch seine herrliche Wiedererhebung aus. Das Unglück von Jena und die Schmach der darauf folgenden Tage mußte den Blick der Regierenden wie des Volkes in Preußen auf die großen Gebrechen der inneren Einrichtungen lenken. Freilich war es keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen und bei so drückenden Verpflichtungen (s. S. 722) den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm III. aber richtete seinen Blick auf einen Mann, dessen Einsicht, Thatkraft und Vaterlandsliebe schon längst sein Vertrauen erweckt hatten, auf den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl von Stein.

Dieser aus einem alt-adeligen Hause in Nassau geboren, in den Staatswissenschaften und besonders in der Bergkunde durch Hauslehrer und auf der Universität Göttingen wohl unterrichtet, hatte nach Sitte des reicheren Adels Dienste am Kaiserhofe, später aber in Preußen genommen, wo er schnell emporstieg. Im Jahre 1804 war er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe geworden; aber mit dem damaligen Gange der preußischen Politik nicht einverstanden, machte er dem Könige darüber freimüthige Vorstellungen, und da dieselben unwillig aufgenommen wurden, nahm er seinen Abschied (Anfang 1807). Kaum war aber der Tilsiter Friede geschlossen, so berief ihn der König von Neuem, und übergab ihm die Leitung der ganzen inneren Verwaltung, welche der hochsinnige, für das Vaterland feurig begeisterte und von Haß gegen die Fremdherrschaft erglühte Mann trotz der verzweifelten Lage Preußens muthig ergriff, im Vertrauen auf die Vorsehung und auf die Hülfe gleichgesinnter und würdiger Männer, unter welchen wir die Minister von Hardenberg und von Schrödter, die Geheimenräthe Stägemann, Niebuhr, von Altenstein, von Schön, die Obersten Scharnhorst, von Gneisenau nennen.

Das erste Ziel, für welches kein Opfer gescheut werden durfte, war

die Räumung des Landes, daher als Vorbedingung die Zahlung der Contribution. Um die Mittel zur Contributionszahlung aufzubringen und um die Finanzen des Staates überhaupt besser zu ordnen, richtete Stein sein Augenmerk theils auf die Beschränkung der Ausgaben, theils auf die Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen. Die Ersparungen mußten die erste Hülfe sein. Der König ging mit dem Beispiele persönlicher Opfer voran: er schränkte die Hofhaltung sehr ein und behielt nur die unentbehrlichsten Personen bei. An der königlichen Tafel ging es damals einfacher zu, als in vielen bürgerlichen Familien. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanagen. Die Ersparnisse, sowie die vorhandenen Kassenbestände reichten jedoch zur Contributionszahlung bei Weitem nicht hin; es mußte nach weiteren Mitteln gesucht werden. Es gelang, ein Anlehen von 20 Millionen Gulden bei den Holländern zu machen, — von Rußland erlangte man gegen 20 Millionen Thaler für Vorschüsse und Lieferungen in den letzten Feldzügen. Doch blieb noch immer ein bedeutender Betrag der Contribution übrig, zu dessen Deckung man eine Erhöhung der Steuern, eine sogenannte Contributionssteuer einführen mußte. Den rastlosen Bemühungen der neuen Verwaltung gelang es endlich, bis zum Schlusse des Jahres 1808 die übernommenen Verpflichtungen an die Unterdrücker abzutragen und das Land von der feindlichen Occupation zu befreien.

Neugestaltung der Staatseinrichtungen. Aber mehr noch, als der Gegenwart, war die Fürsorge der neuen Regierung der Zukunft zugewandt. Von dem kleinen Gebiete aus, auf welches der preußische Staat nun beschränkt war, sollte allmählich wieder eine neue beachtenswerthe Macht geschaffen werden: dies konnte nur geschehen, indem alle inneren Kräfte der Nation angeregt und gleichsam verdoppelt wurden. Die Männer, welche damals die Leitung des Staates in die Hand nahmen, Stein vor Allen, fühlten, daß die Belebung des öffentlichen Geistes selbst die Grundlage alles weiteren Strebens sein müßte. Um in den Einzelnen Theilnahme am Gemeinwohl wieder zu erwecken, hielt er es für nöthig, die Nation wieder mehr als bisher zur Betheiligung an den öffentlichen Geschäften heranzuziehen. Zugleich sollte besonders auf die Belebung der einzelnen Stände gewirkt, in jedem Stande Thätigkeit, Einsicht, Selbstgefühl und Hingabe für das Vaterland erzeugt werden.

Zunächst richtete die Regierung ihr Augenmerk auf den Bauernstand. Man hatte ein durch den Krieg verödetes, ausgesogenes Land zurückbekommen, vor allen Dingen aber galt es daher, dem Lande seinen Ackerbau wieder zu verschaffen, den Stand der Landbauer zu heben. Der Bauernstand war großentheils noch persönlich unfrei, wenn auch nicht leibeigen, doch dem Gutsherrn erbunterthänig: der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden, seine Kinder durften nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn

Wissen und Willen sich verheirathen, — der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch, der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, dem er für die Benutzung vielfache schwere Frohndienste, Natural-Lieferungen und Geldabgaben leisten mußte. Schon im October 1807 erschien eine Cabinets-Ordre, betreffend die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auf sämmtlichen preußischen Domainen. Gleichfalls im October 1807 erschien ein Edict, betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, durch welches den Bürgerlichen der Erwerb adeliger Güter und umgekehrt gestattet, sowie überhaupt die freie Verfügung über das Grundeigenthum Behufs Verbesserung der Cultur erleichtert und zugleich bestimmt wurde, daß fortan kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entstehen und die vorhandenen aufhören sollten.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verhältnisse. In Preußen, wie in ganz Deutschland war seit dem dreißigjährigen Kriege die Selbständigkeit der städtischen Behörden immer mehr gesunken, und der bessere städtische Gemeingeist hatte sich fast gänzlich verloren. Stein beschloß, die Verfassung der Städte auf dem Grunde einer freien und geordneten Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeinde-Angelegenheiten herzustellen. Am 19. November 1808 bestätigte der König die nach diesem Grundsatz ausgearbeitete Städteordnung. Dieselbe überließ den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter (Stadtverordnete).

Die gründliche Verbesserung der Einrichtungen aller einzelnen Stände sollte nach Stein's Absicht auch zur Herstellung zweckmäßiger Provincialstände und als letztes Ziel zur Errichtung von Reichsständen führen, doch sind diese Pläne damals noch nicht zur Reife gelangt.

Dagegen ist die höchste Verwaltung des Staates selbst auf Stein's Rath und Anlaß durchaus neu geordnet worden. Der größte Einfluß beruhte damals nicht bei den Ministern in ihren einzelnen Departements, sondern im königlichen Cabinet, wo die Cabinetsräthe allein den Vortrag hatten. Stein hatte schon 1806 dem König dringende Vorstellungen über dieses Mißverhältniß gemacht, damals aber ohne Erfolg. Als er nun nach dem Tilsiter Frieden an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, war die erste Bedingung, die er stellte und die ihm bewilligt wurde, daß das rechte Verhältniß der höchsten Verwaltungs-Behörden wiederhergestellt würde. Er verlangte die obere Leitung aller Staats-Angelegenheiten durch die Minister und tüchtige Berathung aller Dinge derselben in den gemeinschaftlichen Conferenzen. Am 24. November 1808 erhielt die von ihm entworfene Verordnung, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungs-Behörden, die königliche Genehmigung.

Fast gleichzeitig erschien die Organisation der Provincial-Behörden. In den einzelnen Provinzen wurden Regierungen eingerichtet mit mehreren Abtheilungen für die innere (Polizei-) Verwaltung, die Domainen und Finanzen. Als ein wesentliches Mittelglied aber zwischen den Provinzen und der oberen Staats-Verwaltung wurden die Ober-Präsidenten hingestellt, welche als nächste Vorgesetzte der Regierungen an Ort und Stelle eine genaue, lebendige Aufsicht über die öffentliche Verwaltung und die Treue und Tüchtigkeit der Beamten führen sollten.

Die neue Wehrverfassung. Während Minister von Stein so nach allen Seiten hin bemüht war, neue Grundlagen für ein gedeihliches Staatsleben zu schaffen, verlor man auf der andern Seite die Erneuerung der Wehrkraft des Landes nicht aus den Augen. Gerhard David Scharnhorst war es, der das preußische Heerwesen auf neuen Grundlagen umgestaltete. Er war im Hannöver'schen aus freibäuerlichem Stande geboren, 1777 trat er in hannöver'sche, 1801 in preußische Dienste, wurde 1804 Oberst, 1807 während des Krieges General-Major. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften: ruhige Beharrlichkeit und eine fast prophetische Zuversicht lagen in seinem milden und doch durchaus entschlossenen Wesen, sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit hatte er aus der Hütte seines Vaters bis an die Stufen des Thrones gebracht; sorgfältige Beobachtung und angestrengte Forschung hatten seinem Geiste einen großen Reichthum an Hülfsmitteln, sowie die Vorsicht und Entschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen seiner schweren Aufgabe nöthig waren. Ihm zur Seite standen der Oberst von Gneisenau, der durch die einsichtsvolle, tapfere Vertheidigung Colbergs seinen Ruhm begründet hatte, ferner die ausgezeichneten Militärs von Grolmann und von Boyen. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; statt des früheren Werbe- und Söldnerwesens sollten fortan alle dienstfähigen Söhne Preußens zwischen 18 und 25 Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sein. Indem so der Kriegsdienst den Charakter einer allgemeinen patriotischen Pflicht erhielt, wurde derselbe von innen heraus veredelt.

Nicht mit Einem Male durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; denn Napoleon hatte in einer Convention vom 8. September 1808 die Zahl der Truppen, welche Preußen halten durfte, auf 42,000 beschränkt. Um dennoch eine größere Heeresmasse für die Zukunft auszubilden, ohne den Argwohn des fremden Gewalthabers zu erwecken, mußte man heimlich und mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Man führte einen raschen Wechsel in der Mannschaft der Armee ein: ließ die Recruten eintreten, schnell einexerciren, um sie dann sogleich wieder zu entlassen und andere an ihrer Stelle auszuheben, welche eben so schnell einexercirt wieder anderen Platz machten. So wurde in wenigen Jahren ein großer Theil des Volkes waffentüchtig gemacht, und ohne daß man die Zahl der 42,000 jemals überschritt, hatte man doch in kaum

drei Jahren schon 150,000 Mann einexercirter Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten.

Stein selbst wurde leider seinem tief eingreifenden Wirken nur zu bald entrissen. Ein Brief von ihm, in welchem er unvorsichtiger Weise geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit auch in Westfalen unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung im Bunde mit Oesterreich bewegen, wurde von den französischen Behörden aufgefangen und zu seinem Sturze benutzt. Er selbst hielt es dem Interesse der preußischen Regierung für angemessen, wenn er seinen Abschied nähme. Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht, welche von den preußischen Behörden begünstigt wurde; er ging zunächst nach Oesterreich, später nach Rußland, und hörte nicht auf, so weit es ihm vergönnt war, auch aus der Ferne an dem begonnenen Werke der Wiedererhebung Preußens mitzuwirken, bis die Stunde der Befreiung ihn wieder unter die Vorkämpfer zurückführte.

107. Der Krieg in Spanien und Portugal, 1808—1814.

(Nach Heinr. v. Sybel, kleine historische Schriften, und Wilhelm Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Um seinen Lieblingsplan, den Welthandel Englands zu vernichten, durchzuführen, dehnte Napoleon die durch neue Decrete fortwährend geschärfte Continentalsperre im Süden nicht nur über ganz Italien aus, welches fast ganz von ihm abhängig war, sondern glaubte zu diesem Zwecke auch die pyrenäische Halbinsel seiner Herrschaft unterwerfen zu müssen.

Zunächst erging an Portugal, den alten Bundesgenossen Englands, die Aufforderung, seine Häfen dem englischen Handel zu verschließen. Da der Prinz-Regent nicht geneigt war, sich mit England zu verfeinden, so rückte ein französisches Heer unter Junot in das Königreich ein, konnte aber nicht so schnell Lissabon erreichen, um die Abfahrt der mit Schätzen aller Art belasteten portugiesischen Flotte nach Brasilien zu hindern. Am 27. Nov. 1807 schiffte sich der Hof ein; 15,000 Menschen begleiteten ihn; die Hälfte des baaren Geldes aus dem Lande war auf die Schiffe gebracht worden. Junot zog am 30. November in die Hauptstadt ein, verkündete zunächst die Confiscation der englischen Waaren, dann die Entthronung des Hauses Braganza und daß er Portugal im Namen des Kaisers regieren werde.

In Spanien herrschte damals der gutmüthige, aber schwache König Karl IV. (1788—1808). Er überließ alle Regierungssorgen seiner leidenschaftlichen Gemahlin und ihrem Günstling Godoi, der vom Leibgardisten zum General, Minister und Groß-Admiral emporstieg, Graf von Alcudia und Fürst des Friedens hieß. Napoleon verachtete die

madrider Regierung auf das gründlichste und gefiel sich darin, den Friedensfürsten mit ausgesucht groben Formen zu behandeln. Er glaubte sich berufen, wie in Frankreich und Neapel, so auch in Spanien die Bourbonen zu verdrängen. Es fehlte ihm nur ein irgend scheinbarer Grund zur Feindschaft, da die spanische Regierung jedem seiner Winke zitternd nachkam. Er nöthigte sie zunächst, mit ihm gemeinschaftlich ohne allen Anlaß den Krieg gegen Portugal zu erklären, mit der Aussicht auf eine Theilung Portugals, dessen südliche Provinzen der Friedensfürst erhalten sollte. Angeblich als Reserve des portugiesischen Occupationscorps rückten allmählich über 100,000 Franzosen in Spanien ein. Auf das Gerücht, daß der König beabsichtige, sich nach den Colonieen einzuschiffen und Godoi die Herrschaft fortsetzen werde, brach in der Nacht des 17. März in Aranjuez, wo der Hof sich aufhielt, ein Aufstand aus, die Menge drang in Godoi's Palast und zerschlug Alles; er selbst wurde in einem Versteck aufgefunden, gemißhandelt und mit dem Tode bedroht, aber vom Kronprinzen Ferdinand gerettet. Zu Gunsten des letzteren entsagte Karl IV. dem Throne, worauf auch in Madrid der Haß gegen Godoi zum Ausbruch kam, seine Paläste wurden geplündert, sein Bild nach dem Galgen und von da nach dem Schindanger geschleppt; er selbst auf Ferdinand's Befehl nach Villa-Viciosa entfernt. Kaum hatte Ferdinand seinen Einzug in Madrid gehalten, ohne daß Murat, als Napoleon's Stellvertreter, ihn bewillkommnete, so widerrief Karl IV. seine Verzichtleistung. Den dadurch entstandenen Zwist innerhalb der königlichen Familie, bei welchem sich Vater und Sohn auf seinen Schiedsspruch beriefen, benutzte Napoleon, um beide zu sich nach Bayonne zu locken und hier die Abdankung beider zu erzwingen. Der alte Hof nebst Godoi begab sich nach Compiegne, später nach Rom. Ferdinand bieb in anständiger Haft zu Valençay und Napoleon ernannte seinen älteren Bruder, Joseph, bisher König von Neapel, zum Könige von Spanien. Eine Junta spanischer Großen, die nach Bayonne berufen war, erkannte ihn an, eine neue Verfassung wurde ebenfalls von Bayonne aus verkündigt, die französische Armee hielt die Hälfte der spanischen Provinzen besetzt.

Selten hat ein politisches Verbrechen, gegen ein Fürstenhaus begangen, eine solche Rache der dabei betheiligten Nation hervorgerufen, als dieser Gewaltschritt Napoleon's gegen die spanischen Bourbons. Die Erhebung der Völker auf der pyrenäischen Halbinsel war nicht durch Gebote Ferdinand's oder der Junta hervorgerufen, sondern vollkommen national, sie wurde trefflich unterstützt durch die Natur des Landes und die Gelegenheit zum Empfange englischer Hülfe, und sie wurde auch für das übrige Europa (zunächst für Oesterreich, s. S. 737) der Anfang einer Reaction gegen die Fremdherrschaft.

Die Aufstände in allen Theilen Spaniens begannen gegen Ende Mai, wie nach Verabredung, als Murat's Befehl, statt der spanischen (rothen) Cocarde die dreifarbige anzunehmen, in die einzelnen Landschaften gelangte. Allenthalben nahm das Volk die Gewalt ganz un=

mittelbar in die Hand und ersetzte die unfähigen oder unrechtmäßigen Behörden durch gewählte Juntas. Es zeigte sich sogleich, wie gewaltig politische Leidenschaft im Verein mit religiöser Begeisterung ist. Aufopfernder Heldenmuth und haarsträubende Grausamkeit erschienen neben einander. Wer sich widersetzte, wurde erschlagen und bald auch, wer nur irgend verdächtig schien, niedergemacht; friedfertige französische Handelsleute wurden zu Hunderten zusammengehauen, Officiere, die sich nicht anschließen wollten, von ihren Soldaten erschossen, Beamte, die Bedenken trugen, von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerrissen. Wo französische Truppen erschienen, stoben die Guerillas aus einander, um sich hinter ihnen, wie die Wellen hinter einem Schiffe, wieder zu schließen. Saragossa und Valencia wiesen einen regelmäßigen Angriff ab, ja, in Andalusien wurden 20,000 Franzosen unter General Dupont von 50,000 Spaniern umringt, und durch Hitze, Hunger und Durst bei Baylen zur Capitulation genöthigt (22. Juli). Zugleich brach auch in Portugal der Aufstand los; hier trat sogleich englische Hülfe ein; Sir Arthur Wellesley landete mit 30,000 Mann und zwang Junot, mit seinem ganzen Corps die Waffen zu strecken. Die Convention von Cintra (30. August) gab den Engländern Portugal, gewährte aber dem Heere Junot's Ueberfahrt nach Frankreich mit Geschütz und Gepäck. Völlig entmuthigt verließ Joseph Madrid; die Franzosen sahen sich auf das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro beschränkt.

Kaum war Joseph abgezogen, so fiel die Masse des Volkes in die gewohnte Ruhe zurück; es offenbarte sich, daß der gewaltige Aufschwung nur das alte Spanien mit neuen Formen restaurirt hatte. In den vom Volke gewählten Junten saßen Edelleute und Prälaten, Beamte und Generale, das Bürgerthum war kaum vertreten. Nicht anders wurde die Central-Junta, die neue Landes-Regierung, zusammengesetzt, und wenn man die Kraft zu einem enthusiastischen Ausbruch gehabt hatte, so zeigte sich jetzt eine tiefe Unfähigkeit zu festen Organisationen, zweckmäßiger Vorkehr, dauernder Vertheidigung. Die neuen Behörden traten eben so unwissend und pedantisch wie die alten auf; die Armee, welche die Regentschaft der Central-Junta eifrig zusammenzog, wurde nicht besser verwaltet und geführt als unter dem Friedensfürsten. Manche einsichtige und liberale Männer, welche schon unter Karl IV. die Nothwendigkeit tiefgreifender Reformen verkündet hatten, erhoben jetzt mit doppelter Wärme die Stimmen, und forderten die Berufung der Cortes. Ihr Begehren verhallte fürs erste wirkungslos; die Junten schritten gegen sie ein mit Censur und Polizei, das Volk ging theilnahmlos an ihnen vorüber.

Unterdessen traf Napoleon, auf das tiefste durch das unerhörte Mißgeschick seiner Waffen ergrimmt, die gewaltigsten Vorkehrungen für Spaniens sicheres Verderben. Er befestigte sein Einverständniß mit Rußland auf einer Zusammenkunft zu Erfurt mit Kaiser Alexander, wo Talma vor einem Parterre von Königen spielte, und die Donau-Fürstenthümer den Russen zu sofortiger Besitznahme überwiesen wurden.

Dann brachte er sein spanisches Heer auf 350,000 Mann und stellte sich selbst an dessen Spitze. Da war denn von Widerstand wenig Rede. Zwar ergriffen die unteren Klassen auf's Neue die Waffen, um die Franzosen mit Schwert und Büchse, mit Gift und Dolch zu bekämpfen, den Besitzenden und Gebildeten aber schlug bereits eine bange Sorge, welch ein Schicksal selbst der Sieg solcher Schaaren dem Lande bereiten müsse, die freudigste Begeisterung nieder. So erlagen die spanischen Heeresmassen beim ersten Andringen der Franzosen; nach drei siegreichen Treffen zog Napoleon in Madrid ein (4. December) und war im Begriffe, von dort aus seine Armeecorps nach allen Seiten über die insurgirten Provinzen hinüber zu wälzen. Zum Glücke Spaniens wurde er zuerst durch das Erscheinen eines englischen Corps in Galicien gestört, und als er dies auf seine Schiffe zurückgejagt hatte, durch die ernstlichen Rüstungen Oesterreichs auf einen andern Kriegsschauplatz abgerufen (s. Nr. 108). Aber auch dann blieb die Uebermacht der Franzosen weit und breit im Lande gewaltig. Obwohl nach Napoleon's Entfernung keine rechte Einheit in ihrem Armeebefehl war, kein Marschall dem andern gehorchen wollte, und Alle mit einer stillen Verachtung auf ihren sogenannten Chef, den unkriegerischen König Joseph blickten, drangen sie doch im Jahre 1809 nach Aragon und Catalonien vor, wo Saragossa nach heldenmüthigem Widerstand in entsetzlichem Kampfe (20,000 Spanier fielen) überwältigt wurde (20. Februar), — gleichzeitig gegen Portugal, wo Marschall Soult schon Anstalt machte, sich in Oporto als König Emanuel I. ausrufen zu lassen, als Arthur Wellesley ihn durch nachdrücklichen Ueberfall wieder aus dem Lande hinausschlug; — dann nach Estramadura, wohin Wellesley gleich nach seinem Sieg am Duero zu Hülfe eilte und den König Joseph bei Talavera besiegte (27. und 28. Juli 1809), sofort aber vor den heraneilenden französischen Verstärkungen wieder nach Portugal weichen mußte — endlich auch nach Andalusien, nachdem trotz aller Warnungen des englischen Generals die Spanier wieder eine offene Feldschlacht bei Ocanna (19. November) versucht und in grauenvoller Niederlage verloren hatten. Marschall Soult verfolgte die spanische Regentschaft bis vor die Wälle des letzten Zufluchtsortes, Cadix, wo sie auf dem äußersten Vorsprung der spanischen Erde, der Insel von Leon, für mehrere Jahre von den siegenden Fremden eingeschlossen wurde.

Gegen Portugal aber brach im Sommer 1810 der erste Soldat des kaiserlichen Heeres, Marschall Massena, auf, mit mehr als 80,000 Mann, um, wie Napoleon sich ausdrückte, den britischen Leoparden in das Meer zurückzuschleudern. Allein er sollte seine Aufgabe schwer genug finden. Nach Wellington's Plan mußte die gesammte Bevölkerung Städte und Dörfer verlassen, Hab und Gut und Lebensmittel so viel wie möglich mit sich nehmen, den Rest verbrennen, die Männer sofort, in Guerillas formirt, sich in den Rücken des Feindes und dessen Verbindungen werfen. Dieser Plan wurde mit eiserner Beharrlichkeit ausgeführt. Wellington wußte, daß Massena von 80- nur noch 60,000 Mann verfügbar hatte,

daß im ganzen Norden Spaniens die Guerillas sich aufs Neue rührten, daß in allen spanischen Provinzen kein einzelner Franzose und kein Anhänger König Joseph's seines Lebens sicher sei, daß also Massena schlechterdings auf keine Verstärkungen rechnen durfte. So wich er weiter und weiter in das Innere, bis fast in die Umgebung Lissabons und zog am 8. October dort in eine längst auserſehene und vorbereitete Stellung, Lissabon gegenüber, zwischen dem Tajo und dem Meere, in die gewaltig befestigten Linien von Torres Vedras. Dort hatte Wellington auf drei hinter einander aufsteigenden Terrassen, deren jede also die vorliegende übersah und beherrschte, 150 Redouten mit mehr als 600 Kanonen angelegt. Vor dieser imposanten Stellung lag nun der französische Marschall, unruhig nach einer Blöße spähend, Wochen lang; seine Soldaten schmolzen in Krankheit und Entbehrung zusammen; von Frankreich, von Spanien, von seinem Kaiser und seinen Hausgenossen geschieden, machte er noch einen Versuch, im November 1810 weiter stromaufwärts den Tajo zu überschreiten und im Süden Portugals vielleicht aus Andalusien Hülfe von Soult zu empfangen. Es war Alles vergebens. Mit knirschendem Herzen mußte er im März 1811 sich zum Rückzug entschließen. Wellington hatte Portugal behauptet und ging seinerseits zum unaufhaltsamen Angriff vor.

Indessen hatte Spanien in Cadix den wichtigsten Schritt für seine Zukunft gethan. Die Regentschaft der Junta hatte sich endlich entschlossen, dem Rufe nach Cortes und Reform nicht länger zu widerstehen. Niemals hat man ein ähnliches Parlament erlebt. Die Wahlen vollzogen sich in den Provinzen inmitten der feindlichen Occupation, von dem Donner französischen Geschützes umdröhnt. Es wählte mit, wer eine Waffe tragen konnte, gleichviel ob reich oder arm, vornehm oder gering, hatten doch gerade die niedrigsten Klassen das Meiste zu der einen Hauptsache, dem Kampfe gegen die Fremden, gethan. War ein Ort vollständig von den Franzosen besetzt, so ernannte man ihm in Cadix einen Vertreter; solche Ersatzmänner bildeten fast die Hälfte der Versammlung, welche am 24. September 1810 in dem ärmlichen Schauspielhause der Insel Leon eröffnet wurde. Ein Häuflein patriotischer Männer, sämmtlich von Muth und Eifer und Aufopferung beseelt, aber alle ohne Ausnahme von jeder parlamentarischen Erfahrung und bei Weitem die Meisten von jeder politischen Uebung entblößt, trat hier zusammen, um dem Vaterlande eine ganz neue Lebensaera zu eröffnen. Und doch hat eben diese unerfahrene, stürmische, zerrissene Versammlung ihr Vaterland gerettet. Die großen praktischen Aufgaben des Moments, die Verstärkung und Schulung des Heeres, die Belebung der Steuerkräfte, die Reinigung der Administration nahm sie mit Geschick und Energie in Angriff. Das Allerwichtigste aber, was auch dem Kriege seine entscheidende Wendung gab, war der Entschluß der Cortes, den Lord Wellington zum Oberbefehlshaber aller spanischen Truppen zu ernennen und damit sämmtliche Streitkräfte der Halbinsel in der einen fähigsten Hand zu vereinen.

Von hier an blieb die Sache der nationalen Selbständigkeit in stetem, siegreichem Fortschritt. Noch im Jahre 1811 entriß Wellington den Franzosen ihre letzte portugiesische Tropäe, die Festung Almeida, nachdem er einen Entsatzversuch Massena's durch eine zähe Vertheidigungsschlacht bei Fuentes d'Onoro abgewiesen hatte. Das Jahr 1812 sollte dann hier im Süden, wie im äußersten Norden und Osten Europa's die Entscheidung bringen. Im Januar stand Wellington plötzlich, aus Almeida hervorbrechend, vor der nördlichen spanischen Grenzfestung Ciudad Rodrigo und nahm den völlig überraschten Platz nach achttägiger Beschießung mit stürmender Hand. Nach einigen Wochen stand er vor der Grenzfestung des spanischen Südens Badajoz, und ehe Soult zu Hülfe kommen konnte, waren die englischen Sturmcolonnen in der Stadt. Nachdem er sich so die Bahn nach allen Seiten eröffnet, brach er im Juni mit voller Macht von Ciudad Rodrigo aus gegen Massena's Nachfolger, den Marschall Marmont, vor und schlug dessen Heer vernichtend am 24. Juli in der großen Schlacht von Salamanca, eröffnete sich damit die Straße nach Madrid und hielt am 12. August seinen triumphirenden Einzug in der nach vierjähriger Unterdrückung glorreich befreiten Hauptstadt. Zwar mußte er, als jetzt Marschall Soult aus Andalusien und Marschall Suchet aus Valencia herbeieilten, noch einmal vor der Vereinigung aller feindlichen Streitkräfte zurückweichen; aber schon jetzt war Andalusien und der ganze spanische Süden, es waren Estramadura und Galicien für immer von den feindlichen Schaaren gereinigt. Beinahe in demselben Augenblicke, in dem von den Wällen von Cadix herab die Cortes die französischen Schaaren gegen Norden abziehen sahen, vollendeten sie die neue Verfassung des Reiches. Wellington konnte jetzt seine ganze Kraft auf die Organisirung der spanischen Mannschaften wenden; durch den Eifer der Cortes waren, trotz aller Verluste und Leiden des sechsjährigen Kampfes, wieder nahe an 100,000 Mann in Bewegung, welche freilich beinahe jeder regulären Ausbildung und Zusammenfassung entbehrten. Wellington gelang es nun im Winter von 1812 auf 1813 etwa die Hälfte von ihnen wieder zum Liniendienste zu organisiren, und da auf der feindlichen Seite Napoleon nach der Moskauer Katastrophe nicht nur keine Verstärkung über die Pyrenäen senden konnte, sondern umgekehrt an 40,000 Mann aus der Halbinsel herauszog, so war der englische Feldherr in der Lage, den Feldzug von 1813 mit einer mehr als doppelten Uebermacht zu eröffnen. Auch machte sich König Joseph keine Täuschung mehr über den Ausgang, er begann seine Operationen mit der Räumung von Madrid und dem Rückzug auf die Ebrolinie. Kaum aber dort eingetroffen, fand er sich durch Wellington's Vorgehen am oberen Theile des Stromes so gefährlich bedroht, daß er schleunigst gegen die Pyrenäen, gegen die Grenze des Landes zurückwich. Jedoch das Schicksal wollte nicht, daß er ohne eine letzte große Sühne den so lange mißhandelten spanischen Boden verlasse. Am 21. Juni ereilte Wellington den König und den Marschall Jourdan bei Vitoria, und der glückverheißende

Name des kleinen Ortes wurde mit der schönsten Erfüllung gekrönt. Das feindliche Heer wurde gänzlich geschlagen, alle Geschütze desselben, 150 an der Zahl, genommen, Gepäck und Fuhrwerk und Material, die Kriegscasse und des Königs eigener Wagen von den Siegern erbeutet. Joseph selbst entrann kaum der Gefangenschaft durch die Flucht nach Frankreich.

Sofort gab Napoleon seinem Marschall Soult den Befehl, mit einem neuen Heere nach Spanien zu eilen, aber dieser ward von dem an Streitkräften überlegenen Wellington über die Pyrenäen zurückgedrängt. Er machte einen musterhaften Rückzug nach Toulouse, wo er noch am 10. April den Kampf mit der zweifach überlegenen Macht des Gegners bestand und zwei Tage später die Nachricht von Napoleon's Sturz erhielt. Inzwischen war Ferdinand VII. bereits aus seiner Gefangenschaft zu Valençay nach Madrid zurückgekehrt.

108. Napoleon und Pius VII.

(Nach Fr. A. Scharpff, Vorlesungen über die neueste Kirchengeschichte.)

Nach der Krönung in Mailand machte der Kaiser kein Hehl daraus, daß der apostolische Stuhl ein Werkzeug seiner Politik sein sollte. Zwar die Worte klangen kirchlich, wenn er sich einen Nachkommen Karl's des Großen nannte, aber seine Folgerungen aus der Kaiserwürde waren ganz anderer Art. Da der Kirchenstaat eine Schenkung Karl's des Großen sei, so habe der Papst die Verpflichtung, sich nicht von der Politik des Kaisers zu trennen. „Meine Feinde sollen auch die Ihrigen sein," schrieb er (13. Februar 1806) an Pius. Er gab seiner Aufgabe als gekrönter Kaiser auch die Auslegung, er könne es nicht dulden, daß die Kirche mit Ketzern und Schismatikern, wie Engländer und Russen, in Gemeinschaft stehe. Der Papst erwiederte, er könne unmöglich ein Feind aller der Völker werden, welche der Kaiser bekriegt habe oder noch zu bekriegen beabsichtige; er sei der allgemeine Hirte, der Vater Aller, der Diener des Friedens. Napoleon aber ging geradeswegs auf sein Ziel los. Der General Miollis nahm 1808 Rom ein und besetzte die Engelsburg; das sei, erklärte er dem Papste, die Folge der Ablehnung der Anträge des Kaisers, welche einer Kriegserklärung gleich komme. Da aber Pius auch das Ultimatum des Kaisers, worin er unter Anderm die Ernennung eines Drittels der Cardinäle in Anspruch nahm, verwarf, so wurden Ancona, Urbino, Macerata 2c. besetzt, die Cardinäle, die nicht genehm waren, verwiesen, und ein Senatsconsult vom 17. Mai 1809 erklärte den Kirchenstaat für einen Bestandtheil des französischen Reiches und die weltliche Souverainetät des Oberhauptes der Kirche für unvereinbar mit der Ausübung des geistlichen Amtes. Rom wurde eine kaiserliche und „freie" Stadt. Der Papst

solle in Zukunft eine jährliche Besoldung von zwei Millionen Francs beziehen, der Staat die Kosten des Cardinal-Collegiums übernehmen. Pius benutzte die letzten Stunden, da er noch frei war, um die schon seit einiger Zeit vorbereitete Excommunications-Bulle gegen die, welche die Gewaltthätigkeiten ausführten oder sich als Werkzeuge dazu brauchen ließen (Napoleon ist nicht namentlich angeführt) zu veröffentlichen. Die von dem Gewaltigen unterjochten Völker begrüßten diesen Act mit stiller Freude. Zwar spottete Napoleon, „der Bann werde die Waffen in den Händen seiner tapferen Soldaten nicht lähmen," fand aber doch für gut, den Eindruck desselben auf einen großen Theil Frankreichs, das seit dem Concordate Anderes erwartete, durch eine ausführliche Darstellung, als sei der Papst dazu nicht berechtigt gewesen, schwächen zu lassen. Da der Papst einer letzten Aufforderung, auf seine Souverainetät zu verzichten, nicht Folge leistete, wurde er gefangen genommen (6. Juli 1809), nach Grenoble und von da nach Savona abgeführt. Weil der Gefangene unbeugsam war, und namentlich die Bestätigung der vom Kaiser ernannten Bischöfe verweigerte, so versuchte dieser es mit den Cardinälen, die er (im December 1809) nach Paris beschied, und als diese zu thun verweigerten, was nicht in ihrer Befugniß lag, schritt er endlich zur Ernennung einer Kirchen-Commission aus ergebenen französischen Prälaten unter dem Vorsitze des kaiserlichen Oheims, Cardinals Fesch, welcher Commission die zwei Fragen zur Beantwortung vorgelegt wurden: An wen muß man sich, wenn jeder Verkehr zwischen den Unterthanen des Kaisers und dem Papste unterbrochen ist, wenden, um die nöthigen Dispensen zu erhalten? — Wenn der Papst auch ferner sich weigert, die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu bestätigen, welches gesetzliche Mittel gibt es, um den Bischöfen die canonische Bestätigung zu ertheilen? Die Commission war so rücksichtsvoll, den Punkt, an dem Alles hing, daß nämlich durch Freilassung des Papstes alle Schwierigkeiten auf einmal beseitigt wären, ganz mit Stillschweigen zu übergehen und versteckte sich, bezüglich der ersten Frage, hinter die Unterscheidung zwischen den wirklichen und den mißbräuchlich entstandenen Rechten des Papstes; die Ausübung der letzteren stehe auch den Bischöfen zu. In Betreff der zweiten Frage schlugen sie einen Zusatz zu dem Concordate vor, durch welchen der Papst sich verpflichte, den ernannten Bischöfen die canonische Institution immer innerhalb einer bestimmten Zeit zu ertheilen. Weise der Papst diesen Vorschlag zurück, so sei die französische Kirche genöthigt, durch ein National-Concil sich selbst zu helfen. Um rasch zum Ziele zu kommen, wurden beide Wege zugleich eingeschlagen, die Unterhandlung mit dem Papste und die Einberufung eines Concils aus französischen, italienischen und einigen deutschen Bischöfen (25. April 1811). Durch die übertriebensten Schilderungen von der Verwirrung, welche die Verweigerung der Einsetzung der ernannten Bischöfe bewirkt habe und täglich bewirke, durch die Besorgniß geängstigt, das Concil werde es zu einer förmlichen Spaltung kommen lassen, versprach endlich der alles Rathes

von Vertrauten entbehrende Oberhirte nicht nur die Institution, er übertrug auch für die Folge den Metropoliten das Recht der Bestätigung der Bischöfe, wenn der Papst aus irgend einem andern Grunde, als dem der persönlichen Unwürdigkeit des Ernannten, mit der Bestätigung länger als 6 Monate zögere. Jedoch wurde die wichtige Bestimmung angefügt, daß der Metropolit die canonische Einsetzung jedesmal im Namen des Papstes zu ertheilen habe. Unzufrieden mit dieser Clausel, andererseits nach dem unglücklichen russischen Feldzuge zur Beschwichtigung der Franzosen genöthigt, wenigstens den Schein eines erneuten guten Einvernehmens mit dem mißhandelten Papste zu retten, ließ er denselben in den forcirtesten Reisetouren, welche die schwachen Körperkräfte des vielgeprüften Greises beinahe aufrieben, über den Mont-Cenis nach Fontainebleau bringen (Juni 1812). Hier ward, während mehrere Zeichen von Aufmerksamkeit nach Außen den Schein der größten Ehrerbietung verbreiteten, Pius abermals überlistet; er unterschrieb den 25. Januar 1813 die Präliminar-Artikel zu einem neuen Concordate, welches unter Anderem die vom Papste den Metropoliten eingeräumte Einsetzung der Bischöfe in der oben angegebenen Weise enthalten sollte. Es half nichts, daß Pius, als ihm das Nachtheilige der Vereinbarung immer klarer wurde, in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser die Präliminar-Artikel zurücknahm; Napoleon proclamirte dieselben als wirkliches neues Concordat von Fontainebleau und als Staatsgesetz. Da befreite die Vorsehung den Oberhirten aus der tiefen Schwermuth, in die er verfallen war. Jeden Fortschritt der verbündeten Heere im Jahre 1813 fühlte er als einen Act der Befreiung. Nach der Schlacht bei Leipzig hatte er wieder so viel Zuversicht, daß er den Antrag Napoleon's, ihm sein Land zum Theil zurückzugeben, von der Hand wies. Nachdem die Verbündeten über den Rhein gegangen, erklärte er, nicht mehr unterhandeln zu wollen, ehe nicht seine vollkommene Herstellung erfolgt sei. Auf das rascheste entwickelten sich die Ereignisse; als die Verbündeten Paris eroberten (31. März 1814), war Pius bereits in Bologna angelangt und am 24. Mai 1814 zog er wieder in Rom ein. In der Allocution an die Cardinäle rühmte er ausdrücklich die Dienste auch derjenigen Fürsten, die der römischen Kirche nicht angehören, „den Kaiser von Rußland, der seine, des Papstes Rechte, mit besonderer Aufmerksamkeit in Erwägung gezogen, den König von Schweden, den Prinz-Regenten von England und den König von Preußen, der sich im ganzen Laufe der Unterhandlungen zur Wiederherstellung des Kirchenstaates zu seinen Gunsten erklärt habe." Ja, die schöne Frucht einer drangsalvollen Zeit war damals eine die Scheidewand des religiösen Bekenntnisses und des Nationellen überragende Verbrüderung unter allen von dem unersättlichen Eroberer angegriffenen und besiegten Fürsten und Völkern Europa's, die sich wohl seit den Kreuzzügen nie mehr so innig, wie damals, als eine Staaten- und Völkerfamilie erkannt hatten.

---

109. Der Krieg Oesterreichs gegen Napoleon, 1809.

(Nach Heinr. von Sybel, kleine historische Schriften, und Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates).

Wie der Tilsiter Friede in Preußen (s. S. 727), so hatte auch der Preßburger in Oesterreich eine Aenderung des Ministeriums und damit des Systems bewirkt. An die Stelle des beschränkten Grafen Cobenzl war der bisherige Gesandte in Petersburg, Graf Philipp Stadion getreten. Ein Reichsritter, wie Stein, aus einem uralten hohenrhätischen, später schwäbischen Geschlechte, brachte er bei sehr verschiedener Persönlichkeit eine ähnliche Gesinnung in seine Stellung mit. Ein stolzer Aristokrat, in seinem Standesgefühle viel ausschließlicher und vorurtheilsvoller als Stein, aber schön und lebhaft, von hohem Ehrgefühl, pflichtgetreu und unbefangen, kam er Anfangs schnell empor, wurde erst Gesandter in Stockholm und dann Botschafter in London, wo er sich mit reger Vorliebe in britische Zustände und Anschauungen einlebte. Dann aber blieben auch die Reibungen nicht aus: im Jahre 1794 fand der Minister Thugut sich bemüßigt, ihn bei geringem Anlaß die ganze Wucht der Subordination empfinden zu lassen. Stadion nahm auf der Stelle seine Entlassung und lebte sieben Jahre in voller Zurückgezogenheit. 1801 wurde er in die Geschäfte zurückgerufen, um zuerst in Berlin, dann in Petersburg den Kaiserstaat zu vertreten; hier wie dort verleugnete er nie seine Feindschaft gegen Napoleon, und vom ersten Augenblicke seines Ministeriums wurde diese Gesinnung die Seele seines ganzen Thuns. Unermüdlich drang er darauf, daß Oesterreich die ganze Fülle seiner Hülfsquellen und den thätigen Willen seiner Völker, Alles auf einen Wurf setze, und entweder rühmlich untergehe, oder für sich und für ganz Deutschland siege. Denn wie Stein zuerst deutsch und dann preußisch war, so dachte auch Stadion mehr deutsch als österreichisch. Und nicht weniger als in der Haltung nach außen, stimmte Graf Stadion auch in Bezug auf den Grundsatz der innern Politik vollkommen mit Stein's Ueberzeugung zusammen, daß in der ungeheuern Krisis der bloße mechanische Gehorsam nicht die ausreichende Stärke entwickeln könne, daß die höchste Aufgabe die sei, in dem ganzen Volke eine eigene, freie, selbstbewußte Thatkraft hervorzurufen. Er ließ die Presse beinahe frei durch eine äußerst milde Censur-Instruction; er begünstigte das Aufblühen der czechischen und magyarischen Landessprachen, er beabsichtigte eine tiefgreifende Reform des ganzen Unterrichtswesens. Mit höchstem Nachdruck nahm die Regierung die Kräftigung des Heerwesens in die Hand. Der bewährteste ihrer Generale und zugleich der populärste der Prinzen, der Erzherzog Karl, trat an die Spitze des Kriegs-Ministeriums und leistete in kurzer Zeit das Außerordentlichste für die Verstärkung der Armee, für einen einfachen und praktischen Dienst, für eine solide und reichliche Verpflegung der Truppen. Binnen zwei Jahren brachte er den Bestand des Linien-

heeres auf 350,000 Mann, und im Juni 1808, unmittelbar nach dem Ausbruch des spanischen Krieges, folgte darauf die Verordnung, aus allen Männern von 18—40 Jahren eine zur Vertheidigung des heimischen Bodens bestimmte Landwehr als Rückhalt des stehenden Heeres zu organisiren. Von allen Seiten drängten sich die Freiwilligen zu Tausenden hinzu, einzelne Corporationen rüsteten auf ihre Kosten kleine Abtheilungen aus, die reichen Gutsbesitzer traten als Officiere an die Spitze ihrer Bauern, die kaiserlichen Prinzen stellten ganze Reiter-Regimenter. Der Aufschwung ging durch alle Stände. Nach einigen Monaten standen die Listen des nationalen Heerbannes auf nicht weniger als 445,000 Mann.

Für Stadion war der spanische Aufstand das Signal, daß die Zeit gekommen sei. Sein heißer Wunsch war, auf der Stelle loszuschlagen. Stein drängte in gleichem Sinne wo möglich mit doppeltem Eifer. Bereits war Napoleon, durch eine verrätherische Coterie in Berlin selbst gewarnt, von Argwohn erfüllt, und forderte von der Regierung unter heftigen Drohungen die Entlassung des Ministers Stein. Dieser nahm seinen Abschied, um nicht eine plötzliche vernichtende Entladung des französischen Zornes über Preußen herbeizuführen; als er aber mit unvermindertem Einflusse in Berlin blieb, erklärte Napoleon von Spanien aus, einen „gewissen Stein", der Unruhen in Deutschland zu erregen suche, in die Acht und befahl, ihn an jedem Orte zu ergreifen. Stein kam als Flüchtling über die österreichische Grenze; in Preußen war damit, wie seine Freunde es vorausgesagt, das Selbstvertrauen des Königs völlig geknickt und jede Mitwirkung desselben in unbestimmte Ferne geschoben. Indeß kam Napoleon im Januar 1809 aus Spanien nach Paris zurück, höchst ergrimmt über die feindliche Haltung Oesterreichs, doppelt entschlossen, trotz des fortlodernden spanischen Krieges, nicht die mindeste Gefügigkeit zu zeigen. Er drängte auf sofortige Entwaffnung, und ließ keine Ausrede, keine Erörterung zu. Es wurde darüber März: Stadion hatte sich in keiner Richtung beirren lassen, die Heeresmassen waren im Wesentlichen fertig zum Losschlagen, und überall dicht an die Grenzen vorgeschoben, Erzherzog Karl mit 170,000 Mann in Böhmen, Erzherzog Johann mit 60,000 gegen Italien, Erzherzog Ferdinand mit 35,000 Mann bei Warschau gegen die Sachsen und Polen aufgestellt. Man rechnete auf Aufstände in Hannover und Hessen, in Schwaben und Tirol (s. S. 743); man hoffte auf eine große englische Landung und endlich auch jetzt noch, wenn man nur einen ersten Erfolg erringe, auf den entscheidenden Beitritt Preußens. Napoleon hob 120,000 Recruten in Frankreich aus und mahnte den Rheinbund und Rußland um militärischen Zuzug. Etwa 100,000 Franzosen und 56,000 Rheinbündner standen in Süd-Deutschland, aber weit zerstreut von Ulm bis Regensburg, unsicher und ohne kräftige Leitung; ein Angriff der Oesterreicher von Böhmen her in großer Masse hätte unendliche Erfolge haben können. Erzherzog Karl aber meinte wieder, um sicher zu gehen, müsse der

Angriff von zwei Seiten her, vom Inn und von Böhmen aus, zugleich erfolgen, und verlor vier Wochen, um sein gesammeltes Heer zu theilen, und zwei Drittel desselben auf das rechte Donauufer hinüber zu bringen. In dieser Zeit schickte Napoleon Verstärkung auf Verstärkung aus Frankreich über den Rhein; indeß wurde das einiger Maßen für die Oesterreicher aufgewogen durch einen Aufstand der Tiroler Bauern gegen die baierische Regierung, welcher in den ersten Wochen des April mit großen Erfolgen losbrach und einen bedeutenden Theil der baierischen Streitkräfte nachdrücklich in Anspruch nahm. Noch waren die Aussichten für den Erzherzog höchst günstig, als seine Divisionen endlich am 8. April den Inn überschritten und die großen Operationen begannen.

Erst acht Tage, nachdem er den Inn überschritten, langte Napoleon bei seiner Armee an; mit der Schnelligkeit des Blitzes, wie er selbst sagte, traf er die Anordnungen, um unter den Augen des Gegners seine zerstreuten Heereskörper zu sammeln, sich zwischen die feindlichen Abtheilungen zu werfen, und dann jedesmal mit Uebermacht die einzelnen zu besiegen. So schlug er den General Fürsten Hohenzollern bei Hausen am 19. April, den General Hiller bei Abensberg am 20., den General Rosenberg bei Eggmühl am 22., und warf am 24. den Erzherzog selbst bei Regensburg über die Donau zurück. Der Erzherzog hatte in den Kämpfen dieser fünf Tage fast 50,000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen eingebüßt; die Hoffnungen auf eine glänzende Offensive, auf das Fortreißen des ganzen Deutschland waren dahin; die Wirkung wurde fühlbar von Warschau bis Verona, von der Ostsee bis zu den Alpen. Der größte Theil von Tirol wurde augenblicklich durch Lefebvre und Wrede wieder besetzt, ein Aufstand in Hessen blutig unterdrückt, der preußische Major Schill, der auf eigne Faust einen Zug gegen Magdeburg versuchte, nach tapferem Ringen überwältigt. Die preußische Regierung war völlig entmuthigt, alle Rüstungen wurden suspendirt. Die Erzherzoge Ferdinand und Johann mußten mit ihren Corps eiligst zurückkehren, um den eigenen heimischen Boden gegen ein drückendes Schicksal vertheidigen zu helfen. Denn Napoleon verfolgte seinen Sieg mit demselben reißenden Ungestüm wie 1805. Während Erzherzog Karl mit der größern Hälfte seines Heeres von Regensburg durch Böhmen marschirte, drang Napoleon hinter General Hiller am rechten Donauufer abwärts. Am 13. Mai wurde Wien erreicht und durch eine kurze Beschießung zur Capitulation genöthigt. Indessen war Erzherzog Karl aus Böhmen herangekommen, und traf Wien gegenüber auf dem linken Donauufer in den weiten Ebenen des Marchfeldes ein, ungefähr 80,000 Mann stark. Napoleon beschloß so rasch wie möglich den Strom zu überschreiten, und den Krieg mit einer großen Feldschlacht zu beenden. Er wählte dazu eine Stelle, wo die Donau die große Insel Lobau umspült, und diese eine bequeme Station zum Uebergange bietet. Hier begann er die Ueberbrückung, obgleich der durch die Frühlingsregen angeschwollene

Strom reißend wie ein Bergwasser und breit wie ein Meeresarm war. Am Abend des 20. waren die ersten Franzosen drüben, und besetzten die beiden nächsten Dörfer am Flusse, Aspern und Eßlingen. Der Erzherzog ließ sie absichtlich gewähren, in der Hoffnung, sie, durch den Strom getheilt, zu schlagen, und bei dem mißlichen Rückzug über die Brücke zu vernichten. In seinen Schaaren war bis auf den letzten Mann das Gefühl, daß man für Haus und Heerd, für Weib und Kind, für Deutschland und Europa streite. Mittags den 21. brachen sie auf die beiden Dörfer mit furchtbarem Ansturm ein; Aspern wurde sechs Mal genommen und verloren, endlich von den Oesterreichern, Eßlingen aber von den Franzosen behauptet. Die Nacht hindurch trieb Napoleon hinüber, was irgend zur Stelle war, so daß am 22. auf jeder Seite etwa 70,000 Mann in Schlachtordnung standen. Das entsetzliche Kämpfen begann mit dem ersten Dämmern des Sommermorgens. Die Anstrengungen, die Verluste waren ungeheuer; gegen Mittag ballte Napoleon im Centrum eine mächtige Angriffs-Colonne mit 100 Geschützen zusammen, gewann Boden und hoffte die österreichische Linie durchrissen zu haben: da warf sich Erzherzog Karl persönlich mit dem Regimente Zach in die Lücke, dem dichten Kugelregen entgegenstürmend, und stellte das Gleichgewicht wieder her. Von diesem Augenblicke an war der Tag entschieden, die Franzosen wichen auf allen Punkten: zugleich erhielt Napoleon dringende Nachricht, die Wucht des immer wachsenden Stromes bedrohe den Stand der großen Brücke, gleich darauf, sie sei durch österreichische Brander und Flöße zerrissen worden. Damit war ein Theil seiner Reserve von dem kämpfenden Heere getrennt, und was noch schlimmer war, die allmählich ausgehende Munition konnte nicht mehr ersetzt werden. Der Rückzug auf die Insel wurde unvermeidlich. Der Kaiser selbst ging über den Strom zurück, um dort das Nöthige vorzukehren, und übertrug Massena die Fortsetzung des Kampfes bis zum Einbruch der Nacht. Massena stellte seine Truppen um Eßlingen und in der Ebene von Aspern auf, um den Boden Schritt für Schritt den immer heftiger andringenden Oesterreichern streitig zu machen. Diese durch den Beginn des Sieges gespornt, verdoppelten ihr Ungestüm und ihre Todesverachtung. Die Franzosen, außer Stande, das feindliche Feuer zu erwiedern, wurden gliederweise durch die österreichischen Kartätschensalven niedergestreckt, konnten nicht vorwärts, durften noch nicht zurück. Ihre Verluste waren grauenvoll, 12,000 Todte, 29,000 Verwundete; auf der Insel drängten sich die Reste zusammen, ungeordnet, hungernd und durstend; Napoleon selbst, zum Tode erschöpft, lag 20 Stunden in dumpfem Schlaf zu Ebersdorf, nicht zu erwecken, obwohl die Soldaten um ihn her das Schloß plünderten; die Marschälle beriethen in leisem Flüstern, wie man den Rhein erreiche, wenn er nicht mehr erwache.

Aber um so lauter war drüben im deutschen Lager der Siegesjubel. Auch dort hatte man mit der ungeheuern Masse von 24,000 Mann den Tag bezahlt; aber man hatte glorreich den Nieüberwundenen

zur Umkehr genöthigt. Noch einmal war es ein Moment, in welchem das Größte möglich schien. Auf's Neue erhoben sich Tirol und Vorarlberg; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig brach mit seiner schwarzen Legion aus Böhmen nach Sachsen und besetzte das halbe Land. Es gährte in Württemberg, es gab neue Unruhen in Hessen — welch ein Augenblick, wenn sich jetzt ein preußisches Heer von 150,000 Mann für die gemeinsame Sache erhob und rings umher ganz Deutschland in Flammen setzte! Daß es nicht geschah, hatte vornehmlich zwei Gründe. In Berlin gab es Niemanden, welcher den König mit dem Ansehen Stein's hätte bestimmen und fortreißen können; im Angesichte der ungeheuern Gefahr kam er zu keinem Entschlusse. In Oesterreich aber, wo beide Gegner in mehrwöchentlicher Waffenruhe wetteiferten, die Verluste herzustellen, Verstärkungen heranzuziehen, war das Talent des Erzherzogs dem Genie Napoleon's nicht gewachsen. Anfangs Juli hatte der französische Kaiser eine Uebermacht von 180- gegen 130,000 Mann zur Stelle, und entschied den Ausgang des Krieges durch die Riesenschlacht von Wagram.

Zwei Tage (5. u. 6. Juli) währte die Schlacht. Des Erzherzogs Plan war derselbe, den 6 Jahre später Wellington und Blücher bei Waterloo ausführten: der Generalissimus wollte die Schlacht so lange halten, bis das von Preßburg herbeigerufene Armeecorps unter dem Erzherzog Johann in der rechten Flanke und im Rücken der französischen Armee erscheinen würde. Der Generalissimus selbst wurde am ersten Tage leicht verwundet, als er die wankende Ordnung eines Bataillons herstellte. Anderthalb Tage schwankte die Schlacht unentschieden, bis endlich der österreichische linke Flügel von der Uebermacht der feindlichen Cavallerie umwickelt wurde, nun war die Schlacht verloren. Fechtend trat der Generalissimus den Rückzug an; zwei Stunden später erschien das Armeecorps von Preßburg auf dem Schlachtfelde, es konnte nicht mehr helfen und zog sich wieder nach Preßburg zurück. Bei Znaim hielt der Generalissimus wieder Stand, es entspann sich ein heftiges Gefecht, während dessen der Generalissimus mit Napoleon einen Waffenstillstand schloß; aber die Erbitterung, die Kampfeswuth der kaiserlichen Truppen war so groß, daß sie vom Kampf nicht ablassen wollten, selbst nach dem verkündeten Waffenstillstande griffen sie noch einige Male an, nur mit Mühe wurden sie endlich beschwichtigt.

Am 14. Oct. ward der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich zu Wien abgeschlossen. Oesterreich verlor in demselben an 2000 Q.-Meilen Flächeninhalt, 4½ Million Seelen, jede Verbindung mit dem Meere, jeden Ausweg seines Handels. Es trat ab zu Gunsten der Bundesgenossen Bonaparte's, und zwar an Baiern Salzburg und Berchtesgaden, das im teschener Frieden erworbene Innviertel, nebst einem Theile des alten Oesterreich ob der Enns. Krain und von Kärnthen den villacher Kreis, Triest, Görz, Monfalcone, Fiume, Istrien, das ungarische Küstenland und einen guten und wichtigen Theil von Croatien bis an die Sau, deren Thalweg von nun an Oesterreichs

Grenze bilden sollte, vereinigte Bonaparte durch ein am Tage nach dem Friedensabschluß erlassenes Decret zur „Provinz Illyrien". Das österreichische West-Galizien mit Krakau, der alten Königsstadt, und einen Bezirk um dieselbe am rechten Ufer der Weichsel, nebst dem zamosker Kreise von Ober-Galizien, vergrößerten das Herzogthum Warschau. Alle in der pyrenäischen oder italienischen Halbinsel bereits vollbrachten, oder dem allgemeinen Oberherrn des großen Westreiches noch ferner gefälligen Umwälzungen wurden anerkannt, auch mußte Oesterreich dem Continental-System unbedingt beitreten. Bevor die Franzosen Wien verließen, sprengten sie noch die Festungsmauern, dann zogen sie ab.

So endete der vierte Krieg, den Oesterreich seit dem Beginne der Revolution mit Frankreich geführt hatte, der zweite gegen Napoleon als Kaiser, der einzige, den es ohne Alliirte begonnen hatte, für die Freiheit Europa's gegen die Oberherrschaft Napoleon's. Es ging mit neuer Einbuße an Landgebiet, aber mit einem unendlichen Zuwachs an Ehren aus dem Heldenkampfe gegen halb Europa hervor.

---

110. Die Aufstände der Tiroler, 1809.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, bearbeitet vom Herausgeber.)

In dieses Alpenland war die verfeinernde Cultur der Ebene noch nicht eingedrungen. Ein Bauern- und Jägervolk lebte hier sein abgeschlossenes Dasein unter dem alten, einfachen Regiment, treu ergeben dem alten Glauben und der überlieferten Sitte. Je enger und abgeschlossener die einzelnen Thäler waren, in desto schärferem Gepräge hatte sich die von den Vätern ererbte Eigenthümlichkeit erhalten. Voll Kraft und Ausdauer, aber auch voll Trotz und Verschlagenheit, hatte der Tiroler, inmitten einer gewaltigen und wunderbaren Natur, gelernt, die Gefahren des Lebens gering zu achten und selbst für das Wenige, was seinem bescheidenen Dasein Werth und Reiz gibt, bereitwillig Alles einzusetzen. Die Waffenübung war ihm auch in Friedenszeiten seine liebste Beschäftigung, und schon vor hundert Jahren (1703, s. S. 413) hatte er sein Heimatland gegen fremde Eindringlinge, auch damals Baiern und Franzosen, beschirmen helfen.

Die erste Befreiung Tirols im April 1809.

Der Friede von Preßburg hatte Tirol der vielhundertjährigen Verbindung mit Oesterreich (1363—1805) entrissen und es dem neuen baierischen Königreiche einverleibt. War auch diese Verbindung an sich keine unnatürliche, indem die örtliche Lage, die Verwandtschaft der

Stämme, der gegenseitige Austausch der Producte dafür zu sprechen schien, waren auch die Vorzüge des neuen Regiments in einzelnen Zweigen der Verwaltung und Rechtspflege nicht zu leugnen, so war doch die Anhänglichkeit an das theure Herkommen, die Erinnerung an die früheren blutigen Kämpfe mit Baiern und die Pietät für das angestammte Herrschergeschlecht zu überwiegend, um nicht ein natürliches Mißbehagen aufkommen zu lassen. Die tiefste und allgemeinste Unzufriedenheit aber erweckten bei dem strenggläubigen Bauernstande die kirchlichen Neuerungen. Die Vergebung der Pfarreien durch die Regierung und zwar nur an solche, die in königlichen Schulen ihre Studien gemacht, rief den Widerstand der Bischöfe des Landes hervor und führte zur Verweisung der Bischöfe von Chur und Trient. Sodann wurden die schon von Joseph II. gegebenen, aber in Tirol nie vollzogenen Verordnungen gegen die Menge der Feiertage erneuert, gegen die Zuwiderhandelnden mit unvernünftigen Strafen eingeschritten und dabei die frivolsten Verspottungen des Heiligen nicht gescheut. Auch die alte ständische Verfassung ward, trotz der wiederholten feierlichen Zusagen, sie zu erhalten, beseitigt und dies als ein neuer Beweis der Geringschätzung des Volkes (der „dummen Bauern") empfunden. Dazu kam die Last der Conscription (Aushebung), während früher die Wehrpflicht auf die Vertheidigung des Landes beschränkt war, endlich die Einführung neuer und die Erhöhung alter Steuern.

Die Mißvergnügten standen mit Oesterreich in Verbindung. Als daher dessen Rüstungen zum Kriege des Jahres 1809 auch in Tirol die Hoffnung eines baldigen Umschwunges weckten, begab sich eine Deputation, zu welcher auch Andreas Hofer, Wirth „am Sand" im Passeyrthale, gehörte, nach Wien und verabredete mit dem Erzherzoge Johann, dem Lieblinge der Gebirgslande, den Plan des Aufstandes. Zwei österreichische Corps sollten im April in der Mitte Tirols, zu beiden Seiten des Brenner, eintreffen: das eine durch das Pusterthal, das andere durch das Unter-Innthal. Der allgemeine Haß lehrte die strengste Verschwiegenheit, und selten ist ein Feind argloser überrascht worden, als damals die Baiern. Keiner aber ergriff die vaterländische Sache, für die man in den Streit ging, herzlicher und wahrhaftiger als „der Sandwirth" Hofer (geb. 1767), dessen äußere stattliche Erscheinung in gewählter Landestracht, selbst unter den markigen Gestalten seiner Heimat, sich imposant genug hervorhob, kein Mann von großen Ideen, aber eine von den Naturen, die um so zäher an dem beschränkten Kreise ihrer Gedanken festhalten.

Der Aufstand begann (am 9. April) im Pusterthale, als hier das eine österreichische Corps von Lienz aus gegen Brixen vorrückte, wo der baierische Oberstlieutenant Wrede mit 1300 Mann stand. Alles eilte unter Freudenschüssen und Glockengeläute den Oesterreichern als den Befreiern entgegen. Die Baiern versuchten vergebens die Vorrückenden durch Zerstörung der Brücken aufzuhalten. Wrede und General Bisson, der mit einem Corps Franzosen aus Mantua gekommen und sich in

Schwaben mit der großen Armee Napoleon's vereinigen sollte, brachen sich nicht ohne Mühe Bahn nach Sterzing (am Südabhange des Brenner); von den Höhen zur Seite schossen die Aufgebote der nahen Thäler unter die zurückziehenden Truppen, ließen Felsstücke auf sie herabrollen und zerstörten die Brücken.

Indessen hatte auch in Nordtirol der Aufstand begonnen. Aus dem obern und untern Innthale drangen die Bauern unter kühnen und gewandten Führern gegen Innsbruck vor. Die Ober-Innthaler führte Teimer, ein Vintschgauer, der schon lange als Tabakshändler in Klagenfurt lebte, die Unter-Innthaler der ehemalige Wildschütz Joseph Speckbacher, welcher, die Unerschrockenheit des Soldaten mit erfinderischer Jägerlist paarend, dem Sandwirth aus Passeyr würdig zur Seite stand. Vergebens suchte der Oberst Ditfurth, der den kurhessischen Dienst mit dem baierischen vertauscht hatte, die von zwei Seiten angegriffenen Baiern zu sammeln, anzufeuern und gegen die Uebermacht ins Gefecht zu führen; aus allen Winkeln, aus den Häusern, von den Dächern flogen die Kugeln der Aufständischen, seine tapfersten Officiere lagen getroffen am Boden, er selbst war von drei Schüssen verwundet. Schon blutend und von den Bauern auf allen Seiten umdrängt, ließ er sich von dem Reste der Mannschaft, der nicht zersprengt und abgeschnitten war, auf einer Bahre vorantragen und ermuthigte sie zum Widerstand gegen die anstürmenden Haufen; eine Salve warf zwei Officiere nieder und traf den Obersten mit einer vierten, tödtlichen Wunde. Sein Fall entschied vollends den Sieg; die entmuthigten und zerstreuten Soldaten mußten sich ergeben. Noch ehe der Vormittag zu Ende ging, war die gesammte baierische Besatzung entwaffnet und gefangen.

Als nun am 13. April die französisch-baierische Colonne unter Bisson und Wrede, die unter vielfachen Gefahren über den Brenner gelangt war, vor Innsbruck erschien, und Bisson erfuhr, daß die baierische Besatzung, mit der er sich vereinigen wollte, bereits gefangen sei, auch die Bauern schon seine Colonne umdrängten, und trotzig die Capitulation verlangten, verzweifelte er an der Möglichkeit, einen ehrenvollen Ausgang zu finden. Doch wollte er nicht den Schimpf erdulden, vor den Bauern das Gewehr gestreckt zu haben, und verlangte mit einem österreichischen Officier zu unterhandeln. Da erschien der genannte Teimer in einer erborgten Officiers-Uniform und verhandelte mit dem französischen General über die Capitulation, während schon ein Kanonenschuß das Signal zum Kampfe gab. Der bestürzte Bisson unterzeichnete die Bedingungen, die ihm Teimer vorschrieb: die Franzosen und Baiern wurden kriegsgefangen. Am 14. April, als Tirol schon frei war, erschienen die beiden österreichischen Corps von Osten und Süden und hielten unter einem wahren Freudentaumel der Bevölkerung ihren Einzug in Innsbruck.

Die fünf Tage von Tirols erster Befreiung machten weithin durch Europa einen gewaltigen Eindruck; es war mehr als die Capitulation von Baylen (s. S. 730). Da hatte ein Bonaparte'sches Heer doch

vor einer überlegenen Soldatenmacht die Waffen gestreckt; hier waren die Unbesiegten von Bauern überwältigt worden. Zwei Generale, 132 Officiere, 3860 Mann Baiern und 2050 Franzosen, 7 Geschütze und beträchtliche Beute an Pferden, Munition und Geld, das waren die reichen Tropäen des Sieges, den die Bauern mit eigener Kraft erfochten. Nicht ihr Muth allein war zu preisen, auch durch Klugheit und Geschick hatten sie manchen Mann vom Kriegshandwerk glänzend beschämt.

Die zweite Befreiung Tirols, im Mai 1809.

Die Tiroler hatten nicht geahnt, daß ihr Sieg von so kurzer Dauer sein werde. Aber den fünf Tagen des Befreiungskampfes folgten fünf Tage der Niederlagen an der Donau (s. S. 739), die natürlich auch auf die Verhältnisse in Tirol zurückwirkten. Kaum hatten die Tiroler arglos sich wieder ihren Geschäften zugewendet, als Wrede von Salzburg her durch den heldenmüthig vertheidigten Strubpaß (auf der Grenze zwischen Tirol und Salzburg) nach Tirol zurückkehrte und die ihm von Innsbruck entgegenziehende österreichische Landwehr im Treffen bei Wörgl schlug. Unter Verübung der entsetzlichsten Greuel: Mord, Kirchenschändung, Raub und Brand, Mißhandlung wehrloser Greise, Frauen und Kinder drangen die Baiern über Schwatz, den blühenden Sitz uralten Bergbaues, das größtentheils in Asche sank, in die Hauptstadt vor, die sich mit der nächsten Umgebung unterwarf. Nordtirol bis zum Brenner war in der Gewalt der Baiern, aber südlich vom Brenner rüstete sich schon das Volk zum neuen Aufstande. Der Mittelpunkt und Leiter desselben war Hofer. Mit 6000 Mann, meistens Schützen-Compagnieen aus Passeyr, Meran, dem Vintschgau stieg er den Brenner herab und schlug die Baiern am Berge Isel (29. Mai) und Tirol war abermals frei, nur in der Festung Kufstein hielt sich der Feind. An demselben Tage hatte auch Vorarlberg sich frei gemacht. Auch hier hatte die Bevölkerung sich erhoben, die Schützen sich bewaffnet und nach einem Gefechte bei Hohenems die Franzosen in wilder Flucht nach Bregenz und von da nach Lindau vertrieben. In den Siegesjubel über diese herrlichen Erfolge fiel die Botschaft von dem zweitägigen Riesenkampfe von Aspern (s. S. 740). So war die Verbindung zwischen Deutschland und Italien dem Feinde wieder verschlossen, die Streitkräfte Baierns und Württembergs in Schach gehalten.

Dritte Befreiung Tirols, im August 1809.

Im Tiroler Volke lebte seit dem Siege vom Mai eine Zuversicht, die den Gedanken an einen Umschwung des Glückes nicht aufkommen ließ. Man vertraute auf die von Wien aus versprochene Hülfe und wurde in seiner arglosen Sicherheit noch bestärkt durch die falsche Nachricht von einem Siege der Oesterreicher bei Wagram. Als nun nach der Niederlage bei Wagram ein Waffenstillstand abgeschlossen war,

demzufolge die österreichischen Truppen Tirol und Vorarlberg zu räumen hatten, glaubte man Anfangs der Nachricht nicht und hielt sie für eine Kriegslist, bis von verschiedenen Seiten her 50,000 Mann Franzosen und Baiern in Tirol und Vorarlberg einrückten. Solcher Macht gegenüber schien es nicht zu fürchten, daß Tirol noch einen Versuch wagen würde. Und doch, nur vier Tage, nachdem Lefebvre die Hauptstadt besetzt, flammte der Aufstand mit frischer Kraft wieder auf, errang Sieg auf Sieg, trieb die fremden Dränger, die eben erst ihre drakonischen Gesetze verkündet, mit Schimpf zum Lande hinaus und Tirol gewann für sich allein, ohne fremde Hülfe, seine dritte und glorreichste Befreiung. Nie hat sich in einer Erhebung des Volkes das hochherzige Vertrauen auf eine gute Sache und die Hingebung an die legitime Gewalt, die sich selbst aufgab, großartiger und rührender zugleich bewährt.

Ein feuriger Aufruf Hofer's rief das Volk südlich vom Brenner auf's Neue unter die Waffen, um das Höchste und Heiligste gegen den „Feind des Himmels und der Erde" zu beschützen. Der Marschall Lefebvre hatte die Division Rouyer über den Brenner geschickt, um nach Italien vorzudringen. Aber Hofer hatte die Berge des Eisackthales besetzt und an den engsten Stellen des Weges oben auf den Felsen Baumstämme, floßartig verbunden und mit Steinen beschwert, bereit gehalten, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Feind herabgestürzt wurden. Die Wirkung war entsetzlich: die Steinlawinen begruben Mann, Roß und Kanonen; einen Augenblick trat eine dumpfe Stille ein, dann drang aus den Staub- und Schuttwolken das Jammergeschrei der Verstümmelten und Sterbenden hervor. Die Avantgarde (der Altenburger und Gothaer) wurde vom Hauptcorps abgeschnitten und mußte am 5. August nach heißem Kampfe die Waffen strecken. Im Munde des Volkes heißt die Thalschlucht zwischen Oberau und Mittewald noch jetzt die „Sachsenklemme".

Als der Marschall Lefebvre in Innsbruck von diesem Unglücke hörte, sandte er neue Truppen über den Brenner und kam selbst nach Sterzing, zugleich schickte er eine andere Abtheilung durch das Ober-Innthal, um durch den Finstermünzpaß ins Vintschgau nach Meran und Botzen vorzudringen und die Bauern im Rücken anzugreifen. Aber diese Colonne wurde an der Pontlatzer Brücke (2 Stunden von Landeck, bei welcher der Tiroler Landsturm auch 1703 das baierische Heer vernichtet hatte) von den auf den Höhen aufgeschichteten Steinmassen, die meist von Weibern in den Hohlweg herabgelassen wurden, erreicht, zum Theil vernichtet, zum Theil gefangen. Nachdem dieser Plan mißlungen, kehrte auch der Marschall unter großen Gefahren (er selbst zu Fuß zwischen den Reitern, in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt) über den Brenner zurück. Noch einmal wurde (13. Aug.) am Berge Isel um den Besitz Tirols gestritten, dieses Mal unter der Leitung Hofer's, Speckbacher's und des Capuziners Haspinger. Die Baiern vermochten nicht die Höhen zu erstürmen, die Tiroler nicht ihre mit Geschütz und

Reiterei versehenen Gegner aus der Ebene zu verdrängen. Aber Lefebvre entschloß sich, das „verwünschte Land" zu räumen, weil er die Verbündung mit Baiern gefährdet hielt. Abermals zog der Sandwirth aus Passeyr — am Napoleonstage — in Innsbruck ein. In der Hofburg nahm er seinen Wohnsitz und setzte mit seines Gleichen die gewohnte Lebensweise unverändert fort. Wenn das Alpenvieh durch die Hofgasse bei der Burg vorüber getrieben wurde, eilte der „Ober-Commandant von Tirol" auf den Altan, sah vergnügt auf die geschmückten Kühe und harrte aus, bis der ganze Zug vorüber war.

Die Wiederunterwerfung Tirols im November 1809.

Als die Nachricht vom Abschluß des Friedens zu Wien (14. Oct. s. S. 741) ankam, demzufolge Tirol wieder an Baiern fallen sollte, schenkte man ihr Anfangs eben so wenig Glauben, als früher der ersten Botschaft vom Waffenstillstande, und Haspinger stellte sie als eine List des Feindes dar, um das tapfere Volk tückisch zu entwaffnen. Da aber die Baiern von Norden und der Vicekönig von Italien von Südosten her (durch das Pusterthal) mit Uebermacht eindrangen, so erkannte Hofer nach kurzem Schwanken, daß er eine verzweifelte Sache führe und ließ (8. Nov.) einen Aufruf ergehen, worin die Friedensbotschaft bestätigt und das Volk ermahnt ward, sich zu unterwerfen. Doch ließ er sich, nachdem er kaum in sein Wirthshaus am Sand zurückgekehrt war, von einigen Exaltirten, denen das wilde Treiben des Aufstandes mehr zusagte, als die Rückkehr zur Ordnung, bestürmen, einen neuen Aufruf zum Kampfe zu erlassen (12. Nov.).

So kam es zu einem letzten fruchtlosen Zusammenstoß, der nur den Urhebern und dem Lande Verderben bringen konnte. Nach einigen geringen Erfolgen der Insurrection, die sich fast auf das Etsch- und Passeyrthal beschränkte, rückte der menschenfreundliche General Baraguay d'Hilliers mit einer starken Colonne gegen Meran und trug durch seine großmüthige Schonung mehr zur Beruhigung der Gemüther bei, als durch die Ueberlegenheit seiner Waffen. Nur im Pusterthale, wo der fanatische Kolb, der auch schon früher die Bauern durch die unsinnigsten Siegesnachrichten bethört hatte, wieder sein Wesen trieb, dauerte der hoffnungslose Kampf noch fort. Der Vicekönig hatte, als trotz der versprochenen Unterwerfung neue Auflehnungen sich zeigten, am 12. November von Villach aus einen Aufruf erlassen, wonach ein Jeder der Todesstrafe verfiel, der noch fünf Tage nach der Bekanntmachung mit den Waffen in der Hand oder mit verborgenen Waffen betreten ward. Auch Hofer war diesem Gesetze verfallen. Er war auf eine Alp in eine verlassene Sennhütte geflüchtet, wohin ihm ein paar Vertraute Nahrung und Kundschaft brachten. Von ihnen wurden auch Briefe ausgebreitet, wonach er glücklich in Wien angelangt sein sollte. Ein Preis, auf den Kopf des Sandwirthes ausgesetzt, lockte den Verräther. Ein gewisser Raffl, ein übel berüchtigtes Individuum aus

dem Passeyrthal, spürte das Versteck des Geächteten auf. General Huard ließ eine Abtheilung italienischer Truppen, von dem Verräther geführt, nach der Sennhütte aufbrechen, wo sich Hofer mit seinem Weibe, seinem Knaben und seinem früheren Schreiber befand. Flucht war nicht mehr möglich; die Hütte war schon umstellt, als man die Soldaten kommen sah. Unerschrocken gab sich der Sandwirth zu erkennen; mit Stricken gebunden und unter schmählichen Mißhandlungen wurde er abgeführt, nach Mantua gebracht und dort am 19. Febr. 1810 vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn in Folge der Bekanntmachung vom 12. November zum Tode verurtheilte. Um einer möglichen Vermittlung zu begegnen, ward durch den Telegraphen von Mailand aus geboten, das Urtheil direct zu vollziehen. Hofer zeigte eine heroische Ruhe und Fassung. Unerschrocken, wie er gelebt, und mit der religiösen Ergebenheit eines Martyrers ging er am 20. Februar dem Tode entgegen. Stehend und mit unverbundenen Augen commandirte er selber den Soldaten: „Feuer!" Ihre Kugeln trafen unsicher, erst die dreizehnte machte dem kraftvollen Leben ein Ende. Das Bonaparte'sche System hatte Deutschland einen Martyrer mehr gegeben.

Um Tirol für alle Zukunft wehrlos zu machen, traf Napoleon eine wohlberechnete Anordnung. Vorarlberg ward davon getrennt, der Süden Tirols zum Königreich Italien geschlagen, das Pusterthal und Illyrien vereinigt, nur der Rest kam an Baiern zurück. Diese Zerreißung des Landes in vier Theile, deren jeder dem andern entfremdet, einem verschiedenen Herrn unterworfen war, sollte die Bezwingung des Landes und seine ewige Trennung von Oesterreich besiegeln.

---

111. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen, mit einer Einleitung aus Heinr. v. Sybel's kleinen historischen Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon am Schlusse des Jahres 1807 stand Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seiner weltgebietenden Macht. Er hatte Oesterreich in drei großen Kriegen überwältigt, ganz Italien sich unterworfen, weite deutsche Provinzen des Gegners seinen Vasallen und Bundesgenossen geschenkt. Er hatte Preußen völlig zerschmettert, die Hälfte des Staates abgerissen, aus den Trümmern desselben für seinen Bruder Jerôme das Königreich Westfalen, für den König von Sachsen das Herzogthum Warschau gebildet und zahlreiche Garnisonen in den Festungen der Elbe, Oder und Weichsel gelassen. Das übrige Deutschland war in die Form des Rheinbundes gegossen, und zu unausgesetztem Kriegsdienste unter den Fahnen des Gewaltigen verpflichtet. Spanien stand seit 10 Jahren

mit Frankreich im Bunde und folgte jedem Winke des Kaisers. Kaiser Alexander von Rußland hatte zweimal den Kampf gegen den unbesiegbaren Imperator gewagt, und am Schlusse des letzten den tödtlichen Haß auf einen Schlag mit begeisterter Freundschaft gewechselt. Auf jenem Floß im Niemen (s. S. 721) hatten die beiden Kaiser sich festes Bündniß gegen die einzige freie Macht in Europa, gegen England, zugeschworen, und die Entwürfe ausgetauscht, nach welchen der Erdball in Zukunft den beiden Reichen dienen, Alexander der Herr des Ostens, Napoleon der Gebieter des Westens werden sollte. Seit der römischen Kaiserzeit hatte die Welt keine solche Machtanhäufung gesehen. Von Warschau bis Cadix, von Brest bis Cattaro folgte Alles willenlos dem neuen Kriegsfürsten. Das Reich Dschengis-Chans war größer gewesen, hier aber dienten nicht die Nomadenhorden öder Steppen, sondern zahlreiche und civilisirte Nationen dem Willen eines Einzigen, und ebenso ausgebildet, wie die Kriegsgewalt des Herrschers, war auch die innere Verwaltung: 1804 war das bürgerliche Gesetzbuch fertig geworden und hatte 1807 den Titel Code Napoléon erhalten; daran schlossen sich Gesetzbücher über Civil- und Criminalproceß, und alle wurden außer Frankreich auch in dem größten Theile der verbündeten Staaten eingeführt. Die Finanzen des Kaiserthums waren in Folge der gewaltigen Kriegsbeute im Gleichgewicht; der Ackerbau erholte sich und empfand nur die Minderung der Arbeitskraft durch die stets wachsenden Recrutirungen. Der auswärtige Handel war freilich todt, dafür kam die Industrie durch die absolute Grenzsperre empor, namentlich in den Luxuszweigen, Seide, Gold, Glas. Wo sie noch nicht im Stande war, die arbeitende Klasse zu beschäftigen, griff Napoleon mit Straßen-, Häuser- und Prachtbauten ein, die überall den Charakter des Zweckmäßigen und Colossalen hatten. In den Wissenschaften regten sich die mathematischen Zweige, aber Geschichte und Philosophie waren todt. Die Lyceen empfingen seit 1808 ihr Lehrpersonal aus der kaiserlichen Universität, d. h. einer Anzahl von Seminarien, die unter ebenso militärischer Leitung wie die Lyceen standen. In den niedern Schulen, für die überhaupt wenig geschah, hatte der Religions-Unterricht hauptsächlich die Aufgabe, die Pflichten des Gehorsams gegen die Obrigkeit einzuschärfen. Die Generation sollte im Leben und Denken den Stempel des einen, herrschenden Geistes tragen.

Es gibt keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte, die mit so dämonischem Reize den Blick fesselt, es gibt keine ähnliche Unerschöpflichkeit des Verstandes, der Einbildungskraft, der Willensstärke. Und doch ist diese Größe eben so abschreckend als begeisternd; fortreißend in ihrer Erscheinung, ist sie düster und unheimlich in ihrem Grunde. Denn überall hat sie nur sich selbst zum Zwecke. Sie steht einsam in der Welt, sie ist herzlos für alle Andern, in denen sie nur das Material für die eigne Erhöhung findet.

Zur dauernden Befestigung des neuen Weltreiches schien dem Gründer jetzt nur noch Eines zu fehlen — ein männlicher Erbe. So tauchte

ein Plan, den Unberufene schon 1807 betrieben hatten, von Neuem auf: die Ehe mit Josephine Beauharnais zu lösen und sich in den Palästen und den alten Dynastieen Europa's eine neue Gemahlin zu suchen. Alsbald nach der Rückkehr aus Oesterreich, 1809, ging Napoleon ans Werk; noch im November ward Josephinen der Entschluß eröffnet und ihre Zustimmung erlangt. Am 15. December erfolgte die öffentliche Scheidung.

Zur Zeit des Erfurter Congresses, als die Freundschaft mit dem Czaren in höchster Blüthe stand, war der Gedanke an eine russische Verbindung aufgetaucht und hatte bei Kaiser Alexander freundliche Aufnahme gefunden. Auch jetzt kam Napoleon zunächst auf diese Idee zurück. Sie entsprach dem Zweck, den eine legitime Heirath erreichen sollte, und war zugleich mit seiner Politik im Einklang, die wesentlich auf dem Bündniß mit Rußland beruhte. Da aber der russische Hof dem Plane auszuweichen schien, indem er zwar nicht ablehnte, aber auch keine bestimmte Zusage gab, so brach Napoleon im Januar 1810 die Verhandlung in Petersburg ab und entschied sich für ein Ehebündniß mit Oesterreich.

Auf den ersten Blick erschien es Vielen noch undenkbarer, Oesterreichs Einwilligung zu erlangen, als die Rußlands. Das Haus Lothringen hatte ja seit 18 Jahren die Revolution bekämpft und mit der Idee der Legitimität sich gleichsam identificirt. Dazu hatte man sich noch eben auf Tod und Leben bekämpft, und der leidenschaftliche Haß zwischen Dynastieen und Völkern schien den Gedanken an eine solche Verbindung hier mehr auszuschließen, als an irgend einem Hofe Europa's. Aber die Furcht, den mächtigen Bewerber zu kränken, überwog alle politischen und sittlichen Bedenken, und selten ist ein fürstlicher Ehebund so schnell zu Stande gekommen wie dieser, zwischen Napoleon und der Erzherzogin Marie Louise. In der zweiten Hälfte des Januar war die Verhandlung mit Rußland abgebrochen und sofort mit Oesterreich angeknüpft worden; in der ersten Woche des Februar ward schon der vorläufige Heirathsvertrag durch Fürst Schwarzenberg, den österreichischen Gesandten in Paris, abgeschlossen, im Anfang März Marschall Berthier in Wien als Brautwerber Napoleon's empfangen und die Procura-Vermählung vollzogen; am 2. April 1810 folgte die feierliche Einsegnung des neuen Bundes in Paris durch den Cardinal Fesch, wobei fünf Königinnen die Schleppe der neuen Kaiserin trugen.

Wenn der schlichte Sinn in und außer Oesterreich diese Heirath als einen Abfall von allem ansah, was bisher der Dynastie und dem Volke heilig war, so begrüßte man dieselbe auch in Frankreich wohl mit Erstaunen, aber ohne Freudigkeit, denn die geschiedene Kaiserin war beliebt und ihre Verstoßung erschien nur wie ein neuer Bruch mit den Erinnerungen an die Revolution. Als nun ein glänzendes Ballfest, welches der österreichische Gesandte Schwarzenberg gab, durch ein schreckliches Brandunglück unterbrochen wurde, verknüpfte damit der Aberglaube des Volkes leicht die Erinnerung an ein ähnliches Mißge-

schick, womit einst die Vermählungsfeste Marie Antoinettens tragisch beschlossen, und welches als Vorzeichen künftigen Unheils gedeutet worden war. Nur Napoleon selbst sah in dem neuen Bündniß und der Aussicht auf einen leiblichen Thronfolger die Befestigung seines Reiches. Und als nun sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging durch die Geburt eines Sohnes (20. März 1811), dem er den Titel eines Königs von Rom beilegte, steigerte dieses neue Glück seine sorglose Sicherheit. Das eigene Volk sammt den unterworfenen zu schonen, mochte ihm fortan noch weniger nothwendig dünken als zuvor. So sollte diese Heirath, die ihm schon einen Theil der russischen Freundschaft entzogen hatte, seinen Sturz nur beschleunigen, anstatt seinen Thron zu befestigen.

Durch die neue Vermählung des Kaisers und die Geburt des Königs von Rom verlor der kaiserliche Stiefsohn, Eugen Beauharnais, seine Aussicht auf den Thron Frankreichs und Italiens. Dafür wurde er abgefunden durch die Schöpfung eines Großherzogthums Frankfurt, gebildet aus den dem Fürsten Primas (Dalberg) nach der Abtretung von Regensburg (an Baiern) gebliebenen und durch Fulda und Hanau vermehrten Besitzungen. Deßhalb wurde auch die früher geschehene Ernennung des Cardinals Fesch zum Nachfolger Dalberg's als „nicht geschehen" betrachtet, „weil die Grundsätze des Reiches eine Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht nicht gestatteten". Das neue Fürstenthum, das Glied des Rheinbundes, behielt Fürst Primas auf seine Lebensdauer, um es bei seinem Tode an den Prinzen Eugen und dessen männliche Nachkommenschaft zu vererben. Starb auch diese aus, so fiel das Großherzogthum an das französische Kaiserreich.

Das Großherzogthum Frankfurt war nicht das einzige Gebiet auf dem rechten Rheinufer, das schon völlig zur französischen Provinz vorbereitet ward; das Großherzogthum Berg befand sich in ähnlicher Lage. Durch Murat's Verpflanzung nach Neapel war es erledigt; ein Decret vom 3. März 1809 übertrug das Fürstenthum zum Schein an den ältesten, damals kaum fünfjährigen Sohn Ludwig's von Holland; in der That ward das Land von einem französischen Staatsrath wie eine Bonaparte'sche Präfectur verwaltet.

Auch der Nepotismus trug dem gewaltigen Herrscher bittere Früchte. Er selbst verachtete diese Lehnsfürsten seiner Schöpfung und ließ sie das bei jeder Gelegenheit fühlen; sie sollten nichts als Creaturen des kaiserlichen Willens, ihre Königreiche und Fürstenthümer nur verhüllte Präfecturen des großen Reiches sein. Allein es regte sich in den neugeschaffenen Monarchen theils der natürliche Trieb selbständigen Regierens, theils das berechtigte Streben, die Interessen der ihnen anvertrauten Länder gegen fremde Selbstsucht, namentlich gegen die Folgen der fortwährend geschärften Continentalsperre, zu schützen, und dies um so mehr, als Napoleon durch die sogenannten Licenzen, die er für Geld ausstellte, sich selbst Ausnahmen von seinem strengen Continental-System erlaubte. Am meisten litt unter demselben Holland, daher ermannte

sich König Ludwig von Holland, nach wiederholten vergeblichen Vorstellungen an seinen kaiserlichen Bruder, zu dem Entschlusse, eine Krone niederzulegen, die er mit Ehren und gutem Gewissen nicht länger tragen konnte. Anfangs Juli 1810 dankte er ab, verließ Holland und lebte in Gratz als Graf St. Leu. Er kam damit seiner schon vorbereiteten Absetzung zuvor. Holland ward nun eine französische Provinz, „die ohnehin nur eine Anschwemmung französischer Flüsse sei"!

Vier Monate später brachte der Moniteur ein Decret, vom 12. November, das die Vereinigung von Wallis verfügte. Der Bau der Simplonstraße war als Motiv angeführt; Wallis habe keine der Verbindlichkeiten erfüllt, die es eingegangen, als Frankreich den Bau dieser Straße unternommen. Außerdem sei es wünschenswerth, der Anarchie ein Ende zu machen, die das Land heimsuche. Noch war der Eindruck dieses Gewaltstreiches frisch, als er durch einen neuen, größeren überboten ward. Ein guter Theil der deutschen Nordseeküste hatte das gleiche Schicksal wie Wallis. Noch blieben in Nieder-Deutschland, nachdem Hannover im März 1810 mit Westfalen vereinigt war, Oldenburg, die Hansestädte, Lauenburg und einige kleinere Gebiete als Beute übrig; Oldenburg, die Salm'schen und Aremberg'schen Gebiete gehörten zum Rheinbunde. Die Hansestädte empfanden sehr drückend die Last militärischer Occupation und der auch über sie verhängten Handelssperre. Hamburg, das nicht allzu gewissenhaft in Vollziehung der Sperrmaßregeln sein mochte, zog den besonderen Unmuth Napoleon's auf sich. „Hamburg" hieß es, „muß wieder ein Fischerdorf werden; es ist nichts als eine englische Colonie auf dem Festlande". Am 13. Dec. wurden außer Holland die niederdeutschen Gebiete an der Nordsee „bis zur Elbe oberhalb des Ausflusses der Stecknitz" für integrirende Theile des Reichs erklärt, in zehn Departements eingetheilt und deren Organisation in den Grundzügen festgestellt. Französische Verwaltung, Justiz, Steuerwesen, Gesetzgebung, Conscription, Polizei sollten sofort darin eingeführt, die deutsche Sprache durfte bei amtlichen Geschäften neben der französischen gebraucht werden. Ueber die drei deutschen Departements war eine Regierungs-Commission gesetzt, an deren Spitze der General-Gouverneur Marschall Davoust stand. Dieser versagte sich selbst den Genuß muthwilliger Bubenstreiche nicht; seine Polizei- und Douanenknechte trieben nicht nur an den Thoren die Visitation auf's lästigste und schamloseste, sie trugen auch ihre Brutalität bis in die Häuser und Familien hinein. Mancher ehrliche Mann, der ein unvorsichtiges Wort hören ließ, ward aufgegriffen und in die magdeburger Casematten gebracht. Auf zweifelhafte Denunciationen hin wurde über Schiffer und angebliche Schmuggler nach den französischen Blutgesetzen abgeurtheilt und über manchen, den der Hunger zum Schleichhandel getrieben, ward Brandmarkung, Zwangsarbeit und Todesstrafe verhängt.

Die Reunionen vom December 1810 bezeichnen den Höhepunkt der herrschenden Willkür und den äußersten Grad der allgemeinen Rechtslosigkeit; aber sie waren auch der letzte Act dieser Art. Wenn Ludwig

Vierzehnte einst deutsche Gebiete einzog, suchte er doch nach irgend einem Rechtsvorwand, so haltlos er auch sein mochte; jetzt wurden Länder im Umfange von 100 Q.-Meilen als „durch die Umstände geboten" einverleibt. Was konnte nicht Alles unter diesem Titel noch heimgefordert werden, zumal wenn selbst die Verwandtschaft mit dem russischen Kaiserhause nicht mehr vor dem Untergange schützte! Es war freilich auch denkbar, daß dieser letzte Schlag den schon gelockerten Bund mit dem Czaren vollends sprengte.

112. Napoleon's Feldzug gegen Rußland, 1812.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen, mit Zusätzen nach Heinr. von Sybel's kleine historische Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Freundschaft von Tilsit war seit 1809 etwas erkaltet. Schon der Friede von Wien hatte den Czaren peinlich berührt, indem er darauf gerechnet hatte, daß Galizien, wenn Oesterreich es verlieren sollte, nicht anders als russisch werde, während nun das ihm unheimliche Herzogthum Warschau (das Bollwerk gegen Rußland) eine neue ansehnliche Vermehrung (s. S. 742) erhalten hatte, Rußland aber durch die Abtretung Bialystocks nothdürftig abgefunden worden war. Eine zweite unangenehme Ueberraschung für den Czaren war der plötzliche Abbruch der Unterhandlungen wegen der Vermählung Napoleon's mit einer der Schwestern Alexander's; er sah darin schon den ersten Schritt zur Lösung der Allianz von Erfurt. Bald fand man auch die Nachtheile, die der Handel und die Finanzen Rußlands durch die Continentalsperre erlitten, unerträglich und beschloß durch ein neues Zoll-System der drängenden Noth abzuhelfen. Ein neuer Zolltarif ließ die Einfuhr der Colonialwaaren unter neutraler Flagge zu, prohibirte dagegen mehrere wichtige französische Handelsartikel und legte auf den Wein einen hohen Zoll. Endlich mußte der Petersburger Hof noch eine dritte Ueberraschung erleben durch die plötzliche Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, des Gemahls der Schwester von Alexander's Mutter, worin der Czar eine absichtliche Kränkung des Kaiserhauses erblickte. Diese veränderte Situation prägte sich seit den ersten Monaten des Jahres 1811 im Verkehr beider Mächte deutlich aus. Der Czar beschwerte sich über die Reunionen, Napoleon über den neuen Zolltarif, den er als einen Abfall von dem Continental-System bezeichnete. Auf beiden Seiten warf man sich feindselige Schritte vor, auch wenn jeder der beiden Verbündeten fortfuhr, seine Friedensliebe zu betheuern.

Dennoch war man beiderseits seit dem Anfange des Jahres 1811 mehr mit Rüstungen als mit Friedensgedanken beschäftigt und beide Theile sahen sich nach Verbündeten um. Rußland konnte auf die Völker

zählen, welche Napoleon im Rücken ließ, wenn er den Niemen überschritt und auch Schweden, wo im Sommer 1810 der Marschall Bernadotte zum Thronfolger erwählt worden war, schien wegen der Conflicte über die Continentalsperre, jetzt der Verbündete seines alten Erbfeindes, Rußlands, werden zu wollen. Auf Napoleon aber machten selbst die Warnungen seines Bruders Hieronymus keinen Eindruck. Wenn er nur der Regierungen sicher war, so machte ihm die Verzweiflung der Völker keine Sorge. Der Rheinbund war ihm unterthan und mußte ein Contingent von 100,000 Mann stellen, Oesterreich, welches die russischen Vergrößerungen auf Kosten der Pforte nicht gleichgültig ansehen konnte und daher ein natürliches Interesse am Kampfe gegen Rußland hatte, ward rasch und leicht gewonnen. Der bisherige Gesandte in Paris, Graf Metternich, welcher eben Minister geworden war, schloß, gegen das Versprechen einer territorialen Vergrößerung (etwa durch das 1809 abgetretene Illyrien) im Falle des Sieges, sein Bündniß mit dem neuen Schwiegersohne des Kaisers und stellte zu der großen Armee 40,000 Mann unter General Graf Schwarzenberg. Preußen, dessen Grenzen von Napoleon's Truppen und Verbündeten umschlossen, dessen Festungen theilweise in seiner Hand, dessen Straßen seinen Durchzügen geöffnet waren, entschloß sich, nach längerem Schwanken zwischen einem russischen und einem französischen Bündnisse, zuletzt nothgedrungen zur Allianz mit Frankreich und stellte 20,000 Mann. Statt der Erhebung war die Unterwerfung erfolgt. Scharnhorst legte das Ministerium nieder, Gneisenau und 300 andere Officiere nahmen den Abschied, zum Theil um in englische, russische, spanische Dienste zu treten. General York wurde Befehlshaber des preußischen Hülfscorps, zwar ein so heftiger Feind der Franzosen, wie irgend einer, aber zugleich von jeher ein Gegner des Stein'schen Liberalismus, verzweifelnd über das Loos, den Franzosen zu dienen, aber entschlossen, rücksichtslos bei seinem Kriegsherrn auszuhalten. Er wurde dem Marschall Macdonald zugewiesen, der 30,000 Mann gegen Riga führte, um den äußersten linken Flügel der großen Armee zu bilden, so wie Schwarzenberg die äußerste Rechte derselben in Südpolen abschloß.

Es war seit Menschengedenken keine ähnliche Kriegsrüstung gesehen worden. Ueber 600,000 Soldaten waren auf dem Marsch nach Rußland: Franzosen, Deutsche aller Länder und Stämme, Italiener, Polen, Holländer, Schweizer, selbst einzelne Abtheilungen Spanier und Portugiesen. Was jetzt gleich anfangs die Grenze überschritt, belief sich auf mehr als 450,000 Mann. Es waren treffliche, zum Theil auserlesene Truppen, die Feldherren der einzelnen Corps zählten zu den ersten ihrer Zeit, die oberste Leitung führte Napoleon selbst. Die Gegner hatten dem Andrange dieser Massen vorerst kaum die Hälfte entgegenzustellen; ihre Zahl, ihre Rüstung und ihre Führer durften sich mit den Napoleonischen nicht messen. Und doch waren die Wenigsten von der stolzen Zuversicht früherer Kriege erfüllt; eher regte sich die trübe Ahnung, daß hier ein Wagniß ohne Beispiel, ein Krieg von zwei-

felhaftem Ausgang unternommen werde. Bei den Franzosen selber war durch die letzten Kriege in Spanien und Oesterreich der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit erschüttert, die ungeduldige Kriegslust gedämpft. Die Führer strebten nach Ruhe und Genuß; dem Soldaten sagte ein Krieg nicht zu, dessen Mühen ungewöhnlich groß, dessen Lohn und Glanz gering war. Die anderen Truppen fochten gehorsam, aber zum großen Theil ohne Begeisterung; eine ungünstige Wendung des Schicksals mußte sie von den Fahnen des fremden Eroberers zu den Interessen ihrer vaterländischen Sache zurücktreiben.

Rußland hatte sich der Gegner entledigt, die ihm an den westlichen Grenzen bedrohlich werden konnten. Mit Schweden war am 5. April ein Bündniß abgeschlossen worden, das den Lieblingswunsch Bernadotte's, die Erwerbung Norwegens, zu erfüllen versprach; die Türken ließen sich am 28. Mai zum Frieden von Bukarest bestimmen, wodurch Rußland sein Gebiet bis an den Pruth ausdehnte. Die Rüstungen aber waren in Rußland, wo man sowohl die Macht als die Schnelligkeit des Gegners unterschätzte, so schwach und langsam betrieben worden, daß man dem Centrum der großen Armee, welches 300,000 Mann stark war, und, von Napoleon selbst geführt, die Richtung nach Moskau einschlug, nur etwa 100,000 Mann entgegen stellen konnte. Dieses Mißverhältniß führte von selbst, ohne daß dies von Anfang an eine planmäßige Berechnung war, darauf, den Krieg, nach Art der alten Parther, durch stetes Zurückweichen zu führen, so daß die Kräfte des Feindes auf dem unfruchtbaren Boden und an den großen Dimensionen des Reiches auch ohne Kampf allmählich erschöpft würden.

Beim Vordringen der Franzosen nach Litthauen zeigten sich bald die Schwierigkeiten des Marsches und der Verpflegung einer halben Million Menschen. Erst litt man unter drückender Hitze, dann machten anhaltende Regen die Wege bodenlos, die Pferde fielen zu Tausenden und verpesteten die Luft, eine bösartige Ruhr raffte viele Menschen hin. Ordnung, Zucht und Gehorsam lockerten sich täglich mehr unter der zwingenden Noth von Hunger, Durst und Ermüdung. Erst bei Smolensk (17. August) erreichte man die russische Armee unter Barclay; auch ihr hatte der Rückzug seit Wilna, ohne Kampf, an Kranken, Desertirten und Nachzüglern 30—40,000 Mann gekostet, so daß Barclay schon wegen seines beständigen Rückzuges am Hof verdächtig geworden war. Der Kampf um den Besitz von Smolensk war nicht die entscheidende Schlacht, welche die Franzosen suchten, sie gewannen nur eine verlassene brennende Stadt, die keine Zuflucht für die ersehnte Erholung bot. Die Russen zogen sich abermals zurück.

Die große Armee zählte nach den Kämpfen bei Smolensk nur noch 155,000 Mann. Diese begannen den entscheidenden Zug gegen Moskau, der den Frieden bringen sollte, unter noch größern Mühen und Entbehrungen als zuvor; denn in Altrußland verfuhr man gegen die Franzosen, wie einst gegen die Mongolen: die Landleute flüchteten in die Wälder, die Vorräthe wurden vernichtet, gegen Nachzügler und

Zersprengte ein kleiner Krieg geführt. Die Russen hatten durch die letzten Kämpfe eher Muth gewonnen als verloren, der nationale und religiöse Eifer im Volke wuchs, je mehr der Feind sich der heiligen Hauptstadt des Reiches näherte, Barclay, der für einen Fremden galt (er war ein Liefländer) und schon bei Smolensk fast eine Auflehnung der namhaftesten Officiere (an deren Spitze der Großfürst Constantin und Bennigsen standen) erlebt hatte, legte den Oberbefehl nieder und erhielt zum Nachfolger den 70jährigen Kutusow, dessen Name durch die Erinnerung an Austerlitz freilich keinen vortheilhaften Klang hatte. Aber er war ein ächter Russe, verstand besser, als Barclay, die Massen zu behandeln und gab bereitwilliger, als dieser, der Kampflust des Heeres nach.

So begann denn am frühen Morgen des 7. September mit fast gleichen Kräften auf beiden Seiten der Riesenkampf bei Borodino an der Moskwa. Auf einem engen Raum waren 250,000 Menschen, die mit Erbitterung und Ausdauer fochten, unter dem Feuer von 1200 Geschützen, zusammengedrängt. Um die Mängel ihrer Stellung, besonders auf dem linken Flügel zu decken, hatten die Russen vier Schanzen angelegt; um diese Schanzen entspann sich der zäheste und blutigste Kampf. Wiederholt genommen und verloren, geriethen sie nach lange schwankendem Gefecht in die Hände der Franzosen. Aber ein entscheidendes Ergebniß war damit nicht erfochten; auf den Seiten wogte der Kampf noch ungewiß hin und her, und an den Stellen, wo die Schlacht am heftigsten gewüthet, trat nach neunstündigem Ringen die natürliche Ermattung ein. Napoleon verhehlte sich nicht, daß das Ergebniß ein unvollkommenes sei. Zwar hatte er noch über 20,000 Mann frischer Kerntruppen, darunter die Garden, zur Verfügung; eine Macht, die ohne Zweifel hinreichte, die volle Entscheidung zu bringen. Es war sonst seine Weise nicht, solch einen letzten vernichtenden Schlag dem Gegner zu ersparen. Aber dieses Mal fehlte ihm die Kühnheit, die äußerste Kraft daranzusetzen. „Ich werde," soll er zu seiner Umgebung gesagt haben, „meine Garden nicht zertrümmern lassen; 800 Stunden von Frankreich weg, riskirt man nicht seine letzte Reserve." Die Opfer des Tages waren ungeheuer. Ueber 80,000 Mann deckten todt oder verwundet das Schlachtfeld; Gefangene waren auf beiden Seiten wenige gemacht worden. Der Tod hatte namentlich unter den Führern eine reiche Aernte gehalten; bei den Franzosen waren 10 Generale getödtet und eine Menge verwundet worden. Auch die Russen zählten unter den Verlusten eine Anzahl ihrer Führer; der namhafteste war Bagration. Er und Barclay hatten das Beste an diesem Tage gethan, Kutusow war nicht im Feuer gewesen. Zu allem dem stand das Ergebniß des blutigen Tages außer Verhältniß. Napoleon hatte zwar das Schlachtfeld behauptet und es war nur eben Kutusow's russische Taktik, mit einem Sieg, den er erfochten, zu prahlen und dafür Dankfeste hervorzurufen; allein der Erfolg der Franzosen war solcher Opfer nicht werth. Die Russen zogen sich in vollkommener Ordnung zurück; sie

waren nur verdrängt, nicht so geschlagen, daß der Friede der Preis sein mußte.

Als der Rest der großen Armee sich Moskau näherte, in der Hoffnung, hier die ersehnte Ruhe und das Ziel des Kampfes zu finden, verließen die Bewohner bis auf wenige, meist dort angesiedelte Ausländer, die Stadt. Daher beschlich die Sieger bei ihrem Einzuge am 14. September ein peinliches Gefühl, da sie nur öde Straßen fanden; daß man sich inmitten einer Brandstätte befand, ahnete man nicht. Auch als am Abend an einzelnen Stellen Feuer ausbrach und man vergeblich nach Löschanstalten suchte, schrieb man das auf Rechnung des Zufalls; wie aber am 15. das Feuer um sich griff und bald über die ungeheure Stadt ein gewaltiges Flammenheer hinwogte, wie Napoleon selber am Abend des andern Tages den Kreml verlassen mußte, da war keine Täuschung mehr möglich. In ohnmächtigem Grimme sprach er von Skythen, die nach Barbaren-Art ihre Kriege führten. Es war kein Zufall, sondern die That eines Einzigen, der sie auf eigene Verantwortung vollbrachte. Der Urheber war Graf Rostopschin, der Gouverneur von Moskau, ein ächter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg. Wie Kutusow sich zurückzog, traf er alle Maßregeln, das Ungeheure ins Werk zu setzen. Er schaffte die Vorräthe weg, zwang mit barbarischer Energie die Bewohner auszuwandern, ließ die Feuerspritzen wegschaffen, das Zuchthaus öffnen und durch die Sträflinge den Brand anfachen, zu dem der Zündstoff planmäßig angehäuft war. So stand denn Moskau, die Stadt, die den Frieden bringen sollte, in lichten Flammen; wie am 20. September der Brand allmählich erlosch, lagen zwei Drittheile der Stadt in Asche. Die Wirkung, welche die Katastrophe auf die französische Armee übte, läßt sich schwer beschreiben. Die Bande der Disciplin lös'ten sich; das Gebot, nicht zu plündern, übte keine Macht mehr, der jähe Umschlag von stolzen Siegeshoffnungen zur äußersten Rathlosigkeit gab sich in planlosen Thaten verzweifelter Wuth und Rache kund.

War Napoleon nicht gewiß, sich den ganzen Winter in Moskau behaupten zu können, so mußte er den Rückzug vor dem Eintritt des Winters antreten. Allein der Aberglaube an den Frieden war stärker als diese drohenden Gebote der Situation. Jetzt hing Alles davon ab, ob man in Petersburg standhaft bleiben würde oder nicht. Alexander selbst aber war weicher, geschmeidiger Natur, die in solch furchtbar ernster Lage der festen Anlehnung bedurfte. Darum war es als eine weltgeschichtliche Fügung zu betrachten, daß er jetzt den Mann an seiner Seite hatte, dessen unerschrockene Seele Furcht und Schwanken nicht kannte. Stein, der Geächtete, war in Petersburg und setzte, nachdem ihm Deutschland verschlossen war, dort seinen Krieg gegen Napoleon fort. Der Czar hatte ihn kurz vor dem Ausbruch des Krieges zu sich eingeladen, damit er seinen Rath und seine Mitwirkung der großen Sache leihe. Stein folgte dem Rathe. Er wollte nicht in russische

Dienste treten, sondern nur an den deutschen Angelegenheiten, die sich im Laufe des Kampfes ergeben würden, auf eine seinem Vaterlande nützliche Weise Theil nehmen. Es war Stein's erstes Bemühen, jeden Gedanken an einen faulen Frieden zu bekämpfen und das Interesse des Kaisers für die große Wendung, die dieser Krieg nehmen konnte, zu gewinnen: einen trefflichen Helfer fand er an Arndt, der jetzt auf Stein's Ruf in der russischen Hauptstadt eintraf.

Während man in der nächsten Nähe des Kaisers die Fassung verlor, die Mutter Alexander's, Constantin, Romanzow verzagt nach Frieden riefen, blieb Stein aufrecht in ungebeugtem Muthe, stählte die Zuversicht der Gleichgesinnten und schreckte die Feigen. Jetzt erst begann die nationale Erbitterung, die dem fremden Eindringling die Verwüstung der heiligen Stadt zuschrieb, sich zur Höhe zu steigern. Die Erregung der Massen theilte sich den Behörden und der Regierung mit und gab dem nationalen und religiösen Rachekrieg erst seinen furchtbarsten Aufschwung.

So oft in früheren Tagen war die psychologische Rechnung Napoleon's zugetroffen und hatte ihm den Sieg verschafft; diesmal täuschte er sich. Es war ein Fehler, der die Gestalt der Welt verändern mußte. Napoleon saß ruhig in Moskau und wartete auf den Frieden, der nicht kam. Der russische Kaiser untersagte jede Verhandlung mit dem Feinde. Jetzt war der Rückzug unvermeidlich; ein Rückzug, nachdem fünf unwiederbringliche Wochen in müßigem Warten versäumt waren. Am 18. und 19. October, gerade ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig, brach Napoleon von Moskau auf. Seinen Abmarsch aus der russischen Hauptstadt bezeichnete er durch ein Denkmal ohnmächtiger Wuth: er ließ den Kreml sprengen. Es waren wüste, hülflose Landstriche, durch die man ziehen mußte, die Lebensmittel, die man von Moskau mitgenommen, waren in den ersten acht Tagen zum Theil schon verzehrt, man ging daher bitterer Noth entgegen. Schon jetzt begann die Armee sich aufzulösen, den Truppen fehlte es an Ruhe und Verpflegung, die Zugpferde fielen in Masse und mit ihnen schwanden die Transportmittel für Munition und Proviant.

Dazu kam ein neuer furchtbarer Feind, der nordische Winter. Seit den letzten Tagen des October erhoben sich eisige Nordostwinde, in der ersten Woche des November fiel der Thermometer auf 12, auf 18 Grade. Jetzt löst'te sich Alles auf; die Unglücklichen erstarrten in Schnee und Kälte, die Regimenter und ihre Ordnung existirten nicht mehr, der Jammer war unbeschreiblich, die nachdrängenden Russen fanden unübersehbare Haufen von Leichen, todte Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen; man glaubte ganze Armeen von erstarrten Menschen zu sehen. Von den Fliehenden warfen schon viele ihre Waffen und ihre Patronen weg, an Kampf war mit diesen Haufen nicht mehr zu denken. Zugleich drängte eine Unglücksbotschaft die andere. Von den Flügeln war keine Hülfe mehr zu hoffen, in Witebsk waren schon die Feinde. Von Paris selbst kam aber die merkwürdigste Botschaft. Ein ehemaliger

Soldat der Republik, General Malet, hatte es wagen können, in einem abenteuerlichen Handstreiche den Tod des Kaisers auszurufen, sich selbst als Regenten zu proclamiren, und dieser wunderliche Spuk hatte ein paar Stunden dauern können, ohne daß die kaiserlichen Behörden und der Eifer des Volkes den Verschwörer entlarvten! Der Feind drängte von Osten und Norden heran und fing an im Westen den Rückweg zu bedrohen. Kutusow's scheue Vorsicht rettete dieses Mal die Franzosen, er hielt den Gegner für stärker, als er war und mied gern den Anlaß, sich mit Napoleon selbst zu messen. „Man müsse," sagte er, „dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, um sich keine unnütze Mühe gegen ein Heer zu machen, das doch in kurzer Zeit von selbst zu Grunde gehe." So kam es nur zu Gefechten, die zwar für die Franzosen verlustvoll genug waren, aber doch den völligen Untergang abwehrten.

So näherten sie sich der Beresina. Hier stand schon ein feindliches Corps und hielt den Uebergang bei Borisow besetzt. Der Rest der „großen Armee", die noch in der Zahl von 100,000 die Hauptstadt verlassen hatte, zählte jetzt noch etwa 12,000 waffenfähige Soldaten! Ohne die Corps von Oudinot und Victor, die vom nördlichen Ufer der Düna herkamen, war es nicht denkbar, die Beresina zu überschreiten. Auch ihre Truppen waren gewaltig gelichtet worden, aber es waren doch noch etwa 18,000 Mann, die mit den Trümmern der „großen Armee" verglichen, einen stolzen Eindruck machen mochten. Ihr Erstaunen und Entsetzen war denn auch nicht zu beschreiben, als sie zuerst mit den aufgelös'ten, in Lumpen eingehüllten Jammergestalten zusammentrafen, welche diese große Armee bildeten.

Durch Mangel an Vorsicht von russischer Seite, gelang es den Franzosen unter neuen Kämpfen den Uebergang über die Beresina zu gewinnen, indem sie zwei Meilen weiter aufwärts, als wo ihr Uebergang erwartet wurde, unter großen Mühen und mit den dürftigsten Hülfsmitteln Brücken schlugen. Der Rest des Heeres war gerettet, um binnen Kurzem einem schlimmeren Feinde zu erliegen. In der Nacht zum 28. November trat von Neuem strenge Kälte ein und steigerte sich in der ersten Woche des December bis zu 25 Grad und mehr. Es waren der Opfer nicht mehr viele aufzuzehren; was aber übrig war, schmolz rasch zusammen. Von der halben Million mit 1200 Geschützen, die im Sommer ausgezogen war, fand sich hinter der Weichsel kaum der zwanzigste Theil noch übrig. Niemals hatte ein ähnlicher Stolz einen gleich ungeheuren Sturz erlebt. Die beiden Kaiser, welche fünf Jahre früher dort am Niemen die Welt zu theilen unternommen, hatten, jetzt in einem riesigen Zweikampfe, die beste Kraft ihrer Reiche sich gegenseitig hingeschlachtet. Denn auch die siegenden Russen hatten kaum weniger als die besiegten Franzosen gelitten. Der sechsmonatliche Feldzug hatte ihnen 300,000, den Franzosen eine halbe Million Menschen gekostet. Die Wirkung in den deutschen Grenzlanden war im ersten Augenblicke betäubend. Die Russen zauderten, ihre Grenze

zu überschreiten. Noch stand Macdonald mit mehr als 20,000 Mann in Kurland. Als er den Befehl zum Rückzug erhielt, waren die Russen doch nicht im Stande, von Litthauen her schneller, als er, die ostpreußische Grenze zu erreichen; höchstens durch leichte Vortruppen konnten sie seinen Rückzug beunruhigen. Zwei Drittel des Corps bildeten nun jene preußischen Divisionen, deren Anführer York einige Wochen früher mit Macdonald völlig zerfallen war. Sein alter Haß gegen die Franzosen war seit seiner Unterordnung unter ihren Dienst grimmiger als jemals; das ganze Corps theilte seine Stimmung. Er übersah mit seinem schneidenden Verstande die Lage vollkommen, die völlige Vernichtung der großen Armee, die Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses. Er sah, daß, wenn er unter Macdonald's Fahnen blieb, 40,000 und bald 60,000 Mann den Russen die ostpreußische Grenze sperrten, höchst ausreichend bis zur Ankunft Napoleon's mit einem neuen Heere; fiel er ab, so konnten die 20,000 Franzosen sich in Ostpreußen nicht mehr behaupten, dort erhob sich das Volk, es gab für die Gegner keinen Halt mehr bis zur Oder, vielleicht bis zur Elbe, die altrussische, dem Offensivkriege abgeneigte Partei wurde durch die Umstände fortgerissen, der Krieg und mit ihm die Erhebung wälzte sich, nicht zu ermessen in ihrem Ausgang, nach Deutschland hinein. Er marschirte so langsam wie möglich, und sandte einen Adjutanten eilfertigst nach Berlin, um den König um einen Befehl zu bitten. Dieser aber, in seiner Hauptstadt von Franzosen umringt, wagte keine Antwort zu geben und sandte trotz alles Drängens und Flehens den Botschafter ohne Entschließung zurück. „Um Gott, Majestät“, fragte der Adjutant in seiner letzten Audienz, „soll der General in jedem Falle der Allianz treu bleiben?“ „Je nach den Umständen“, war die Antwort. Und doch erschien das Alles in der unerhörten Krisis der Welt als leere Formsache. Auch der König sah ja im Grunde der Seele nur in Napoleon seinen Feind, es galt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes, jetzt oder nie. York faßte plötzlich, als die Russen schon an ihm verzweifelten, seinen Entschluß, wodurch er sein Corps von den Franzosen trennte und trotz der französisch-preußischen Allianz neutral stellte.

---

113. Deutschlands Befreiung, 1813.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Vorlesungen über die Freiheitskriege, Heinr. von Sybel, kleine historische Schriften, und K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt.)

Als Napoleon am 5. December 1813 in Smorgoni den Schlitten bestieg, um nach Paris vorauszueilen, verabschiedete er seine Marschälle mit den Worten: „Ich verlasse Euch, aber um 300,000 Mann zu ho-

len.“ Am 18. war er in Paris, der Trauerzeitung aus Rußland voraus. Wieder mit gewohntem Zauber riß er hin, weckte Muth, Wetteifer, Hingebung. Mit unglaublicher Energie ward gerüstet, von der Weichsel aus den Feldzug des nächsten Frühjahres zu beginnen. Selbst ein Theil der Truppen aus Spanien ward abberufen und eilte nach Deutschland. Der Rheinbündner ist Napoleon gewiß, sie sind eifrig, neue Conscriptionen zu senden. Von Preußen, von Oesterreich kommen die besten Zusicherungen; den Enthusiasmus der Polen erneut die wachsende Gefahr. Da aber schlug ein Feuer auf, das alle Berechnungen zu Schanden machte. Freilich nicht in der Form einer spanischen Insurrection erhob sich Norddeutschland, nicht in der Mord- und Raubgier der entfesselten Volkswuth Rußlands stürzten wir uns auf die hinschleichenden Haufen unserer Peiniger; wir pflegten die Sterbenden, nährten die Verhungerten, und ein Zeuge jener großen Zeit sagt mit Recht: „Die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Erbitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters.“ Nicht Rache, sondern Befreiung war es, die wir wollten.

Noch befand sich der König von Preußen in Potsdam, so gut wie in Feindes Hand; man erhielt sichere Kunde, daß Augereau damit umgehe, sich seiner Person zu bemächtigen. Es galt, ihn hinwegzuretten; am 22. Januar ging er nach Breslau, zwei Tage darauf folgte Hardenberg. Schon verbreiteten die Russen sich über Ostpreußen; mit Vollmachten von Alexander kam Stein, die preußischen Stände zur Bewaffnung aufzurufen; immer höher schwoll die Bewegung der Gemüther. Am 3. Februar ward der Aufruf zur Bildung freiwilliger Schaaren, am 9. der zur allgemeinen Bewaffnung unterzeichnet. Noch war nicht ausgesprochen, gegen wen; aber wer hätte gezweifelt? Es gab ja nur einen Feind. Auf des Königs Ruf erhob sich das Volk, „mit Gott für König und Vaterland“ zu kämpfen.

Stein, hier wie alle Zeit der rechte Hort der deutschen Sache, eilte nach Kalisch, dem Hauptquartier Alexander's (7. Februar); dann, krank wie er war — es könne sein Tod sein, sagten die Aerzte — nach Breslau, den König über seine Lage aufzuklären: „Wenn Preußen fortfährt, mit Frankreich zu halten, ist Alexander entschlossen, die preußischen Länder bis zur Weichsel in Besitz zu nehmen, sie dem russischen Reiche einzuverleiben.“ Und noch vergingen zehn kostbare Tage; endlich am 27. Februar kam der Vertrag von Kalisch zu Stande: es verpflichteten sich Preußen und Rußland, neben den offenen Artikeln für Schutz und Trutz, insgeheim nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Preußen in dem Bestande von 1806 hergestellt sei. Am 15. März kam Alexander nach Breslau. Tags darauf erfolgte die Kriegs-Erklärung Preußens, am 17. des Königs herrlicher Aufruf „An Mein Volk“ und das „Aufgebot der Landwehr“. „Jetzt ist der Augenblick gekommen“, sprach der König, „wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört;.... welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden

mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein; es ist der letzte entscheidende Kampf." Und zum Heere: „Fühlt doppelt Eure heilige Pflicht; des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder Geringste im Heere, verschwinde in dem Ganzen; wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich." Dann die Proclamation von Kalisch (25. März), von Kutusow unterzeichnet, in der beide Monarchen „den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit ankündigen". In diesem Augenblicke war alles preußische Land bereits ein einziges großes Heerlager, das Bild einer ungeheuern schwärmerischen Aufregung und einer festen todesmuthigen Entschlossenheit. Ueberall strömten Jünglinge und Männer zu den freiwilligen Jägern, die Universitäten lös'ten sich auf, in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer aus dem Auditorium zum Regiment, die Akademie in Liegnitz, die obern Klassen der Gymnasien standen leer. Berlin allein stellte in 14 Tagen 9000 Mann, darunter 370 Gymnasiasten; als eines Tages 80 Wagen dieser Freiwilligen auf einmal in Breslau ankamen, führte Scharnhorst den König, der stets noch Zweifel hatte, an das Fenster und fragte, ob Se. Majestät sich nun überzeuge. Dem Könige stürzten die Thränen aus den Augen. Wie die Jugend, so das Alter; Familienväter und Greise stellten sich, und mehr als ein Mädchen trat verkleidet in die Reihe der Männer, um dem Vaterlande Blut und Leben darzubringen. Preußen, welches am 1. Januar 42,000 Mann unter den Waffen gehabt, stellte bis Ende März, bei einer Bevölkerung von 4½ Million, 110,000 Mann, und dazu während des April und Mai noch 170,000 Mann Landwehr, welche eben so militärisch brauchbar war, wie die Linientruppen. Und das geschah nach dem Unheil von 1806, nach der sechsjährigen Unterdrückung und Aussaugung, nach den Opfern und Leiden von 1812. Der Staat war im größten Geldmangel, die Flinten mußten erst aus England kommen, es gab nicht Tuch genug, die Massen zu kleiden, und keine Vorräthe, sie zu nähren. Es machte keinen Unterschied, keine Stockung entstand. Wer etwas Brauchbares hatte, gab es hin, und der Soldat war eben so bereit, zu hungern und zu frieren, wie zu kämpfen und zu fallen. Die schlesischen Gutsbesitzer schickten ihr Vieh, ihre Frucht- und Kartoffelvorräthe, schickten ihre Knechte und kamen dann selbst mit ihren Söhnen zur Armee. Ueberall vertauschten die Frauen den goldenen Schmuck mit eisernem, um ihre Spangen und Ringe den Kriegskassen abzuliefern. Und wie im Leiblichen, so auch im Geistigen. Die Poesie erhob sich wie die Wissenschaft, um dem heiligen Kriege seine Waffen zu schmieden. Es sind nicht die ersten Talente, die hier auftraten, aber auch unsere Literatur darf stolz sein auf den kecken Lagerton in Körner's Liedern, auf Schenkendorf's tiefe Innigkeit, Arndt's polternden Ungestüm und Rückert's geharnischte Sonette. Zugleich wandten sich die Herzen von dem Irdischen und Nichtigen hinweg, dem Ewigen und Göttlichen zu; eine ernste und glühende Reli-

giosität wurde allgemeine Stimmung, man ging in den Krieg, wie zum Gottesdienst, mit tiefer und froher Andacht, das Bild des großen Vaterlandes vor Augen, welches aus dem Blute der Gefallenen zu der alten Herrlichkeit emporwachsen sollte. So entstand ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte gibt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühl und treuem Unterthanensinn.

Da sowohl Oesterreich als Sachsen neutral blieben, so hatten fürs erste Preußen und Rußland den Kampf noch allein zu bestehen. Napoleon hatte die Wintermonate hindurch mit der höchsten Anstrengung und der ganzen Fülle seines Organisations-Talentes gerüstet; Ende April war er mit 120,000 Mann neuer junger Truppen in eiligem Marsch durch Franken und Thüringen gegen die Elbe. Die Verbündeten hatten 85,000 Mann zwischen der Saale und der Elster versammelt, die Preußen unter dem alten Reitergenerale Blücher, die Russen nach Kutusow's Tode unter Wittgenstein. Trotz ihrer Minderzahl beschlossen sie, ihm nach einem geistreichen Plane Scharnhorst's von der Flanke her in seine langgedehnten Marschcolonnen zu fallen; so kam es am 2. Mai zu der Schlacht von Lützen, der ersten mörderischen Feuertaufe für das junge Blut der deutschen Freiwilligen. Ein entsetzlicher Kampf entstand um die Dörfer der französischen Schlachtlinie, deren Besitz mehrmals wechselt, die Blüthe der jungen Leute von Frankreich und Preußen findet hier den Tod, zugleich die versuchtesten Generale, die besonders auf französischer Seite ihren ungeprüften Neulingen das Beispiel der Todesverachtung schuldig sind. Allein auch Blücher ward verwundet, an seiner Seite fielen, tödtlich getroffen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, und schwerverwundet Scharnhorst, aber die Franzosen wichen, ganze Bataillone ergriffen die Flucht. Doch Napoleon warf sich ihnen entgegen, brachte sie wieder zum Stehen, und während seine Verstärkungen unter dem Vicekönig Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintrafen, und den rechten der Verbündeten heftig angriffen, ordnete er 16 Bataillone der jungen Garde unter dem Marschall Mortier, und ließ 60 Stück Geschütze unter dem Kartätschenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Russen einschmettern, und die brennenden Dorfstätten kamen wieder in seine Gewalt. Nur Groß-Görschen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermochte er den Verbündeten, da die russischen Garden schon zur Unterstützung in die Schlachtordnung einrückten, nicht zu entreißen. So standen beide Heere in beiderseitigem, unentscheidendem Vortheil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Sie hätte glänzend gewonnen sein müssen für die Verbündeten, wenn diese gleich Anfangs kraftvoll vorgedrungen wären. Allein zu geschweigen, daß der Angriff um 6 Stunden verspätet war, hatten immer nur einzelne Abtheilungen nach einander den Kampf auf-

genommen, während die anderen ihre Reihe abwarteten und die zahlreiche Reiterei dem feindlichen Geschütz ausgesetzt, aber sonst kaum gebraucht wurde. Scharnhorst sah die günstigste Gelegenheit und die trefflichsten Mittel vergebens dargeboten, und die nicht gewonnene Schlacht durch die Folgen zu einer verlorenen werden. Beide Theile schrieben sich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzosen die von Lützen, die Verbündeten die von Groß-Görschen nannten. Die Verbündeten, gegen 80,000 M. stark, meist alte versuchte Krieger und darunter die trefflichste Reiterei, hatten 10,000 Todte und Verwundete, worunter 8000 Preußen verloren. Die Franzosen, über 120,000 M., größtentheils Neulinge und fast nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Theil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten nicht weniger eingebüßt. Am 12. Mai ging die Hauptstärke der Franzosen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager. Mittags am 20. Mai drangen die Franzosen mit vier Heertheilen gegen die Spree vor, und überschritten dieselbe unter heftigem Gefechte an mehreren Punkten. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens sämmtlich dem Feind überlassen, nur Blücher allein hielt sich trotzig in der seinigen, wie er von Anfang sie innegehabt. Jedoch war seine Stellung, wie die des ganzen verbündeten Heeres überhaupt, für das Verhältniß der Truppenzahl viel zu sehr ausgedehnt, und ihm war nicht möglich, mit 18,000 Mann, soviel standen ungefähr unter seinem Befehle, den Raum von mehr als einer halben Meile gehörig zu besetzen. Folgenden Tages, am 21. Mai, mit erster Frühe begann die Schlacht auf's Neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten rangen die russischen Generale Miloradowitsch und der Prinz Eugen von Würtemberg hartnäckig mit dem Marschall Oudinot; das Gefecht blieb eine Zeitlang im Schwanken, endlich neigte sich der Vortheil sogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf diesem, sondern auf ihrem rechten Flügel sollte der Tag seine Entscheidung finden. Die Vorhut des Generals Barclay-de-Tolly wurde heftig angegriffen, zurückgedrängt, und endlich Barclay selbst zum Rückzuge gezwungen. Der General Lauriston führte diesen Angriff, ihm folgte der Marschall Ney, und diesem General Reynier, mit der ganzen Macht von 70,000 Mann, die von Hoyerswerda her endlich anlangen, und den entscheidenden Augenblick mitbringen. Die Verbündeten beschlossen Nachmittags 3 Uhr die Schlacht abzubrechen, und durch geordneten Rückzug weiterem Verluste vorzubeugen. Blücher gab seine Befehle, und in geschlossener Ordnung zogen die Truppen vom Schlachtfelde ab.

Diese zweitägige Schlacht, in welcher 90,000 Russen und Preußen gegen 140,000 Franzosen gestanden, und beide Theile nahe an 30,000 Todte und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein theurer Gewinn, sein Verlust war bei Weitem der größere, — über 18,000 französische Verwundete kamen in Dresden an, — und der Gewinn

des Schlachtfeldes, ohne Gefangene, und ohne ein Stück erobertes Geschütz (nur 5 unbrauchbar gewordene Kanonen waren ihm überlassen worden) dünkte ein schlechter Ertrag für solch blutiges Tagewerk. Seine Truppen und selbst seine besten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerstand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weise der Kriegführung, welche sich in diesem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf sich auf seine Feldherren, denen er Schuld gab, sie führten die Sachen lässig, sie versäumten, gewonnene Vortheile zu benutzen; er selbst begab sich an die Spitze des Vortrabs, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen.

Die Verbündeten zogen sich, Berlin Preis gebend, nach Schlesien. Ihr Muth war trotz der feindlichen Erfolge ungebrochen, das Vertrauen im Heere und im Volke so feurig wie jemals, der einzige Gedanke, nur keinen faulen Frieden zu schließen, bezeichnend für diese mächtige Gesinnung war eben der Rückzug an die böhmische Grenze. Die preußische Regierung wollte durchaus Berlin decken, der russische Oberfeldherr durchaus nach Polen retiriren — es ging aber nicht: von dem Strome des deutschen Willens getragen, hatten Stein und Blücher und York es durchgesetzt, daß man Alles Preis gab, nur nicht die Verbindung mit Oesterreich, dessen Erklärung für den ganzen Krieg entscheidenden Werth haben mußte.

Metternich hatte indessen seine Thätigkeit als Vermittler begonnen. Napoleon beschwerte sich mit bitterm Zorne über die Undurchsichtigkeit und Unzuverlässigkeit der Metternich'schen Politik; „mit Rußland", sagte er, „habe ich offenen Krieg, von Preußen kann ich nichts als Haß erwarten, aber daß mein Schwiegervater sich von mir abwendet und ohne Theilnahme am Kampfe für sich im Trüben zu fischen sucht, das ist unerträglich." Im Hauptquartier der Verbündeten aber war man vollends entrüstet, als Metternich die Bedingungen vorlegte, die er als Ultimatum aufstellen wollte, nach welchen Napoleon nur Warschau, Illyrien, die Hansestädte abgetreten, und Westfalen, Berg, Holland, Belgien, Italien, Spanien behalten hätte. Zum Heile Deutschlands und Europa's waren dem Stolze Napoleon's auch jene geringen Opfer unerträglich. Er ließ sich auf Unterhandlung und Waffenstillstand ein, lediglich um Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu gewinnen. Die patriotischen Männer des verbündeten Hauptquartiers beurtheilten ihn richtig und nahmen in dieser Voraussicht Metternich's Bedingungen an, in der Hoffnung, daß Napoleon seinerseits durch ihre Verwerfung Oesterreich dem großen Bunde zuführen würde. Der letzte Termin des Stillstandes war der 10. August; wenn an diesem Tage Napoleon's Zustimmung ausblieb, hatte Oesterreich die Kriegserklärung zugesagt. Mit tiefer Spannung warteten in Prag die Bevollmächtigten Stunde auf Stunde des kaiserlichen Couriers aus Dresden; der Abend kam, aber keine Botschaft von Napoleon; endlich schlug es Mitternacht, und einer unermeßlichen Last enthoben, erklärte der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt den Congreß beendigt. Durch die Nacht hin-

durch trugen Feuersignale die freudige Kunde von Berg zu Berg nach Schlesien hinüber, und ohne einen Augenblick zu warten, eröffnete dort der ungestüme Blücher die Feindseligkeiten. Am 15. kam, von dem französischen Gesandten endlich dem Kaiser entrissen, die Annahme des Ultimatums: es war zu spät, Oesterreich hatte den Krieg erklärt.

Selbst nach dieser gewaltigen Verstärkung war, nachdem einmal Napoleon Zeit gehabt, alle noch vorhandenen Kräfte Frankreichs und seiner Vasallen zu entfalten, keine Uebermacht auf Seite der Verbündeten. Dieses Verhältniß ist erst in neuester Zeit, nach den amtlichen Etats der kämpfenden Heere, festgestellt worden, nachdem die Franzosen 40 Jahre von den erdrückenden Massen ihrer Gegner geredet hatten. Napoleon besaß damals an der Elblinie von der böhmischen Grenze bis Hamburg 450,000 Mann, darunter stand die größte Masse um Dresden in vortheilhafter centraler Stellung. Die Verbündeten, vor Allem durch österreichischen Zuzug auf 470,000 Mann regulärer Truppen angewachsen, hatten ihre Streitkräfte in drei Heere getheilt, deren jedes aus verschiedenen Bestandtheilen des Bundes gemischt war. Die Hauptarmee, 160,000 Mann, enthielt die Oesterreicher nebst preußischen und russischen Corps; sie war zugleich das Hauptquartier der drei Monarchen und stand unter dem Oberbefehle Schwarzenberg's in Böhmen. In Brandenburg war aus Preußen, Russen, Schweden und Hanseaten die Nordarmee von 150,000 Mann gebildet, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, der keinem Franzosen ernstlich wehe thun wollte, so daß die preußischen Generale seines Heeres, Bülow und Tauenzien, mehr als einmal gegen seine ausdrücklichen Befehle kämpften und siegten. Endlich stand zur Verbindung dieser beiden Armeen General Blücher mit 60,000 Russen und 35,000 Preußen in Schlesien. Wie schon die Truppenzahl darthut, war ihm keine Hauptrolle in dem bevorstehenden Kampfe zugedacht, aber der Geist seines Hauptquartiers war so beschaffen, daß diese schlesische Armee sehr bald die treibende Feder des ganzen Krieges, und in allen großen Momenten die entscheidende Kraft wurde. Blücher selbst stand damals hoch in den Siebzigen, war aber frisch und kühn und unermüdlich, wie der jüngste seiner Officiere, erfüllt von dem vollen heißen, schweren Zorne dieses heiligen Krieges, der jedes Vermitteln, Verschleppen mit wildem Ungestüm zurückwies. Der Kriegsplan der Verbündeten — nicht, wie oft erzählt worden, von Bernadotte, sondern von dem Russen Toll entworfen und mit Radetzky und Knesebeck festgestellt — ging dahin, den zwischen ihren Heeren lauernden Gegner durch eine Anzahl vorbereitender Bewegungen mürbe zu machen. Diejenige Armee, auf die er einen Stoß führe, solle in fechtendem Rückzug ihn hinter sich herziehen, bis die andern herbeikämen, sich auf seine Flanke und seinen Rücken zu werfen.

Am 16. August begannen die Bewegungen. Oudinot sollte, während der Kaiser die aus Böhmen kommende österreichische und die aus Oberschlesien anrückende russische Armee in Schach halten werde, nach der

Mark einbrechen, den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die ganze Landwehr und „diesen Schwarm von Lumpengesindel“ zerstreuen, und wenn die Stadt Widerstand leistete, — 50 Haubitzen dieselbe in Brand stecken. In der Nähe Berlins, bei Groß-Beeren, kam es (23. Aug.) zur entscheidenden Schlacht; Bülow wagte sie wider die Meinung des Kronprinzen von Schweden; es waren die Preußen allein, die zur Schlacht kamen; zugleich der erste Ehrentag der Landwehren; ihre Kolbenschläge erzwangen den Sieg; Berlin war gerettet.

Hierdurch und durch das säumige Vorrücken Davoust's von Hamburg her war der große Angriffsplan Napoleon's gestört; vielleicht, daß die Mitte seiner Linie den Schaden ersetzte. Er erwartete einen Angriff von Böhmen her; Dresden schien stark genug, sich mehrere Tage halten zu können, die er selbst zu benutzen gedachte, die schlesische Armee zu zerstören. Er eilte an die Katzbach; so schwer es dem alten Blücher ankam, „die Künste des Fabius“ zu üben, er wich zurück, mied jedes Gefecht; und Napoleon zufrieden, den Feind mit seinen Avantgarden vor sich her getrieben zu haben, ging nach Dresden zurück, wo er eine große Schlacht mit der Fronte gegen den Rhein zu liefern hoffte. Da brach Blücher los, sich an der Katzbach auf Macdonald mit seinen 75,000 Mann zu werfen (26. August); unter strömendem Regen begann die furchtbare Schlacht. In drei Truppenzügen rückte das schlesische Heer Nachmittags um 2 Uhr gegen die Katzbach vor; Langeron auf dem linken Flügel, zwischen dem Gebirge und der wüthenden Neiße. York in der Mitte, durch das genannte Gebirgswasser; links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden, dieser auf dem rechten Flügel. Doch ehe diese Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in vollem Anzuge. Die Franzosen waren über die Katzbach, darauf über die wüthende Neiße gezogen. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derselben umändern, und schnell sind seine Maßregeln ergriffen. Die Ueberraschung störte seine Fassung nicht, er redete zu den Soldaten, als komme alles, wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher und wie alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!“ York griff auf der Ebene von Wahlstadt das französische Fußvolk an, welches ungestüm entgegenkam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entstand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonnet und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigte sich überall voran; die Truppen, anfangs in finsterm Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heut geht's gut.“ Blücher sendet an Sacken den Befehl, mit seinen Reitern dem Feind in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußische Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwischen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres

unter Langeron, derselbe sei im vollen Rückzuge begriffen. Blücher selbst zieht den Säbel, setzt sich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, schreit: „Vorwärts!“ und stürmt mit Ulanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelös'ten Zustandes der Verfolgenden gerathen diese selbst in Gefahr; die beiden letzten preußischen Reiter-Regimenter müssen aus dem Rückhalt hervoreilen, diese und die russische Reiterei, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entscheiden das Gefecht. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld. In den Engwegen des Neißethals aber gerieth alles in Verwirrung. Der Regen strömte noch immer, die Gebirgswässer wuchsen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluten rissen Brücken und Stege fort. Vergebens suchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tausende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, 30 Kanonen nebst ihren Pulverwagen, und vieles andere Fuhrwerk fielen in die Hände der Sieger. Die Finsterniß setzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen so durchweicht, daß ein Theil des Fußvolks seine Schuhe stecken ließ und barfuß einherzog. Große Ergebnisse waren mit geringem Verlust erkauft; der Heertheil von York, welcher im stärksten Kampfe gewesen, zählte kaum 500 Todte und Verwundete, auch der Feind hatte verhältnißmäßig wenig durch das Schwert verloren, desto mehr aber in den flutenden Gewässern und am meisten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Theil durch den Landsturm, der die Versprengten im Gebirge aufgriff. Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der Gefangenen waren 20,000, der genommenen Kanonen 105 und der Pulverwagen über 300. Blücher schätzte den Verlust des schlesischen Heeres auf höchstens 1000 Mann; vielleicht nie, sagt er am Schlusse seines Berichtes, sei ein Sieg mit so wenig Blut erkauft worden.

In denselben Tagen war die böhmische Armee über das Gebirge gegangen und hatte sich, 150,000 Mann stark auf Dresden geworfen, das man zum Widerstand zu schwach zu finden hoffte. Am 24. August Abends stand man zwei Meilen von Dresden; man konnte am 25. den Sturm unternehmen; Schwarzenberg zögerte bis zum 26. Nachmittags. So war es Napoleon möglich, aus Schlesien mit seinen Garden — in drei Tagen machten sie 19 Meilen — Dresden zu erreichen; „mit lachendem Muth“ musterte er seine Schaaren, dann brachen sie aus allen Thoren hervor; vergebens war das muthige Anstürmen der Verbündeten; der andere Tag vollendete ihre Niederlage; sie büßten 25,000 Todte und Verwundete, 18,000 Gefangene ein, ließen über 100 Kanonen, 18 Fahnen im Stich.

Nun schien der Weg gen Böhmen offen; Vandamme eilte, auf der großen Straße das Gebirge zu übersteigen; er warf Ostermann bei Peterswalde, er folgte ihm auf dem Wege von Culm; gelang es,

Töplitz und die nächsten Pässe zu gewinnen, „so war", sagt ein Kundiger, „das Hauptheer der Verbündeten in so unerhört mißlicher Lage, wie die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit hinsichtlich so großer Heeresmassen kein Beispiel aufzuweisen haben dürfte". Der ungeheuern Anstrengung der Russen gelang es, am 29. August Vandamme aufzuhalten; er erneuerte andern Tages den Kampf, er erwartete mit Gewißheit das Nachrücken anderer Corps; statt ihrer erschien Kleist auf den Nollendorfer Höhen in seinem Rücken; nun war er verloren; mit 10,000 Mann ergab er sich kriegsgefangen; der Rest war todt oder zersprengt.

Zum zweiten Male beschloß Napoleon, nordwärts die Offensive zu ergreifen. Während er selbst mit den Garden gegen Bautzen ging, Blücher's weiteres Vordringen zu hemmen, erhielt Ney den Befehl, mit etwa 66,000 Mann rasch auf Berlin loszugehen; „alle diese Kosackenschwärme et ce tas de mauvaise infanterie de landwehr werden sich, so wie sie Ihren Marsch erkennen, von allen Seiten auf Berlin zurückziehen". Napoleon wußte, daß die Nordarmee über einen Raum von zehn Stunden verbreitet stand; der Kronprinz hatte die Warnungen Bülow's und Tauenzien's von der Hand gewiesen. Nun brach Ney gegen die Vorhut des linken Flügels los; trotz des tapfersten Kampfes ward sie bei Zahna durch die Uebermacht zurückgedrängt (5. September); am anderen Tage erfolgte das entscheidende Zusammentreffen bei Dennewitz; die beiden preußischen Feldherren wagten die Schlacht, mit 18,000 Mann hielt Tauenzien gegen 26,000, mit 13,000 Bülow gegen 40,000 Stand, bis endlich, Nachmittags 4 Uhr — schon hatte er seine letzte Reserve ins Feuer geführt, aber die eben eintreffende Kunde von Katzbach erhöhte den begeisterten Muth — Borstell mit mit seiner Brigade heranzog. Da endlich neigte sich die furchtbare Schlacht zur Entscheidung; sie war vollbracht, ehe die Russen und Schweden anrückten; „ich bin nicht mehr Herr der Armee", schrieb Ney an den Commandanten von Wittenberg, „sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich aufgelös't"; und an den Kaiser: „ich bin total geschlagen, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen".

Durch die wiederholten Niederlagen wurde Napoleon's Lage mit jeder Stunde düsterer. Bei seinen starken Verlusten trat allmählich für die Verbündeten eine ganz entschiedene Uebermacht hervor. Napoleon sträubte sich gegen den Gedanken, einen wesentlichen Schritt rückwärts zu thun, hatte aber keine Mittel mehr zu rechtem Vorwärtsdringen, und füllte den September mit ziemlich zwecklosen Versuchen, heute auf den einen, morgen auf den anderen seiner Gegner, welche dabei stets nach ihrem Operationsplan zurückwichen, sogleich aber durch einen Angriff auf Flanke und Rücken sein Ausbrechen hemmten. Endlich erwirkten sich Blücher und Gneisenau, um dem langen Zögern ein durchgreifendes Ende zu machen, durch Stein zuerst bei Kaiser Alexander und dann bei den zwei deutschen Monarchen die Erlaubniß zu der, den Feldzug entscheidenden Bewegung. Während die eben heranrückende

russische Reserve, 70,000 Mann unter Bennigsen, sich mit Schwarzenberg vereinte, sollte das schlesische Heer gegen Norden aufbrechen, den stets unentschlossenen Bernadotte mit sich fortreißen, dann die Elbe überschreiten und sich von dort her in Napoleon's Rücken werfen. Mittlerweile würde Schwarzenberg von Böhmen her über das Erzgebirge in Sachsen eindringen, und seine Massen Blücher entgegen auf Napoleon's Rückzugsstraße führen. Diese Dinge vollzogen sich vom 3. bis 14. October. York eröffnete den Uebergang über die Elbe durch das furchtbar blutige Gefecht von Wartenburg; Bernadotte folgte nothgedrungen, mit äußerstem Widerstreben, aber durch Blücher unerbittlich festgehalten und fortgezogen. Während sie der Saale entlang auf Halle rückten, erschienen Schwarzenberg's Vorposten bereits in der Nähe von Leipzig, und Napoleon entschloß sich, mit allen noch verfügbaren Truppen, nahe an 190,000 Mann, um diese Stadt herum eine möglichst feste Stellung zwischen den feindlichen Heeren zu nehmen und damit die Vereinigung derselben zu hindern.

Am 16. October begann die große Völkerschlacht bei Leipzig.*) Wohl 600 Kanonen von Seiten der Franzosen, 800 bis 1000 der Verbündeten waren in ihrer grausigen Arbeit. Auf drei Seiten zugleich entbrannte der fürchterliche Kampf: das große Heer der Verbündeten kämpfte im Südosten der Stadt bei Wachau, ein anderer Theil gegen General Bertrand im Westen von Leipzig bei Lindenau, Blücher aber schlug im Norden eine besondere Schlacht bei Möckern. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuthe wurde von beiden Seiten der Kampf geführt. Am Nachmittag des 16. schien es, als sei die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entschieden, und schon hatte Napoleon eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen geschickt; aber er hatte zu zeitig triumphirt, denn als sich die Sonne zum Untergange neigte, stand es bei Wachau für beide Seiten fast wie beim Beginne des furchtbaren Kampfes, während bei Möckern Blücher die größten und unzweifelhaftesten Vortheile errungen hatte. Dort hatten die Preußen, besonders das ausgezeichnete York'sche Corps, den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: drei Mal mußten sie das Dorf im Sturm nehmen und drei Mal wurde es ihnen wieder entrissen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg, welcher freilich durch den Heldentod einer ungemein großen Anzahl muthiger Jünglinge und Männer erkauft war.

Napoleon mochte schon nach diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe; sein Vertrauen zum Siege wankte, darum versuchte er am folgenden Tage die Oesterreicher durch Versprechungen zum Abfall von ihren Waffenbrüdern zu verführen. Seine Anerbietungen aber wurden zurückgewiesen, und er mußte sich zum erneuerten, entscheidenden Kampfe vorbereiten. Am 17. October geschah nichts

*) Die Beschreibung der Schlacht nach Ludw. Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes.

von Bedeutung; desto heftiger wurde die Schlacht am 18. wieder begonnen. Napoleon hatte seine Stellung an diesem Tage in Probstheida genommen; sein Standort war auf einem Hügel bei einer halb zerstörten Windmühle. Um dieses Dorf entbrannte der schrecklichste Kampf, welcher zahllose Opfer hinraffte, so daß die Kämpfenden zuletzt kaum noch über die Haufen der Leichen hinwegsteigen konnten. Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um halb 5 Uhr beschlossen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen, denn schon war an mehreren Puncten der Sieg errungen. Besonders hatten der Kronprinz von Schweden und Blücher dem Marschall Ney eine gänzliche Niederlage beigebracht, und, um die Hoffnungen Napoleon's vollends zu vernichten, waren während der Schlacht die sächsischen Truppen, welche schon längst nur gezwungen unter den Franzosen gekämpft, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu ihren deutschen Brüdern übergegangen. Napoleon konnte nur noch daran denken, seinen Rückzug zu sichern. Auf dem Hügel neben der zerfallenen Mühle saß er auf einem hölzernen Schemel und dictirte mit zerstörtem, bleichem Angesicht die Befehle zum Rückzug; dann sank er, von Erschlaffung übermannt, bei einbrechender Nacht in einen leichten Schlummer. Schon nach einer Viertelstunde aber sprang er auf und eilte nach Leipzig, dort sein letztes, flüchtiges Nachtlager zu halten.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der unermeßlichen Schaaren, welche der französische Gewalthaber zur Befestigung seiner Weltherrschaft herbeigeführt hatte, und welche jetzt, tief gedemüthigt, froh waren, wenn sie den sicheren Rückweg in die Heimat gewinnen konnten. Während die Franzosen so ihre Flucht beeilten, wurde plötzlich die Brücke über den Elsterfluß, welche sie passiren mußten, in die Luft gesprengt und ein großer Theil der Fliehenden abgeschnitten. Viele versuchten hinüber zu schwimmen, wobei der polnische Fürst Poniatowsky nebst vielen Anderen seinen Tod in den Fluten fand. Von allen Seiten zogen die Sieger in Leipzig ein, Russen, Preußen, Oesterreicher, Schweden, voran die Herrscher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, ritt Blücher an der Spitze seines Stabes; auf dem Marktplatze stieg er ab, die verbündeten Herrscher waren hier vereint und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete.

Der große Sieg, die endlich für Deutschland errungene Entscheidung, vereinte alle Theilnehmer in demselben Gefühle des Dankes und der Freude. Von 170,000 Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90,000 über die Saale; an Todten hatten die Franzosen über 20,000 Mann, an Verwundeten wenigstens ebenfalls 20,000 Mann, ferner an Gefangenen 14 Generale und über 15,000 Mann verloren, ungerechnet 23,000 in den Lazarethen zurückgebliebene Kranke,

ferner 300 Kanonen, 130,000 Gewehre, 900 Pulverwagen und unendliches Gepäck und andere Beute. Aber auch die Verbündeten hatten ungeheuern Verlust, von 300,000 Kriegern, die an der Schlacht Theil nahmen, zählten sie 21 Generale, 1800 Offiziere, 45,000 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22,000 Russen, 15,000 Preußen, 8000 Oesterreicher und 300 Schweden; der Zahl nach Russen die meisten, dem Verhältnisse nach Preußen.

Blücher's nächster Gedanke ging auf Benutzung des Sieges, der ohne die kräftigste Verfolgung ihm nur unvollständig erschien. Die Nachricht, daß eine starke Heerschaar Oesterreicher und Baiern unter dem Oberbefehle des Generals Grafen v. Wrede nach Frankfurt am Main im Anzuge sei, ließ keinen Zweifel mehr, daß Napoleon den Rückzug nunmehr unaufhaltsam beschleunigen würde. Es war zu vermuthen, daß die Franzosen, da auf der Heerstraße ihnen Wrede entgegen kam, versuchen möchten, auf Nebenwegen nach dem Rhein zu entkommen; überall auf diesen dem Feinde zuvorzukommen, und unaufhörlich ihn im Rücken zu drängen, strebte Blücher mit Gewalteifer. Doch alle Anstrengung hat ihr Maß, und wenn Blücher's Kraft des Entschlusses in fortgesetzter Spannung eisern ausdauern mochte, so war in dem Heere selbst die Kraft der Ausführung doch nicht unerschöpflich. Seit Wiedereröffnung des Feldzuges, von der Katzbach an, waren die Truppen des schlesischen Heeres in stetem Wechsel von Kämpfen und Märschen; der Anstrengung, den Sieg zu erringen, folgte die noch größere, ihn zu benutzen. Nach der Schlacht von Leipzig vom Wahlplatz aus unaufhörlich dem Feinde nachdringend, in beständigen Gefechten, seit Weißenfels ohne gebahnte Straße, rastlos eilend auf abscheulichen Wegen, mit Mangel an Nahrung und mit der Kälte der Octobernächte ringend, dabei den Anblick der Verheerung und des grenzenlosesten Elends vor Augen; wahrlich, die Truppen hätten Uebermenschliches leisten müssen, um in einer solchen Folge von Ereignissen und Eindrücken nicht einigermaßen in ihrem Eifer nachzulassen. Dennoch ließ ihren Mühsalen sich weder Ziel noch Rast absehen, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. October bei Hanau, und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerstand Wrede's gebrochen, und die Trümmer seines Heeres, noch etwa 60,000 Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Da zu den Verlusten des Kampfes sich jetzt noch eine mörderische Epidemie gesellte, so war die Vernichtung der gewaltigen Armee beinahe eben so vollständig, wie das Jahr zuvor. Die kaiserliche Größe war zum zweiten Male, sie war jetzt unrettbar auf den Tod getroffen. Das Gelübde der Millionen, die im Februar den letzten Athemzug an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen versprochen, es war in einem Triumphe über alles Erwarten gelös't.

114. Der Zug der Verbündeten nach Paris, 1814.

(Nach W. Aſſmann, Geſchichte der neueſten Zeit.)

Napoleon bot noch einmal alle Heerkräfte in Frankreich auf. Schon am 9. October 1813 hatte der Senat eine Aushebung von 280,000 Mann (Conſcription von 1815) verfügt; am 9. November forderte Napoleon noch 300,000 Mann, zugleich erhöhte Steuern. Der Senat bewilligte Beides ohne Anſtand; aber die Stimmung in Frankreich war ſehr gedrückt. Talleyrand, längſt in Ungnade, empfahl jetzt, um Rath gefragt, dringend den Frieden. Am 11. November boten die verbündeten Monarchen von Frankfurt aus Napoleon den Frieden, wobei Frankreich noch die Rheingrenze zugeſtanden wurde; Napoleon ging auf die Vorſchläge erſt Anfangs December ein. Auch in Frankreich begann man die Sache des Landes von der des Kaiſers zu trennen; Napoleon dachte auf einige Conceſſionen. Er bequemte ſich zur Berufung des geſetzgebenden Körpers (19. December) und erklärte demſelben, daß er Frieden wünſche, doch nicht auf Koſten der Ehre. Hier trat ſchon eine compacte Oppoſition gegen das bisherige Syſtem hervor (254 gegen 31) und in der Adreſſe an den Kaiſer hieß es: „Unſer Unglück iſt auf dem Gipfel! Die Conſcription iſt für ganz Frankreich eine verhaßte Landplage geworden — weil dieſe Maßregel bei ihrer Ausführung immer übertrieben iſt. Die Thränen der Mütter und der Schweiß der Väter, ſind ſie denn das Erbtheil der Könige? Es iſt Zeit, daß die Nationen aufathmen! u. ſ. w.“ Napoleon, im Zorn immer ohne Würde, hielt 1. Januar 1814 eine heftige Strafrede an eine Deputation des geſetzgebenden Körpers, den er am Tage zuvor vertagt hatte: „Ihr ſeid Stellvertreter der Bezirke; ich bin es, der das Volk vertritt! Thron und Monarch ſind nicht getrennt. Was iſt der Thron? ein Stück Holz mit Sammt überzogen. Ich bedarf Frankreich weniger, als Frankreich meiner!“ — Bei der Fortdauer dieſer Geſinnung fand auch ſein Friedenswort bei den Verbündeten keinen Glauben; als Caulaincourt im Januar zum Congreß nach Luneville reiſ'te, war die Fortſetzung des Krieges ſchon entſchieden; die raſche Einnahme Hollands beſchleunigte den Entſchluß der Monarchen.

Napoleon's Rüſtungen hatten bei der Erſchöpfung Frankreichs nur geringen Erfolg; kaum 150,000 Mann kamen zuſammen, von denen ein Drittheil die Feſtungen beſetzte; Einübung und Ausſtattung war bei mangelndem Eifer durchaus ungenügend. Die Verbündeten ergänzten ihre Heere aus Deutſchland; auch hierfür war die Zeit zu gehöriger Rüſtung zu kurz. Nach den Armeeliſten ſollten die Armeen über 600,000 Mann ſtark ſein; die ſchleſiſche zählte ſtatt 170,000 Mann kaum 85,000. Nachdem Schwarzenberg erklärt hatte, daß die Neutralität der Schweiz nicht anerkannt werde, begann (21. December) die große Armee bei Schaffhauſen, Baſel, Caub u. ſ. w. den Rheinübergang. Der Aufbruch der ſchleſiſchen Armee erfolgte in der Neujahrs-

nacht bei Mannheim, Caub, Coblenz; aus Holland zog Bülow gegen die Nordostgrenze Frankreichs. Der Plan war, daß die große Armee und die schlesische sich in der Champagne vereinigten, um dort auch die Nordarmee an sich zu ziehen.

Schwarzenberg's und Blücher's Heere drangen ohne Widerstand in Frankreich ein und waren schon der Vereinigung nahe, ehe Napoleon eine Armee von 70,000 Mann ihnen entgegenstellen konnte. Zunächst erstürmte er Brienne an der Aube (wo er einst auf der Militärschule gewesen war), doch zog sich Blücher erst nach tapferem Kampfe zurück und Napoleon wagte die beiden folgenden Tage nicht, ihn anzugreifen, weil Schwarzenberg Truppen gegen Paris aussandte. Als aber ein großer Theil des Schwarzenberg'schen Heeres zu Blücher gestoßen war, machte dieser den Angriff (1. Februar) auf das Dorf La Rothière vor Brienne. Auf seinem rechten Flügel zeichneten sich die Württemberger unter ihrem Kronprinzen Wilhelm aus, wie die Baiern unter Wrede, der jenem ungefordert zu Hülfe kam. Im Mittelpunkt erstürmte endlich Blücher selbst mit dem Rufe Vorwärts! das Dorf La Rothière. So hatte Napoleon den Feldzug mit einer Niederlage eröffnet. In der That konnte er nicht hoffen, gegen die Uebermacht obzusiegen; doch rechnete er auf Zwiespalt unter den Alliirten. Indeß wurde ein Ort für die Friedensverhandlungen bestimmt, Chatillon (an der oberen Seine). — Gleichzeitig hatten die Verbündeten in einem Kriegsrathe zu Brienne beschlossen (2. Februar), der besseren Verpflegung wegen ihre Heere zu trennen; Blücher sollte im Thal der Marne, das böhmische Heer auf beiden Ufern der Seine gegen Paris vorrücken. Napoleon ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt, sich zwischen sie zu werfen. Blücher's Heer, zu eilig im Vorrücken und mit getheilten Streitkräften, wurde von Napoleon, welchem Nationalgarden zu Hülfe zogen, überfallen und in fast täglichen Gefechten der vereinzelten Corps vom 10. bis 14. Februar (bei Champaubert, Montmirail &c.) büßte Blücher fast die Hälfte seines Heeres ein, so daß er zum Rückzuge nach Chalons gezwungen wurde. Napoleon ließ hier ihm gegenüber nur Marmont und Mortier zurück und wandte sich gegen Schwarzenberg. Inzwischen war auf dem Congreß zu Chatillon (seit 5. Februar) von den Verbündeten die Beschränkung Frankreichs auf seine alte Grenze (wie 1792) gefordert, darüber aber geriethen die Verhandlungen zehn Tage ins Stocken, und gerade in dieser Zeit steigerten Napoleon's Siege seinen Uebermuth; auf die erneute Forderung der alten Grenzen äußerte er sogar: „Die Verbündeten vergessen, daß ich näher bei München bin, als sie bei Paris!“ Und jetzt drängte er Schwarzenberg, der nur zögernd einzelne Heeresabtheilungen auf das Nordufer der Seine bis Montereau vorgeschoben hatte, nicht nur über die mittlere Seine zurück, sondern zwang ihn auch, mit der ganzen Armee bis Bar sur Aube zurückzugehen, worauf er selbst sich bis gegen Troyes (an der obern Seine) vorwagte.

Blücher trieb Marmont und Mortier von Chalons bis Meaux

zurück; deßhalb zog Napoleon, um Paris zu retten, gegen ihn, wobei er dem Schwarzenberg'schen Heere nur Oudinot und Macdonald gegenüber ließ. Diese schlug Schwarzenberg auf des Königs von Preußen Ermuthigung bei Bar sur Aube, 27. Februar, worauf die vier Mächte zu Chaumont ihren Bund bis zur Erkämpfung eines festen europäischen Friedens erneuerten (1. März). Blücher wich inzwischen vor Napoleon über die Marne bis zur Aisne zurück, wo eben Bülow Soissons gewonnen hatte und ihm die Hand reichte. Napoleon erlitt durch Blücher's fast doppelt überlegene Macht eine Niederlage vor dessen fester Stellung bei Laon 9. März; ja am Abend überfielen die Preußen noch den ihm zu Hülfe ziehenden Marmont, worauf Napoleon am 10. März wiederum vergeblich kämpfte und endlich verkündigte, er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden. Er ließ jetzt fast die Hälfte seines Heeres Blücher gegenüber und eilte mit der übrigen wieder gegen Süden, da hier Schwarzenberg auf der Straße nach Paris (bis Provins) vorgerückt war. Jedoch zog dieser bei dem Herannahen Napoleon's vorsichtig in die feste Stellung von Arcis sur Aube zurück. Hier griff Napoleon am 20. März die ihm vierfach überlegene böhmische Armee an; er kämpfte den Kampf der Verzweiflung, ja, er suchte den Tod, ohne ihn zu finden. Am folgenden Tage erneuerte er die Schlacht, als durch Macdonald's Ankunft sein Heer verdoppelt war, brach aber den Kampf ab, um — nicht nach Paris, sondern nach dem Rhein zu eilen. Denn er gedachte, im Rücken der Verbündeten das gegen diese erbitterte Volk aufzubieten und die Truppen aus den dortigen Festungen an sich zu ziehen. Indem er zugleich die Verbindungslinien der beiden Hauptheere bedrohte, konnte er hoffen, diese von Paris abzuziehen.

Am 24. März wurde in einem Kriegsrathe der Verbündeten beschlossen, mit beiden Armeen gegen Paris vorzugehen; nur Winzingerode wurde mit 10,000 Reitern ostwärts gesandt. Die recognoscirenden Kosacken meldeten: „Napoleon ziehe sich zurück, aber nicht gegen Paris, sondern gegen Moskau!“ Am 25. März wurden Marmont und Mortier, als sie von Fère Champenoise hinter dem Kaiser herrücken wollten, von Blücher gegen Paris getrieben. Zwei Tage später erfuhr Napoleon, daß die Alliirten gegen Paris gezogen seien und daß dort die Royalisten sich regten. Ein Kriegsrath forderte schleunige Rettung der Hauptstadt, für deren Vertheidigung Napoleon keine Anstalten getroffen hatte. Napoleon schickte Unterhändler voraus, erst später eilte er selbst, von Ungeduld übermannt, gegen Paris; die Truppen zogen ihm nach. Zwei Meilen von Paris entfernt, sieht er von einer Höhe die Umgegend mit den Wachtfeuern der Alliirten bedeckt und erfährt, daß die Hauptstadt capitulirt habe; so wendete er sich nach Fontainebleau.

In Paris hatte Napoleon den Oberbefehl seinem Bruder Joseph gegeben, dem es an aller kriegerischen Entschlossenheit fehlte. Mit den Trümmern von Marmont's und Mortier's Heer, welche die Höhen der Stadt besetzten, hatte diese wenig mehr als 30,000 Vertheidiger. Die Verbündeten zogen gegen den Montmarte, wo Mortier stand. Auf

Schwarzenberg's Anzeige (30. März), daß die gesammte Armee der Alliirten vor Paris stehe, erhielt Marmont von Joseph Vollmacht, zu unterhandeln, doch dauerte der schon begonnene Kampf Blücher's fort bis 3 Uhr Nachmittags und auch dann noch erstürmte Langeron den Montmartre. Durch eine Convention (Nachts 2 Uhr) wurde Paris der Gnade der Verbündeten empfohlen, die Truppen erhielten freien Abzug; am folgenden Mittag hielten Alexander und Friedrich Wilhelm ihren feierlichen Einzug (31. März).

Auf Talleyrand's Berufung versammelten sich 30 Senatoren, die eine provisorische Regierung unter Talleyrand's Vorsitz ernannten, auch eine Constitution verhießen (1. April). Am folgenden Tage erklärte der Senat Napoleon — „den Tyrannen" — und seine Familie des Thrones entsetzt. Alexander rieth nur zu „liberalen Institutionen", doch sprach man in den Proclamationen von den Bourbons, als verstehe sich ihre Herstellung von selbst. — Noch am 3. April erklärte Marie Louise, sie sei Regentin und werde sich zu ihrem Gemahl begeben; sie mußte Frankreich verlassen und sah Napoleon nicht wieder.

Auf die Nachricht von dem Abfalle des Senats ließ Napoleon die Garden Sieg oder Tod schwören. Am folgenden Morgen erklärten ihm die Marschälle, Ney an der Spitze, er sei nun nicht mehr Kaiser, er möge entsagen! Hierauf verzichtete er „mit Vorbehalt der Rechte seines Sohnes und einer Regentschaft der Kaiserin"; die Marschälle überbrachten die Urkunde nach Paris. Als aber Alexander dieselbe nicht anerkannte, verstand sich Napoleon auf Macdonald's Bericht am 7. April zu unbedingter Verzichtleistung. Noch schwankte er indeß, ob er nicht das Glück der Waffen wieder versuchen solle; aber die Nachricht, daß Wellington am 10. April bei Toulouse gesiegt habe, bestimmte ihn, eine günstigere Zeit zu erwarten. Am 11. April bestimmten die Verbündeten durch eine Acte: „Napoleon soll den Kaisertitel behalten, die Insel Elba als Souverain regieren, 400 Mann seiner Garde mit sich nehmen und 2 Millionen Franken Jahrgelder beziehen; Marie Louise erhält Parma und Piacenza mit Erbrecht für ihren Sohn; Napoleon's Familienglieder, auch Josephine, bekommen Pensionen" (Josephine starb schon am 29. Mai). Napoleon schied von Fontainebleau am 20. April; die alte Garde zerfloß in Thränen. In der Provence wurde er vom Pöbel verhöhnt und konnte sich nur in einer Verkleidung retten. In Frejus, wo ihn einst der Jubel des Volkes bei der Rückkehr von Aegypten empfing, schiffte er sich ein (28. April).

Seit Ende Januar (1814) hatte auch Murat sich zum Kriege gegen Napoleon erhoben. In einem Vertrage mit Oesterreich war ihm eine Vergrößerung seines Königreichs durch einige Gegenden des Kirchenstaates zugesagt; er umlagerte deßhalb Rom, Ancona und Civita-Vecchia. Die Verachtung, die er sich zuzog, machte seinen Thron wankend (s. S. 784). Auch Eugen verlor seinen Thron, trat aber als Mann von Ehre von dem Schauplatze ab. Nach der pariser Acte vom 11. April sollte er ein „passendes Etablissement" außerhalb Frankreichs erhalten. Der Senat

in Mailand beschloß freilich, die Alliirten um Anerkennung Eugen's zu bitten, doch das Volk erhob sich dagegen mit dem Ruf: „Kein Eugen! kein Franzose!“ und Eugen entfloh nach Baiern, wo er das Herzogthum Leuchtenberg erhielt.

Am 24. April kam Ludwig XVIII. von London, wo er mit königlichen Ehren empfangen war, nach Calais. Von St. Quentin aus verkündete er am 2. Mai als „König von Frankreich und Navarra im seinem neunzehnten Regierungsjahre“ die Grundzüge einer Constitution, die nicht eben weniger gewährte, als der inzwischen von einer Senats-Commission verfaßte Entwurf. Am 3. Mai hielt er seinen Einzug in Paris, begleitet von der Herzogin von Angoulème, Ludwig's XVI. Tochter, die fortwährend in Thränen schwamm. Minister des Auswärtigen ward Talleyrand. Dieser unterhandelte den Pariser Frieden, der am 30. Mai zwischen Frankreich und den verbündeten vier Hauptmächten zu Stande kam, nachträglich auch von Spanien, Portugal und Schweden unterzeichnet wurde. Da viele nähere Bestimmungen vorbehalten blieben (insbesondere dem wiener Congreß), so einigte man sich bald. Für Frankreich hatten die Verbündeten schon längst die Grenzen des Jahres 1792 (einschließlich Avignon und Venaissin) bestimmt; durch Alexander's Großmuthsstreben wurden dieselben in Savoyen und einigen elsässischen und belgischen Landstrichen (auf Landau und Philippeville) ausgedehnt (150 Q.-M.). Frankreich erhielt außerdem seine meisten Colonieen zurück. Malta blieb bei England. Holland sollte dem Hause Oranien zurückgegeben werden (wobei Freiheit der Rheinschifffahrt, „jusqu'à la mer“, ausbedungen ward) mit einer Vergrößerung, die durch einen nachträglichen Beschluß der Großmächte (22. Juni) auf ganz Belgien ausgedehnt ward. Die Schweiz erhielt Anerkennung ihrer Unabhängigkeit; Genf, Neufchatel und Wallis schlossen sich ihr an. Das Königreich Sardinien ward Victor Emanuel zurückgegeben und für Savoyen mit Genua entschädigt; Toscana und Modena gelangten wieder an die früheren Fürsten; erst durch den wiener Congreß wurde die Herstellung des Kirchenstaates bestimmt. — Deutschland sollte in einem selbständigen Staatenbunde vereinigt werden, worüber die näheren Bestimmungen dem in Wien zusammentretenden Congresse vorbehalten blieben (nach einem besonderen Vertrage gibt Baiern an Oesterreich Tirol, Salzburg rc. zurück und erhält Würzburg, Aschaffenburg nebst der Aussicht auf die Rheinlande). Eine Ausdehnung Deutschlands auf die alten Reichsgrenzen im Westen (Lothringen, Elsaß, Burgund) lag nicht im Willen Rußlands und Englands, und die Wünsche danach, die in der Begeisterung der Befreiungskriege laut geworden waren, blieben unerhört.

115. Charakteristik Blücher's.

(Nach K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt.)

Gebhard Lebrecht von Blücher wurde zu Rostock den 16. December 1742 geboren; sein Vater, früher in Diensten des Landgrafen von Hessen-Kassel, lebte damals als Landedelmann in Mecklenburg. Bald zeigte sich bei ihm eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegsleben und er trat als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Er nahm an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Antheil und focht besonders bei Kunersdorf tapfer mit. Als Rittmeister, wegen willkürlicher Maßregeln gegen einen polnischen Geistlichen, im Avancement übergangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große in gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren." Als 1778 der baierische Erbfolgekrieg ausbrach, bat er in wiederholten dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrich's Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husaren-Regimente, wie früher, verschaffte. Blücher nahm 1793 am Feldzuge gegen Frankreich Theil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vortheilhaft aus. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena suchte er im Gewühl den König auf, und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl, hierzu ertheilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug angeordnet. Wenn es ihm nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzuge die alte preußische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer von allen Seiten zusammengerafften Reiterschaar wollte er versuchen, sich dem Feind in den Rücken zu werfen und wo möglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Uebermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünf Mal überlegenen Feind mit solchem Heldenmuthe, daß ihm der feindliche Feldherr, Marschall Bernadotte, endlich vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug gethan, nun solle er, da ihm nichts Anderes übrig bliebe, sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er begab sich auf sein Ehrenwort vorerst nach Hamburg. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen, bis zum Tilsiter Frieden, rührigen Antheil. Seitdem hatte er den Befehl über die pommerschen Truppen.

Als in den folgenden Jahren sich in Preußen Stimmen erhoben, welche einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Jochs herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagniß bereit. Kraftvoll sprach und

schrieb er in diesem Sinne und eilte, seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten; mit Unmuth empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung wieder einzustellen. Durch den Tod der Königin Louise sehr ergriffen, schrieb er darüber in seiner Weise an einen Freund: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu guht gewesen sein. Schreiben sie mich ja, alter Freund, ich bedarff uffmunterung und unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staht so viel uf einander vollgendes unglük treffen kann als den unsrigen. Uebrigens gebe der himmel, daß sich alles, was ihr letzter Brief enthalt, bestättiget, in meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vihr Enden. Immer derselbe Blücher." Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Antheil, noch strahlender aber sollte sein eigenthümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzug glänzen. *)

Die Theilnahme an den Befreiungskriegen s. Nr. 113, 114 und 117.

Blücher war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden; Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths begleitet. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Mit einem scharfen, durchdringenden Verstande, war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose, gutmüthige Haltung überall Freunde. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Den Officieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber unbedingt. Es ist nicht zu läugnen, daß er, in Folge seines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Die Reiterei war seine Lieb-

*) Bis hierhin nach der Bearbeitung in Ludwig Hahn's Geschichte des preußischen Vaterlandes.

lingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein, und er erwähnte ihrer nicht gern. Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit aus einander; er selbst wird häufig überfallen, aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit anderen Feldherren mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny (s. Nr. 117) rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. Seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlafe aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!“ gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Eben so glücklich trafen oft seine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte, und in ernster, fast düsterer Haltung einherzog, vertröstend zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lang in Frankreich bleiben, bis ihr Alle französisch könnt!“ Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Officieren ging er eben so vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um. Ein solch geselliges Zusammensein mit Kriegskameraden und anderen guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glase Wein Bescheid thaten und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namur bei Tisch eine Lobrede, indem er das

Glas erhob und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Ist es nicht jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut, man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein, aber o Gott, o Gott!"

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler. Willig erkannte er jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an. Einzig in ihrer Art waren die Verhältnisse erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. In einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht waren, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelös't, er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden, und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

116. Der Congreß in Wien.

(Nach G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Im pariser Frieden waren die Mächte übereingekommen, nach zwei Monaten Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congresse in Wien zu versammeln, um die Bestimmungen des Friedensschlusses zu vervollständigen und in endgültiger Form bekannt zu machen. Dieser Zeitpunkt, der auf den Anfang des August wies, ward nachher, aus Rücksicht auf die Sitzung des englischen Parlaments und die unverschiebbare Heimreise des Kaisers von Rußland, bis zum 1. October und dann bis zum 1. November verlängert.

a. Gestaltung der europäischen Staatengebiete.

Die Hauptfrage des Friedens, die über den künftigen Umfang Frankreichs, war in Paris selbst durch die Verhandlungen der Mächte entschieden worden. Frankreich erhielt seinen Besitz von 1792 zurück, mit den meisten Colonieen, die es an England, Portugal und Schweden verloren hatte. Die Bourbonen und Talleyrand hatten gleich in Paris begonnen, was sie jetzt in Wien fortsetzten, die Haltung nicht von Besiegten, sondern von Verbündeten anzunehmen, und erhielten schließlich in der That einen abrundenden Zuwachs von Gebiet, indem ihnen Theile von Genf und Savoyen, Landau, und alle eingeschlossenen Gebiete, wie Avignon, Venaissin, Mümpelgard und andere deutsche Besitzungen verblieben, die auch nachher im zweiten Pariser Frieden nur zum Theil wieder zurückgefordert wurden.

Wie der Umfang von Frankreich, so waren auch die Entschädigungen der vier siegreichen Mächte und ihrer Bundesgenossen und Schützlinge, die Vertheilung der Napoleon entrissenen Lande, schon in Paris und London beschlossen und zum großen Theile in Uebereinstimmung mit älteren Umrissen, wie sie in früheren Bundesverträgen vorbereitet waren. In dem englisch-russischen Cooperationsvertrage von 1805 war in offenen und geheimen Artikeln, die zum Theile noch nicht amtlich bekannt sind, die Lombardei für Oesterreich, die Rheinlande für Preußen, Hollands Vergrößerung mit Belgien und Sardiniens mit Genua und selbst dem Dauphiné in Aussicht gestellt worden (s. S. 706). Stein dachte damals, Deutschland nicht allein seine alten Grenzen gegen Frankreich wieder zu geben, sondern er hätte es auch gerne zwischen Oesterreich und Preußen getheilt, ja, wenn es möglich wäre, in ein einziges einheitliches Reich umgebildet. England dagegen verdachte es Stein, daß er im Norden Deutschlands nicht lieber die Welfen, als die Hohenzollern mächtig machen wollte. Oesterreich, in eifersüchtiger Angst vor Preußens Aufschwung, eilte den deutschen Mittelstaaten ihren Bestand zu sichern; dadurch schmolz die verfügbare Theilungsmasse zusammen, und man mußte nun gezwungen zu jenen alten, mäßigeren Planen zurückkehren. In ihnen war es immer wie selbstverstanden gewesen, daß England seine wesentlichen Entschädigungen in Colonieen nehmen würde, Oesterreich in Italien, Rußland im Herzogthum Warschau, Preußen in Norddeutschland, hauptsächlich in Sachsen.

Was die bundesgenössischen Mittelstaaten betrifft, so waren deren vier neu herzustellen oder in neuen Gebietsverhältnissen umzuschaffen, bei deren jedem wieder der Schutz einer der Großmächte mehr oder minder als selbstverstanden vorausgesetzt wurde. Schweden stand unter der fördernden Gunst Rußlands, Holland unter Englands; Frankreich suchte Neapel, Oesterreich Neapel und Sardinien unter seinen Einfluß zu stellen.

In zweien dieser Mittelstaaten, und gerade in den an Europa's äußersten Enden gelegenen, in Schweden und Neapel, gerade in den

einzigen Ländern, wo zwei Männer der napoleonischen Kriegsschule hier den Thron, dort die Thronfolge besaßen, mußte die neue Ordnung der Dinge auf dem Wege der Thatsachen und der Gewalt durchgesetzt werden. Es geschah in Schweden zu Gunsten Bernadotte's kurz vor dem Beginne des Wiener Congresses, in Neapel zum Schaden Murat's kurz vor dem Ende des Congresses. Napoleon hatte nach dem Frieden von Tilsit in unverzeihlichem Leichtsinne das mit Frankreich altverbündete Schweden Finnlands beraubt, das er 1808 an Rußland überließ. Der mißglückte Versuch, Finnland wieder zu erobern, gab hierauf Anlaß oder Vorwand zu Gustav's IV. Absetzung; die Kinderlosigkeit seines Nachfolgers Karl's XIII. hatte dann die Adoption Bernadotte's zur Folge, nachdem der erstgewählte Thronfolger, Prinz Christian (Karl) August von Augustenburg gestorben war, und der Nächstausersehene, dessen Bruder Herzog von Augustenburg, aus unpolitischem Edel- oder Kleinmuthe abgelehnt hatte. Von dem Augenblicke seiner Erhebung an hatte dann Bernadotte gestrebt, seinem künftigen Reiche, zum Ersatz für Finnland, Norwegen als Mitgift zuzubringen. In den gefahrvollen Zeiten von 1812 verschaffte er sich in einem Petersburger Vertrage Rußlands Zusicherung des Besitzes von Norwegen, zu der England nachher ungern seine, später bereute Zustimmung gab. Dänemark mußte im Frieden von Kiel (14. Jan. 1814) Norwegen aufgeben und erhielt nur Schwedisch-Pommern und Rügen nebst der Zusage einer weiteren Entschädigung für Norwegen; auch diese verwirkte es durch seine Unterstützung des norwegischen Aufstandes, und es mußte sich schließlich mit einer Summe Geldes und dem von Hannover an Preußen gekommenen Theile Lauenburgs begnügen, wofür Preußen Pommern und Rügen erhielt. Der Aufstand Norwegens war der einzige Fall, wo sich ein Volk den Verfügungen der Mächte widersetzte; er wurde mit Gewalt niedergeworfen. Die Norweger erklärten in Worten, die 1813 ihr dänischer König selbst gebraucht hatte, daß über sie nicht wie über eine Heerde verfügt werden solle; sie sprachen ihre Unabhängigkeit aus, nahmen ihren Statthalter, den dänischen Thronerben, Prinz Christian Friedrich, zum Regenten und ließen durch auserwählte Männer auf dem Hofe Eidsvold (Stift Aggerhuus) eine eigene Verfassung entwerfen, die demokratischste, die in monarchischen Staaten besteht. Der Regent würde in dieses Wagniß nicht eingegangen sein, wenn er damals den schnellen Sturz Napoleon's geahnt hätte. Sobald dieser erfolgt war, regten sich in Norwegen die Anhänger Schwedens. Gleich die erste Bewegung der schwedischen Truppen und Flotte, die Einnahme von Fredrikstadt am Ausflusse des Glommen, wirkte entscheidend. Der Kronprinz von Schweden ließ zu seiner kriegerischen auch seine diplomatische Geschicklichkeit spielen und gewann die Norweger durch die fast unveränderte Annahme ihrer freien Verfassung. Der Storthing beschloß die Vereinigung mit Schweden.

Ganz das Gegentheil von dem klugen und staatsmännischen Spiele des napoleonischen Feldherrn war das Verfahren Joachim's von Neapel.

Murat hatte in Neapel fast keinen der Vortheile für sich, die sich Bernadotte in Schweden verschaffte. Er hatte in seinem neuen Vaterlande nicht Wurzel gefaßt und nicht einmal die Anhänglichkeit an ein Königspaar, wie Ferdinand IV. und Caroline, austilgen können. Er hatte Sicilien nicht bei Neapel zu erhalten vermocht und hatte weder an seinem Schützer, noch unter dessen Gegnern eine befreundete Macht, die ihm dessen Wiedererwerb gegönnt hätte.

Als er Napoleon's Entwürfe in Elba ihrer Reife näher wußte, brach er, gegen die Vorstellungen von Weib, Ministern und Generalen unbedachtsam los, rückte in den Kirchenstaat ein, nöthigte seinen unversöhnlichsten Gegner, den Papst, mitten in der heiligen Woche zur Flucht, und erbitterte dadurch die Italiener, auf deren Erhebung er hoffte. Dabei hatte der unbeständige Mann die Schwäche, Oesterreich wiederholt seiner Treue zu versichern, während er mit Napoleon verhandelte; er ließ seine Truppen gegen die Oesterreicher schlagen und nannte es dann ein Mißverständniß. So machte er sich bei Oesterreich und bei Napoleon zugleich verachtet. Oesterreich erklärte ihm den Krieg. Sein Heer, schon 1813 nicht mehr gestimmt, für Frankreich zu kämpfen, ward überall geworfen; ein Aufstand zwang seine Gemahlin, aus Neapel zu weichen, wo die Oesterreicher acht Tage später einzogen. Von Napoleon selber verschmäht, war Murat unsinnig genug, noch nach dessen Fall die gleiche Ueberrumpelung, die dem Kaiser in dem Lande seines Ruhmes nur auf hundert Tage geglückt war, in Neapel zu versuchen, das ihm fremd war und wo sich Räuber und Lazzaroni für Ferdinand IV. erhoben hatten. Und noch in seiner Gefangenschaft, nach diesem rasenden Versuche, war er verblendet genug, zu hoffen, König Ferdinand werde mit ihm seine Reiche freiwillig theilen, der eben befahl, den Tod eines gemeinen Aufrührers über ihn zu verhängen.

In Neapel hatte auf diese Weise Frankreich seinen Zweck erreicht, in Schweden Rußland, in den Niederlanden hoffte sich England einen dankbaren Nachbarstaat zu gründen, obgleich es ihm den Kern seiner Macht ausgebrochen hatte, indem es die Flotte und die besten Colonieen Hollands in Guyana, die indischen Comptoirs, Ceylon und das Cap an sich behalten hatte. Dafür bot es ihm in freigebigster Ausstattung einen Ersatz in der Nähe (Belgien) an. Der Vorwand war, daß hier und in Sardinien mächtige Bollwerke, starke Vorposten Europa's zu Frankreichs beiden Seiten unumgänglich seien; England drängte daher auf die Vereinigung Belgiens mit den Niederlanden, die es sich bis zur Abhängigkeit zu verbinden dachte.

Dem österreichischen Belgien wurde noch das Bisthum Lüttich, Limburg und ein Theil der Abteien Stablo und Malmedy zugefügt; Luxemburg dagegen war eine Entschädigung für die an Preußen abgetretenen oranischen Erblande Nassau, Dillenburg-Siegen, Hadamar und Dietz. England schien hier seine Absichten nach Wunsch zu erreichen, und doch sollte nach wenigen Jahren das eigene Interesse Englands für die Verbindung der beiden Länder ganz ins Gegentheil überschlagen.

Die Vereinigung Genua's mit Sardinien war die erste reife Frucht des Congresses. Bei keiner der vielen Staatsvergrößerungen in dieser Zeit hat der gewinnende Theil so reinen Gewinn, der verlierende so empfindlichen Verlust gehabt. Piemont, eine Festung von Natur, erhielt so den ergänzenden festen Seeplatz, eine große Handelsstadt und die ungehinderte Verbindung mit der Insel Sardinien auf einmal. Für Genua war die Unterwerfung unter einen alten Feind und die Einbuße der republikanischen Freiheit ein um so furchtbarerer und empfindlicherer Schlag, je länger erhalten, je neuer aufgefrischt seine Hoffnung auf Unabhängigkeit war.

Die Schweiz hatte weniger für ihre Unabhängigkeit zu fürchten, als Italien, denn ihre Lage, die sie zu einer erwünschten Scheidewand zwischen Oesterreich und Frankreich machte, und die Wichtigkeit ihres Besitzes, der einer größeren Macht nicht gegönnt werden konnte, sicherte ihr den selbständigen Fortbestand. Auch entschieden sich die Mächte auf Stein's Antrag, der im schweizer Ausschuß Rußland vertrat, für die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz, zu welcher drei neue Cantone: Wallis, Genf und Neuenburg, die durch Frankreich aus ihren früheren Verhältnissen zur Schweiz losgerissen worden waren, hinzugefügt wurden.

So ordneten sich die Angelegenheiten der Mittelstaaten an Frankreichs Grenze ohne allzugroße Schwierigkeit. Auch die neuen Gebietsverhältnisse mehrerer der Großstaaten boten wenige oder keine Anstände dar.

Oesterreich hatte von Baiern Tirol und Vorarlberg zurückerhalten. Die abgetrennten Niederlande und schwäbischen Besitzungen und mit ihnen den früher stets behaupteten Einfluß am Rhein gab Oesterreich auf; es war damit jener belgischen Provinz erledigt, die Thugut einen Mühlstein am Halse Oesterreichs genannt hatte, und des Breisgau's, den Metternich während des Rheinbundes von einem politischen Geiste erobert sah, der ihn von Oesterreich allzusehr entferne. Für diese so leicht verschmerzten Lande erhielt Oesterreich Venedig und die Lombardei, deren Vereinigung als lombardisch-venetianisches Königreich erst 1815 verkündet ward. Sein Einfluß auf Italien ward verstärkt durch die Ueberlassung von Parma, Piacenza und Guastalla an die Kaiserin Marie Louise, durch die Secundogenituren in Toscana und Modena, durch das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio. Der Zusammenhang der italienischen Lande mit dem deutschen Gebiete war außerordentlich gefördert durch den Erwerb des Veltlin. Auch die galizische Grenze erhielt zuletzt, mit dem Ausgang der polnischen Frage, eine erwünschte Ausdehnung. Durch die Vergrößerung seiner Seeküste war Oesterreich ferner die Aussicht gegeben, zur Landmacht die Seemacht hinzuzufügen. So hatte Oesterreich einen Umfang, wie kaum je, und sein Umfang hatte durch die abgerundete Lage einen Werth gewonnen, den er nie zuvor besessen hatte.

Eben so befriedigt, wie Oesterreich, konnte England auf seinen Frieden blicken. Es behielt von den holländischen Besitzungen die un-

schätzbare Station des Caps in Afrika und in Guyana Demerari, Essequebo und Berbice mit den vorzüglichsten amerikanischen Baumwöll-Pflanzungen, von den französischen Colonieen Isle de France, Tabago und andere westindische Inseln an sich. Es behielt Malta und nahm nach langen zwistigen Verhandlungen unter dem Titel einer Schutzherrschaft die ionischen Inseln, als Preis seiner Dienste im Jahre 1815, hinzu. Die Herrschaft im atlantischen, indischen und mittelländischen Meere hatte also die wichtigsten Stützpunkte erhalten; den Einfluß auf dem Festlande Europa's sicherte das hergestellte, mit preußischen Abtretungen vergrößerte „Königreich“ Hannover. In dieser Vergrößerung waren die 250,000 Seelen der geringere Vortheil; der größere war die Ausschließung Preußens von der Nordsee durch den Erwerb des wichtigen Ostfriesland.

Nicht so leicht wie in allen genannten Staaten ordneten sich die Entschädigungen für Rußland und Preußen. Die Ansprüche Rußlands auf das Herzogthum Warschau, und Preußens auf Sachsen brachten vielmehr Verwicklungen hervor, welche die Fürsten und Staatsmänner der großen Reiche in Athem hielten bis zu Napoleon's Rückkehr aus Elba (s. Nr. 117).

Seit Rußland mehr in den Vordergrund unter den europäischen Mächten getreten war, hatte es unausgesetzt das Ziel verfolgt, Polen zu besitzen, um dadurch der gebildeten Welt näher zu rücken und seiner Macht einen größeren Spielraum zu öffnen. In diesem Bestreben war es gestört, als Napoleon 1807 das Herzogthum Warschau errichtete und dann den Gedanken der Herstellung Polens faßte. Für Rußland wäre dies ein lebensgefährlicher Schlag gewesen. Die Gefahr selbst lehrte Rußland das Gegenmittel. Schon seit 1811 dachte Alexander darauf, Napoleon zuvorzukommen, und ließ seine Absicht ausstreuen, selbst ein Polen unter russischer Oberherrschaft wieder aufzurichten. Die schwierige Aufgabe des Kaisers war aber, seine Absichten nicht allein für die Polen gewinnend, sondern auch für seine Russen erträglich und für Europa scheinbar gefahrlos zu machen. Europa gegenüber sollte daher die hergestellte polnische Nationalität die Vergrößerung Rußlands mit dem Scheine einer ermäßigten Abhängigkeit Polens durch eine besondere Verfassung verdecken. Rußland gegenüber konnte nur an ein russisches Unter-Königreich gedacht werden, dessen Kern der neue russische Erwerb in dem Herzogthum Warschau bilden würde. Auf dem Congresse bot der Kaiser Oesterreich nur etwa sechs Geviertmeilen an, gegen Preußen hin begehrte er die Linie von Thorn auf Kalisch und Krakau mit diesen beiden wichtigen Endpunkten. Preußen aber erhielt nun von Rußland ganz Sachsen zugesprochen, das durch die Ausdauer seines Königs bei Napoleon eine Eroberung der Verbündeten geworden war. Oesterreich konnte Preußens Verlangen nach den sächsischen Pässen so wenig zusagen, wie Rußlands Vordringen über die Weichsel. Auch hatte Metternich geäußert, Oesterreich werde eher untergehen, als dies dulden, und er bot Alles auf, um namentlich Preußen bei der gemein-

samen Sache festzuhalten. Er legte Hardenberg dringend ans Herz, daß die Nachwelt es nie verzeihen werde, wenn man diese Gelegenheit versäume, Rußland auf angemessene Grenzen zu beschränken. Auch gingen die preußischen Staatsmänner, die Hardenberg, Humboldt, Knesebeck, im Anfang Alle auf diese Politik ein. Allein zuletzt entschied hier die persönliche Politik der Herrscher von Rußland und Preußen. Mit großer Reizbarkeit überwarf sich Kaiser Alexander mit allen Widersachern seines Projectes, mit seinen eigenen Ministern und denen der fremden Mächte (Talleyrand, Metternich). Er war in persönlichen Versprechungen gegen die Polen weit gegangen und wollte nicht wortbrüchig werden. Durch andere Zusagen war er an seine Russen gebunden. Diesen wollte er eine stattliche Vergrößerung bringen und setzte einen Ehrgeiz hinein, von dem einmal Besetzten nichts zu räumen. Auch den König von Preußen wußte er für diese persönliche Politik zu gewinnen. Allerdings fühlte sich der Staatskanzler Hardenberg gekränkt durch des Königs Eingriff, aber seine Entlassung deßhalb zu begehren, dazu hatte er zu viel Eitelkeit und zu wenig Charakterstärke. Seiner Schwäche schreibt man in diesem, wie in früheren Fällen, mit Recht die Schuld der Verscherzung so mancher Früchte des Sieges zu, die sich Preußen durch seinen Kampf wohl verdient hatte. Er hatte stets versäumt, in den Verträgen die Entschädigungen Preußens mit Bestimmtheit festzusetzen.

Die Gründe für und wider die Einziehung Sachsens hielten sich in ungewöhnlicher Weise das Gleichgewicht. Für dieselbe sprach vom Standpunkte des Rechts der Gang der Ereignisse im Jahre 1813. Der König von Sachsen war nicht, wie andere Fürsten, der deutschen Sache beigetreten, als ihre Verfechter in seinen Staaten standen; er hatte die Verbündeten um den Beistand des sächsischen Heeres, um die Stütze der sächsischen Festungen gebracht, hatte den unglücklichen Gang des Krieges und seine verlängerte Dauer wesentlich mit verschuldet. Seine Staaten wurden erobert, er selber kriegsgefangen; die Folgen der Eroberung geltend zu machen, an ihm ein Strafbeispiel aufzustellen, war dem strengen Rechte durchaus gemäß. Die Bildung des Herzogthums Warschau unter diesem bevorzugtesten Schützling Napoleon's war eine Demüthigung für Preußen, eine Drohung für Rußland gewesen; der Eifer, mit dem er 1812 den Einfall in Rußland betrieb, war ein hinlänglicher Bürge, daß, wenn Frankreich Sieger geblieben wäre, er den Sieg gegen Preußen nicht milder würde benutzt haben, als jetzt Preußen seinen Sieg über Sachsen benutzen wollte. Hätten die Verbündeten gehandelt, wie sein Schützer pflegte, so hätte seine Dynastie gleich im October 1813 „aufgehört zu regieren". Und wie vom Standpunkte des Rechts, so sprachen auch von dem der politischen Räthlichkeit wesentliche Gründe für die Einziehung Sachsens. Gegen Rußland hin ward Preußen so mit dem großen Kern seines Gebietes ein Bollwerk, wie man deren gegen Frankreich so eifrig suchte.

Dem Allem aber ließen sich die schwersten Gegengründe entgegenstellen. Das Recht, das man gegen den König von Sachsen hatte, war

doch gegen keinen anderen der altdynastischen Lehenträger Napoleon's angewandt worden. Diese traten zwar bei, als der Krieg sich ihren Staaten näherte; aber als dies geschah, war bereits eine Wahl unmöglich. Den anderen deutschen Fürsten verbürgte man ihre Staaten, auch ihre napoleonischen Vergrößerungen; es blieb kein Verhältniß darin, daß, nachdem der allgemeine Unheilstifter gefallen war, von allen seinen Werkzeugen gerade nur dieses Eine mitzerstört werden sollte. Wenn aber von allem diesem nichts für den König von Sachsen sprechen sollte, so durfte man über das Land und Volk, dem man feierlich versprochen hatte, die feindliche Politik seines Königs nicht ihm anzurechnen, nicht verfügen, ohne zu hören, ob es diese Verfügung für Strafe oder Wohlthat ansah. Im Lande selbst aber war die Stimmung sehr getheilt: die Beamten wünschten natürlich die Erhaltung Sachsens, die Kaufleute und Gewerbetreibenden, namentlich in Leipzig, dessen Verbindung mit Preußen, Adel und Volk verhielt sich gleichgültig, das Heer und die Officiere waren gespalten. Außerhalb Sachsens drangen die Patrioten (wie Niebuhr) auf die Vereinigung als auf eine vaterländische Ehrensache, die Neider Preußens, die Rheinbündler, die das Beispiel des bestraften Verrathes zu fürchten hatten, wütheten (in Schmähschriften gegen Preußen) wider die Vereinigung. Dazu schien es im deutschen Interesse nur wohlthätig, wenn ein Mittelstaat, wie Sachsen, die beiden mächtigen Nebenbuhler, Preußen und Oesterreich, schied und wenn Preußen am Rhein stark wurde, um gegen Frankreich Schutz zu gewähren.

Dasselbe schien auch dem Interesse Oesterreichs angemessener, weil ihm Preußen, so in zwei Theile gespalten und nach dem Rheine hingedrängt, weniger gefährlich werden konnte. So kam es auf Metternich's Vorschlag zu einer Theilung Sachsens, von welchem die größere Hälfte, die aber nur zwei Fünftheile der Bevölkerung enthielt, an Preußen abgetreten ward. Außerdem erhielt dieses nebst Danzig und Thorn den westlichen Theil des Herzogthums Warschau, woraus die Provinz Posen gebildet wurde, ferner seine ehemaligen und mehrere neue Besitzungen in Westfalen und am Rhein. So war denn Preußen als die größte Mittelmacht in Europa zwischen die vier großen Mächte gestellt und gegen jede derselben in eine nachtheilige Lage gebracht: im Osten hatte Rußland sich durch den Besitz Polens wie ein Keil zwischen Oesterreich und Preußen eingedrängt; im Süden war Sachsen durch Preußens feindselige Absichten ganz in Oesterreichs Arme geworfen; im Westen war der neue Erwerb am Rhein und in Westfalen mit einer Bevölkerung, die durch ihr religiöses Bekenntniß, durch französische Herrschaft und Einrichtungen für den preußischen Staat schwer versöhnbare Elemente enthielt, nur ein schwaches Bollwerk gegen Frankreich. Und diese Theile erstreckten sich von Memel bis Saarbrücken, in einer Ausdehnung von Grenzen, wie sie das mehr als doppelt so große Oesterreich in früheren ähnlichen Verhältnissen nicht behaupten konnte. Und diese endlose Linie wieder war mitten durchschnitten durch das eifersüchtige Hannover, das mit England verbunden war. Und zu Gunsten

dieses Hannovers war die Verbindung mit der Nordsee aufgegeben, das Kleinod des großen Kurfürsten, Ostfriesland, abgetreten, dessen Besitz seit dem Zollvereine Preußen von dem größten Nutzen geworden wäre. Wenn so die Gestaltung Preußens unter der Hand der Diplomaten voller Schäden geworden war, so hat doch ein günstiges Schicksal durch die Schäden den Weg zu desto größerem Heile offen gelassen. Verzweigt, durchbrochen, umlagert wie Preußen seitdem mit und von Deutschland ist, entledigt eines Theiles polnischen Gebietes und polnischer Sorgen, ist es aus einer slavischen Macht eine ganz deutsche geworden.

b. Die deutsche Verfassung.

Die neuesten Erfahrungen, wohin es mit der Schwäche und Auflösung des deutschen Reiches gekommen war, die Abreißung des Westens und Nordens, die Bildung Westfalens und des Rheinbundes unter französischer Herrschaft, hatten die großen Mächte auf das Bedürfniß gewiesen, in diesem Mittellande Europa's einen dauerfähigeren Zustand herzustellen. Man hatte einsehen gelernt, daß die Unabhängigkeit Deutschlands nach außen eine der wesentlichsten Grundbedingungen für die Ruhe des Welttheils sei; daher waren schon (1807) Preußen und Rußland übereingekommen, einen föderativen Staat, wie den Rheinbund, künftig aus ganz Deutschland zu bilden und unter Oesterreichs und Preußens gleich abgewogenen Einfluß zu stellen. Dieser Gedanke war in den Verabredungen zu Paris festgehalten worden. Man hatte ferner einsehen gelernt, daß zu dem großen Zwecke der Beruhigung Europa's auch die Befriedigung Deutschlands in seinem Innern und in den einzelnen Staaten ein gewisses Maß ständischer Freiheit eben so unumgänglich sei.

Zu diesem Zwecke wurde gleich im Anfange des Congresses ein besonderer deutscher Ausschuß gebildet, in welchem nur Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg vertreten waren. Fünf ganz verschiedene Ziele kann man unterscheiden, die vor und auf dem Congresse in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands von verschiedenen Seiten verfolgt wurden. Nach einander lös'ten sich die Pläne zu einer möglichst einheitlichen Verfassung, zu einer zwei- und fünfherrschaftlichen, und zu einer vielheitlichen mit unitarischer Spitze ab, bis man zuletzt zu dem vielheitlichen Staatenbunde ohne einheitlichen Schlußstein herabkam.

Der Plan deutscher Staatseinheit war ein Lieblingsgedanke des Freiherrn von Stein, der darin das beste Mittel erkannte, Deutschland zwischen Rußland und Frankreich mächtig und stark zu machen. Ob Preußen oder Oesterreich zum Herrn von Deutschland gemacht werde, war ihm einerlei, „jedes sei gut, wenn es ausführbar sei". Aber mit diesen Worten sprach er seinem, von politischem Idealismus eingegebenen Plane selber das Urtheil und verfiel bald auf mehrere dualistische Entwürfe, entweder einer Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen oder einer Allianz des deutschen Bundes mit Preußen und

Oesterreich (also eigentlich eine Dreitheilung) mit einer dualistischen Theilung der obersten Leitung des Bundes zwischen den beiden deutschen Großmächten. Da die Könige von Baiern und Württemberg nichts von ihrer jüngst erlangten und durch den Sturz des Protectors des Rheinbundes vollständig gewordenen Souverainetät weder nach außen noch nach innen (Beschränkung durch landständische Rechte) aufgeben wollten und sich nur einen Fürstenbund gefallen ließen, der bloß zur Sicherung gegen außen geschlossen wäre und alles Innere unberührt ließe bis auf die militärischen Einrichtungen, so tauchte sogar ein Entwurf auf, der fünf königlichen Fürsten als Kreis-Obersten die Verfügung über die Truppen zusprach und die kleineren Kreisglieder diesen militärisch unterordnete. Aber auf einmal (16. Nov.) verlangten die Vertreter von 29 Staaten und Städten Theilnahme an den Berathungen über die deutsche Verfassung und beantragten zugleich die Herstellung der deutschen Kaiserwürde. Stein ergriff jetzt diesen Plan und suchte Rußlands Zustimmung für denselben, um durch eine so gewichtige Stimme Englands Abneigung, Preußens Widerstand und Oesterreichs Sprödigkeit gegen die Annahme der Kaiserwürde zugleich zu brechen; allerdings mit dem Hintergedanken, wenn Oesterreich bei seiner Weigerung beharre, wieder auf Preußens Erhöhung zur Kaiserwürde zurückzukommen. Doch Stein war wohl ein Mann der Verwaltung, aber in constitutiven Dingen ein Neuling, wie alle Deutschen jener Zeit. Während daher die preußischen Staatsmänner sich in Entwürfen erschöpften, handelte Metternich ganz anders umsichtig und nach einem wohl erwogenen Interesse. Er war gegen jedes eigentliche Verfassungsproject, nur für ein ausgedehntes System von Verträgen und Bündnissen zwischen den deutschen Fürsten zum Schutz gegen außen, ohne Rücksichtnahme auf die Dinge der inneren Verwaltung. Schon im December 1814 reichte Philipp von Wessenberg einen Entwurf ein, der im Wesentlichen das enthielt, was später geworden ist. Die Bundesglieder sollten gleiche politische Rechte haben und theils einzelne, theils collective Stimmen im Bundesrathe führen. Doch wurde die Berathung verzögert, selbst als Napoleon bereits wieder in Frankreich herrschte, und endlich in eilf rasch einander folgenden Sitzungen (23. Mai—10. Juni 1815) unter Theilnahme Aller und unter dem Drange der Verhältnisse die deutsche Verfassung zu Ende gebracht. Das Princip der Unbeweglichkeit für die Gestaltung des Bundes ward schon in dem Grundgesetze festgestellt, demzufolge über gewöhnliche Gesetze in einer engern Versammlung des Bundestages (von 17 Stimmen) nach der Mehrheit der Stimmen entschieden werden sollte; die wichtigern Beschlüsse aber über organische Bundeseinrichtungen und Abänderungen der Bundesgesetze sollten in einem Plenum, worin jeder kleinste Staat eine Stimme, die großen mehrere hatten, nur durch Stimmeneinheit gültig werden.

---

117. Napoleon's Rückkehr und die letzte Coalition gegen ihn, 1815.

(Nach Ludwig Häusser, deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen, und Herm. v. Keyserlingk, Uebersicht der Ereignisse in Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die in Frankreich wiederhergestellte Dynastie der Bourbonen beurkundete alsbald ihre Unfähigkeit, den Abgrund der Revolution durch eine dauerhafte Schöpfung zu schließen. In den ersten Augenblicken hatte man allerdings die Rückkehr des schwer heimgesuchten Hauses der alten Könige Frankreichs mit Freude, ja mit Begeisterung begrüßt, indem der eiserne Druck eines straffen, militärischen Regiments aufzuhören schien, aber bald trat die Neigung der Bourbonen zu altköniglichem Absolutismus unzweifelhaft hervor und fand ihre Stütze in den ehemals privilegirten Ständen, die an unbedingte Herstellung ihrer alten Güter und Rechte dachten. Das Jahr 1814 war noch nicht zu Ende und schon war der grellste Umschwung gegen die Stimmungen vom Frühjahre eingetreten. Nicht nur das Heer, das sich in seinen Erinnerungen, wie in seinen Ansprüchen gekränkt fühlte, bildete das über ganz Frankreich ausgebreitete Gewebe einer unsichtbaren Verschwörung; auch in den übrigen Klassen des Volkes regte sich immer lauter der Widerwille gegen die unfähige Regierung. Dieser Umschwung war so offenkundig, daß noch vor Ausgang des Jahres die kältesten Beobachter eine nahe Katastrophe prophezeiten. Nur die Regierung war mit Blindheit geschlagen; mit der Gefahr schien ihre Sicherheit zu wachsen.

Napoleon war in Elba den Dingen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Ihm entging kein Mißgriff, keine Verkehrtheit der Bourbonen; er bedurfte nicht einmal der Winke und Berichte seines treugebliebenen Anhanges, um zu sehen, daß sich hier Alles vorbereite, mit einem Handstreich das restaurirte Königthum über den Haufen zu werfen. Auch von der Lage des Congresses in Wien war Napoleon ganz genau unterrichtet. Er hatte dort seine Berichterstatter, die ihm in freiwilliger Hingebung dienten; er kannte das Zerwürfniß der Mächte, den Streit um Polen und Sachsen; er glaubte an die Möglichkeit, wenigstens einen Theil der Gegner von 1813 und 1814 von dem schon gelockerten großen Bunde ablösen zu können. Er selber konnte Klage darüber führen, daß die Bedingungen vou Fontainebleau, worin die Versorgung seiner selbst, seiner Familie und seiner Getreuen verheißen war, unvollzogen blieben; er mußte fürchten, daß man, je kritischer die Lage in Frankreich ward, desto eher seine Stellung in Elba bedrohlich finden mußte und vielleicht darauf sann, sie mit einem abgelegenern Exil zu vertauschen.

So entschloß er sich zu dem Einfall in Frankreich. Noch einmal übte die Macht seines Namens und die Erinnerung seiner Größe einen

Zauber aus, dem nichts Aehnliches in der Geschichte gleichgestellt werden kann. Mit nicht Tausend seiner Getreuen landete er im Süden, riß Nation und Heer in einen Taumel des Abfalles mit sich fort, um nach 20 Tagen eines unblutigen Triumphzuges seinen Einzug in Paris zu halten. Er erklärte, auf die Gedanken der Eroberung fortan verzichten und die Aera eines constitutionellen Kaiserthums eröffnen zu wollen. Wohl kamen jetzt in rascher Folge Verfassung, Wahlen, Kammern, freie Presse, Schwurgerichte zurück, aber es zeigte sich auch in einer Menge von einzelnen Zügen, welche Ueberwindung es dem Manne kostete, in dieser ungewohnten Rolle sich zurechtzufinden. Darüber war kein Zweifel, daß der ganze Versuch, zwischen dem militärischen Kaiserreiche und den Ideen von 1789 eine Fusion vorzunehmen, vollkommen fehlgeschlagen ist.

Die erste Nachricht vom Aufbruch von Elba hatte das Ausland mit Erstaunen erfüllt und auf dem Congresse eine unbeschreibliche Bewegung hervorgerufen. Die Fürsten und Diplomaten vergaßen ihren inneren Zwist; den auf dem Marsche nach der Heimat begriffenen Truppen wurde Halt geboten, die Reduction der Heere in Preußen ward eingestellt, und der russische Kaiser erklärte sich bereit, an der Spitze seiner Armee den Frieden von Paris aufrecht zu erhalten. Man beschloß eine Erklärung, die am 13. März unterzeichnet ward, daß Napoleon Bonaparte als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Strafe Preis gegeben habe. Daran sich anschließend, unterzeichneten Oesterreich, Preußen, England und Rußland am 25. März einen neuen Bundesvertrag, wonach sich jeder der Alliirten verpflichtete, beständig 150,000 Mann im Felde zu halten und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Zweck des Krieges erreicht und Bonaparte durchaus außer Stand gesetzt sei, die höchste Gewalt in Frankreich wieder zu erlangen. Es sollten alle Mächte Europas eingeladen werden, diesem Vertrage beizutreten, auch der König von Frankreich, da die Uebereinkunft lediglich den Zweck habe, Frankreich oder jedes andere Land, das durch die Unternehmungen Bonaparte's und seiner Anhänger bedroht sei, dagegen zu schützen. An die Allianz vom 25. März schloß sich zunächst ein Subsidienvertrag, worin England seinen Verbündeten vorerst auf ein Jahr, bis zum 1. April 1816, eine Geldunterstützung von 5 Millionen Pfund Sterling bewilligte, die zu gleichen Quoten unter die drei alliirten Mächte zu theilen waren. Dann folgten die Beitritte der anderen Staaten zu dem Bündnisse, wodurch dasselbe in der That ein europäisches ward.

Die Raschheit und Einmüthigkeit, womit dies Alles geschah, vereitelte die Hoffnungen Napoleon's, durch Theilung der Gegner einen drohenden Schlag abzuwenden. Um einen zweiten Feldzug fast des ganzen Welttheiles von Frankreich abzuwenden, ließ er der Achtserklärung vom 13. März gegenüber eine Rechtfertigung veröffentlichen, worin er den Schein annahm, als halte er jene Erklärung für unecht, dann die Verletzung des Vertrages von Fontainebleau hervorhob (z. B. statt Parma und Piacenza mit voller Souverainetät an seine Ge-

mahlin zu geben und seines Sohnes Erbrecht darauf anzuerkennen, habe man für sie Güter in Böhmen ohne Souverainetät bestimmt, die Auszahlung der 2 Millionen Francs jährlich an Napoleon habe das französische Gouvernement geweigert) und in einem Rundschreiben an alle Fürsten und Regierungen versicherte er, er wolle den Frieden und habe keinen andern Gedanken, als die Rechte aller Nationen zu achten.

Auch dieser Schritt war erfolglos. Die Ueberbringer der Actenstücke wurden an den Grenzen zurückgewiesen und was davon nach Wien gelangte, ward durch eine Erklärung des Congresses erledigt, der am 12. Mai einmüthig alle Anträge Napoleon's ablehnte. Schon 14 Tage vorher hatte Castlereagh im britischen Parlament jeden Gedanken einer Annäherung in herben Worten zurückgewiesen und die Friedenstaktik Bonaparte's als ein trügerisches Spiel bezeichnet, das sehr bald in die alten Künste umschlagen werde.

So war also der Krieg entschieden; eine neue Invasion stand Frankreich bevor, nachdem die Spuren der ersten kaum verwischt waren. Das dämpfte rasch den Jubel, womit die Franzosen die Rückkehr des Kaisers begrüßt hatten. Die bittere Aussicht auf neue, unabsehbare Lasten nahm dem Kaiserthum Vieles von dem Zauber, der seine Wiedergeburt umgeben hatte. Mit trüben Ahnungen sahen darum die Meisten der kommenden Entscheidung entgegen; in Napoleon selbst lebte nicht mehr die frische Zuversicht des Erfolges, wie in seinen früheren Tagen.

So schwach und unzulänglich wie im Januar 1814 waren dieses Mal die Streitkräfte Napoleon's nicht. Aus der Kriegsgefangenschaft, aus den geräumten Festungen, aus Spanien und aus Italien war ein stattlicher Rest der großen Heere von ehedem nach Frankreich zurückgekehrt; der Kaiser selbst nahm alle seine Kraft zusammen, um durch beschleunigte Rüstungen und das Aufgebot aller vorhandenen Mittel eine Heeresmacht aufzubringen, die den vereinten Armeen der Gegner gewachsen wäre. Er selbst versicherte, er habe am 1. Juni 560,000 Mann unter den Waffen gehabt. Zog man von diesen übertriebenen Angaben zunächst das ab, was mehr auf dem Papier stand, als in der Wirklichkeit vorhanden war, ließ man dann die Massen außer Rechnung, die erst in einiger Zeit marschfertig waren, so blieben etwa 217,000 Mann, die er im Juni zum Angriffe in Bereitschaft hatte. Die größte Masse, ungefähr 130,000 Mann, ward nach der Nordostgrenze, gegen die Niederlande, concentrirt. Diese Truppen waren gut ausgerüstet, ihr Kern bestand aus alten Soldaten und war so equipirt, daß die Armee in jedem Falle zu den tüchtigsten zählen durfte, die Frankreich je ins Feld gestellt hat. Die Verbündeten verfügten freilich über sehr große Mittel. Rußland, Oesterreich und Preußen stellten bedeutend mehr, als der Vertrag ihnen auferlegte, so daß bis Juni wenigstens 600,000 Mann in Bewegung waren. Außer dem österreichisch-sardinischen Corps, das 60,000 Mann stark im Piemontesischen stand, waren es vier große Armeen, die sich von der Schweiz bis nach der Nordsee an den französischen Grenzen sammelten. Die Oesterreicher

mit den süddeutschen Contingenten, in der Stärke von 230,000 Mann und unter Schwarzenberg's Oberbefehl, bildeten den linken Flügel am Oberrheine. Die Russen, unter Barclay, an Zahl mindestens 150,000 Mann, befanden sich noch auf dem Marsche nach dem Mittelrheine, um als das Centrum der großen Angriffslinie bei Mainz und Mannheim den Strom zu überschreiten. Den rechten Flügel bildeten zwei Heere, die sich von der unteren Mosel durch Belgien bis gegen die Nordsee hin ausbreiteten: ein britisches, über 100,000 Mann, unter Wellington's Commando, und ein preußisches unter Blücher, das 130,000 Mann zählen sollte. Der rechte Flügel allein hat den Krieg ausgefochten, ohne daß die 400,000 Mann, die sich von Mainz bis Freiburg sammelten, zur Entscheidung selber mitgewirkt haben.

Am Jahrestage der Schlachten bei Marengo und Friedland, 14. Juni, zeigte Napoleon seinem Heere durch einen Tagesbefehl die bevorstehende Eröffnung des Feldzuges an, und am nächsten Tage ward jener denkwürdige Feldzug eröffnet, der zwar nur 3 Tage dauerte, allein dennoch das Geschick Europa's bestimmte und entschied. Napoleon warf sich mit seiner Hauptmacht auf die Vorhut des preußischen Heeres und drängte sie in Folge der Gefechte bei Charleroi und Gosselies zurück. Dann griff er das noch immer nicht ganz vereinte preußische Heer unter Blücher bei Ligny an (16. Juni). Er beabsichtigte nämlich, eine gänzliche Trennung des preußischen Heeres von dem englischen dadurch zu bewirken, daß er jenes über den Rhein und dieses nach Holland zurückzudrängen gedachte. Zu dem Ende hatte er den Marschall Ney mit 30—40,000 Mann entsendet, um gerade nach Brüssel vorzudringen. Aber dieser Marschall ließ sich bei Quatrebras von einer schwächeren Abtheilung der Verbündeten unter dem Befehle des Prinzen von Oranien aufhalten. Er beharrte ungeachtet der wiederholten Aufforderungen Napoleon's, vorzudringen, bei seiner vorgefaßten Meinung, daß dies unausführbar sei, weil er das ganze englische Heer vor sich habe. Als nun Napoleon das preußische Heer bei Ligny angriff, befahl er dem Marschall Ney, es bei St. Amand auf seinem rechten Flügel zu umgehen und dadurch von dem englischen Heere zu trennen. Doch Ney befolgte wieder nicht diese Weisung, indem er fortwährend versicherte, daß er seine Stellung nicht verlassen könne, weil er das ganze englische Heer vor sich habe. Nur die Abtheilung des Generals Erlon ließ er abrücken, allein auch sofort zurückberufen. Endlich schickte Napoleon dem General Erlon unmittelbar den Befehl, die Bewegung gegen St. Amand auszuführen, dem dieser auch Folge leistete; allein er kam zu spät, weil er durch unnützes Hin- und Hermarschiren Zeit verloren hatte. Napoleon hatte inzwischen die Schlacht, seiner gewohnten Art nach, dadurch entschieden, daß er den Mittelpunkt des preußischen Heeres durch Eroberung des Dorfes Ligny sprengte. So war zwar das preußische Heer geschlagen, aber nicht zersprengt, und noch viel weniger vernichtet. Es zog sich mit Ordnung zurück. — Napoleon, der noch immer bei seinem Plane, die beiden Heere von einander zu trennen, beharrte,

wandte sich nun mit seiner Hauptmacht gegen Wellington und ließ den Marschall Grouchy mit 30—40,000 Mann zurück, der beauftragt war, die Preußen zu verfolgen, zu beunruhigen, zu drängen, besonders aber deren Vereinigung mit dem englischen Heere zu verhindern, oder, falls dies unausführbar wäre, sich an das französische Hauptheer unter Napoleon anzuschließen. Nach diesen Anordnungen setzte sich Napoleon in Bewegung, und erschien vor der Stellung des englischen Heeres. Sein Angriff auf dasselbe gab Anlaß zu jener ewig denkwürdigen Schlacht (18. Juni), welche von den Engländern Schlacht bei Waterloo, von den Franzosen Schlacht bei Mont St. Jean, von den Preußen die bei La Belle Alliance genannt wird. Wellington hatte sich hier in der Voraussetzung aufgestellt, daß das preußische Heer unter Blücher sicher eintreffen werde; allein da dies geschlagen war, von einer feindlichen Heeres-Abtheilung verfolgt wurde und einen sehr durchschnittenen und beschwerlichen Weg zurücklegen mußte, so war es sehr zweifelhaft, ob es, ungeachtet des guten Willens seines wackern Feldherrn, zur rechten Zeit, ja, ob es überhaupt würde eintreffen können. Schon war die Linie des englischen Heeres erschüttert; schon fing sie an, sich aufzulösen, und schon begann sie zu fliehen, als plötzlich auf dem rechten Flügel des französischen Heeres eine preußische Heeres-Abtheilung unter dem General Bülow eintraf und Napoleon nöthigte, da sie sofort zum Angriff überging, ihr Truppen entgegenzustellen. Aber statt nun die Schlacht abzubrechen, und den Rückzug anzutreten, wie es ihm sowohl die Klugheit, als auch die Vorsicht geboten, setzte Napoleon seine Angriffe mit verdoppelter Kraftanstrengung fort. Denn theils mochte er noch immer auf die Ankunft des Marschalls Grouchy rechnen und voraussetzen, daß dieser Feldherr die große Masse des preußischen Heeres beschäftigen werde, theils mochte ihn die Ueberzeugung, daß Alles von dieser Schlacht abhing, zu verzweifeltem Wagen antreiben. Allein das ganze preußische Heer langte allmählich ungehindert auf dem Schlachtfelde an. Es hatte mit keinen andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als mit dem Regenwetter und der schwierigen Beschaffenheit des Bodens. Von dem Marschall Grouchy war es weder verfolgt, noch gedrängt worden, da sich dieser Marschall von der schwachen, etwa 16,000 Mann starken Abtheilung des Generals Thielemann hatte hinhalten und beschäftigen lassen. Dieser Mißgriff hat wesentlich, ja entscheidend zur Niederlage des französischen Heeres beigetragen. Denn so konnte es geschehen, daß das ganze preußische Heer nicht nur zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde eintraf, sondern auch ungehindert wirken, das französische Heer in seinen Stellungen bei Planchenois angreifen, überwältigen und es demzufolge im Rücken angreifen konnte. Da nun auch das englische Heer zu gleicher Zeit wieder zum Angriff überging, so ward das französische Heer zersprengt, und zur wildesten Flucht genöthigt. Vielleicht hätte es sich wieder hinter den nahen Festungen zu neuem Widerstande sammeln können, wenn es nicht von Napoleon verlassen worden wäre. Napoleon war nämlich unmittelbar nach der

Schlacht nach Paris geeilt, in der Hoffnung durch seine Gegenwart die Parteien niederzuhalten, den Muth der Kammern zu beleben, und sie zu bewegen, das Zeichen und Beispiel zu einer einmüthigen Erhebung zu geben. Allein kaum war seine Rückkehr und die Ursache derselben, die gänzliche Niederlage und Auflösung des Heeres, bekannt geworden, als die Parteien mit wüthendem Eifer losbrachen und von Napoleon stürmisch seine Abdankung als das einzige Rettungsmittel verlangten. Er wich dem furchtbaren Sturme und entsagte zum zweiten Male der Krone, zu Gunsten seines Sohnes. Dann begab er sich nach Malmaison. Hier schien er noch immer zu erwarten, daß man ihn zum Dictator ernennen würde. Allein man drang mit Ungestüm auf seine Abreise, ungeachtet das siegreiche englisch-preußische Heer unaufhaltsam vordrang und bald zum zweiten Male vor den Thoren von Paris stand. Er verließ Malmaison, und reis'te nach Rochefort, wohl in der Hoffnung und Absicht, von da aus nach Amerika zu gehen. Allein als er hier angelangt war, zauderte er, sich einzuschiffen, sei es, weil er noch auf eine Umwandlung der Verhältnisse in Frankreich zu seinen Gunsten hoffte, oder weil er die Gefahr scheute, der er ausgesetzt war, wenn er nach Amerika schiffen wollte, nämlich auf offenem Meere von den englischen Kreuzern ergriffen zu werden. Endlich faßte er den unseligen Entschluß, sich Englands Großmuth anzuvertrauen; in diesem Sinne schrieb er an den damaligen Prinz-Regenten, nachmaligen König Georg IV., und begab sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon. Allein das englische Cabinet erklärte ihn für einen Kriegsgefangenen und ließ ihn, ungeachtet seines feierlichen Einspruchs, nach St. Helena führen, wo er am selben Tage anlangte, an welchem vor zwei Jahren die Schlacht bei Leipzig seiner Herrschaft in und über Deutschland für immer ein Ende gemacht hatte.

Was Napoleon den verblendeten Wortführern der Parteien bei seiner Abreise vorausgesagt hatte, erfüllte sich buchstäblich. Blücher und Wellington nöthigten Paris nach kurzem Widerstande zur Uebergabe: mit ihnen zog auch Ludwig XVIII. wieder ein, und lös'te sofort die Kammern auf. Von allen Seiten ward nun Frankreich von den verbündeten Heeren überströmt.

Nach diesem überraschend schnellen Ausgange des Krieges hätte sich beim Abschlusse des zweiten pariser Friedens (20. Nov. 1815) die gerechteste Gelegenheit geboten, Deutschland gegen Frankreich zu stärken und Preußen zur westlichen Hut geeigneter zu machen. Als sich im Hauptquartier in Heidelberg Stein, Hardenberg, Metternich mündlich besprachen, schienen auch sie alle einig, daß Elsaß, Lothringen und Französisch-Flandern zurückgefordert werden müßten. Aber das im Jahre 1814 Versäumte wurde auch dieses Mal nicht nachgeholt durch das Mißtrauen der Verbündeten in die eigene Kraft und den Widerspruch Englands und Rußlands, die durch eine Verstümmelung Frankreichs eine Fortsetzung des Krieges fürchteten, in welchem das zertheilte Deutschland nicht im Stande sein werde, das Entzogene zu behaupten.

So wurde Frankreich nichts auferlegt als eine Kriegsschatzung (700 Millionen Franken) und eine zeitweilige Besetzung, die Anfangs auf 7 Jahre bestimmt, dann auf 5 und zuletzt auf 3 Jahre beschränkt ward; von seinem Gebiete trat es nur die meisten fremden Gebietstheile ab, die es 1814 noch zu seinem frühern Umfange erhalten hatte: Marienburg und Philippeville an Belgien, Landau und das Land bis zur Lauter wurde an Deutschland, ganz Savoyen an Sardinien zurückgegeben.

Auf den beiden Friedensschlüssen von Paris und den Wiener Verträgen sollte hinfort die Ordnung der europäischen Welt beruhen. Es war das größte Friedenswerk, das in den neueren Zeiten erlebt worden ist. Selbst die Congresse in Münster und Utrecht betrafen mehr die örtlichen Verhältnisse nur weniger, wenn auch mächtiger, Staaten; der Wiener berührte in seinen Verfügungen jedes kleinste Land in Europa mit Ausnahme der Türkei. Der ganze Welttheil fühlte sich in diesem Augenblicke mehr wie je als eine einzige Staatengemeinde. Es war daher nicht zu verwundern, daß damals vielfach die ausschweifendsten Hoffnungen und Wünsche laut wurden: es möge diese Friedenseinigung der Ausgangspunkt werden für eine gesetzliche völkerrechtliche Gemeinschaft; es möge ein großes Schiedsgericht niedergesetzt werden, das eine allgemeine Entwaffnung erleichtere und die Kriege des gewöhnlichen Ehrgeizes erschwere; es möchten von dem großen Bunde den einzelnen Staaten ihre Verfassungen gesichert werden, die ihrerseits den Völkern ihre Rechte sicherten; es möge der Besitzstand der Staaten zu einem anzuerkennenden Rechtszustande, als Grundlage eines rechtlichen Gleichgewichts, erhoben werden.

Diese idealistischen Aussichten für die Zukunft wurden sogar von den gekrönten Häuptern selbst, die ja auch zum Theil verarmt und landesflüchtig umhergeirrt waren, getheilt und zu politischen Absichten und Handlungen ausgeprägt. Kaiser Alexander I., der schon damals mit dem Gedanken umging, den christlichen Orient von dem Joche der Türken zu befreien, trat während der Verhandlungen des zweiten pariser Friedens mit dem Vertrage der heiligen Allianz hervor, der als eine Vervollständigung der Friedensverträge, ja als die Grundlage eines europäischen politischen Systemes, von den Fürsten der drei Ostmächte unterzeichnet wurde. Nach dem Inhalte dieser Urkunde sollte die Politik der Mächte in ihren gegenseitigen Beziehungen, so wie die innere Verwaltung der Staaten künftig auf die Vorschriften des Christenthums, auf Gerechtigkeit, Liebe und Friede gegründet werden. Die drei unterzeichneten Herrscher wollten sich bei jeder Gelegenheit gegenseitige Hülfe leisten, sich als Glieder Einer und derselben christlichen Nation betrachten, als Bevollmächtigte der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen. So schien in dieser Urkunde jene höchste Aufgabe thatsächlich gelös't, an der sich selbst die Theorie seit Jahrtausenden vergebens zerarbeitet hatte: die Handlungen der Politik schienen mit den Vorschriften des Religions- und Sittengesetzes ausge-

glichen; die Bürgschaft eines ewigen Friedens und einer unverbrüchlichen Ordnung der Dinge schien stärker als je, weil sie von den größten Machthabern ausging.

---

118. Rückblick auf Napoleon's Fall.

(Nach G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, seit den Wiener Verträgen.)

Der große Mann zweier Jahrhunderte, dem Europa eine zu kleine Bühne für seine Thaten gewesen war, fiel in den beschränkten Raum einer kleinen Insel zurück. Es war ein Schicksalsfall voll tragischer Größe. Und nie hat die tragische Dichtung in schärferen Zügen, als es hier die Geschichte that, die Lehre von der selbsträchenden Verschuldung dargestellt: daß des Menschen Natur und Wandel die eigenste Werkstätte seiner Geschicke ist. In der Aufrichtigkeit der Leidenschaft rühmte sich Napoleon, daß ihn sein Seelenstolz zu seiner Höhe emporgehoben habe; bei gelassener Ergebung hätte er sich gestehen müssen, daß er ihn auch gestürzt habe. In den Ideen und Thatsachen der französischen Umwälzung erwachsen, rein gehalten von ihren Verbrechen, begabt mit der Geistesstärke, ihre Wahrheiten wie ihre Verirrungen zu erkennen, war er in Zeiten innerer und äußerer Zerrüttung der Retter Frankreichs geworden und schien berufen, der Sammler der großen Ernte des Jahrhunderts, der Wohlthäter Europa's, der Begründer einer neuen Ordnung der Zukunft zu werden. Die Welt traute ihm diesen Beruf zu, und er ihn sich selber. Hörte man ihn in den Tagen, wo er die Summe seines Lebens ziehen konnte, so war der große Zweck seines Bestrebens gewesen, zwischen Fürsten und Völkern zu vermitteln, freistaatliche Ordnungen mit monarchischen Formen zu verbinden, die Höhle der revolutionären Stürme für immer zu verschließen, den faulen Zuständen der Vergangenheit ein Ende zu machen, alle gesunden Staatsgrundsätze der neuen Zeit in Kraft zu setzen und in dem wiedergeborenen Europa die „Herrschaft der Vernunft“ zu begründen. Zufälligen Ereignissen, wie der Feindschaft der Elemente in Rußland, gab er dann Schuld, daß diese Wiedergeburt nicht ausgeführt wurde. Wäre er fähig gewesen, in sein Inneres mit Aufrichtigkeit hinabzusteigen, so hätte er sich gestanden, daß nicht jene Zufälle, die seine Wege kreuzten, seine Ziele vereitelnd, ihn zum Sturze führten, sondern die eingeschlagenen Wege selber.

Hätte er in seinem Vaterlande ein großes Beispiel aufgestellt der Erziehung zu Freiheit und Wohlfahrt, indem er mit den Wohlthaten seiner Gesetzgebung den Segen einer unbeugsamen Gesetzesherrschaft, mit der Ordnung seiner Verwaltungs-Einrichtungen die Selbstsorge und freie Bewegung der Staatsglieder verband, hätte er die Macht Frankreichs auf eine

gedeihliche Entwicklung in der Zeit, seine eigne Unsterblichkeit auf die innere Förderung des Zeitalters gründen wollen, so hätte dies gegebene Beispiel Europa in Wahrheit eine Verjüngung verheißen. Sobald diese Wohlthat aber mit Zwang beschafft werden sollte, sobald Napoleon seinen Ruhm in die Waffen und Frankreichs Glück in die Herrschaft über Europa setzte, so waren mit dieser Einen Irrung jene großen Zwecke, wenn sie je gefaßt waren, nicht verfehlt nur, sondern aufgegeben. Denn auf diesem Wege konnte zwischen Volk und Herrscher nicht vermittelt, es konnte der alte Spalt nur weitergerissen werden; die alte Entsittlichung des Volkes, die von dem Beispiele der Bourbonenhöfe gefördert, seine Verwilderung, die in den Gräueln der Revolution gesteigert war, konnten auf diesem Wege nicht gesunden; in den Geschicken des Staates, die sich von einem schwindelnden Abenteuer zum anderen ziellos und ruhelos bewegten, konnten die glanzlos echten Tugenden der Häuslichkeit und Bürgerlichkeit nicht gedeihen. Und wie die sittlichen, so waren dem Volke auch die geistigen Fortschritte auf diesem Wege versagt. Es ist ein Ausspruch von Napoleon selber, daß, wer die Ideen unterdrücke, an seinem eigenen Verderben arbeite; er selbst hatte die Wahrheit des Spruches bewiesen mit den eigenen Thaten. Er spottete der Idee überall, wo sie nicht seines Sinnes war; er ließ der Kunst keinen Raum als zur Schmeichelei, der Wissenschaft als zu seinem Dienste; er achtete nicht, er ächtete und unterdrückte jede ihrer selbständigen Bewegungen in der Schule, in der Presse, in der Gesellschaft und auf der Rednerbühne. Denn auch die bürgerliche Reife des Volkes konnte ihm auf jenem Wege nicht taugen; er bedurfte des einheitlichen Machtgebrauchs und konnte nicht wollen, daß ständische Körperschaften über die Mittel der Macht verfügten. In diese Nothwendigkeit getrieben, suchte er für seine Unterdrückung beschönigende Beweggründe: dem beweglichen Leichtsinne des Franzosen fehle die erhaltende Stetigkeit des Engländers, die Bedingung eines freien Staatslebens; ihn beseele nur kriegerisches Ehrgefühl, nicht echte Liebe zur Freiheit. Und er handelte so, als ob es eine rühmliche Aufgabe sei, den angeblichen knechtischen Sinn des Volkes noch mehr zu knechten. Er zerstörte eine der großen politischen Erwerbungen Frankreichs nach der andern. Er setzte an die Stelle der Revolution eine Gewaltherrschaft, an die Stelle der Nationalität ein Universalreich, an die Stelle des Freistaats eine Dynastie, die ihre weltherrschaftliche Berechtigung von Karl dem Großen herleitete, an die Stelle der Gleichheit einen Erb- und Lehenadel, an die Stelle der Erbtheilung Majorate und Substitutionen, an die Stelle des Gesammtwillens der Gemeinde die einheitliche Wirksamkeit der Präfecten. In Haus und Familie griff er mit Willkür ein und umspann sie mit Späherei und Angeberei; die Ersten dieses von ihm selbst mit Ruhm getränkten Volkes demüthigte er mit roher Behandlung und würdigte sie zu blinden Werkzeugen herab. Selbst einen Tiberius ekelte die sklavische Gesinnung seiner Senatoren an, dem französischen Imperator aber schien die niedrigste Fügsamkeit allein ge-

nug zu thun. Wohin aber, bis zu welchem Grade von überhobener Selbstsucht war auf jenem Wege zur Weltbeherrschung Napoleon's eigne Natur, sein angeborener Hochsinn und Seelenstolz zuletzt ausgeartet! Welche Kluft lag zwischen dem General Bonaparte, den einst Talleyrand als das bescheidene Kind der Zeit, des Vaterlandes, der Revolution darstellen durfte, und dem Kaiser Napoleon, der den geschmacklosen Hofglanz der faulen Vergangenheit wieder hergestellt hatte, der in der Ueppigkeit eines asiatischen Fürsten (wie der Perser sein Trinkwasser) seinen Lieblingswein bis Moskau mit sich führte, der schon, im Sturze begriffen, sich anmaß, daß er Frankreich nöthiger sei als Frankreich ihm, der selbst an seine Allüberlegenheit und Unfehlbarkeit glaubte und dessen Diener den Menschen in ruchlosem Ernste zumutheten, „seinen Willen wie das Fatum zu betrachten". Er dachte sein Land zu entschädigen mit der Sättigung an Größe und Ruhm. Er hätte gern, so spiegelte er Frankreich spät noch vor, alle Europäer unter französischer Oberherrschaft zu einem Volke gebildet, mit gleichen Verkehrsmitteln, unter Einem Rechte und Einem Amphiktyonenhofe, hätte gern aus Paris die Hauptstadt der Welt und „aus Frankreich einen Roman" gemacht. Aber diese Politik galt selbst dem geblendeten Frankreich nicht für „gesunde Staatsgrundsätze", noch für eine „Herrschaft der Vernunft;" sie galt ihm nicht als ein Preis für seine Arbeiten und Schicksale seit 20 Jahren; nicht als ein Ersatz für die 5 Milliarden an Geld (welche die eingestandenen Kosten der Kriege von 1802—1814 für Frankreich allein betrugen), noch für die drei Millionen Menschen, die von 1804—1814 ausgehoben und bis auf ein Sechstheil dem Ehrgeize des Einen geopfert waren. Konnten aber der Ruhm und die Vortheile des Weltreiches das französische Volk nicht einmal zufrieden stellen, so regte dagegen die Noth und die Schmach der Unterdrückung den ganzen Welttheil gegen den Unterdrücker auf. Ein Fürstenhaus nach dem andern sollte weichen vor seinen Verwandten, Staat um Staat in der Nähe sollte zur Provinz, ganze Volksstämme sollten „entnationalisirt" werden, um das große Reich zu bilden; die Meere zu befreien, sollten alle Länder erobert werden; um Frankreich den Sieg über den Erbfeind England zu sichern, mußte sich Europa der Oberherrschaft und, wie einer gewaltsamen Sequestration, der Festlandssperre beugen; das Gleichgewicht des Welttheils wurde aufgehoben, und dies genügte nicht: um England auch in seinen Pflanzstaaten anzugreifen, schien zuletzt der Plan nicht zu verwegen, über das besiegte Rußland und die aufgelöste Türkei hin auch noch Asien bis Ostindien zu überziehen. Aber über der Vermessenheit, die Völker in Trümmer zu schlagen, den Räumen und Zeiten zu trotzen und in menschliche Lebensfrist die Werke von Jahrhunderten pressen zu wollen, waren schon größere Eroberer und menschlichere Helden als Napoleon gescheitert. Die nationale Leidenschaft in den bedrückten und bedrohten Völkern waffnete sich gegen ihn, der er unterlag, seitdem der erste Schlag in dem russischen Kriege das Vertrauen in sein Glück erschüttert

hatte. Kein blindes Geschick hat ihn geschlagen, sondern die Ueberhebung und Uebersteigerung der eignen und fremden Kraft hat ihn zu Grunde gerichtet. Er selbst hatte einst gesagt: im Kriege bezeichne immer ein großes Unglück einen großen Schuldigen; er hatte damit sein eigenes Urtheil gesprochen. Ueber der Kraftüberspannung zerbrach zuletzt Stütze um Stütze, und Triebfeder um Triebfeder erlahmte. Die Werkzeuge, ohne eigene Antriebe, entfielen seinen Händen; das Volk, der eigenen Thätigkeit entwöhnt, entsprach seinem Aufrufe nicht mehr; der Kleinmuth der Minister im Amte, der Verrath der Minister außer Amte, der rohe Undank der Günstlinge, die Schlaffheit der im Genusse gesättigten Feldherren, Alles war zuletzt gegen den Meister verschworen. In ihm selber kämpfte bis ans Ende die Verzweiflung des Besiegten und das herbe Gefühl der Demüthigung nach so viel Uebermuth mit dem Trotze des Stolzes und dem Vertrauen auf das frühere Glück; der kriegerische Genius erschöpfte seine letzten Kräfte in einer letzten vergeblichen Anstrengung. Der politische Sturz war erschütternd, der menschliche war erschütternder. Sein Seelenstolz hatte Napoleon eine tiefe Menschenverachtung eingeflößt, sie sollte zuletzt durch die eigene Erfahrung traurig gerechtfertigt werden; sein Seelenstolz hatte ihm auch die Meinung eingegeben, daß er die tiefste Menschenkenntniß besäße, darüber sollte er bitter enttäuscht werden. Sein Heer zwar in den untern Schichten blieb ihm aufopfernd und bewundernswerth treu bis zur äußersten Prüfung; je höher hinauf aber, desto greller wurde der Abfall. Die Tapfersten versagten in dem letzten Augenblicke, die Bevorzugtesten verschwanden und verriethen, die Beleidigten und Zurückgesetzten dagegen bewährten sich als die Edelsten; die Verwandten in Italien verzagten oder fielen ab. Die verstoßene Gattin überlebte des bewunderten Gemahles Sturz nur um wenige Wochen, die regierende Kaiserin dagegen gab ihre Hauptstadt, ihren Gatten, ihre fürstliche Würde Preis; den Sohn traf das tragische Loos des Astyanax, das dem Vater von allen Loosen das schrecklichste schien.

Zu verbessern:

Seite 5, Zeile 5 von unten lies: ist statt: sind.
" 13, " 4 von oben " Oscar statt: Otto.
" 84, " 25 " " " hätten statt: hatten.
" 96, " 14 " " " dann statt: denn.
" 131, " 15 u. 16 v. oben lies: In Schweden aber (wo er im Mai 1520 anlangte) fand er.
" 133, " 10 von oben lies: hatte statt: hätte.
" 140, letzte Zeile lies: ungeordneten.
" 153, Zeile 21 von oben lies: Ludwig von Nassau.
" 159, " 3 " unten " wurde statt: würde.
" 188, " 20 " oben " 1598 " 1589.
" 189, " 4 " unten " Gewerbfleißes.
" 190, " 21 " oben " Terrassen.
" 192, " 27 " " " Friedr. statt: Ferd.
" 210, " 7 " " " sie selbst statt: sich selbst.
" 226, " 9 " " " Strafford's.
" 297, " 3 " " " 17. statt: 16.
" 314, " 12 " unten " oder als Reich.
" 379, " 11 " " " Plantagenets.
" 401, " 23 " oben " Aufruhr statt: Aufruf.
" 415, " 7 " " " heldenmüthigem.
" 425, " 6 " unten " 1714.
" 459, " 11 " oben " Georg II.
" 492, " 9 " unten " New-Orleans.
" 516, " 15 " oben " 21. Juli.
" 533, " 32 " " " immer neu.
" 541, " 4 " " " Herrmann.
" 572, " 4 " " " Durch den Krieg mit Frankreich.
" 574, " 11 " " " der Bürgerkrone.
" 593, " 9 u. 8 von unten lies: für abgesetzt gelten.
" 624, " 1 von unten lies: Prairial.
" 626, " 5 " oben " Ausdruck.
" 630, " 1 " unten " er erhielt.
" 639, " 21 " oben " reichsständisches.
" 648, " 23 " " " Württemberg schloß für sich.
" 648, " 25 " " " Friedensschlüsse jener Fürsten folgten.
" 668, " 30 " " " zu Pferde.
" 671, " 1 " " " keinen Pardon.
" 700, " 1 " " " den Würdigsten.
" 718, " 1 " " " Hospodare.
" 731, Zeile 26 und Seite 733 Zeile 23 lies: Estremadura.
" 747, Zeile 3 von oben lies: Verbindung.
" 753, " 1 " " " der Vierzehnte.
" 767, " 25 " " streiche das Colon am Ende der Zeile.
" 792, " 5 " " lies: Umfange.
" 800, " 10 " " " vermaß.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.



